<36602349610010

Wegele
Geschichte
der deutschen
Historiographie

64g

Geschichte

der

Wissenschaften in Deutschland.

Neuere Zeit.

Zwanzigster Band.

Geschichte der deutschen Historiographie.

Auf Veranlassung

Sr. Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Kommission
bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

München und Leipzig 1885.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Geschichte

der

Deutschen Historiographie

seit dem Auftreten des Humanismus.

Von

Dr. Franz X. von Wegele.

Auf Veranlassung

Sr. Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Kommission

bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

München und Leipzig 1885.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Vorwort.

Das Buch, das um seines Gegenstandes willen seit mehreren Jahren mit einiger Ungeduld erwartet worden ist, tritt hiermit, im Drucke vollendet, an die Öffentlichkeit. Möge es hinter der gestellten großen Aufgabe nicht gar zu weit zurückgeblieben sein! Meine Absicht war, in erster Linie den Gebildeten der Nation deutlich zu machen, was auf diesem Gebiete bei uns seit nahezu vier Jahrhunderten geleistet wurde, und eine lebhaftere Teilnahme für diesen Zweig unserer Literatur zu erwecken. Die Anlage des Werkes hatte ihre Schwierigkeit. Es boten sich verschiedene Möglichkeiten, die ich hinlänglich erwogen habe; ob ich die zweckmäßigste gewählt, müssen meine Leser entscheiden. Von anderem zu schweigen, zweifle ich nicht, daß manche der Meinung sein werden, es sei der Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts zu viel Raum zugestanden worden, ich dagegen habe mich von der Meinung leiten lassen, daß gerade diese Epoche unserer Geschichte, je dürftiger sie mitunter auch auf dem hier bearbeiteten Felde erscheinen mag, der Kenntnis unserer Nation um so näher gerückt werden soll. Aus demselben Grunde habe ich dabei eine annähernde Vollständigkeit in der Vorführung der einzelnen Autoren und ihrer Schriften angestrebt, während von dem Augenblicke an, wo an die Stelle jener Dürftigkeit eine wachsende Fülle tritt und nach dem Urteile Vieler die Geschichte unserer modernen Geschichtschreibung erst recht beginnt, eine wesentliche

Modifikation dieses Systems sich von selbst nahe legte. Daß ich mich hinwiederum gegenüber der Geschichtschreibung der neuesten Zeit kurz gefaßt und auf eine Schilderung der einzelnen Forscher und ihrer Schriften verzichtet habe, wird hoffentlich nicht mißverstanden werden. Die bloße Zusammenstellung einer schwer übersehbaren Reihe von Namen hätte niemanden genützt, eine eingehende Charakterisirung derselben zu weit geführt und am Ende doch nur mit Vorbehalt unternommen werden können. Sollte unter diesen Umständen ein lebender Schriftsteller übergangen worden sein, der bereits der Geschichte angehört, so ist das wenigstens nicht mit Absicht geschehen. In der Namhaftmachung der Literatur habe ich mich um eine gewisse Vollständigkeit bemüht, weil ich durch das vorliegende Buch vor allem anregend wirken möchte. Freilich wird mir trotzdem vieles entgangen sein, da zerstreute Untersuchungen und Abhandlungen gerade dieser Art sich gerne dem Auge des Suchenden gänzlich entziehen oder doch häufig schwer erreichbar sind. Wenn ich auf die Allgemeine Deutsche Biographie verweisen konnte, so habe ich das in diesen Dingen schon der Kürze wegen gerne gethan, was, denke ich, einer besonderen Rechtfertigung nicht bedarf. Wo sich Vorarbeiten über einzelne Historiker fanden, habe ich sie nach Kräften benutzt und, insoweit sie mit meinen Überzeugungen übereinstimmten, mich oft enge an sie angeschlossen, auch wenn ich ebenso gut meinen eigenen Weg hätte gehen können. Dieses ist namentlich bei der Philosophie der Geschichte geschehen, in welcher ich, wie nicht verhehlt werden soll, mich am liebsten an fremdes Urteil anlehnte, weil ich dem meinigen zu wenig vertraute. Im übrigen will ich nicht verschweigen, daß sich mir bei Gelegenheit der Ausarbeitung dieses Werkes der Wunsch aufgedrängt hat, es möchte die so rührige Quellenforschung unserer Tage der neueren deutschen Geschichtschreibung, zumal des 16. und 17. Jahrhunderts, eine größere Berücksichtigung schenken, als das bisher, einige löbliche Ausnahmen abgerechnet, geschehen ist. Für die Zeit von der Erhebung der Karolinger bis zum Ausgange der Staufer ist in

dieser Beziehung bereits so vieles geleistet worden, daß endlich auch die späteren Jahrhunderte, wie verschieden der in Frage kommende Stoff seiner Natur nach sein mag, an die Reihe der kritischen Untersuchung kommen sollten. Es würde mir eine lohnende Genugthuung sein, wenn das vorliegende Buch, vielleicht gerade durch die ihm anklebenden Schwächen und Unvollkommenheiten, in dieser Richtung einen fruchtbaren Anstoß zu geben vermöchte!

Zum Schlusse ergreife ich die Gelegenheit, der verehrten Direktion der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München für die unermüdliche Bereitwilligkeit, mit welcher sie allen meinen Wünschen entgegengekommen ist, den gebührenden, aufrichtigen Dank auszusprechen.

Wirzburg, im Mai 1885.

Wegele.

Inhaltsübersicht.

Erstes Buch.

Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Gegenreformation und des Stillstandes.

Drittes Buch.

Das polyhistorische Zeitalter. Vom Ausgange des großen deutschen Krieges bis auf Friedrich den Großen.

Viertes Buch.

Die deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter der klassischen Nationalliteratur. Von Friedrich d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen.

Fünftes Buch.

Die Begründung der deutschen Geschichtswissenschaft. Von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart. Schluß.

Erstes Buch.

Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Einleitendes.

Die Aufgabe der vorliegenden Schrift ist die Geschichte der deutschen Geschichtschreibung der neueren Zeit: es geschieht zum ersten Male, daß die Lösung derselben versucht wird[1]).

Mehr als sieben Jahrzehnte sind dahingegangen, seit Ludwig Wachler es unternahm, eine ausführliche „Geschichte der historischen Wissenschaften" der abendländischen Völker innerhalb des gleichen Zeitraumes zu schreiben und in diesem Zusammenhange auch den Anteil der Deutschen an derselben zur Anschauung zu bringen[2]); aber es lag in der Natur und in der Anlage seines Werkes, daß die Arbeit und das Verdienst der deutschen Geschichtschreibung in ihrer Selbständigkeit und Eigenartigkeit auf diesem Wege doch nicht zum vollständigen und beredten Aus-

[1]) Eine Skizze „Zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Historiographie" von dem namentlich um die Geschichte des Humanismus und der Historiker dieser Zeit höchst verdienten Dr. Ad. H. Horawitz erschien Wien 1865, und behandelt die Epoche von Niebuhr und den Freiheitskriegen an. — Von andern neueren Hilfsmitteln mehr als bibliographischer Natur sei gleich an dieser Stelle die von G. Waitz besorgte neue Bearbeitung von Dahlmann's „Quellenkunde der deutschen Geschichte" 2. Aufl. (Göttingen) 1875 hervorgehoben. — Älterer bez. Schriften wird an ihrem Orte gedacht werden.

[2]) Auch unter dem Titel „Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der literärischen Kultur in Europa". 2 Bde. in 5 Abteilungen, Göttingen 1812—1820. (Das Werk bildete die fünfte Abteilung eines von der Röwer'schen Buchhandlung in Göttingen verlegten Gesammtunternehmens einer „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts", welches demnach teilweise als ein Vorgänger der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" betrachtet werden kann.)

drucke gelangte. Und außerdem war dieselbe gerade zu der Zeit, in welcher Wachler Hand an das Werk legte, erst im Begriffe sich so recht zu entfalten und in ein höheres Stadium einzutreten, so daß er die Feder höchstens mit der Zuversicht niederlegen konnte, daß die größte und schönste Epoche derselben, soweit namentlich die Pflege der vaterländischen Geschichte hierbei in Frage kam, eben erst noch zu erwarten stehe[1]).

Dieses Beispiel, das Wachler im großen gegeben, hat indessen, um zunächst bei Deutschland stehen zu bleiben, die an sich gewiß wünschenswerte Nacheiferung nicht gefunden. Der Grund dieser Thatsache liegt ohne Zweifel in dem Umstande, daß sich in den darauf folgenden Jahrzehnten die wissenschaftliche und auch populäre Teilnahme mit überwältigender Vorliebe der quellenmäßigen Erforschung und Darstellung unserer mittelalterlichen Geschichte zuwendete und die Mehrzahl der Kräfte sich um diese vereinigte. So wurde es zuletzt möglich, daß die deutsche Geschichtschreibung im Mittelalter, ohne daß ein größerer Versuch der Art vorausgegangen wäre, in ihren beiden Hauptgruppen in zwei entsprechenden Werken zur Darstellung gelangte, die unseres Lobes nicht bedürfen, von welchen aber jedes in seiner Art und auf der Grundlage je ihrer Voraussetzungen dem erweckten Bedürfnisse entgegenkam und die erwartete Wirkung ausübte[2]). Von der fachmäßigen Bedeutung der beiden Werke ganz abgesehen, es wurde auch in weiteren, nicht bloß streng schulgemäßen Kreisen jetzt klar, daß die Geschichtschreibung einer Nation ein getreuer Ausdruck ihres Wesens und ihres Geistes, daß sie ein spezifischer Teil ihrer allgemeinen Bildungsgeschichte sei, mit welchem man

---

[1]) A. a. O. Bd. II Abt. 2 S. 986 a. E.: „Es sind Zeiten eingetreten, welche für Anbau der Vaterlandsgeschichte zu freudigen Hoffnungen berechtigen."

[2]) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. 1. Aufl. 1859; 4. Aufl. 1878. — Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. 1. Aufl. in 1 Bande, Berlin 1870 (bis zum Ende des 14. Jahrh. reichend); 2. Aufl., Berlin 1876, in 2 Bänden (bis zum Ende des 15. Jahrh. sich erstreckend).

sich nicht mehr durch die Anführung einiger auffallender Namen und Bücher abfinden dürfe.

So konnte es nicht ausbleiben, daß, sobald auch der neueren Geschichte in Deutschland sich ein lebhafterer Eifer von berufener Seite zukehrte, zugleich für die historiographischen Leistungen der späteren Jahrhunderte eine analoge Teilnahme erwachte, mochte sich daneben auch die Ansicht siegreich geltend machen, daß denselben für die geschichtliche Erforschung dieser Zeit überhaupt nicht der hohe materielle Wert zugestanden werden könne, wie ein solcher vergleichungsweise der Geschichtsliteratur des Mittelalters von niemanden bestritten wird[1]). Eben von der Seite, von welcher in epochemachender Meisterschaft in einer langen Reihe von Werken das Muster einer zugleich wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung der neueren Geschichte aufgestellt wurde, ging auch der fruchtbare Anstoß für die zutreffende Beurteilung und Verwertung der neueren Geschichtswerke aus. Es ist wahr, diese Anregung kam zunächst in überwiegendem Grade nur der Historiographie der Reformationszeit zu gute und wirkt auf diesem Gebiete bis auf den heutigen Tag ergiebig nach; aber immerhin, das entscheidende Beispiel war einmal gegeben und damit zugleich die Aufforderung weithin vernehmlich ausgesprochen, der Geschichtschreibung auch der späteren Epochen eine ähnliche Sorgfalt angedeihen zu lassen. Dieser Zuruf ist in der That nicht ungehört verhallt und liegt im Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse für die neuere Geschichte der Erfolg desselben in einer Reihe von Veröffentlichungen und monographischen Untersuchungen aus verschiedenen Jahrhunderten vor, deren Zahl freilich zu dem Umfang des Stoffes noch in keinem

[1]) Vgl. die bekannten Worte Leopold v. Ranke's in der Vorrede zum 1. Bande (der verschiedenen Auflagen) seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation": „Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte, selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer insoweit ihnen eine originale Kenntnis beiwohnt, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und der echtesten unmittelbaren Urkunden aufbauen werden."

ebenmäßigen Verhältnisse steht[1]). Nicht minder haben unsere Literaturgeschichten, um auch daran zu erinnern, seitdem angefangen, unserer Geschichtschreibung, insoweit sie sich der nationalen Sprache bediente, eine ernsthaftere Berücksichtigung zu widmen und die Teilnahme der gebildeten Kreise für dieselbe mit größerer oder geringerer Sachkunde und Geschicklichkeit in Anspruch zu nehmen[2]).

Wie vieles aber an Vorarbeiten namentlich für die glänzendste Epoche unserer Geschichtschreibung noch vermißt werden mag, diese selbst nimmt neben den übrigen Wissenschaften jetzt einen so hervorragenden Platz ein und unsere Nation hält ihr eine so auszeichnende und rührige Teilnahme zugewendet, daß es nach allgemeiner Übereinstimmung angezeigt erscheint, ein Gesammtbild ihrer Entwickelung zu entwerfen und im Zusammenhange die Voraussetzungen, Kräfte und Einflüsse zur Anschauung zu bringen, durch deren Zusammenwirken sie als moderne Wissenschaft und zugleich im Wetteifer mit den Nachbarvölkern zu der herrschenden Machtstellung emporgestiegen ist, die ihr zur Zeit von nur wenigen mehr angefochten wird. Indem wir nun die Hand an dieses Unternehmen legen, täuschen wir uns über die augenfälligen Schwierigkeiten desselben keineswegs, und wissen wir recht gut, daß wir den Mut zu demselben in erster Linie viel mehr aus unserer Liebe zu dem Gegenstande, die wenigstens nicht von gestern stammt, als aus der vollkommenen Beherrschung desselben zu schöpfen angewiesen sind. Und so wird der Wunsch gestattet sein, es möge zwischen der Höhe der Aufgabe, zu deren Lösung wir hiermit schreiten, und der Kraft, die wir für sie mitbringen, kein zu ungünstiges Mißverhältnis erfunden werden.

---

[1]) Die bez. einzelnen Leistungen hier namhaft zu machen dürfen wir uns um so eher versagen, als wir im Verlaufe der Darstellung die Mehrzahl derselben zu erwähnen Gelegenheit haben werden.

[2]) Ich nenne vor anderen die betr. Werke von Koberstein, H. Kurz und Julian Schmidt.

Erstes Kapitel.

Rückblick und Übergang.

Wir nehmen den Ausgangspunkt unserer Darstellung von der Epoche, die überhaupt die neue Zeit eröffnet: dem Absterben der mittelalterlichen Weltordnung und Bildung, dem Emporkommen eines neuen geschichtlichen Prinzipes, das allmählich, hier rascher dort langsamer, die Geister und die Dinge ergreift und verwandelt. Im besonderen ist es der Humanismus mit seiner welterneuernden Kraft, der auch uns an der Schwelle der Bahn, die wir zurückzulegen haben, entgegentritt. Er ruft die gelehrte, teilweise schon kritische Geschichtschreibung ins Leben, stählt sie an den Mustern des wiedererweckten Altertums und stellt sie zugleich in den Dienst der nationalen Motive und Interessen, mit anderen Worten, er reformirt sie. Was seit dieser Zeit auf dieser Grundlage geschaffen wurde, wie wenig auch die fortschreitende Entwickelung eine gleichmäßige und überall glückliche genannt werden kann, es wirkt bis auf den heutigen Tag unmittelbar nach, ist mit unserem geistigen Sein wie unzertrennbar verwachsen, gehört zu dem Erbe, das von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt und vermehrt, den Stoff zu dem Gebäude geliefert hat, welches jetzt prangend und fesselnd vor unseren Augen steht. Während die mittelalterliche Geschichtschreibung in ihrer eigenartigen, aber überall ehrwürdigen Gestalt mehr nur auf dem künstlichen Wege der Reflexion uns näher gerückt werden kann, weil uns wohl oder übel nicht bloß die Zeit von der Denkweise und der Kultur, aus welcher sie hervorgegangen ist, entfernt, steht uns die moderne Historiographie, die mit dem Auftreten des Humanismus in das Leben tritt, in nicht mehr unterbrochener, wenn auch manchmal gestörter Kontinuität geistig und menschlich nahe, und kostet es uns geringere Anstrengung, uns mit selbst ihren vergleichungsweise bescheidenen und später weit überholten Anfängen zu befreunden.

Es ist das ein unterscheidendes Verhältnis, das den in Rede stehenden Leistungen des Mittelalters nicht den mindesten Wert zu nehmen im Stande ist, das aber doch durch den Wechsel der Zeiten, die Natur der Dinge, den unermüdlich fortschreitenden Umgestaltungstrieben alles Lebens und endlich durch ein unerbittliches Gesetz der Geschichte unvermeidlich bedingt und erheischt ist.

Wie schon erwähnt, die deutsche Wissenschaft und Forschung des letzten halben Jahrhunderts hat ihrerseits nichts versäumt, die Geschichtschreibung des Mittelalters zu Ehren zu bringen und in ihr Recht einzusetzen. Es ist nun auch dem Laien möglich gemacht, wenn es ihm darum zu thun, durch zur Verfügung stehende Belehrung wenigstens auf mittelbarem Wege sich eine korrekte Vorstellung von ihr zu verschaffen und zu erkennen, worin ihr Wesen und ihre Eigenartigkeit besteht, wo ihr Verdienst beginnt und welche Schranken ihr gezogen waren. Wir werden noch davon eingehend zu reden und zu berichten haben, unter welchen Voraussetzungen ein modernes Geschlecht mit nie genug zu rühmender Hingebung und Energie sich in die Geschichte unseres Mittelalters versenkt und ihre Quellen gesammelt und gereinigt hat.

An diesem Orte wird es genügen, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung unserer älteren Historiographie zu werfen und auf diesem Wege den Ubergang zu unserer eigentlichen Aufgabe zu gewinnen. —

Es braucht kaum an die bekannte Thatsache erinnert zu werden, daß die Deutschen bei ihrem Auftreten in der Geschichte und noch eine Reihe von Jahrhunderten später keine eigene Geschichtschreibung besaßen und daß die einzige Art ihrer geschichtlichen Überlieferung in historischen Liedern bestand, deren überwiegend größter Teil durch unglückliche Zufälle oder Unverstand zu Grunde ging, soweit sie die Revolution der großen Wanderung der Völker überlebt hatten oder erst durch sie hervorgerufen wurden. So sind wir denn darauf angewiesen, die Geschichte

unserer ersten sechs bis sieben Jahrhunderte so ziemlich ausschließlich aus den Berichten und Aufzeichnungen der Griechen und Römer herzustellen. Die Volksgeschichten der Ostgothen, Angelsachsen, Langobarden, die auf erobertem altrömischen Boden entstanden sind, können bei aller Originalität und trotz ihres hohen stofflichen Wertes am Ende doch nur uneigentlich unter der Kategorie der deutschen Geschichtschreibung untergebracht werden. Die wirklichen Anfänge einer solchen fallen notorisch erst in die Epoche des durch die Karolinger wiederhergestellten und erweiterten fränkischen Reiches und der dauerhaften Begründung einer neuen selbständigen Kultur, die sich aus den lebensfähigen Elementen der alten Welt, der schöpferischen Kraft des Christentums und der römischen Kirche und endlich dem, im Bunde mit letzterer die Welt umgestaltenden Germanentum zusammensetzte. Karl d. Gr. war es, unter dessen Initiative und Schutz sich diese Kultur konstituirte und dessen genialer Sinn und gewaltiger Arm sie jenseits des Rheines sicherte, wo ihr schon Bahn gebrochen war, oder sie überhaupt erst einführte, wo ihr das spezifische deutsche Wesen in seiner Sprödigkeit und Selbstgenügsamkeit bis dahin unüberwindlichen Widerstand geleistet hatte. Die Schöpfung oder die Wiederherstellung einer gelehrten Bildung und die grundsätzliche allmähliche Verbreitung derselben von dem glänzenden Mittelpunkte des Reiches in alle Teile desselben, wie sie eine Folge und Frucht der unermüdlichen Anstrengungen Karls und seiner Auserwählten war, ist in alter und neuer Zeit oft geschildert worden und kann doch niemals genug gepriesen werden[1]). In diesem Zusammenhange tritt uns auch die Grundlegung einer deutschen Geschichtschreibung mit ihren ersten maßgebenden Leistungen entgegen, deren Sprache, wie das gar nicht anders sein konnte, die Sprache der eben in der Vollendung begriffenen Kultur, d. h. die lateinische war.

[1]) Man vgl. außer dem bereits angeführten Werke von W. Wattenbach die bez. Arbeiten von Chr. Bähr und besonders den 2. Band der Geschichte der abendländischen Literatur u. s. w. von Ebert.

Die Formen der Historiographie treten nach einander auf, die trotz aller Umgestaltungen und Erweiterungen die herrschenden des Mittelalters geblieben sind: die Annalistik, die Biographie und die Chronik mit ihren Modifikationen und Unter- und Abarten. Diese Formen an sich sind nichts Neues oder erst Erfundenes, sie wiederholen sich ja in ihrer ersten Anlage in allen Zeiten und bei allen Völkern; aber der Geist, der sie hier erfüllt, ist ein selbständiger, auch da, wo die Nachahmung fremder Muster auf platter Hand liegt. Im Verlaufe des karolingischen Zeitraums begegnen wir diesseits des Rheines in fast allen Provinzen dieser historiographischen Thätigkeit, in der Regel in den Klöstern und an den bischöflichen Kirchen, und es bleibt nicht aus, daß einzelne Abteien, wie Lorsch, Fulda, Hersfeld, St. Gallen u. s. w., nach einander hervorragende Pflegestätten der Geschichtschreibung werden. Am Ende tritt auch das zuletzt unterworfene Altsachsen in diesen Kreis, wo die von Karl ihm mit blutiger Gewalt aufgedrungenen Keime der neuen Kultur wunderschnell und sühnend aufgegangen sind. Zumeist sind es, dem Gang der Dinge entsprechend, Geistliche und Mönche, die die Feder führen, aber in der ersten Zeit, noch unter K. Ludwig dem Frommen, treffen wir auch Laien, und zwar Talente ersten Ranges, wie Einhard, Angilbert und Nithard, in den Reihen der Geschichtschreiber. Es war das eine nicht zufällige Wirkung der unvergleichlichen Kulturpolitik Karl d. Gr., die ja bewußter und wohl überlegter Weise auf die Herbeiführung der geistigen Ebenbürtigkeit beider Stände, des Klerus und der Laien, ausging: eine Tendenz, die, wenn sie sich behauptet hätte, dem gesammten Mittelalter ein anderes Gepräge aufgedrückt haben würde, die aber schon unter seinem Nachfolger verlassen wurde, weil sie zu groß und kühn war, als daß sie sich von so schwacher Führung hätte aufrecht erhalten lassen, und bekanntlich sind Jahrhunderte dahingegangen und gehörte eine angestrengte Entwickelung dazu, bis auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung der Laienstand wieder auf der Bildfläche auftauchte, und erst nachdem er in einem andern

Teile der Literatur, nämlich dem poetischen, seine Emancipation beurkundet und seine Mündigkeit dokumentirt hatte. Karl d. Gr. hat unverkennbar auch der Geschichtschreibung seine unmittelbare Teilnahme zugewendet, und es bleibt noch immer wahrscheinlich, daß es nicht ohne sein Zuthun geschah, daß die Ereignisse seiner Regierung in möglichst authentischer Weise aufgeschrieben wurden: Aufzeichnungen, die man zutreffend mit dem Namen der Reichsannalistik geehrt, und die sich dann in den folgenden Generationen fortgesetzt hat. Was für uns dabei das merkwürdigste erscheint, ist außer einer nicht geringen formellen Fertigkeit der historische Sinn vor allem für die Darstellung der Zeitgeschichte, der uns hier überall entgegentritt. Von dieser Seite her konnte unter den Händen seines Lieblings Einhard jenes Bild von dem Leben und den Thaten des großen Kaisers gezeichnet werden, das, wie abhängig es auch selbst von römischen Mustern notorisch ist, doch in Sprache und Komposition den folgenden Jahrhunderten als Muster vorgeleuchtet hat, von vielen nachgeahmt und von keinem übertroffen worden ist. Zugleich feiert aber der Urheber dieses Bildes den Triumph, der gleichfalls späteren selten zu Teil geworden ist, daß seine Zeichnung Karls, welche Lücke auch die neuere Forschung in derselben entdecken mag, die Vorstellung der kommenden Geschlechter von seinem Helden bis auf den heutigen Tag zu bestimmen nicht aufgehört hat.

Im Gefolge des Niederganges des karolingischen Reiches ist allerdings auch ein Sinken der unter Karl d. Gr. begründeten Geschichtschreibung wahrzunehmen, was nicht zu verwundern, nachdem seine Nachfolger sich auf der Höhe seines Systems nicht zu behaupten vermochten und die äußeren Gefahren und inneren Wirren eine freudige und ruhige Entwickelung des Ererbten allmählich immer schwerer gefährdeten. Doch war gerade rechts des Rheines bereits ein so fester Grund gelegt, daß wohl eine Trübung und Abschwächung, aber kein Erlöschen der einmal entzündeten Flamme mehr zu befürchten war. K. Ludwig der Deutsche wenigstens war nicht ohne Sinn für die geschichtliche

Muse, und die historischen Aufzeichnungen, die in seiner Zeit in Fulda und St. Gallen entstanden, haben sich bekanntlich seiner Teilnahme erfreut. Ein Mann wie Rudolf von Fulda leuchtet noch hell aus sich verdunkelnder Zeit heraus, er, an dessen Namen die Kenntnis, ja das Verständnis des Tacitus in seinem Buche über Germanien ruhmreich geknüpft ist, um dann freilich auf allzulange zu verschwinden. An Lebensbeschreibungen geschichtlich mehr oder weniger bedeutender Persönlichkeiten ist auch die zweite Hälfte der karolingischen Epoche nicht arm, doch herrscht nur zu gerne schon mehr die erbauliche Absicht als der wirklich historische Sinn vor, wenn es auch an Biographien nicht fehlt, welche, wie die Willehalds und Ansgars, die in Altsachen entstanden und die Ausdehnung des deutsch-christlichen Einflusses nach Skandinavien berühren, das Fortschreiten einer gediegenen dorthin verpflanzten literarischen Tradition bezeugen. Daran war aber nicht zu denken, daß der wachsende Auflösungsprozeß der politischen Schöpfung Karl d. Gr. in der deutschen Geschichtschreibung seine der verhängnisvollen Schwere des Vorgangs auch nur entfernt entsprechende Darstellung gefunden hätte. Was uns die zersplitterte Annalistik dieser Zeit darüber zu berichten weiß, ist im Verhältnis wenig und dürftig, verrät nur den allgemeinen Rückgang und man kann sagen die Hilflosigkeit und Entmutigung, mit welcher auch die kräftigeren und gebildeten Geister in Ostfranken dem Wirrsal der Zeit gegenüberstanden. —

Eine neue Epoche der deutschen Geschichtschreibung repräsentirt das Zeitalter der sächsischen Kaiser, sowie man eine solche im Einklang mit der Zeit der salischen und staufischen Kaiser konstituiren kann. Hier überall decken sich die Grenzen der historiographischen Zeiträume noch mit den politischen. Erst seit dem Zwischenreiche ändert sich das Verhältnis und müssen andere Grenzlinien aufgesucht werden, weil sich das Leben der Nation und ihrer Bildung überhaupt in anderen Geleisen als jenen dynastischen bewegt und weil es nicht mehr die wechselnden Kaiserhäuser sind, die der Zeit in Wahrheit das Gepräge aufdrücken.

Macht sich ja schon unter den letzten Staufern, seit K. Friedrich II., eine Verschiebung jener Koincidenz deutlich wahrnehmbar.

Man weiß, was die Erhebung eines nichtkarolingischen Königs im ostfränkischen Reiche, obgleich das herrschende Haus selbst nicht ausgestorben war, zu bedeuten hatte. Die Deutschen stellten sich mit dieser Thatsache auf ihre eigenen Füße und erklärten, ihr Schicksal nicht länger mit dem entarteten Nachkommen Karls d. Gr. verknüpfen zu wollen. Was man dagegen einwenden mag, diese Losreißung war im letzten Grunde wie in allen seinen Wirkungen ein Sieg des wie immer auch verhüllten und angefochtenen nationalen Gedankens, die einzelnen deutschen Stämme, freiwillig oder sich sträubend, sammelten sich um sich selber und traten in ein Reich zusammen, das sich unter der Führung des sächsischen Kaiserhauses konsolidirte, die äußeren Feinde zurückwies, endlich sich zum herrschenden Mittelpunkte des Abendlandes machte und voller Zuversicht die Bahn einer universellen Politik betrat. Wie man auch diesen Entschluß und seine Folgen politisch beurteilen mag, — wer kennte nicht die lebhaften Erörterungen, die im Verlaufe des letzten Menschenalters darüber geführt worden sind? — für die kulturelle Entwickelung des deutschen Volkes sind dieselben von wohlthätiger Wirkung geworden, einer Wirkung, die sich in wechselnden Erscheinungsformen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortsetzt, sich steigert und mit der Wiedergeburt, der Erneuerung unseres gesammten wissenschaftlichen Bestandes seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im engsten, ursächlichen Zusammenhange steht.

Genug, seit K. Otto I. blüht in den gebildeten Kreisen des ostfränkischen Reiches wieder neues Leben empor und regen sich im Gebiete der Geschichtschreibung überall frische und wie neu erwachte Kräfte. Die große Zeit und die bedeutenden Männer, die auf den Schauplatz treten, fordern diese wie von selber auf, zum Griffel zu greifen, der verewigen soll, was sie vor ihren Augen sich vollziehen sehen. Ein hohes Selbstgefühl durchdringt die Nation und flößt ihr Zuversicht zu sich selber

ein. Schon Leibniz und andere nach ihm haben mit Recht nachdrücklich darauf hingewiesen, daß das zehnte Jahrhundert unserer Geschichte, geistig gemessen, zu den glänzendsten und fruchtbarsten Epochen unserer Geschichte gehört, und daß wir es den Franzosen überlassen müssen, eben dieses Jahrhundert für sich als ein „dunkles“ in Anspruch zu nehmen. Und gerade die Geschichtschreibung steht oben an in der literarischen Regsamkeit der Zeit. Die begabtesten Geister wenden sich ihr zu, und während sie das ihr bereits früher rechts des Rheines zugefallene Gebiet festhält und hier und da einen neuen fruchtbaren Sitz wie Reichenau zu den älteren hinzufügt, erweitert sie zugleich dasselbe mit einer glänzenden Erwerbung, mit der Heimat des Kaiserhauses, nämlich mit Altsachsen, welches in der Historiographie jetzt mit derselben Überlegenheit hervortritt wie in der Politik. So nimmt nun das ganze Reich teil an dieser Arbeit, wenn auch die Leistungen der einzelnen Provinzen nicht überall von gleichem Werte sind. In erster Linie ist es die Zeitgeschichte, die gepflegt wird, und in der Regel in den überlieferten Formen der Annalistik, der Chronik und der Biographie sich bewegt. Ein Werk wie die sächsischen Geschichten Widukinds von Corvei betrachtet man mit Fug als den vollendetsten Ausdruck der historiographischen Leistungsfähigkeit der Epoche; voll Ursprünglichkeit, wenn es sich auch an antike Muster anlehnt, von nicht gemeiner Gestaltungskraft getragen, von wirklich historischem Sinne diktirt, gewandt in der Form und Sprache, bringt es uns die Thaten und die Persönlichkeiten, über die es berichtet, greifbar und menschlich nahe und legt zugleich von dem Selbstbewußtsein, von welchem der altsächsische Stamm jener Zeit erfüllt war, beredtes Zeugnis ab. Daß eine Frau wie Rosvitha von Gandersheim in ihrer Weise die Geschichte ihres großen Kaisers schreibt, bestätigt in der überraschendsten Weise, wie tief bereits die literarische Bildung und aber auch die Neigung zur produktiven Beschäftigung mit geschichtlichen Dingen gedrungen war. Die Gunst, welche das Kaiserhaus, die drei Ottone im besonderen und ein diesen ver-

wandtschaftlich so nahe stehender Fürst wie Erzbischof Bruno von Köln den gelehrten Studien und speziell auch der Geschichtschreibung zuwendeten, hat ohne Zweifel zur hingebenden Pflege derselben mit beigetragen; aber es wäre nicht schwer den Beweis zu führen, daß diese Gunst nur ein subsidiäres, nicht das eigentlich bewegende, primäre Moment dieser Art Thätigkeit gewesen ist. Im übrigen und bei aller Anerkennung läßt sich freilich nicht behaupten, daß die deutsche Historiographie dieser Zeit uns auf alle Fragen Antwort gibt, die wir Nachgeborenen zu stellen uns versucht und berechtigt fühlen, oder auch nur, daß sie den gesammten Inhalt der Epoche erfaßt und erschöpft habe. So sicher sie den Vergleich mit den verwandten Leistungen der Nachbarvölker, die hier überhaupt in Frage kommen dürfen, in den meisten Fällen besteht, so muß doch zugegeben werden, daß ihr für gewisse Seiten des öffentlichen Lebens der Sinn fehlt, daß es überwiegend die äußere — wir sagen nicht auswärtige — Geschichte ist, die ihr eine Teilnahme abgewinnt, während die übrigen geschichtlichen Regungen und Evolutionen fern bleiben, soweit sie nicht kirchlicher und erbaulicher Natur sind, oder doch unmittelbar damit zusammenhängen. Es bleibt das eben eine Eigenart oder, wenn man so will, eine Schwäche der Geschichtschreibung des Mittelalters auf lange hinaus, und konnte das in dem gegebenen Falle billigerweise schon aus dem Grunde nicht viel anders sein, weil die Aufmerksamkeit und die Teilnahme der Nation, die ihrerseits eben erst eine selbständige gebietende Stellung gefunden hatte, in überwiegendem Grade von den damit zusammenhängenden Vorgängen in Atem gehalten und in Anspruch genommen war. Aber auch noch eine andere, aufklärende Erwägung ist hierbei nicht zu übergehen: die Berücksichtigung der inneren Zustände, soweit solche vorhanden sind, wird von Seite der Geschichtschreibung stets nur in vorgeschritteneren Zeiten zu ihrem Rechte gelangen und setzt zugleich schon ein höheres Stadium der allgemeinen Kultur voraus, als wir von den älteren Jahrhunderten irgendwie voraussetzen durften. So

sind es in der That bis in die Zeit der Staufer hinein nur ein paar vereinzelte und auserlesene Geister, die dafür ein Auge und Verständnis bekunden. Solange die Geschichtschreibung ausschließlich den Händen der Geistlichkeit anvertraut blieb, war, auch als die Kultur vorwärts schritt, in dieser Hinsicht nur wenig zu erwarten; erst als der Laienstand in die Reihen einrückte, hat sich das geändert, und auch dann kann kaum in Abrede gestellt werden, daß die Historiographie anderer Nationen, wie z. B. der Italiener und der Franzosen, uns in dieser Richtung die längste Zeit um ein bedeutendes voraus war und selten eingeholt worden ist. Kaum wird die Versicherung hinzugefügt werden müssen, daß uns nicht unbekannt ist, daß die methodische Behandlung der sog. inneren Zustände und Entwickelungen überhaupt selten oder niemals Sache und Aufgabe der nicht fachmäßigen Geschichtschreibung sein kann, und daß die Geschichtsforschung stets einen hohen Grad der Entwickelung erreicht haben muß, ehe mit Aussicht auf Erfolg an etwas der Art gedacht werden kann.

Einen beträchtlichen Fortschritt auf der einmal geebneten Bahn bezeichnet die deutsche Historiographie im Zeitalter der fränkischen Kaiser. Man könnte sich versucht fühlen, alles in allem ihr den ersten Platz in der deutschen Geschichtschreibung des Mittelalters einzuräumen. Andere Zeiträume haben zwar sicher einzelne glänzendere Leistungen aufzuweisen, aber kaum einer hat eine so große Anzahl vortrefflicher Werke hervorgebracht, in keinem anderen ist die historiographische Produktion so gleichmäßig über das ganze Reich verbreitet und erscheint sie von einem so evidenten historischen Sinne und einer entsprechenden Gabe der Darstellung unterstützt. Die deutsche Geschichte dieser Zeit ist bekanntlich eine höchst bewegte, von inneren Konflikten und den Kämpfen der Kaiser mit der Hierarchie erfüllt. Alle großen und kleinen Leidenschaften sind entbrannt, heftige Parteiung teilt das Reich und ein lange dauernder Bürgerkrieg wütet, welchen man nicht mit Unrecht mit dem großen deutschen

Kriege des 17. Jahrhunderts verglichen hat. Diese große, so leidenschaftlich bewegte Epoche hat eine Geschichtschreibung gefunden, die, was außerordentlich viel sagen will, ihrem Gegenstande nahezu gewachsen ist. Deutschland erscheint zunächst Italien und Frankreich auf dem Gebiete der literarischen Kultur und im besonderen der Historiographie überlegen, und erst gegen das Ende der Epoche und als sich die verheerenden und entsittlichenden Folgen der unheilvollen Kämpfe geltend zu machen anfangen, tritt ein Rückgang ein. Vielleicht täuschen wir uns, aber wir vermögen die Vermutung nicht ganz zu unterdrücken: ohne die verhängnisvollen Nachwirkungen jenes Konfliktes hätte sich bei uns ein gebildeter, geistig selbständiger Laienstand viel früher entwickelt als es dann wirklich geschehen ist. So war und blieb alle gelehrte Bildung und Thätigkeit nach wie vor unbedingt in den Händen des Klerus, aber er übte sie, wie bemerkt, in ausgezeichneter, wenn auch, wie es nicht ausbleiben konnte, zum Teile einseitiger Weise aus. Die hervorragendsten Talente wenden sich wieder der Geschichtschreibung zu, während die nationale Dichtung zurückbleibt, weil die gebieterischen Voraussetzungen ihres Gedeihens noch allzu unentwickelt waren. Schon räumlich ist jetzt wieder, nicht unbedeutsam, ein Fortschreiten der Geschichtschreibung wahrzunehmen. In dieser Zeit tritt das centrale Thüringen, das bisher sich stumm verhalten, in den Kreis der historiographischen Produktion ein, die aber zugleich die spezifische Reichsgrenze überschreitet und vor allem in der Mark Östreich sich eine fruchtbare und sichere Stätte erobert. Nebst den Reichs-, Landes- und Lokalgeschichten — denn diese Bischofs- und Klosterhistorien sind oft nicht viel anderes — und den Biographien taucht nun als ein nahezu Neues die Universalgeschichte oder Weltgeschichte auf, die sich zuletzt gewöhnlich mit der Reichsgeschichte verbindet, zugleich von entschieden gelehrtem Charakter, wie ihn z. B. in erster Linie die bez. Werke von Hermann von Reichenau, von Sigebert von Gemblours und Ekkehard von Aura an sich tragen. Ganz in der Art der mittelalterlichen

Praxis ist das ausgezeichnete Werk des letzteren das Ideal aller folgenden allgemeinen Geschichten geworden, das man wiederholt oder excerpirt und dann fortsetzt oder dessen Stoff man, wie später Otto von Freisingen das that, sich aneignet und dessen spröderen Körper mit seinen ihm eigenthümlichen Ideen umgestaltet und belebt. Ein so ausgezeichnetes Talent der historischen Darstellung, wie es mit Recht von jeher Lambert von Hersfeld nachgerühmt wurde, das man beinahe ein episches nennen möchte, hat sich in unserer ganzen folgenden Geschichtschreibung selten oder niemals wiederholt, wenn auch der Preis der Objektivität, der Unparteilichkeit, den man ihm nicht minder die längste Zeit hindurch zuerkannt hatte, in neuerer Zeit nicht ohne Erfolg angefochten worden ist. Das glänzende literarische Talent, das diesen Autor auszeichnet, hatte eben jeden Zweifel über die übrigen Schwächen seines Werkes schweigen machen. Überhaupt, was man Objektivität nennt, darf man bei den wenigsten gerade der bedeutendsten Geschichtschreiber dieser Zeit suchen, die sich schnell genug mit wilder Parteiung erfüllte und deren Atmosphäre erhitzt war wie die selten einer andern Epoche. Daß die Anhänger P. Gregor VII. und seiner Nachfolger und die Gegner des Kaisers solchem Eifer besonders gerne ausgesetzt waren, kann uns nach der Natur der Menschen und der Dinge nicht wundern. Wie weit hatte man sich in verhältnismäßig kurzer Zeit von der beruhigten Stimmung entfernt, in welcher Wipo das Leben Konrad II. schrieb, und wie vereinsamt steht gegen das Ende der Periode jener milde und gerecht denkende Autor der Biographie K. Heinrich IV., dessen Urheber man bis auf den heutigen Tag vergeblich zu erraten sucht. Selbst ein Mann wie der bereits erwähnte Ekkehard von Aura, über dessen ursprüngliche Denkweise kaum ein Zweifel bestehen kann, wird von dem wilden Sturm der Zeit erfaßt und wendet sich, ratlos umhergetrieben, in seiner Chronik bald auf die Seite des Kaisers und bald auf die Seite des Papstes und kehrt dann wieder zum Kaiser zurück. Wie kann es demnach überraschen, daß eine so heiß empfindende

Natur wie Bernold die bereits ergriffene Feder niederlegt, sich in das Getümmel des Streites stürzt, seinen König selbst auf das Schlachtfeld begleitet und erst später, wie müde geworden, die stille Zelle eines Klosters aufsucht, um sein Werk fortzusetzen, ohne aber von seinem einmal ergriffenen Standpunkte etwas preiszugeben. Und doch hat nur in den seltensten Fällen diese Parteinahme zu förmlichen und man muß sagen bewußten Entstellungen der Thatsachen und zu lügnerischen Erfindungen geführt, wie bei jenem Bruno und seiner Schrift über den sächsischen Krieg, die glücklicherweise mitten im Gedränge ziemlich vereinzelt steht. Immerhin aber bleibt es für die historische Erkenntnis jener Zeit als ein Segen zu betrachten, daß neben Werken wie die erwähnten, die das Wahrzeichen der Epoche so deutlich an sich verkündigen, auch die ruhigere, parteilosere Annalistik immer wieder neue Schößlinge anzusetzen nicht müde geworden ist.

Wenden wir uns nun zu der Geschichtschreibung des staufischen Zeitalters, so erscheint es weniger leicht, mit wenigen Sätzen den ganzen Inhalt und Wert derselben zum Ausdruck zu bringen. Die Zeit ist so reich und gewaltig, daß es auch uns spät Geborenen nicht leicht wird sie zu übersehen und uns ihres Gehaltes zu versichern. Ein Kaisergeschlecht auf dem Throne, glänzend und kräftig zugleich wie kein anderes vor ihm, wie vergleichungsweise bescheiden die Anfänge seiner Herrschaft auch waren. Man fühlt sich versucht zu sagen, was jede einzelne der beiden zunächst vorausgegangenen Dynastien Großes und Herrliches auszeichnete, tritt uns in den Staufern vereinigt entgegen. Sie machen den nahe liegenden Versuch, die gesunkene Selbständigkeit und Machtfülle des Reiches und der kaiserlichen Würde wieder herzustellen und die vordringende Hierarchie in ihre Schranke zurückzuweisen, gehen aber zuletzt, von der Stimmung der Zeit verlassen und in die unlösbaren Widersprüche ihrer Stellung und ihrer Tendenzen verstrickt, in einem tragischen und heldenmütigen Kampfe unter. Neben ihnen steht eine lange Reihe ausgezeichneter Fürsten und Staatsmänner, geistliche und

weltliche, von welchen die einen im Bunde mit dem Herrscherhause, die andern, und ach! in wachsender Zahl, auf der Seite der Gegner zu finden sind. Das hierarchische Prinzip entwickelt in jenem Kampfe die ganze überwältigende Fülle der ihm innewohnenden Kraft, neue Orden entstehen, breiten sich mit unwiderstehlicher Schnelligkeit auch in Deutschland aus und stellen sich den Päpsten in ihrem Vernichtungskriege gegen die Staufer zur willkommenen Verfügung. Zwei große politisch-kirchliche Parteien spalten allmählich die Nation; das Fürstentum schmückt und stärkt sich mit den Spolien der erliegenden Reichsgewalt und der Norden macht in allem Ernste Miene, seinen eigenen Interessen nachzugehen und sein Verhältniß zum übrigen Reichskörper zu lockern. Dazu die großartige Bewegung der Kreuzzüge, die schon unter K. Heinrich IV. begonnen hatte, aber erst jetzt so recht auch die Deutschen in ihren Wirbel hineinreißt, sich in immer neuen und immer vergeblicheren Anläufen wiederholt. Man weiß, welches ihre Folge und Rückwirkungen waren: sie erweiterten den Gesichtskreis, erschlossen aber zugleich in dem Oriente eine neue Welt voll märchenhaftem Zauber, dessen Einfluß auf die Sitte und Anschauung des Abendlandes, im besonderen auch Deutschlands, man oft genug hervorgehoben hat. Die Veränderungen, die in dieser Epoche vor sich gehen, sind überhaupt mannigfaltiger Art. Die allgemeine Kultur und im speziellen die wissenschaftliche Bildung in Theologie und Philosophie anlangend, ist es jetzt Frankreich, das uns vollständig überflügelt hat und dessen Schulen nunmehr von diesseits des Rheines her fast mit der Gewalt eines unwiderstehlichen Reizes aufgesucht werden. In Deutschland selbst vermag der geistliche Stand das Monopol, das er den Laien gegenüber erobert hatte, nicht mehr zu behaupten; die Aristokratie, das Rittertum, auch sie vielfach von Westen her angeregt, treten ihm wetteifernd gegenüber und begründen sich in der Schöpfung einer nationalen Poesie eine Ebenbürtigkeit ihrer Art. Daneben erwacht in den Städten, als neues Ferment, das Bürgertum, das sich stellenweise schon unter den fränkischen Kaisern

geregt hatte, und wächst zu einer politischen Macht heran, die zugleich einen gesunden nationalen Kern in sich birgt und bestimmt ist, weiterhin die Trägerin einer wahrhaft deutschen Kultur zu werden.

Und nun legt sich die Frage nahe, in welchem Verhältnisse steht die Geschichtschreibung zu dieser großen und inhaltsreichen Zeit und welche Fortschritte ihrerseits sind etwa zu verzeichnen?

Diese Frage ist schon früher und von anderen gestellt und im Schlußsatze nicht eben günstig, vielleicht um einen Grad zu ungünstig beantwortet worden. Anlangend die Masse der Produktion auf historiographischem Gebiete als solcher, so wird auch der strengste Richter nichts davon vermissen. Diese Masse ist so groß, daß die besseren Leistungen darunter oft Mühe haben, sich oben zu erhalten. Im allgemeinen kann man zugeben, daß die Geschichtschreibung sich seit dem Ende der ruhmreichen Regierung K. Friedrich I. hebt und speziell in der Zeit Friedrich II. abwärts steigt, insoferne zumal, und es ist das allerdings ein wesentliches, als der reine sichtende historische Sinn, die sorgfältige Forschung, welche die Historiographie des vorausgegangenen Zeitraumes auszeichneten und darin vorherrschend waren, allmählich zurücktreten und der eindringenden Neigung zu Fabeleien und Erdichtungen aller Art erliegen, so daß die Grenzlinie zwischen Geschichte und Dichtung gar zu gerne und häufig verwischt wird. Die Berührung mit dem Orient, von näher liegenden Einwirkungen nicht zu reden, hat in dieser Richtung in der That keinen günstigen Einfluß ausgeübt. Auch noch ein anderes kann man zugeben: die bessere Art der Geschichtschreibung, wie wir sie vordem in wohlthuender Gleichmäßigkeit über das ganze Reich verbreitet fanden, bewegt sich jetzt nicht in so geraden und gleichen Linien. Dagegen dringt sie überhaupt im Norden weiter vor, vertieft sich in Thüringen und erweitert ihre Grenze im Osten über die Saale hinaus und im Südosten bis Admont und Wien. Und dann treten eine Anzahl von Geschichtschreibern auf, die zu den glänzendsten und gehaltvollsten des gesammten Mittel-

alters gehören. Ein so eminent literarisches Talent, wie Otto von Freising war, hat sich auf Jahrhunderte hinaus auf diesem Gebiete nicht wiederholt. Was Lambert von Hersfeld an Kunst der Erzählung vor ihm voraus hat, ersetzt Otto leicht durch den tiefen Ernst seiner Weltanschauung und durch die Höhe des Standpunktes, den er überall zu wahren weiß. Was man auch von seiner Philosophie halten mag, er ist der Einzige in unserem ganzen Mittelalter, der den Gang der Weltgeschichte philosophisch zu begreifen und zur Darstellung zu bringen versuchte. Und nicht minder nimmt er als Darsteller der Zeitgeschichte eine entsprechende, ausgezeichnete Stellung ein. Seine Geschichte K. Friedrich I. erhebt er in korrektester Weise zur Reichsgeschichte und setzt er mit noch seltenem Takte mit seiner Darstellung an dem Punkte ein, von welchem aus alles spätere allein verstanden werden kann, nämlich bei der Geschichte K. Heinrich IV. und dem ersten Auftreten der Staufer. Und nicht der geringste Ruhm Ottos ist es, daß er sich einen Schüler und Fortsetzer wie Ragewin großgezogen. Die Reichsgeschichte überhaupt steht in dieser Zeit in der verschiedensten Gestalt in unverkennbarer Blüte, und wie ungleich die einzelnen Chroniken und Annalen, in denen sie auftritt, an Wert sein mögen, die warme Anhänglichkeit an das Reich und das Kaiserhaus, die wir von Otto von Freising an bis zu Konrad von Ursperg und die sog. Repgowische oder besser zur sächsischen Weltchronik herab treffen, macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck im Gegensatz zu den Geschichtswerken der päpstlichen Parteigänger im 11. Jahrhundert, was Auszeichnendes man diesen sonst auch mit Recht nachrühmen muß. Neben der Reichs- und Zeitgeschichte wiederholt sich die Landes- und Lokalgeschichte in den Bischofs- und Klostergeschichten und kommt dazu als eine neue Gattung die Hausgeschichte, wie die der Welfen, wie denn der Gegensatz und das Interesse der beiden mit einander ringenden Geschlechter mit genügender Deutlichkeit und hinlänglichem Nachdruck in der Geschichtschreibung der Zeit vertreten ist. Es ist bekannt, daß, wie auf der einen Seite K.

Friedrich I., so auf der andern Herzog Heinrich der Löwe, und dieser ganz besonders, der historiographischen wie der poetischen Thätigkeit ein warmes Interesse zugewendet haben. Daneben geschieht ein anderes: der lateinischen Sprache, die bisher das Monopol behauptet hatte, tritt als Nebenbuhlerin die deutsche vor allem in der des niederdeutschen Idioms nebenbuhlerisch zur Seite, während das oberdeutsche Idiom in der Form der Reimchronik ihr vorausgeht. Einem Werk wie die „Kaiserchronik" kann streng gemessen der historische Charakter überhaupt nicht zuerkannt werden, aber, wie man mit Recht hervorgehoben hat, sie legt doch Zeugnis ab von dem erwachten Bedürfnisse der ungelehrten Laien, sich wenn auch in sehr unvollkommener Weise historisch zu orientiren und belehren zu lassen. Übrigens, wohl oder übel, diese neu auftauchende Form der deutschen Reimchronik, die allerdings an lateinischen Versuchen in metrischer Gestalt, wie am sog. Ligurinus und noch mehr an Gottfried von Viterbo, gewiß nicht wirkungslose Vorbilder hatte, behauptet sich und begegnen wir ihr auch in den kommenden Jahrhunderten nicht bloß als Mittel zur universalgeschichtlichen Belehrung, sondern zugleich als Einkleidungsform für die Darstellung auch zeitgeschichtlicher Vorgänge. Im übrigen lag es in einer Zeit, in welcher die nationale Poesie in so üppiger Fülle stand, nahe, daß das poetische Element überhaupt an der Geschichtschreibung nicht spurlos vorübergehen konnte. Gleichwohl ist es nicht dazu gekommen, daß der jetzt so hochgebildete Stand der Laien sich in die Reihen der wirklichen Geschichtschreiber stellte. Vermuthungen, als wäre das geschehen, haben nicht Stich gehalten. An eine städtische Geschichtschreibung in dieser Epoche konnte überhaupt noch nicht gedacht werden, und wenn auch, so wäre der städtische Laie doch nicht reif dazu gewesen. So verblieb nach wie vor das Amt und das Geschäft des Geschichtschreibers in den Händen der Geistlichkeit, während in Italien und Frankreich längst der Umschwung eingetreten war. Der Klerus hat aber in der Zeit K. Friedrich II. nicht mehr die wünschenswerten Kräfte für eine würdige Waltung

jenes Amtes gestellt. Eine oder andere Ausnahme abgerechnet, muß uns jetzt die Quantität der Produktion entschädigen. Und vergeblich suchen wir auf der päpstlichen Seite einen Geschichtschreiber, der, wenn auch von Parteieifer erfüllt, uns die große, verhängnisvolle Geschichte selbst nur annähernd zu schreiben vermöchte. — —

Die Epoche der deutschen Historiographie, die zwischen dem Ausgange des staufischen Zeitalters einerseits und dem Eintreten des Humanismus liegt, übersichtlich zu konstruiren ist eine Aufgabe von nicht geringer Schwierigkeit. Man braucht bloß das bereits angeführte Werk von Ottokar Lorenz in die Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen. Lorenz hat als der Erste den rühmlichen Versuch gemacht, den verhältnismäßig noch wenig durchgearbeiteten und gesichteten Stoff nach bestimmten Gruppen zu ordnen und zur Darstellung zu bringen. Es war ihm aber nicht möglich, in einer Entwickelung von dritthalb Jahrhunderten Ruhepunkte aufzufinden und festzustellen, welche die Übersicht erleichtern und die unterscheidenden innern Momente der Evolutionen eines so langgedehnten Zeitraumes deutlich hervortreten ließen. Die Konstituirung von Epochen nach den auf einander folgenden Kaisergeschlechtern, wie in der vorausgegangenen Zeit, mußte mit Recht als nicht mehr zweckmäßig und zulässig erscheinen, weil diese wohl oder übel nicht mehr so gebietend in der Mitte der Dinge stehen und weil sie von anderen Richtungen und Mächten verdunkelt werden. Selbst von einer luxemburgischen Periode in dieser Beziehung würde sich mit Fug und Recht schwer reden lassen. So hat denn Lorenz dieses in Gefahr geratene Prinzip ganz fallen lassen und sich für die geographische Gruppirung entschieden; nur nebenher läßt er noch eine andere Kategorie zu, wie z. B. die Reichs- und Kaisergeschichte, mit welcher es in Deutschland gerade in dieser Epoche freilich dürftig genug aussieht. Wir sind weit entfernt, ihm aus diesem Umstande einen Vorwurf machen zu wollen. Der massenhafte Stoff, dem er sich gegenübergestellt sah und der in den selteneren Fällen irgend eine Gattung der Geschichtschreibung

rein ausgeprägt zeigt, setzt in der That einer anderen, wenn man so will, anziehenderen literarischen Behandlung einen nahezu abschreckenden und schwer zu bewältigenden Widerstand entgegen. Ob es bei diesem Verzicht auf die Dauer sein Bewenden haben soll, wäre freilich eine andere Frage; wenigstens wünschenswert dürfte das Unternehmen, auch von einer anderen Seite her dem ungefügen und doch so reichen Stoffe beizukommen, erscheinen. Das Verdienst des ersten Versuches könnte durch ein solches nicht herabgemindert, es würde vielleicht dadurch erst in die rechte und volle Beleuchtung gestellt werden. Für eine solche Eventualität setzen wir jedoch schlechterdings voraus, daß der Anstoß zu fortgesetzter Durchforschung des in Frage stehenden Gebietes, welchen das Werk von Lorenz gegeben, sich erst weiter entwickelt und die von ihm mit so löblicher Sorgfalt ausgestreuten Keime die zu hoffenden Früchte getragen haben werden.

Wir unsrerseits begnügen uns an diesem Orte die Gesichtspunkte hervorzuheben, die hinreichen, den historiographischen Inhalt dieser Epoche überhaupt anzudeuten, das, was ihr eigentümlich, namhaft zu machen und die Verbindungslinien, die in das 16. Jahrhundert hinüberführen, offen zu legen.

Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, daß sich das Gebiet der Geschichtschreibung, ganz äußerlich gemessen, fortgesetzt erweitert. In den alten Reichslanden selbst füllen sich die vorhandenen Lücken immer vollständiger aus und vermehren sich die Werkstätten und Sitze der historiographischen Produktion. Um was auf der einen Seite etwa ein Gebiet zurückbleibt oder zurückweicht, um so frischer und fruchtbarer tritt dafür ein anderes ein. Die zunehmende gelehrte Bildung und literarische Routine helfen zu diesem Endzwecke ganz erheblich mit, aber auch die sich ausdehnende Achtung vor der Geschichtschreibung, die um sich greifende hohe Meinung von ihrem Nutzen trägt offenbar ein wesentliches dazu bei. Es wäre schwer zu sagen, welcher Provinz der Vorrang einzuräumen sei; gleichzeitig stehen, noch dazu innerhalb einer viele Menschenalter umfassenden Epoche, in

seltenen Fällen mehrere Landschaften ebenbürtig neben einander; der Natur der Dinge nach findet auch in dieser Richtung ein Wechsel statt, aber, im allgemeinen betrachtet, herrscht namentlich seit dem 15. Jahrhundert ein sichtlicher, wenn auch unwillkürlicher Wetteifer, der allmählich den überlieferten Charakter der Geschichtschreibung selbst in mannigfacher Beziehung modifizirt und umgestaltet. Jenseits der alten Reichslande, wo sie bisher, das Herzogtum Östreich ausgenommen, nur geringe Schößlinge getrieben hatte, setzt die Geschichtschreibung in diesen Jahrhunderten ihren Siegeszug unermüdlich fort. Die Mark Meißen mit dem Osterlande, die brandenburgische Nordmark, die schlesisch-polnischen Gebiete, die jetzt der christlich-deutschen Kultur dauernd gewonnen werden[1]), und endlich das Deutsch-Ordens-Land Preußen mit Livland[2]) treten mit wachsender Fruchtbarkeit in ihren Kreis ein, so daß man bald sagen kann, das gesammte Gebiet des deutschen Reiches und die ihm zugewandten Lande arbeiten jetzt in dieser Richtung bei manchem Unterschiede ihrer Voraussetzungen und mit nicht überall gleichen Kräften einem und demselben Ziele entgegen. Auch die Geschichtschreibung in Böhmen, das staatsrechtlich ein ebenbürtiges Glied des deutschen Reichskörpers ist, sonst aber doch aus bekannten Gründen eine den übrigen nicht ganz gleichmäßige Bahn wandelt, steht innerhalb des bezeichneten Kreises. Schon seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts hatte dieselbe mit Cosmas von Prag und unter der evidenten Einwirkung der deutschen Kultur sich entwickelt und bildet sich, seit die Luxemburger sich im Lande festgesetzt, und unter dem fortgesetzten Zusammenhange mit deutschen Einflüssen wenigstens in der Zeit Kaiser Karl IV., seinem Beispiele und seinen Anregungen folgend, allerdings mit

---

1) Vgl. G. A. Stenzel, Geschichte Schlesiens. 1. Teil. Breslau 1855. — C. Grünhagen, Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis zum Jahre 1550. Breslau 1876.

2) Dr. M. Töppen, Geschichte der preußischen Historiographie von P. v. Dusburg bis auf K. Schütz. Berlin 1853. Dazu das bekannte Werk von Winckelmann über die livländischen Geschichtsquellen, das bereits in 2. Auflage erschienen ist.

Wahrung einer teilweise schon vom Stoffe bedingten Selbständigkeit und Eigenartigkeit, weiter aus. Erst seit dem Ausbruche und Fortschreiten der hussitischen Bewegung lockert oder löst sich dieser Zusammenhang und beschreitet die böhmische Historiographie in der Hauptsache ihre eigenen Bahnen[1]. —

Anlangend die vorherrschenden historiographischen Formen dieser Epoche, so liegt zunächst auf der Hand, daß diese von dem Geiste und dem Charakter der Geschichte derselben überhaupt abhängig gedacht werden müssen. Wie schon oft genug hervorgehoben wurde, so gut das Reich von seiner früheren Größe heruntergesunken ist, kann auch die Reichs- und, wie sich daraus ergibt, zugleich die allgemeine Geschichte sich nicht mehr auf der früheren Höhe behaupten. Und wie man mit Recht, politisch gemessen, das territoriale Prinzip im Reiche als das überwiegende erkannte, so herrscht dasselbe Prinzip auch in der Geschichtschreibung vor. Kein Zweifel, das Bedeutende, was in diesen Jahrhunderten auf diesem Gebiete bei uns geleistet wurde, wie z. B. das Werk von Johannes von Viktringen, gehört der Gattung der territorialen Geschichtschreibung an. Die Weltchroniken oder die Kaiser- und Papstgeschichten, wie sie jetzt aus den Händen der Franziskaner und Dominikaner hervorgehen und eine ungemeine Verbreitung finden, sind nicht Werke sorgfältiger Forschung, die so zu sagen um ihrer selbst willen entstehen, sie verfolgen in der Mehrzahl einen unmittelbar praktischen Zweck, sei es der Predigt, sei es der Schule, und erheben sich auch selten über die geläufige und bequeme, wenn auch wenig ergiebige Schablone der sechs Weltalter. Die konziliare Bewegung gab allerdings der Behandlung der allgemeinen Verhältnisse wieder einen neuen Schwung; Werke wie die von **Dietrich von Niem,** der sich auf Darstellungen aus der Zeitgeschichte beschränkt, und von **Gobelinus Persona,** der in seinem Kosmo-

[1] Zu vgl. außer Lorenz Franz Palacky, Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber (Prag 1830), das neuere Werk über K. Karl IV. u. s. w. von H. Friedjung (Wien 1876).

dromium zuletzt sich ebenfalls dieser, genauer gesagt der Geschichte des Konstanzer Konzils mit Vorliebe zuwendet, legen davon beredtes Zeugnis ab. Doch könnte man nicht behaupten, daß gerade sie einen unmittelbaren tieferen Eindruck gemacht hätten; sind sie teilweise doch erst viel später in Umlauf gesetzt worden. Das Bedürfnis der oberflächlichen historischen Information befriedigte sich doch nach wie vor am liebsten mit irgend einem Lehrbuche mittelmäßiger Art; höchstens daß hierin die Mode einmal wechselt und eines durch ein anderes verdrängt wird, wie denn zuletzt der fasciculus temporum, das bekannte Handbuch des Karthäusers Werner Rolewink, der noch das 16. Jahrhundert erlebte, allen übrigen den Rang ablief, immer neue Auflagen erlebte und nicht bloß in die deutsche, sondern auch in andere Sprachen übersetzt wurde. Von diesem besonderen Falle abgesehen, das Unternehmen, ein oder das andere beliebte, lateinisch geschriebene Geschichtsbuch in die Muttersprache zu übertragen, kehrt in dieser Epoche öfters wieder und legt seinerseits nicht minder ein deutliches Zeugnis für die bleibende Neigung ab, auch den Nichtgelehrten Gelegenheit zu schaffen, sich historisch zu unterrichten: eine Neigung, die zugleich ein entsprechendes Verlangen voraussetzt. Neben jenen Weltchroniken stehen dann noch einzelne große Kompilationen, wie das Chronicon magnum belgicum, dem erst in neuester Zeit Lorenz seinen gebührenden Platz angewiesen und die verdiente Ehre zuerkannt hat. Es trägt in der That einen mehr territorialen Charakter, der aber zugleich durch einen ziemlich weiten Gesichtskreis veredelt erscheint und durch die umfassenden Kenntnisse wie die vorgeschrittene Bildung seines Urhebers auf besondere Würdigung Anspruch erheben darf.

Die Erzeugnisse der territorialen Geschichtschreibung, wie schon angedeutet, an Zahl und Wert voranstehend, treten in den verschiedensten Gestalten und auf allen Punkten auf. Von den Höhen Hochalemanniens und den Fluren des Elsasses bis an die Gestade der Ostsee, von der Küste der Nordsee bis nach

Kärnthen und die Grenzen der tirolischen Lande beschreibt sie ihren Weg. Neben den bekannten Bischofs- und Klosterhistorien, die noch immer auch ein landes- und lokalgeschichtliches Gepräge an sich tragen, breitet sich die Geschichte einzelner Territorien und Fürsten immer fruchtbarer aus, wenn auch die Gattung nicht immer, streng genommen sogar selten zur reinen Erscheinung gelangt. Ein Buch wie die Aufzeichnungen Ludwigs von Eyb, das Denkwürdigkeiten des hohenzollernschen Hauses, bez. des Markgrafen Albrecht Achilles enthält, ist schon an sich eine Singularität, aber die lange Reihe aller übrigen, wie das Geschichtswerk des Abtes von Viktringen, die Reimchronik Ottokars von Horneck, die öftreichischen Chroniken des Gregor Hagen und Thomas Ebendorfers, die jetzt so zahlreich und tüchtig auftretende Historiographie der Schweiz, die bairischen Chroniken des 14. wie 15. Jahrhunderts, die elsässische Geschichtschreibung, das große Erfurter Sampetrinum und noch mehr die thüringische Chronik von Johannes Rothe, die braunschweigische Reimchronik, die Lübecker Chroniken Hermann Korners, der Presbyter Bremensis und das Chronicon Holsatie, die preußischen Chroniken u. s. w., sie verfolgen sämmtlich denselben Zug, bewußt die einen, unwillkürlich die andern. Ein Neues ist es doch, daß jetzt auch Grafengeschlechter, wie die von Flandern und von der Mark, ihren Geschichtschreiber, die letzte sogar einen der besseren, erhalten.

Ein schon oft gerühmter, besonders wichtiger und fruchtbarer Fortschritt dieser Zeit sind die Stadtchroniken. Seit dem Ende, wenn man will seit der Mitte des 14. Jahrhunderts fängt diese Art Historiographie an, ihre Blüten zu treiben, um bis zum Ende des 15. die herrlichsten Früchte zu zeitigen. Closener und Königshofen arbeiten bereits in ihrem Dienste, wenn sie sich die Stadtchronik auch noch nicht als eine ganz auf sich gestellte Gattung denken können. Der offiziöse Charakter dieser Art Geschichtschreibung liegt in der Regel auf der Hand. Denn es ist meist das Interesse und das Selbstgefühl einer städtischen Ge-

meinde oder der herrschenden Klasse, oft freilich auch eines einzelnen patriotisch gesinnten Bürgers oder auch eines einzelnen Geschlechts, welchen solche Werke ihren Ursprung verdanken. Öfters gesellt sich ein ethisches und didaktisches Motiv zu dem politischen. „Ich schreibe dieses nieder", lautet der Anfang einer lüneburgischen Chronik, „für meine Kinder und ein kommendes Geschlecht, damit man von dem Geschehenen wisse und die Zukunft verstehen lerne und erfahre, wie durch Recht oder Gewalt, durch Urteil oder durch Schwanken, durch weise oder durch unverständige Männer Segen und Fluch gesäet ist"[1]). Es kam wohl vor, daß, wenn eine Stadt gerade keinen für eine solche Aufgabe fähigen oder für fähig gehaltenen Mann in ihrer Mitte barg, man einen Auswärtigen berief, zu diesem Zwecke in Dienst nahm und das nötige Material zur Verfügung stellte. Gerade auf diesem Gebiete war es, wo die Muttersprache der gelehrten Sprache bald und am leichtesten das Spiel abgewann. Auf diesem Gebiete mußten, möchte man vermuten, die Laien am ehesten an die Stelle der Geistlichen treten; das häufigere Vorkommen derselben als Geschichtschreiber gehört zwar zu dem Eigenartigen dieser Epoche, doch ist das im allgemeinen gleichwohl nicht so schnell und vollständig geschehen als man denken möchte. Sigmund Meisterlin z. B., der die Geschichte von Augsburg und Nürnberg im Auftrag schrieb, gehörte dem Klerus an, dagegen war Burkard Zink, der Verfasser einer ausgezeichneten Augsburger Chronik, ein Laie und angesehener Bürger der Stadt. Wie anfangs in Straßburg und Köln, traten dann Lübeck und Magdeburg, Nürnberg und Augsburg, Speier und Mainz[2]), von den Geringeren zu schweigen, der Reihe nach in diesen Kreis. Jede dieser einzelnen Gruppen, möchte man

[1]) Angeführt von W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg 1. Bd. (Göttingen 1853) S. 790.

[2]) Alle diese Stadtchroniken des 14. und 15. Jahrhunderts finden sich bereits zum größeren Teile in vortrefflicher Ausgabe in der bekannten von der historischen Kommission bei der Akademie d. W. zu München veranlaßten Sammlung. Eben ist der 1. Band der Mainzer Chroniken erschienen.

sagen, trägt wieder ihr eigenes Gepräge, wie wieder die einzelnen Werke, wo es mehrere sind, sich gerne von einander unterscheiden. Häufig erzählt die Stadtgeschichte auch Reichsgeschichte oder erweitert sich zur Provinzialgeschichte, wie die Magdeburger Schöppenchronik, wie man andrerseits zutreffend wahrgenommen hat, daß auch universell angelegte Chroniken gerne eine lokale Tendenz verfolgen. So macht sich auch hierbei, dem deutschen Wesen gemäß, bei mancher Gleichheit wieder eine unverkennbare Mannigfaltigkeit geltend; aber diese städtische Geschichtschreibung, wie sie im einzelnen sonst beurteilt werden mag, schafft uns, alles in allem, ein fesselndes und farbenreiches Bild von dem Leben, den Interessen und Kämpfen, wie sie sich in unseren Städten in jenen Jahrhunderten entwickelt und gestaltet haben. Man wird nicht behaupten wollen, daß es überall hervorragende Talente sind, die hier das Amt des Historikers üben, aber diese waren in diesen Jahrhunderten überhaupt nicht so zahlreich vorhanden oder fühlten sich nach anderen Seiten hingezogen. Das Beste ist innerhalb dieser Gattung doch in der Darstellung der mehr zeitgenössischen Geschichte geleistet worden, während die Behandlung der älteren Zeiten, was die Unterscheidung von Sage und Geschichte, das sorgfältige Aufsuchen und Zusammentragen des Stoffes anlangt, wie z. B. bei S. Meisterlins Nürnberger- und schon früher bei der Magdeburger Schöffenchronik, doch recht viel zu wünschen übrig läßt. Kritik überhaupt, mit wirklicher Gelehrsamkeit verbunden, war bei aller zunehmenden Belesenheit und größerer Zugänglichkeit der literarischen Hilfsmittel nicht die starke Seite der Historiographie dieser Zeit, wie sie auf der anderen Seite des belebenden und stachelnden nationalen Motives fast durchweg entbehrt. Auch die wünschenswerte freiere geistige Anschauung der Dinge war noch zu unentwickelt.

Das sich nun vollziehende Hereintreten dieser Elemente kündigt eine neue Epoche unserer Geschichtschreibung, die moderne, vielversprechend an.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge der gelehrten Geschichtschreibung.

Für den prinzipiellen Umschwung, der noch im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in der deutschen Geschichtschreibung sich vollzieht, ist die Einwirkung der italienischen Renaissance entscheidend geworden. Es kann indes nicht unsere Aufgabe sein, diese Bewegung, die die Welt umgestaltet und die Begründung einer neuen Weltanschauung in erster Linie herbeigeführt hat, an diesem Orte des näheren zu verfolgen; wir werden uns vielmehr darauf beschränken, aus der Fülle der Thatsachen jene Gesichtspunkte und Momente hervorzuheben, die für unsere Zwecke von wesentlicher Bedeutung sind, und verweisen im übrigen auf jene Schriften, die sich namentlich auch in der neueren Zeit mit dem in Rede stehenden Gegenstand mit ebenso anerkennungswerter Hingabe als bleibendem Erfolge beschäftigt haben[1]). —

Es ist eine bekannte Thatsache, die Italiener hatten wie in dem Gebiete der allgemeinen Bildung, so im besonderen auch der Geschichtschreibung die übrigen Kulturvölker des Abendlandes seit geraumer Zeit beträchtlich hinter sich zurückgelassen. Ehe noch von einer Wiedergeburt der alten Welt oder gar von Wirkungen derselben die Rede sein konnte, war hier von einer ganz anderen Seite her ein Geschichtschreiber wie Giovanni Villani († 1348) aufgestanden, der, aus dem Schoße des florentiner Bürgertums hervorgegangen, mit seiner Vaterstadt beginnend, als Meister der Erzählungskunst zugleich ein unübertroffenes Gemälde der Geschichte Italiens und zum Teile des Abendlandes entwarf[2]). Angesichts eines solchen Beispieles hat man wohl gemeint, es

---

[1]) Vgl. 1. J. Burckhart, die Kultur der Renaissance in Italien. 2 Bde. 3. Aufl. (besorgt von Ludwig Geiger). Leipzig 1877. — 2. G. Voigt, die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 2. umgearbeitete Aufl. 1. Bd. Berlin 1880, 2. Bd. 1881.

[2]) Vgl. G. Gervinus, Machiavelli und die florentinische Historiographie.

ließe sich in Erwägung ziehen, ob die Dazwischenkunft des Humanismus für die so günstig gelagerte italienische Historiographie überhaupt nur erwünscht gewesen sei. Aber es liegt auf der Hand, das, was die Geschichtschreibung überhaupt bedurfte, um nicht bloß Zeitgeschichte zu liefern und doch den Wust der mittelalterlichen Überlieferung von Geschlecht auf Geschlecht fortgesetzt zu verpflanzen, sondern zugleich auf eine höhere Stufe der allgemeinen Standpunkte, universeller Anschauung und wissenschaftlicher, forschender Behandlung der älteren Zeiten zu gelangen, konnte ihr eben nur der Humanismus bringen. Es ist wahr, zunächst und vor allem ist sein Eingreifen in diesem Falle der Geschichte des Altertums, zuerst der Römer und später der Griechen zu gute gekommen. Aber gerade das bedeutete in der Richtung zu jenem Ziele einen unermeßlichen Fortschritt und Gewinn. Nicht zu reden davon, daß durch jene Wiederbelebung dem allgemeinen Gedankenkreise ein neues und verjüngendes, ein unschätzbares Element zugeführt, daß durch sie erst die Möglichkeit geschaffen wurde, die Geschichte des Altertums aus den originalen Quellen und in der echteren Gestalt kennen zu lernen, und daß man großen, anspornenden Meistern und Mustern näher trat; wie schon von anderer Seite treffend hervorgehoben worden ist, das Studium des Altertums hat den menschlichen Geist zuerst an ein objektives geschichtliches Interesse gewöhnt und das wissenschaftliche Studium des Mittelalters möglich gemacht[1]), wie heutzutage das Studium des Mittelalters vergleichungsweise vor der einseitigen Behandlung der neuen Geschichte sichern hilft, und es in diesem Falle sich überall leicht erkennen läßt, ob eine ernsthafte Beschäftigung mit demselben vorausgegangen ist oder nicht.

Gleich der Begründer des italienischen Humanismus tritt auch in die Linie der Geschichtschreiber ein[2]). Es sind die „großen und berühmten Männer“ Roms, deren Lebensbilder er mit kun-

---

[1]) Burckhart a. a. O. 1, 288.

[2]) „De viris illustribus.“ — Vgl. Voigt a. a. O. 1, 156 ff.

diger Hand entwirft. Was bei Petrarca für unsere Zwecke von besonderer Wichtigkeit, der begeisterte Humanist und Vorkämpfer des Altertums verrät zugleich einen Charakterzug, der in seiner weiteren Entwickelung für die moderne Historiographie entscheidend geworden ist, nämlich eine unverkennbare Anlage und Neigung zur historischen Kritik. Die Fabeleien des Mittelalters ignorirt er und sucht überall die glaubwürdigsten Quellen auf. Mit anderen Worten, er wendet dem blinden Autoritätsglauben, der das Kennzeichnende der scholastischen Denkweise war, entschlossen den Rücken. Einen besonderen Beweis für diese bei ihm so deutlich schlagende kritische Ader liefern die zutreffenden Einwände, die er K. Karl IV. gegenüber wider die vorgegebene Echtheit der beiden Urkunden, welche Julius Cäsar und Claudius Nero der Ostmark erteilt haben sollen, vortrug[1]). Man kann zwar nicht behaupten, daß ein Anstoß dieser Art im Verhältnisse rasch und folgerecht fortgewirkt habe, jedoch ging er auch nicht verloren und bricht gelegentlich immer wieder durch. Von hoher Bedeutung zunächst in dieser Beziehung war jener siegreiche Angriff auf die Echtheit der Urkunde der sog. Konstantinischen Schenkung, der von Lorenzo Valla († 1457) ausging, einem der originellsten und ausgezeichnetsten aller italienischen Humanisten[2]). Wenn man sich die Tragweite dieses Angriffes verdeutlichen will, braucht man bloß des Eindrucks zu gedenken, den derselbe nachwirkend noch im folgenden Jahrhundert auch auf solche in Deutschland gemacht hat, die nicht zunächst auf die praktische und polemische Verwertung derselben das Hauptgewicht legten. Die sachliche Bedeutung jenes kritischen Feldzuges, mit welcher wir es hier allein zu thun haben, wird durch den Umstand nicht gemindert, daß schon früher Nicolaus von Cusa und fast gleichzeitig Enea Sylvio ähnliche, wenn auch

[1]) Vgl. seine „epistolas rerum senil." XV, 5, p. 1057 der Basler Ausgabe vom Jahre 1554.

[2]) Vgl. J. V. Vahlen, Lorenzo Valla. (Ein Vortrag.) Zweiter Abdruck. Berlin 1870. — G. Voigt a. a. O. S. 472.

nicht in dem gleichen Maße in das Schwarze treffende Zweifel gegen jene Schenkung ausgesprochen haben. Diese Art Skepsis lag eben in der Luft und hing mit der gesammten Stellung zusammen, welche die neue Schule gegen die herkömmliche Überlieferung und Betrachtungsweise einnahm.

Was die historiographischen Arbeiten der Humanisten anlangt, so wäre es ein Irrtum zu glauben, daß diese ausschließlich dem Altertum gewidmet gewesen seien. Auch Zeitgeschichte und die Geschichte einzelner jüngerer Staaten und Städte, wie die von Florenz, wurde von ihnen dargestellt; was es aber auch war, alles ist von dem neuen reformirenden Geiste durchdrungen. In diesem Zusammenhange und dank einzelnen imponirenden Leistungen entwickelt sich eine ungemein rührige Arbeitsamkeit auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und die verschiedenen Arten derselben werden angebaut.

Im engsten inneren Zusammenhange mit dem tiefsten Wesen des Humanismus stehen die biographischen Arbeiten der Italiener dieser Zeit, die allerdings die Anregung durch die entsprechenden Muster der Alten an der Stirne tragen, aber nicht bloß in den politischen Kreisen, sondern auch im Gebiete der Literatur und Gelehrsamkeit überhaupt ihre Helden suchen und durch die Vergegenwärtigung des dargestellten Individuums als solches, in seiner Eigenart und sozusagen in seinem Rechte, die Werkstätte des modernen Geistes, in welcher sie entstanden, beurkunden[1]). Daran reihen sich die Autobiographie und die Denkwürdigkeiten, alles naheliegende Gattungen der historischen Literatur, die aber in der Zeit der ausschließlichen mittelalterlichen Kultur gerade darum so dürftige Pflege gefunden haben, weil diese für jenes Recht des Individuums keinen Raum und kein Verständnis hatte und uns daher, wenn wir nach dem Werden und Entwickelungsgange noch so hervorragender Menschen fragen, keine Antwort und keinen Aufschluß zu geben

[1]) Vgl. Burckhardt a. a. O. Bd. 2 Kap. 5.

weiß. Daß gerade die Rückkehr zum Altertum und eine wesentliche Modifikation des mittelalterlichen Prinzipes die notwendige Voraussetzung für das Emporkommen jener Literaturgattung, wie man sie auch taxiren mag, war, wird durch die Erfahrung bestätigt, die wir bald genug in Deutschland machen werden, wo dieselbe seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts wie plötzlich und in reizender Mannigfaltigkeit emporschießt, nachdem sie, wenn man den strengeren Maßstab anlegt, bis dahin als kaum vorhanden gezählt werden konnte. Daß das begeisterte Studium des Altertums schließlich auch einer zweckmäßigeren und wissenschaftlicheren Behandlung der Geschichte des Mittelalters zu gute gekommen ist, haben wir bereits angedeutet. Wir heben an dieser Stelle bloß das bekannteste Werk der Art, nämlich die Dekaden des Flavius Blondus († 1463) hervor, das in seiner Eigentümlichkeit gerade hinreicht, um den auf jenem Wege erzielten, wesentlichen Fortschritt zu versinnlichen, das zugleich auf die Geschichtschreibung der nächsten Menschenalter diesseits und jenseits der Alpen von größtem Einfluß geworden ist und von noch größerem hätte werden sollen[1]). Blondus beurkundet die Fähigkeit, dem Mittelalter und seinen einzelnen Erscheinungen nicht aus idealen oder subjektiven Motiven, sondern aus dem damals noch seltensten korrekten historischen Verständnisse heraus gerecht zu werden. Man hat jenes sein genanntes Werk mit Recht die erste Universalgeschichte des Mittelalters genannt, die diesen Namen verdient. Wie wenig das uns erscheinen mag, für jene Zeit war es ein neues und großes, daß er mit kühnem Griffe seinen Ausgangspunkt von dem Sinken des römischen Reiches nahm, während man sich bis dahin kaum je zu dem Standpunkte erhoben hatte, die Geschichte des Mittelalters als eine selbständige Epoche zu begreifen, und dasselbe eben nur unter der herkömmlichen Schablone der sechs Weltalter oder der vier

[1]) Der Titel lautet: Historiarum ab inclinato Romano imperio et Roma per Alaricum Gothorum regem anno Christi 410 capta usque ad annum 1410 Decades tres, libri XXI.

Monarchieen unterzubringen wußte. Und davon abgesehen, das Werk erhebt sich zugleich hoch über die überlieferte Form einer bloßen Kompilation: es trägt nach einem bewußten Plane seinen Stoff mit einer in jenem Jahrhundert seltenen Vollständigkeit zusammen und versteht es, ihn mit Umsicht und nicht gemeinem Takt zu sichten und zu ordnen. Es ist bekannt, daß Enea Silvio nach seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles einen Auszug aus den zwei ersten Dekaden Biondo's veranstaltet hat, ohne denselben damit den beabsichtigten Dienst zu erweisen[1]). Auf dieser Höhe steht das im Auftrage Papst Sixtus IV. unternommene Werk Platina's († 1481) über die Papstleben freilich nicht, so spezifisch mittelalterlich auch der Gegenstand ist, den er behandelt. Für einen Humanisten von Haus aus wäre das auch kaum eine Aufgabe verlockender Art gewesen; so weit war die Geschichtschreibung jener Zeit nicht vorgeschritten, daß sie sich aus eigenem Entschlusse zu freier Behandlung ein solches Thema hätte suchen mögen. Platina gehört freilich nicht im engeren Sinne zur Gruppe der Humanisten, aber er war ein gebildeter Kopf, der seinen eigenen Willen und Sinn hatte, und atmet in der einmal herrschenden Atmosphäre. Die einzelnen Teile seines Werkes sind allerdings nicht gleichmäßig gearbeitet, die späteren vor allem stofflich von größerem Werte als die früheren. Ein Forscher im strengeren Sinne des Wortes war er nicht, aber doch nicht bloß oft der Mann des Freimuts, sondern auch manchmal sondernder Sichtung. Für die spätere Geschichtschreibung ist er wegen des behandelten Gegenstandes wichtig geworden und teilweise bis auf den heutigen Tag nicht völlig entwertet. Nach Leistungen solcher Art möge noch auf ein paar Werke universalhistorischer Natur hingewiesen sein, die ja nach wie vor Bedürfnis blieben und immer wieder ihre Bearbeiter fanden. So, um nur die bedeutendsten zu nennen, das Supplementum chronicorum von J. Filippo di Bergamo († 1520) und die Enneades hist. von M. Antonius Coccius,

[1]) Zu vgl. G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter 2, 321.

gen. Sabellicus († 1506), letztere doch auch die Arbeit eines Humanisten, der zugleich Staatshistoriograph der Republik Venedig war. Diese Werke erschienen zum ersten Male je 1482 und 1494 und haben rasch den Weg nach Deutschland gefunden: es braucht wohl nicht erst ausdrücklich erwähnt zu werden, was auf die Begünstigung des literarischen Verkehrs zwischen beiden Ländern nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in so unerwarteter Weise und in so hohem Grade erleichternd gewirkt hat.

Ein entscheidender Anteil der Verpflanzung der humanistischen Kultur aus ihrem Mutterlande nach Deutschland gebührt aber einem Manne, den wir schon ein paar Mal gestreift haben, auf welchen wir jedoch an dieser Stelle noch einmal des näheren zurückkommen müssen, nämlich Enea Silvio[1]).

Die ersten tieferen Einwirkungen der humanistischen Tendenzen auf die „Barbaren" jenseits der Alpen haben bekanntlich mit dem Konstanzer Konzil begonnen und sich mit dem von Basel fortgesetzt. Kaiser Sigmund selbst war nicht ohne einen instinktiven Sinn für eine Bewegung dieser Art, er war der lateinischen Sprache mächtig und während des Besuches, den er im Jahre 1431 in Italien abstattete, schien sich ein engeres Verhältnis anknüpfen zu wollen. Diese Erwartungen haben sich freilich nicht erfüllt, aber in Deutschland zeigten sich seit jener Zeit doch an verschiedenen Stellen die Spuren des von jenseits der Berge herübergedrungenen Geistes, für den es überdies an einzelnen Orten nicht an Anknüpfungspunkten fehlte. Der kürzere oder längere Aufenthalt, den einzelne Deutsche namentlich des geistlichen Standes in Italien nehmen, läßt sich in seinen leiseren Wirkungen auch in der deutschen Geschichtschreibung wahrnehmen. Kaiser Friedrich III., der dann fast ein halbes Jahrhundert dem Namen nach an der Spitze der deutschen Nation stand, hat allerdings für Bestrebungen dieser Art keine Teilnahme entwickelt, aber er hat doch, wie unwillkürlich immer, ihnen einen weithin

1) Zu vgl. das bereits angeführte Werk von G. Voigt über Enea Silvio, Bd. 2, und dessen „Wiederbelebung des klassischen Altertums".

nachhallenden Anstoß gegeben, indem er jenen Mann in seine Dienste zog oder ziehen ließ, den man mit Fug und Recht als den „Apostel des Humanismus“ in Deutschland bezeichnet hat. Dieses Verdienst des Enea Silvio ist in neuerer Zeit, wie schon erwähnt, in der erschöpfendsten Weise nachgewiesen worden; wir beschränken uns hier darauf, einiges über seine Stellung als Geschichtschreiber überhaupt und in dieser seine Bedeutung für Deutschland hervorzuheben.

Enea Silvio verband mit einer bewunderungswürdigen Versatilität seines Geistes und einer höchst achtungswürdigen, wenn auch nicht durchweg lückenfreien Gelehrsamkeit eine seltene, an den großen Mustern des Altertums geschulte Gabe der Darstellung und einen vor keiner Schranke zurückweichenden Scharfsinn. Die kritische Gabe in ihm ist schon oft mit begründeter Anerkennung ausgezeichnet worden. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß auf dem Gebiete der geschichtlichen Kritik keiner seiner Epoche es ihm zuvorgethan hat. Er hat nicht bloß in einem vereinzelten Falle, er hat nahezu auf dem ganzen weiten Gebiete geschichtlicher Dinge, das er berührt hat, die Sonde seines skeptischen Geistes eingesenkt. Mit dem einzigen und für ihn unumgänglichen Vorbehalt der kanonischen Schriften hat er jede andere Autorität als diskutirbar und der Prüfung unterworfen erklärt. Er hat gelegentlich die Vorfragen, von welchen die Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers abhängig zu machen sei, so genau und zutreffend formulirt, daß man seinen Aufstellungen selbst heutzutage wenig hinzuzusetzen hat. Oft ist seine Kritik allerdings nichts anderes als die Reaktion des unverdorbenen gesunden Menschenverstandes gegen die eigentümliche Zumutung, auch das Tollste und Unwahrscheinlichste als unwidersprechlich hinzunehmen; aber Jahrhunderte hindurch war eben dieser Menschenverstand dermaßen verhüllt und gelähmt gewesen, daß erst durch die Wiederbelebung des Altertums jener Bann gebrochen und vorläufig doch nur bei einzelnen Auserwählten, wie er gewiß einer war, durch diesen Umschwung eine neue Art, Geschichte zu

erforschen, herbeigeführt wurde. Auf Grund dieser sichtenden Richtung kam er dazu, so wichtige ältere, halbverschollene Geschichtswerke wie die gothische Geschichte des Jordanes und die beiden Hauptwerke Otto's von Freisingen an das Licht zu ziehen[1]). Wenn es im übrigen nun auch zugegeben werden muß, daß in Enea Silvio's Geschichtschreibung die literarische oder künstlerische Tendenz die vorherrschende ist, aber zugleich hinzugefügt werden muß, daß auch diese nicht unterschätzt werden darf, so besteht gleichwohl kein Zweifel, daß nebenher der materielle Gehalt eines Teiles seiner historischen Schriften gerade für Deutschland in hohem Grade anregend gewirkt hat. Wir erinnern hier an seine sog. Geschichte Kaiser Friedrich III.[2]). Die Stärke der deutschen Historiographie im Mittelalter liegt, wie sich schon aus unserer vorausgeschickten bündigen Übersicht ergeben dürfte, keineswegs in einer ergiebigen und anschaulichen Behandlung der Geschichte unserer einzelnen Kaiser, und seit dem Sinken der Reichsgewalt noch weniger als vordem; ein Werk wie das Eberhart Windecks über Kaiser Sigmund vermag an diesem Urteile wenig zu ändern. Man durfte daher mit Recht darauf gespannt sein, wenn ein so ausgesprochenes literarisches Talent wie Enea Silvio, ein Mann zugleich von solcher Lebenserfahrung, die Hand an ein Werk der Art legte, zu welchem noch überdies der Kaiser selbst die erste Anregung gegeben haben soll. Freilich war er kein Deutscher, aber um so höher war die günstige Stellung anzuschlagen, in welcher sich der Geschichtschreiber befand, der teilweise zugleich ein Mithandelnder oder Mitwirkender war. Nun ist in neuerer Zeit überzeugend nachgewiesen worden, daß wir in Wahrheit es hier nicht mit einer wirklichen Geschichte Friedrichs, sondern vielmehr mit Denkwürdigkeiten über dessen Zeit, die zudem nur 17 Jahre seiner langen Regierung umfassen, zu thun haben.

---

[1]) Voigt a. a. O. 2, 312. 320. Vgl. oben S. 20.

[2]) Die erste Ausgabe erschien 1685, die beste von Kollar, Analecta medii aevi 2, 1 ff. G. Voigt a. a. O. S. 325 ff. Ottokar Lorenz a. a. O. 2, 284—286. Viktor Bayer, die Historia Friderici III. Prag 1872.

Die Schrift ist sehr ungleichartig abgefaßt, aber von ungemeiner Reichhaltigkeit. Bald schlägt Enea den Ton ernster Geschichtsforschung an, bald erzählt er Selbsterlebtes, bald gibt er uns Berichte fremder Hand über ihm ferner liegende Vorgänge, bald elegante Schilderungen von Dingen, auf die er gelegentlich stößt, ohne daß sie im Grunde in diesem Zusammenhange erwartet werden oder notwendig wären. Gerade ein Werk wie dieses ist im Stande, uns nicht bloß den Vorteil einer so hohen Stellung des Geschichtschreibers und die Genialität ihres Verfassers, sondern noch viel mehr den unendlichen Vorsprung, welchen die gebildeten Italiener dieser Zeit vor den deutschen Gelehrten voraus hatten, aufs einleuchtendste zu versinnlichen. In weiterem Kreise ist diese Schrift, die erst nach der Rückkehr Silvio's nach Italien abgeschlossen wurde, vielleicht nur langsam bekannt geworden, obwohl wir z. B. durch Heinrich Sterker von Mellrichstadt wissen, daß gerade Werke dieses Schriftstellers, und gewiß nicht sie allein, von umherziehenden Italienern handschriftlich verbreitet worden sind. Eine raschere Verbreitung hat jedenfalls Silvio's böhmische Geschichte gefunden, die ungefähr im Jahre 1454 abgeschlossen und schon 1475 durch den Druck vervielfältigt wurde[1]). Es ist dies die erste zusammenhängende, von einem Humanisten, noch dazu solchen Ranges, abgefaßte Geschichte eines zum deutschen Reiche gehörigen Landes. In der vorhussitischen Zeit beschränkt sich der Verfasser im wesentlichen darauf, die älteren, zum Teil sagenhaften und im schlechten Latein abgefaßten Werke in eine ansprechende Form umzugießen und einer schonenden kritischen Behandlung zu unterziehen; in der Schilderung der hussitischen Epoche dagegen geht er selbständig vor, hat sich aber wegen seiner den Hussiten abgeneigten Gesinnung und der daraus erwachsenden parteiischen Darstellung in unserem Jahrhundert eine strenge, zum Teil gewiß nicht ungerechte Be-

---

[1]) Der Titel lautet: Historia Bohemica seu de Bohemorum origine ac gestis historia.

urteilung zugezogen[1]). Gleichwohl hatte dieses Werk, bzw. dieser Teil desselben, die große Bedeutung, daß es, weil dieser Hand entstammt, längere Zeit vielfach die Auffassung der erzählten Ereignisse bestimmt hat[2]). Die historiographischen Arbeiten E. Silvio's sind aber damit noch lange nicht erschöpft. Wir haben an dieser Stelle und im Hinblick auf unsere Zwecke nicht von seinen Kommentarien zu reden, die der späteren Zeit seines Pontifikates angehören und in autobiographischer, freier Form seine eigene Geschichte und die Denkwürdigkeiten seines Lebens enthalten. Aber des Einflusses wegen, den sie übten, teilweise auch um der Originalität willen, die ihnen nicht abgesprochen werden kann, müssen wir auf einige andere seiner Schriften hinweisen, die, zu verschiedenen Zeiten entstanden, doch ein wesentlich gleiches Gepräge an sich tragen; wir meinen diejenigen, in welchen sich, einer tiefgehenden Neigung ihrers Verfassers zufolge, Geschichte und Geographie verbinden und durch welche, möchte man sagen, ein neues literarisches Genre geschaffen wird: in erster Linie seine Europa, die über das Jahr 1454 zurückführt, und die Asia, die in die spätere Zeit seines Papats fällt und nur einen Teil eines groß angelegten, aber nicht mehr ausgeführten Werkes bildet, welchem er vermutlich den Titel einer „Allgemeinen Geschichte und Geographie" geben wollte. Diese Schriften, nebst einigen verwandten kleineren, wie z. B. seine wohl der Germania des Tacitus nachgeahmte Beschreibung Deutschlands[3]) und andere in seinen verschiedenen Schriften eingeflochtene ähnliche Versuche, haben fortwirkend die fruchtbarsten Anregungen für die kommenden Geschlechter und Ethnographen und Historiker namentlich des 16. Jahrhunderts gegeben. Darauf gestützt, aber zugleich in Würdigung einer viele seiner Schriften

---

[1]) Franz Palacky, Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber (Prag 1830) S. 230—250.

[2]) Voigt a. a. O. S. 332.

[3]) Wörtlich: De ritu, situ, moribus et condicione Theutonie descriptio. Leipzig 1496.

durchziehenden Tendenz, dem Leben und den Sitten, den Zuständen und Einrichtungen der Völker überhaupt und des deutschen Volkes im besonderen mit seltenem Verständnis eine erfolgreiche Aufmerksamkeit zuzuwenden und in glücklicher Form sie zur Anschauung zu bringen, hat man in neuerer Zeit E. Silvio nicht mit Unrecht als Kulturhistoriker gefeiert und in diesem Zusammenhange seine Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte nachgewiesen[1]). Es ist kein Zweifel, von dieser Seite her betrachtet nimmt E. Silvio eine hervorragende Stellung unter den Schriftstellern seiner Zeit ein. Allerdings lag der Zug, auf diese Seiten des Völkerlebens zu achten, in der Richtung des humanistischen Geistes, aber sein Glück hatte es gewollt, daß ihm ein weiterer Gesichtskreis zufiel als vielen seiner Genossen, und unser Glück, daß ein so scharfes Auge wie das seinige die deutschen Dinge wahrnehmen und seine kunstvolle Hand sie beschreiben durfte.

Wenn wir so die Lichtseiten in dem literarischen Charakter Enea Silvio's und seine Verdienste speziell im Gebiete der Historiographie zunächst im Hinblick auf Deutschland hervorgehoben haben, können wir zugleich auch aus allgemeinen Gründen nicht umhin, eine schwache Seite desselben zur Sprache zu bringen. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die historische Kritik, wie wir des näheren bereits ausgeführt haben, im Gefolge des Humanismus emporgekommen ist, so kann doch wieder nicht in Abrede gestellt werden, daß in der humanistischen Richtung zugleich die Neigung lag, unter Umständen der Phantasie zu viel Macht einzuräumen und, im offenen Widerspruche mit den Grundsätzen der Kritik, die nur sicher beglaubigte Thatsachen oder wohl fundirte Schlüsse zuläßt, gegebene Lücken der historischen Überlieferung durch willkürliche Erdichtungen auszufüllen und durch allzu kühne Kombinationen zu entstellen. Auch Enea Silvio, je sicherer er die Form und die Sprache beherrschte, ist dieser Versuchung

[1]) Vgl. Dr. H. G. Gengler, über Aeneas Sylvius in seiner Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte. Erlangen 1860.

unterlegen, und man hat gerade in neuerer Zeit die verderblichen Wirkungen dieser seiner tadelnswerten Neigung mit schonungsloser, aber nicht unverdienter Schärfe zur Sprache gebracht[1]. Die Nachgiebigkeit gegenüber dieser Versuchung bedeutet, wie nicht zu leugnen, nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern zugleich ein sittliches Gebrechen, und es hat länger gedauert als man meinen sollte, bis dieselbe überwunden wurde; vollständig ausgerottet worden ist sie ohnedem bis auf den heutigen Tag nicht, nur daß sie sich in Kreise zurückgezogen hat, die mit dem Humanismus am wenigsten mehr zu thun haben. Es wäre zwar ungerecht, bei dieser Gelegenheit sich nicht an die Thatsache erinnern zu wollen, daß der Humanismus die in Rede stehende Schwäche nicht erst aufgebracht hat, aber es liegt für jemanden, der nicht die gesammte Entwickelung überschaut, nahe, angesichts des hier auftretenden Widerspruchs nicht sogleich den richtigen Standpunkt zur Beurteilung desselben zu finden. Wir haben es hier auf dem Gebiete der Wissenschaft eben mit einer Schwäche der menschlichen Natur zu thun, die doch nur wieder durch die Wissenschaft und ihre Seele, d. h. durch die Kritik besiegt werden konnte. Vor der Hand war aber, wie schon bemerkt, daran wohl oder übel nicht zu denken. Gerade die leichtere Beherrschung der Form, die ein wesentliches der humanistischen Art und Kunst war, kam jener Neigung in um so verhängnisvollerem Grade zu Hilfe, als die sittliche Kraft nicht überall als die stärkste Seite des Humanismus betrachtet werden konnte. Ließ man sich doch von der Vorliebe für vereinzelte leichtsinnige Erdichtungen und Kombinationen zu dem noch größeren Unrechte fortreißen, ganze Schriften zu erdichten und für echt auszugeben. Und so gewiß auch solche Vermessenheiten nicht ohne Vorgänger waren, die zeitlich oder prinzipiell außerhalb des Humanismus standen[2], so muß gleichwohl zuge-

[1] Vgl. Th. Hirsch in den SS. Rer. Pruss. IV, 213 ff.

[2] Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen u. s. w. Bd. 2 Beilage II, wo auch, zwar nicht erschöpfend, von den älteren Fälschungen die Rede ist.

geben werden, daß er in dieser Richtung leider eine höchst beklagenswerte und verderbliche Fruchtbarkeit entwickelt hat. Wir werden noch und bald genug davon zu reden haben. An dieser Stelle aber sei wenigstens ein Machwerk dieser Art ausdrücklich erwähnt, das einen Italiener zum Urheber hat und welches dann weithin und gerade auch in Deutschland besonders unheilvolle Verwüstungen angerichtet hat, wir meinen die bekannten Erdichtungen des Annius von Viterbo, die noch am Ende des 15. Jahrhunderts ans Licht getreten sind[1]). Doch war der kritische Scharfblick zu dieser Zeit zugleich so weit geschärft, daß bereits Zeitgenossen wie Sabellicus[2]) ihren Bedenken gegenüber dieser frechen Fälschung unmittelbaren Ausdruck gegeben haben. —

Trotz solcher Verirrungen kann der Einfluß, den damals der italienische Humanismus auf Deutschland ausgeübt hat, um das zu wiederholen, nur ein wohlthätiger und befruchtender genannt werden. Und speziell auch der Geschichtschreibung ist der gegebene Anstoß zu gute gekommen. Was es bedeuten wollte, daß eine Persönlichkeit wie Enea Silvio längere Zeit und in angesehener Stellung diesseits der Alpen verweilt hat, ist bereits berührt worden: von allgemeiner Wirkung und Rückwirkung war aber vor allem, daß die strebsamen deutschen Talente seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in wachsender Zunahme selbst nach Italien gingen, auf den hohen Schulen und anderen Kulturstätten des Landes sich anregten und ausbildeten und, in die Heimat zurückgekehrt, daselbst die so empfangenen oder veredelten und erweiterten Kenntnisse nach allen Richtungen hin verbreiteten. Wenigen im Gebiete der Gelehrsamkeit hervorragenden Namen dieser Zeit wird man begegnen, die nicht kürzere oder längere Zeit jenseits der Alpen verweilt hätten und ein Zeugnis der dort empfangenen Impulse ablegten. In Deutschland selbst waren

---

[1]) Der Verf. hieß eigentlich Giovanni Nanni, † 1502, die betr. Schrift: Antiquitatum variarum libri XVII. Romae 1497.

[2]) S. oben S. 35.

seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl von Universitäten entstanden, welche, willig oder nicht, doch in der Mehrzahl allmählich der vordringenden humanistischen Strömung Zugang gestattet haben oder gestatten mußten. Neben ihnen sind es einzelne Fürsten und Höfe oder Städte, die dieser Bewegung entgegenkamen und dabei im besondern der Geschichtschreibung ihre unmittelbare Huld zuwendeten oder sie doch mittelbar begünstigten.

Wir reden in diesem Zusammenhange zunächst vom Heidelberger Hofe. Schon unter dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen, der nicht ohne Sinn für literarische Interessen war und an der von ihm teilweise umgestalteten Universität der neuen Richtung Eingang verschaffte, war auch ein Strahl der Gunst auf Männer wie Matthias von Kemnat und Michael Behaim gefallen, die sich mit der Darstellung der Geschichte des Pfalzgrafen, der eine in Prosa, der andere in der Gestalt einer Reimchronik, der eine selbständig, der andere abhängig, beschäftigten und beide dem Hofe zu Gefallen schrieben[1]). Während aber der letztere im wesentlichen ohne originelle Vorzüge in einer bequemen, überlieferten Form sein Pensum absolvirt, steht der erstere doch schon unter den Einwirkungen der neuen Richtung, wie wir ja jetzt auch mit ziemlicher Sicherheit wissen, daß er eine humanistische Schule durchgemacht hatte, dem Pfalzgrafen empfohlen und von diesem zu seinem Kaplan gemacht und so in seine nächste Umgebung gezogen worden war[2]). Man verspürt

[1]) Das Werk des Matthias von Kemnat ist von K. Hofmann im 2. Bande der Quellen und Erörterungen zur bairischen und deutschen Geschichte publizirt; ebendaselbst im 3. Bande das 2 Buch der Reimchronik Michael Behaims von eben demselben. Zu vgl. Ottokar Lorenz a. a. O. 1, 115 u. 199. Koberstein, Gesch. d. deutschen Nationalliteratur 5, 309. Gervinus 3. Aufl. 2, 211 ff.

[2]) Vgl. Wattenbach über Peter Luder in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 36. 37. Die hier vorgetragene Vermutung, daß unter dem, von Arriginus dem Pfalzgrafen empfohlenen N., Matthias von Kemnat zu verstehen sei, dürfte wohl kaum einen Widerspruch erfahren.

in seinem Werke in der That ein leises Wehen des neuen Geistes, wenn auch die historiographische Kunst selbst noch keine höheren Anläufe nimmt und das Übermaß des Lobes das unbefangen zutreffende historische Bild nicht ersetzen kann. Doch ist sein Werk auf die spätere pfälzische Geschichtschreibung nicht ohne Einfluß geblieben[1]). Einen höheren Schwung nahm das Interesse des Heidelberger Hofes für die literarische Kultur allerdings unter Friedrichs Nachfolger, dem Pfalzgrafen Philipp I. (1476—1508). Es wäre hier nicht der Ort, auf Einzelnheiten einzugehen, die auch in neuerer Zeit wiederholt behandelt worden sind[2]). Aber genannt muß wenigstens der Name des Mannes werden, der neben dem Pfalzgrafen den Mittelpunkt der humanistischen und gelehrten Bestrebungen bildete, die das damalige Heidelberg und voran den Hof charakterisiren und auszeichnen: nämlich Johann von Dalberg, Kanzler der Heidelberger Universität, der auch, nachdem er (1482) Bischof von Worms geworden, den angedeuteten, mit Recht gepriesenen Einfluß auszuüben fortfuhr[3]). Dalberg hatte seine erste Bildung in Deutschland, auf den hohen Schulen von Erfurt und vielleicht auch Heidelberg erhalten, war dann nach Italien gegangen und hatte hier, zumal in Ferrara, den bereits in ihm gelegten Grund in einer Vollkommenheit entwickelt, daß er, ohne selbst literarisch produktiv zu sein, zu den Fürsten des Humanismus in Deutschland gezählt wurde. Von dem Pfalzgrafen Philipp in seine Nähe gerufen, hatte er sich eines jüngeren vortrefflichen Gelehrten erinnert, mit welchem er in Italien Freundschaft geschlossen hatte, nämlich Rudolf Agricola's, und bewirkt, daß dieser, der mit als der hoffnungsreichste Vertreter der neuen Richtung galt, ebenfalls (1482)

---

[1]) Vgl. L. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz 1, 417.

[2]) Außer dem erwähnten Werke von Häusser zu vgl. u. a. die Geschichte der Universität Heidelberg von Hautz Bd. 1. Erhard a. a. O. Bd. 1 u. 2.

[3]) Von älteren Schriften vgl. Zapf: Johann von Dalberg, Bischof von Worms. Augsburg 1799. (Mit einem Nachtrag.)

in die Umgebung Philipps gezogen wurde[1]). Auch Agricola hat viel weniger etwa durch angestrengte wissenschaftliche Hervorbringung als durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch den unmittelbaren Einfluß und den brieflichen Verkehr gewirkt. Er selbst ist schon drei Jahre nach seiner Berufung ziemlich jung dahingestorben, aber der einmal gegebene Anstoß wirkte über das Ende des Jahrhunderts hinaus. Noch bei Agricola's Lebzeiten war K. Celtes auf einer seiner Wanderfahrten in Heidelberg erschienen, um später noch einmal wiederzukommen; weiterhin tauchen Trithemius besuchsweise, späterhin Reuchlin in vorübergehender Stellung[2]) als Mitglieder dieses Kreises auf, dessen Anziehungskraft wir uns nicht groß genug denken können.

Wenn man nun frägt, inwiefern denn der Eifer dieses auserlesenen Kreises der Geschichtschreibung zu gute gekommen sei, so können wir diese Frage allerdings nicht mit der Hinweisung auf große und unmittelbare Ergebnisse beantworten. Das Eine wissen wir aber gewiß, daß der Pfalzgraf und seine gelehrten Freunde der Geschichte ein lebhaftes Interesse entgegenbrachten. Wie oft und gerne hat nicht Melanthon bei verschiedenen Gelegenheiten der Erzählung Reuchlins gedacht, nach welcher der lernbegierige Fürst, dem die Geschichtsbücher der alten Schule offenbar nicht mehr genügten, R. Agricola veranlaßt hat, eine Universalgeschichte nach der beliebten Schablone der vier Monarchieen auszuarbeiten![3]) Das Werk hat sich leider

---

[1]) Vgl. über R. Agricola auch die Allgem. Deutsche Biographie Bd. 1 sub h. v.

[2]) Über Reuchlins Aufenthalt in Heidelberg s. Ludwig Geiger, Joh. Reuchlin, sein Leben und Wirken (Berlin 1871) S. 41 ff. Auf Trithemius kommen wir bald zurück.

[3]) Ich weiß recht gut, daß Melanthon, der wiederholt auf dieses Faktum zurückkommt, in der Mehrzahl der Fälle neben Agricola auch Dalberg und Reuchlin, und auch diesen allein als Verfasser des in Frage stehenden Werkes nennt. So z. B. alle drei zusammen im Jahre 1536 (Corpus Reff. III, col. 215) und ähnlich wieder 1555 (ib. VIII, col. 811) und 1558 (ib. IX, col. 532). Aber in der Rede über R. Agricola vom Jahre 1539 spricht er von diesem allein als Verfasser (ib. XI, col. 444) und ebenso 1542

und auffallenderweise nicht erhalten, es ist sogar wahrscheinlich gar nicht gedruckt worden; man darf aber schließen, daß es seines Verfassers würdig und von echt humanistischem Geiste getragen war. Aus dem, was Melanthon darüber sagt, vermögen wir uns eine zwar nur allgemeine, aber doch deutliche Vorstellung davon zu machen und haben doppelten Grund, den Verlust des Buches lebhaft zu bedauern. Agricola ist offenbar selbst auf die ersten Quellen zurückgegangen und hat sich zugleich nicht mit der bloßen Aneinanderreihung der Thatsachen begnügt. Die didaktische und moralisirende Haltung, die das Werk nach Melanthons Versicherung charakterisirt hat, entspricht so ganz dem Wesen der humanistischen Geschichtschreibung überhaupt, die überall gerne ihren Stoff mit irgend welcher Tendenz beseelt und stets mit Vorliebe auf die lehrhafte Bestimmung derselben Gewicht gelegt hat[1]).

(ib. IV, col. 929). Von Reuchlin allein ist in dieser Beziehung die Sprache in der Rede Melanthons auf ihn aus dem Jahre 1552 (ib. XI, col. 1004). Nun können in der That Reuchlin und Agricola nicht gut zusammen an einem Werke gearbeitet haben, da der letztere 1585 gestorben und der erstere erst eine gute Anzahl Jahre später zu längerem Aufenthalte nach Heidelberg gekommen ist. Da nun Melanthon die relativ genaueste Beschreibung des betr. Geschichtswerkes dort gibt, wo er von Agricola als dem einzigen Verfasser spricht, so wird man wohl am ehesten diesem die Urheberschaft zusprechen dürfen, was nicht ausschließt, daß Dalberg bei der Abfassung mit gehört wurde, und daß Reuchlin später dasselbe etwa revidirte. Da jedoch die Schrift selbst nicht vorliegt, sind wir gegenüber der variirenden Überlieferung eben nur auf Vermutungen angewiesen. Vgl. L. Geiger, über Melanthons Oratio continens historiam Caprionis (Frankfurt a. M. 1868) S. 53—59, und dessen: Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke S. 65.

[1]) Corpus Reff. XI, col. 444 heißt es: „Cum ita viveret (R. Agricola) Heydelbergae, ut eruditis et bonis omnibus charissimus esset, non solum in noticiam venit Ducis Palatini Philippi, sed etiam familiaritate eius Princeps delectatus est, ac saepe eum ad graves deliberationes adhibuit. Cumque, ut fit, mentio intercideret veterum imperatorum, ac Rudolphus commemoraret vel Graecas historias, vel Romanas, Princeps et verti sibi multa non solum ex historiis, sed etiam ex Poetis iussit, et petivit sibi contexi integram seriem quatuor monarchiarum, ut ordinem rerum melius videre, et incrementa atque inclinationes, et horum causas

Das Bedürfnis nach einer neuen Darstellung der Universalgeschichte war aber auch in weiteren Kreisen vorhanden; man konnte sich offenbar der Empfindung nicht erwehren, daß angesichts des sich vollziehenden und leicht wahrnehmbaren geistigen Umschwungs die älteren Behandlungen dieses Themas, Werner Rolewinks bereits erwähntes Werk nicht ausgeschlossen[1]), nicht befriedigen konnten. Und in der That sind schon in der nächsten Zeit zwei Weltgeschichten entstanden, die, was immer auch man an ihnen vermissen mochte oder mag, unverkennbar die Zeichen und Wirkungen der neuen Richtung an sich tragen. Wir meinen die Chroniken von Hermann Schedel und Johannes Nauclerus.

H. Schedel weist uns nach Nürnberg, wo seit den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts eine neue Ära literarischen und künstlerischen Schaffens begonnen hatte, die dann in Männern wie Wilibald Pirkheimer und Hans Sachs, Albrecht Dürer und Peter Vischer ihren glänzenden Ausdruck fand. Die Geschichtschreibung Nürnbergs, ausgehend von der Geschlechterhistorie, ist von Anfang an eine wesentlich städtische gewesen und hat sehr bald einen offiziellen Charakter angenommen[2]). Verschiedene zeitgenössische Aufzeichnungen dieser Art sind in dem genannten Jahrhundert entstanden, wie denn die Stadt auch bald die löbliche Gewohnheit eingeführt hat, Ursprung und Verlauf bestimmter,

---

considerare posset: nam haec exempla praesertim Principes monere de plurimis rebus possunt. Contexit igitur Rudolfus eruditissimam epitomen ex Bibliis et Herodoto, de Assyriorum et Persarum imperio, de civilibus discordiis Graecarum civitatum ex Thucydide et Xenophonte, de Philippo et Alexandro et successoribus ex Diodoro et Polybio. Deinde lectissima quaeque excerpsit ex historiis Romanis. Postremo et Germanici regni res praecipuas collegit. Ac in eo scripto non solum laboravit, ut res tantas perspicue narraret, sed etiam ut obiter legentem Principem pleraque moneret: qua in re apparuit eum non modo literis, sed etiam civili prudentia excellere.

[1]) S. oben S. 26.

[2]) S. Karl Hegel in den Chroniken der fränkischen Städte Bd. 1 Einleitung S. XXX ff.; weiterhin den 2., 4. und 5. Band.

ihre Interessen nahe berührender Ereignisse durch die möglichst vollständige Vereinigung des betreffenden urkundlichen und aktenmäßigen Materials festzuhalten. Eine förmliche Chronik, bei welcher es vor allem auf die Darstellung der Anfänge und der älteren Geschichte der Stadt abgesehen war, konnte freilich auf diesem Wege weniger entstehen; und als sich gleichwohl der Wunsch nach einer solchen regte, fühlte man sich geneigt, einem Manne den Auftrag hierzu zu erteilen, der bereits ein ähnliches Werk über die ältere Geschichte der Schwesterstadt Augsburg verfaßt hatte, nämlich Sigmund Meisterlin, dessen Namen wir bereits einmal genannt haben[1]). Wie angedeutet, gehörte Meisterlin dem geistlichen Stande an; seine Geburtszeit und Herkunft sind unbekannt; sein Lebensgang ist ein höchst bewegter gewesen; bald taucht er hier, bald dort auf, und er verschwindet zuletzt wieder spurlos aus der Geschichte. Am frühesten trifft man ihn als Mönch der berühmten Benediktinerabtei von St. Ulrich und Afra zu Augsburg, in welcher er in seinem 16. Lebensjahre etwa um das Jahr 1430 eingetreten ist. Hier zunächst hat er sich auch das Maß der gelehrten Bildung erworben, das seine geschichtlichen Werke bezeugen. Er ist offenbar ein Mann des Übergangs: die römische Literatur erscheint ihm wohlbekannt, die humanistische Luft hat auch ihn angeweht, aber von Kritik und Methode ist bei ihm keine Rede und seine Kunst der Darstellung kann nur eine mittelmäßige genannt werden. Seine Chronographia Augustensium, die er im Jahre 1456 in lateinischer, 1457 in deutscher Sprache vollendete, trägt dieses Gepräge im ganzen Umfange an sich[2]). Von größerer Bedeutung ist unzweifelhaft die Nürnberger Chronik, deren Abfassung beträchtlich später, in die Jahre ungefähr von 1482 bis 1488 fällt. In dieser Zeit hat Meisterlin teils in, teils bei Nürnberg gelebt. Die Chronik ist ebenfalls zunächst in lateinischer Sprache abgefaßt und hat erst

[1]) S. oben S. 29.

[2]) Vgl. Chroniken der schwäbischen Städte 1, XXXVIII und die Chroniken der fränkischen Städte Bd. 2 Einleitung S. 8.

dann durch ihn eine deutsche Bearbeitung erfahren, die man mit Recht als das Hauptwerk betrachtet[1]). Die Form ist nicht ungeschickt, zumal wenn man sie mit dem lateinischen Entwurfe vergleicht; der Stoff ist übersichtlich verteilt und ein volkstümlicher Zug belebt Sprache und Darstellung. Sachlich gewogen haben wir es aber freilich zunächst nur mit einer Kompilation zu thun, für die der Verfasser es übrigens an Mühewaltung nicht hat fehlen lassen. Das Material ist von überall her zusammengetragen, aber die Verwertung desselben läßt auch hier vieles zu wünschen übrig und die sichtende und unterscheidende Kraft des Geschichtschreibers in hohem Grade vermissen. Der Sage ist leider zu viel Raum gegönnt und, was schlimmer, Meisterlin unterliegt der Unart, die wir schon weiter oben als eine Schattenseite der humanistischen Geschichtschreibung hervorgehoben haben, die Lücken der beglaubigten Überlieferung durch willkürliche Erfindungen und Erdichtungen auszufüllen. Nicht das schmälert in unsern Augen das Verdienst seiner Chronik, daß die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, zum größeren Teile noch vorhanden sind, sondern daß er eine Reihe von unglaubwürdigen und erfundenen Angaben in die Nürnberger Geschichtschreibung eingeführt hat, die sie nicht so bald wieder los geworden ist.

Man möchte sich zwar wundern, daß man, um eine zusammenhängende Geschichte Nürnbergs hervorzurufen, sich veranlaßt sah, jemanden von außen her mit diesem Auftrage zu betrauen, während damals ein geborener Nürnberger lebte, der hierzu unzweifelhaft und in vollem Maße das Zeug besaß und der an Arbeitskraft, Gelehrsamkeit und Forschergeist Meisterlin unbedingt überlegen war: nämlich der bereits genannte Hartmann Schedel. Selbstverständlich kann es nicht unsere Absicht sein, die angeregte Frage weiter zu verfolgen, wenn sie auch auf dem Wege liegt.

[1]) Das lateinische Werk ist im vorigen Jahrhundert im 8. Band der Reliquiae etc. von Ludewig veröffentlicht worden; die deutsche Bearbeitung im Jahre 1868 im 2. Bande der fränkischen Chroniken von Dr. Dietrich Kerler, wo sich auch alles übrige über Meisterlin findet. Dazu zu vgl. Forschungen 12, 659.

War doch Schedel zu der Zeit, als Meisterlin jenen Auftrag erhielt, noch gar nicht wieder nach Nürnberg zurückgekehrt — wenn er auch in der Nähe, nämlich in Amberg seinen Wohnsitz hatte — und überdies hat man anzunehmen, daß er in jenen Jahren bereits mit seinem umfangreichen Werke vollauf beschäftigt war, das ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Historiographie verschafft hat. Übrigens bestanden zwischen Schedel und Meisterlin ziemlich nahe persönliche, bzw. literarische Beziehungen, wie ein paar erhaltene Schreiben des letzteren an den ersteren bezeugen, in welchen freilich Meisterlin einen ziemlich demütigen, wenn auch vertrauensvollen Ton anschlägt[1]).

Schedels Stellung in der Geschichte des Humanismus ist sicher größer als seine Bedeutung in der Geschichte der Historiographie; aber es dürfte sich zeigen, daß auch diese nicht zu verachten, nicht zu reden davon, daß beide zusammenhängen.

Schedel ist nach glaubwürdiger Angabe am 13. Februar 1440 in Nürnberg geboren[2]). Über seine Herkunft ist näheres nicht bekannt, außer daß er seine Eltern ziemlich früh verlor, aber nach allem in leidlich günstigen Verhältnissen zurückblieb. In seiner Familie hat offenbar ein höheres Streben vorgewaltet: Hartmanns, wie man annimmt, älterer Bruder Johannes, der sich ein bestimmtes Maß gelehrter Bildung angeeignet und ein Stück von Italien gesehen hatte, trat zuletzt in den Prediger-orden und starb 1505. Sein Oheim, Hermann Schedel, hatte in Italien humanistische und medizinische Studien mit Erfolg betrieben, lebte später als berühmter Arzt in Augsburg, wurde 1475 Physikus in Nürnberg, wo er am 4. Dezember 1485 gestorben ist[3]). Das Beispiel des Oheims ist ohne Zweifel nicht

[1]) S. Chroniken der fränkischen Städte 3, 311. 312.

[2]) Vgl. G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon 3. Tl. S. 499—501; dazu den 3. Supplementband S. 56—58 und besonders W. Wattenbach, Hartmann Schedel als Humanist im 11. Bande der Forschungen zur d. Geschichte S. 350—374.

[3]) Näheres über diese originelle Persönlichkeit bei Wattenbach a. a. O. S. 353—356.

ohne Einfluß auf den Neffen geblieben. Von Hartmanns ersten 15 Lebensjahren wissen wir weiter nichts, erst von diesem Zeitpunkte an fließen die Nachrichten, die wir zum größten Teile seinen eigenen aber sehr zerstreuten Angaben verdanken, in ziemlicher Ausgiebigkeit. Im Jahre 1456 bezog er die Universität Leipzig und betrieb hier die scholastischen Studien in der überlieferten Weise, wurde 1457 Baccalaureus, 1459 Magister. Schon in dieser Zeit bricht die Neigung in ihm durch, die er dann im Verlaufe der Jahre zu einer bewunderungswürdigen und einzigen Höhe ausgebildet hat, nämlich alles, was an handschriftlichen Dingen in seine Hände fiel und sein Interesse erweckte, abzuschreiben und so zu seinem Eigentum zu machen, oder überhaupt aufzuzeichnen, was ihn gerade beschäftigte und seinen Eifer erweckte. Diese seine Neigung hat durch eine folgenreiche Wendung, die sein Geist schon in der nächsten Zeit nahm, einen erhöhten Wert empfangen. Im Jahre 1560 war er von den scholastischen zu den juristischen Studien übergegangen und hat dann zwei Jahre lang dem Namen nach bei ihnen ausgehalten. Aber gerade in dieser Zeit vollzog sich bei ihm die entscheidende Bekehrung zur neuen Schule, zum Humanismus. Es hatte sich hier eine Anzahl junger Männer zusammengefunden, die sich in der Hingabe an das erneuerte Altertum und seine Autoren wechselseitig erfreuten, und dann, als Peter Luder, einer der ersten Vertreter der humanistischen Richtung, auf seiner Wanderschaft nach Leipzig kam und hier als Lehrer auftrat, wurde er der Mittelpunkt des jugendlichen strebsamen Kreises. Und als Luder sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit veranlaßt sah, Leipzig wieder zu verlassen, und nach Italien, nach Padua ging, entschloß sich auch Schedel, denselben Weg einzuschlagen (Dezember 1463). An 3 Jahre hat er nun hier verweilt und in erster Linie medizinische Studien getrieben und sich mit Ruhm den medizinischen Doktorgrad erworben, ohne aber daneben seine gelehrten humanistischen oder antiquarischen Neigungen irgendwie zu vernachlässigen. Um Eines anzuführen, namentlich ein Bruchstück aus

dem Reisetagebuch des gelehrten Altertumsforschers Cyriakus von Ancona, das in seine Hände geriet, hat seinem Sammeleifer eine bestimmte Richtung gegeben[1]). Im Sommer 1466 treffen wir ihn wieder in Nürnberg, sogleich wieder mit unermüdlichem Abschreiben von medizinischen, humanistischen und historischen Werken beschäftigt; das Jahr darauf unternahm er über Speier eine sog. „Achfahrt", d. h. eine Wanderung nach Aachen, um an der Ausstellung der Reliquien teilzunehmen, und besuchte bei dieser Gelegenheit Mastricht, Brügge und Lüttich; im Sommer 1467 erscheint er, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, immerfort sammelnd und abschreibend; im Jahre 1470 übernimmt er das Physikat in Nördlingen, und wahrscheinlich 1475 dasselbe Amt in Amberg. Seine gelehrten Verbindungen reichten in dieser Zeit bereits so weit, daß ihn der Pfalzgraf Philipp, von dessen Vorliebe für die humanistischen Bestrebungen wir bereits gehört haben[2]), als Rat und Diener und in seinen Schutz nahm. Endlich führte ihn das Jahr 1484 in gleicher Stellung, vermutlich als Amtsnachfolger seines das Jahr darauf gestorbenen Oheims, in seine Vaterstadt zurück, und hiermit beginnt der wichtigste und fruchtbarste Teil seines Lebens[3]).

Schedel trat hier in einen Kreis der reichsten Anregung in Wissenschaft und Kunst, wie sich ein gleicher damals nirgends in

[1]) Vgl. O. Jahn, Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn 1868. S. 332 ff.

[2]) S. oben S. 45.

[3]) S. Will a. a. O. S. 499. — M. Thausing in seinem ausgezeichneten Buche über Dürer (Leipzig 1876) S. 151 setzt die „Heimkehr" Schedels nach Nürnberg in das Jahr 1480, gestützt auf Murr, Journal zur Kunstgeschichte u. s. w. Tl. 15, 25 (42) Indessen hat sich Thausing entgehen lassen, daß aus den angeführten Mittheilungen Wattenbachs (a. a. O. S. 372) mit Sicherheit hervorgeht, daß Schedel im Jahre 1481 sich noch in Amberg aufhielt, wo ihm im April desselben Jahres ein Sohn geboren wurde. Außerdem erscheint „Hartmann Schedel" ebenfalls bei Murr (a. a. O. Tl 15 S. 105) in einem Verzeichnisse der „Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Bader in Nürnberg im 13., 14. und 15. Jahrhundert" ausdrücklich im Jahre 1484, was sicher nicht zufällig ist.

Deutschland, ein ähnlicher höchstens noch in Augsburg wiedergefunden hat[1]). Ein Fremder war er ohnedem hier nicht und in kürzester Zeit erscheint er als einer der angesehensten und thätigsten Genossen desselben. Zu Dürers Lehrer Michael Wolgemut trat er in das engste Verhältnis und nicht minder zu Anton Koburger, dem berühmten Chef des Hauses, das in der Geschichte des deutschen Buchhandels eine so hervorragende Stellung einnimmt; mit dem allerdings um so viel jüngeren Wilibald Pirkheimer knüpfte er ein fruchtbares Verhältnis an und zu Konrad Celtes, der öfter nach Nürnberg kam, trat er in vertraute anhaltende Beziehungen[2]). So kann es uns nicht wundern und scheint es mit Grund zu geschehen, wenn man in neuester Zeit gerade ihn, der ausgesprochenen Sinn für die Kunst bewährte und sich sogar auch selbst als Zeichner versuchte, als denjenigen bezeichnet und ausgezeichnet hat, der in dieser seiner Stellung die Einwirkung der klassischen Gelehrsamkeit, genauer gesagt des Humanismus auf die deutsche Kunst vermittelt hat[3]). Wir haben es aber hier mit ihm als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber zu thun. In das erste Jahrzehnt seines Aufenthaltes fällt die Entstehung seines geschichtlichen Hauptwerkes, der Weltchronik, zu deren Illustrirung er sich 1491 mit M. Wolgemut und W. Pleidenwurff verbunden hatte, und die als wahre Prachtausgabe und auf Kosten zweier befreundeter Patrizier, Sebald Schreyer und Sebastian Kammermeister, im Jahre 1493 aus der Presse der Koburger hervorging[4]). Daran reihen sich noch mehrere kleinere Werke, die wir noch erwähnen werden, und im Jahre 1504 schrieb oder vollendete er sein bereits in Padua angelegtes Sammelwerk über die Merkwürdigkeiten Italiens,

---

[1]) Vgl. u. a. Hermann Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter 1, 175 ff.

[2]) Thausing a. a. O. S. 203 unten und S. 205.

[3]) ebd. S. 149 ff.

[4]) Vgl. Oskar Hase, Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg (Leipzig 1869) S. 35. 50.

besonders Roms und Paduas, mit besonderer Berücksichtigung der Inschriften, „damit die Nachkommen Denkmäler erhalten, welche ihr Gemüt ergötzen und sie zu mehrerer Vervollkommnung anreizen können"[1]). Auch Deutschland ist bei dieser seiner Arbeit nicht ganz leer ausgegangen; so manche Inschrift hat er da und dort entdeckt oder doch abgeschrieben und aufgenommen; aber er fühlt selbst, daß das nur wenig sei, und entschuldigt sich mit dem Mangel an Quellenschriften und mit den fortgesetzten Kriegen, „die das gesammte (deutsche) Altertum und die Inschriften beinahe vernichtet haben"[2]). Doch ist er seiner Leidenschaft, zu sammeln und Abschriften zu machen, neben seinen anderen Arbeiten und seinem Berufe, den er nie vernachlässigt hat, bis zum Ende treu geblieben. Er ist den 28. November 1514 gestorben. Sein literarischer Nachlaß mit allen seinen Kollektaneen ist noch unter Herzog Albrecht V. von Baiern angekauft worden und erweckt, noch keineswegs völlig ausgebeutet, in der k. Hof- und Staatsbibliothek verwahrt, fortgesetzt und mit Recht in seiner Fülle und Reichhaltigkeit die staunende Bewunderung des Forschers[3]).

Über Schedels historiographische Thätigkeit und Bedeutung soll nun folgendes bemerkt werden.

Die Weltchronik[4]), von welcher fast gleichzeitig eine deutsche Übersetzung, von Simon Alt bearbeitet, und gewiß nicht ohne die Mitwirkung Schedels erschien, hat den Namen ihres Verfassers für die nächste Zeit in hohem Grade populär gemacht, wenn auch von vorn herein zugegeben werden muß, daß die beigegebenen

[1]) Otto Jahn a. a. O. S. 333 ff.

[2]) Wattenbach a. a. O. S. 373.

[3]) Vgl. außer den älteren von Will-Nopitsch 7. Tl. S. 61 angeführten Schriften Wattenbach a. a. O., dann den Anhang zu dessen Aufsatz über Peter Luder und endlich den Catalogus Codicum latinorum Bibliothecae Regiae Monacensis T. I u. II.

[4]) Es trägt die Titelüberschrift: Registrum huius operis libri cronicarum cum figuris et ymaginibus ab inicio mundi und einen längeren, beachtenswerthen Schlußsatz am Ende des Werkes. Zu vgl. A. Potthasts Bibliotheca historica medii aevi (Berlin 1862) S. 256 s. h. v. — Die Weltchronik wird auch oft uneigentlich als „Nürnberger Chronik" angeführt.

zahlreichen Illustrationen, die im lateinischen Original und in der deutschen Übertragung die gleichen sind, einen guten Teil dazu mitgewirkt haben. Der herrschende Geschmack jener Zeit verlangte solche Zugabe als Reizmittel und war dabei nach dem Stande der Literatur und der Kultur überhaupt ohne allen Zweifel mehr im Rechte als die Mode von heutzutage, dank welcher die Illustrationen bereits zu ganz gemeiner Lockspeise heruntergesunken sind und der Text der illustrirten guten oder schlechten Bücher in die zweite Linie zurückgedrängt wird. Daß die Chronik wirklich Schedels Werk ist, versichern wir nur aus dem Grunde ausdrücklich, weil seine Autorschaft seiner Zeit unnötigerweise in Zweifel gezogen worden ist[1]). Was nun den Wert der Chronik anlangt, so sei es sogleich im voraus zugestanden, daß wir es mit keiner originalen oder gar epochemachenden Leistung zu thun haben. Die Form der Einkleidung des Stoffes ist die nach den beliebten 6 Weltaltern, von welchen aber das letzte, wie meistens, allein einen breiteren Raum einnimmt als die 5 übrigen zusammen; dazu kommt dann ein Anhang historisch-geographischer Natur, dessen Herkunft aber nur teilweise auf Schedel zurückgeführt werden darf. Das Werk macht überwiegend den Eindruck der Kompilation; erst etwa von der Mitte des 15. Jahrhunderts an begegnen wir originalen Nachrichten, die man dem Verfasser unmittelbar zuschreiben darf. Die Hilfsmittel und Vorgänger für ein Buch der Art waren einem in diesen Dingen so kundigen Manne wie Schedel im weitesten Umfange bekannt und zur Hand; er scheint aber u. a. auch eine ungefähr ein Menschenalter früher in Nürnberg entstandene deutsche Weltchronik benutzt zu haben, von welcher wir erst in neuerer Zeit nähere Kunde erhalten haben[2]). Es ist das die Plettenberger-Truchseßische allgemeine Chronik, die auch Meisterlin benutzt hat, von welcher z. B. allerdings nur die

[1]) Will a. a. O. 3, 501.

[2]) Vgl. die betr. Erörterung und Mitteilung K. Hegels in dem 3. Bande der Chroniken der fränkischen Städte S. 257 ff.

erste Hälfte erhalten vorliegt. Aus der zweiten Hälfte hat gerade Schedel, ehe er an die Abfassung seines größeren Werkes ging, einen ebenfalls deutschen Auszug gemacht, der mit Julius Cäsar beginnt und bis zu König Ruprechts Ende reicht und welchen der Herausgeber nicht unpassend einen „frühen und vielleicht ersten und darum gar zu unterschätzenden Versuch einer deutschen Historie" bezeichnet. Eine tiefer gehende Verarbeitung des benutzten Materials kann man der Stadtchronik Schedels nicht nachrühmen; die verschiedenen Abteilungen in der alten wie in der mittleren Geschichte sind mehr nur äußerlich neben einander gestellt, und was die Geschichte der einzelnen deutschen Kaiser betrifft, spricht aus ihnen keineswegs eine auffallend lebhafte nationale Empfindung, wie wir dieser dann in der ausgesprochensten Weise überall bei der jüngeren Generation der Humanisten begegnen. Am Schlusse des 6. Weltalters bricht ein Gefühl der Art durch; hier, wo er den König Maximilian auffordert, sich in Verbindung mit dem Papste an die Spitze einer Unternehmung gegen die Türken zu stellen, und ihm dafür die Verherrlichung durch Männer wie den Dichter Celtes und den Historiker Sabellicus in Aussicht stellt[1]. Schedel ist sonst eine besonnene konservative Natur, in den kirchlichen Dingen zumal, daher seine Abneigung gegen die Hussiten und noch mehr der anerkennende Ton, in welchem er von einem Papste wie Alexander VI. spricht. So erklärt es sich auch, daß er bei der Erwähnung des Lorenz Valla, dem er doch ein eigenes, wenn auch kurzes Kapitel widmet, die Schrift desselben über die Konstantinische Schenkung mit Stillschweigen

[1]) Fol. CCLVII b. Die betr. Stelle ist doch höchst charakteristisch. Es heißt u. a. nach der Beschreibung des prophetisch vorhergesagten Triumphzuges des siegreich nach der Vertreibung der Türken zu einer Zusammenkunft mit dem Papst in Rom einziehenden Königs: Tunc Conradi Celtis poetae laureati musa quasi ab inferis resurget et poemata componet. M. Antonius Sabellicus historias scribet, mortalemque regem immortalitati donabunt. Nos quoque, si quid strepere inter olores poterimus, aliquid seorsum inveniemus, quod de tanto rege ad posteros referemus.

übergeht. Ein Mann wie Äneas Sylvius dagegen wird mit warmem Lob bedacht, speziell als Schriftsteller, schon weil er auch des Verfassers Vaterstadt verherrlicht hat. Es ist das ein Vorzug des Schedel'schen Werkes, daß er die Männer der Literatur und der Wissenschaft besonders berücksichtigt und für sie neben den großen geschichtlichen Figuren einen Platz übrig hat. Freilich folgt er hier wie sonst auch möglichst nahe dem Supplementum J. Filippo's di Bergamo. Bei schicklichen Gelegenheiten schiebt er gerne ein Kapitel über irgend eine hervorragende Stadt ein, deren Abbildung wir dabei mit in den Kauf bekommen. Diese Bilder selbst verraten allerdings fast alle eine gewisse Familienähnlichkeit, aber manches von ihnen hat gleichwohl bis auf die Gegenwart herab trotz aller Simplizität den Wert, das älteste und nicht ein bloßes Phantasiestück zu sein. Daß Nürnberg hierbei nicht übergangen wird, versteht sich wohl von selbst; der Exkurs über die Geschichte der Stadt ist vorsichtig genug gehalten; das kritische Gewissen des Geschichtschreibers regt sich hier wie sonst öfters, wenn die kritische Richtung auch nur im bescheidenen Maße angetroffen wird. Jedenfalls ist Schedel von willkürlichen Erfindungen und Ausmalungen frei zu sprechen. So wird man im Hinblick auf diese wenigen Andeutungen die Bedeutung dieses Werkes dahin zusammenfassen dürfen, daß wir in ihm die erste von einem Deutschen abgefaßte und zugleich vom humanistischen Geiste beseelte Darstellung der allgemeinen Geschichte zu verzeichnen haben, die freilich in weitem Umfange und in der echten Weise der mittelalterlichen Praxis von ihren Vorgängern abhängig ist[1]. Die Darstellung der letzten Jahrzehnte, denen Schedel als Zeitgenosse gegenübersteht, hat dagegen als solche und nicht bloß nach der Seite der politischen Geschichte hin einen stofflich selbständigen Wert. Dem Werke ist am Schlusse die Versicherung

[1] Vgl. auch die „Hamburgische Bibliotheca Historica", dritte Centuria (Leipzig 1716) S. 142—144. Über das der Chronik angehängte 7. Weltalter ist hier bereits das Richtige gesagt.

hinzugefügt, die offenbar nicht von Schedel herrührt, daß es vor dem Drucke der Prüfung durch hochgelehrte Männer unterzogen worden sei; welches diese Männer aber waren, wagen wir nicht zu erraten[1]).

Was nun die übrigen geschichtlichen Arbeiten Schedels anlangt, darf wohl gleich an dieser Stelle noch weniges darüber hinzugefügt werden. Seine Inschriftensammlung, welche wir bereits erwähnt haben, rechnen wir billigerweise nicht darunter; sie ist in neuerer Zeit wiederholt gerühmt und ausgebeutet worden[2]). Die kleineren historischen Schriften umfassen neben Denkwürdigkeiten der Jahre 1439—1460 eine Chronik von Bamberg bis 1497, eine Chronik des St. Ägidienklosters in Nürnberg, eine Geschichte der bairischen Fürsten und endlich eine thüringische Chronik von 530 bis 1437 reichend[3]). Für unsere Zwecke haben

[1]) Es heißt: „... castigatumque a viris doctissimis ut magis elaboratum in lucem prodiret." — Hierauf ist zu vergleichen eine Notiz im „Wanderbüchlein des Johannes Butzbach" (Ausgabe in deutscher Bearbeitung durch D. Becker. Regensburg 1869) S. 39, wo es von Schedels Chronik heißt: „Weil sich aber einige Fehler in dieselbe eingeschlichen hatten, so haben die Bürger vor längerer Zeit einen gewissen Poeten aus Italien berufen, der dieselbe in sorgfältigerem Stil und inhaltlich wahrheitsgetreu neu bearbeitet haben soll. Wie ich höre, ist dieselbe in ihrer neuen Gestalt nunmehr sehr sorgfältig in Pergamentdruck und Kupferstich ausgeführt worden." — Diese Nachricht, die in ihrer vorliegenden Fassung doch wohl auf einem Mißverständnis beruht, kann sicher nur auf die Ausgabe von 1493 Bezug haben, nicht auf den Augsburger Druck des Jahres 1497. Butzbach trat Ende 1508 in das Kloster Laach ein, 1526 ist er gestorben, sein Wanderbuch ist 1506 beendigt (a. a. O. S. 215), die beregte Stelle also nicht später, wenn auch nicht so gar viel früher geschrieben. Doch dient das weiter nicht zur Aufklärung. Aus dem, was Butzbach (a. a. O. S. 87) aus Schedels Chronik mittheilt, geht wenigstens mit Sicherheit hervor, daß ihm dieselbe wohl bekannt war. Vgl. Serapeum 1854 S. 137.

[2]) „Opus de antiquitatibus." S. den Codex latinus 716 (s. oben S. 55 Anm. 3). Weiterhin O. Jahn im Bulletino dell' Instituto 1861 und G. B. de Rossi in der Nuove Memorie dell' Instituto di correspondenza archeologica (Lips. 1865) p. 501—514 u. a.

[3]) Historia rerum memorabilium 1439—1460 (s. A. v. Oefele, Rerum Boicarum Scriptores nusquam antehac editi, Aug. Vind. 1743, I, 392—398). — Chronicon Babenbergensis usque ad a. 1497 (ungedruckt,

sie mehr nur in Bezug auf die literarische Charakteristik ihres Urhebers als um ihrer selbst willen eine Bedeutung. Zum überwiegenden Teile sind es Kompilationen, die aber, wie die an letzter Stelle genannte, von des Verfassers Fleiß und Belesenheit doch wieder ein recht günstiges Zeugnis ablegen. Die thüringische Chronik ist u. a. auch durch den Umstand merkwürdig geworden, daß der erste Entwurf derselben, welchen Schedel an Trithemius geliehen hatte, trotz wiederholten dringenden Mahnens nicht wieder zurückgestellt werden konnte, so daß der Verfasser sich (1547) veranlaßt sah, aufs neue an die ihm offenbar lieb gewordene Arbeit zu gehen[1]). Von stofflich selbständigem Wert ist ohne Zweifel die kurze Chronik von St. Ägidien; Schedel hat den beiden jüngsten Äbten desselben näher gestanden. Ein Bruchstück de Sarmatia, das später auch selbständig gedruckt erschien[2]), ist mit der Historia de Europa des Enea Silvio der Chronik angehängt. In Silvio verehrte Schedel überhaupt ein Ideal, schon von den Tagen her, als er als Leipziger Student mit seinen Freunden eine Anzahl der Schriften desselben erworben hatte[3]). — —

---

die Handschrift liegt in München). — Chronicon monasterii s. Aegidii Noribergensis. 1040—1504 (bei Oefele l. c. I, 348—353). — Historia de illustribus principibus Bavariae —1477, ed. M. Freher, Amberg 1602, womit zu vgl. das ebenfalls aus den Schedel'schen Papieren stammende Chronicon Bavariae beve (bei Oefele l. c. I, 654—655). — Die thüringische Chronik ist von Karl Wenk als (4.) Beilage zu seiner Schrift: Die Entstehung der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher (Halle 1878, S. 85—715) veröffentlicht worden und trägt die Überschrift: Excerpta de libris historiarum in celeberrimo monasterio Thuringie Reinhartzborn, ubi olim illustrissimi lantgravii Thuringie sepulturas eorum elegerunt.

[1]) S. die betr. durch Chr. Ruland veröffentlichte Korrespondenz zwischen Schedel und Trithemius im Serapeum 16. Jahrgang (1855) S. 268 ff. und Wenk a. a. O., wo, wie auch schon bei Ruland, am Schlusse die bezügliche von Schedel unmittelbar herrührende Notiz sich mit abgedruckt findet.

[2]) Bei Pistorius, SS. R. Polon. p. 163.

[3]) S. oben S. 39. — Sei uns zum Schlusse obenstehender Andeutungen über Schedel die Bemerkung gestattet, daß er in der Gesammtheit

In dem Jahrzehnt ungefähr, das auf die Vollendung und Veröffentlichung der Schedel'schen Weltchronik gefolgt ist, entstand in Schwaben, völlig unabhängig von ihr, ein ähnliches Werk, das sich aber eines länger dauernden Ansehens erfreut hat und dem, stofflich gemessen, ohne Zweifel ein höherer Wert zugesprochen werden muß, nämlich die Chronik des Johannes Nauclerus.

Schwaben — wir sehen hierbei von Elsaß vorderhand ab — hatte an der mittelalterlichen Geschichtschreibung seinen redlichen Anteil genommen. Im 9. und 10. Jahrhundert thaten sich die Abteien von St. Gallen und von Reichenau hervor, in den zwei bis drei nächsten steht es hinter keinem andern deutschen Stammlande zurück und manches übertrifft es. In der Zeit nach dem Untergange der Staufer verliert das Land seine hervorragende Stellung und löst sich in eine lange Reihe von Bruchteilen auf; nur langsam und spät gewinnt es, als freilich schwachen Ersatz für das Verlorene, eine Art von territorialen Mittelpunkt wieder. Dieses Schicksal des Landes mußte unvermeidlicherweise auf die Gestaltung der Geschichtschreibung zurückwirken: sie zersplittert sich in einem ganz andern Grade als das früher der Fall war; die hochalemannischen und ihnen zugeneigten Landschaften fangen sogar bereits an, auch hierin ihren eigenen, aber nicht ruhmlosen Weg zu verfolgen; gleichwohl hat Schwaben bis in die Zeit K. Friedrich III. hinein sowohl in der erfolgreichen Darstellung der allgemeinen wie der Reichs- und Städtegeschichte eine höchst achtbare Produktivität entwickelt. Mit dem Emporkommen und der Ausbreitung der Grafen von Würtemberg wächst parallel eine territoriale und dynastische Geschichtschreibung heran, die zunächst in den Stuttgarter Annalen und der sog. Wirtembergischen Chronik ihren Ausdruck findet[1]). Zuletzt erhielt aber der Schwaben-

---

seiner Erscheinung unserer Überzeugung gemäß, trotz des meist nur reproduzirenden und kompilirenden Charakters seiner historischen Schriften, immerhin eine erschöpfende, monographische Behandlung verdient.

[1]) S. Chr. v. Stälin, Würtembergische Geschichte 3, 8—9. O. Lorenz a. a. O. 1, 4—9.

stamm als solcher noch einen eigenen Geschichtschreiber in der Person des Ulmer Predigermönches Felix Faber, des berühmten Palästinafahrers und Reisebeschreibers († 1502)[1]. Seine Historia Suevorum widmet sich im 2. Buche ausschließlich der Geschichte der Stadt Ulm und der benachbarten Klöster, und nur das 1. Buch behandelt in gewandter Weise im Anschluß an die Geschichte des Reiches und der Habsburger die Geschichte des Schwabenlandes. Die Bedeutung des Emporkommens der Grafen von Würtemberg weiß er recht gut zu würdigen: im übrigen gehört er bei vielen Kenntnissen und einer unverkennbaren Selbständigkeit noch der alten Schule an.

Von dem genannten Grafenhause ging (1437) die Stiftung der Universität Tübingen aus, die für die Geschichte des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland in den nächsten und späteren Zeiten wichtig genug geworden ist. Mit den Anfängen dieser hohen Schule und ihres Gründers ist der Name des Mannes aufs engste verknüpft, der in hervorragender Stellung an der Scheide der Zeiten jenes Geschichtswerk von allgemeiner Tendenz verfaßt hat, dessen wir bereits gedacht haben, das zweite dieser Art, das unter dem Einflusse der neuen Richtung entstanden ist. Von Johannes Nauclerus[2]) ist die Rede. Sein äußeres Leben verläuft wesentlich anders als das Schedels, und auch seine Gesammterscheinung gibt ein überwiegend verschiedenes Bild. Sein deutscher Name lautet J. Verge oder Vergenhans, den er

---

[1]) Vgl. Franc. Dom. Haeberlin: Dissertatio Historica sistens Vitam, Itinera et Scripta Fr. Felicis Fabri Monachi Praedicatorii Conventus Ulmani ad illustrandam Historiam Patriam. Goettingae 1752. — Lorenz a. a. O. 1, 91. — Ausgabe von Goldast: Rerum Suevicarum SS., Frankfurt a. M. 1605 u. später.

[2]) Vgl. über ihn die Schrift von Dr. Friedr. Joachim: Johannes Nauclerus und seine Chronik. Göttingen 1874. Dazu die Besprechung dieser Schrift von L. Weiland in der Hist. Zeitschrift Bd. 34 (Jahrgang 1875). Ferner: D. König, zur Quellenkritik des Nauclerus (in den Forschungen zur d. Geschichte) 18, 47, und Dr. Th. F. A. Wichert, Jakob von Mainz und das Geschichtswerk des Matthias von Neuenburg nebst Exkursen zur Kritik des Nauclerus. Königsberg 1881.

nach der einreißenden Sitte gräcisirt hat: es ist mit Recht bemerkt worden, daß diese an sich am Ende nicht wichtige Thatsache doch schon auf einen gewissen Zusammenhang des Namensträgers mit dem Humanismus hinweist, welcher diese Neigung gerade auch in Deutschland heimisch gemacht hat. Er stammt von einer angesehenen Familie; sein Vater stand im Dienste der Grafen von Würtemberg. Sein Geburtsort ist zweifelhaft; sein Geburtsjahr muß mehr nur vermutet werden, man setzt es mit Wahrscheinlichkeit in die Jahre 1425—1430. Gewiß ist, daß er nebst einem Bruder die kirchliche Laufbahn eingeschlagen hat. Wo er seine Studien gemacht hat, können wir höchstens vermuten; man denkt mit vieler Wahrscheinlichkeit an eine transalpinische Universität, an Bologna, wo er in der That am sichersten sich in den geistlichen und weltlichen Rechten ausbilden konnte. Den humanistischen Einflüssen, die hier bereits seit langer Zeit mächtig waren, wird er sich so wenig entzogen haben als sein Bruder Ludwig, der ihn begleitete und später mit Marsilius Ficinus im Briefwechsel stand[1]. Im Jahre 1450 wurde er Hofmeister des später so berühmt gewordenen ersten Herzogs (Eberhard) von Würtemberg, im Jahre 1460 ungefähr Propst an der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz in Stuttgart und erhielt 1467 eine diplomatische Mission an Karl den Kühnen, allerdings ohne sie persönlich zu Ende führen zu können. Einige Jahre später war er Pfarrherr zu Brackenheim in der Herrschaft Urach, und als sein früherer Zögling, Graf Eberhard, (1477) die Universität Tübingen gründete, wurde er als Lehrer des kanonischen Rechts dahin berufen, ja er wurde der erste Rektor und schon das Jahr darauf Kanzler derselben[2]: aber auch von dieser angesehenen und einflußreichen Stellung aus wurde er von Eberhard als Vertrauensmann öfters zu anderen Geschäften in Anspruch genommen;

---

[1]) Chr. v. Stälin, Würtemb. Geschichte 3, 770.]

[2]) Vgl. Joachim a. a. O. S. 5—6 und nebst den dort angeführten Schriften noch Dr. K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen (Tübingen 1849) S. 42.

im Jahre 1482 hat er den Grafen nach Rom, 1495 zum Reichstag nach Mainz begleitet. Nach Eberhards Tod (1496) scheint sich Nauclerus mehr auf eine stillere Thätigkeit und seine gelehrten Arbeiten beschränkt zu haben: im Jahre 1510 ist er, hochbejahrt, gestorben.

Die schriftstellerische Produktion des Nauclerus hat den Kreis der Geschichtschreibung fast nicht überschritten; nur ein paar juristische Abhandlungen haben sich von ihm erhalten, werden aber nicht weiter gerühmt[1]). Seine Chronik ist es, die seinen Namen den späteren Geschlechtern überliefert und ihm Anerkennung eingetragen hat. Ihre Entstehung wird wohl nicht mit Unrecht in die letzte Zeit seines Lebens versetzt; veröffentlicht ward sie erst sechs Jahre nach seinem Tode (1516), und die Kosten des Druckes haben drei Tübinger Bürger getragen, ähnlich wie die Herausgabe der Schedel'schen Chronik durch die Liberalität einiger wohlhabenden Gönner möglich gemacht worden war[2]). Der ersten Ausgabe ist zur Empfehlung ein Vorwort Reuchlins und ein anerkennendes Schreiben des Erasmus von Rotterdam an den Drucker und Verleger Anshelm in Tübingen beigegeben: es trat also, möchte man sagen, mit dem Segen zweier humanistischen Führer in die Welt. Aber noch mehr als dieses: der Neffe Reuchlins, der damals noch sehr jugendliche, aber frühreife Melanthon hat die Chronik vor dem Drucke durchgesehen und ihr verschiedene Verbesserungen im Stile und, wie es scheint, auch im Texte selbst zu Teil werden lassen und zugleich einige Ergänzungen hinzugefügt[3]). Nach alledem besteht kein Zweifel, daß man in diesen Kreisen das in Frage stehende Werk als eine nicht

---

[1]) Vgl. Joachim a. a. O. Exkurs II S. 69 mit Anm. 1.

[2]) Diese editio princeps führt den Titel: Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium Chronici commentarii a Joanne Nauclero J. U. Doctore. Tubing. Praeposito et Universitatis Cancellario digesti in annum salutis MD. Adjecta Germanorum rebus historia de Suevorum ortu, institutis ac Imperio. Complevit opus J. Nicolaus Basellius Hirsaugiensis annis XIIII ad MD additis.

[3]) Vgl. der Kürze wegen Joachim a. a. O. S. 21. 22.

gewöhnliche Arbeit betrachtet hat. Wir aber wollen es versuchen, in aller Kürze die Art und Bedeutung des Werkes zu bestimmen.

Es ist eine allgemeine Geschichte, wie die Chronik Schedels das auch sein will und so viele vorhergegangene Versuche es ebenfalls waren und sein wollten, zugleich ebenfalls eine Kompilation, aber, wie wir sehen werden, besserer und selbständiger Art. Eine Benutzung irgend welcher Art von Schedel ist nicht wahrzunehmen, obwohl dessen Werk Jahre vorher erschienen war, ehe Nauclerus das seinige abschloß. Die Form ist bei diesem gleichfalls die synchronistische, aber nicht nach den sechs Weltaltern schlechthin, sondern nach „Generationen", die sich mit jenen zuletzt doch wieder decken. Wo der Nürnberger und Tübinger Chronist sich begegnen, ist eine gemeinsame Quelle anzunehmen. Kein Zweifel besteht, Naucler beherrscht ein viel reicheres Material als Schedel und macht sich nicht in dem gleichen Maße von einigen wenigen Vorgängern abhängig. In den chronologischen Fragen und Bestimmungen ist Naucler nach Kräften sorgfältig und genau, dagegen das ethnographische und geographische Moment, das Schedel mit so ausgesprochener Vorliebe nach dem Vorbilde von Enea Silvio berücksichtigt, bleibt bei ihm vollständig untergeordnet, wenn ihn nicht etwa sein schwäbischer Patriotismus begeistert. Die Summa historialis des Erzbischofs Antoninus von Florenz ist vor anderem für das Altertum und das Mittelalter benutzt; daneben das Supplementum des Jakob von Bergamo, für die fränkisch-französische Geschichte das bekannte Kompendium des Gagouin u. s. f. Freilich hat sich Nauclerus, einer der ersten in Deutschland, von dem Betrüger Annius von Viterbo gründlich irreführen lassen; andere zweifelhafte und nichtige Autoren, die er noch anführt, hat er wohl nur mittelbar übernommen. In dieser Richtung ist der kritische Scharfblick allerdings nicht seine starke Seite; obwohl er sonst in einzelnen Fällen sich skeptisch verhält, kann er gelegentlich, wie z. B. bei der etymologischen Deutung des Namens der Schweizer, recht naiv sein. Der materielle Wert seiner Chronik liegt fast ausschließlich im zweiten

Teile, der überwiegend das Mittelalter behandelt. Wir haben dabei nicht die Art und Weise im Auge, mit welcher er Personen und Vorgänge beurteilt. Hierin ist er überall konservativ wie Schedel, ja bei der Erzählung des Streites zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. steht er unbedingt auf der Seite des letzteren; Dante's Schrift de Monarchia erhält wegen ihrer streng kaiserlichen Tendenz eine Rüge, obwohl er sie sicher nur von zweiter Hand her kannte; für den Klerus auch seiner Zeit hat er nur Anerkennung, während er sonst keineswegs alles lobenswert findet. Vergleichungsweise billiger urteilt er über die Staufer, aber weniger aus deutschem Nationalgefühl, als weil es das schwäbische Kaisergeschlecht ist, um welches es sich handelt. Daß sich das Haus der Grafen von Wirtemberg seiner besonderen Sympathie und Rücksichtnahme erfreut, läßt sich nicht anders erwarten; vor allem aber ist es Herzog Eberhard, dessen Bild er uns mit Liebe und im wesentlichen auch treffend entwirft. In solchen Mitteilungen liegt überhaupt ein wesentlicher Vorzug seines Werkes. Aber, wie angedeutet, was diesem einen besonderen Wert verleiht, ist, daß Nauclerus bei der Darstellung des Mittelalters speziell für die Herbeischaffung des Stoffes mit seltener, bisher fast ungewohnter Sorgfalt zu Werke ging. Dadurch unterscheidet er sich zu seinem Vorteile von Schedel. Dieser ist ohne Zweifel in beträchtlich höherem Grade humanistisch gebildet, er ist ganz Humanist und auch seine Chronik zeichnet sich gerade von dieser Seite her unverkennbar wohlthuend aus: dagegen ist Naucler viel mehr der Mann der Gelehrsamkeit und unmittelbarer Wissenschaft und Forschung, zieht eine Reihe von Urkunden heran und kennt und benutzt eine Anzahl von Quellenschriften, die bis jetzt noch von keinem seiner Vorgänger auf diesem Gebiete benutzt worden waren und die ein Mann der alten Schule schwerlich zu finden gewußt oder zu finden sich angestrengt haben würde[1]). Gerade in neuerer Zeit ist dieses sein hervorragendes Verdienst

---

[1]) Das Urteil, das der Augsburger Domherr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden über die Nauclerische Chronik in einem Schreiben an

mit Nachdruck betont und beleuchtet worden. Die betreffenden Untersuchungen von Joachim, König, Weiland und Wichert haben wir bereits angeführt. Es ist jetzt auch ausgemacht, daß Trithemius wohl den Nauclerus, aber nicht dieser jenen ausgeschrieben hat. Hinwiederum ist es dank seinem Forscherfleiße möglich geworden, eine nun verschollene und verlorene ältere wichtige Chronik, nämlich des Jakob von Mainz, sicher zu stellen und den Versuch der Rekonstruktion derselben zu machen. Eine andere Frage wieder ist die Art, wie Naucler seine Quellen benutzt und angewendet hat. Es ist dies jene seiner Eigentümlichkeiten, kraft welcher er oft Angaben verschiedenen Ursprungs und verschiedenen Wertes mit einer nicht zu leugnenden Willkür zu vereinigen sucht und verbindet und so seinen späteren Beurteilern oft recht sauere Arbeit verursacht hat. Aber diese und andere Schwächen seines Werkes, die man ihm schon nachgewiesen hat, vermögen die bleibende Bedeutung desselben nicht aufzuheben, die darin liegt, daß sie in der Form sich wenig über das Herkömmliche erhebt, in der Sache aber zwar als eine Kompilation, aber als eine Kompilation veredelter Art beurteilt werden muß, die wenigstens für einen Teil ihres Umfangs den Stoff vermehrt und nach einem unverkennbaren Systeme nach neuen Quellen gesucht hat. Daher der ungewöhnliche Erfolg, der in neun Auflagen und in mehreren Forsetzungen seinen vollgiltigen Ausdruck gefunden hat[1]). —

In die hier behandelte Gruppe von Historikern reiht sich ganz von selbst Johannes Trithemius ein. Mit dem weiter oben geschilderten Heidelberger Gelehrtenkreise steht er in engster Verbindung, zu Schedel in naher literarischer Beziehung und zu

Pirkheimer vom 7. August 1516 (bei Heumann, documenta literaria p. 145) gefällt hat (Nauclerus, ut scribis, multa coacervavit, ac ea, quae inprimis ab eo exspectabantur, penitus omisit, forsitan, quia nullos habuit, ex quibus ea in suam historiam transportaret), wird auf die Dürftigkeit an Mitteilungen wie z. B. über den Reichstag von 1495 zu beziehen sein.

[1]) Man zählt von 1516 bis 1675 neun Auflagen der Chronik; im Jahre 1534 erschien ein Epitome derselben durch Nicolaus von Amsdorf; auf die Fortsetzungen kommen wir gelegentlich zurück.

Nauclers eben besprochenem Geschichtswerke in einem augenfälligen Abhängigkeitsverhältnisse[1]); überdies hat er mit allen dreien das Eine gemeinsam, daß er, und zwar in hohem Grade, der neuen, der humanistischen Richtung angehört, aber im übrigen, und dies in besonders ausgesprochener Weise, der überlieferten kirchlichen Denkweise huldigt. Seine Stellung in der Geschichte der Historiographie allerdings beruht nicht auf einer hervorragenden Leistung allein, und es ist nicht ein universalgeschichtliches Werk im technischen Sinne des Wortes, das er hervorgebracht hat: wie er überhaupt ein höchst fruchtbarer Schriftsteller polyhistorischen Charakters war, haben wir auch eine Reihe von historischen Schriften von ihm, die sich noch dazu auf verschiedenen Gebieten bewegen und die erst alle zusammen ihm seine besondere bezügliche Bedeutung verleihen. Und endlich sind es nicht bloß seine Vorzüge, sondern ebenso oder noch viel mehr seine Schwächen, die ihm, namentlich wieder in neuerer Zeit, die allgemeine Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise zugewendet haben. Aus allem diesem ersieht man bereits, daß wir es in diesem Falle mit einer immerhin ungewöhnlichen Erscheinung zu thun haben, die sich aber von Widersprüchen nicht frei erhalten hat und der, mit Fernhaltung aller Vorurteile, gerecht oder nicht ungerecht zu werden keine leichte Sache ist.

Schon der Lebensgang des Trithemius war in der That ein nicht gewöhnlicher[2]). Auf seinen ersten 15 oder 18 Jahren

[1]) S. oben S. 67. Da es, wenn uns nicht alles täuscht, für unzweifelhaft gelten muß, daß Trithemius die Chronik des Nauclerus gekannt und benutzt hat, Nauclerus aber 1510 gestorben, seine Chronik 1516 veröffentlicht worden ist, Trithemius seine Annales Hirsaugienses, die hierbei in Frage kommen, 1514 abgeschlossen hat, so ergibt sich, daß ihm das Werk des Naucler noch in der Handschrift bekannt geworden sein muß; für persönliche Beziehungen zwischen beiden Autoren, die an sich ja recht gut denkbar wären, sind unseres Wissens bis jetzt keine Zeugnisse beigebracht worden. Trithemius hat allem Vermuten nach die Chronik Nauclers noch gedruckt vor sich gesehen, denn er ist erst im Dezember 1516 gestorben; jedoch diese Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit vermag an der in Rede stehenden Hauptfrage nichts zu ändern.

[2]) Es ist nicht unsere Absicht von der zahlreichen Literatur über Trith. hier mehr als das Nötigste anzuführen. Zunächst ist zu vgl. Dr. Silber-

ruht ein Schleier, welchen gründlich zu lüften er unterlassen hat. Die Andeutungen oder Mitteilungen, die er uns darüber gibt, vermögen unsere Neugier nicht recht zu befriedigen, oder tragen ein zu flüchtiges, teilweise legendenhaftes Gepräge. Geboren war er am 1. Februar 1462 zu Trittenheim, einem Dorfe an der Mosel unterhalb Trier, von nicht unbemittelten Eltern. Sein Familienname war ursprünglich „von Heidenberge", er hat sich aber nach der Sitte der humanistischen Adepten später nach seinem Geburtsorte einen neuen, bleibenden gebildet. Seine Knabenzeit war nach seiner eigenen Erzählung eine äußerst gedrückte: nur mit der äußersten Anstrengung hat er die Schwierigkeiten überwunden, die ein rauher Stiefvater seinem unüberwindlichen Drange nach Erwerbung der elementarsten Kenntnisse und weiterhin der lateinischen Sprache entgegensetzen wollte. Endlich, in seinem 17. Lebensjahre ungefähr, sprengte er die Ketten, die ihn am Boden gefesselt halten wollten, und flüchtete zuerst nach Trier und dann nach Heidelberg, wo, wie wir uns erinnern, um diese Zeit ein reges wissenschaftliches Leben aufgeblüht war. In diesen Jahren ließ er sich, von seltenem Wissensdurst getrieben, in der griechischen und hebräischen Sprache unterrichten[1]), und hat sich sogar noch viel später in beiden durch Reuchlin noch gründ-

---

nagel, Johannes Trithemius. Eine Monographie. Landshut 1868. — Schon im Jahre 1863 hatte Dr. Hermann Müller in Prenzlau, der sich mit Trith. mehrfach beschäftigt hat, seine Abhandlung: „De Trithemii Abbatis vita et ingenio" (Halis Sax.) erscheinen lassen. Vor allem aber auch wichtig sind, nebst den verschiedenen Schriften des Trithemius, die zwei Bücher der Epp. familiares, welche er im Jahre 1507 selbst gesammelt hat. Ein Verzeichnis sämmtlicher Schriften und der Ausgaben findet sich u. a. bei Silbernagel a. a. O. S. 235.

[1]) In die griechische Sprache soll Trith. seinen eigenen Angaben nach zuerst von K. Celtes eingeweiht worden sein. Es wäre nur genauer zu bestimmen, wann und wo? Celtes kam zum ersten Male für länger im Jahre 1484 nach Heidelberg, das Trith. aber schon 1482 verlassen hatte. Über seinen Bildungsgang und seine Studien berichtet er speziell in seinem im Jahre 1507 geschriebenen Nepiachus (cf. Eccard, Corpus hist. medii aevi T. II No. XIII). Außerdem zu vgl. sein Chronicon Sponheimense an mehreren Stellen.

licher ausbilden lassen. Für jeden Fall zeichnete sich Trithemius gerade durch diese, damals noch seltenen Kenntnisse vor vielen, sonst angesehenen Gelehrten vorteilhaft aus. Er war auf dem besten Wege, ein rechter Gelehrter der neuen Schule zu werden. Da trat, im Jahre 1484, die entscheidende Wendung für seine Zukunft ein: sein Schicksal führte ihn in das in der Nähe von Kreuznach gelegene Benediktinerkloster Sponheim, welches, wie die meisten mittelalterlichen Anstalten dieser Art, dem sittlichen wie wirtschaftlichen Verfalle nicht entgangen war. Eben 20 Jahre alt, trat er zunächst als Novize in dasselbe ein und gab sich dem erwählten Stande mit dem ganzen Feuer und Schwunge eines jugendlichen und ahnungsvollen Gemütes hin. Wenn nun hierin immerhin nichts Außerordentliches gefunden werden kann, so zeugt es um so gewisser für das Imponirende seiner Persönlichkeit wie für den anomalen Zustand des Klosters, daß er schon 14 Monate nach seinem Eintritt zum Abte desselben erwählt wurde. Was Trithemius in dieser Stellung mit rühmlicher Mühewaltung für die sittliche und wirtschaftliche Wiederherstellung der ihm anvertrauten Anstalt angestrebt und geleistet, kann hier nicht weiter verfolgt werden; wir für unsere Zwecke haben nur das zu berühren, was zur Charakterisirung seiner geistigen und literarischen Arbeit in dieser Zeit dienen kann, um so eine möglichst sichere Grundlage zur Beurteilung seiner historiographischen Arbeiten zu gewinnen. Denn in der That hat er niemals aufgehört, sich zugleich als Gelehrter und bald auch als Schriftsteller zu fühlen. Es ist bekannt, mit welchem unermüdlichen Eifer er an allen Enden und Orten sammelte und erwarb, um die verarmte Bibliothek des Klosters in Büchern und Handschriften in den verschiedensten Wissenszweigen auf eine Höhe zu bringen, welche die Bewunderung der Zeitgenossen erweckte und erstaunende Besuche von Namen ersten Ranges, wie K. Celtes und Alexander Hegius, dahin führte. Die Anfänge der schriftstellerischen Thätigkeit des Trithemius, die im Verlaufe der Zeit einen außerordentlichen Umfang annahm, sind erbaulicher, liturgischer und, soweit

sie sich auf die Hebung des Mönchslebens, in erster Linie des Klosters Sponheim selbst beziehen, reformatorischer Natur: die Erneuerung seines Ordens auf Grund der Bursfelder Reformation lag ihm in der That mehr als alles andere am Herzen, und er hat dafür die volle Spannkraft und Rührigkeit seines Geistes eingesetzt. Wir werden uns an diesen Umstand zu erinnern haben. Daran reihen sich die drei literärgeschichtlichen Werke, deren Ausführung noch in die Sponheimer Epoche ihres Urhebers fällt. Zum Beweise dafür, was alles diesen Mann zu gleicher Zeit beschäftigen konnte und wie fruchtbar seine Phantasie war, erwähnen wir seine „Steganographie", eine Art von Geheimschrift, die gleichfalls in diesen Jahren entstanden ist und ihn in den nicht ungefährlichen Geruch der Zauberei brachte, so daß er es vorzog, die Schrift unvollendet zu lassen: sie ist später (1609) wirklich auf den Index gesetzt worden. Aber auch schon geschichtliche Werke im engeren Sinne beschäftigten ihn jetzt: so die Chronik seines Klosters, eine Chronik der Herzöge von Baiern und Pfalzgrafen bei Rhein, die aus seinen fortgesetzten engen Beziehungen zum Heidelberger Hofe hervorging, und endlich die Chronik des Klosters Hirsau. Trithemius war in dieser Zeit bereits ein hochberühmter und gesuchter Mann. Nicht bloß seine gelehrten Zeitgenossen, sondern verschiedene Fürsten, ja Kaiser Maximilian I. selbst haben ihm ihre Aufmerksamkeit und Sympathie zugewendet. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, der ihn bewunderte, hätte ihn am liebsten ganz für sich gewonnen, und Trithemius folgte wenigstens im August 1505 seiner Einladung nach Berlin[1]). Aber während seiner Abwesenheit brach in seinem Kloster der Sturm einer Opposition gegen ihn los, der sich schon längst angekündigt hatte und dessen ausgesprochener Zweck kein anderer als die Beseitigung des verhaßten Abtes war. Die Gründe dieser Opposition waren gemischter Natur, zum guten Teile Abneigung gegen seine reformirenden Tendenzen gerichtet.

---

[1]) Vgl. H. Müller, das Verhältnis des Abtes Trithemius zu dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Prenzlau 1873.

Trithemius, der aus Treue gegen seinen Beruf dem Wunsche des Kurfürsten, er möge dauernd seinen Wohnsitz in seiner Nähe nehmen, widerstanden hatte, kehrte Ende Mai 1506 nach dem Mittelrhein zurück, faßte aber dann, als er sich von der Lage der Dinge und dem Treiben seiner Gegner in und außerhalb des Klosters überzeugt hatte, den Entschluß, auf seine Abtswürde zu verzichten und der Stätte der Undankbaren für immer den Rücken zu wenden. So war er für den Augenblick heimatlos[1]). Gleichwohl wies er die Anerbietungen des Pfälzer Kurfürsten, ja des K. Maximilians selbst, ihn je an ihrem Hofe mit offenen Armen aufzunehmen, als für ihn ungeeignet dankend zurück und entschied sich für die Annahme der Abtswürde des Schottenklosters zu Wirzburg, die ihm der Fürstbischof Lorenz von Bibra, ein Freund der Wissenschaften, als Ersatz antragen ließ. Am 3. Oktober 1506 traf Trithemius in Würzburg ein, und hiermit beginnt der letzte, friedlichste und, was seine interessantere literarische Thätigkeit anlangt, fruchtbarste Abschnitt seines Lebens. Die Abtei war in ihrem Bestande und Besitztum wesentlich zurückgekommen: Trithemius unterließ zwar nichts, was ihr etwa aufhelfen konnte, aber von wesentlichen Erfolgen konnte nicht gesprochen werden. Um so größere Befriedigung fand er in seinen schriftstellerischen Arbeiten, in dem wissenschaftlichen Verkehr mit den angesehensten Gelehrten Deutschlands, in der Anerkennung, die ihm unentwegt von allen Seiten in reichlichem Maße gespendet wurde. K. Max lud ihn im Jahre 1508 zu sich nach Boppard an sein Hoflager

---

[1]) Charakteristisch in dieser Beziehung sind die Äußerungen, die er in dieser Zeit, im Jahre 1506, in einem Briefe an Joh. Brecht über sich selbst gemacht hat: Ego sum ille Trithemius, abbas quondam Sponheimensis, quem docti simul et indocti tanquam oraculum Apollinis observabant, qui omni ore laudatus, Bursfeldianae congregacionis videbar caput atque volumen. Magnum me aliquid existimabant Reges et Principes, Ecclesiarumque praesules; ad famam nominis nostri concitati, me videre, me alloqui, ac suis interesse cupiebant archanis. Nomen Sponheimensis abbatis per omnium ora cum laude volabat (vgl. Opp. hist. Trithemii, ed. Freheri, II, 512).

ein und legte ihm dort u. a. die bekannten acht Fragen vor, welche sowohl für den Mann, der sie stellte, als für die Art, in der sie beantwortet wurden, so höchst bezeichnend erscheinen[1]). Trithemius hätte, um hier davon zu reden, der humanistischen Denkweise ferner stehen müssen als es der Fall war, wenn er für den Kaiser nicht warm empfunden und die Sache des Reiches und der Nation ihm nicht am Herzen gelegen hätte. Aber die theologischen Motive überwiegen nicht bloß in ihm, sondern er ist, und gerade gegenüber historischen Vorgängen, zugleich niemals einen Augenblick unschlüssig, auf die Seite der Hierarchie, bez. der Päpste zu treten und überall sein eigenes Urteil der kirchlichen Autorität zu unterwerfen. Betreffend seine Beziehungen zu Kaiser Max und aber auch zur Beurteilung seiner gesammten Geistesart ist insbesondere eine der ersten Schriften, die er in Wirzburg ausarbeitete und dem Kaiser dedizirte, wichtig, nämlich seine mystische Chronologie „De septem intelligentiis libellus", in welchem die sieben Planetengeister, welche nach Gottes Anordnung die Welt regieren sollen, abgehandelt werden. Dieses Buch bezeugt doch in heller Deutlichkeit, wie gern sich ihr Verfasser in dunkle Gebiete verlor und sich darin mit Behagen versenkte, und beweist zusammen mit seinem „Antipalus maleficiorum", der sich vollständig auf dem Standpunkte des „Hexenhammers" bewegt, wie unermüdlich seine Phantasie arbeitete und wie leicht es ihm, wie so vielen seiner Zeitgenossen, wurde, sich alles eigenen Denkens zu begeben. Von historischen Schriften hat Trithemius in dieser letzten Epoche seines Lebens die schon früher begonnene „Sponheimer Chronik" vollendet und sind, um die weniger bedeutenden hier zu übergehen, die wichtigsten von allen die „Hirsauer Annalen" und die beiden Kompendien über den „Ursprung der Franken" entstanden. Und schon wieder war er

---

[1]) Wir unterlassen bei dieser Gelegenheit nicht, die Abhandlung von Max Marcuse (Halle 1874) „Über den Abt Johannes Trithemius" zu erwähnen. Sie behandelt speziell auch die kirchlichen Anschauungen des Trithemius.

mit anderen Plänen beschäftigt, als der Tod dazwischen trat. Er starb am 13. Dezember 1516[1]).

Wir haben uns bei der Lebensgeschichte des Trithemius länger verweilt, als mancher Leser billigen wird, wenn er nur unsere bereits angedeutete eingeschränkte Anerkennung der Bedeutung desselben als historischer Schriftsteller zum Maßstabe nimmt; aber wir haben unsere Absicht bei dieser Ausführlichkeit bereits angedeutet: es galt, auf diesem Wege eine Grundlage für die zutreffende Beurteilung des Geschichtschreibers und für das Verständnis seiner — Verirrungen zu erzielen[2]).

Trithemius hat in der Vorrede zu den Hirsauer Annalen seine Theorie von der Aufgabe und dem Wesen der Geschichtschreibung niedergelegt. Die Geschichte ist ihm eine Bewahrerin ewigen Angedenkens, die allein den Ruhm ausgezeichneter

---

[1]) Vgl. auch Gropp, Coll. noviss. I, 218 sqq. und M. Wieland, das Schottenkloster zu St. Jakob in Wirzburg (Bd. 16 des Archivs des hist. Vereins für Unterfranken u. Aschaffenburg 2. u. 3. Heft, S. 15 u. 124. 125). — Über sein Leben im Wirzb. Schottenkloster hat Trith. am 6. Nov. 1506 an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen (Epp. famil. p. 208) geschrieben: „Nunc vero tandem opurtuna mutatione quietem assecutus, Sponheimensem abbatiam resignavi et eam, in qua nunc pauper vivo ex more philosophus s. Jacobi Herbipolensem assumpsi, et meis aptam studiis et quietudinis opurtunitate magis tranquillam.“

[2]) Von der neueren Literatur über Trith. als Historiker führen wir an: C. Wolff: Joh. Trithemius und die älteste Geschichte des Kl. Hirsau (im Jahrgang 1863 der Würtemb. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde S. 220—281). — August Paul: De fontibus a Trithemio in prima parte chronici Hirsaugiensis adhibitis. Halis Sax. 1867. — H. Müller: Quellen, welche der Abt Tritheim im ersten Teil seiner Hirschauer Annalen benutzt hat. Prenzlau 1871. — Silbernagel a. a. O. S. 158—205. — Dr. Adolf Helmsdörfer: Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau (Göttingen 1874) S. 28—64. — Wichert (s. oben S. 62 Anm. 2) passim. Dazu G. Freytag: Im Neuen Reich (1872) 1, 644 ff. Die bez. ausdrücklich apologetischen Versuche, darunter auch Rulands im Bonner Lit. Blatt 1868 Nr. 21 u. 22 und im Chilinorum 1869 S. 45 u. 68, haben die gegnerischen Einwürfe durchaus nicht widerlegt. Hinwiederum zu vgl. C. Will in der Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichte 10, 205 und Regg. archiepp. Moguntin. I, XXIX.

Männer vor Vergessenheit schützen kann. „Sie vergegenwärtigt die vergangenen Zeiten, sie lehrt Lebensklugheit und zeigt an den Thaten der Alten, was wir zu jeder Zeit zu thun und zu lassen haben. Sie stärkt den Glauben, richtet die Hoffnung auf und entzündet das Feuer der Liebe. Sie gibt den Kleinen Weisheit (scientiam) und entflammt die Geister der Schwachen zur Tugend“ u. s. w. Ferner, Trithemius kennt zwei Gesetze für den Historiker: das eine, daß die Wahrheit in seiner Erzählung überall unverletzt bleibe, das andere, daß er seine Erzählung in einem angemessenen und angenehmen Stile vortrage. Für die Beobachtung des ersten steht er für sich ein, „denn sowohl der Glaube des Christen als das Mönchsgelübde legen ihm die Liebe zur Wahrheit und den Haß der Lüge auf, ‚der Mund welcher lügt tötet ja die Seele‘, und der Schriftsteller, welcher Wahrheit und Lüge vermischt, bringt die Geschichte in Verwirrung“. In Betreff der Form gesteht er zu, daß seine Kraft wohl nicht ausreichen werde. Zuletzt stellt Trithemius drei Arten der Geschichtschreibung auf: 1. die allgemeine, 2. die spezielle, d. h. die Geschichte eines Reiches oder Volkes, und endlich 3. die topische oder lokale, d. h. die Geschichte einer Stadt, Familie oder sonst eines Ortes, wie z. B. in seinem Fall des Klosters Hirsau. Aber gerade in dem genannten Werke hat er gezeigt, daß es nicht jedermanns Sache ist, sich in dieser Weise Schranken ziehen zu lassen.

Trithemius hat die Gunst, welche seine Zeit seit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der humanistischen Bewegung jedem aufstrebenden Talente entgegenbrachte, wohl zu schätzen gewußt[1]).

[1]) Er schreibt am 2. Juni 1506 von Wirzburg aus an seinen Bruder (Epp. fam. p. 175): Inopiam librorum veteres allegare potuerunt, nos vero potius inopes copia fecit, quum impressoria nostris temporibus arte apud Moguntiacum inventa hodieque per orbem universum dilatata, tot veterum atque novorum volumina doctorum veniunt in lucem, ut aere iam modico doctus quilibet esse possit. Neque desunt hodie bonorum praeceptores studiorum, sed ubique terrarum abundant in omni varietate disciplinae, non solum in latina sed in graeca lingua simul atque hebraica.

Er selbst hat den umfassendsten Gebrauch davon gemacht und sich, wie erwähnt, durch eigene Kraft zu einem der gelehrtesten und angesehensten Männer der Zeit emporgeschwungen. Und doch ist sein Nachruhm nicht unangefochten geblieben und noch über seinem frischen Grabe sind Zweifel an der Integrität seines literarischen Charakters ausgesprochen worden. Seine historiographischen Arbeiten sind es, die seinen guten Namen in diese Gefahr gebracht haben, wie intakt auch sein übriges privates und öffentliches Leben bleiben mochte. Und in der That, nach sorgfältigster Prüfung fühlen auch wir uns außer Stande, in diesem für uns entscheidenden Falle für ihn einzutreten: es ergibt sich vielmehr, daß trotz aller Gelehrsamkeit und Arbeitslust sein Verdienst auf diesem Gebiete in den wesentlichen Dingen unwiderruflich in Frage gestellt erscheint und daß er, unter dem Banne seiner lebhaften Phantasie und nebensächlicher Zwecke, das erste Gebot, welches er selbst dem Geschichtschreiber gegeben, in weitem Umfange und fortgesetzt, und nicht ohne sich darüber oft klar zu sein, verletzt hat. Von seinem am frühesten entstandenen historischen Versuche, der Chronik der Baiernherzoge und Pfalzgrafen, brauchen wir nicht weiter zu reden; es schließt sich überwiegend an das ältere Werk des Andreas von Regensburg an, kann daher keinen Anspruch auf Selbständigkeit machen, obwohl (1610) sogar eine deutsche Übersetzung davon erschienen ist[1]). Wichtig dagegen ist bereits die Frage betr. seine literärgeschichtlichen Werke. Es sind ihrer drei: 1. Über die kirchlichen Schriftsteller. 2. Über die berühmten Männer Deutschlands. 3. Über

---

Haec sunt vera aurea tempora, in quibus bonarum literarum studia, multis annis neglecta, refloruerunt.

[1]) Der Titel ist: Joannis Trithemii Chronicon Ducum Bavariae et Comitum Palatinorum Rheni, sive de Origine gentis Principumque Bavarum commentarius. — S. v. Aretin, Literarisches Handbuch für die bairische Geschichte und alle ihre Zweige 1. Tl. (München 1810) S. 156—161. — Über Andreas von Regensburg vgl. Lorenz a. a. O. 1, 157 ff. — S. M. Freheri, Opp. hist. I, 100 sqq. — Die Übersetzung, von Ph. E. Vögelin, kam zu Frankfurt a. M. heraus.

die berühmten Männer des Benediktinerordens[1]). Zu dem ersten hatte ihn Johannes von Dalberg, Bischof von Worms, dem es auch zugeeignet ist, zu dem zweiten Wimpheling, mit welchem er seit länger ebenfalls befreundet war, aufgefordert, zu der Abfassung des dritten fühlte er sich, als ein begeistertes Mitglied des Ordens, selbst angetrieben. Die ungewöhnliche Belesenheit und Bücherkenntnis des Verfassers waren hier in der That ganz besonders am Platze, sie machten sich glänzend geltend und sind zu allen Zeiten anerkannt worden. Das wichtigste bleibt immer das erste der drei Werke, das sich aber nicht streng an den kirchlichen Charakter der Autoren hält; die beiden übrigen können der Natur der Sache nach vielfach nur wiederholen; aber die Gerechtigkeit erfordert es, zuzugestehen, daß Trithemius hierbei doch nicht in dem Grade ohne Vorzüge gearbeitet hat, wie man oft hat behaupten wollen. Wie hoch man indes das bleibende Verdienst des Trithemius auch stellen mag, die schablonenartige Fassung gerade auch des ersten Werkes macht einen ermüdenden Eindruck und von einer geistvollen Behandlung im einzelnen und ganzen ist keine Rede. Dazu kommt, daß die seinen späteren und größeren Werken vorgeworfenen Fehler und Schwächen bei genauerem Zusehen doch auch bereits in diesen Schriften sich teilweise deutlich anmelden. Während in jeder einzelnen derselben, wie das nicht anders sein konnte, vielfach die gleichen Persönlichkeiten wiederkehren, stimmen die bezüglichen Angaben selten vollständig überein. Willkürlich werden Namen und Zahlen verändert, Werke übergangen oder zugesetzt. Ja, man hat die Beobachtung gemacht, daß oft die Zeit, in welcher die Schriftsteller leben, in den verschiedenen Werken um Jahrhunderte differirt[2]). Es sind das im besten Falle Flüchtigkeiten,

[1]) 1. Liber de scriptoribus ecclesiasticis, 2. de luminibus sive de viris illustribus Germaniae, 3. de viris illustribus Ordinis S. B. Über die Ausgaben vgl. Silbernagel an seinem Orte.

[2]) Vgl. vor allem Helmsdörfer a. a. O. S. 32. 33. — Silbernagel a. a. O. S. 61 ff., S. 66 Anm. 31 über die späteren Zusätze des Trithemius zu dem zweiten der in Frage stehenden Werke.

die strengere Richter wahrscheinlich mit einem weniger milden Namen belegen würden. Der Wert dieser Schriften wird durch sie freilich nicht erhöht.

Der Prozeß, der gegen die Glaubwürdigkeit Trithems anhängig gemacht worden ist, bezieht sich in erster Linie und in der Hauptsache auf seine Geschichte des Klosters Hirsau und die älteste Geschichte der Franken. Die Untersuchung ist in den letzten 20 Jahren mit Eifer und Ernst geführt worden, und wer sich die Augen nicht mit Gewalt verschließen will, muß zugeben, der Abt hat den Prozeß verloren. Die Hirsauer Chronik hatte er schon in Sponheim, im Jahre 1495, auf den Wunsch des Abtes Blasius begonnen und sie zum Jahre 1370 geführt, als weniger der Tod des gen. Abtes als die gewaltthätigen Nachwirkungen des sog. Landshuter Erbfolgekrieges in der Pfalz und Trithems Zerwürfnisse mit seinen Mönchen zusammen mit seiner Übersiedelung nach Wirzburg eine Sistirung der Arbeit zur Folge hatte. Im Jahre 1509 ungefähr sah sich Trithem veranlaßt, sein unterbrochenes Werk von neuem vorzunehmen; aber anstatt etwa die unterbrochene Chronik einfach zu vollenden, begann er eine vollständige Neubearbeitung in zwei Teilen, deren erster die Geschichte des Klosters vom Jahre 830 bis 1256, deren zweiter von da bis 1513 behandelt; der erste wurde Januar 1511, der zweite 1514 abgeschlossen; die beiden Teile zusammen sind unter dem Titel der Annales Hirsaugienses hinlänglich berühmt geworden. Die Chronik ist zuerst 1559 zu Basel im Druck erschienen und dann von M. Freher[1]) wiederholt worden; die Annalen waren lange wie verschollen und erschienen erst 1690 in St. Gallen gedruckt; die Handschrift liegt jetzt in München[2]). Trithem bleibt übrigens in den Annalen seiner ursprünglichen Absicht, bloß eine Geschichte des Klosters, in seinem Sinne eine lokale Geschichte zu schreiben, keineswegs treu, sondern während

[1]) Opp. hist. Trithemii II, 1 sqq.

[2]) Zu vgl. Ruland im Serapeum 1855 S. 296 ff. Danach ließe die Korrektheit der St. Gallner Ausgabe vieles zu wünschen übrig.

das Chronikon sich in bescheidenen Grenzen bewegt, gibt er, wie angedeutet, dem sehr umfassenden Werke der Annalen einen allgemeinen Charakter, was am Ende auch den leitenden Absichten und dem Temperamente des Verfassers am meisten entsprach. Welt-, Reichs- und Kirchengeschichte, von weniger wichtigen Dingen zu schweigen, werden, Jahr um Jahr vorwärts schreitend, herbeigezogen. Für die Darstellung der älteren Geschichte, von 830 bis ins 14. Jahrhundert herein, ist der Fulder Mönch Meginfried, bereits in der Chronik und noch mehr in den Annalen, Trithems Hauptquelle, aber dieser Meginfried hat in Wahrheit niemals existirt und ist eine Erfindung Trithems. Die Beschuldigung lautet schwer, aber die Beweise, welche von sehr gewissenhaften Anklägern beigebracht worden sind, ertragen keinen Zweifel[1]). Was in dieser Frage schon entscheidet, ist die Thatsache, daß der Meginfried des älteren Chronikon und der jüngeren Annalen, die doch dieselben sein sollen, häufig kaum wieder zu erkennen sind und daß überhaupt Trithem mit einer ganzen Reihe und Fülle von Thatsachen, die namentlich den angeblichen Zusammenhang zwischen Fulda und Hirsau im 9. und 10. Jahrhundert erhärten sollen, ganz allein, und was wir etwa von sonstwo her über diese Dinge Sicheres wissen, mit seinen Angaben im unvereinbaren Widerspruch steht. Die Lebhaftigkeit der Phantasie und die Erfindungsgabe Trithems haben sich bei diesen Erdichtungen nur allzu fruchtbar bewährt. Aber während er die Geschichte der Jahre von 830 bis ca. 1050 fast ausschließlich erfindet und durch den falschen Meginfried beglaubigen läßt, steht es mit der Darstellung der Zeit des Abtes Wilhelm und seiner nächsten Amtsnachfolger auch ohne eine solche Unterschiebung mit der Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit des Verfassers nicht besser, und wie man es nimmt, sogar schlimmer. Schon Waitz hat Trithems Angaben über Ekkehard von Aura, seine Werke und

[1]) Wir müssen an dieser Stelle an die oben S. 74 Anm. 2 angeführten Untersuchungen und Ausführungen von Wolff, Paul, Müller, Silbernagel und Helmsdörfer verweisen.

seine angebliche Verbindung mit Hirsau zurückgewiesen[1]). Auf die gefälschte Nachricht der Annalen über einen erdichteten Besuch Anselms von Canterbury in Hirsau und die noch tadelnswertere Interpolation von Anselms Brief wie auf anderes hat in neuester Zeit mit gebührendem Nachdrucke Helmsdörfer hingewiesen[2]). Falsche Zahlenangaben, Umschreibungen und Ausschmückungen maßloser Art begegnen uns gerade in diesem Teile der Geschichte des Klosters. Die Phantasie Trithems versteht es, auf der Grundlage von ein paar dürftigen Notizen ganze lange Seiten voll zu schreiben und Erfindung auf Erfindung zu häufen. Daß bei diesem Thun das Unsittliche der Sache ihm nicht oder nie zum Bewußtsein gekommen, ist schwer zu glauben; aber immerhin, er scheint, wie man mit Recht diesen Fall zu erklären versucht hat, der Meinung gewesen zu sein, den guten erbaulichen Zweck, den er bei diesem Werke wie fast überall bei seiner Schriftstellerei verfolgt hat, d. h. die geplante Erbauung und Hebung des Mönchsstandes, durch die ersonnene Schilderung eines in die ältere Zeit des Klosters Hirsau verlegten Ideals einer Klosterreform am sichersten fördern zu können und darauf hin und der Bursfelder Reformation zu liebe schon etwas wagen zu dürfen. Diesem Zwecke gegenüber hält ihn kein Besinnen zurück, zumal wenn es ihm darauf ankommt, die Geschichte seiner Lieblingsklöster aufzuputzen. „Die fabelhafteste Gründungsgeschichte, erfundene Schilderungen des wissenschaftlichen Lebens und ganze Reihen bedeutender Schriftsteller, die niemals existirt haben, finden sich in Trithems Geschichte der Klöster von Hirsau, von Sponheim, von St. Jakob in Wirzburg u. a.“[3]) An sein zweideutiges Verhältnis zu den Inschriften und den fast gleichzeitigen Gemälden im Kloster Hirsau erinnern wir nur darum, weil selbst ein so scharfblickender Kopf wie Lessing der Gefahr, sich,

---

[1]) Mon. Germ. Hist. SS. VI, 2.

[2]) a. a. O. S. 39. 40.

[3]) Wolff a. a. O. S. 273. — Helmsdörfer a. a. O. S. 59.

täuschen zu lassen, nicht ganz entgangen ist[1]). Man kann nicht sagen, daß es Trithem überhaupt an jeder kritischen Ader gefehlt habe. Um nur eines anzuführen, er bezweifelt die Gründung des Klosters St. Peter bei Erfurt durch König Dagobert, obwohl der Abt die angebliche (freilich unechte) Stiftungsurkunde entgegenhielt[2]). Aber leider wird dadurch an dem Gesammturteile nichts geändert. Trithemius hat, wenn auch in den besten Absichten, die historische Wahrheit zum Spielball seiner Phantasie gemacht und stellt sich mit seinem Meginfried neben Annius von Viterbo u. a., die ihren Betrug um des Betruges willen vollführt haben.

Leider sind wir mit diesen unerfreulichen Erörterungen noch nicht zu Ende. Trithemius hat sich die Schuld noch einer zweiten Fälschung aufgeladen, bei der ihn wenigstens der erbauliche Zweck nicht entschuldigt, wenn darin eine Entschuldigung gefunden werden darf. Wir meinen die Frankenchronik des sog. Hunibald, eine Fälschung, die an plumper Dreistigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Heutzutage bestreitet kaum jemand mehr den Betrug, höchstens daß man Trithemius als den Betrogenen zu entlasten versucht; freilich hat es eine Zeit gegeben, in der ein Mann wie Görres in ziemlich eingehender Weise und noch dazu in seiner noch weniger verbitterten Epoche in allem Ernst eine Lanze für die Echtheit derselben brechen mochte; aber nicht minder fest steht jetzt die Urheberschaft der Fälschung. Trithemius hat, wenigstens seit seiner Verpflanzung nach Wirzburg, sich lebhaft für die fränkische Geschichte interessirt und sich mit der Abfassung eines umfassenden Werkes über dieselbe getragen, ja sie in seinem Geiste bereits fertig erblickt[3]). Was er in dieser Richtung aber wirklich ausgeführt hat und vor uns liegt, sind zwei Kompendien[4]), beide wahrscheinlich im Jahre 1514 entstanden, das eine bis zum Tode

---

[1]) Wolff a. a. O. — Lessings S. Werke, Ausgabe von Hempel, 13, 183 ff.

[2]) Vgl. Christoph v. Scheurls Briefbuch 1, 149.

[3]) S. Silbernagel a. a. O. S. 188. 189.

[4]) Beide im 1. Bande der Opp. hist. Trithemii von M. Freher gedruckt.

Chlodwigs (514), das andere bis 850 reichend. Des weiteren auf den Inhalt der beiden Kompendien einzugehen wäre an dieser Stelle überflüssig. Der sog. Hunibald erscheint als ein Erzeugnis der Muße, die sein Urheber in Wirzburg gefunden; in Sponheim und im Chronikon von Hirsau hat er ihn noch nicht gekannt. Zwar, der Codex des Hunibald selbst ist so wenig jemals zum Vorschein gekommen als jener des Meginfried. K. Maximilian, der auch an den historischen Arbeiten Trithems ein warmes Interesse nahm, hatte ihm den lebhaften Wunsch nach der Handschrift des Hunibald ausgedrückt; aber die Ausflüchte, mit welchen der Abt das angebliche Verschwinden derselben nachweisen will, machen den ungünstigsten Eindruck und erwecken keinen Glauben[1]). Die außerordentliche Belesenheit Trithems gerade auch in geschichtlichen Werken, sein glänzendes Gedächtnis, eine fortgesetzte Übung in literarischer Produktion haben neben einer unleugbaren fruchtbaren Erfindungsgabe diese Täuschungsversuche in verhängnisvollem Grade, aber freilich auf Kosten der historischen Wahrheit und seines Nachrufes, erleichtert. Allerdings einem, der wie Trithemius aus Rücksichten und Zweckmäßigkeitsgründen bedauert, daß die Frage von der falschen Schenkung Konstantins angeregt wurde, lag es gar zu nahe, wieder aus Rücksichten und Zweckmäßigkeitsgründen Thatsachen zu entstellen oder die Lücken der Überlieferung durch willkürliche Erfindungen auszufüllen. Die Neigung zu solchen Erdichtungen drohte gerade in dieser Zeit dank der entgegenkommenden Leichtgläubigkeit auf der einen und der fortschreitenden literarischen Gewandtheit auf der anderen Seite ohnedem um sich zu greifen: wir erinnern darum absichtlich in diesem Zusammenhange an die Fälschungen des Erasmus Stella aus Zwickau, der schon in der nächsten Zeit auf diesem Wege und unter erborgtem Namen mit nach-

---

[1]) S. die 3 Briefe Trithems an K. Maximilian bei Chmel, die Handschriften der k. k. Bibliothek in Wien u. s. w. 1, 318—330; speziell die beiden letzten, aus dem Jahre 1515. Dazu Silbernagel a. a. O. S. 193.

wirkendem Erfolge die sächsisch-thüringische Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in Verwirrung gebracht hat[1]). Um zu Trithemius zurückzukehren, so sind es namentlich die genealogischen Fiktionen, welche er zu Gunsten des angeblichen Alters des habsburgischen Hauses und offenbar seinem in solchen Dingen nicht ganz unempfänglichen kaiserlichen Gönner zu Gefallen gewagt hat, die auf seine literarische Integrität ein besonders bedenkliches Licht werfen und wie verschiedene andere seiner Erdichtungen schon von seinem Zeitgenossen Stabius erkannt und verurteilt worden sind[2]). Nicht frei von Unzuverlässigkeiten ist der Katalog der Wirzburger Bischöfe gehalten, welchen Trithem seinem zweiten Kompendium der Frankengeschichte beigegeben hat und dessen verwirrende Gebrechen schon L. Fries hervorgehoben hat[3]). Und noch weiter wiederum entfernen sich von der historischen Treue die Lebensbeschreibungen des Bischofs Maximus von Mainz und des Rabanus Maurus, die in den letzten Lebensjahren Trithems entstanden sind[4]).

Man kann nach diesem allem nicht umhin zu bedauern, daß ein reiches Talent unter der Einwirkung der berührten Momente zu solchen Ausartungen gedeihen konnte. Bezeichnend genug ist es, daß in diesem Falle in erster Linie gewiß nicht der Humanismus es ist, der für diese Sünden eines wahrlich nicht unbedeutenden und unverdienten Mannes verantwortlich gemacht werden muß. Trithemius war, von diesen Verirrungen abgesehen, nicht ohne Anlagen zum Geschichtschreiber, wie namentlich die Darstellung des 14. und 15. Jahrhunderts in seinen Hirsauer

[1]) S. J. Chr. Adelung: Directorium — der südsächsischen Geschichte (Meißen 1802) S. 146. 147 u. 157. 158.

[2]) Bei Chmel a. a. O. S. 313 sagt Stabius in Bezug auf diese genealogischen Wagnisse Trithems: Tedet istas abbatis ineptias nedum reprobare sed legere. Es handelt sich hier insbesondere um den 1. Brief Trithems an K. Max (a. a. O. S. 318).

[3]) S. die Chronik der Wirzb. Bischöfe bei Ludewig, Geschichtschreiber vom Bistum Würzburg S. 430 u. 498.

[4]) Vgl. zunächst Silbernagel a. a. O. S. 198—203.

Annalen das bezeugt[1]), wenn auch dieser Teil von auffallenden Flüchtigkeiten und verkehrten Angaben in der rein politischen Geschichte nicht frei gesprochen werden kann. Nach einer glaubwürdigen Überlieferung hat sich Trithemius in seiner letzten Zeit mit dem Plane, eine ausführliche Geschichte Deutschlands abzufassen, getragen und zu diesem Zwecke seinen Schüler Paul Lang, der ebenfalls dem Benediktinerorden angehörte, zur Sammlung von Materialien in die deutschen Klöster abgeordnet: indes hatte er den Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Historie offenbar hinter sich, und gerade nach der Wendung, die sein Schaffen zuletzt genommen hatte, von anderen Schwierigkeiten zu schweigen, war schwerlich noch Erfreuliches von ihm zu erwarten; wir werden es daher auch in seinem Interesse kaum zu beklagen haben, daß jener patriotische Gedanke unausgeführt geblieben ist[2]). — —

Wenn man die beginnende gelehrte Geschichtschreibung, wie wir sie in einigen Hauptvertretern bisher betrachtet haben, überschaut, macht man u. a. die Wahrnehmung, daß dieselbe im Süden Deutschlands ihre Stätte aufgeschlagen hat. Dieses Ergebnis wird auch weiterhin bestätigt werden, ohne daß zu verkennen ist, daß die humanistische Bewegung selbst immer weitere Kreise zieht und allmählich über die ganze Nation sich ausdehnt. Der deutsche Norden hat denn in der That auch zu eben dieser Zeit, welcher Schedel, Nauclerus und Trithemius angehören, einen Geschichtschreiber hervorgebracht, von welchem an dieser Stelle gehandelt werden muß und der in seiner Art diese Übergangsepoche in vieler Hinsicht so treu wie einer repräsentirt:

---

[1]) Wir machen hier darauf aufmerksam, daß die historia belli Palatino-Boici bei M. Freher (Rer. German. III, 97—120) nicht eine selbständige Schrift, sondern bloß aus den Ann. Hirs. ausgesondert ist.

[2]) Über Trithemius noch zu vgl. Rudolf v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie S. 15—17, und das oben S. 59 Anm. 1 angeführte Wanderbüchlein des Joh. Butzbach S. 223 ff. („Butzbachs Verhältnis zu Trithemius“).

nämlich Albert Kranz. Er steht zwar den neuen humanistischen Einflüssen ferner als die genannten Männer, und seine bezüglichen Werke waren zunächst gar nicht für die Veröffentlichung bestimmt, aber gleichwohl, als sie im Verlaufe des auf seinen Tod folgenden Menschenalters an das Licht gezogen wurden, sind sie von der gelehrten und gebildeten Welt mit Beifall aufgenommen worden und haben einen vielfach weiter wirkenden, erkennbaren Anstoß gegeben.

A. Kranz war Gelehrter und Staatsmann zugleich und insofern zum Geschichtschreiber mehr als andere berufen[1]). Vermutlich im 5. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts von angesehenen Eltern zu Hamburg geboren[2]), hat er sicher hier auch seine erste gelehrte Bildung erhalten und sich dann nach Köln gewendet, um Theologie in Verbindung mit den Rechten zu studiren. Von Köln ging er 1463 nach Rostock, an und neben welcher hohen Schule der Humanismus, der von Deventer aus durch die Brüder vom frommen Leben dahin seinen Weg gefunden hatte, nicht unvertreten war[3]). Eine außerdeutsche, etwa italienische Universität scheint er nicht besucht zu haben. Seine nächste Laufbahn machte er zunächst in Rostock als Lehrer der Theologie und bekleidete im Jahre 1482 das Rektorat. Auch sonst tritt er als ein angesehener Mann hervor. Im Jahre 1489 nimmt er als einer der Abgeordneten der Städte Lübeck und Hamburg an einer Verhandlung zu Wismar teil, um die Streitigkeiten

---

[1]) Vgl. über ihn: (Wilke's) Leben des berühmten Doct. Alberti Crantzii. 2. Aufl. Hamburg 1729. — O. Krabbe, die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert Tl. 1, vor allem S. 224 ff. — C. Mönckeberg, der theologische Charakter des Albert Kranz (Zeitschrift des Vereins für hamb. Geschichte 3, 394 ff.). — Potthast, Biblioth. hist. m. aevi p. 409. 410.

[2]) Das Geburtsjahr ist uns nicht überliefert: da Kranz aber 1463 in Rostock sich immatrikulirt und schon vorher die Universität Köln besucht hatte, so wird man, ohne viel irre zu gehen, sein Geburtsjahr in die Zeit von 1440 bis 1450 verlegen dürfen.

[3]) S. Krabbe a. a. O. 1, 157 ff.

zwischen dem Herzog von Mecklenburg und der Stadt Rostock beilegen zu helfen. Drei Jahre später, 1492, wurde er als Lector Theologiae und Mitglied des Domkapitels in seine Vaterstadt, wo man seine Vorzüge wohl zu schätzen wußte, zurückberufen. Wiederholt ist er in politischen Geschäften der Hansestadt zu Gesandtschaften, 1497—1499 nach England und Frankreich verschickt worden. Welches Vertrauen man zugleich in die Unabhängigkeit seines Charakters setzte, beweist die Thatsache, daß König Johann von Dänemark und Herzog Friedrich von Holstein in ihren Zerwürfnissen mit den Diethmarsen (1500) ihm die schiedsrichterliche Entscheidung übertrugen. Daß er auch in seiner kirchlichen Stellung sich hervorgethan, geht aus dem Umstande hervor, daß er im Jahre 1508 als Dekan an die Spitze des Kapitels gestellt wurde. Am 7. Dezember 1517 ist er nach einem wohl angewandten Leben gestorben.

Neben dem geschilderten öffentlichen Wirken hat Kranz noch für eine ziemlich reiche literarische Thätigkeit Zeit gefunden und sich in verschiedenen Fächern versucht. Seine theologischen Schriften gelten für bedeutend genug, können aber hier nicht weiter verfolgt werden. Wichtiger ist für uns schon sein theologischer Standpunkt überhaupt, der freilich zum guten Teile erst aus seinen geschichtlichen Arbeiten vollständig erkannt werden kann[1]. Ein Mann von wahrer innerlicher Frömmigkeit, ist Kranz Gegner jeder prinzipiellen Abweichung von der alten Kirche, die Wiclefiten und Hussiten werden aufs schärfste von ihm verurteilt. Auf der anderen Seite täuscht er sich über die argen Schäden der Kirche und des Papsttums nicht, schont sie in keiner Weise und legt so ein beachtenswertes und offenes Zeugnis für die Reformbedürftigkeit derselben ab. Freilich verwickelt er sich dabei in dieselben Widersprüche, in welche die meisten seiner Gesinnungsgenossen verfielen, welche die Kirche erneuert wissen und sie wie das Papst-

---

[1] Vgl. den bereits oben (S. 85 Anm. 1) angeführten Aufsatz von Mönckeberg.

tum doch zugleich im ganzen Umfange ihres Bestandes erhalten wissen wollten[1]).

Wenn nun ein Mann von dieser Art und diesem Ernst das Gebiet der Geschichtschreibung betrat, so ließ sich von vorn herein erwarten, daß er nichts Unbedeutendes leisten würde. Seine historischen Arbeiten beschäftigen sich ausschließlich mit der Geschichte Niedersachsens, der skandinavischen und der slawischen Reiche und Völker[2]). Es ist für unsere Zwecke nicht nötig, in eine ausführliche Betrachtung dieser Werke einzugehen: sie tragen überdies alle so ziemlich das gleiche Gepräge. Originell ist doch schon die Wahl der Stoffe, für welche sich Kranz entschieden hat. Die Saxonia und Metropolis Sax. stehen auf der einen Seite, die Vandalia und die Chronica regnorum aquilonarium auf der andern. Ob er bereits in Rostock an der einen oder anderen dieser Schriften gearbeitet, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen; unmöglich ist es nicht, und im Hinblick auf die zweite der genannten Gruppen und weil die Saxonia auf die Vandalia verweist, ist es nicht ohne Grund vermutet worden. Kranz führt den Faden der Geschichte bei den verschiedenen behandelten Gegenständen überall bis an das Ende des 15. Jahrhunderts herab oder einige Jahre darüber hinaus. Zur Geschichte der nordischen und slawischen Völker hat ihn vielleicht der Vorgang von Adam von Bremen, vielleicht auch ein praktisches Interesse angeregt. Die Saxonia zieht ihren Kreis ziemlich weit und wird teilweise zu

---

[1]) Kranz hat das erste Auftreten Luthers noch erlebt. Die Worte, die ihm die Kunde davon entlockt haben sollen, sind bekannt und oft und in verschiedenem Sinne interpretirt worden (s. Mönckeberg a. a. O. S. 394 u. 411 ff.). Die Authenticität derselben zugegeben, wird es gleichwohl schwer sein, in positiver Weise die Tendenz derselben zu bestimmen. Wie man sie aber auslegen mag, an der Formulirung seines oben angedeuteten kirchlichen Standpunktes kann dadurch nicht leicht etwas geändert werden. Daß Kranzens Werke später auf den Index gesetzt wurden, kann in dieser Richtung ebenso wenig beweisen.

[2]) Vgl. neben Potthast auch die Hamburgische Bibliotheca Historica Centuria I Art. 1.

einer deutschen Geschichte. Das bedeutendste aller seiner geschichtlichen Werke ist offenbar die Metropolis[1]), welche die Geschichte der sächsischen und aber auch slawischen Bistümer mit Hingebung und Verständnis behandelt. Hier hat Kranz auch den Vorteil, daß er rasch in die Mitte der Dinge gehen und die dunkleren Zeiten hinter sich liegen lassen kann; in seinen anderen Werken ist er den in diesen liegenden Schwierigkeiten so wenig Herr geworden als die meisten seiner Zeitgenossen. Eigentliche willkürliche Fabeleien und Erdichtungen vermeidet er aber. Daß Wahrheit das erste Gesetz der Geschichte ist, weiß er[2]), und meint, wo man diese nicht finden könne, dürfe man sich mit dem Wahrscheinlicheren begnügen[3]). Das wäre ihm nie in den Sinn gekommen, wie es Trithemius geschah, nachdem er die Unechtheit der Schenkung Konstantins erkannt, zu verlangen, daß man aus Zweckmäßigkeitsgründen darüber schweige: er nennt das Kind ohne Umstände bei seinem Namen[4]). Allerdings sind seine verschiedenen in Rede stehenden Werke zum überwiegenden Teile ebenfalls nur Kompilationen, aber immerhin so wenig gewöhnlicher Art als die Chronik des Nauclerus, ohne daß darum verkannt sein will, daß der letztere seine Quellen wenn nicht mit größerer Vorsicht aufgesucht, so doch gewiß mit höherer Sorgfalt verarbeitet hat. Freilich wissen wir nicht sicher, ob Kranz seine Geschichtswerke überhaupt veröffentlichen wollte, und noch weniger, ob er sie in der uns überlieferten Form jemals veröffentlicht hätte. Dem Eindruck kann man sich ja nicht entziehen, daß die letzte Hand nicht überall an sie angelegt worden ist. Immerhin wußte er, wo er seine Aufschlüsse zu holen hatte, und für die Saxonia und Metropolis verfügt er in seiner Weise doch über die Mehrzahl der damals zugänglichen älteren und noch mehr jüngeren

[1]) Metropolis seu historia de ecclesiis sub Carolo magno in Saxonia instauratis. 780—1504. Libri 12.

[2]) Metropolis IX cap. 1: Lex prima historiae sit veritas.

[3]) ibid. IV c. 35: Vera quaerimus, veri similiona narramus.

[4]) ibid. XX c. 24: ementitam Constantini donationem.

Quellenschriften, wenn er von den ersteren auch die eine und andere nur mittelbar und aus zweiter Hand gekannt hat[1]). Die Kunst, dieselben kritisch auszubeuten, erscheint allerdings oft unvollkommen genug und zugleich sehr ungleich; ähnlich behandelt er die Urkunden, und an Irrtümern und Mißverständnissen fehlt es hier wie dort nicht[2]); und doch tritt uns überall ein selbständiger Kopf entgegen, und macht die gewandte Form, in welche er seine Erzählung kleidet, neben dem meist klaren Urteil einen gewinnenden Eindruck. Diese Form hat unzweifelhaft nebst den interessanten Stoffen an dem schon berührten ungewöhnlichen Erfolge seiner historischen Arbeiten einen wesentlichen Anteil geübt; aber ebenso sicher muß derselbe zugleich auf den Geist, von welchem sie durchdrungen sind, zurückgeführt werden, und nicht minder ist es wahrscheinlich, daß die zwar konservative, jedoch unabhängige Haltung dieser Schriften gegenüber der Kirche und dem Papsttum zu der Anerkennung, die ihnen gleich bei ihrem Erscheinen zu Teil wurde, einiges beigetragen hat[3]). Sie sind im Laufe des 16. Jahrhunderts sämmtlich ins Deutsche übertragen worden[4]).

Auf den Fortsetzer Kranzens, nämlich auf David Chyträus, kommen wir später zu reden. An dieser Stelle gedenken wir, wenigstens im Vorbeigehen und zum Teile um des Gegensatzes willen, eines anderen seiner jüngeren Zeitgenossen und in jener Zeit angesehenen Gelehrten, der gleichfalls als Geschichtschreiber und zwar ungefähr auf demselben Gebiete, auf dem sich Kranz, nur in viel weiterem Rahmen, ebenfalls bewegt, aufgetreten ist, nämlich Nicolaus Marschalks, eines geborenen Thüringers, der

[1]) Vgl. J. M. Lappenberg in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 2, 637 („Des A. Kranz Biographien der Erzbischöfe Ansgar und Norbert").

[2]) S. Nordalbingische Studien u. s. f. Bd. 3 (Kiel 1846) S. 47. 51.

[3]) Vgl. Mönckeberg a. a. O. S. 313, wenn er auch vielleicht diesen Gesichtspunkt zu stark uno sicher urgirt.

[4]) Über die deutschen Ausgaben s. Potthast a. a. O.

darum den Beinamen Thurius führte[1]). Marschalk war nicht Theologe, sondern Jurist, daneben von der humanistischen Bewegung bei weitem tiefer erfaßt als Kranz, und von vielseitigen wissenschaftlichen Interessen. Um das Jahr 1470 geboren, in Erfurt gebildet, war er hier zuerst als Lehrer aufgetreten und hatte Spalatin zum Schüler gehabt, dann ist er in die Dienste des Herzogs Heinrich von Mecklenburg getreten, ließ sich endlich (seit 1510) in Rostock nieder und trat als Lehrer in den Kreis der Universität ein, ohne den Beziehungen zum Hofe darum ganz zu entsagen; er starb 1525. Seine geschichtlichen Werke sind in Rostock entstanden und die zwei bekannteren und größeren darunter sind der mecklenburgischen Geschichte gewidmet[2]). So gewiß nun Kranz von Marschalk als Gelehrter in den verschiedensten Zweigen des Wissens übertroffen wird, so weit steht er als Geschichtschreiber über ihm. Der letztere verdient hier im Grunde nur darum Erwähnung, weil er aufs deutlichste bezeugt, wie die formale Bildung allein den rechten Geschichtschreiber nicht zu machen vermag, und wie auf diesem Gebiete damals ein sicherer Leitstern noch schwer zu finden war. Marschalk arbeitet ohne alles System und verfällt daher, von Natur selbst ein Freund der Hypothese und Erdichtungen, rettungslos den Betrügereien des Annius von Viterbo. Seine Stellung in der Geschichte der Historiographie ist darum rein negativer und nur insofern lehrreicher Beschaffenheit.

---

[1]) Vgl. über ihn Krabbe, die Universität Rostock Tl. 1 S. 273 ff. Man findet hier alle weiteren Angaben über Marschalk, die man nur wünschen kann. Eine frühere verdienstliche Schrift ist Chr. Schöttgens commentatio — de vita N. Marscalci Thurii, von A. Schmid vermehrte Ausgabe, Rostock 1752.

[2]) Sein Hauptwerk führt den Titel: Annalium Herulorum ac Vandalorum libri septem (erschienen 1521). Zu vgl. Biblioth. Hamburg. historica II Art. 14 S. 261 ff., wo die Annales weitläufig genug analysirt werden. Der 75. Artikel berichtet über Marschalks Mecklenburgische Reimchronik, die damals noch nicht, sondern erst 1737 in dem 5. Teile der Amoenitates historicae des Pistorius (Frankfurt und Leipzig 1737) im Druck erschienen ist.

Drittes Kapitel.

Kaiser Maximilian I. und die nationale Geschichtschreibung.

Die Jahrzehnte, in welchen wir den Anfang einer gelehrten deutschen Geschichtschreibung gefunden haben, repräsentiren eine wunderbare, unvergleichliche Zeit. Auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens unserer Nation herrscht eine mächtige, in ihrem Ursprung und Ziele oft geheimnisvolle Bewegung, die auf den späteren Beschauer einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Bedauerlicher Irrtum, zu wähnen, daß hierin weiter nichts als eine kraftvolle Erhebung und Erneuerung des mittelalterlichen Prinzips zu suchen sei. Es ist vielmehr ein wesentlich Neues, das mitten in die ersterbenden und zerfallenden Ordnungen eines erschöpften Weltalters tritt, selbst wo es, was nicht zu verwundern, noch oft in die herkömmlichen überlieferten Formen gekleidet erscheint. Um nur von einem, aber dem Maßgebendsten von allem, zu reden, der Humanismus allein, auch wo er sich schüchtern und seines wahren Wesens kaum bewußt anmeldet, birgt in sich eine umgestaltende und offensive Kraft. Vergebliches Bemühen, sich und andere darüber täuschen zu wollen! Die historische Kritik, wie zaghaft und ungeschickt sie die jungen Schwingen regen, welchen Rückschritten sie thatsächlich ausgesetzt sein mag, sie kündigt in ihren Folgerungen den noch geltenden Überlieferungen, auf welchen im letzten Grunde die bestehenden Ordnungen ruhen, den Krieg an.

Auf diesem Boden und in diesem Zusammenhange bricht sich auch in dieser Zeit in der deutschen Geschichtschreibung ein wesentlicher und erfreulicher Fortschritt Bahn: es dringen nationale Tendenzen in sie ein, sie tritt in den Dienst der Nation. Das Nationalitätsgefühl, im Mittelalter uns fremder als andern Völkern, von dem universellen Zuge unseres Charakters geschwächt und gedämpft, erwacht wie mit einem Male und verlangt seine Befriedigung oder doch seine Anerkennung. Wer die Literatur jener

Tage auch nur oberflächlich kennt, wird auf Schritt und Tritt dieser Erscheinung begegnet sein. Aus der Unbehaglichkeit der augenblicklichen Lage wächst diese Empfindung heraus und stärkt sich in der Erinnerung an die größere und, wie man meint, glücklichere Vergangenheit der Nation. Die Humanisten sind es, die sich vor allen zu Vertretern dieser Stimmung machen und mit unermüdlichem Enthusiasmus sie zu unterhalten und zu steigern suchen. Auf diesem Wege ist uns damals eine nationale Geschichtschreibung entstanden. Von überall her tönt uns nicht ohne Übertreibung der stehende Satz entgegen, daß es dem deutschen Alexander nur an einem Homer, daß es unseren Vorfahren nicht an großen Thaten, sondern nur an Männern gefehlt habe, die sie dem Gedächtnisse überliefert hätten. Daher komme es, daß wir zwar die Helden der Griechen, nicht aber unsere eigenen kennen[1]). Diese Klagen sind in der That nicht wirkungslos verhallt. Die besten Männer der Nation werfen sich auf diese Studien und suchen dem so tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Höchst achtungswürdige Talente sind darunter und die erzielten Ergebnisse zum Teile nicht bloß vorübergehender Natur. Bei manchen Irrtümern geht ein sorgsam forschender, ein wissenschaftlicher Zug durch ihre Anstrengungen, die man mit Genugthuung verfolgt. Aus einem allgemeinen Impulse heraus bilden sich eine Anzahl von Vereinigungspunkten für diese Bestrebungen und Arbeiten, die in einem unverkennbaren bewußten Zusammenhange stehen. Man lebt und webt unter der Empfindung, daß es einer großen, einer heiligen Sache, der Sache des Vaterlandes gilt.

In der Mitte dieser Bewegung steht das Oberhaupt des Reiches, Kaiser Maximilian selbst. Es kann nicht unseres

[1]) So, um einen für viele zu nennen, Bebel in seiner bekannten Rede an K. Maximilian I., bei Schard, SS. I, 97: Libet itaque lamentari et deflere inquam majorum nostrorum conditionem, quod apud Germanos reperti sint qui egregia facerent plurimi, qui scriberent nullus. Vgl. auch Th. Muther: Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (Erlangen 1866) S. 79.

Amtes sein, an dieser Stelle die allgemeinen Tendenzen dieses Fürsten zu erörtern und vor unser Forum zu ziehen. In dieser Richtung hat die neuere Geschichtschreibung ja manche Bedenken nicht unterdrücken können und gegen die volkstümliche Überlieferung, die ihn mit einem blendenden Schimmer umgeben, Einspruch erhoben. Man hat finden wollen, daß seine Politik mehr dynastische als wahrhaft deutsche Ziele verfolgt habe. Wie gut diese Auffassung begründet sein mag, an seiner Bedeutung für das literarische und künstlerische Leben der Nation vermag sie wenig zu ändern, selbst wenn man zugeben müßte, daß auch diese seine Bestrebungen von solchen einseitigen Motiven nicht frei gewesen sind. Man kann manches von jenem seinem Ruhme abziehen, es bleibt doch ein reiner und edler Kern übrig, in welchem seine speziellen Interessen mit den nationalen zusammenfallen. Nicht davon wollen wir reden, daß Maximilian, zumal in seinen früheren Jahren, die Hoffnung aller Gutgesinnten in unserem Volke war; die ganze Literatur jener Zeit, die geschichtliche in erster Reihe, legt dafür wohl oder übel ein unumstößliches Zeugnis ab. Gegenüber der unerschütterlichen Stumpfheit seines Vaters begreift es sich, daß ein beweglicher, empfänglicher, thatenlustiger Fürst, wie er war, eine solche gute Meinung von sich erwecken konnte. Man braucht, um nur eines anzuführen, bloß die Ansprache, die um 1501 Nauclers Landsmann, Bebel, vor dem Kaiser in Innsbruck hielt, zu lesen, um sich diese Erwartungen in ihrem vollen Umfange und in einem recht drastischen Falle zu vergegenwärtigen[1]). Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß solche Erwartungen noch bezeichnender sind für diejenigen, die sie hegten, als für denjenigen, von dem sie gehegt worden sind! Wie dem aber sein mag, wenn ein Fürst seiner Stellung und seines Temperamentes von Anfang an so lebhaften Sinn für Kunst und Wissenschaft bezeigte, was Wunders, daß, von aller Politik abgesehen, die künstlerische und literarische Welt sich mit allen ihren Sympathien

---

[1]) S. oben S. 92 Anm.

ihm zuwendete? Es fehlte zwar auch sonst damals in Deutschland nicht an hochgestellten Fürsten, die mäcenatische Tendenzen bewährten, wie sollte sich aber einer mit Maximilian messen, der zugleich nach den verschiedensten Richtungen hin ein unmittelbares Verständnis entwickelte und teilweise selbst Hand anlegte? Unter seinen bevorzugten Neigungen dieser Art steht die Historie oben an, und hier wieder die Geschichte seines Hauses, mit welcher seine eigene zusammenfällt, und aber auch die deutsche Geschichte und das deutsche Altertum[1]). Er hat in dieser Beziehung in der That einen nicht zu unterschätzenden, einen lange nachwirkenden Anstoß gegeben. Am wenigsten allerdings durch seine eigene Produktion, die, soweit sie ausgeführt wurde, auf ein relativ Geringes sich reduzirt und im übrigen auf Entwürfe und Absichten beschränkt blieb. Von seinem Teuerdank kann hierbei ohnedem im Ernste keine Rede mehr sein. Welches auch die Absicht des Werkes sein und wie groß das Interesse sein mochte, das er lange Zeit erweckte, man ist jetzt darüber einig, unter die historische Literatur kann es nimmermehr gerechnet werden[2]). An diesem Urteile kann selbstverständlich durch die Erwägung, daß die vorliegende Gestalt des Gedichtes durch eine Überarbeitung von dritter Hand zu Stande gekommen ist, nichts geändert werden. Anders steht es anerkanntermaßen mit dem Weißkunig, dessen Abfassung nicht viel später als die des Teuerdank fällt[3]). Dieses Werk ist bei weitem nicht so bekannt

[1]) Vgl. Horawitz, Kaiser Maximilian und die Geschichtswissenschaft (in der Östreichischen Wochenschrift Jahrgang 1822). Aus dem vorigen Jahrhundert stammt O. A. Frommanns „Commentatio de Maximiliano imperatore in rem literariam meritis“, in dessen Opusculis, Coburg 1770. In neuerer Zeit hat u. a. auch J. Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters“ (1, 119—122) von diesen Verdiensten des Kaisers gehandelt. Anderes hierher Bezügliches wird im Verlaufe des Kapitels berührt werden.

[2]) Zu der älteren gelehrten Ausgabe von K. Haltaus hat sich jetzt die von K. Gödecke (Leipzig 1878) gesellt.

[3]) S. darüber L. v. Ranke, Geschichte der romanisch-germanischen Völker 2. Aufl. Tl. 2 (Leipzig 1874) S. 122 und R. v. Liliencron im Historischen Taschenbuch von (Raumer) Riehl Jahrgang 1873 S. 320 ff.

geworden als sein Vorgänger, ist aber von unseren Gesichtspunkten aus von wirklicher Bedeutung. Der Weißkunig unterscheidet sich vom Teuerdank schon durch die Form: er tritt nicht im poetischen Gewande, sondern in Prosa auf. Der Grundgedanke des Werkes und die verarbeiteten Materialien rühren ohne Zweifel von Maximilian selbst her; nicht minder gewiß ist aber, daß die vorliegende Redaktion der beiden ersten Bücher dem kaiserlichen Sekretär, Marx Treizsauerwein, einem geborenen Tiroler und vielseitig gebildeten Manne, angehört. Und nur die beiden ersten Teile dürfen zugleich als abgeschlossen betrachtet werden, während der dritte, der umfassendste und wichtigste, nicht bloß nicht die ordnende Redaktion, sondern überhaupt keinen Schluß erhalten hat. Maximilian kam aber nicht mehr dazu, den Schluß hinzuzufügen, welchen nach der Anlage und Bestimmung der Schrift nur er allein liefern konnte. So erklärt es sich auch, daß das Werk zunächst ungedruckt liegen blieb und erst so spät zur Veröffentlichung gelangte[1]). Über die Natur und den Wert desselben hat man die längste Zeit im Unsicheren getastet, erst neuerdings sind die zutreffenden Gesichtspunkte dafür aufgestellt worden[2]). Vor allem steht fest, daß wir keine allegorische Erzählung vor uns haben, wenn es auch an Dunkelheiten nicht fehlt, zu welchen uns, im Gegensatze zum Teuerdank, der Schlüssel vorenthalten geblieben ist. Das Werk hat drei Teile. Der erste behandelt die Werbung K. Friedrich III. um Eleonore von Portugal, die Vermählung und Kaiserkrönung in Rom, endlich die Heimkehr des jungen Kaiserpaares nach Östreich. Die Erzählung ist vortrefflich, stofflich schließt sie sich aber mit unbedeutenden Ausnahmen an die von Nicolaus Lanckmann von Valkenstein im Jahre 1503 im Druck erschienene „Geschichte der Verlobung und Krönung Friedrich III. und seiner Gemahlin

[1]) Erst im Jahre 1775 zu Wien.

[2]) Wir meinen die Ausführungen von L. v. Ranke und v. Liliencron, s. oben S. 94 Anm. 3.

Eleonore" an[1]). Der zweite Teil berichtet über Maximilians Geburt, Jugend, Unterweisung in den verschiedenen Wissenschaften, Künsten und Fertigkeiten, und endlich seine Verlobung und Vermählung mit Marie von Burgund: alles das, insofern es die Ausbildung des jungen Prinzen anlangt, in anerkannter, höchst lehrreicher und charakteristischer Weise, und ohne Zweifel hat Treizsauerwein in diesem wie im ersten Teile das Beste gethan, was nicht ausschließt, daß ihm der Kaiser die brauchbaren Fingerzeige gab und daß die bekannten Notizen von der Hand desselben über seine Lieblingsbeschäftigungen dem Sekretär vorlagen. Der wichtigste, wie bemerkt, ist der dritte Teil, der ungeordnet und unabgeschlossen geblieben ist. An ihm hat Maximilian selbst offenbar den überwiegenden Anteil, er ist aus unmittelbar hierfür bestimmten Aufzeichnungen und Diktaten hervorgegangen. Er handelt von der öffentlichen Wirksamkeit des Kaisers in seinen verschiedenen Kriegen, während der Teuerdank es nur mit seinem Privatleben zu thun hat. Man hat in sinniger Weise vermutet, daß der fehlende Schluß über eine große Aktion Maximilians gegen die Türken zu berichten bestimmt war, und eben darum fehlt, weil diese nicht zu Stande kam[2]). Im einzelnen der Erzählung bleibt freilich vieles dunkel und rätselhaft: gleichwohl und gerade darum hat man es mit Recht als einen Verlust für die Nation bedauert, daß der Kaiser, wie er einmal sicher vorgehabt, an diesem Teil zu thun unterließ, was Treizsauerwein für die beiden ersten gethan hat.

Die Verherrlichung seiner Person und seines Hauses hat Maximilian auch sonst viel beschäftigt; er hat zu diesem Zwecke wie die Poesie und Geschichte, so die Kunst in eminentem Grade in Anspruch genommen. Wir erinnern nur an seinen „Triumph" mit seinen beiden Teilen der „Ehrenpforte" und des „Triumph-

---

[1]) S. Historia desponsationis et coronationis imperatoris Friderici III et conjugii ipsius Eleonorae. Vgl. Potthast a. a. O. S. 412.

[2]) Liliencron a. a. O. S. 356—359.

zuges", in erster Linie ein künstlerisches Werk, zu dessen Ausführung und Erklärung auf der einen Seite vor allem Dürer, auf der anderen Stabius, Treizsauerwein[1]) und Pirkheimer zusammengewirkt haben[2]). Wer wüßte nicht, in welch lebendigem Verkehr der Kaiser mit der Mehrzahl seiner gelehrten Zeitgenossen gestanden und wie er in Wien selbst um sich und an der Universität einen Kreis hervorragender Männer versammelt hat — die Celtis, Cuspinian, Suntheim und wie sie alle heißen —, die er bei ihren Studien und Arbeiten unterstützte, die er aber zugleich für seine eigenen verwandten Bestrebungen in Anspruch nahm[3]). Genealogische Untersuchungen, soweit sie wenigstens sein eigenes Geschlecht berührten, hielten ihn in Verbindung mit seiner und seines Hauses Geschichte fortgesetzt in Atem und Spannung. Sie standen im inneren engen Zusammenhang mit seinem Glauben an die Zukunft und große Bestimmung der Habsburger und haben einen entschieden dynastischen und politischen Charakter, sie verraten aber zugleich ein unverkennbares Verständnis, das freilich durch die verdunkelte Kritik in diesem Falle vielfach getrübt wird. War doch bereits ein Werk wie das Turnierbuch Georg Rüxners im Entstehen, das in bodenlosen Erdichtungen genealogischer Art das Unglaubliche leistete[4]). Die Instruktionen, die Maximilian zum Zwecke der Anstellung von Forschungen dieser Art durch seine Vertrauensmänner, wie der „Pfaff Lesla", erteilte und oft selbst diktirte,

---

[1]) Vgl. über ihn und seinen Anteil am Texte zum „Triumph" besonders auch Dr. D. Schönherr: Über Marx Treytz-Sauerwein, Geheimschreiber Kaiser Maximilian I., dessen Heimat und Familie (Archiv für östr. Geschichtsquellen Bd. 48, Jahrg. 1872).

[2]) S. hierüber besonders Thausings „Dürer" S. 370 ff.

[3]) Vgl. u. a. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität Bd. 2. Außerdem die betr. Abschnitte und lit. Angaben in dem „Handbuche der Geschichte Österreichs" u. s. f. von Dr. Franz Krones (Berlin, als 6. Band der Bibliothek für Wissenschaft und Literatur).

[4]) Rüxners berüchtigtes „Tournirbuch" erschien zum ersten Male im Jahre 1527. S. jedoch Waitz, K. Heinrich I. 2. Aufl. S. 252 ff.

sind merkwürdig und lehrreich genug[1]). Die angedeutete Tendenz führte ihn freilich oft ziemlich weit: so ließ er u. a. einen Stammbaum von hundert und etlichen Heiligen, die angeblich aus dem habsburgischen Hause hervorgegangen waren, entwerfen. Diese mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Hans Burgmeier illustrirte Gruppe trat in den Jahren 1517 und 1518 ans Licht. Man vermutet nicht mit Unrecht, daß Maximilian hierbei die Absicht verfolgt habe, sein Geschlecht den neuerworbenen burgundischen Unterthanen näher zu rücken und es als ein durch Heilige gleichsam legitimes Herrscherhaus darzustellen, indem es in einen genealogischen Zusammenhang mit Arnulf von Metz gesetzt wurde[2]). Wie Ladislav Suntheim, setzte der Kaiser zu solchen und ähnlichen Zwecken andere, wie Dr. Jakob Menlius von Konstanz und Joseph Grünbeck, in Bewegung[3]). Wie schon berührt, hat er selbst, um eine Grundlage zu weiteren Ausführungen zu geben, von der Geschichte seines eigenen Lebens viel und bei den verschiedensten Gelegenheiten diktirt. Wer kennt nicht die Erzählung Pirkheimers, wie Maximilian, als sie zusammen von Lindau nach Konstanz über den Bodensee fuhren, einen Schreiber zu sich rief und diesem stehenden Fußes die Ereignisse eines Jahres in aller Umständlichkeit in lateinischer Sprache in seiner Gegenwart in die Feder diktirte und am Abend das Urteil des Nürnberger Ratsherrn über sein „Reiterlatein" provozirte[4]). Er versicherte

---

[1]) Vgl. Primisser, über des Kaisers Maximilian I. Gedenkbücher in der k. k. Ambroser Sammlung u. s. w. in Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte Jahrg. 1823. 1824. 1827.

[2]) S. H. B. Bonnell, die Anfänge des karolingischen Hauses (Jahrbücher der deutschen Geschichte, Berlin 1866) S. 5 Anm. 4.

[3]) Vgl. J. Chmel, die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien u. s. w. Bd. 1 (Wien 1840) S. 1 ff., Bd. 2 (Wien 1841) S. 489 ff.

[4]) S. Pirckheimeri Opp. ed. Goldast (Frankfurt a. M. 1610) mit dem Kommentar von K. Rittershaus über Pirkheimers Leben. Es heißt da S. 8 (mit Beziehung auf Kaspar Hedio's Vorrede zu seiner Fortsetzung des Chronicon Ursperg. p. 436): „Bilibaldus Pirckeimer Norimbergensis Philippo Melancthoni aliquando dixit: Maximilanum ipsum suas res gestas aliquot annorum descripsisse. Nam se navigio vectum cum Maximiliano

zugleich ausdrücklich, daß er durch solche Diktate nur dem künftigen Geschichtschreiber vorarbeiten wolle: unmittelbar als historischer Schriftsteller aufzutreten, daran hat der Kaiser schwerlich je gedacht. Aber, wir wiederholen es, die von ihm ausgehende Anregung in dieser Richtung kann nicht hoch genug angeschlagen werden, auch wo, wie z. B. in Sachen der östreichischen Geschichte, die Früchte auf sich warten ließen oder mittelmäßig ausfielen.

Maximilians Teilnahme und Fürsorge beschränkte sich jedoch keineswegs auf die Geschichte seines Hauses und seiner Länder, sein Blick wie sein Interesse reichte weiter, schon weil damals die spätere Entfremdung zwischen dem Reiche und den habsburgischen Erblanden noch nicht eingetreten war. Die Erforschung der deutschen Geschichte hat ihm in der That vieles zu verdanken.

Charakteristisch für die Rührigkeit, die jetzt auf dem Gebiete der deutschen Geschichtsforschung herrschte, war das Aufsuchen und die Veröffentlichung der Quellenschriftsteller unserer mittelalterlichen Geschichte. Es ist aber zugleich notorisch, daß der Kaiser gerade hierfür eine besonders lebhafte Teilnahme bezeigte und manchen fruchtbaren Anstoß gegeben hat. Jordanes, Paulus Diakonus, die Schriften der Roswitha, die geschichtlichen Werke Otto's von Freising, der Ligurinus, die Ursperger Chronik sind

à Lindau ad Constantiam, et cum in navi etiam haberet imperator, vocasse ad se scribam, dictasseque illi res gestas unius anni, idque variis consiliis et circumstantiis. Et cum Pirckeimerius putaret agi secrete quaedam, secedere voluit, ibi imperator eum manere iussit et auscultare. Ad vesperam curavit ut dictata legerentur Pirckeimero, rogans ut ei placeret equestre latinum? Dicebat vero optimus princeps, se percupere paucis complecti res gestas, ut eruditi qui vellent describere et historiam parare, ex autographis certa haberent. Testatus autem est Pirckeimerus de perspicuitate huius scripti, et quod a morte Maximiliani adnisus sit, sed non potuerit adsequi." Zu vgl. J. Grünbecks historia Friderici IV et Maximiliani (bei Chmel, österreichische Geschichtsforscher I, 1, 91): De ejus (h. e. Maximiliani) variis, praesertim cosmographie et historiarum studiis: Caeterum litterarium ocium non intermisit; nam quociens a rerum administracione admissus est, vel scripsit vel amanuensibus suis aliquid ad calamum dictavit, tamen cosmographie et historiarum veritati praecipuam operam impendit, etc.

unter seinem Zuthun herausgegeben worden; andere, wie die historischen Schriften Einhards, die Chronik des Regino u. a., sind auf dem Wege der einmal gegebenen Anregung nachgefolgt[1]). Noch deutlicher vielleicht wird uns dieser Einfluß Maximilians werden, wenn wir denjenigen seiner Zeitgenossen näher treten, welche sich um die Erforschung unseres Altertums und unserer Geschichte am meisten verdient gemacht haben.

Zwei der bedeutendsten dieser Gruppe waren aus Ostfranken nach Wien gekommen. Eine der interessantesten Gestalten der Zeit, wenn auch auf dem in Frage stehenden Gebiete nicht der wirksamste, war Konrad Celtis (geb. am 1. Februar 1459 zu Wipfeld bei Schweinfurt, gest. 4. Februar 1508 zu Wien)[2]). Es ist nicht unsere Absicht, den offen liegenden und schon oft genug behandelten Lebensgang dieses genialsten aller deutschen Humanisten an diesem Orte näher zu verfolgen, sondern nur die Stellung, die ihm in der deutschen Historiographie gebührt, deutlich zu bezeichnen. Er hatte ganz Deutschland, überdies Italien und Polen (Krakau) gesehen, hier kürzer, dort länger und in verschiedenen Stellungen Aufenthalt genommen, an der Hochschule zu Ingolstadt länger dozirt, sich überall warme Anhänger und daneben auch einige Gegner erworben, war von Kaiser Friedrich III. 1487 zu Nürnberg zum Dichter gekrönt worden, und war bereits ein hochberühmter Mann, als ihn endlich K. Maximilian auf Antrag seiner Freunde 1497 als Professor der Rhetorik und Poetik nach Wien berief. In diesem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er die Seite seiner unermüdlichen Thätig-

[1]) Vgl. Wattenbach a. a. O. 1, 2—4. Horawitz, K. Maximilian als Geschichtschreiber a. a. O. S. 549.

[2]) Vgl. E. X. Klüpfel, de vita et scriptis Conr. Celtis. 2 voll. Friburgi 1827. — Endlicher, in Hormayrs Archiv für Geschichte Bd. 12 Jahrg. 1821 und dessen Kritik von Klüpfel in den Wiener Jahrbüchern Bd. 45, Wien 1829. — Erhard, Geschichte des Wiederauflebens wissensch. Bildung Bd. 2. — Aschbach, die früheren Wanderjahre des K. Celtes (Wien 1869) und dessen Geschichte der Wiener Universität Bd. 2 (Wien 1877) S. 189 ff. — Endlich: Joh. Hunner in der A. D. Biographie 4, 82—88.

keit entfaltet, die unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nimmt. Als eifrigem Humanisten hatte ihm ein lebhaftes Interesse für historische Studien auf seinem Wege gelegen. Die rheinische Gelehrtengesellschaft, die er zu Heidelberg im Bunde mit Dalberg u. a. gegründet, hatte neben der Beförderung der klassischen Literatur ausgesprochenermaßen auch die Erforschung der vaterländischen Geschichte auf ihr Programm geschrieben. Seine erste historische Schrift entstand während seines zweiten längeren Aufenthaltes in Nürnberg, etwa im Jahre 1492, und hat die Geschichte der Stadt zum Gegenstand[1]. Celtis lebte hier in Nürnberg in einem ungemein anregungsvollen Umgange, namentlich mit W. Pirkheimer u. a., hielt Vorträge, und es war die Rede davon, ihn dauernd daselbst zu fesseln. Jener Schrift war ein im Sapphischen Versmaße gedichtetes Carmen auf den h. Sebaldus, den Schutzheiligen der Stadt, vorausgegangen[2]. Die gedachte historische Schrift, wie man sie nennen darf, bezeichnet zwar, wenn man den wissenschaftlichen Maßstab anlegen will, keinen wesentlichen Fortschritt; die Kritik ist zahm, das anziehendste sind die Teile, welche die sozusagen lebendigen und kulturellen Verhältnisse behandeln. Man kann zweifeln, ob Celtis zum Geschichtschreiber so recht berufen war. Es fehlte ihm vielleicht schon die nötige Ruhe und Stätigkeit gerade zu diesem Berufe. Aber immerhin, seine nun beginnende Wirksamkeit in Wien kam doch im besonderen Grade der Historie und zwar der deutschen zu gute. Celtis hätte nicht in dem eminenten Grade der neuen Schule angehören, mit ihr rührigster Vorkämpfer gewesen sein müssen, wenn das patriotische, nationale Motiv bei ihm nicht überall mitgewirkt, ja obenanstehend gewesen wäre. Die Vorlesungen, die er an der Universität hielt, erstreckten sich auch

[1] Conradi Celtis Protucii Germani imperatoris manibus poëtae laureati de origine, situ, moribus et institutis libellus: schon 1495 von G. Alt, demselben, der auch H. Schedels große Chronik deutsch bearbeitet hatte, übersetzt. S. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität a. a. O. 2, 236.

[2] Aschbach a. a. O. S. 235.

auf das historische Gebiet: er las über Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis Maximilian und, was wichtiger war, im Anschlusse an die Germania des Tacitus über die älteste Geschichte Deutschlands. Diese für die richtige Auffassung der Anfänge unserer Geschichte in ihrer unermeßlichen Wichtigkeit seit ihrer Entdeckung immer vollkommener erkannte Schrift, die das ganze Mittelalter hindurch zwar nicht verschollen, aber doch verloren gewesen war, ist erst nach der Mitte desselben wieder aufgefunden worden. Die erste Ausgabe erschien zu Bologna und Venedig 1473 und 1476, und bald darauf, 1473, zwei Ausgaben zu Nürnberg[1]). Die ersten sechs Bücher der Annalen, die über unsern ersten nationalen Helden, Arminius, berichten, gelangten erst später, zur Zeit des Papstes Leo X. und aus dem deutschen Corvey, nach Rom und wurden 1515 daselbst durch Philipp Beroaldus zum ersten Male veröffentlicht[2]). Die Ausgabe des Celtis trat zuerst 1500 an das Licht und wurde 1505 wiederholt, ohne im übrigen bei neueren Beurteilern günstige Aufnahme zu finden[3]). Ein unbestreitbares Verdienst erwarb sich Celtis durch die Herausgabe (1501) der Werke der Roswitha, darunter auch des Carmen de gestis Oddonis und 1507 des Guntherus Ligurinus, deren Echtheit in unserer Zeit grundlos angefochten worden ist. Die Handschrift der Roswitha fand er bei einem Besuche im Kloster St. Emmeran in Regensburg, die des Guntherus in der in seiner ostfränkischen Heimat gelegenen Cistercienserabtei Ebrach wieder auf[4]). Bei der Herausgabe des Ligurinus hat sich Konrad Peutinger und überdies noch künstlerisch

[1]) Vgl. F. Maßmann, die Germania des C. Corn. Tacitus. Mit den Lesearten sämmtlicher Handschriften u. s. f. Quedlinburg und Leipzig 1847. — R. v. Raumer, Geschichte der german. Philologie S. 10 ff.

[2]) S. das Schreiben des gen. Papstes vom 1. Dezember 1517 im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Okt. 1863.

[3]) Die Germaniae generalis descriptio aus dem Jahre 1502 war carmine heroico gehalten.

[4]) Vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen 1, 3; 2, 194. — Es wird übrigens die sich unwillkürlich aufdrängende Bemerkung gestattet sein, daß die neuere historisch-philologische Kritik durch die auffallenden Schwankungen über

Albrecht Dürer beteiligt[1]). Celtis hat übrigens in Wien über den Ligurinus auch Vorlesungen gehalten oder ihn zu solchen über die Zeit Kaiser Friedrich I. zu Grunde gelegt, und es ist nur zu bedauern, daß uns die Mittel fehlen, uns ein Bild über die Natur derselben zu machen. Ein weiteres historisch-antiquarisches Verdienst von Celtis ist die Auffindung der sog. Tabula Peutingeriana, einer höchst merkwürdigen Straßenkarte des dritten Jahrhunderts, die sich in einer mit späteren Zusätzen vermehrten Abschrift aus dem 13. Jahrhundert erhalten hat. Celtis war kurz vor seinem Tode in den Besitz derselben gelangt und hatte unzweifelhaft die Absicht, sie herauszugeben, aber der erforderliche Kostenaufwand und noch mehr sein frühzeitiger Tod verhinderten ihn an der Ausführung. Er bestimmte aber noch in seinem letzten Willen, daß sein Freund K. Peutinger, dem er die Handschrift geliehen hatte, sie auf Lebenszeit als Eigentümer besitzen solle, dieses doch wohl in der Absicht, daß sie dieser herausgeben werde, was freilich unterblieb und erst viel später, 1591, durch Wolfgang Welser verwirklicht worden ist[2]). Celtis hat sich aber noch mit anderen Plänen geschichtlichen und geschichtlich-poetischen Charakters getragen, die er jedoch unausgeführt mit in das vorzeitige Grab genommen hat, die aber bestimmt waren, die Vergangenheit der deutschen Nation zu verherrlichen. So trug er sich mit dem Gedanken einer Theodoriceis, die nach dem Vorbilde der Äneïde die Völkerwanderung und die Niederlassung der Ostgothen in Italien episch behandeln sollte[3]). Aber noch ein

---

die Frage der Echtheit oder Unechtheit des Ligurinus an Achtung nicht gerade gewinnen konnte.

[1]) S. Tausing, A. Dürer S. 209 ff.

[2]) Vgl. Aschbach, Geschichte u. s. w. 2, 225 u. 267—270. — Der Name Tabula Peutingeriana ist auf dem oben im Texte angedeuteten Wege entstanden. Das Manuskript, das lange für verloren gegolten, wird seit 1738 in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt. Vgl. Aschbach ebendas. S. 269.

[3]) S. die Vita Celtis: Theoriceidem (scribere) orsus, qua Theodorici regis Gothorum et Germaniae historiam complecti voluit carmine heroico.

größerer Plan als dieser bewegte seinen Geist, dessen Ausführung das Hauptwerk seines Lebens werden sollte, nämlich eine Germania illustrata, das in einer Reihe von historischen, genealogischen und ethnographischen Schriften die deutsche Geschichte zur Darstellung zu bringen bestimmt war. Nach einer Nachricht sollte das Werk in Prosa[1]), nach der Meinung anderer teilweise auch in der Form geschichtlicher Dichtungen gehalten sein[2]). Da uns aber keine Probe, sondern nur unbestimmte Andeutungen in dieser Richtung vorliegen, wird man gut thun, sich mit dem Urteile Zurückhaltung aufzulegen. Wissen wir ja nicht, ob er das Werk nur überhaupt in Angriff genommen hat; zu Gesichte hat niemand etwas davon bekommen. K. Maximilian, welchen Celtis bei den verschiedensten Gelegenheiten und in allen Tönen verherrlicht, scheint um den Plan gewußt und die Vorstudien und Vorbereitungen zu demselben unterstützt zu haben: ohne Zweifel wären aber auch der Kaiser und sein Haus dabei nicht zu kurz gekommen[3]). Zieht man die Summe von Celtis' Leben und Wirken auch in den Richtungen, die wir nicht ins Auge zu fassen hatten, so ist es keine Frage, er gehört ganz und gar zu der neueren Schule und erscheint als eines ihrer einflußreichsten Häupter; die Geschichtschreibung hat er weniger durch darstellende Werke, aber viel als Lehrer und durch die persönliche Anregung überhaupt, besonders aber durch die besprochene Auffindung und Veröffentlichung wichtiger Geschichtsquellen gefördert, und hierin lag für jene Zeit ein größeres Verdienst als vielleicht für manche andere. Seine allgemeine Denkweise anlangend, ergibt sich die

---

1) „Oratione pedestri", wie die Vita Celtis sagt.

2) S. Aschbach a. a. O. S. 264 Anm. 4. — Man hat wohl gemeint, die Theodoriceis sei vielleicht bestimmt gewesen, in die Germania ill. aufgenommen zu werden.

3) Aschbach a. a. O. S. 264 Anm. 4. — Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, daß Celtis in Wien u. a. auch die Geographie des Claudius Ptolomäus erklärte und die kleine Schrift des Marcus Valerius Probus de notis antiquis, die er, wie man vermutet, in Italien in einer Handschrift entdeckt hatte, nach Deutschland gebracht hat.

Folgerung, daß er die Grenzlinien des Mittelalters überschritten hatte und als feuriger Patriot im Gefühle einer angebrochenen neuen Zeit lebte, der er nach Kräften diente, ohne daß er darum z. B. in seinem Verhältnisse zur herrschenden Kirche weiter als höchstens zu einem skeptischen Standpunkte gelangt war; von einer feindseligen Haltung war im Ernst keine Rede bei ihm, wenn auch bald genug Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit aufgetaucht sind [1]).

Ein Mann von imponirendem Wesen und zugleich für unsere Gesichtspunkte wichtiger war Celtis' Freund und jüngerer Landsmann Johannes Spießheimer, unter der latinisirten Form seines Namens Joh. Cuspinianus bekannt. Geboren im Jahre 1473 zu Schweinfurt, gest. am 19. April 1529 zu Wien [2]), vereinigte Cuspinian in sich eine Reihe von Eigenschaften, die man auch in jener Zeit in diesem Grade selten verbunden fand. Frühreif, der Mann vielseitiger Gelehrsamkeit, bewährte er zugleich für das handelnde Leben eine hervorragende Geschicklichkeit und steht unter den Staatsmännern und Diplomaten K. Maximilians, der ihn emporgehoben, mit oben an. Das Glück weiß ihn aufzufinden, stellt ihn an den rechten Platz und überschüttet ihn mit allen seinen Ehren und Gaben [3]). Er hat seinen Gönner und Kaiser um zehn Jahre überlebt, aber gerade dieser Abschnitt seines Lebens ist der weniger von Glück begünstigte; er zieht sich verstimmt mehr von der öffentlichen Wirksamkeit zurück und wendet sich ungestörter seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu. Viel

[1]) Vgl. die Erörterung dieser Frage bei Aschbach a. a. O. S. 227 ff.

[2]) Vgl. die Vita Cuspiniani von Nic. Gerbelius aus Pforzheim vor der Ausgabe von Cuspinians Werk de Caesaribus et imperatoribus, Straßburg 1540. — Aschbach a. a. O. S. 285 und die dort angeführten übrigen bez. Schriften. — Dr. Karl Haselbach: Joh. Cuspinian als Staatsmann und Gelehrter (Schulprogramm), Wien 1867, und der Artikel von Ad. Horawitz in der A. D. Biographie sub h. v.

[3]) Cuspinian war durch Maximilian u. a. auch zum Curator der Universität, zum Anwalt der Stadt Wien und zum Vorsitzenden seines Geheimen Rates ernannt worden. Die diplomatischen Missionen führten ihn nach Polen, Ungarn und Böhmen, u. s. w.

mehr als Celtis eine beharrende Natur, war er zwar Staatsmann genug, um die beginnende Kirchenreformation mit Genugthuung zu begrüßen, scheint aber trotz seiner Überzeugung von den eingerissenen argen Mißbräuchen es nicht mehr vermocht zu haben, derselben über die ersten Negationen hinaus zu folgen.

Cuspinians literarische Arbeiten sind vor allem der Geschichte zugewendet. Mit seiner Erstlingsschrift, die in seinem 20. Lebensjahre entstand und die Geschichte des babenbergischen Markgrafen Leopold des Heiligen behandelte, hatte er sich (1493) den Dichterlorbeer aus den Händen Maximilians erworben. Er hatte damit zugleich ein Gebiet gestreift, auf welchem er sich später als Geschichtschreiber sein größtes Verdienst gewinnen sollte. Die historischen Arbeiten Cuspinians bewegen sich in verschiedenen Richtungen, vor allem aber beziehen sie sich auf die alte und die mittlere Geschichte und bestehen zum Teil in Publikationen griechischer, römischer und deutscher Schriftsteller, zum Teil in selbständigen Werken über römische, deutsche und östreichische Geschichte. Man muß zugestehen, Cuspinian ist ein wirklicher Gelehrter, der den schriftstellerischen Beruf sehr ernsthaft nimmt und dabei eine in jener Zeit nicht überall vorhandene Umsicht entwickelt. Darüber, daß er für seine Schriftstellerei neben seinen anderen Geschäften so viel Zeit erübrigen konnte, mag man sich billig wundern, wenn man auch weiß, daß ihm Freunde nicht fehlten, die ihm an die Hand gingen. Einiges erklärt die Thatsache, daß er in früher Jugend, wenn wir so sagen dürfen, ins Zeug gegangen ist. Man merkt ihm aber auch überall den erfahrenen Geschäftsmann und den denkenden wie handelnden Politiker an. Historiker ist er in viel höherem Grade als sein Freund Celtis, der den größeren Aufgaben gegenüber über die Vorbereitungen wenig hinausgekommen ist. Seine Editionen von Quellenschriften sind verschieden an Wert. Die erste Publikation der Art liegt noch außerhalb des geschichtlichen Gebietes, grenzt aber gleichwohl daran und wirft auf den Kreis seiner Studien und literarischen Interessen ein bezeichnendes Licht. Sie besteht

in der Ausgabe der beiden lateinischen Übersetzungen der poeto-geographischen Periegesis des Alexandriners Dionysius; die Ausgabe der Übersetzung des Grammatikers Priscianus erschien um 1494, die des Rufus Anianus 1508. Sie sind in nächster Zeit durch bessere von der Hand seiner Freunde Camers und Vadianus ersetzt worden[1]). In das Jahr 1511 fällt seine Ausgabe der römischen Geschichte des Lucius Annäus Florus, dagegen ist seine Bearbeitung des Textes des Breviariums des Sextus Rufus erst nach seinem Tode (1553) veröffentlicht worden. Manches der Art, was er bei seinem eifrigen Suchen nach Handschriften fand und zu dessen Herausgabe ihm Zeit oder Antrieb fehlten, gab er zu diesem Zwecke in die Hände gelehrter Freunde, wie z. B. eine Handschrift des Diodorus Siculus und der Chronik des Zonaras, die er in Ofen aufgefunden hatte. Die verdienteste seiner eigenen Publikationen ist die Herausgabe zweier Historiker, auf welche Enea Silvio nach langer Zeit zuerst wieder gestoßen war[2]), nämlich der Geschichte der Gothen von Jordanes und der zwei berühmten Werke des Bischofs Otto von Freisingen, der Weltchronik und der Geschichte Kaiser Friedrich I. Sie sind beide im Jahre 1515 an das Licht getreten; an der einen Publikation hatte C. Peutinger, an der anderen Maximilians Historiograph Stabius Anteil[3]).

Auf die Arbeiten Cuspinians über die spezifisch römische Geschichte kommen wir in einem anderen Zusammenhange zurück: es liegt in ihnen, um wenigstens dieses jetzt schon hervorzuheben, mit das imponirendste Ergebnis seines forschenden und strebenden

---

[1]) Vgl. Aschbach a. a. O. S. 300. Über Camers und Vadianus s. denselben ebd. S. 172—184 u. 391—409. Auf Vadian kommen wir noch ausführlich zu reden.

[2]) S. oben S. 38.

[3]) Jordanes: de rebus geticis. — Otto Frisingensis: Chronicon mundi und res gestae Friderici (I.) imperatoris. Zu vgl. Potthast a. a. O. sub h. v. und Wattenbach, Geschichtsquellen 1, 4; 2, 240.

Geistes. An dieser Stelle gedenken wir seiner Kaisergeschichte, die um das Jahr 1522 schon nahezu vollendet war und, mit Julius Cäsar beginnend, die römischen wie die deutschen und oströmischen Kaiser behandelt[1]). Das Werk ist erst 1540 von seinem Freunde Nicolaus Gerbel[2]) herausgegeben und schon das Jahr darauf zu Straßburg in guter deutscher Übersetzung erschienen. Es erstreckt sich bis zum Tode Maximilians. Allerdings kann man es nicht viel mehr als eine Kompilation nennen, die aber in dem Grade selbständig ist, als es eine solche überhaupt sein kann. Originell ist, daß auch die Geschichte der oströmischen Kaiser mit behandelt wird. Die Türkenfrage, die Cuspinian wie nichts anderes schwer auf seinem Herzen lastete, mag ihn darauf geführt haben. Über die „Herkunft, Religion und Tyrannei der Türken“ haben wir auch eine eigene Schrift von ihm, die da deutlich bezeugt, wie gut er die Gefahr, die von dieser Seite drohte, durchschaut. Die Kaisergeschichte läßt zugleich den weiten Kreis seiner Studien und Kenntnisse vortrefflich übersehen: wie abhängig er auch nach verschiedenen Seiten hin ist, er verschweigt weder seine Quellen, noch gibt er ihnen gegenüber seine Selbständigkeit auf. Er weiß doch, was z. B. Deutschland und die Geschichte seiner Kaiser anlangt, in den verschiedensten Konflikten recht gut stets das Richtige zu treffen. Nicht aus Zufall hat er gerade diesen Gegenstand gewählt und mit sichtlicher Vorliebe durchgeführt: er entsprach zugleich seinen wohl überlegten politischen Grundsätzen. Daß daneben das Haus Habsburg nicht zu kurz kommt, ließ sich nach seiner Grundstimmung nicht anders erwarten. Was dem Werke ferner zu statten kommt, ist, daß Cuspinian gut zu erzählen versteht, eine Eigenschaft, die demselben offenbar viele Freunde gemacht hat. So begreift es sich, daß Melanthon die von Kaspar Hedio veranstaltete Über-

---

[1]) „De Caesaribus et imperatoribus Romanorum.“ Vgl. sein bez. Schreiben an W. Pirkheimer in dessen Opp. Ed. Goldast p. 252.

[2]) S. über ihn Aschbach a. a. O. 2, 316—318.

tragung dieser Kaisergeschichte ins Deutsche mit einer Vorrede voll von Wärme und Anerkennung begleiten konnte[1]).

Als die wissenschaftlich gehaltvollste Arbeit Cuspinians pflegt man seine Austria zu betrachten. Nicht mit Unrecht, denn er hat hier unverkennbar am meisten eigenes gegeben und sich als Geschichtsforscher bewährt. Die Schrift ist nach dem Tode Maximilians, zur Zeit K. Karl V., entstanden. Sie behandelt vor allem die babenbergischen Markgrafen und Herzöge, streift aber zugleich über sie und bis über die Zeiten Kaiser Friedrich III. hinaus. Manche bis dahin unbekannte Urkunde hat er nicht bloß gekannt und benutzt, sondern auch ans Licht gezogen[2]). Im Punkte der Kritik ist er freilich nicht durchaus stichfest; nur teilweise und halb wie aus der Entfernung dringt er in der Frage von der Echtheit der östreichischen Hausprivilegien durch die Vorwerke jener berühmten Fiktion. Den Unterschied zwischen einer ernsthaften, auf authentische Berichte und Urkunden gegründeten geschichtlichen Darstellung und einer auf Leichtsinn und Willkür aufgebauten Historie hat er übrigens mit bestimmter Deutlichkeit formulirt und die erstere als das Ziel seiner Wahl bezeichnet[3]). Man darf die Pro-

[1]) Die Übersetzung erschien Straßburg 1441. Melanthon sagt am Schlusse seiner Vorrede, nachdem er seiner Befriedigung, die er bei der Nachricht empfunden, daß Hedio Cuspinians Kaisergeschichte ins Deutsche übertragen wolle, Worte geliehen: „Denn es hatt Cuspinianus under den newen und letzten Cronickbeschreibern so viel herrlicher Händel und Dings mit söllicher nutzbarkeit und lieblichkeit zusammen verfasset, daß ich nit weiß, ob zu unsern zeiten je etwas vollkommeneres und reichlicheres ausgangen ist. Der ursachen halb, lieber leser, will ich diese Cronicka für andere zu lesen in trewen empfohlen haben."

[2]) S. z. B. S. 32, 36 u. 38 der Ausgabe von 1601.

[3]) In der Vorrede in vitam Leopoldi, welche die Austria eröffnet, sagt er: „Ea omnia verissimis narrationibus, abiecto verborum lenocinio et inani ostentacione, è receptis annalibus et vetustissimis antiquitatibus ac diplomatibus, quae oculata fide perspexi, exequar. Interim fidem lector habeat, quoad certiora intelliget. Si frivola, quae temeritate quadam nonnulla sibi usurpant scriptores, nulla autoritate suffulti, attulerimus: id liberum sit cuique vel damnare vel reiicere. In animo est verissima quaeque afferre et vetustissima sciensque in nullius gratiam fictum aliquid afferre."

klamirung dieser Grundsätze und die Anwendung, die er ihnen zu Teil werden läßt, als eines der erfreulichsten Symptome bezeichnen, die diese Zeit in der Begründung einer wissenschaftlichen Geschichtschreibung uns entgegenbringt. Die Zeitgeschichte berührt Cuspinian sowohl im Schlußkapitel seiner Kaiserhistorien als in der Austria: es handelt sich dabei immer um die Verherrlichung K. Maximilians. Wir haben von ihm aber überdies eine spezielle „Beschreibung der Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Böhmen, Polen und Ungarn" (Juli 1515) und der auf diesem Fürstenkongresse geführten Verhandlungen[1]). Sie ist nicht gerade eingehend, aber als Bericht eines gut unterrichteten Politikers von Interesse[2]). —

Die beiden andern gelehrten Zeitgenossen, welche K. Maximilian ebenfalls durch nahe Beziehungen verbunden waren, ohne jedoch in seinem oder seines Staates Dienste zu stehen, die aber zugleich neben Celtis und Cuspinian als die bedeutendsten erscheinen und für die Förderung der historischen Wissenschaft mit Erfolg unmittelbar und mittelbar gewirkt haben, sind K. Peutinger und W. Pirkheimer. K. Peutinger war am 15. Oktober 1465 von einem angesehenen Geschlechte, das aber nicht zum Patriziate gehörte, zu Augsburg geboren[3]). Seine höhere Bildung erhielt er in Italien, wohin er sehr jung gekommen war. Die tiefsten Eindrücke hat er durch seinen „Lehrer" Pomponius Lätus in Rom und Philipp Beroaldus in Bologna empfangen. Aber

---

[1]) Sie führte auch den Titel „diarium Jo. Cuspiniani etc."

[2]) Opp. Cuspiniani (Frankfurt 1601) p. 741—782.

[3]) Vgl. Jo. Geor. Lotterus, Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri in der vermehrten Ausgabe von Veith. Augsburg 1783. — Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens u. s. w. 3, 394 ff. — Jakob Brucker, Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit (Augsburg 1747) S. 45 ff. — Städtechroniken 4, XLIII. — Herberger, Konrad Peutinger und sein Verhältnis zu K. Maximilian (15. und 16. Jahresbericht des histor. Vereins von Schwaben und Neuburg für die Jahre 1849 und 1850. Augsburg 1851). — Rud. v. Raumer, Gesch. der german. Philologie S. 17. 18. Vgl. auch Janssen a. a. O. S. 117—119.

auch die nähere Bekanntschaft Pico's von Mirandula und des Angelus Politianus hat er gemacht. Als Doctor juris kehrte er über die Alpen zurück und begab sich dann aufs neue auf Reisen, die ihn u. a. an den Niederrhein führten. Im Jahre 1490 trat er in den Dienst seiner Vaterstadt, die jetzt eben die Höhe ihrer Blüte und ihres Ansehens beschritt. Im Jahre 1497 wurde er Stadtschreiber auf Lebenszeit, ein Amt, das in jener Epoche zu den wichtigsten einer solchen mächtigen Gemeinde gehörte und dem Inhaber einen wesentlichen Anteil an der Leitung ihrer politischen Geschäfte in die Hände legte. Es war das Amt eines Staatsmannes, das ihn denn auch im Verlaufe der Jahre wiederholt als Gesandten vor allem auf die Reichstage der Zeit und an den kaiserlichen Hof geführt hat. Überall in diesen Missionen hat er sich als gewiegten Geschäftsmann bewährt und dabei zugleich das Vertrauen Kaiser Maximilians wie auch K. Karl V., König Ferdinands, des Kurfürsten Friedrich d. W. von Sachsen u. a. gewonnen. Dieses sein Ansehen als Staatsmann wurde freilich zugleich durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und seltener Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen wesentlich unterstützt. Daher auch seine Verbindungen mit den verschiedensten literarischen Berühmtheiten der Zeit. Im Interesse der vollständigen Charakteristik des Mannes darf die Thatsache nicht übergangen werden, daß Peutinger den Anfängen der reformatorischen Bewegung sympathisch entgegentrat: er ist 1521 in Worms und 1530 in Augsburg in nähere Berührung mit Luther gekommen und hat noch 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg diese seine Vaterstadt mit vertreten; die letzten Jahre seines Lebens aber hat er sich, wie ermüdet, von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen und ist am 28. Dezember 1547 gestorben. Es heißt ziemlich allgemein, daß ihn der weitere Verlauf der Reformation nicht befriedigt und er sich von ihr abgewendet habe: wenn dem so war, werden, wie bei Cuspinian, in erster Linie politische Gesichtspunkte und vielleicht persönliche Beziehungen bestimmend eingewirkt haben.

Wir haben es hier mit Peutingers Stellung zu der Wissenschaft und vor allem der Geschichtsforschung zu thun. Das damalige Augsburg war so der rechte Boden, in Vergangenheit und Gegenwart, um einen lebhaften Geist historisch anzuregen. Das ganze 15. Jahrhundert hindurch war die Geschichte der Stadt nicht ohne Erfolg gepflegt worden, die gelehrte wie die bürgerliche Geschichtschreibung hatten geblüht[1]). Und jetzt barg die Stadt eine Reihe von Männern voll von Teilnahme an allen gelehrten Fragen, welche damals die Zeitgenossen bewegten, deren beherrschender Mittelpunkt aber Peutinger war, unter dessen Initiative sie sich vom Anfange des Jahrhunderts förmlich zu einer gelehrten Gesellschaft verbanden, deren Eifer in erster Linie dem deutschen Altertum und der deutschen Geschichte zu gute gekommen ist. Zu dieser Gruppe gehörte u. a. Matthäus Lang, einem angesehenen Augsburger Patriziergeschlechte entsprossen und auf den Hochschulen von Ingolstadt und Wien namentlich auch im Sinne des Humanismus gebildet, dem als Kanzler K. Maximilians, Bischof von Gurk und zuletzt als Erzbischof von Salzburg und Kardinal der römischen Kirche eine glänzende Laufbahn vorbehalten war[2]). Dazu gehörte der Domherr Matthäus Marschall von Pappenheim (geb. 1458, gest. 1511), der als Verfasser verschiedener historischer Schriften, insbesondere der Geschichte seiner eigenen Familie und aber auch der Grafen von Truchseß-Waldburg, sich unter den Geschichtsforschern der Zeit einen Namen gemacht hat[3]). Ferner die beiden Brüder Bernhard und Konrad Adelmann (von Adelmannsfelden), ebenfalls Mitglieder des Augsburger Domkapitels, die in den humanistischen Kreisen Süddeutschlands wohl

[1]) S. oben im 1. Kapitel S. 28 und Städtechroniken a. a. O. Einleitung.

[2]) S. Veith, Bibliotheca Augustana etc. Alphabetum V S. 25 ff. Augsburg 1789.

[3]) Veith l. c. Alphab. II S. 84 ff. Was Matth. M. von Pappenheim historisch außerdem noch geschrieben hat, ist für unsere Zwecke ohne Bedeutung, wie z. B. die ihm zugeschriebene Chronica australis (bei Freher-Struve I, 430—490).

angesehen waren[1]). Endlich der Abt von St. Ulrich und Afra, Vitus Bild (geb. 1481, gest. 1529), ein Schüler Lochers Philomusos in Ingolstadt, mit Peutinger nahe verbunden, schriftstellerisch mannigfach thätig und auch historischen Beschäftigungen nicht fremd[2]). Den höchsten literarischen Ruhm von diesen allen hat aber doch Peutinger davongetragen. Er war in den verschiedensten Gebieten bewandert und unermüdlich in dem Bestreben sich weiter zu bilden — noch vergleichungsweise spät hat er das Studium der griechischen Sprache begonnen —, sein bleibendes Verdienst liegt aber gleichwohl im Gebiete unserer Geschichte und unseres Altertums. Manches in dieser Beziehung erwartet noch eine genauere Prüfung und ruht zum Teile noch in handschriftlicher Verborgenheit: in der Hauptsache jedoch sind wir hinlänglich unterrichtet, uns ein sicheres Urteil zu bilden. Von diesem Gesichtspunkte aus sind seine Beziehungen zu Kaiser Maximilian von der höchsten Bedeutung, er war dessen wissenschaftlicher Rat und Vertrauensmann im vollen Verstande des Wortes, die meisten literarischen Entwürfe des Kaisers wurden ihm zur Begutachtung vorgelegt, den Plan zu dem berühmten Grabdenkmal, das sich dieser in Innsbruck errichten ließ, hatte er mit ihm beraten[3]). Wir treffen den Augsburger Stadtschreiber wohl auch einmal auf Besuch bei dem Kaiser, der ihm, ganz in seiner Art, die „Briefe" des Hauses Östreich vorlegt und sie mit ihm durchspricht. An Ratschlägen und Anregungen in dieser Beziehung hat es Peutinger seinem Gönner gegenüber auch nicht fehlen lassen. Seine eigenen Arbeiten, die für uns zuletzt doch das wichtigste sind, bewegen sich in drei Richtungen. Wie er selber ein kunstverständiger und glücklicher Sammler von Büchern, Handschriften

[1]) Veith l. c. ibid. S. 1 ff. — Vgl. die betr. Artikel in der A. D. Biographie sub h. v. Bernhard Ad., 1457 geb., starb 1523. Konrad Ad. war der jüngere und starb 1547.

[2]) Vgl. Heumann, Documenta litter. und Veith l. c. Alphab. I S. 10 ff.

[3]) Herberger a. a. O. S. 54 ff. — Horawitz, Kaiser Max und die Geschichtswissenschaft a. a. O.

und Münzen war, ist eine seiner Hauptleistungen das Inskriptionenwerk, das er im Jahre 1520 herausgab und welches für Aufsuchung und Veröffentlichung von derartigen Überresten aus der römischen Zeit maßgebend geworden ist[1]). Bei diesen Forschungen hat ihn seine Frau Margaretha, dem Geschlechte der Welser entstammt, mit bekannter Rührigkeit und Sachkenntnis unterstützt[2]). Den entscheidenden Anstoß zu dieser Edition hatte K. Maximilian gegeben, und die schon erwähnte Gesellschaft gelehrter Augsburger Freunde hatte mit Rat und That dabei mitgeholfen. Peutingers Forschungen im Bereiche der alten deutschen Geschichte haben ihren bekanntesten Ausdruck in seinen Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus gefunden[3]). Die Schrift knüpft formell an die gelehrten Symposien an, die in dem geschilderten Freundeskreise Augsburgs Sitte waren und mit wissenschaftlichen Unterhaltungen gewürzt zu werden pflegten. Sie ist nicht gerade besonders umfangreich und behandelt zum überwiegenden Teile ein damals unter den patriotischen Historikern und Publizisten des Südwestens vielfach erörtertes Thema, nämlich die Frage über die deutsche Westgrenze, und sucht auf geschichtlichem Wege den Beweis zu führen, daß das linke Rheinufer schon vor Julius Cäsar von deutschen Völkerschaften besetzt gewesen sei und daß somit die Ansprüche der Franzosen auf die Rheingrenze keinen Boden unter sich hätten. Vor allem aus diesem Grunde sind diese „Gespräche“ von den Zeitgenossen mit lautem Beifall aufgenommen worden; man braucht bloß das Schreiben zu lesen, mit welchem der sonst gewiß nicht excentrische Ulrich Zasius, nachdem er die Schrift im Manuskript ge-

---

1) Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et eius dioecesi. — Auch zu vgl. Corpus inscriptionum latinarum vol. VI pars I (Berlin 1876) p. XLVII.

2) U. a. zu vgl. die Briefe, die Veith seiner Ausgabe von Lotters Historia vitae Peutingeri angehängt hat, namentlich die Briefe Hummelbergers.

3) Zuerst erschienen Straßburg 1506, zuletzt, mit einem Anhange noch ungedruckter Briefe Peutingers von Zapf, Augsburg 1781.

lesen, zur Veröffentlichung derselben aufgefordert hat[1]). Gegenüber den Erörterungen, die dieser Gegenstand, wie erwähnt, von anderer Seite erfahren hat, ist Peutinger allerdings in einem unverkennbaren Vorteil, die Tendenz tritt bei ihm etwas vorsichtiger auf, aber auch seine Ausführungen leiden an dem Umstande, daß die Voraussetzung schief und die Fragestellung, historisch gemessen, nicht ganz korrekt ist. Was das kritische Vermögen Peutingers anlangt, so ist es nicht über alle Anfechtungen erhaben: Gaguinus wird allerdings gebührend zurechtgewiesen und der Hunibald seines Freundes Trithemius erweckt ihm begründete Bedenken, aber den Verlockungen des falschen Borosus weiß er nicht ganz zu entgehen. Eine fruchtbare Behandlung unseres Altertums war in diesen wie in allen Fällen jetzt und auf lange Zeit hinaus durch die Thatsache gehemmt, daß es keine deutsche Philologie im engeren Sinne gab; an diesem Mangel scheiterten die löblichsten Anstrengungen oder gingen doch der Hälfte ihrer Ergebnisse verlustig. Aus diesem Grunde wußte man auch der Germania des Tacitus, wie hohe Begeisterung ihr entgegengebracht wurde und wie eifrig man sich an ihr abmühte, allzuwenig Befriedigendes abzugewinnen. Im übrigen wird es zweckmäßig erscheinen, gleich hier hervorzuheben, daß sich Peutinger mit der Absicht getragen, die ihm von Celtis letztwillig vermachte, nach ihm dauernd genannte Tabula herauszugeben; die Beschäftigung mit ihr lag seinen antiquarischen Neigungen ja besonders nahe; er ist aber, wie wir wissen, obwohl es an Aufforderungen dazu nicht gefehlt hat, nicht mehr zur Ausführung dieses Planes gekommen[2]).

Ein wesentliches Verdienst hat sich Peutinger durch die Ausgabe einer Anzahl von deutschen Quellenschriften erworben: Jornandes und die sog. Ursperger Chronik stehen hierin oben

---

[1]) Das betr. Schreiben ist den „Gesprächen“ an die Spitze gestellt.

[2]) S. oben S. 103 Anm. 2. — Zu vgl. ein Brief Chr. Scheurls vom Jahre 1531 (in dessen Briefbuch) an Peutinger.

an; sie sind beide im Jahre 1515 und, was die Hauptsache ist, zum ersten Male im Druck erschienen. In demselben Jahre veranstaltete er auch eine Ausgabe des Paulus Warnefridi, der aber doch das Jahr zuvor, ohne daß er es wußte, eine noch dazu bessere, durch Ascensius besorgte, in Paris vorausgegangen war. Von seinem Anteil an der Veröffentlichung des Guntherus Ligurinus ist schon die Rede gewesen. Zu der Ausgabe des Procopius durch Beatus Rhenanus hat er mit den Anstoß gegeben. Selbständige geschichtliche Darstellungen von weiterem Umfange werden Peutinger allerdings zugeschrieben[1]), jedoch, wie erwähnt, sehen wir uns noch nicht in der Lage, darin selbständig zu urteilen. Es hat indes immerhin den Anschein, daß derselbe mit zeitgenössischen Aufzeichnungen im Zusammenhange mit der laufenden Geschichte seiner Stadt beschäftigt war: eine Aufgabe, die ihm wahrscheinlich auf Grund seines Amtes nahe gelegt war. Man hat ihm wenigstens auch in dieser Richtung das Beste zugetraut[2]). Sein brieflicher Verkehr auch gelehrten Charakters kann nur bedeutend gewesen sein: es würde sich der Mühe lohnen, seine zerstreute Korrespondenz zu sammeln und, soweit sie verborgen liegt, ans Licht zu ziehen; sie würde in ihrer Gesammtheit ohne Zweifel zu den lehrreichsten der Zeit gehören[3]). —

Unter der Gruppe, die uns zunächst beschäftigt, nimmt leicht W. Pirkheimer an gründlicher Durchbildung und Vielseitigkeit der Kenntnisse den ersten Platz ein[4]). Er war ein

[1]) Vgl. Städtechroniken 4, XLIII.

[2]) Christoph Scheurl schreibt (s. sein Briefbuch) im Jahre 1531 an Peutinger: „qui tempora nostra scribis et apud Germanos in historia facile primus teneas.“

[3]) Das aus einem falsch interpretirten Schreiben Peutingers an Spalatin geschöpfte Mißverständnis Fellers, als habe Peutinger sich mit dem Plane einer umfassenden Sammlung deutscher Geschichtsquellen unter dem Namen: Thesaurus rerum Germanicarum getragen, hat bereits die Historia vitae atque meritorum etc. S. 59—60 widerlegt.

[4]) Vgl. Opp. Bilib. Pirckheimeri etc. ed. Melch. Goldast (Frankfurt 1610) mit Pirkheimers Leben von K. Rittershaus. — K. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter 2. Titel-

Geist von ungewöhnlicher Produktivität. Als Geschichtschreiber hat er zwar nicht so umfassende Werke wie Cuspinian aufzuweisen, an kritischem Sinn ist er ihm doch überlegen, die Anregung, die nach allen Seiten von ihm ausgeht, hat kaum ihres gleichen in jener Zeit, in der Kenntnis des deutschen Altertums nimmt er durch unbefangenes klares Urteil noch vor Peutinger den Platz ein, und zur Behandlung der Zeitgeschichte hat er seinen Beruf in anerkannter Weise dokumentirt. Freilich erfreute er sich von vorn herein eines selten günstigen Geschickes, kraft welchem er den Menschen, den Staatsmann und den Gelehrten in beneidenswerter Übereinstimmung in sich entwickeln konnte. Geboren am 5. Dezember 1470 aus einem angesehenen Patriziergeschlechte, genoß er unter den Auspizien eines hochgebildeten Vaters eine ausgezeichnete Erziehung wie für die Wissenschaft, so für das handelnde Leben. 20 Jahre alt ging er nach Italien und hat dort auf den hohen Schulen von Padua und Pavia sieben wohlangewandte Jahre zugebracht. Seine innerste Neigung zog ihn zu den humanistischen Disziplinen: die Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur hat er sich in einem Grade angeeignet, daß ihn nur wenige in Deutschland hierin übertrafen und auch ein sonst so hochgebildeter Mann wie Peutinger hierin weit hinter ihm zurückblieb. Sein Vater allerdings war mit dieser Hingabe nicht zufrieden und verlangte von ihm in erster Linie das Studium des geistlichen und weltlichen Rechts, das unbedingt notwendig sei, um als Staatsmann auftreten zu können. Pirkheimer kam diesem Wunsche getreu nach und galt weiterhin als einer der gewiegtesten gelehrten Juristen; bekanntlich hat er später Gregor Haloander bei seiner Ausgabe des Corpus juris durch Rat und That gefördert und die Unterstützung des Nürnberger Rats mit vermitteln helfen[1]). Von jenseits der

---

ausgabe (Frankfurt a. M. 1868) Bd. 3, vornehmlich in Bd. 1 S. 189 ff. — Thausing, Albrecht Dürer, stellenweise.

[1]) v. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (München 1880) S. 163—165.

Alpen heimgekehrt, wurde er bald in den Rat gewählt, zu Gesandtschaften verwendet und schon im Jahre 1499 zum Anführer der Truppen ernannt, welche seine Vaterstadt dem Kaiser Maximilian in seinem Kriege mit der Eidgenossenschaft stellte. Bei dieser Gelegenheit ist er in ein näheres Verhältnis zum Kaiser getreten und dessen Vertrauensmann namentlich auch für die literarischen Pläne und Unternehmungen desselben, ähnlich wie Peutinger, geworden. Sein enges Freundschaftsverhältnis zu Albrecht Dürer ist bekannt: es ist die Zierde und der Stolz seines Lebens geworden. Alle seine übrigen, zahlreichen persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen können an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden[1]: nur sei daran erinnert, daß er auch dem etwas älteren Hartmann Schedel näher und mit ihm in literarischem Verkehr stand. Sein Haus in Nürnberg war ein gesuchter und behaglicher Mittelpunkt für einheimische und auswärtige Gesinnungsgenossen: es geht überhaupt ein vornehmer Zug der besten Art durch sein ganzes Thun und Lassen, wie ihn nur seine sorgfältige Erziehung, gesicherte Verhältnisse, ein hochbegabter Geist und eine unvergleichliche Umgebung, wie sie das Nürnberg jener Zeit allein bot, entwickeln und erhalten konnte. Daß ein Mann wie Pirkheimer der beginnenden kirchlichen Bewegung sympathisch entgegenkam, braucht angesichts der seltenen Höhe seiner humanistischen Bildung nicht erst ausdrücklich betont zu werden: es ist aber nicht minder gewiß, daß er wie andere dieser älteren Generation, nachdem er dieselbe jahrelang nachdrücklich gefördert hatte, Halt machte und sich von ihr verstimmt abwandte. Seiner Vaterstadt hat er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1522 seine Dienste im Rat und auf Gesandtschaften gewidmet: er starb am 22. Dezember 1530

---

[1]) Vgl. übrigens u. a. außer der bei Goldast mitgeteilten Korrespondenz Heumann, documenta literaria und die daselbst mitgeteilten Briefe, die sich alle direkt auf Pirkheimer beziehen. Sie stammen von Cochläus, Hummelberger, Pellican, Bened. Chelidonius, Joachim Camerarius, Bernhard Adelmann, Spalatin, Eoban Heß u. s. f.

Die literarische Thätigkeit Pirkheimers kam vor allem der Geschichte zu gute. Es legt doch ein Zeugnis für seine Richtung in diesen Dingen ab, daß er Lucians Schrift über die Geschichtschreibung (ins Lateinische) übersetzte und seinem Gönner Maximilian dedizirte[1]). Über die Theorie der Geschichtschreibung hatte man sich in Deutschland bis dahin geringen Kummer gemacht. Pirkheimer wußte sicher genau was er that, als er den Entschluß zu dieser Arbeit faßte, und es handelte sich für ihn sicher um mehr dabei als dem Kaiser eine Aufmerksamkeit zu erweisen: die empirische Art, in welcher, trotz der beliebten Anlehnung an die alten Historiker, Geschichte geschrieben zu werden pflegte, verlangte, kann man sagen, ein solches Korrektiv, und für den Übersetzer wenigstens waren die guten Lehren Lucians nicht verloren, wie sich bald ergeben wird. In diesem Zusammenhange darf vielleicht gleich an Pirkheimers übrige Übersetzungen aus dem Griechischen erinnert werden. Sie umfassen die sieben Bücher Hellenika Xenophons und einen Teil der Geographie des Claudius Ptolomäus wie der Schriften des Gregor von Nazianz: er hatte überhaupt eine gute Zahl der Werke der griechisch schreibenden Kirchenväter in Handschriften gesammelt[2]). Sein Verhältnis zur römischen Literatur anlangend, sei hervorgehoben, daß er während seines Aufenthaltes in Italien alte Inschriften gesammelt hat, die dann durch andere, wie z. B. Apian, veröffentlicht worden sind[3]). Aber auch in seinen späteren Jahren hat er diesen Dingen die Aufmerksamkeit nicht ganz entzogen[4]). Am meisten freilich lagen ihm die deutsche Geschichte, das deutsche Altertum am Herzen.

---

[1]) Opp. p. 512 sqq.: quo pacto historia conscribi oporteat. Die Antwort des Kaisers ist vom 12. Mai 1505 datirt.

[2]) Rittershusius l. c. p. 14.

[3]) Corpus inscriptionum VI, 1 p. XXXXVII. — Zu vgl. Grammatici Latini IV, 347.

[4]) Vgl. Opp. p. 253 mit dem Schreiben Pirkheimers an Kaiser Maximilian über eine zu Trier vorgefundene Inschrift. Über seine Studien über die alten römischen Münzen und die Bestimmung ihrer Werte nach dem nürnbergischen Münzfuß vgl. Opp. f. 223 sqq.

Er stand hierin auf demselben Standpunkte wie die meisten deutschen Humanisten, die immer aufs neue die Klage wiederholten, daß es den großen Thaten unserer Vorfahren an Geschichtschreibern aus der Mitte der Nation gefehlt habe und daß es dringend Zeit sei, diesem Versäumnis abzuhelfen. Er fürchtet sogar, daß Plinius' Werk über die deutschen Kriege und was von Tacitus verloren ging, von neidischen Menschen absichtlich unterdrückt worden sei, damit der Ruhm der Deutschen sich nicht über Gebühr verbreite[1]). Er hält es für abgeschmackt, daß die Deutschen den gesammten Erdkreis beschreiben, aber die Kunde ihres Vaterlandes in der Tiefe der Vergessenheit vermodern lassen. Er findet es tadelnswert oder lächerlich, daß auch zeitgenössische deutsche Historiker ihre Geschichte vom Nil beginnen, wenn sie jedoch auf die Geschichte der Deutschen und die eigene Zeit kommen, diese entweder mit Stillschweigen übergehen oder das Wichtigste ungesagt lassen[2]). Daher begrüßt er die deutsche Geschichte des Franz Irenicus, auf welche wir bald des näheren zu reden kommen werden, bei ihrem Erscheinen mit so lebhafter Genugthuung, weil sie diesem Übelstande glücklich entgegentritt[3]). An diesem Werke kommt ihm überhaupt ein bestimmter Anteil zu, wie der Verfasser es in der Vorrede selbst erzählt. Von Pirkheimer selbst haben wir eine „Kurze Beschreibung Germaniens", die sich vor allen ähnlichen Versuchen jener Zeit vorteilhaft auszeichnet. Sein kritischer Blick schützt ihn vor manchen Irrtümern, in welche andere verfallen sind; er hält den Unterschied zwischen Gewißheit und Vermutung mit erfolgreicher Vorsicht fest. Eine Überlieferung wie die über das fabelhafte Alter von Trier findet vor seinen Augen keine Gnade, er weiß genau, was er ihr entgegenzuhalten hat[4]). Überhaupt zeichnet ihn ein

---

[1]) Opp. f. 94, in der Zueignung seiner Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio.

[2]) Opp. f. 113, von Franz Irenicus.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Opp. f. 93.

Maß von historischem Sinne aus, das in dieser Zeit doch noch ungemein selten ist. Man lese nur sein Schreiben an den venetianischen Humanisten Giovanbatista Egnazio über die deutschen Reichsstädte und wie er die Blüte der einen, die Schwäche oder geringere Bedeutung der anderen erklärt[1]). Sollte selbst einige Befangenheit des Nürnberger Ratsherrn mit im Spiele sein, im wesentlichen hat er sicher das Richtige getroffen. Und so dürfen wir es als ein Glück betrachten, daß Pirkheimer, wenn er uns auch kein umfassendes historisches Werk hinterlassen, doch ein Bruchstück der Geschichte seiner Zeit geschrieben hat, welches, obwohl die neuere Kritik mit Recht einiges daran auszusetzen fand, immerhin das Eine sicher zu erhärten vermag, daß mit dem Siege des Humanismus nicht bloß für die Durchforschung der Vergangenheit, sondern gerade auch für die Behandlung der Zeitgeschichte eine neue Epoche begonnen hat, und es braucht kaum daran erinnert zu werden, daß diese Anerkennung nicht bloß vergleichungsweise genommen werden will. Anlangend den materiellen Wert der Schrift, so hat Ranke bereits vor einem halben Jahrhundert darüber das treffende Urteil abgegeben[2]). Er hat darauf aufmerksam gemacht, daß Pirkheimer in der Beschreibung der Vorgänge, deren Zeuge er nicht selbst gewesen, mit dem Berichte der Schweizer in den wesentlichsten Dingen im Widerspruch steht und daß erst von dem Augenblick an, wo derselbe seinen Aufbruch aus Nürnberg berichtet, sein Werk Wahrheit, Leben und Zuverlässigkeit gewinnt. „Seitdem erscheint der Kaiser, erscheinen die Schwaben, die fränkischen Ritter, die Nürnberger, die Schweizer in ihrer besonderen Natur und Eigentümlichkeit; seitdem stimmen seine Nachrichten mit den

[1]) Opp. p. 201: De Germaniae Rebuspublicis. Er führt den Grund der Blüte der oberdeutschen Reichsstädte vor allem auf den Umstand zurück, daß sie von der Herrschaft der Bischöfe oder der Demokratie verschont geblieben sind.

[2]) Vgl. „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ als Anhang zu seinen „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1554“ 2. Aufl. (Leipzig 1874) S. 119. 120.

schweizerischen überein. So viel mehr ist es, ein Augenzeuge, als nur ein Zeitgenoß zu sein." Darauf hat Pirkheimer aber doch selbst das größte Gewicht gelegt: er würde ohne seine persönliche und unmittelbare Teilnahme an diesem Kriege schwerlich sich zur Beschreibung desselben entschlossen haben[1]). Bei der Würdigung der Schrift haben wir aber zugleich auf das formale Moment ein Gewicht zu legen. Das erste der beiden Bücher bildet im Grunde nur die Einleitung und gibt eine Entstehungsgeschichte des Krieges, das zweite erzählt diesen selbst. Die Anlage des Werkes wie die Durchführung beurkunden eine nicht gemeine Beherrschung der Form und es liest sich mit Genuß. Muster der Alten werden nachgeahmt, aber ein moderner Zug weht durch das Ganze: man fühlt das Seltene, daß ein so bedeutender Mann an diesen Platz gestellt ist und die Ereignisse, die er als Mithandelnder erlebt, mit der geistigen Freiheit einer außerordentlichen Natur schildert. Das Werk ist eine ziemliche Anzahl Jahre nach dem Kriege und erst nach Maximilians Tode geschrieben: aus diesem Umstande mögen sich einige Verstöße, die Ranke gerügt hat, mit erklären. Der bleibende, literarhistorische Wert der Schrift dürfte dahin zu bestimmen sein, daß wir in ihr die erste geschichtliche Monographie über ein wichtiges zeitgenössisches Ereignis von einem mithandelnden hervorragenden Mann der neuen Schule in künstlerische Form gekleidet besitzen. Wie bekannt, ist dieselbe zum ersten Male von Goldast in der Gesammtausgabe der Werke Pirkheimers (1610) veröffentlicht worden[2]). —

---

[1]) Es heißt l. c. p. 64: Conscribam autem non solum ea, quae aliorum relatu aut fama tantum percepi, sed etiam quae coram vidi et aspexi, cum in hoc bello non parvis copiis, tam equestribus quam pedestribus praefuerim ac imperaverim, proinde non tam verborum elegantiae, quam veritati studere conabor, etc.

[2]) Dann öfter wiederholt. Vgl. Potthast a. a. O. S. 495. Deutsch von E. Münch, Basel 1825. — Über Pirkheimer selbst zu vgl. Will, Nürnberg. Gelehrtenlexikon Tl. 7 S. 164—175. — Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissensch. Bildung u. s. f. 3, 1 ff. — Brucker, Ehrentempel S. 6 ff. (L. Geiger im 33. Bd. der Hist. Zeitschrift von H. Sybel S. 99.)

War nun in der Zeit, welcher die eben geschilderten Größen angehört haben, wie wir öfters hervorgehoben, eine stehende Klage der nationalliterarischen Partei, daß die Deutschen ihre eigene Geschichte allzulange vernachlässigt hätten, so war dieses Gefühl doch zugleich so mächtig, daß eben in diesen Jahren jene Klagen Erhörung fanden und nicht bloß Bausteine zu einer deutschen Geschichte zusammengetragen, sondern eine solche selbst und zwar wiederholt versucht wurde. Wir meinen die betreffenden Werke von Jakob Wimpheling, Franz Irenicus und Beatus Rhenanus. Es ist endlich an der Zeit, des näheren von ihnen zu sprechen: sie haben, was man auch an ihnen vermissen oder tadeln mag, von vorn herein das unzweifelhafte Verdienst, daß sie den Gedanken einer deutschen Geschichte nicht bloß als frommen Wunsch aufgestellt, sondern zugleich auch, jeder in seiner Art, durchzuführen versucht haben. Ihre Besprechung führt uns an den Oberrhein zurück, welchen wir bisher nur flüchtig gestreift haben, und an welchem sich in diesen Jahrzehnten ein fruchtbares literarisches Leben entwickelt hat, das den Vergleich nicht zu scheuen braucht, aber auch nicht außer Zusammenhang mit den Bestrebungen steht, die wir in Wien, Augsburg und Nürnberg beobachtet haben.

Nebst Heidelberg sind es Basel und Straßburg, die hier obenan stehen. In letzterer Stadt hatte gerade die Geschichtschreibung schon in den früheren Jahrhunderten geblüht; wir brauchen zu diesem Zwecke bloß an Closener und Twinger von Königshofen zu erinnern, von anderen zu schweigen[1]). Jetzt fanden sich hier eine Anzahl von Männern zusammen, die in dem nationalen Geistesleben der Zeit überhaupt eine glänzende Stellung einnahmen: Gailer von Kaisersberg, Sebastian Brant, Jakob Wimpheling, die eine Art von literarischem Triumvirate

---

[1]) Zu vgl. Ott. Lorenz, deutsche Geschichtsquellen Bd. 2. — Derselbe mit Dr. W. Scherer, Geschichte des Elsasses u. s. f. 1. Halbband (Berlin 1871) S. 63 ff. 115 ff. — Charles Schmidt, Histoire litteraire de l'Alsace à la fin du XV^e et au commencement du XVI^e siècle. Paris 1879. 2 Bände. — Städtechroniken Bd. 8 u. 9.

bilden. In Basel blüht wie in Freiburg seit längerer Zeit eine Universität, in Schlettstadt die Schule Dringenbergs, aus welcher eine Reihe namhafter Männer hervorgegangen sind, die alle der neuen gelehrten Richtung angehören. Die Nähe des begehrlichen Frankreichs weckt oder unterhält hier nachhaltiger als in den übrigen Gegenden Deutschlands den abwehrenden nationalen Sinn, und aus dieser Stimmung ist im Zusammenwirken mit dem humanistischen Motive hier auch die erste deutsche Geschichte geschrieben worden. Auch Sebastian Brant hat sich auf dem Gebiete der Historie versucht. Er verfaßte eine Zeitgeschichte, die leider verloren ist; in seiner amtlichen Stellung, als Syndikus des Rats, eine Reihe von „Gedächtnisbüchel oder Memoralien", die kein besseres Schicksal erfahren haben [1]). Die Geschichte Straßburgs und des Elsasses wurde überhaupt ernsthaft ins Auge gefaßt. Brant und Wimpheling trugen sich mit dem Plane, sämmtliche Quellen für die Geschichte des Oberrheins zu sammeln und mit Erläuterungen herauszugeben, ein Plan, der freilich unausgeführt geblieben ist [2]). Die sog. Archivchronik, die allerdings erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihren Abschluß erhalten hat und wesentlich Stadtgeschichte behandelt, ist ihrem Hauptbestandteile nach doch bereits um das Jahr 1510 entstanden. Der Straßburger Bischofsgeschichte hat sich Wimpheling angenommen; dieser sein Bischofskatalog ist doch etwas mehr als eine bloße Wiederholung des schon Bekannten [3]). Eben er ist denn auch der Verfasser der bereits angemeldeten ersten deutschen Geschichte.

Jakob Wimpheling war am 27. Juli 1450 zu Schlettstadt geboren [4]). Seine erste grundlegende Bildung hat er ebenfalls

---

[1]) Hierfür und teilweise auch für das Folgende zu vgl. die Chroniken der deutschen Städte Bd. 1 (Hegel), Allgemeine Einleitung S. 65 ff.

[2]) Janssen a. a. O. 1, 100 (aus Wimphelings handschriftlichem Werk „de arte impressoria").

[3]) „Catalogus episcoporum", 1508 erschienen, 1660 von Moscherosch wiederholt.

[4]) Vgl. Dr. Paul v. Wiskowatoff: Jakob Wimpheling. Sein Leben und seine Schriften. Berlin 1867.

in der Schule Dringenbergs erhalten, dann hat er der Reihe nach die Hochschulen von Freiburg, Erfurt und Heidelberg besucht. Neben den humanistischen Studien hat er sich der Jurisprudenz, dann der Theologie gewidmet, und diese zunächst als Lebensberuf ergriffen. Zuerst Professor in Heidelberg, ging er 1484 als Domprediger nach Speier, 1498 wieder als Professor nach Heidelberg, endlich 1501 nach Straßburg, wo er bis zum Jahre 1520 in freier Stellung, aber in verschiedenen Beschäftigungen und Verwendungen lebte; seine letzten Lebensjahre hat er in seiner Vaterstadt zugebracht, wo er am 17. November 1528 gestorben ist. Seine literarische Thätigkeit war eine höchst mannigfaltige, und auf den verschiedensten Gebieten und in den wechselndsten Formen hat er sich versucht. Er ist ein immer schlagfertiger Schriftsteller, der die großen Fragen und Angelegenheiten der Zeit und der Nation in seinem Sinne stets vor Augen hat und für das, was seine Seele erfüllt, mit Nachdruck eintritt, daher ihn die einen als Publizisten, die andern als Gelegenheitsschriftsteller charakterisirt haben. Was ihm aber am meisten am Herzen liegt, ist das Wohl des Vaterlandes und der Kirche: in diesen Brennpunkten treffen alle Strahlen seiner unermüdlichen, reichen und uneigennützigen Wirksamkeit zusammen. Ein warmer Freund des Humanismus, arbeitet und predigt er für dessen Ausbreitung vor allem auch, um das Übergewicht Deutschlands über die anderen Nationen dadurch zu fördern. Jedoch seine zugleich entschieden moralisirende Richtung setzt ihm wieder in dieser Richtung Schranken. Er ist ein glühender Patriot, speziell den Franzosen gegenüber, aber er sieht nicht ein, daß das nationale Prinzip und Interesse doch auch noch andere Gegner habe. Er will das Bestehende gerade auch in den kirchlichen Einrichtungen gebessert wissen, aber zu der Tiefe des Übels dringt er nicht vor und schreckt vor ernsthaften Heilmitteln zurück. Er ist, hat man wohl gesagt, der Mann des Übergangs, aber freilich mit der ganzen Halbheit eines solchen behaftet. Mit diesen Einschränkungen soll seinen Verdiensten in keiner Weise zu nahe getreten

sein; sie sind aber notwendig, um seine Stellung als Historiker zu würdigen, denn sein Patriotismus im Bunde mit seiner gesammten Denkweise hat ihn dazu gemacht. Bereits mit einer früheren Schrift aus dem Jahre 1501 hat er dieses Gebiet gestreift[1]: er sucht in derselben den ursprünglich deutschen Charakter der jenseits des Rheins liegenden deutschen Städte zu beweisen, also dieselbe Frage, die so manche seiner Zeitgenossen beschäftigt hat, und er thut dies mit ungefähr denselben Argumenten und Hilfsmitteln. Für die Herstellung einer deutschen Geschichte, die er gerade in diesem Zusammenhange seines Patriotismus für dringend nötig hielt, versuchte er zuerst den Colmarer Sebastian Murrho in Bewegung zu setzen, und erst als dieser über der Arbeit hinwegstarb, entschloß er sich selbst Hand ans Werk zu legen und führte es auch aus. Die Schrift erschien im Jahre 1505[2]. Wimpheling sagt es selbst in dem Dedikationsschreiben, er will den Deutschen ihr Altertum ins Gedächtnis zurückrufen, ihnen Gelegenheit geben, ihre eigene große Geschichte, die Thaten und Tugenden ihrer Vorfahren kennen zu lernen und die deutsche Jugend bestimmen, denselben nachzueifern. Mit anderen Worten, seine Schrift ist eine nationale Tendenzschrift, ohne daß wir aber ihr daraus einen Vorwurf machen möchten, obwohl eben die Tendenz den Verfasser zu manchen Schiefheiten und Fehlern verleitet. Langatmig ist das Buch nicht, zeichnet sich vielmehr durch Knappheit und Gedrungenheit aus. Man muß ferner zugeben, daß es, formell beurteilt, eine unverkennbare, erfreuliche Formgewandtheit, den geübten Schriftsteller verrät. Es liest sich leicht und gut. Als Werk der Forschung läßt es freilich vieles zu wünschen übrig, auch wenn wir, wie billig, den Maßstab der Zeit, in der es entstand, anlegen. Wie weit ist ihm ein Mann wie Pirkheimer, von seinem etwas jüngeren Landsmanne Beatus Rhenanus gar nicht zu reden, voraus. Das

[1] „Germania ad rempublicam Argentinensem.“

[2] „Epitome rerum Germanicarum usque ad nostra tempora.“ Zuletzt gedruckt in Schardius redivivus 1, 176 ff.

fabelhafte hohe Alter von Trier erweckt ihm nicht die geringsten Bedenken, u. dgl. mehr. Die Erzählung schließt sich seit Karl d. Gr. an die deutschen Kaiser und Könige an, aber gerade hier ermattet sein feuriger Patriotismus, der nur den Franzosen gegenüber Stand hält, und ermattet zum Schaden zugleich der Sache und nicht bloß des patriotischen Gefühles. Und es hieß den Deutschen doch viel zumuten, sich gegen die Franzosen zu erhitzen, aber wenn es sich um ihre Kaisergeschichte und ihre Kämpfe mit der Hierarchie handelte, neutral zu bleiben oder auf die andere Seite zu treten. Über den Kampf zwischen K. Heinrich IV. mit P. Gregor VII. z. B. gleitet er mit unverkennbarer Absichtlichkeit rasch hinweg. Wo dieser Zwiespalt seiner Denkweise ihn nicht irrt, tritt er überall für die deutsche Sache und Ehre ein. Karl d. Gr. ist ihm selbstverständlich ein echter Deutscher; Kaiser Friedrich I. imponirt ihm; bei Kaiser Friedrich II. und seinen Söhnen verweilt er ziemlich lange, für den Kaiser hat er offenbar nicht geringes Interesse, aber dem Schicksal Konradins gegenüber bleibt sein sonst so lebendiger Patriotismus doch stumm. Daß das deutsche Reich ein Wahlreich, ist er geneigt für einen Vorzug zu halten; bei der Erwähnung des Kurfürstenkolleges erinnert er an die damals bereits in Umlauf gesetzte Sage von der Einsetzung desselben durch Papst Gregor V. K. Karl IV. tadelt er wegen seiner Vorliebe für die Böhmen, K. Wenzel findet keine Gnade, dagegen wird K. Sigmund schon wegen seines angeblichen Eifers für Gelehrsamkeit gefeiert. Die habsburgischen deutschen Könige erfreuen sich mit Ausnahme K. Friedrich III. seines vollen Beifalls; sein wie aller Humanisten erklärter Liebling ist aber K. Maximilian, mit welchem er auch in literarischer Verbindung gestanden hat und in den alle seine großen Hoffnungen einmünden. Während Wimpheling in der Behandlung der politischen Geschichte Deutschlands demnach in der That manches zu wünschen übrig läßt, ist es ein unverkennbarer Vorzug seiner Schrift, daß er auch Rücksicht auf die Leistungen der Deutschen in Sachen der geistigen Kultur nimmt, der Literatur,

der Erfindungen, der Kunst. Das gelehrte Material, über welches er verfügt, könnte allerdings größer sein, namentlich für die Zeit vom Zwischenreiche bis zum Ende hätte sich wohl ein reichlicherer Apparat gewinnen lassen — man denke z. B. an Nauclerus und seine Hilfsmittel —; aber wir wollen nicht vergessen, daß Wimpheling es nicht auf ein erschöpfendes Geschichtswerk, sondern nur auf eine bündige übersichtliche Darstellung, auf eine Epitome, abgesehen hatte, und an diesem Maßstabe müssen wir in dieser Beziehung ihn beurteilen. Es wird daher stets sein unverjährbarer Ruhm bleiben, daß er aus seiner patriotischen, wenn auch nicht immer klaren Begeisterung heraus als der erste unsere Geschichte im Zusammenhang behandelt hat, mag nun sein Freund Murrho, dem er diese Aufgabe zunächst zugedacht hatte, ihm, was sich unserer Kenntnis entzieht, darin vieles oder weniges vorgearbeitet haben[1]).

Das zweite Werk dieser Art erschien 1518 und hatte Franz Friedlieb, gen. Irenicus, zum Urheber. Irenicus war 1495 zu Ettlingen geboren; seine erste Bildung erhielt er in Pforzheim, wo er u. a. Melanthon als Mitschüler hatte; dann besuchte er (1516) die Universitäten von Tübingen und (1517) Heidelberg, wo er Magister wurde und sicher eine Reihe von Jahren verblieb und 1518 Vorstand der Burse der hl. Katharina war[2]). Am 26. April des gen. Jahres hörte er hier Luther disputiren, was für ihn wahrscheinlich der Anfang des Überganges zur neuen Lehre geworden ist. In dieser Zeit ist er bereits mit Pirkheimer in Verbindung getreten, und in eben diesen ersten Jahren seiner Heidelberger Epoche hat er das Geschichtswerk, wegen dessen wir uns mit ihm zu beschäftigen haben, geschaffen, oder richtiger vollendet, denn es ist bereits im Jahre

---

[1]) Vgl. Ad. Horawitz, Nationale Geschichtschreibung im 16. Jahrh. Historische Zeitschrift Bd. 25. — Derselbe im „Neuen Reich" 1872 und in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1875 S. 65 ff. u. 743 ff.

[2]) Vgl. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg 1, 203 Anm. 77. — Horawitz a. a. O.

1518 (zu Nürnberg bei Koburger) im Druck erschienen; nicht unmöglich, daß eben der Zweck der Drucklegung ihn nach Nürnberg geführt hat. Seine literarische Thätigkeit ist zwar mit dieser seiner Jugendarbeit nicht gänzlich abgeschlossen, kann aber hier übergangen werden[1]). Seinen späteren Lebenslauf anlangend, sei erwähnt, daß er, auf die Seite der Reformation getreten, um 1525 zuerst Pfarrer in seinem Geburtsort und, von da verdrängt, vielleicht noch im Jahre 1531, in Gemmingen wurde. Ein eifriger Parteigänger Luthers, wurde er in manche theologische Streitigkeiten verwickelt. Sein Todesjahr ist nicht völlig sicher überliefert, doch ist 1559 das wahrscheinlichste.

Irenicus war philologisch gut geschult: seine Neigung scheint sich früh der Geschichte zugewendet zu haben, denn seinem Hauptwerke gingen eine Geschichte des Markgrafen Philipp von Baden in zwei Büchern und eine Geschichte des Klosters Odilienberg im Elsaß voraus, die jedoch verschollen zu sein scheinen, wenn sie überhaupt jemals veröffentlicht worden sind. Aus dem, was Irenicus selbst darüber sagt, geht es wenigstens nicht klar hervor und aus den Worten von Chyträus kann überhaupt nicht viel gefolgert werden[2]). Dagegen wird man anzunehmen haben, daß auch dem Hauptwerke des Irenicus, von welchem wir jetzt handeln wollen, eine ältere, kürzer gehaltene Bearbeitung vorausgegangen ist; aus den Worten Pirkheimers in einem Schreiben an denselben scheint dies hervorgehen zu wollen; sicher aber war dieselbe nicht schon veröffentlicht worden[3]). Das Hauptwerk trat als eine „Schilderung Deutschlands in 12 Büchern" in die

[1]) Vgl. die Oratio de Craichgova von seinem Pforzheimer Mitschüler D. Chyträus in Reinhardts SS. Rer. Palat. I, 508.

[2]) Vgl. J. A. Bernhard in der Ausgabe des Hauptwerkes, Praefatio § 6 Anm.

[3]) L. c. Praefatio, wo das betr. Schreiben Pirkheimers, das übrigens schon früher veröffentlicht war, abgedruckt ist. Es heißt da: Salve Irenice. Quod Germaniam tuam et quidem auctam in locem prodire scribis, laudo etc.

Welt[1]). Es ist eine ziemlich umfangreiche Schrift, die von rühmlicher Gelehrsamkeit und achtungswerter Arbeitskraft des jugendlichen Verfassers Zeugnis ablegt. Offenbar hatte er sie seit längerer Zeit vorbereitet, ihre gegenwärtige Gestalt hat sie in Heidelberg erhalten. Sie ist ebenfalls ein Erzeugnis des Patriotismus, der nationalen Begeisterung, die nun einmal die ganze gelehrte Generation der Epoche durchdringt: überall tritt uns derselbe auch hier vernehmlich entgegen. Aber es ist nicht eine historische Darstellung unserer Geschichte, sondern, wie schon der Titel sagt, eine Beschreibung Deutschlands, allerdings auf historischer Grundlage und mit historischer Tendenz; ja, der Verfasser spricht es sogar ausdrücklich aus, daß er als Historiker und nicht als Chronograph arbeite und angesehen sein wolle. Daß er eine Jugendarbeit liefert, weiß er recht gut, und behält sich vor, später eine reifere Umarbeitung folgen zu lassen, was aber unterblieben ist und wozu es offenbar sein Anschluß an die Reformation und seine infolge dessen veränderte Laufbahn nicht hat kommen lassen. Irenicus beurkundet übrigens ein ganz entschiedenes Talent zum historischen Schriftsteller, und insofern ist es zu bedauern, daß sein Geschick ihn so bald diesen Studien völlig entfremdete. Er beherrscht in diesem Werke ein ungemein reiches Material und weiß es seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die Altertümer unseres Volkes kommen allerdings mehr zu ihrem Rechte als die eigentliche Geschichte, dagegen widmet er der Historie der einzelnen Territorien und Fürstenhäuser eine breite Berücksichtigung und schaltet eine große Anzahl von genealogischen Tafeln zur Veranschaulichmachung seiner Ausführungen ein. In diesem Teile der Schrift möchte ich mit das unverkennbarste Verdienst und jedenfalls die Originalität derselben erblicken. Im übrigen zieht er in seine „Beschreibung" Deutschlands alle

[1]) „Germaniae exegeseos volumina duodecim a Francisco Irenico Ettelingiacensi exarata." Die erste Ausgabe erschien zu Hagenau 1518 auf Kosten der Koburger in Nürnberg. Die vierte 1728 zu Hanau (Hanoviae, nicht Hannover) von J. A. Bernhard besorgt und mit Anmerkungen versehen.

möglichen Erscheinungen und Zustände herein und verknüpft in recht geschickter Weise überall das Neue mit dem Alten. Er zeigt sich in der Gegenwart, namentlich der Literatur und ihrer hervorragenden Vertreter, welches die Humanisten waren, überall bewandert, und man sieht, wie weit schon damals seine persönlichen Verbindungen in dieser Richtung reichten. So großes Gewicht er aber auf die kulturellen Verdienste der Deutschen, wie Wimpheling u. a. es ebenfalls thaten, legt, so wenig weiß er zum Schaden seiner Tendenz von unserer mittelalterlichen Poesie zu sagen. In dieser Unkenntnis lag ja eine offenbare Schwäche so manches Humanisten, gerade der älteren Generation. In den etymologischen und ethnographischen Teilen der Schrift macht man dieselbe Wahrnehmung, die wir generalisirend schon einmal ausgesprochen haben, wie sehr die rühmlichen Anstrengungen um die Aufhellung unseres Altertums unter der Thatsache leiden, daß die deutsche Philologie im engeren Sinne so sehr weit hinter dem Betriebe der antiquarischen und historischen Studien zurückbleiben mußte. In Sachen der Kritik ertappen wir Irenicus allerdings auf manchen Irrtümern und läuft Wahres und Falsches zumal bei der Bestimmung und Unterscheidung der alten Völker und ihrer Verwandtschaft durch einander; auch von dem falschen Hunibald und seinem Erfinder hat er sich täuschen lassen, u. dgl. mehr: man erhält aber trotzdem den Eindruck, daß er unzweifelhaft manche dieser Schwächen überwunden haben würde, wenn er diesen Studien auch die Jahre seiner reiferen Entwickelung hätte widmen können. Aber auch so bleibt der Wert des Werkes groß genug: Wimpheling ist ihm ja in der allgemeinen Ausbildung und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, wenn man will der Reife des Urteils unverkennbar überlegen, jedoch der junge Irenicus hat eines sicher vor ihm voraus, daß sein Patriotismus nicht an dem Zwiespalte leidet wie der des Verfassers der Epitome. Auch seine Persönlichkeit, sein menschlicher Charakter, soweit er in dem Buche in Beleuchtung tritt, macht einen günstigen Eindruck: er bietet nicht umsonst alles auf, seine lieben Deutschen

von allen Vorwürfen in Sachen der Sitte zu reinigen oder davor in Schutz zu nehmen. —

Im 40. Kapitel des zweiten Buches der Exegesis kommt Irenicus speziell auf mehrere berühmte Zeitgenossen deutscher Herkunft zu sprechen: den Kardinal von Gurk, Matthäus Lang, Wilibald Pirkheimer und Beatus Rhenanus. Er bedauert, daß der vorzügliche Mann bisher vergleichungsweise so wenig produzirt habe; aber nun verlaute das Gerücht, derselbe sei mit einem großen Werke beschäftigt, dem Gott Gedeihen geben möge. Man hat vermutet, Irenicus habe dabei das Werk des Rhenanus über die deutsche Geschichte im Auge gehabt: dasselbe ist allerdings erst im Jahre 1531 ans Licht getreten. Wie dem sein mag, es war eine hervorragende Leistung, um die es sich hierbei handelte, die wie ihr Urheber jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wenn das in Rede stehende Werk auch um so viel später abgeschlossen worden und erschienen ist, es zählt unzweifelhaft in den Kreis der Arbeiten über deutsche Geschichte, die uns in diesem Zusammenhange beschäftigen. Und Rhenanus selbst gehört nicht minder gewiß zu dem älteren Geschlechte unserer Humanisten[1].

B. Rhenanus wurde 1486 zu Schlettstadt geboren und erhielt in der berühmten Schule seiner Vaterstadt seine grundlegende Bildung. Einer seiner Lehrer war Hieronymus Gebweiler, der sich selbst auch auf dem Gebiete unserer älteren Geschichte, wenn auch nicht mit besonderem Glücke, versucht hat[2]. Der Wohlstand seines väterlichen Hauses erlaubte Rhenanus, daß er 1503 nach Paris ging, wo er unter günstigen Verhältnissen die alten Sprachen, zumal die griechische betrieb und die angeborene philologisch-kritische Anlage zu einer seltenen Vollendung entwickelte. Von Paris, das er stets in gutem Andenken behalten hat, wandte er sich nach Basel, wo er im Jahre 1511

[1]) Vgl. Horawitz: Im Neuen Reich 1872 1, 370 ff. und besonders Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1872 und 1873, und Jakob Mähly in der Alsatia 1856/57.

[2]) S. A. Deutsche Biographie sub h. v.

auftaucht und unter der Leitung von Johannes Conon, einem hervorragenden Hellenisten, und im Umgange mit Erasmus von Rotterdam was ihm an Gelehrsamkeit und Methode etwa noch abging in glücklichster Weise ergänzte. Um 1527 zog er sich in seine Vaterstadt zurück, welche er von jetzt an nur mehr vorübergehend verlassen hat. Im Jahre 1530 besuchte er Augsburg, zur Zeit des so folgenreichen Reichstages, aber ohne für die Sache, die hier verhandelt wurde, jetzt oder später grundsätzlich Partei zu nehmen. Was ihn hier fesselte war der freundschaftliche Umgang mit K. Peutinger und die Kunstsammlungen der Fugger. Von Bedeutung wurde ein Ausflug, den er von hier aus nach Freising unternahm, wo er nach den Dekaden des Livius suchte, aber dafür das Evangelienbuch Otfrieds entdeckte. Das Leben, das er führte, war ein stilles Gelehrtenleben, den schriftstellerischen Arbeiten und der Pflege seiner Beziehungen zu den berühmtesten literarischen Zeitgenossen gewidmet. Eine öffentliche Stellung hat er niemals gesucht, und diese seine Zurückhaltung, die seinen Neigungen entsprach und welche ihm seine Mittel erlaubten, kam der Sache der Wissenschaft nur zu gute. Er starb, länger kränkelnd, am 13. Mai 1547 bei Gelegenheit eines Besuches in Straßburg. Rhenanus war eine vorsichtig an sich haltende Natur: dieser Grundzug seines Wesens bestimmt auch seine Haltung in allen großen sittlichen Fragen. Er müßte nicht zu dem Kreise des Humanismus als einer der Ersten gehört haben, wäre seine Seele nicht ebenfalls von warmem Patriotismus erfüllt gewesen; aber er tritt auch hier überall leise auf und hütet sich, ein Geschäft daraus zu machen. Sein Verhältnis zur Reformation ist teilweise von dieser Stimmung seiner Seele bestimmt und erinnert etwas an Wimpheling: er ist Gegner der Scholastik und des Obskurantismus, er täuscht sich über die Gebrechen der alten Kirche noch weniger als dieser, er durchschaut sie zugleich schärfer; eine Zeit lang scheint es, er würde den Reformatoren auf ihrem Wege unerschüttert folgen, aber plötzlich steht er still und hütet sich, die

Konsequenzen seiner Anschauung zu ziehen. Er war eben doch nicht genug der Mann der That, um dieses zu thun.

Die schriftstellerischen Leistungen von Rhenanus sind ziemlich umfassend, gehören aber überwiegend der Philologie an. Seine Editionen altklassischer und christlicher Schriftsteller, wie Tertullians, stellen ihn für seine Zeit auf eine seltene Höhe: er war in der Textkritik hervorragend; was das aber voraussetzt, brauchen wir dem Wissenden nicht erst zu sagen. Seine Ausgabe des Vellejus Paterculus (1522), die erste dieses Autors überhaupt, war zugleich für die Kenntnis unserer ältesten Geschichte ein wertvolles Geschenk. Seine Ausgabe der Germania (1519) des Tacitus war epochemachend, die Edition der Autores Historiae Ecclesiasticae ein nicht weniger erwünschtes Unternehmen. Seine Verdienste um Plinius sind bekannt und anerkannt. Des Rhenanus historiographische Arbeiten anlangend, hatte er sie bereits im Jahre 1510 mit einer Biographie Geilers von Kaisersberg[1]) eröffnet. Man möchte beinahe vermuten, daß sie in Paris geschrieben worden ist, denn in diese Jahre noch fällt sein Aufenthalt der allgemeinen Annahme nach, oder er müßte diese Stadt, was übrigens keineswegs undenkbar ist, doch früher verlassen haben als man vermutet. An diesem biographischen Versuche ist nun allerdings wenig zu rühmen, sie ist eine Jugendarbeit, aber zu Darstellungen dieser Art war er überhaupt wenig berufen, wie dieses seine Biographie des von ihm so hoch verehrten Erasmus, eines intimen Freundes, bezeugt, deren Entstehung noch dazu in das letzte Jahrzehnt seines Lebens fällt; sie ist 1540 erschienen, bleibt aber allzuweit hinter ihrer Aufgabe zurück[2]). Seine Stärke lag auf einem anderen Gebiete,

---

[1]) Vita Joannis Geileri Caesaremontani etc. Argentorati 1510.

[2]) Von B. Rhenanus selbst hat der berühmte Straßburger Johannes Sturm eine Biographie geschrieben, die der Ausgabe des gleich zu besprechenden historischen Hauptwerkes desselben vorgedruckt und von Ch. G. Buder in seiner Sammelschrift „Vitae Clariss. Historicorum“ (Jenae 1740) aufgenommen worden ist.

nämlich dem des deutschen Altertums: diesem, allerdings im zeitlich weiteren Sinne gemessen, ist sein Hauptwerk gewidmet, das ihm einen Ehrenplatz unter den deutschen Forschern sichert[1]). Seine für jene Zeit vorzügliche philologisch-kritische Schulung und die gesammte Richtung seiner Studien und Arbeiten befähigten ihn gerade hierzu in seltenem Grade: die Publikation „De rebus Gothorum Persarum ac Vandalorum", die er in demselben Jahre (1531) mit den Res Germanicae erscheinen ließ, war wie ein Stück Vorarbeit zu jenem darstellenden Werke[2]). Es darf nach dem wissenschaftlichen Charakter des Mannes wohl angenommen werden, daß er sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken einer solchen Schrift getragen hat; die Ausführung scheint aber doch in ziemlich kurzer Zeit geschehen zu sein, da Rhenanus erzählt, daß seine Freunde während seines Aufenthaltes in Augsburg (1530) ihn dazu ermuntert hätten[3]), und nach der Datirung der Widmung (1. März 1531) an König Ferdinand dasselbe um diese Zeit doch wohl bereits vollendet war. Es ist in drei Bücher abgeteilt, die einen ziemlichen Band füllen. Der Verfasser erscheint, schon nach der Widmung beurteilt, sich seiner Aufgabe und seines Zweckes wohl bewußt: es weht uns ein vornehmer Zug an; er spricht u. a. von einem „Pöbel von Historikern", die auf Nebendinge das Hauptgewicht legen: „Nicht jedem ist es

---

[1]) „Beati Rhenani Selestadiensis Rerum Germanicarum Libri tres."

[2]) Sie brachte außer einer lateinischen Übersetzung von Prokops und Agathias' Gothenkrieg den Aretinus, de bello Italorum contra Gothos, die Schrift des Jordanis „de origine Gothorum", die „Epistola" des Sidonius Apollinaris, „qua Theodoricum Vesegothorum regem eleganter describit", und die Abhandlung K. Peutingers: de gentium quarundam emigrationibus. Außerdem finden sich hier zum ersten Male die Schriften des Jordanis „de regnorum successione" und Prokops liber de aedificiis abgedruckt.

[3]) Es existirt ein Brief Peutingers an B. Rhenanus, in welchem er ihm verschiedene gute Ratschläge gibt für die Ausführung des in Frage stehenden Werkes. Derselbe ist leider nicht datirt, so daß man mit Bestimmtheit nicht sagen kann, ob er vor oder nach dem oben erwähnten Besuche des Rhenanus in Augsburg geschrieben ist.

gestattet nach Korinth zu gehen", u. dgl. Nun halten wir es aber doch für zweckmäßig, ehe wir in unserer Beurteilung fortfahren, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß wir in dieser Schrift des Rhenanus in Wahrheit nicht das, was man billigerweise unter einer deutschen Geschichte versteht, vor uns haben, noch weniger als in der Exegesis des Irenicus, mit welcher wir es übrigens nicht auf eine Linie stellen wollen. In dieser Beziehung darf die besprochene Schrift Wimphelings unter diesen dreien allein auf jenen Namen einen Anspruch machen. Höchstens kann man sagen, es ist eine Darstellung unserer älteren Geschichte bis ins 11. Jahrhundert hinein, und auch das nur in eingeschränktem Sinne und in freier Form. Von unserem Mittelalter, insoweit die Geschichte desselben mit Karl d. Gr. erst recht beginnt, ist von dem Erlöschen der sächsischen Kaiser an gar keine Rede mehr und auch von diesen im Grunde nur kurz und im Vorübergehen; höchstens daß gelegentlich einmal eine Erscheinung oder Einrichtung derselben berührt wird. Vor den mittelalterlichen Historikern hat Rhenanus geringe Achtung, er kennt freilich nicht gerade viele davon. Den Einhard z. B. nennt er nicht, obwohl die Werke desselben von Hermann von Nuenar bereits im Jahre 1521 veröffentlicht waren[1]). Schöpflin, der ihn und dieses sein in Frage stehendes Werk vielfach rühmt, macht ihm einmal den Vorwurf, daß er den Fredegar nicht benutzt habe; dieser war aber zu dieser Zeit freilich wie so vieles

[1]) Graf Hermann von Nuenar (Neuenar), geb. 1492, gest. 1530, zuletzt Dompropst in Köln, ist ein wesentliches Glied in der Kette der deutschen Humanisten jener Zeit und beschäftigte sich ernsthaft mit historischen Studien. Er hatte auch Italien besucht und huldigte einer für seinen Stand ziemlich freien Auffassung der großen Fragen der Zeit; die „Dunkelmänner" hatten an ihm lange Zeit einen entschiedenen Gegner. Er kannte aber auch die Chronik des Freculf von Lisieux, die jedoch erst 1595 herausgegeben wurde. Wir haben von ihm auch eine „Brevis narratio de origine et sedibus priscorum Francorum" (zu Basel 1532 gedruckt), worin er u. a. auch als ein Gegner des Trithemius auftritt. Zu vgl. (Heumann, documenta liter. p. 91) Ennen, Geschichte der Stadt Köln 4, 103 ff.

Andere noch nicht im Druck erschienen. Um was es Rhenanus zu thun war, war eine kritische Schilderung des alten Germaniens, seiner Völker, ihrer Wohnsitze und Wanderungen, sowie der römischen Provinzen, welche den Deutschen später zufielen. Hier ist er an seinem Platze und leistet das Beste, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet werden konnte. Fest und sicher geht er vor, seiner Sache gewiß, ohne Übertreibungen und nationale Selbstgefälligkeit, wie sie damals an der Tagesordnung war. Die Form ist gewandt, sachgemäß, oft lebendig. Kritik war seine Hauptstärke, Gothen und Geten zu vermischen fällt ihm nicht mehr ein, den falschen Berosus wie den angeblichen Hunibald schiebt er mit Verachtung bei Seite, während noch ein Mann wie Aventin jenen Trugbildern zum Opfer fiel. Mit der Lösung der etymologischen Rätsel, an welcher die Zeit bekanntlich ebenso großes Gefallen hatte, als ihr Geschick dazu gering war, müht allerdings auch er sich ab, ohne viel glücklicher als andere dabei zu sein. Mit philologischen Emendationsversuchen hält er sich öfters auf, ohne daß solche Episoden gerade den Reiz und vielleicht auch nicht den Wert seines Werkes erhöhen. Am gehaltvollsten sind ohne Zweifel die beiden ersten Bücher, im dritten verliert er sich doch zu viel in topographische Beschreibungen, von welchen einige, wie die von Basel, an sich recht frisch und anziehend sind, aber doch im Hinblick auf den Grundgedanken des Buches zu tief in Einzelnheiten sich einlassen. Mancher feinen Bemerkung von allgemeinerem Werte wird man aber auch hier begegnen. Das Schlußkapitel über Paris mutet freilich fremd an, hat aber wenigstens einen biographischen Wert. Das bleibende Verdienst der Schrift liegt offenbar in der Aufhellung des Dunkels, das noch vielfach über unserer älteren Geschichte ausgebreitet lag; in der wissenschaftlichen Methode, mit welcher Rhenanus verfuhr, in dem taktvollen Tone, den er bei der Erörterung von Fragen anschlug, die damals gar zu gerne als Gegenstand nationalen Übereifers betrachtet wurden. Um die Geschichte insbesondere der Franken hat er sich wesentlich verdient gemacht. An ein-

zelnen Irrtümern und Mißverständnissen hat zwar auch er es keineswegs fehlen lassen, doch werden diese durch seine Verdienste genügend aufgewogen. Sei es zum Schlusse erwähnt, daß er auch ein Auge für kulturelle Fragen hat: in diesem Zusammenhange streift er sogar bei Gelegenheit der Erwähnung ständischer Verhältnisse in das Gebiet der Rechtsgeschichte hinüber, was in jenen Zeiten überall das seltenste gewesen ist. —

Das eben besprochene Werk des Beatus Rhenanus ist eine Reihe von Jahren nach K. Maximilians Tode an das Licht getreten; es bewegte sich aber gleichwohl genau in der Richtung, die sich von je seiner Gunst und unmittelbaren Vorsorge erfreut hatte. Über der Vorliebe für die Historie seines Hauses und seiner Länder hat er der deutschen Geschichte seine Teilnahme in Wahrheit niemals entzogen. Bekannt ist die Erzählung Melanthons, nach welcher der Kaiser seinen ursprünglichen Plan, durch seinen Historiographen Stabius und unter der Beihilfe von Jakob Manlius und L. Suntheim eine östreichische Geschichte vorbereiten und ausarbeiten zu lassen, dahin erweitert haben soll, daß die Materialien für eine vollständige deutsche Geschichte gesammelt und zu einem großen historischen Werke verarbeitet werden sollten[1]). Johann Stabius, aus Steyer in Oberöstreich[2]), Humanist und Mathematiker, ein naher Freund von K. Celtis, mit welchem er bereits in Ingolstadt eng verbunden gewesen war, hatte 1497 eine Berufung nach Wien erhalten und bald die Gunst K. Maximilians gewonnen. Er begleitete den Kaiser auf seinen Reisen und Feldzügen, war sein wissenschaftlicher Rat und bestimmt, den einen oder andern der literarischen Pläne desselben auszuführen. Daß er an der Herstellung des „Triumphzuges“ mit beteiligt war, haben wir schon erwähnt. Stabius war nicht ohne Urteil in historischen Dingen; die Phantastereien Tritheims z. B. hat er durchschaut, dagegen

[1]) Vgl. Melanthons Dedikation der Ursperger Chronik an den Pfalzgrafen Philipp (Basel 1569, Melanthonis Opp. X).

[2]) S. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität 2, 362 ff.

war er so schwach, den Stammbaum des habsburgischen Hauses bis auf Noah und Cham zurückführen zu wollen, und mußte sich dafür die freilich nahe genug liegenden Zweifel Maximilians gefallen lassen[1]). Zu einer größeren selbständigen historischen Arbeit ist er aber doch niemals gelangt. Sein Verdienst lag eben doch mehr auf anderen Gebieten, insbesondere der Geographie, Kartographie und Astronomie, wo er vorzügliches geleistet zu haben scheint. Er gehörte übrigens dem geistlichen Stande an, war zuletzt, sicher durch die Gunst des Kaisers, Dechant an der Wiener Kathedrale und folgte demselben nach drei Jahren (1522) im Tode nach. Ladislav Suntheim, zu Ravensburg am Bodensee geboren, ebenfalls dem geistlichen Stande angegliedert — daher auch „Pfaff Lesla" genannt — war durch die Empfehlung Cuspinians in den Dienst Maximilians gelangt und zu dessen Hofkaplan und Hofhistoriographen ernannt worden. Er gehörte einer älteren Generation als die übrige literarische Umgebung des Kaisers an[2]), war übrigens ein fleißiger Arbeiter und hat sich namentlich gerne mit genealogischen Forschungen, die einen ziemlich weiten Kreis umschrieben, beschäftigt. Von einer reifen Frucht kann freilich auch bei ihm in diesen Dingen nicht geredet werden[3]). Ein günstiges Vorurteil erweckt eines seiner Werke, von welchem erst in neuerer Zeit ein Bruchstück bekannt geworden ist[4]), eine Art topographischer Chronik Süddeutschlands oder des Donauthales in deutscher Sprache, wahrscheinlich zwischen 1498 bis 1501 entstanden. Soviel aus dem vorliegenden Fragment zu schließen, bewegt sich Suntheim hier auf der Bahn, die vier bis

---

[1]) „Quae sententia Maximiliano Caesari non admodun placuit" (SS. Universit. Vienensis III, 33, bei Aschbach a. a. O.).

[2]) Vgl. Aschbach a. a. O. S. 376 ff. — Im Jahre 1460 erscheint er bereits in der rheinischen Nationsmatrikel an der Wiener Universität.

[3]) S. Pezii SS. I, 1005. Oefele, SS. R. B. V, 625 sqq. — Seine sog. historia de Guelphis bei Leibniz, SS. I, 800—806.

[4]) Von Franz Pfeiffer im Jahrbuch für „Vaterländische Geschichte" (Wien 1861) S. 274 ff.

fünf Jahrzehnte später, freilich mit größerem Erfolg, S. Frank und S. Münster gewandelt sind. Nach dem Urteil des Herausgebers dürfte das volkstümliche Element des Werkes dem rein geschichtlichen überlegen sein. Immerhin, eben wegen des historisch-beschreibenden Charakters mußte dasselbe hier erwähnt werden. Suntheim starb hochbejahrt im Jahre 1512 als Kanonikus an derselben Hauptkirche Wiens, als deren Dechant wir Stabius kennen gelernt haben. Nach glaubwürdigen Andeutungen ist ihm erst spät mit der Verleihung jener Pfründe ein behagliches Dasein geworden. —

Es bleibt immerhin auffällig und ist auch schon auffällig befunden worden, daß trotz der Gunst der Umstände und der Voraussetzungen die Geschichte Maximilians und seiner Zeit keine ebenbürtige Darstellung gefunden hat[1]). Gerade auch Maximilian ist offenbar von dem Bewußtsein der großen Zeit, deren Mittelpunkt er bildet, und der Ahnung einer noch größeren, die da kommen will, durchdrungen: es wird sich gegen den bekannten Satz, daß eben der rechte Mann für eine solche Aufgabe gefehlt habe, wenig einwenden lassen. Indessen haben wir doch noch eines und das andere, was in dieser Zeit über die Geschichte des volkstümlichen Kaisers geschrieben worden ist, nachzutragen.

Die „Geschichte Friedrich III. und Maximilian I." von Joseph Grünpeck ist bekannt[2]). Der Verfasser, ein geborener Baier (aus Burghausen), war Priester und Magister der freien Künste. Nach einer ziemlich bewegten Jugend nahm ihn K. Maximilian (1497) in seine Dienste, in der Eigenschaft eines Amanuensis, dem er nach seiner Gewohnheit was ihn gerade be-

[1]) S. Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber 2. Aufl. (Leipzig 1874) S. 125.

[2]) „Historia Friderici III et Maximiliani" (in Chmel's Österreichischem Geschichtsforscher 1, 64—97). — Über Grünpeck vgl. den Artikel des Freiherrn Dr. Edm. v. Oefele in der A. Deutschen Biographie sub h. v. — Pallmann bei Ersch und Gruber Sektion I Tl. 95 S. 9—11. — Endlich: Kobolt, Ergänzungen und Berichtigungen zum Baierischen Gelehrtenlexikon S. 118—125.

schäftigte in die Feder diktirte. Aber diese Stellung hat er nach kurzer Zeit verscherzt und führt er von 1503 an ein unstätes Wanderleben nicht der rühmlichsten Art; bald nach 1530 verschwindet er von der Bildfläche. Seine übrige Schriftstellerei, die meist in das Gebiet der Astrologie fällt und mit einer nicht sehr erfreulichen, aber mächtigen Neigung der Zeit zusammenhängt, lassen wir auf sich beruhen. Sein genanntes Geschichtswerk ist in den Jahren 1508—1516 entstanden und sollte dem jungen Erzherzog Karl durch einen illustrirten Text die Tugenden seiner Ahnen in usum Delphini vor Augen führen. Wie Grünpeck selbst sagt, hat ihm Maximilian den Auftrag gegeben, die Geschichte Friedrich III. zu schreiben; zum Biographen von dessen kaiserlichem Sohne hielt er sich von selbst für berufen, doch ist kein Zweifel, daß das Ganze der Censur Maximilians unterlag. Der größere Teil der Schrift beschäftigt sich mit Maximilian; sie ist nicht schlecht geschrieben; man sieht, der Verfasser besaß ein leidliches Maß gelehrter Bildung und hat auch Gelegenheit gehabt, manches zu erfahren, was andere uns nicht mitteilen; er verweist auch gelegentlich auf den „Weißkunig"; aber was er uns gibt ist keine Geschichte, nicht einmal eine Biographie, sondern nur ein Charakterbild beider Fürsten, vor allem Maximilians. Über die politische Seite der Geschichte Maximilians, was am Ende doch das wichtigste, würde man vergeblich Aufschluß in dem Buche suchen. Wenigstens zehn Jahre später, und nicht vor 1526, hat Grünpeck seine Historia ins Deutsche übersetzt; diese Übersetzung hat Joh. Jak. Moser im Jahre 1721 herausgegeben; sie ist wenig gelungen, und gehörte Grünpeck offenbar zu den vielen seiner Zeitgenossen, die sich besser in der lateinischen als in der deutschen Sprache auszudrücken wußten.

Nach alledem mag es schon ungewöhnlich erscheinen, wenn gleichzeitige geschichtliche Aufzeichnungen entstanden, die sich mit Maximilian beschäftigten und doch nicht unmittelbar von ihm hervorgerufen waren. Dieses ist der Fall mit den vier Büchern „De rebus italicis" des Schwaben Michael Coccinius

(Köchlin), geb. 1482 zu Tübingen, gestorben nach 1512[1]). In Wien und Tübingen gebildet, hatte er mit den juristischen früh die humanistischen Studien verbunden und sich eng an Heinrich Bebel angeschlossen. Seine innerste Neigung ging offenbar auf historisch-politische Schriftstellerei, die er aber bald unterbrach, als sich ihm eine Gelegenheit bot, nach Italien zu gehen, wo er als Kanzler des kaiserlichen Statthalters in Modena, Veit von Fürst, eine erwünschte Stellung erhielt. Ein Ergebnis dieses seines Aufenthaltes jenseits der Alpen war das erwähnte Geschichtswerk, welches mit dem Bericht über den Tod Philipps, des Sohnes Maximilians, und dem Friedensschlusse mit den Ungarn beginnt; bis jetzt ist aber das 4. Buch allein gedruckt, das den Krieg des Kaisers mit den Venetianern in den Jahren 1511 und 1512 behandelt[2]). So wie die Zeitgenossen und Freunde des Verfassers die Schrift mit Freuden begrüßten und aus dieser Probe in ihm den deutschen Livius prophezeiten, hat der allein veröffentlichte Teil derselben in unserer Zeit von berufener Seite die ehrendste Anerkennung erfahren. —

Wenn die Meinung laut geworden ist, es wäre vielleicht der Geschichtschreibung seiner Zeit, soweit sie ihn selbst anging, zu statten gekommen, wenn Maximilian sie zwar unterstützt, aber doch zugleich ihr größere Unabhängigkeit gewährt hätte, so wird in diesem Gedanken immerhin ein Körnchen Wahrheit enthalten sein; wie aber bereits erwähnt, jener seiner Neigung selbst ist er bis zuletzt treu geblieben, und noch für die langen Nächte seiner letzten Krankheit hat er in der Geschichte seines Hauses und Landes Trost gesucht.

---

[1]) Vgl. über ihn den belehrenden Artikel von Ad. Horawitz in der A. Deutschen Biographie sub h. v. — L. v. Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber a. a. O. S. 121. 122.

[2]) S. Freher, SS. II, 268; zum ersten Male im Jahre 1544 herausgegeben.

Viertes Kapitel.

Die territoriale und städtische Geschichtschreibung.

Die umgestaltenden Wirkungen, welche der siegreiche Humanismus auf die deutsche Geschichtschreibung ausgeübt hat, haben sich im überwiegenden Verhältnisse in der veränderten Behandlung der allgemeinen Geschichte und in dem Emporkommen einer nationalen Geschichtschreibung geltend gemacht. Die neue, gelehrte und kritische Richtung und die gewaltig hervorbrechenden nationalen Motive arbeiten mit einander in fruchtbarem, tapferem Wetteifer. Wie sich bereits aus den vorausgehenden Erörterungen ergibt und es sich von selbst versteht, ist aber mit den Lebensäußerungen dieser Art die historiographische Thätigkeit der in Frage stehenden Epoche noch keineswegs erschöpft. Einmal ist mit dem Emporkommen einer siegreichen neuen Richtung die ältere, zurücktretende, mit nichten plötzlich abgeschnitten, und außerdem bestehen neben dem universellen und nationalen Ideenkreise nach wie vor konkrete politische Faktoren und Neigungen, die in der Geschichtschreibung ebenfalls ihre Vertretung suchen und finden. Auf diesem Wege liegt die territoriale und städtische Historiographie der Zeit, die wir, ohne irgendwie nach stofflicher Vollständigkeit zu streben, aus sachlichen Gründen nicht übergehen dürfen. Daß die größeren Talente sich ihr zugewendet hätten, kann man allerdings nicht behaupten — das lag einmal so in dem unvermeidlichen Zuge der Dinge und der Geister —, ebenso wenig kann man auch nur vergleichungsweise von wirklich großen Ergebnissen sprechen; eines aber haben sie vor den berührten um so viel höher stehenden Leistungen voraus, nämlich die Volkstümlichkeit, auf welche die neue Schule bei aller noch so stark entwickelten vaterländischen Gesinnung zunächst wie grundsätzlich verzichtete. Für die territoriale und noch mehr die städtisch-lokale Geschichtschreibung lag die deutsche Sprache freilich wie von selbst auf dem Wege: mit der Sprache war aber zugleich

der Ton, den man anschlug, die gesammte Haltung der Darstellung bedingt. Und kein Zufall ist es, daß, wenn ja ein oder das andere Werk der Art zuerst in lateinischer Sprache geschrieben wurde, der Verfasser es für angezeigt hielt, es nachträglich in das Deutsche zu übertragen oder, richtiger gesagt, in deutscher Sprache umzuarbeiten.

Wir beginnen diese unsere Betrachtung aus Zweckmäßigkeitsgründen mit den Stadtchroniken, um von ihnen zu den Landesgeschichten aufzusteigen. Fast ohne Ausnahme sind es Reichsstädte, die hierbei für unsere Zwecke in Frage kommen: Nürnberg, Augsburg, Köln, oder doch solche, die zur Zeit noch vor dem Lose der unbedingten Landsässigkeit sich bewahrt haben. Wir haben, was die Behandlung der Geschichte der damals blühendsten Stadt Deutschlands, nämlich Nürnbergs, anlangt, schon einige Male Gelegenheit gehabt von Versuchen, in irgend einer Form ihr eine literarische Huldigung darzubringen, zu sprechen. Von Meisterlin, der geradezu zum Historiographen der Stadt bestellt worden war, nicht zu reden; Hartmann Schedel, Pirkheimer und Konrad Celtis wären in dieser Richtung an erster Stelle zu nennen. Aber auch noch andere Humanisten ließen sich hinzufügen, wie z. B. Helius Eobanus Hessus, der freilich erst 1526 nach Nürnberg kam und gerne dort eine bleibende Stellung gewonnen hätte: er hat nicht bloß die neu gegründete höhere Schule, sondern auch die Stadt selbst in nicht unebener Weise besungen[1]). Aber schon ein paar Jahrzehnte vorher war hier ein stattliches Probestück einer rein bürgerlichen Geschichtschreibung in der Nürnberger Stadtchronik Heinrich Deichslers erstanden[2]). Ein Nürnberger Kind, bereits 1430 geboren, ist er außerhalb der Kreise groß und selbständig geworden, die den Ruhm seiner Vaterstadt in aller Welt erschallen machten. Er befand sich aber in guten Verhältnissen und erfreute sich

[1]) Vgl. K. Krause, Hel. Eobanus Hessus und seine Werke Bd. 2 (Gotha 1879) S. 1—124. Über das Lobgedicht auf Nürnberg speziell S. 20. 21.

[2]) Vgl. Städtechroniken Bd. 5 u. 10.

eines reichlichen Hausstandes. Zu den ratsfähigen Geschlechtern zählte er nicht — er nennt sich einmal einen Bierbrauer — und begnügte sich mit einem geringeren Amt im städtischen Dienste: er wurde im Jahre 1486 zum „Bettelherrn“ ernannt, und erzählt das selbst mit unverkennbarer Genugthuung. Sein Leben hat er, wie zu vermuten, Ende 1506 oder spätestens Anfang 1507 beschlossen: eine unmittelbare Nachricht haben wir darüber nicht. Der Geschichte seiner Vaterstadt hat er bei Zeiten seine Aufmerksamkeit zugewendet und mit ungewöhnlichem Erfolg zu diesem Zwecke alles, was er irgendwie erreichen konnte, gesammelt. Er war keineswegs das, was man einen Gelehrten nennt, aber er hat sich in der Verfolgung des angedeuteten Weges als Dilettant wenigstens eine höchst achtungswerte literarische Bildung angeeignet. Die Chronik ist nicht in einem Zuge geschrieben, es liegt offenbar mehr als ein Menschenalter zwischen dem Anfange und der Beendigung derselben, die wieder nur eine zufällige und offenbar durch den Tod des Verfassers bedingt war. Die Chronik holt ziemlich weit aus und ist für den größeren Teil eine Kompilation; der massenhafte Stoff ist weder künstlerisch geordnet noch kritisch gesichtet, aber man hat Grund für die sorgfältige Art dankbar zu sein, mit welcher Deichsler die älteren Nürnberger Aufzeichnungen aufgenommen hat. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an erhält sein Werk in wachsendem Grade den Charakter der Selbständigkeit und bewegt sich in der Erzählung des Nächstliegenden und Selbsterlebten. Kriegsgeschichten, soweit sie Nürnberg angehen, einerseits, und Stadtgeschichte mannigfacher Art andrerseits, wie sie der Wechsel der Tage mit sich brachte, nehmen den meisten Raum ein. Wie man sich zutreffend ausgedrückt hat, die Chronik bietet viel mehr für Kultur- und Sittengeschichte als für die politische, in welche der Verfasser der Lage der Dinge nach wenig eingeweiht war; dagegen hat sie den Vorzug der Zuverlässigkeit der mitgeteilten Thatsachen. Der Nürnberger Rat hat übrigens, wie schon früher, gerade auch in dieser Zeit die offizielle, urkundliche Geschichtschreibung grund-

sätzlich gepflegt; von jedem größeren, die Stadt mit betreffenden Ereignisse wurden auf Grund der authentischen Akten umfassende Beschreibungen angelegt, die noch heute für den Geschichtsforscher von unschätzbarem Werte sind: so z. B. auch vom Landshuter Erbfolgekrieg und dem verwickelten Rechtsstreite, welchen der bekannte Überfall des aus Leipzig zurückkehrenden Warenzuges bei Forchheim im Jahre 1512 im Gefolge hatte[1]).

Die sonst so mächtige Nebenbuhlerin Nürnbergs: Augsburg hat auf dem Gebiete der bürgerlichen Geschichtschreibung in dieser Zeit wohl mancherlei, aber nichts der Art hervorgebracht, daß es uns an Deichsler erinnern könnte[2]). In den vorausgegangenen Menschenaltern war die Stadt hierin fruchtbarer gewesen. Auch von Straßburg läßt sich in dieser Beziehung nur teilweise anderes sagen[3]). Die sog. Archivchronik, deren Hauptbestandteil schon um 1510 entstanden ist, behandelt allerdings überwiegend die Stadtgeschichte und hat für das 15. Jahrhundert stofflich den Wert, daß sie meist aus gleichzeitigen Aufzeichnungen schöpft und doch zugleich manches ihr Eigentümliche gibt[4]). Ein Stück Straßburger Stadtgeschichte, welches die Wahl und den Einritt des Bischofs Wilhelm von Honstein in den Jahren 1506 und 1507 in halbamtlicher Art beschreibt, wird Sebastian Brant als Verfasser zugeschrieben und verdient das ihm erteilte Lob mit Recht[5]). Dagegen rührt ein anderes der Straßburger Geschichte mit gewidmetes Werk, die Chronik des Maternus Berler, von einem humanistisch gebildeten Geistlichen her, der aber gleichwohl sich dabei der deutschen Sprache bediente[6]). Doch ist hier der Charakter der Stadtchronik bereits verlassen und behandelt der Verfasser grundsätzlich die Geschichte

[1]) Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte neue Folge Jahrg. 3 S. 129—166 (Hannover 1866).

[2]) Vgl. Städtechroniken Bd. 4.

[3]) Städtechroniken Bd. 8.

[4]) Code histor. et diplomatique de Strasbourg II, 131—210.

[5]) Code hist. et diplom. II, 60. 70 et 239—299.

[6]) Code de la ville etc. II, 2.

der Straßburger Bischöfe, an welcher alles Übrige, zum Teile recht Wertvolles, der Zeitgeschichte Angehöriges, sich anschließt.

In Köln war die städtische Geschichtschreibung seit dem 13. Jahrhundert in der Art vertreten, daß einzelne stürmische Episoden der inneren Geschichte zu gleichzeitigen, aber nur bestimmte Vorgänge umfassenden Aufzeichnungen Veranlassung gaben. So haben die Freiheitskämpfe der Stadt gegen die Erzbischöfe Konrad von Hostaden und Engelbert von Falkenburg die Reimchronik Goffried Hagens, so die Niederwerfung der Zünfte (1371) die „Weverſleicht", so der Sieg der Zünfte das sog. „Neue Buch" hervorgerufen[1]). Ähnliches hat sich aus Veranlassung des mißlungenen Versuches einer weiteren Umgestaltung der Verfassung in demokratischer Richtung im Jahre 1451 und der erfolgreichen Revolution des uns schon näher liegenden Jahres 1513 wenn auch in bescheidenem Maße wiederholt. Daneben bewegt sich das 14. und den größeren Teil des 15. Jahrhunderts hindurch eine größere Reihe annalistischer, zu verschiedenen Zeiten entstandener, aber unter einander untrennbar zusammenhängender Aufzeichnungen in deutscher Sprache, die man in neuester Zeit als „Kölner Jahrbücher" herausgegeben hat und die in der That den objektiven absichtslosen Charakter dieser historiographischen Gattung in eminentem Grade an sich tragen. In der zweiten Hälfte des gen. Jahrhunderts wird denn auch von „Heinrich von Beeck, Burger zu Collen" der erste Versuch einer vollständigen Stadtchronik gemacht. Dieses Werk, „Agrippina" betitelt und in den Jahren 1469—1472 geschrieben, ist aber gegen die Absicht des Verfassers nur bis 1419 gediehen und erscheint in dieser Gestalt nach sachkundigem Urteile als eine Kompilation höchst mittelmäßiger Art, die als solche ungedruckt geblieben ist. Aber noch vor dem Anbruche des neuen Jahrhunderts (1499) erschien die sog. Koelhoff'sche „Chronica von der hilliger stat van Coellen", deren Verfasser trotz allem Suchen bis zur

[1]) Für alles Köln Betreffende s. Städtechroniken Bd. 12—15 mit den bez. Einleitungen der Herausgeber.

Stunde unbekannt geblieben ist und von welchem man nicht einmal weiß, ob er ein geborener Kölner war; Johann Koelhoff war nämlich nur der Drucker, aber sein Verdienst wird auch so hoch genug geschätzt. Dem Werke selbst kommen entschiedene und mehrfache Vorzüge zu. In der Übergangszeit entstanden, bietet es uns die erste vollständige Darstellung der Kölner Stadtgeschichte, obwohl es nichts weniger als eine ausschließlich lokale Tendenz verfolgt; immerhin aber bildet die Geschichte der Stadt den Mittelpunkt und läßt das ferner Liegende in wachsendem Verhältnisse zurücktreten. Begonnen wurde die umfangreiche Chronik ungefähr im Jahre 1490, der Druck derselben aber schon am 23. August 1499 abgeschlossen. Zum größeren Teile ist auch sie eine Kompilation; der Verfasser verfügt aber über ein ungewöhnlich reichliches Quellenmaterial, das er freilich allzuwenig selbständig verarbeitet. Die Chronik Heinrich van Beecke's z. B. hat er, wie vieles andere noch, zum guten Teile unverändert aufgenommen. Von einer geordneten Anlage des Werkes ist ebenso wenig die Rede als von einer auch nur annähernd sorgfältigen Verarbeitung des fleißig gesammelten Stoffes. Bei großer Leichtgläubigkeit entzieht er sich doch nicht jeder kritischen Anwandlung, aber freilich ohne dabei Stand zu halten. Den Typus der unabhängigen bürgerlichen Geschichtschreibung trägt das Werk durchaus an sich: der Lokalpatriotismus herrscht vor, und es folgt daraus, daß den Hauptgegnern der Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt, den Erzbischöfen, nichts geschenkt wird. Daneben beseelt ihn aber doch zugleich ein wohlthuendes nationales Gefühl, auf die welschen Nachbarn ist er schlecht genug zu sprechen und für das römische Reich und Kaisertum bekundet er die lebhafteste Sympathie. Den kirchlichen Zuständen gegenüber täuscht er sich nicht über die vorhandenen Mißbräuche, das päpstliche Abgabensystem wird auch von ihm, wie damals überall in Deutschland, in seiner ganzen Unerträglichkeit empfunden, was ihn übrigens so wenig als so ziemlich keinen seiner Gesinnungsgenossen abhält, Huß als Ketzer zu verurteilen. Die Erfindung

der Buchdruckerkunst betrachtet er als ein Geschenk Gottes zur Belebung der Frömmigkeit in einer Zeit, in welcher er die Tugenden der Menschen so tief gesunken findet. Sein freies Wort trifft indes die Laien wie den geistlichen Stand, und er steht nicht an, den weltlichen und geistlichen Fürsten seiner Zeit in Betreff der humanen Behandlung ihrer „Hintersassen“ das beschämende Beispiel der „heidnischen Kaiser“ vorzuhalten. Es begreift sich daher nach alledem recht gut, wenn in einer Zeit, in welcher man sich um Werke dieser Art bei uns noch wenig kümmerte, ein Mann wie B. G. Niebuhr dieser Chronik wie der Persönlichkeit ihres Verfassers warmes, vielleicht überspanntes Lob zu spenden sich angetrieben fühlte[1]). Charakteristisch bleibt es immer, daß die Chronik, wie man mit Fug vermutet, bald genug der kirchlichen Censur und noch viel später dem herben Tadel des Kölner Rates verfallen konnte[2]).

Während die Hauptorte der Hansa, Lübeck, Bremen, Hamburg, in der in Rede stehenden Zeit in bürgerlicher Geschichtschreibung nichts hervorgebracht haben, was uns veranlassen könnte, bei einer oder der anderen zu verweilen, ist es die Stadt Braunschweig — die ja auch zu jenem Bunde gehörte —, an welcher wir nicht stillschweigend vorübergehen dürfen. Die offizielle Geschichtschreibung ist hier ziemlich früh aufgekommen, sie ist mit der bürgerlichen unzweifelhaft verwandt, wenn auch nicht unbedingt gleichbedeutend. So sind u. a. im Anfange des 15. Jahrhunderts zwei umfassendere Darstellungen wichtiger Ereignisse aus der Stadtgeschichte entstanden, die „heimliche Rechenschaft“ und das „Pfaffenbuch“, welche die älteren Aufzeichnungen der Art beträchtlich hinter sich lassen[3]). Gegen Ende des gen. Jahrhunderts aber nehmen ein paar Privatchroniken unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, von welchen die eine, das „Schichtspiel“,

[1]) S. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr 2, 370.

[2]) S. die Einleitung des Bearbeiters der Chronik, H. Cardauns, in der Einleitung (Städtechroniken 13, 246—248).

[3]) Städtechroniken Bd. 6.

in Gestalt einer Reimchronik, den mißlungenen Aufruhr der Zünfte unter Ludeke Hollant gegen den Rat in den Jahren 1488—1492 schildert[1]. Der Verfasser, Reynerus Groningen, ist übrigens Parteimann und höhnt die Unterliegenden, ohne übrigens den Stoff künstlerisch bewältigen zu können. Ein Werk ganz anderer Art dagegen ist das Schichtbuch, das nicht aus tendenziös-politischer Absicht, sondern positiven und lehrhaften Gründen zu liebe eine zusammenhängende Schilderung aller Aufstände, welche die Geschichte der Stadt Braunschweig kennt, zu geben unternimmt. Geschrieben oder, richtiger gesagt, abgeschlossen wurde diese Chronik im Anfange des Jahres 1514. Als ihren Verfasser vermutet man einen Hermann Bote, dem man vielfach in städtischen Ämtern begegnet und der wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres 1520 gestorben ist. Daß der Verfasser der sog. niedersächsischen Bilderchronik, Konrad Bote, ein älterer Verwandter von ihm, daß er selbst durch dessen Vorgang zu seiner Chronik angeregt worden, ist eine Vermutung, die sich unter den gegebenen Voraussetzungen nahe legt und darum wenigstens nicht von vorn herein zurückgewiesen werden kann. Auf K. Bote kommen wir bald zurück, von dem Verfasser des Schichtbuchs trennen wir uns aber mit der Anerkennung, daß wir in seinem Werke das Erzeugnis eines ehrenhaften, einsichtsvollen, wenn auch von einiger Befangenheit nicht ganz freien Patriotismus besitzen, das sich zugleich durch die Einheit der Konzeption wie durch die Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung in gleichem Grade auszeichnet. —

Die übrigen namhafteren deutschen Städte haben in dieser Zeit nennenswerte Darstellungen ihrer Geschichte nicht hervor-

---

[1]) S. Hänselmann in der Einleitung zum Schichtbuch. Das Wort Schicht bedeutet allerdings bisweilen „Geschichte" schlechthin, aber zugleich verbindet sich damit vorwiegend der Nebenbegriff des Gewaltsamen, Ruchlosen, Verderblichen; für die Volksaufstände in Braunschweig, sofern sie als Unthaten angesehen wurden, war dieses Wort von jeher die stehende Bezeichnung (Städtechroniken 16, 271).

gebracht oder, insoweit überhaupt welche versucht worden sind, gehen sie in den Landesgeschichten auf[1]). Was in dieser Zeit in dieser Richtung in Östreich entstanden, fällt zum guten Teile mit den bezüglichen Schriften zusammen, die aus dem Kreise Kaiser Maximilians und aus dessen Anregungen hervorgegangen sind und auf welche wir jetzt nicht mehr zurückzukommen brauchen. Nicht zu übergehen ist jedoch die östreichische und kärntnische Chronik von Jakob Unrest, der außerhalb jenes Kreises stand und überhaupt nicht zu der neuen Schule zählt[2]). Unrest war Pfarrer zu St. Martin am Tachelsberg bei Pürtschach in Kärnten; seine Hauptwirksamkeit fällt in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, welch letzteres er nicht lange überlebt zu haben scheint. Seine östreichische Chronik geht der Zeit nach voraus; der Hauptwert derselben liegt in der Darstellung der Geschichte Inneröstreichs in den Jahren 1468—1499; hier ist er stoffreich und genau, was etwa vorherging, war sicher nur Kompilation. Unrest ist noch ein Mann der im Erlöschen begriffenen alten Richtung in der Geschichtschreibung, ohne alle humanistische Zugaben, kunstlos, aber doch mehr als ein bloßer Annalist oder trockener Chronist und geht häufig den Ursachen und Wirkungen der erzählten Ereignisse nach. Dabei bewährt er sich gewissenhaft, wahrheitsliebend und gestattet sich gelegentlich auch ein freies Wort gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit. Vieles berichtet er als Zeitgenosse und nach seinen Erinnerungen, er benutzt aber auch Zeitungen, Flugschriften, päpstliche Dekrete, Staatsverträge u. dgl.

---

[1]) Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen auf die „Chronik der Stadt Elbogen" (1471—1504), die von einem Zeitgenossen, wie der verdiente Herausgeber Dr. L. Schlesinger vermutet, vielleicht dem Ratschreiber der Stadt, herrührt, hinzuweisen. Sie beschreibt ihrem Hauptinhalte nach den Freiheitskampf der Stadt gegen die Grafen Schlick, welchen sie verpfändet war. Gedruckt erschien sie 1879 zu Prag.

[2]) S. Hahn, Collectio monum. vet. et recentium. Brunsvigae 1724. I. Die kärntnische Chronik S. 479—536; die östreichische S. 537—803. — Krones, Archiv für östr. Geschichte (1872) 44, 421 ff. und in den Beiträgen zur Kunde der steiermärkischen Geschichtsquellen Jahrg. 7 u. 8.

Und was nicht zu vergessen, sein Blick reicht zugleich über die Grenzen seines Landes hinaus, er hat auch für die Ereignisse im westlichen Europa ein Augenmerk. Der Zusammenhang zwischen den habsburgischen Hauslanden und den Ländern des Westens war ja auch gerade damals zunächst durch die Politik Maximilians ein brennender geworden. Die Kärntner Chronik Unrests sammelt die geschichtlichen und sagenhaften Überlieferungen seines Heimatlandes bis zur Vereinigung Kärntens und Tirols mit Östreich. Sie ist übrigens eine selbständige Arbeit, und ist dem Verfasser freilich auch manches von der älteren Literatur unbekannt geblieben. An geschichtlichem Gehalt tritt sie hinter die östreichische Chronik offenbar zurück.

Die Geschichte Östreichs ist aber zugleich von zwei auswärtigen Schriftstellern dieser Zeit behandelt worden, nämlich von dem Baiern Veit Arenpeck und dem Schweizer Albrecht von Bonstetten. Auf ersteren kommen wir sogleich noch einmal des näheren zurück und beschränken uns an dieser Stelle darauf, einige Worte über seine östreichische Chronik zu sagen[1]. Die frühere Behandlung der älteren östreichischen Geschichte hatte von wenig Glück zu sagen; selbst was aus dem geschilderten Kreise Maximilians in dieser Richtung ausging, erhob sich nur unvollkommen zur wissenschaftlichen und kritischen Durchdringung des um dieselbe halb absichtlich und kunstvoll geschlungenen Gestrüppes. Arenpeck zählte seinerseits überhaupt nicht zur neuen Schule, obwohl ihm Kenntnisse und literarische Gewandtheit mit nichten abgesprochen werden können. Er hatte seiner Zeit an der Wiener Universität studirt, freilich zu einer Zeit, in welcher die humanistische Bewegung noch nicht im Gange war[2]. Was ihn zu der Abfassung eines solchen Werkes bewogen,

---

[1]) Chronicon Austriacum a fabulosis gentis primordiis — 1488 bei Hieron. Pez, SS. R. Austriac. p. 1165—1295.

[2]) S. sein Chron. Austr. (l. c. col. 1262): „A. D. 1456 in mense Junio cometes candertus super hemispherium Viennense fere per integrum mensem apposuit, quem et ego Vitus Arnpeckh, ibidem tunc studio anhelans, vidi.“

läßt sich mit Sicherheit um so weniger erkennen, als man ihm eine besondere Vorliebe für Östreich durchaus nicht zuschreiben kann[1]). Man könnte sich versucht fühlen, dasselbe als eine Frucht seiner Studien über die bairische Geschichte zu betrachten, nur daß eine unmittelbare Andeutung der Art nicht gegeben ist. Wie dem aber sei, einen Fortschritt in der Behandlung der östreichischen Geschichte bezeichnet seine Chronik in keinem Wege: sie ruht zum größten Teile auf den bekannten Werken von Enea Sylvio, Gregor Hagen, Andreas von Regensburg; das 15. Jahrhundert ist überdies ziemlich kurz und sprungweise dargestellt. Ein ähnliches gilt von der Historia Austriaca Alberts von Bonstetten, die übrigens bis jetzt nur teilweise gedruckt vorliegt[2]). Bonstetten ist eine ungemein merkwürdige Persönlichkeit; er hat sich auf historiographischem Gebiete mehrfach versucht, seine wirkliche Bedeutung muß aber doch in einer anderen Richtung gesucht werden, als Historiker hat man ihn offenbar gern überschätzt. Er gehört demselben Geschlechte an, aus welchem gerade 300 Jahre später Johannes von Müllers berühmter Freund dieses Namens hervorgegangen ist[3]). Im Jahre 1445 geboren, wurde er zum geistlichen Stande bestimmt, 1465 Kapitelsherr, 1470 Dekan des Klosters Einsiedeln, alles dieses meist abwesend, bis er endlich 1474 auf die Dauer in das Kloster zurückkehrte und damit die inhaltreichste und fruchtbarste Epoche seines Lebens begann, das er 35 Jahre später, 16. Februar 1509, endete. Von den zehn Jahren, die seiner Rückkehr vorausgingen, hat er fast

---

[1]) Vgl. das Vorwort des Herausgebers Hieron. Pez l. c.

[2]) In der Austria sacra des Marianus Fidler II, 2, 91—180 teilweise und ungenügend veröffentlicht. Der Titel lautet: Alberti de Bonstetten etc. Historia austriaca ab Origine dominationis usque ad Philippum austrium Maximil. I. filium. — Die Schrift scheint auch den Titel de maioribus Maximiliani geführt zu haben.

[3]) Zu vgl. P. Gall. Morel im Geschichtsfreund der fünf Orte Bd. 3 und Bd. 18. Einsiedeln 1846 und 1862. — A. v. Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte sub h. v. — G. v. Wyß in der A. Deutschen Biographie sub h. v.

die Hälfte in Italien und mehrere auf den Universitäten von Freiburg und Basel zugebracht. Er hat sich mit ganzer Seele den zur Herrschaft gelangenden Bestrebungen des Humanismus angeschlossen und sich eine angesehene Stellung und Wirksamkeit erworben. Er nimmt nahezu eine internationale Stellung ein, die verschiedensten gekrönten Häupter und Fürsten überhäufen ihn mit Auszeichnungen und Gnaden, Kaiser Friedrich III., Maximilian, Erzherzog Sigmund von Tirol und Herzog Eberhard von Wirtemberg darunter. Diese Momente dürfen hier nur flüchtig berührt, in einer Geschichte des Humanismus müßten sie eingehend dargestellt werden. Um zu seiner öſtreichischen Chronik zurückzukehren, sei bemerkt, daß sie 1491 geschrieben wurde und daß die dynastisch-genealogischen Gesichtspunkte darin urgirt sind, freilich von vorn herein in einer so unkritischen Weise, daß nur ein ungünstiges Vorurteil für alles übrige dadurch erweckt wird. Die Abstammung des habsburgischen Hauses wird auf die Scipionen zurückgeführt! Als eine charakteristische Eigentümlichkeit an dieser Schrift dürfte auch der Umstand erscheinen, daß sie Bonstetten König Karl VIII. von Frankreich gewidmet hat. Mit welcher Gnade dieser eine solche Huldigung erwiderte, wissen wir nicht, von Wien aus aber ist der Verfasser aus dieser Veranlassung zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt worden. Auf diesem Wege war die öſtreichisch-habsburgische Geschichte allerdings nicht vorwärts zu bringen[1]. Auf die übrigen historischen Schriften Bonstettens werden wir noch kurz zurückkommen. —

[1] Für die Literatur über die öſtreichisch-habsburgische Geschichte dieser Epoche nennen wir nachträglich noch: Dr. Karl Schmitt Ritter von Tegern, Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 1. Abt. 1. Heft. Wien 1858. Freilich ist dem Verf. u. a. der seltsame Irrtum begegnet, daß er das Werk P. Ph. Wolfs über die Geschichte (des bairischen Kurfürsten) Maximilian I., fortgesetzt von Breyer, unter die Biographien Kaiser Maximilian I. einreiht. — Zur Vervollständigung dessen, was wir über die historische Literatur Öſtreichs in der Zeit K. Maximilians im 3. und 4. Kapitel beigebracht haben, sei noch das Tagebuch des Wiener Arztes Dr. Johannes Tichtel aus den Jahren 1477—1495 erwähnt (s. Fontes rer. austr. I, 1,

Nicht ohne Genugthuung betrachtet man die historiographischen Leistungen Baierns in dieser Übergangszeit: zugleich noch mit dem besonderen und wohlbegründeten Interesse, weil hier bereits ein Geschichtschreiber mitten in seiner Entwickelung begriffen ist, der zu den gefeiertsten der humanistisch-reformatorischen Epoche zählt. Das alte Baiernland nimmt in der deutschen Historiographie des Mittelalters eine gewiß achtungswerte Stellung ein. Die Namen Otto's von Freising und Ragewins allein, auf welche es doch einigen Anspruch erheben darf, verbreiten einen Glanz, mit welchem wenige andere Stammländer wetteifern können. Die Geschichtschreibung des 14. und 15. Jahrhunderts ist in teilweise stattlicher Weise vertreten. Was Regensburg allein geleistet hat, braucht hier nicht des weiteren ausgeführt zu werden[1]). Im letzten Viertel des Jahrhunderts beginnt eine volkstümliche Behandlung der bairischen Geschichte in deutscher Sprache und zwar durch Laien, den Ritter Hans Ebran von Wildenberg und dessen jüngeren Zeitgenossen Ulrich Fütrer, der außerdem zugleich Maler und Dichter war[2]). Der eine war durch die Thaten und den Glanz seines Herrn, des Herzogs Ludwig des Reichen von Baiern-Landshut, dazu veranlaßt; der andere lebte zu München unter dem Herzog Albrecht IV., der ihm geradezu

---

1—166, herausgegeben von Th. v. Karajan). Das Tagebuch ist in lateinischer Sprache geschrieben, beschäftigt sich aber wenig mit Politik. Auch sei daran wenigstens erinnert, daß Fugger in seinem „Ehrenspiegel" sich mit dem Gelehrtenkreise Maximilians in lehrreicher Weise beschäftigt.

[1]) Vgl. Ott. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 2. Aufl. (Berlin 1876) 1, 144 ff.

[2]) Vgl. A. Kluckhohn in den Forschungen zur d. Geschichte 7, 203 ff. und den 2. Exkurs in seiner Geschichte Herzog Ludwig des Reichen (Nördlingen 1865). — F. Oefele in SS. Rer. Bav. p. 301—341 und F. Würthmann in Bd. 5 (1. Heft) des Oberbairischen Archivs für vaterl. Geschichte S. 48 ff. — v. Aretin, Literärisches Handbuch für die bairische Gesch. Tl. 1 S. 161 ff. — Dr. L. Rockinger, über ältere Arbeiten zur baierischen und pfälzischen Geschichte &c. München 1879—1880. Tl. 2 S. 11, Tl. 3 S. 44. Weder die Chronik Wildenbergs noch die Fütrers liegen bis jetzt anders als in Bruchstücken vor.

den Auftrag erteilte, die Geschichte der bairischen Fürsten zu schreiben. Als Werke der Forschung darf man keines von beiden betrachten, ihre Verfasser stehen außerhalb der um sich greifenden humanistischen Bewegung; aber wenigstens der von Wildenberg ist gebildet genug, um sich in den bezüglichen älteren Quellen selbständig zu orientiren und eine gewisse Unabhängigkeit ihnen gegenüber zu bewahren. Stofflich sind beide für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts wertvoll, aber so, daß Fütrer den älteren Wildenberg namentlich für die Geschichte der Ingolstädter und Straubing-Holländischen Linie meist wörtlich ausschreibt. Fütrer verrät einen ganz entschiedenen Hang zur Geschichtsmalerei, und so ist es denn auch er, der den „allergelehrtesten edlen Coronisten" Garibald in die Geschichte eingeführt hat. Man hat mit Recht ausgesprochen, daß dieser Garibald nicht gerade eine Erfindung Fütrers zu sein braucht und daß dergleichen Phantastereien, wie sie hier über die älteste bairische Geschichte geboten werden, damals in Baiern auch sonst im Schwange waren. Freilich ist noch in neuerer Zeit wahrscheinlich gemacht worden, daß der Aventinische „Geschichtschreiber und Kanzler Herzog Thessels, Krantz" doch etwas mehr als bloße Erfindung ist[1]). Es gehört übrigens zur literarischen Signatur der Epoche, daß das Werk Fütrers offenbar größeren Beifall gefunden hat als das des ihm unzweifelhaft überlegenen Wildenbergs. Man hat diesen Schluß mit Fug aus den zahlreichen Abschriften gezogen, in welchen dasselbe verbreitet worden ist[2]). Der der Zeit und Bedeutung nach nächstfolgende bairische Geschichtschreiber, Veit Arenpeck, lehnt sich vielfach wortgetreu an Fütrer an; und zwar gerade auch da, wo dieser selbst den Wildenberg ausgeschrieben hat. Auch der um so viel größere Aventin hat beide gekannt und oft unverändert benutzt.

---

[1]) S. Riezler in den Sitzungsberichten der kgl. Akademie d. W. zu München 1881 S. 241—291.

[2]) S. Kluckhohn, Forschungen a. a. O. S. 213.

Was nun die Volkstümlichkeit der beiden berührten Geschichtswerke anlangt, so haben sie eben in dieser Beziehung in der allernächsten Zeit einen nicht zu unterschätzenden Nebenbuhler gefunden, der zugleich das Eine vor ihnen voraus hatte, daß er als ein wohlunterrichteter Gelehrter die bairische Geschichte zuerst in lateinischer Sprache ausführlich behandelte und erst dann deutsch bearbeitete. Arenpeck ist wahrscheinlich zwischen den Jahren 1435 und 1440 zu Landshut geboren[1]). Sein Bildungsgang führte ihn zuerst nach Amberg, wo er irgend eine niedere Schule besucht hat, und weiterhin, wie bereits erwähnt, nach Wien, wo er um 1456 an der Universität studirte. Er hat als Lebensberuf die geistliche Laufbahn ergriffen und fand zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Freising und endlich wieder in Landshut eine Stellung: hier war er schon seit längerer Zeit im Besitze einer geistlichen Pfründe, auf diese zog er sich zuletzt zurück und ist, wie man nicht ohne Grund annimmt, nicht lange nach 1495 gestorben[2]). Obwohl Arenpeck nicht gerade zu der humanistischen Schule gezählt werden kann, muß ihm doch eine tüchtige gelehrte Bildung zugesprochen werden, wie sie außerhalb jenes Kreises sich nicht zu häufig fand. Er empfindet warm für Deutschland, noch wärmer aber für sein Baiernland, von dessen Lobe er überfließt[3]). Seine

[1]) Vgl. über Arenpeck Dr. Mart. v. Deutinger, Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising 3, 468 ff. Das Geburtsjahr Arenpecks ist nicht sicher überliefert; Deutinger schließt aus der bereits (s. S. 152 Anm. 2) angeführten Stelle zum Jahre 1456 aus dem Chron. Austr., daß er im Jahre 1440 oder 1441 geboren sei; unsere Vermutung oben im Texte scheint uns aber der Wahrscheinlichkeit am nächsten zu kommen.

[2]) Der Grund ist der, daß zwei seiner historischen Schriften, die er der Zeit nach am weitesten heraufgeführt hat, mit dem Jahre 1495 schließen. Darauf ist schon früher, u. a. auch von Deutinger (a. a. O. S. 470), hingewiesen worden. Eine andere Annahme, die Arenpecks Tod in das Jahr 1503 versetzt, trifft nicht zu.

[3]) In dem Vorwort zu seinem Chronicon Bajoariorum sagt er mit einem leisen Vorwurf gegen Enea Sylvio, den er als Kosmographen außerdem voll Bewunderung preist: Attamen parum de Bajoaria seu Norico suisque Principibus inseruit, cum tamen inter Germanos Bajoarii ut

intensive Begeisterung für das Land seiner Geburt hat denn auch den Entschluß in ihm erweckt, die Geschichte desselben und seiner Fürsten zu schreiben[1]). Diese seine bairische Chronik ist denn in der That ein Werk, das volle Achtung verdient, das Erzeugnis eines unverkennbaren Talentes, eines löblichen Fleißes und seltener Beherrschung der Form[2]); in dieser Beziehung berührt sich Arenpeck aber doch mit der durch den Humanismus herbeigeführten Umgestaltung und legt er für die Schule, die er durchgemacht hat, ein gutes Zeugnis ab. Die Chronik ist umfassend angelegt, geschickt disponirt und hält ihr Ziel den weiten Weg entlang sicher im Auge. Arenpeck hat ein ziemlich reiches Material zu Grunde gelegt, schaltet einige Male auch Urkunden und öfters genealogische Tafeln ein. Die Behandlung der ältesten Zeit läßt allerdings zu wünschen übrig, es fehlt hier, wie meistens sonst auch, an Kritik, weiterhin aber behandelt er seinen Stoff mit gefälliger Freiheit, wenn er auch von seinen Quellen und Hilfsmitteln, die sich in der Mehrzahl leicht nachweisen lassen, lange Zeit abhängig bleibt. Ein Forscher im strengeren Sinne ist er nicht, aber ein Kompilator der besseren Art, dem historischer Sinn nicht abgesprochen werden kann. Die Darstellung des 15. Jahrhunderts ist zum guten Teile selbständig; einen Vorgänger wie Ebran von Wildenberg läßt er sich allerdings auch hier nicht entgehen. Sein Werk ist aber nicht bloß Fürsten-, sondern auch Landesgeschichte, und wir stehen nicht an, unser Urteil zusammenfassend, uns dahin auszudrücken, daß diese seine lateinisch geschriebene Chronik als

---

eximium sydus ac candidissimus flos emicant. Quam longa et lata sit Bajoariae provincia, quam religiosa, quam verax, quam iusta, quam promissi tenax, quam fortis et experta militia, quantus ecclesiarum ornatus, quanta cleri gloria, quanta principum magnificentia, quantus splendor urbium, quae coeli facies, quae terrae ubertas, magis admirari quam recensere valeo. Nec ager frigidus, ut olim, sed omnium temporalium copia ibi modo exuberat.

[1]) Ebendaselbst: Ut igitur plura de eisdem principibus in lucem dentur, hunc libellum collegi et, quoad potui, solerter exanimavi.

[2]) Herausgegeben von H. Pez in seinem Thesaurus anecdd. noviss. III, 2, 19—472. Auszüge daraus bei Leibniz, SS. Rer. Brunsvic. III, 660 sqq.

die erste umfassende und erschöpfende, in gebildeter Sprache und gelungener Form gehaltene Darstellung der bairischen Geschichte betrachtet zu werden Anspruch hat. Dieses sein Werk hat er aller Wahrscheinlichkeit zufolge selbst in das Deutsche übertragen oder, wie bereits bemerkt, einer selbständigen deutschen Bearbeitung unterzogen; es ist dieses die „Bayrische Chronik eines Ungenannten", die v. Freyberg im 1. Bande seiner Sammlung historischer Schriften und Urkunden, freilich nicht ohne Auslassungen, herausgegeben hat[1]). Darüber, daß die deutsche Chronik erst nach der lateinischen entstanden ist, besteht heutzutage kein Zweifel mehr, obwohl früher längere Zeit die gegenteilige Meinung vorgeherrscht hat[2]). Wie schon angedeutet, ist es der volkstümliche Charakter der deutschen Chronik, in dem ihre Bedeutung liegt, die jedoch ziemlich hoch angeschlagen werden muß. Der Umstand, daß dieselbe, ähnlich wie die Werke Wildenbergs und Fütrers, so lange ungedruckt geblieben ist, kann daran nichts ändern, in wie hohem Grade es auch im Interesse der Sache bedauert werden mag. In stofflicher Beziehung ist über das Werk ja nicht viel zu sagen, da es in der Hauptsache auf der lateinischen Chronik ruht; und doch ließe sich bei näherem Zusehen vielleicht wahrscheinlich machen, daß Arenpeck für die deutsche Bearbeitung gelegentlich auf eine populäre Literatur Rücksicht nahm, die er in der lateinischen übergangen hat[3]). Die Bearbeitung ist übrigens mit unverkennbarem Geschicke ausgeführt und war sich der Verfasser vollkommen darüber klar, was er von der Vorlage beibehalten und was ausscheiden solle[4]). So

[1]) Stuttgart und Tübingen 1827.

[2]) S. u. a. Kluckhohn in den Forschungen zur d. Gesch. 7, 205 Anm. 1 im Vergleich zu 2, 609 Anm. 1.

[3]) S. a. a. O. bei Freiberg S. 32.

[4]) Es ist aufrichtig zu beklagen, daß Kluckhohn die s. Z. von ihm (a. a. O. 20, 206) ausgesprochene Absicht, sich Arenpecks wie seiner beiden Vorgänger gründlich anzunehmen, noch immer nicht ausgeführt hat. Am zweckmäßigsten wäre es, wenn eine kritische Gesammtausgabe der vier Chroniken der drei genannten bairischen Geschichtschreiber veranstaltet würde, und wahrlich

ist denn der gelehrte Charakter des ursprünglichen Werkes, wie es beabsichtigt war, so ziemlich verwischt.

Indessen ist die Reihe der geschichtlichen Arbeiten Arenpecks damit keineswegs erschöpft. Wir haben oben schon erwähnt, daß er einige Jahre seines Lebens in Freising zugebracht hat. Dieser Umstand hat ihn offenbar veranlaßt, sich näher mit der Geschichte dieses Hochstifts zu beschäftigen, und die Frucht dieser Beschäftigung war eine wertvolle Schrift über die Geschichte der Bischöfe von Freising, die vor seinen beiden bairischen Chroniken entstanden ist[1]). Arenpeck stand zu dem Fürstbischof Sixtus von Freising, der seit 1443 regierte, in einem näheren Verhältnisse, ihn hat er auch sein Chronicon Bajoariorum gewidmet. Die vorliegende Schrift besteht aus einer Reihenfolge von kürzeren oder längeren Biographien sämmtlicher Freisinger Bischöfe, von Korbinian angefangen bis auf Sixtus herunter. Die Darstellung verrät, wo sie breiter wird, den gewandten Schriftsteller und stützt sich im wesentlichen auf das von Conradus Sacrista im Jahre 1187 angelegte und von anderen fortgesetzte große Traditionsbuch der freisingischen Kirche[2]), dessen Lebensbeschreibungen der Bischöfe er häufig zu Grunde legt[3]). Auf diesem mit Urkunden bezeichneten Wege ist er auch in der Behandlung der älteren Geschichte zum größten Teile den Klippen entgangen, welchen er in seiner Darstellung der älteren bairischen Geschichte nicht auszuweichen verstanden hat. —

Neben den Arbeiten über die bairische Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe[4]) sind auf diesem Boden in den beiden ersten

---

kein überflüssiges Unternehmen. Noch zweckmäßiger wäre es jedoch gewesen, wenn dasselbe der neuen Ausgabe der Werke Aventins vorangegangen wäre.

[1]) Ausgabe von Deutinger (a. a. O. S. 473—553) als „Viti Arnpeckhii liber de gestis Episcoporum Frisingensium".

[2]) Vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen 3. Aufl. 2, 269.

[3]) Deutinger a. a. O. S. 471.

[4]) Die Chronica Bavarorum Viti, Prioris Monasterii Eberspergensis bei Oefele, SS. R. B. II, 704 sqq., die öfters mit Arenpecks Werk verwechselt oder in ungehörige Verbindung gebracht wurde, soll wenigstens erwähnt

Jahrzehnten Aufzeichnungen entstanden, die sich mit der Zeitgeschichte bzw. mit einem wichtigen Ereignisse derselben beschäftigen und eine Erwähnung in Anspruch nehmen. Es ist der sog. Landshuter Erbfolgekrieg, der eine Anzahl von Schriften hervorrief, welche unter diesen Gesichtspunkt fallen. So das Werk Augustin Kölners, das in drei Büchern jenen Krieg beschreibt. Der Verfasser war Geheimsekretär des Herzogs Albrecht IV. von Baiern und hat, wie man vermutet, im Auftrage und mit Unterstützung desselben die Schrift verfaßt. Den geschilderten Ereignissen in jeder Weise nahe stehend, war er in hohem Grade geeignet, zeitgenössische Geschichte zu schreiben. Indes liegt nur das zweite der drei Bücher bis jetzt veröffentlicht vor, das erste und dritte kennen wir nur nach unzulänglichen Mitteilungen solcher, welchen das Werk in seiner Gesammtheit

---

werden; sie reicht bis zum Jahre 1504, ist aber von wesentlich geringerem Umfange als die Chronik Arenpecks und kann zugleich in ihrem Werte mit dieser nicht verglichen werden. Sie bezeichnet kein bleibendes Moment in der Entwickelung der bairischen Geschichtschreibung, obwohl sie für die Geschichte des 15. Jahrhunderts zu beachten ist. Man möchte sagen, sie berührt sich mit Arenpeck in den Schwächen, aber nicht den Vorzügen. Der Geschlechtsname des Verf. war Stopfer, seine Heimat Wessobrunn (BA. Weilheim in Oberbaiern), ein Dorf, das von dem bekannten Kloster den Namen erhalten hat. Zu vgl. v. Aretin, liter. Handbuch für die bairische Geschichte Tl. 1 S. 151. 152. Die Identität der beiden Chroniken hat bereits H. Pez in seiner Einleitung zu Arenpecks bairischem Chronikon siegreich widerlegt. — Das Chronicon generale des Passauer Kanonikus Johannes Staindel (bei Oefele l. c. I, 417—542), das bis 1508 fortgeführt ist, nimmt zumal auch im 15. Jahrhundert auf die bairischen Verhältnisse einige, aber keine ergiebige Rücksicht, wird aber gegen die Mitte desselben auffallend dünn. Den bairischen Erbfolgekrieg z. B. übergeht sie in der Hauptsache ganz. Als „Allgemeine Chronik" kann es im wesentlichen nur als Kompilation von mittelmäßigem Schlage bezeichnet werden, obwohl der Verf. offenbar ein gebildeter und, wie es scheint, unabhängiger Kopf war. Man kannte von ihm auch ein „Liber de Scriptoribus ecclesiasticis", welches aber niemals gedruckt worden ist. Vgl. Oefele in der Einleitung zum Chronicon generale. Staindels Name lautet latinisirt: Lapillus. Andere kleinere Chroniken über bairische Geschichte aus dieser Zeit, wie von Hartmann Schedel u. a., können hier nicht weiter verfolgt werden. Vgl. Oefele l. c. I et II.

noch vorgelegen hat[1]). Das zweite Buch ist am Ende doch das wichtigste: es beschreibt die kriegerischen Ereignisse vom 23. April bis zum 1. Februar 1505 und ist dafür die erste und zuverlässigste Quelle. Der Verfasser beurkundet einen ziemlich weiten Blick und beschränkt sich in seiner Darstellung nicht etwa bloß auf die örtlich nächstliegenden Ereignisse. Seine Mitteilungen tragen, wie erwähnt, einen offiziellen Charakter, aber da er hier nur Thatsachen berichtet, gewinnen sie dadurch an Glaubwürdigkeit. Er will uns ja keine pragmatische Geschichte des Krieges geben, sondern führt die einzelnen Vorgänge, tagebuchartig, wie sie ihm nach einander bekannt wurden, schlicht und kunstlos vor. Obwohl uns aber nur das zweite Buch in seiner ursprünglichen Gestalt vorliegt, sind wir gleichwohl in den Stand gesetzt, uns auch von den beiden anderen, die bis jetzt vermißt werden, eine Vorstellung zu bilden, denn etwa 60 Jahre später hat ein Beamter des Herzogs Albrecht V., Erasmus Wend, dem das ganze Werk noch vorlag, es in einem Auszug gebracht, den Oefele später veröffentlicht hat[2]). Dem glücklichen Umstande, daß gerade das zweite Buch seitdem wieder aufgefunden worden ist, haben wir es zu verdanken, daß wir dadurch für den wichtigsten Teil des Krieges nicht mehr auf diesen schwachen Ersatz angewiesen sind, während sich für das erste und dritte Buch, die sich mehr mit der Geschichte der dem Kriege selbst vorausgehenden oder ihm

---

[1]) Es führt den Titel: De bello palatino-boico libri III, ist in deutscher Sprache geschrieben. Über den Verf. vgl. Kobolt, bairisches Gelehrten-Lexikon sub h. v. Das 2. Buch ist gedruckt in den Verhandlungen des hist. Vereines für Niederbaiern (Jahrgang 1847 Heft 2 u. 3 S. 9—148). Zu vgl. J. Würdinger, Kriegsgeschichte von Bayern 2, 192. Oefele, SS. R. B. p. 461. — St. Ehses, Quellen und Literatur zur Geschichte des Bayrisch-pfälzischen oder Landshuter Erbfolgekrieges 1504—1509. Wirzburg 1880. — Über andere hist.-genealog. Arbeiten Kölners s. Rockinger, über ältere Arbeiten zur bairischen und pfälzischen Geschichte Abt. 1 S. 36. — Kölner wurde später auch Archivar (s. auch M. J. Neudegger, Gesch. der bairischen Archive neuerer Zeit u. s. w. [München 1881] S. 8).

[2]) SS. R. B. II, 472—493: Ephemerides belli palatino-boici ex August. Koelneri libris III operis inediti de bello Boico concinnatae.

nachfolgenden Verhandlungen befassen, viel leichter auch anderswo Aufschlüsse erholen lassen.

Ein anderes gleichzeitiges Werk über diesen Krieg ist der Liber memorialis des Ingolstädter Stadtschreibers Andreas Zayner[1]). Der Verfasser hat sich ebenfalls der Muttersprache bedient. Zayners Schrift trägt vor allem ein aktenmäßiges Gepräge, er nimmt ganze Schriftstücke unverkürzt in seine Darstellung auf. Er nimmt Partei für Herzog Albrecht, aber seine Darstellung leidet darunter gleichwohl nicht. Für die Vorgeschichte des Krieges sind seine Aufzeichnungen unentbehrlich; es ist wahrscheinlich, daß er kraft seiner amtlichen Stellung an den von ihm mit offenbarer Sachkenntnis geschilderten Verhandlungen Teil genommen hat. Für den Gang der kriegerischen Ereignisse lernen wir aus ihm weniger, mit Ausnahme der Vorgänge bei der Einnahme von Landshut, über die er ziemlich ausführliche Nachrichten hat. Im übrigen hat er keinen so weiten Blick wie Kölner und entfernt sich seine Erzählung von dem Mittelpunkte derselben, nämlich von Ingolstadt, selten weit. An Kölner und Zayner als Berichterstatter über den bairisch-pfälzischen Krieg reiht sich der Abt des Klosters Formbach am Inn, Angelus Rumpler[2]). Geborener Baier, hatte er in Wien studirt und einen ziemlichen Grad humanistischer Bildung erworben[3]). In den lateinischen Dichtern der älteren und späteren Zeit war er gut bewandert und verstand es, sich in dieser Sprache in Prosa und in Poesie gut und leicht auszudrücken. Geboren ca. 1462, bereits 1501

---

1) Bei Oefele l. c. II, 347—468.

2) S. Oefele, SS. I, 88: De vita et scriptis Angeli Rumpleri, abbatis Formbacensis, commentatio praevia.

3) Daß er hier, wie auch Oefele will, ein Schüler von K. Celtis gewesen, ist nicht glaubwürdig, da Celtis erst 1497 nach Wien berufen worden ist und überhaupt nur 3 Jahre älter war als Rumpler, der bereits 1477 Mönch wurde. Die persönlichen Beziehungen der beiden Männer, soweit sie vorhanden waren, müssen eine andere Voraussetzung haben. Rumplers verschiedene Schriften findet man auch bei Kobolt, b. Gel.-Lexikon S. 574 aufgezählt.

zum Abt seines Klosters gewählt, starb er im Jahre 1503. Rumpler war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, das relativ Bedeutendste hat er aber doch als Geschichtschreiber geleistet. Selbstverständlich hat er sich überall der Sprache der Humanisten bedient. Die Schicksale seines Geburtslandes Baiern im gedachten Kriege haben ihn gewaltig ergriffen. So hat er denn zuerst angefangen, dieselben in einem epischen Gedichte zu beschreiben[1]): jedoch von anderen Aufgaben in Anspruch genommen, hatte er mitten in der Arbeit aufgehört. Eine Schilderung des „bairischen" Krieges in Prosa hat er aber zu Ende gebracht[2]). Es ist weniger die politische oder auch nur militärische Seite des Krieges an sich, die Rumpler beschäftigt, als die Leiden und Verheerungen, die derselbe über sein geliebtes Baiern gebracht hat und die auch die Nähe seines Klosters nicht verschont haben. Für die eigentliche Geschichte des Landshuter Erbfolgekrieges lernen wir sicher aus diesem Werke viel weniger als für die Kenntnis der üblen Folgen, die jeden Krieg begleiten, aber allerdings notorisch gerade in diesem Kriege oft das herkömmliche Maß weit überschritten haben. Schließlich wird in seiner Darstellung die Beschreibung des Krieges nur eine schwer belastende Anklageschrift gegen die entsittlichte Menschheit. Im übrigen ist das Werk gut geschrieben, und das Pathos der patriotischen Erbitterung und des moralischen Zornes verleihen ihm trotz der unverkennbaren Übertreibung und der vermißten Objektivität ein unleugbares Interesse. —

Man muß zugeben, der bairische Stamm hat in diesen Jahrzehnten in seiner ursprünglichen Heimat wie in seiner großen Kolonie der östreichischen Länder auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sich rühmlich hervorgethan, auch wenn wir gar nicht in Rechnung bringen, was diesem Ruhme schon in der nächsten Zeit Aventin hinzuzufügen im Begriffe war. Nur Tirol hat jetzt, wie das ganze vorausgegangene Mittelalter hindurch,

[1]) Bei Oefele l. c. I, 139—147: Calamitatum Bavariae Liber unus.
[2]) L. c. p. 99—139: Ang. Rumpleri etc. Gestorum in Bavaria sex.

historiographisch gemessen, eine auffallende Unfruchtbarkeit bewährt[1]). Ein einziger Geschichtschreiber ist hier in den Jahrhunderten vor dem großen Umschwung der Zeiten, im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts erstanden, der, von den Schicksalen seines Stiftes ausgehend, im Verlaufe seiner Chronik allerdings auch die Landesgeschichte in den Rahmen seiner schlichten Erzählung hineinzieht[2]). Aber auch dieses Werk verdankt seine Entstehung nicht einem höheren literarischen Antriebe, sondern nur der Bestimmung, einem realen, praktischen Bedürfnisse entgegenzukommen und den Insassen des Stiftes die rasche Orientirung in den Rechten und Freiheiten desselben zu erleichtern. Es möchte schwer werden, die Thatsache jener angedeuteten Sterilität einer Provinz, deren Geschichte doch wahrlich bewegt und merkwürdig genug war, und durch welche die große Völkerstraße nach Italien lief, zu erklären, und müssen wir dieses den Literatur- und Kulturhistorikern des Alpenlandes überlassen. Zwar hat auch der fränkische Stamm in den Gebieten, die von der ursprünglichen Heimat desselben abliegen und wo doch sein Name so zu sagen offiziell haften geblieben ist, in den Gegenden des mittleren und oberen Mains und der Pegnitz und Regnitz, wenn wir die allerdings hervorragenden Leistungen Nürnbergs abziehen, gerade auch was Landes- und Lokalgeschichte anlangt, in der in Rede stehenden Epoche nur weniges hervorgebracht, wie hoch entwickelt auch die Voraussetzungen einer solchen Produktivität hier an und durch eine Reihe von glänzenden oder doch stattlichen Kulturstätten gegeben erscheinen mochten. Ein deutlicher Beweis, daß zu allen andern hin doch noch ein besonderes geistiges oder ethisches Motiv erforderlich ist, wenn in Sachen der literarischen Hervorbringung Erkleckliches geschehen soll. Genung, innerhalb Ost-

[1]) S. Dr. Jos. Egger, die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Altertumsforscher Tirols. Innsbruck 1867.

[2]) Vgl. Tirolische Geschichtsquellen Bd. 2 (Innsbruck 1880): P. Goswins Chronik des Stifts Marienberg (im Vintschgau). — Ottokar Lorenz, deutsche Geschichtsquellen 1, 224.

frankens sind in der Zeit Maximilians weder Wirzburg noch Bamberg vertreten, die markgräflichen Gebiete schweigen und die reichen und ragenden Stifter und Klöster hüllen sich mit den seltensten Ausnahmen in den Mantel ihrer — Tugenden. In dem einzigen Kloster Heilsbronn, der Grabstätte der Hohenzollern, hat der Abt Sebald Bamberger sich in löblichem Drange veranlaßt gefunden, das, was er erlebt und in der Nähe seines Klosters vorging, in lateinischer Sprache niederzuschreiben. So verdienen denn seine Aufzeichnungen, zumal für die Geschichte des Landshuter Erbfolgekrieges, soweit er die Wirkungen desselben verspürte, unsern aufrichtigen Dank[1]).

In Franken ist in dieser Zeit noch ein anderes Historienwerk entstanden, das zwar keineswegs mit der Klasse der territorialen Geschichtschreibung zusammenfällt, von welchem aber vielleicht doch an dieser Stelle gesprochen werden darf, weil es unter einer andern Gruppe ebenfalls nicht leicht untergebracht werden kann. Wir meinen: die Geschichten und Thaten Wilwolts von Schaumburg[2]). Es ist ein durchaus originelles Werk, mit dem wir es hier zu thun haben. Es kann in dieser Epoche kaum ein zweites mit ihm verglichen werden, man müßte denn etwa an den „Weißkunig" denken, mit welchem es die entfernte Ähnlichkeit hat, daß beide offenbar den Charakter von Denkwürdigkeiten an sich tragen und in beiden Fällen der Held der Geschichte einerseits und ihr Verfasser andrerseits zur Lösung ihrer Aufgabe sich vereinigt haben, nur daß der literarische Anteil Maximilians am Weißkunig aller Wahrscheinlichkeit nach ein viel größerer war als der des fränkischen Ritters an der Erzählung seiner „Geschichten und Thaten", und daß in

---

[1]) Bei Dr. R. G. Stillfried, Kloster Heilsbronn u. s. w. S. 241—307.

[2]) Herausgegeben von Adalbert v. Keller. Stuttgart 1859 (Bibliothek des literarischen Vereins, 50. Lieferung). — Dazu zu vgl. der scharfsinnige und lehrreiche Aufsatz von Heinrich Ulmann: „Der unbekannte Verfasser der Geschichten und Thaten Wilwolts von Schaumburg" (Hist. Zeitschrift Bd. 39, 1878, S. 192—229).

letzterem Falle von einer Geheimthuerei wie im ersteren in keiner Weise die Rede ist. Der Verfasser des Werkes hat sich nicht genannt und es dem Scharfsinn der Späteren anheim gegeben, ihn zu erraten. Er war offenbar ein sehr unterrichteter Mann, vor allem in unserer mittelalterlichen poetischen Literatur wohl bewandert, und besaß für einen Kriegsmann einen ziemlichen Grad allgemeiner Bildung. Mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat man in neuester Zeit den Ritter Ludwig von Eyb (VI.), den Jüngeren, als Urheber vermutet, einen Sohn des bekannten markgräflich brandenburgischen Staatsmannes Ludwig von Eyb, des Verfassers eines der merkwürdigsten Geschichtswerke des 15. Jahrhunderts, und Neffen Albrechts von Eyb († 1475), der in der Geschichte der deutschen Prosa eine so ehrenvolle Stellung einnimmt. Der jüngere Ludwig von Eyb hat in mehrerer Herren Dienst gestanden, zur Zeit des Landshuter Erbfolgekrieges im Dienste des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, und ist gerade auch bei dieser Gelegenheit in mehrfache Berührungen mit Wilwolt von Schaumburg gekommen. In den Jahren von November 1510 bis 1513 ist er markgräflich brandenburgischer Hauptmann „auf dem Gebirg“ und kehrt dann wieder in pfälzische Dienste zurück. Im Jahre 1521 ist er gestorben und ruht in der weiter oben erst erwähnten Klosterkirche von Heilsbronn. Er hat in seinen späteren Jahren auch ein „Tournierbuch“ und ein „Kriegsbuch“ zusammengestellt. Das Werk über Wilwolt von Sch. hat er im Jahre 1507 in der Hauptsache abgeschlossen. Das Leben seines Helden, der ebenfalls einem fränkischen Rittergeschlechte angehörte, ist ein höchst bewegtes gewesen, dessen Inhalt reich genug ist, einer kundigen Schilderung desselben hohen Reiz zu verleihen. Mit der Fülle des Inhalts wetteifert die Glaubwürdigkeit des Mitgeteilten wie die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Wilwolts „Thaten“ führen ihn nach Italien, in die Marken, nach den Niederlanden, in das Gebiet des pfälzisch-bairischen Krieges u. s. w. Mit die wichtigsten Persönlichkeiten der Zeit, Kaiser

Friedrich III., K. Maximilian, Herzog Karl der Kühne, die Markgrafen Albrecht Achill und Johann, Albrecht der Beherzte von Sachsen u. s. f., ziehen an uns vorüber. Mitten in das Getriebe der Höfe und die Wagnisse kühner „Buhlschaft“, in ritterliche Fehden wie in das Gewühl der Feldschlacht, das Treiben der Landsknechte und das Schaugepränge der Turniere werden wir veranlaßt dem anziehenden Erzähler zu folgen. Freilich sieht der Verfasser überall nur Licht an seines Helden Thaten und Wegen, welchem sicher der Schatten nicht gefehlt hat: dieses Gebrechen hängt aber mit dem paränetischen Charakter des Buches aufs engste zusammen. Für uns hat dieses die besondere Bedeutung, daß es eine Gattung von geschichtlicher Literatur mit eröffnet, von welcher die früheren Zeiten kaum ein Beispiel aufzuweisen haben[1]).

Die Landesgeschichte Schwabens ist, im Gegensatze z. B. mit der bairischen dieser Zeit, in etwas zurückgeblieben[2]). Wenn wir abziehen, was Nauclerus in seiner allgemeinen Chronik nebenher und Felix Faber in seiner „Geschichte der Schwaben“ in dieser Beziehung geleistet haben, bleibt wenig mehr dafür übrig[3]). Heinrich Bebel aus Justingen, ein Freund und Kollege von Nauclerus in Tübingen, haben wir schon einmal genannt; er gehörte der humanistischen Schule an, war in geschichtlichen Dingen wohl unterrichtet, ein gelehrter Mann, in

---

[1]) Es würde vielleicht ein lohnendes Unternehmen sein, die „Geschichten und Thaten Wilwolts v. Sch.“ in taktvoller Weise in einer populären Form zu erneuern. — Das Chronicon Hennebergicum anonymi Vesserensis (bei J. P. Reinhard, Beiträge zur Geschichte des Frankenlandes Tl. 1 [Bayreuth 1760] S. 101—130), von 1078 bis 1017 reichend, soll hier wenigstens erwähnt werden, da Kloster Vessra so gut wie Schmalkalden noch zur alten Diöcese Wirzburg und zu Ostfranken gehörte. Die Vermutung, das um 1517 eine humanistische Hand die Zusammenstellung oder Überarbeitung besorgt hat, wird vor allem durch die Einleitung bestätigt. Stofflich betrachtet ist es namentlich für die Geschichte des Grafenhauses im 15. Jahrhundert von unverkennbarem Werte.

[2]) Vgl. K. Pfaff, die Quellen der älteren wirtembergischen Geschichte und die älteste Periode der wirtemb. Historiographie. Stuttgart 1831.

[3]) S. oben S. 61 ff.

vielen Sätteln gerecht, für die Sache der deutschen Nation begeistert, mit der halb poetischen Verherrlichung unseres Altertums mehrfach beschäftigt, hat gelegentlich auch literarisch eine Lanze für die Ehre der Schwaben und ihres Herzogs Ulrich gebrochen, das rein historische Element ist aber, wie sonst bei ihm auch, wenn auch aus anderen Gründen, in der Minderheit[1]). Es hat noch einige Zeit gedauert, bis in Schwaben, bzw. im relativ mächtigsten Territorium desselben, die Geschichtschreibung wieder einen Aufschwung nahm. Einen ersten Anstoß dazu haben schon die Verwickelungen und Prüfungen gegeben, welche Herzog Ulrich durch sein Thun über das Land verhängt hat.

Es wird am Platze sein, von hier aus den betrachtenden Blick in das Gebiet der Eidgenossenschaft hinüberzulenken und in Kürze zu untersuchen, welche Schicksale die Geschichtschreibung gerade in den kritischen Jahrzehnten dort gehabt hat, in welchen dieselbe politisch sich vom Mutterlande zu trennen angefangen hatte. Da trotz der politischen Absonderung der geistige und literarische Zusammenhang mit Deutschland bekanntlich bald deutlicher, bald schwächer fortbestand, werden wir überhaupt nicht umhin können, den Anteil, welchen die deutsche Schweiz an unserer Geschichtschreibung die kommenden Jahrhunderte hindurch genommen hat, niemals aus den Augen zu lassen[2]).

---

[1]) Vgl. zunächst den Artikel von L. Geiger in der A. D. Biographie. — E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer Geschichte (V. Nr. 333 S. 205). Der Titel der einen zuletzt angezogenen Schrift lautet: Epitome laudum Suevorum atque principis nostri Udalrici ducis Wirtemb. et Thec. De captivitate et proditione ducis Mediolani et de mendaciis quorundam historicorum. Bebel hat aber auch über die römischen Altertümer, wie wir später noch einmal berühren werden, geschrieben. Vgl. im allgemeinen über ihn u. a. auch K. Hagen, Deutschlands relig. und liter. Verhältnisse im Zeitalter der Reformation 1, 381 ff.

[2]) Im allgemeinen ist über die schweizerische Historiographie das kurz vorhin erwähnte, immer noch unentbehrliche Werk von E. v. Haller zu vergleichen. — Ferner Ludw. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte. Zürich und Bern 1851. — E. F. v. Mülinen, Prodromus einer schweizerischen Historiographie. Bern 1874.

Der abnorme und jedenfalls eigentümliche Verlauf der Entwickelung und Bildung der Eidgenossenschaft mußte notwendigerweise auf die Gestaltung ihrer Geschichtschreibung mehr als der verwandte Prozeß bei irgend einem anderen Bruchteile des deutschen Volkes einen maßgebenden Einfluß ausüben. Die rasch verdunkelte Überlieferung von der Entstehung des Bundes, seines Unabhängigkeitskampfes, dem Anteil der verschiedenen Landschaften und Städte an demselben, dem Gegensatz zwischen den älteren und jüngeren Gliedern desselben konnte nicht umhin, sich auf diesem Gebiete in besonders hohem Grade geltend zu machen, sowie auf der anderen Seite die Geschichtschreibung selbst gerade durch alle diese Umstände fortgesetzt neue Impulse erhielt. Lange Zeit überwiegt das centrifugale Moment, erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bahnt sich eine Umgestaltung an, der glückliche Krieg gegen Karl den Kühnen gibt dann einen erfreulichen Anstoß, wie er denn auf die Ausbildung oder den Abschluß der Sage von der Befreiung der Waldstätte einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt hat[1]). An die Geschichte jenes Krieges von dem älteren Diebold Schilling und den bez. Bericht Alberts von Bonstetten, mit welchem wir uns schon früher als Verfasser einer östreichischen Chronik beschäftigt haben[2]), soll hier wenigstens erinnert sein. Die Arbeit des ersteren bildet von 1466 an den selbständigen Abschluß zweier älterer Berner Chroniken, die von ihm

[1]) Über die einzelnen Hervorbringungen der schweizerischen Geschichtschreibung im 15. Jahrh. s. die treffenden Ausführungen von Ottokar Lorenz in seinen deutschen Geschichtsquellen a. a. O. 1, 92 ff.

[2]) S. oben S. 153 Anm. 2. — Sein Bericht vom Burgunderkriege ist gedruckt im Archiv für schweiz. Geschichte 13, 283 ff. Er ist in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt. Im Jahre 1880 hat der 2. Band der „Basler-Chroniken" (Leipzig 1880) den 1. Teil des „Diarium Johannis Knebel, capellani ecclesiae Basiliensis" (Sept. 1473 bis Juni 1476) gebracht, eine für die Geschichte der Burgunderkriege in hohem Grade gehaltvolle Quelle. Da der 2. Teil z. Z. noch nicht vorliegt, empfiehlt es sich, das Endurteil darüber zu vertagen; doch darf man jetzt schon, ohne der Voreiligkeit beschuldigt zu werden, dem Herausgeber beistimmen, wenn er für das Werk bei aller Wertschätzung den Charakter einer „Chronik" nicht in Anspruch nimmt.

in eine äußere Einheit gebracht und so vom Berner Rate sanktionirt worden sind. Die offizielle Geschichtschreibung ist ja gerade auch in den Städten der Eidgenossenschaft mit Vorliebe gepflegt worden. Bonstetten hat vor Schilling nur das Eine voraus, daß er, wie wir uns erinnern, humanistisch in nicht gewöhnlichem Grade gebildet war, ohne daß dieser Umstand jedoch seiner historiographischen Thätigkeit im entsprechenden Maße genützt hätte. Eine allgemeine Chronik der Eidgenossenschaft ist troß dem erstarkten Selbstbewußtsein derselben erst am Anfange des 16. Jahrhunderts entstanden. Der sog. „Schwabenkrieg" des Jahres 1499 hat eine historische Beschreibung desselben in der Gestalt einer Reimchronik hervorgerufen, deren Verfasser ein geborener Schwabe, Nicolaus Schradin aus Reutlingen, war, der zuerst im Dienste des Abtes von St. Gallen und weiterhin der Stadt Luzern stand[1]). Die Chronik ist unter dem unmittelbaren Eindruck der geschilderten Ereignisse geschrieben und legt das Hauptgewicht auf die kriegerischen Ereignisse. Schon in der nächsten Zeit ist sie in Prosa aufgelöst fast vollständig in die schon berührte erste allgemeine „Chronik der Eidgenossenschaft" von Peter Etterlin übergegangen[2]). Etterlin ist wieder kein Mann der neuen Schule, aber sein Geschichtswerk hat auf die nächstfolgende schweizerische Geschichtschreibung, auch noch auf Tschudi, Einfluß ausgeübt. In Luzern (etwa um das Jahr 1440?) geboren, hat er ein höchst wechselvolles Leben geführt, hat in verschiedenen politischen und militärischen Diensten gestanden, seit 1477 in einer festen Stellung in seiner Vaterstadt, und war rühriger Anhänger der französischen

---

[1]) Schradin starb noch 1511. Seine Reimchronik ist schon 1500 gedruckt und nach dem Geschmacke der Zeit mit Holzschnitten ausgestattet erschienen: „Chronik des Kriegs gegen den Allerdurchlauchtigsten Römischen König und den schwäbischen Bundt ꝛc. gedruckt und vollendet in Sursee den 14. Januar 1500", wiederholt im Geschichtsfreund IV, 3—66 (Einsiedeln 1847).

[2]) Vgl. Dr. Cl. Bernoulli: Etterlins Chronik der Eidgenossenschaft im 1. Bande des „Jahrbuches für schweizerische Geschichte" (Zürich 1876) S. 46 ff. Zum ersten Male 1507 in Basel gedruckt; wiederholt Basel 1752. Vgl. den Artikel „Etterlin" von G. v. Wyß in der A. D. Biographie.

Partei. Im Jahre 1509 ist er in bedrängten Verhältnissen gestorben, die eine Folge seines unstäten und selbstsüchtigen Wesens und Treibens waren. Seine Chronik allein, die er in den Jahren 1505—1507 geschrieben, hat seinen Namen vor Vergessenheit geschützt. Es ist kein Werk der Gelehrsamkeit und selbständiger Forschung, in schlichter Form sich bewegend, Kompilation bis hin zu der Darstellung der Zeit, welche an seine Erinnerung heranreicht oder die er selbst erlebt hat, wie vor allem die Burgunderkriege, für welche er die Bedeutung einer selbständigen Quelle hat. Der letzte Teil der Chronik, von 1490 bis 1505, faßt sich kurz und dürftig und übergeht vieles mit gänzlichem Stillschweigen, was man mit Grund aus der Parteistellung des Verfassers und seiner eigenen Beteiligung an manchen bezüglichen Vorgängen mit Recht erklärt. Für die ältere Zeit, bis 1400 ungefähr, hält er sich an den Straßburger Königshofen, Lirer von Renkveil, Hartmann Schedel, und für die älteste Geschichte von der Entstehung der Eidgenossenschaft und dem Freiheitskampf mit Östreich an die Überlieferung, wie sie sich in den Waldstätten entwickelt und in dem „weißen Buch von Sarnen" und in J. Frunds Schrift vom „fremden Herkommen der Schwyzer" und aber auch in der älteren Berner Chronik fixirt hat. Es ist also Sage und nicht Geschichte, was wir hier erhalten, aber wie sie betreffenden Ortes gepflegt und bevorzugt wurde[1]).

In einem evidenten Zusammenhange mit dem Werke Etterlins steht die Luzerner Chronik des jüngeren Diebold Schilling[2]). Ein Neffe des älteren D. Schilling, um das Jahr 1460 geboren, nahm er als ein einfacher Kriegsmann an der Schlacht bei Nancy Teil, trat 1483 in den geistlichen Stand, nahm als eifriger Gegner der französischen Partei an den italienischen Feld-

[1]) Vgl. auch W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätte (Leipzig 1867) S. 57 ff.

[2]) Publizirt zu Luzern im Jahre 1862 unter dem zu viel sagenden Titel: „Diebold Schillings des Lucerners Schweizer-Chronik". Vgl. Theodor v. Liebenau, der Chronikschreiber Diebold Schilling von Luzern.

zügen Teil und starb zwischen 1518 und 1522 als Kaplan in Luzern. Grundsätzlich betrachtet, bedeutet Schilling d. J. kein Entwickelungsmoment in der Geschichte der schweizerischen Historiographie, man müßte denn, was doch nicht zum Ziele träfe, ein solches in der Thatsache suchen, daß er im Vergleich mit Etterlin den entgegengesetzten politischen Standpunkt vertritt und sich als eifriger Anhänger K. Maximilians gibt, welcher ihn auch gelegentlich zu sich nach Konstanz eingeladen hat. Das Wesentliche seines Werkes ist, daß er eine Luzerner und keine eidgenössische Chronik schreiben und nach diesem Ziele hin die auffallende und schon angedeutete Lücke Etterlins gerade in dem letzten Teile seines Geschichtsbuches ergänzen will. Zugleich aber scheint es, daß er, wie man mit Recht vermutet hat, die unvollendet gebliebene Luzerner Chronik von Melchior Ruß[1]) fortsetzen will, da er aus der älteren Geschichte Luzerns nur diejenigen Ereignisse berichtet, welche bei diesem fehlen, oder worüber Etterlin von ihm abweicht, oder endlich ausführlicher wird, wie z. B. über den Sempacher Krieg. Von hier an — denn viel weiter reicht Etterlin nicht herab — schließt sich Schilling bis zum Ende (1503) wortgetreu wieder an Etterlin an[2]). Seine Zusätze zu diesem werden erst von 1450 an häufiger und gewinnen bei der Darstellung der Burgunderkriege und noch mehr bei der Schilderung der darauf folgenden drei Jahrzehnte, bis 1509, welchen gegenüber Etterlin sich schweigsam verhält, an selbständigem Gehalte. Da aber Schillings Chronik bis tief in unser Jahrhundert herein ungedruckt im Luzerner Archiv ruhen blieb, konnte es nicht ausbleiben, daß sie, im Gegensatze zu Etterlin, auf die schweizerische Geschichtschreibung nur geringen Einfluß ausgeübt hat. Diese selbst jedoch hat von den einmal

---

[1]) Vgl. über sie außer den lehrreichen Abhandlungen von Th. v. Liebenau und A. Bernoulli auch die scharfsinnigen Bemerkungen von Ottokar Lorenz in seinen deutschen Geschichtsquellen 1, 103—105.

[2]) Bernoulli a. a. O. S. 170.

gewonnenen Grundlagen aus und unter der hinzutretenden mächtigen Mitwirkung des Humanismus und der Reformation schon im folgenden Menschenalter einen gewaltigen Aufschwung genommen, auf welchen wir demnächst zurückkommen werden. —

Verfolgen wir von diesem südwestlichsten Endpunkte unseres Volkes aus — wo von jetzt an eine neue und bedeutsame Entwickelung beginnt — die provinziale Historiographie der vorreformatorischen Epoche weiter, so werden wir über das Elsaß und den Mittelrhein, die wir schon berührt haben, hinweg zunächst nach Mitteldeutschland geführt. Der hessische Stamm innerhalb seiner altgeschichtlichen Grenzen hat in den Zeiten des Mittelalters, vom 12. Jahrhundert abwärts, sich an unserer Geschichtschreibung in verhältnismäßig geringem Grade beteiligt. Manches freilich, scheint es, ist verloren oder nur in späteren Überarbeitungen auf uns gekommen — in der Hauptsache wird aber durch solche Erwägungen an dem angedeuteten dürftigen Ergebnisse wenig geändert werden können[1]). Trotz der Tüchtigkeit des Volkes fehlten dort einige Voraussetzungen, die anderswo in dieser Richtung fördernd und befruchtend eingewirkt haben. So tritt z. B. keines der freilich nicht vielen hessischen Klöster in die Lücke ein. Hersfeld, das s. Z. einen ausgezeichneten Geschichtschreiber geliefert hatte, trat zu der landgräflichen Dynastie in kein so nahes Verhältnis, um ihm einen häufigen literarischen Ausdruck zu geben[2]). Von Kaufungen muß thatsächlich und im Endergebnisse dasselbe gesagt werden. Ein selbständiges größeres Gemeinwesen war ebenfalls nicht vorhanden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte sich ein Laie aus vornehmem Geschlechte, Johann Riedesel, der Sache

[1]) Vgl. Walther, literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im allgemeinen und dem Großh. Hessen insbesondere. Darmstadt 1841, mit den beiden Ergänzungen der Jahre 1850 und 1855.

[2]) Die hessisch-thüringische Chronik bei Senkenberg, Selecta Jur. et Hist. I, 301 sqq. ist vermutlich im Kloster Hersfeld (zwischen 1480—1500) geschrieben, aber keine Leistung von der Wichtigkeit in Stoff oder Form, daß sie für unsere Zwecke von Bedeutung sein könnte.

angenommen, aber seine hessische Chronik ist in ihrer selbständigen Gestalt für uns verloren und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts auszugsweise und in Vermischung mit eigenen Zuthaten von Wigand Gerstenberger in seiner hessisch-thüringischen Chronik reproduzirt worden. Gerstenberger war kein Mann der neuen Schule: geboren am 1. Mai 1457, war er in den Dienst der Kirche getreten und ist seit 1486 als Altarist in seiner Vaterstadt Frankenberg nachweisbar, deren Geschichte er ebenfalls behandelt hat und wo er am 27. August 1522 gestorben ist. Er stand zu dem landgräflichen Hause in Beziehung, ein Umstand, der bei der Würdigung seiner historiographischen Thätigkeit nicht übersehen werden darf. Es ist freilich nicht leicht, sein eigenstes Verdienst von dem seiner Hilfsquellen, soweit diese reichten, überall scharf zu unterscheiden; die umfangreiche Benutzung Johannes Rothe's aus Eisenach ist, nebst der von Riedesel, übrigens unschwer zu erkennen. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bietet er jedoch viel Selbständiges, er schreibt oder kompilirt mit einer gewissen Vorsicht, einen kritischen Geschichtschreiber kann man ihn aber doch nicht nennen[1]). Seine Bedeutung für uns liegt vornehmlich in der Thatsache, daß wir die Summe der literarisch fixirten geschichtlichen Überlieferung Hessens durch ihn feststellen können.

In Thüringen, wo sich in dieser Zeit, zumal in Erfurt, ein reiches und bewegtes geistiges Leben entfaltet und das Mittelalter hindurch die Geschichtschreibung manche reife Frucht gezeitigt hatte, entsteht in diesen Jahrzehnten bei aller Regsamkeit so wenig als in Meißen ein Werk der territorialen oder dynastischen Geschichte, daß man als ein die Summe der vorausgegangenen Arbeiten zusammenfassendes, abschließendes, oder für

---

[1]) Die hessisch-thüring. Chronik bei Ayrmann, Sylloge Anecdott. I. und vollständiger bei Schminke, Monum. Hass. I, 31—293 et II, 295—574, die Frankenberger Chronik bei Kuchenbecker, Analecta Hass. V, 145—240. Zu vgl. Ersch u. Gruber S. I Tl. 62 S. 90—93; Potthast (a. a. O. S. 334); Lorenz (a. a. O. 2, 96).

die kommenden Jahrhunderte grundlegendes bezeichnen könnte[1]. Der Hof des Kurfürsten Friedrich des Weisen und dieser selbst lassen zwar ein lebhaftes und fruchtbares Interesse auch an der territorialen und dynastischen Geschichte durchaus nicht vermissen, und manches, was an diesem hervorragenden Mittelpunkte politischer und literarischer Thätigkeit geplant und hervorgebracht wird, ragt in diese vorreformatorische Epoche hinein, hängt aber doch, wie die Arbeiten Spalatins, zugleich mit den sich weiterhin entwickelnden Entwürfen und Leistungen zusammen, so daß es sich empfiehlt, die Darstellung derselben nicht zu zerreißen und sie im Zusammenhange zu behandeln. Hier sei erwähnt, daß der Gründer der Universität Wittenberg nebst K. Maximilian als der wärmste Freund der Gelehrsamkeit und der Gelehrten mit Recht galt, und wie dieser unmittelbaren Anteil an gewissen historischen Fragen und Problemen nahm. Wir werden noch darauf zurückkommen.

In Altsachsen hat wie früher, so gerade auch im 15. Jahrhundert auf historiographischem Gebiete ziemliche Rührigkeit geherrscht. Die Wellen der humanistischen Bewegung fluten zwar in langsamen Schwingungen über den Harz nach der niederdeutschen Tiefebene herüber und lassen die Regungen der überlieferten Bildung unbehelligt ausklingen. In Braunschweig ersteht am Ausgange des Mittelalters ein Geschichtswerk, das lange Zeit große Beliebtheit genossen hat, aber völlig unberührt von der neuen Richtung nicht bloß, sondern gelehrter Tendenzen überhaupt erscheint, und das sich zugleich am zweckmäßigsten unter der Gruppe der territorialen Historiographie unterbringen läßt. Wir meinen Konrad Bote's „niedersächsische Bilderchronik", deren Verfasser um das Jahr 1475 von Wernigerode her in Braunschweig eingewandert ist und vermutlich bald nach 1501 als Bürger dieser

---

[1]) Einen beiläufigen, aber nicht zusammenhängenden Überblick über die bez. Schriften und Versuche kann man bei Adelung, Directorium gewinnen.

Stadt gestorben ist[1]). Das Werk trägt den vollkommenen Charakter der bürgerlichen Geschichtschreibung; überwiegend kompilatorischer Natur, sind die benutzten Quellen so ziemlich alle nachzuweisen. Der Verfasser verfolgt keine weitere Tendenz, als das Geschehene und Erzählte wiederzuerzählen. Ein bestimmter Ausdruck der Zeit, in der die Chronik entstand, und ihrer Mode sind die Porträts, Schlachtenbilder und Wappen, die zur Veranschaulichung des Erzählten dienen sollen. Im Punkte der Gesinnung, soweit eine solche überhaupt zu Tage kommt, gehört der Autor durchweg dem absterbenden Zeitalter an. Es liegt indes in einem anderen Werke, das die Geschichte der Grafen von Oldenburg behandelt, doch ein Zeugnis dafür vor, daß die neue Richtung auch bereits in das Gebiet der Darstellung der Landesgeschichte Niedersachsens oder doch eines Bruchteiles desselben eingedrungen ist[2]). Der Verfasser, ein Augustinermönch, in Italien gebildet, auch sonst literarisch thätig, verläßt öfters seinen Gegenstand und gibt zugleich seiner subjektiven Stimmung Raum, die wiederholt in Klagen über die Verderbtheit der ihm zunächst stehenden Kreise ausbricht. Wissenschaftlich gewogen, kann die Arbeit, soweit es sich um die Grafengeschichte handelt, trotz der sichtbaren größeren formalen Bildung und des freieren Blickes, als ein nachwirkender Gewinn nicht betrachtet werden. Wir werden es noch weiter erfahren, gerade die Spezialgeschichte hat die längste Zeit von den allgemeinen Fortschritten der Geschichtschreibung, die Stadtgeschichten etwa abgerechnet, den geringeren Vorteil gezogen.

In den Gebieten jenseits der Elbe und Oder, auf dem altslawischen Boden, den Marken und darüber hinaus nach Preußen

---

[1]) S. Karl Schaer, Konrad Bote's niedersächsische Bilderchronik u. s. f. (Hannover 1880), und vgl., was wir weiter oben (S. 151 Anm. 1) über Konrads Namensvetter Hermann Bote beigebracht haben. — Die Chronik selbst ist zuletzt bei Leibniz, SS. III, 277 sqq. gedruckt.

[2]) Chronicon Oldenburg. archicomitum ab a. 1031—1508 (bei Meibomius, SS. R. Germ. II, 127—191). Zu vgl. Fabricius, Biblioth. med. et infimae latinitatis ed. Mansi IV, 135. 136.

hat die Landesgeschichtschreibung in der Zeit des Überganges und des vordringenden Humanismus nicht die gleichen Schicksale gehabt. In den Marken und Pommern herrscht unerwünschte Ruhe, dagegen im Ordenslande, in Königsberg und den zugewandten Städten Danzig und Elbing fortgesetzte historiographische Thätigkeit im alten Stile und bereitet sich zugleich schon die gelehrte Geschichtschreibung vor[1]). Nicht überall ist der Übergang aus dem einen Zeitalter in das andere so sicher und angenehm zu verfolgen. Mit den reagirenden Interessen des Ordens verbindet sich das noch lebendige Bewußtsein der Städte, dazu gesellen sich die gelehrten Tendenzen und endlich die Neuerung der Reformation und das durch sie eingeführte Landesfürstentum. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß unter diesen Voraussetzungen hier gerade die Reformation der Pflege der Landesgeschichte in besonders hohem Grade zu gute gekommen ist. Die Anfänge einer gelehrten Geschichtschreibung fallen im alten Ordenslande mit der Auflösung desselben und dem Sturze der alten Kirche ziemlich nahe zusammen.

Das letztere Ereignis konnte aber seiner innersten Natur nach überhaupt nicht verfehlen, unserer Geschichtschreibung neue Bahnen zu eröffnen und neue Aufgaben zu stellen.

Fünftes Kapitel.

Die deutsche Geschichtschreibung unter den Einwirkungen der Reformation.

Die Reformationszeit bildet eine große und glänzende Epoche in der Geschichte der deutschen Historiographie, deren Bedeutung nicht unter der Thatsache leidet, daß man niemals vergessen kann, welch ein bahnbrechender Anteil der vorausgegangenen humanistischen Bewegung an diesem Ergebnisse zukommt. Wie hoch

[1]) Vgl. Dr. M. Töppen, Geschichte der preußischen Historiographie. Berlin 1853. — SS. R. Prussic. V. Leipzig 1854.

man diesen Zusammenhang aber auch anschlagen mag, der Fortschritt, der auf unserem Gebiete in dem Menschenalter, an dessen Schwelle wir stehen, sich vollzieht, ist von der durchgreifendsten und außerordentlichsten Art. Er verliert, um das gleich hier zu sagen, nicht an Wert durch den Umstand, daß die nächstfolgenden Geschlechter nicht vermögen, ihn festzuhalten oder weiter zu entwickeln. Dieses Unvermögen, dieser Stillstand oder Rückschritt, von welchem wir an seinem Orte des näheren sprechen werden, hängt mit dem allgemeinen Verhängnisse unserer Nation zusammen und ist die Wirkung von Ursachen, deren Wurzeln am wenigsten in literarischen Motiven gesucht werden dürfen.

Wer die Geschichtschreibung der Zeit Kaiser Maximilians aufmerksam betrachtet hat, konnte von dem Sturme, der sich noch in dessen letzten Jahren erhoben, sicher nicht überrascht werden: eine reifende Bewegung der Geister liegt in derselben angedeutet, von welcher man sich sagen konnte, daß sie sich schwerlich mit den alten Zauberkünsten würde beschwören lassen. Ähnliche Stimmungen beherrschten freilich auch bewußt und unbewußt das übrige Abendland: aber ein Zufall war es nicht, daß sie gerade in Deutschland zu einer Erhebung ohnegleichen führten. So gewiß eine weitverbreitete verwandte Gärung am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zur Revolution führte, weil hier das feudale Unwesen die unerträglichste Gestalt angenommen hatte, so brach bei uns die kirchliche Bewegung aus, weil aus offen liegenden Gründen die kirchliche Zerrüttung und Entartung auf keiner Nation schwerer lag und tiefer empfunden wurde wie bei uns. So sah sich Deutschland in dem Augenblick, wo es bereit war, seine Ansprüche auf Weltherrschaft preiszugeben, plötzlich in den Mittelpunkt einer die Welt bewegenden Erhebung gestellt. Das nationale, humanistische und religiöse Element vereinigten sich zu einem Bunde, der den alten und zu herrschen gewöhnten Mächten den Krieg erklärte und die reizende Perspektive eines selbständigen, fruchtbaren und befriedigenden Daseins eröffnete. Wann hätte seit den Tagen der Völkerwanderung

unsere Nation mit der ganzen Fülle ihrer Gaben und Kräfte in dem Grade in der Aktion gestanden, als in den Jahren Karls V. und, wenn es so sein mußte, gegen ihn? Wer, der für unser Volk ein Herz hat und den schreienden Thatsachen gegenüber sich die Augen nicht absichtlich verschließt, mag eine Zeit schmähen, der notorisch die besten Geister der Nation zujubelten und in welcher diese das von sich stieß, was hemmend und lähmend im Verlaufe der letzten Jahrhunderte sich bei ihr abgelagert hatte? Gewiß blieben Überstürzungen und Verirrungen nicht aus, wer möchte sich aber darüber wundern, nachdem einmal die alten Ordnungen überhaupt ins Wanken geraten waren und, was von ihnen noch lebensfähig, erst seine Probe bestehen mußte. Und waren es die Menschen von heute oder von gestern, die über Nacht mit dem Zwange der Überlieferungen brachen und sie wie ein fadenscheinig gewordenes Kleid von sich warfen? Wie verschieden man den Verlauf der in Frage stehenden Erschütterung beurteilen mag, das Eine erscheint uns bei unbefangener Betrachtung unanfechtbar, eine Umgestaltung, eine Erneuerung nach allen Seiten unseres öffentlichen und speziell des kirchlich-religiösen Lebens war unvermeidlich, wenn unserer Nation ihre Zukunft gerettet werden sollte. Gerade die denkenden Anhänger der alten Kirche sollten niemals in Abrede stellen, was sie recht gut wissen, daß ohne eine Erneuerung eben diese der höchsten Gefahr ausgesetzt war. Zu sagen, daß alles gut und in Ordnung gewesen und durch die ausbrechende Bewegung erst die Verschlimmerung eingetreten oder diese doch rein überflüssig gewesen sei, setzt eine Kühnheit voraus, die zu begreifen nicht jedermann gegeben ist. Es muß zwar zugegeben werden, daß die Nation infolge jener Erschütterung nicht zu jenem Zustand der Befriedigung und des glücklichen Daseins gelangt ist, den viele erhofft haben, und daß sie weiterhin für die Sicherung des zum Durchbruch gelangten neuen Lebensprinzips einen ungewöhnlich hohen Preis bezahlen mußte, aber eine unparteiische Geschichtschreibung hat längst nachgewiesen, daß an dieser Wendung den Impulsen, die der reforma-

torischen Bewegung zu Grunde lagen, der geringere Teil der Schuld beizumessen ist. Diese Andeutungen erheben nichts weniger als Anspruch auf Neuheit, aber es mußte ihnen hier das Wort gegönnt werden, um keinen Zweifel über den Gesichtspunkt übrig zu lassen, von welchem aus die nachfolgende Betrachtung geleitet sein wird. Dieser Gesichtspunkt wird es gestatten, so weit unsere Kraft reicht, jedem Verdienste sein Recht widerfahren zu lassen und gegen den Vorschreitenden so gut als den Zurückbleibenden Billigkeit zu üben. —

Überblicken wir die deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter der Reformation, so sehen wir uns allerdings nicht in der Lage zu behaupten, daß sie ein Werk hervorgebracht habe, das im höchsten Sinne den Inhalt der Epoche zum Ausdruck gebracht habe. Fassen wir aber die ganze Summe der Leistungen zusammen, so gelangen wir zu dem Urteile, daß sie sich der großen Zeit nicht zu schämen haben. Die Gärung, welche jetzt unsere Nation erfüllt, die neuen Kräfte, die im Kreise ihres Lebens auftauchen, der intensive religiöse Aufschwung, das lebhafte nationale Selbstgefühl, die Geister der Tiefe, die in Bewegung geraten, der Widerstand der angegriffenen alten Ordnung, die große Politik und die mit ihr verbundenen kriegerischen Aktionen, die eigenartigen Regungen der verschiedenen einzelnen Stände, das sich erhaltende oder steigernde landschaftliche Selbstbewußtsein, der Sinn für Volkstümlichkeit, die jetzt zum ersten Male siegreich auftretende Macht der Persönlichkeit, dieses alles und noch manches andere ist in der zeitgenössischen Geschichtschreibung in den mannigfachsten Formen und wechselndsten Gestalten vertreten. Wer aus der Ferne zusieht, möchte sich wundern, wie neben der ungeheuren Anstrengung aller Kräfte, welche die kirchliche Bewegung in Anspruch nimmt, noch Raum und Atem übrig bleibt für so ergiebige und zahlreiche Arbeiten auf allen übrigen Gebieten des literarischen und geistigen Schaffens und im besondern der Historiographie. Allerdings steht diese jetzt häufig im Dienste der großen Streitfrage der Zeit, aber nicht minder fruchtbar arbeitet sie um

ihrer selbst willen, in den überlieferten Richtungen oder in voller Unabhängigkeit. So ziemlich alle Stände erscheinen dabei beteiligt, und gerade die hervorragendsten Werke verdanken Angehörigen des Laienstandes ihre Entstehung. Gerade bei der Betrachtung dieser Verhältnisse springt die wunderbar befruchtende Einwirkung der vorausgegangenen und noch keineswegs abgeblühten humanistischen Lehrjahre mit zwingender Deutlichkeit in die Augen. Sie alle, die jetzt in Wirksamkeit treten, sind die Zöglinge und Schüler der eben zurückweichenden älteren Generation und arbeiten unter den Impulsen, welche sie von dieser erhalten haben. Es wäre noch näher zu untersuchen, ob die in neuerer oder neuester Zeit beliebte Behauptung von einem so außerordentlichen und grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem älteren und jüngeren Geschlechte der deutschen Humanisten wirklich auf so festem Grunde ruht, als manche glauben machen wollen. Jene Behauptung wäre schwerlich jemals aufgestellt worden, wenn die jüngere Generation sich nicht im Punkte des kirchlichen Streites auf die Seite der Reformer gestellt hätte. Daß jedes jüngere Geschlecht in etwas, sei es mehr, sei es weniger, über die ältern hinausschreitet, liegt übrigens in dem Grade in der Natur der Dinge und Menschen, daß man sich nur wundern kann, wie in dem gegebenen Falle so viel Aufhebens von der Sache gemacht werden konnte. Um jedoch die Stellung und Bedeutung des Humanismus zur literarischen Bewegung und speziell zur Geschichtschreibung dieser Zeit zu würdigen, muß man sich nicht bloß an Stürmer und Dränger wie Ulrich von Hutten und ähnliche halten, sondern man muß in erster Linie Männer wie Sleidan, Camerarius oder Melanthon, seine Schule und seine Freunde ins Auge fassen, und die Sache wird ein anderes Gesicht gewinnen. Die humanistischen und reformatorischen Einflüsse und Wirkungen müssen in dieser Zeit eben durchaus in ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit aufgefaßt werden, außerdem wird man fortgesetzten Mißverständnissen niemals entgehen.

Räumlich erscheint die historiographische Thätigkeit, wenn auch nicht gleichmäßig, über ganz Deutschland verbreitet. Einzelne Landschaften treten mehr hervor, andere zurück. Östreich z. B. nimmt jetzt lange nicht mehr die bedeutende Stellung ein, wie in der Zeit K. Maximilians I., und sind es mehr nur die Nachwirkungen der vorausgegangenen Blütezeit, von welchen gesprochen werden muß. Baiern dagegen ist durch einen hervorragenden Geschichtschreiber vertreten, und Tirol bricht jetzt wenigstens sein schon früher betontes langes Schweigen, indem die gewaltige Bewegung der Zeit auch in seine Thäler vordringt. Das eigentliche Schwabenland, so weit es sich um das Haus Wirtemberg gesammelt hatte, steht zwar mitten im Gedränge der Ereignisse und sind seine Schicksale bedeutend genug, aber es findet sich nicht die geeignete Hand, dieselben festzuhalten. Dagegen wetteifert die Schweiz erfolgreich mit den fruchtbarsten Provinzen des Mutterlandes, und schließt sich ihr das Elsaß in glänzenden Leistungen an. Nicht minder ist von Ostfranken Rühmliches zu sagen. Hessen ist nicht unvertreten und mit besonderer Wucht treten die nassauischen, vor allem die wettinischen Hauslande in den Mittelpunkt der literarischen Bewegung. Von Wittenberg geht, von der eigenen bedeutsamen Produktivität abgesehen, eine nach allen Seiten hin fruchtbare Anregung aus. Die übrigen altsächsischen Lande stellen sich allerdings in den Schatten, während in den nördlichsten Endpunkten derselben die Überlieferungen der früheren Epoche wieder erwachen. Weiterhin werden wir es auf der einen Seite mit den Niederlanden und, um das ausdrücklich zu nennen, mit Ostfriesland zu thun haben, während auf der anderen neben Mecklenburg, als einer ganz neuen Eroberung, auch Pommern in dem Kreise auftaucht. Preußen, das ehemalige Ordensland, behauptet und erweitert seine schon früher eingenommene historiographische Stellung. Die Mark Brandenburg verharrt nach wie vor seltsamerweise in der Verstummung, zu welcher sie sich seit einem Jahrhundert, seit den Tagen Adelbert Wusterwitz' verurteilt hat. Schlesien, das

sich schon vordem auf unserm Gebiete wirksam erwiesen, bricht jetzt wenigstens nicht völlig mit dieser löblichen Überlieferung, freilich ohne nachdrücklich einzugreifen.

Sollen wir speziell und vorgreifend davon reden, welche historiographische Formen und Arten in dieser Epoche sich auffälliger Blüte erfreuen, so lautet die Antwort, daß einer solchen Betrachtung die bunteste und reichste Mannigfaltigkeit entgegentritt. Es ist die allgemeine Geschichte, die noch in der herkömmlichen Art, aber mit ungewöhnlichem Geschicke gepflegt wird; es lag im Wesen der Zeit und zugleich der religiösen Signatur derselben, daß man der alten Geschichte eine lebhaftere Aufmerksamkeit schenkte als früher. Für die Geschichte des Mittelalters als solcher und auch seiner Quellen fehlte es nicht an fördernder und befruchtender Hingebung, insbesondere für die deutsche Epoche desselben. Auch volkstümliche Bearbeitungen der deutschen Geschichte werden versucht. Vor allem aber ist es die Zeitgeschichte, deren Kultur sich die Geister mit Vorliebe und teilweise mit origineller Kraft und gelehrtem Charakter zuwenden, wie es denn angesichts des großen Inhalts derselben und des Umstandes, daß alle geistigen und realen Interessen in Bewegung gesetzt sind, nicht anders sein konnte. Neben ihr erfreut sich die Landesgeschichte eines merkwürdig üppigen Gedeihens, welches mit der wachsenden Bedeutung, welche die Dynastien auf die Erforschung und Darstellung ihrer Vergangenheit legen, enge zusammenhängt. Von neuen historiographischen Arten sind es die Kirchengeschichte und die Denkwürdigkeiten, die jetzt in gelungenen Proben sich zu den herkömmlichen Formen gesellen: die eine geht ganz naturgemäß aus dem überwiegend theologischen Gepräge der Zeit hervor, die andere, die sich mit der Biographie sehr nahe berührt, ist der deutliche Ausdruck der Thatsache, daß, im Gegensatze zum Mittelalter, das Individuum als solches sich seines Wertes bewußt zu werden angefangen hat. Die Kirchengeschichte, zu welcher zunächst die Anwälte der Reformation, als zu einer schneidigen Waffe, voll Eifer griffen, hat für die Entwicklung

der Geschichtschreibung überhaupt die spezielle große Bedeutung, daß in ihrem Gefolge und als immanente Zuthat derselben die historische Kritik einen großen und fruchtbaren Schritt vorwärts thut.

Wir täuschen uns über die Schwierigkeit nicht, die dem Versuche entgegentritt, die Fülle und Mannigfaltigkeit der historischen Literatur der Reformationszeit in übersichtlicher und geordneter Darstellung zur Anschauung zu bringen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, überall das Fortschreitende und Charakteristische hervorzuheben und einerseits die Selbständigkeit wie andrerseits den Zusammenhang der verschiedenen Erscheinungen nachzuweisen. Wenn wir recht sehen, dürfte diese Aufgabe, die dem Geschichtschreiber der Historiographie doch einmal gestellt ist, in keinem Zeitraume weniger leicht zu lösen sein als in dem vorstehenden. Es läge nahe — und dieses würde vielleicht von mancher Seite nicht mißbilligt werden — die einzelnen bedeutenden Gestalten herauszugreifen, sie mit einander in Verbindung zu bringen, und so den historiographischen Inhalt der Epoche in einer Reihe von Monographien zu sammeln und vor Augen zu führen. Wir zweifeln aber, daß dieses das richtige historische Verfahren wäre und sich als wahrhaft praktisch erweisen würde; wir verzichten daher lieber auf die Erleichterung, die darin liegen mag, und verharren bei der Anordnung, für welche wir uns bei diesem Unternehmen von Anfang an grundsätzlich entschieden haben und welche auch nur vorübergehend zu verlassen niemals unsere Absicht sein konnte. —

Demnach ist es die allgemeine Geschichte und die Untersuchung der Behandlung, welche sie in dieser Zeit erfahren hat, die wir an die Spitze dieser Betrachtung stellen. Es sind drei Hauptwerke, welche hierbei in Frage kommen und die zugleich verschiedene Richtungen repräsentiren: die Weltchronik von Sebastian Franck, von Johannes Carion und Philipp Melanthon, und endlich von Johannes Sleidanus. Sie bezeichnen sämmtlich, jede in ihrer Art, einen Fortschritt in der Auffassung

und Durchführung des Themas und rühren, wenigstens teilweise, von Männern her, die zu den ausgezeichnetsten, ja den ersten unter den Zeitgenossen gehören.

Sebastian Franck gehört zu den originellsten Persönlichkeiten und fruchtbarsten Schriftstellern, welche jenes Zeitalter, das an bedeutenden Menschen wahrlich nicht arm war, gesehen hat[1]). Um seine literarische Bedeutung überhaupt, im besondern aber auch seine historischen Schriften zu verstehen, muß man seinen wandelvollen Lebensgang vor Augen haben. Er war 1499 in der damaligen Reichsstadt Donauwörth geboren. In Heidelberg hat er humanistische und theologische Studien getrieben. Er hat seltsamerweise zuerst den Beruf eines katholischen Priesters ergriffen, ist dann zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten, zerfiel aber bald mit dem Luthertum, gab eine Stellung auf, die er als evangelischer Prediger gefunden hatte, und zog sich zuerst nach Nürnberg, 1529 nach Straßburg zurück und verlegte sich auf Schriftstellerei, erfüllt von den radikalen Ansichten der Wiedertäufer, welche Luther und Melanthon als Gegner aller Freiheit und Verräter des wahren Christentums erschienen. Aber gerade seine Weltchronik, in welcher er diese seine Denkweise rückhaltlos vortrug und historisch zu begründen versuchte, wurde Veranlassung, daß ihm die Stadt Straßburg (1531) die Gastfreundschaft kündigte und er gezwungen wurde, sich eine neue Heimat zu suchen. Nun treffen wir ihn der Reihe nach und in den verschiedensten Beschäftigungen in Eßlingen, zugleich mit Schwenkfeld in Ulm, wo er sogar das Bürgerrecht erhielt und mit Erfolg neben fortgesetzter literarischer Thätigkeit eine Buchdruckerei betrieb, bis er, von den Gegnern seiner fortgesetzt be-

---

[1]) K. Hagen, Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse im Reformationszeitalter 3, 314—396. — S. Hermann Bischof, Seb. Franck und die deutsche Geschichtschreibung. Tübingen 1857. C. A. Hase, Seb. Fr. der Schwarmgeist. Leipzig 1869. — Birlingers Alemannia 1876 ff.: Seb. Fr. von Donauwerd, nach urkundlichen Quellen. — A. deutsche Biographie sub h. v. von Franz Weinkauff.

kannten und verkündigten radikalen Grundsätze verfolgt, trotz der Dazwischenkunft zahlreicher Anhänger, auch diese Zufluchtstätte verlassen mußte; von hier wandte er sich nach Basel, wo er seine literarische und geschäftliche Wirksamkeit wieder aufnahm, aber schon im Jahre 1542 gestorben ist.

Es ist nicht unsere Absicht, des weiteren auf Francks allgemeine Bedeutung und auf seine Anschauungen, soweit sie eine praktische Tendenz hatten, hier einzugehen, sondern nur insoferne es sich um seine Stellung in der Geschichtschreibung handelt. Auffallen mag es, daß wir mit einem Manne beginnen müssen, der als Historiker völlig isolirt innerhalb seiner Zeit steht, der auch als solcher Geister wie Luther und Melanthon zu ausgesprochenen Gegnern, auf seine Zeitgenossen einen sehr beschränkten Einfluß ausgeübt hat, und dessen Beispiel für die kommenden Geschlechter und Jahrhunderte wohl oder übel verloren gegangen ist. Wunderbares aber ist nichts an dieser Thatsache. Franck war kein Mann der Wissenschaft, er stand völlig außerhalb der gelehrten Tendenzen der Zeit, setzte sich überdies der zur Herrschaft gekommenen neuen Kirche ablehnend entgegen und suchte sein eigenes radikales, vielfach nur verwirrendes System dafür an die Stelle zu setzen und es in der Geschichte wiederzufinden; so konnte er seinem Schicksale nicht entgehen. Seine „Chronik, Zeitbuch und Geschichtsbibel", die im September 1531 zum ersten Male in das Licht trat, stieß daher, wie wir schon erwähnt haben, auf gewaltige Opposition, die Erasmus eröffnete und die Wittenberger Reformatoren fortsetzten, gar nicht zu reden von Cochläus, der sich von seinem Standpunkte her in diesem Falle anschloß. Franck gruppirt seinen Stoff in drei Abteilungen, deren erste die Zeit vor Christus, die zweite die Geschichte der Kaiser und die weltlichen Vorgänge, die dritte die der Päpste und der geistlichen Händel schildert. Es ist längst nachgewiesen, daß Franck das Material für seine Geschichtsbibel, um den bekanntesten Namen des Werkes zu wiederholen, zum größten Teile, ohne viel Umstände zu machen, von anderswoher

entlehnt hat und daß vor allem die deutsche Übersetzung der Schedel'schen Chronik der seinigen zu Grunde liegt. Ähnliches ist freilich auch im Mittelalter von dem Verfasser einer Weltchronik geschehen, die lebhaftere und nachhaltigere Anerkennung gefunden hat als er. Der Grund des verschiedenen Erfolges liegt aber teils in der augenfälligen selbständigeren Behandlung und Verarbeitung des entlehnten Stoffes, in dem nicht geringen Maße der gelehrten Bildung, welches Otto von Freisingen mitgebracht hat, und endlich auch in dem Umstande, daß er mit seiner wenn noch so düsteren philosophisch-theologischen Weltansicht die vorherrschende Stimmung seiner denkenden Zeitgenossen für sich hatte. Franck zählt zu den besten Prosaschriftstellern des 16. Jahrhunderts, aber die absolute Abhängigkeit von fremden Arbeiten und sein intensiver Widerspruch gegen eine eben sich ausbreitende neue sittliche Weltanschauung wurde durch jenen Vorzug nicht gut gemacht. Er steht im Vorteil, durch seinen Gegensatz zu der alten und neuen Kirche bis zu einem gewissen Grade Unparteilichkeit zwischen beiden üben zu können, und man hat dies auch neuerdings wiederholt von ihm gerühmt, aber dieser Vorteil wird durch seinen eigenen subjektiven Standpunkt und seine sich überall vordrängende aparte Weltanschauung leider zu häufig aufgehoben. So hilft ihm die nicht geringe Dosis gesunden Menschenverstandes, die ihm von Hause aus offenbar in die Wiege gelegt war, bei seinen historiographischen Anstrengungen gar zu wenig, weil ihm die Willkür seiner Tendenzen immer wieder in den Nacken schlägt. Wir wollen es unterlassen, hier eine Kritik an diesen seinen Tendenzen zu üben, aber das wird man zugeben, daß es nicht Aufgabe der Geschichtschreibung ist, für dieses oder jenes System verwendet zu werden. Dazu nun der schon gerügte Mangel einer auch nur halbwegs ausreichenden gelehrten Bildung und einer mäßigen kritischen Befähigung. So finden sich bei ihm arge Mißverständnisse, die er seinen Quellen nachschreibt und gelegentlich ein anderes Mal wiederholt. Was die oft gepriesene Volkstümlichkeit Francks in

Bezug auf seine historischen Schriften, und gerade auch seiner Weltbibel anlangt, so kann man zugeben, daß er eine nicht gemeine Anlage zu einem volkstümlichen Schriftsteller überhaupt besaß, und geben wir zu, daß auch hier mehr als einmal bestechende Beweise einer solchen Anlage und echt volkstümlicher Darstellungskunst gegeben wurden: aber dieses alles ist von zu vielen anderen der echten Volkstümlichkeit widersprechenden Zuthaten begleitet, als daß es eine durchschlagende und echte Wirkung hätte üben können. Ähnlich ist es mit der oft durchbrechenden Neigung zur reflektirenden Geschichtsbetrachtung, die sogar in den scheinbar gelungensten Fällen nicht einmal originell ist, es wird aber zu bezweifeln sein, ob diese Art Geschichtsbetrachtung für die Volkstümlichkeit eines Geschichtswerkes die wissenschaftliche Grundlage desselben ersetzen kann. Es muß darum mehr als zweifelhaft erscheinen, daß in der Verfolgung der von Franck betretenen Bahn, die angeblich viel zu schnell wieder verlassen worden ist, das Heil der deutschen Geschichtschreibung gelegen habe. Das Werk Francks hat vielmehr keine andere literarhistorische Bedeutung, als daß mit ihm von einem originellen Kopfe der Versuch gemacht wurde, die Weltgeschichte auf Grund des überlieferten Stoffes im Sinne einer schlechterdings subjektiven, von einer geringen Minorität vertretenen Denkweise mit nicht gewöhnlichen Mitteln der formellen Behandlungsweise darzustellen. Die wirkliche und bleibende Bedeutung des Mannes selbst liegt auf einer anderen Seite[1]). Wir werden jedoch Gelegenheit haben, auf ihn noch ein paar Male zurückzukommen.

Während die Geschichtsbibel S. Francks mit ihrem Verfasser und noch mehr mit den von ihm vertretenen Anschauungen schnell in Vergessenheit geriet, erschien schon das Jahr darauf ein zweiter Versuch einer allgemeinen Geschichte, welcher aber den außerordentlichsten Erfolg hatte, eine Reihe von Auflagen erlebte, Fortsetzungen, Übersetzungen und endlich eine Neubearbeitung erfuhr,

---

[1]) Vgl. über Franck auch Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland S. 91—96.

die den Namen eines der ersten und gefeiertsten Männer Deutschlands zum Urheber hatte: nämlich die Chronik des Johannes Carion.

Der Verfasser war ein origineller Kopf wie Franck, stand jedoch unter ganz anderen Impulsen und Voraussetzungen, nicht der Mann des Volkes, sondern des Hofes, und zugleich doch eine bedeutendere Persönlichkeit, als wofür man ihn sicher zu halten sich gewöhnt hat[1]). Er war geboren am 22. März 1499 zu Bietigheim im damaligen Herzogtum Wirtemberg. Von seinem Bildungsgang ist nur bekannt, daß er zu Wittenberg studirt hat und dort Magister geworden ist. Der Umgang mit Melanthon hat auf ihn wie auf hundert Andere einen bleibenden Eindruck gemacht. Sein Hauptfach waren Mathematik und Astronomie, die nach der leidigen Sitte der Zeit nicht ohne astrologischen Beigeschmack war. In sehr jungen Jahren treffen wir ihn als Hofmathematikus oder, wie andere sagen, Hofastronomen des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, der bekanntlich ein ebenso großer Freund der Wissenschaften als standhafter Anhänger des alten Glaubens war. Es erscheint jedoch gewiß, daß Carion in letzterer Frage auf Seite Melanthons und nicht, wie man vermutet hat, auf Seite seines Herrn stand[2]). Auch zu Herzog

[1]) Vgl. G. F. Strobel, Miscellaneen literarischen Inhalts 6. Sammlung (Nürnberg 1782) S. 139—206: „Von Carions Leben und Schriften.“ — Adami, Vitae Philosophorum p. 48. — Corpus Reformatorum XII, 707—740. — Joh. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Beiträge zur Gelehrten-, Kirchen- und politischen Geschichte des 16. Jahrhunderts aus Originalbriefen dieser Zeit (Königsberg 1841) S. 139—160: „Joh. Carion.“ (Mit sehr lehrreichen Mitteilungen über Carions Leben.)

[2]) Es dürfte das aus einer Äußerung Carions in seinem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen, d. d. 26. April 1536 (bei Voigt a. a. O. S. 158) hervorgehen. Er schreibt bei Gelegenheit eines Besuches des Berliner Hofes in Halle: „der Kurfürst hat das Sacrament wie von Alters her genommen, und möchte ich wol leiden, daß E. F. G. ihm eine Correktion schriebe, doch ohne mich zu melden. All sein Sinn und Gemüth steht jetzt zum neuen Dom, Pfafferei und anderem Narrenwerk, Glocken und Thurmbauen u. s. w.“ Vgl. auch seinen Brief vom Jahre 1533 an Herzog Albrecht

Albrecht von Preußen ist Carion von 1527 an in naher Beziehung; Albrecht war ja ebenfalls ein gelehrter, aber von astrologisirenden Neigungen tief erfüllter Fürst. Er schätzte den Astronomen jedoch zugleich noch um anderer Eigenschaften willen. Carion war offenbar ein gewandter Geschäftsmann und wurde daher von dem Kurfürsten Joachim und dessen Nachfolger zu mehreren diplomatischen Sendungen, wie z. B. nach Kopenhagen und an den polnischen Hof verwendet, wie er auf der anderen Seite von Albrecht nebenher als dessen Geschäftsträger am Berliner Hofe in Bestallung genommen war. Nach allem stand Carion noch eine reiche Thätigkeit in Aussicht, er starb aber schon in der ersten Hälfte Aprils 1537 zur Überraschung seiner auswärtigen Freunde rasch dahin[1]). Es hat beinahe den Anschein, als sei sein Körper den Anforderungen, die das Hofleben jener Zeit zu stellen pflegte, nicht gewachsen gewesen[2]).

Die Beschäftigung mit historischen Dingen lag einem Manne wie Carion, der noch dazu durch die Melanthonische Schule gegangen war, der in der Nähe eines wissenschaftlich angeregten Fürsten lebte, der zugleich eine polyhistorische Bildung besaß — er war auch Doktor der Medizin —, der überdies in praktischer Politik sich befähigt erwiesen hat, man darf das annehmen, in keiner Weise ferne. Um das doch nebenher zu erwähnen, er hatte auch Zeit gefunden sich mit der Wappenkunde abzugeben und wurde von Herzog Albrecht von Pr. auch zu diesem Zwecke zu Rate gezogen[3]). Die Veranlassung zu seiner Chronik waren, wie er in dem Widmungsschreiben an den Kurfürsten Joachim

---

bei Voigt a. a. O. S. 148 bzw. 150 oben, über seine Begrüßung Luthers und Melanthons, u. sonst.

[1]) Voigt a. a. O. S. 160 Anm. 2.

[2]) Voigt a. a. O. S. 150 schreibt er d. d. 26. April 1526 an Herzog Albrecht von Pr. über den Besuch in Halle: „— Wir andern aber hatten eine solche Marterwoche und Ostern, daß keiner nüchtern zu Bett gehen konnte. Hätten wir alle Tage gefastet, es wäre uns an Leib und Seele gesünder gewesen.“

[3]) Voigt a. a. O. S. 159.

schreibt, wiederholte Aufforderungen von Freunden, er möge einen kurzgefaßten Auszug aus den Chroniken herstellen, aus welchem man die wichtigsten Ereignisse in geordneter Gestalt übersehen und kennen lernen könne, und wegen der Nützlichkeit eines solchen Unternehmens habe er sich jenem Wunsche nicht entziehen wollen. Aber trotz aller Bereitwilligkeit, mit welcher er an die Arbeit ging, war in diesem Falle sein Selbstvertrauen doch so gering, daß er es für angezeigt hielt, die Chronik, als er sie fertig gestellt hatte, seinem Lehrer Melanthon zur Durchsicht und Überarbeitung zu überschicken[1]). Schon einmal, als viel jüngerer Mann, war an Melanthon die Aufforderung herangetreten, das Werk eines anderen zu revidiren und zu verbessern: die Chronik des Johannes Naucleros meinen wir[2]). Seine Neigung war nun fortgesetzt in so hohem Grade auf die Historie gerichtet und er hatte zugleich eine so hohe Vorstellung von der erhabenen Bestimmung derselben, daß er der Bitte seines Schülers ohne Widerstreben nachkam. Die Schwierigkeit, die sich aus diesem Hergange ergibt, ist nun leider die, daß wir nicht im Stande sind zu bestimmen, was an Verdienst an diesem Werke Carion und was seinem Meister zukommt. Daß Melanthon den Körper des Carion'schen Entwurfes bestehen ließ, unterliegt keinem Zweifel, aber nicht minder gewiß ist, daß er mehrfache Veränderungen vorgenommen und auch die Form des Werkes umgestaltet hat[3]). Genug, Melanthon hat diese Überarbeitung vollzogen, die deutsche

---

[1]) Melanthon schreibt am 12. Juni 1531 darüber an Camerarius (Corpus Reformatt. II, 505): „Carion misit huc χρονικὰ excudenda, sed ea lege, ut ego emendarem: Sunt multa scripta negligentius. Itaque ego totum opus retexo, et quidem germanice, et constitui complecti praecipuas mutationes maximorum imperiorum."

[2]) S. oben S. 61 ff.

[3]) Schreibt er doch im Januar 1532 an Anton Corvinus: Mitto tibi chronicon, in quo etsi sunt mei quidam loci, tamen ipsa operis sylva non est mea. Misit enim Carion ad me farraginem quandam negligentius concervatam, quae a me disposita est, quantum quidem in compendio fieri potuit. (Corp. Ref. II, 561.)

Sprache, in welcher die Chronik ursprünglich abgefaßt war, bestehen lassen, und dieselbe trat im Jahre 1532 zu Wittenberg an das Licht. Von einem Anteile Melanthons an dem Werke sagt Carion selbst nichts; es konnte aber bei dem regen gelehrten Verkehr desselben und bei der Offenheit, mit welcher er über diese Angelegenheit sich äußerte, nicht fehlen, daß das wirkliche Sachverhältnis schnell überall bekannt wurde. Die Vermutung liegt sogar nahe, daß gerade dieser Umstand zu dem außerordentlichen Erfolge dieses Buches nicht wenig beigetragen hat. Denn einen solchen hat es in der That gehabt: das bezeugen die wiederholten Auflagen, Fortsetzungen, Übertragungen nicht bloß in das Niederdeutsche und Lateinische, Französische, sondern sogar in das Spanische mit hinlänglicher Deutlichkeit[1]). Unter den Vorzügen, welche jenen Erfolg erklären helfen mögen, muß die Abfassung der Chronik in deutscher Sprache immerhin erwähnt werden; es gab in der That damals kein kompendiöses Werk der Art, das dem Bedürfnisse auch der Nichtgelehrten hätte gerecht werden können; die bald erfolgte niederdeutsche Bearbeitung deutet denn auch in diese Richtung. Die kompendiöse Fassung muß ohne Zweifel mit in die Wagschale gelegt werden. So voluminöse Werke, wie z. B. die Chronik Hartmann Schedels war, konnten doch, trotz der Übertragung in die Muttersprache, nicht jedermann zusagen. Weiterhin muß man zugeben, ob das nun Carions oder Melanthons Verdienst sein mag, die Form ist nicht ungeschickt und die Auswahl und Gruppirung des Stoffes verrät eine nicht ungeübte Hand. Die Einkleidung bewegt sich nach der herkömmlichen Schablone, die sich ja auch noch länger behauptet hat und nicht ohne harten Kampf überwunden wurde. Das Werk zerfällt in drei Bücher, von welchen das erste von Adam bis auf Abraham reicht, das zweite sich an das Daniel'sche Schema von den vier Monarchien anschließt und die Geschichte bis Augustus behandelt, das dritte endlich

---

[1]) Strobel a. a. O. S. 165 ff.

sich bis zum Jahre 1532 fortsetzt; hier steht nach der Natur des einmal gewählten Schemas die deutsche Geschichte im Mittelpunkt. Die Darstellung ist zwar ohne wesentliche Originalität, aber mit wohlthuender Behaglichkeit und Ruhe gehalten: es kann auch in dieser Beziehung keinen größeren Gegensatz geben als S. Francks Geschichtsbibel und Carions Chronik. Freilich hat Melanthon im übrigen wohl schon damals gefühlt, daß noch vieles an dieser zu thun sei, wenn sie höheren Ansprüchen genügen solle. Wie hoch er sie aber auch so hielt oder wie lieb sie ihm geworden war, geht aus dem Umstande hervor, daß er sie bei seinen Vorlesungen über Geschichte zu Grunde legte. Das war aber zugleich in der That ein Mittel, am sichersten zu erkennen, wo die Schwächen und Lücken des Werkes lagen. Bekanntlich ist Melanthon auf diesem Wege zu dem Entschlusse geführt worden, diese erste Carion'sche Chronik, die dessen Namen immerhin mit ziemlichem Rechte führt, einer vollständigen Um- und Neubearbeitung zu unterwerfen. Und in der That entstand so ein ganz neues Werk.

Ehe wir aber von diesem und von Melanthons Verhältnisse zur Geschichtschreibung überhaupt des nähern reden, möchten wir eines Fortsetzers der ursprünglichen Carion'schen Chronik hier mit einigen Worten gedenken. Es ist das ein durch sein späteres Schicksal merkwürdig gewordener Mann, dessen Gedächtnis gerade in neuester Zeit nachdrücklich aufgefrischt worden ist, nämlich Johannes Funck (Funcke, Funccius), in Wöhrd bei Nürnberg 1514 geboren[1]). Derselbe hatte in Wittenberg studirt und war im Jahre 1543 Prediger in seinem Geburtsorte geworden. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1547 und nahm dann, weil er sich durch seine starke Parteinahme gegen den Kaiser im schmalkaldischen Kriege kompromittirt fühlte, seine Entlassung. Von Nürnberg und Wittenberg aus empfohlen, rief ihn dann

---

1) Vgl. C. Alfred Hase, Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger u. s. w. Leipzig 1879. — Will-Nopitsch, Nürnberg. Gel.-Lexikon I. — Müller: in der A. deutschen Biographie s. h. v., wo man auch die übrige Literatur angeführt findet.

der Herzog Albrecht von Preußen in seine Dienste: hier hat er auch am Hofe eine einflußreiche Stellung gefunden, aber, in die theologischen und politischen Gegensätze des Landes zu tief verwickelt, im Jahre 1566 ein tragisches Ende auf dem Schafotte genommen. Funck ist bereits vor seiner Übersiedelung nach Preußen literarisch thätig gewesen. Schon im Jahre 1545 hat er den ersten Teil eines in lateinischer Sprache verfaßten allgemeinen Geschichtswerkes erscheinen lassen, der bis Christus herabreicht[1]). Den zweiten Teil hat er in Königsberg ausgearbeitet, jedoch ist derselbe nicht gedruckt worden. Wie schon der Titel besagt, ist in dem Buche das Hauptgewicht auf den chronologischen und nicht auf den historiographischen Gesichtspunkt gelegt: es nähert sich mehr der Form einer allgemeinen Geschichtstabelle in größerem Stile, ist mit Einsicht und zugleich einer nicht zu verkennenden Tendenz disponirt und darum auch mit Beifall aufgenommen worden. Die Vorrede atmet deutlich die melanthonische Schule und Anschauung über Wesen und Zweck der Historie, welche dieser wiederholt ausgesprochen hat. Funcks Ausgabe der Carion'schen Chronik führt diese in seiner Fortsetzung von 1532 bis 1546 herab. Seine Zusätze unterscheiden sich von der objektiven Haltung Carion-Melanthons durch einen freieren subjektiveren Ton, der indes Melanthons Billigung nicht gefunden hat[2]).

Diese Carion'sche Chronik ist nun, trotz des ihr gewordenen ungewöhnlichen Erfolges, durch die völlige Umarbeitung, die ihr Melanthon in den letzten Jahren seines Lebens angedeihen ließ, vollständig in den Schatten gestellt worden[3]). In Wittenberg herrschte seit der Gründung der Universität überhaupt ein reges

[1]) Chronologia hoc est omnium temporum et annorum ab initio mundi usque ad resurrectionem D. n. Jesu Christi computatio.

[2]) Strobel a. a. O. S. 166 ff.

[3]) Vgl. Harry Bretschneider, Melanchthon als Historiker. Ein Beitrag zur Kenntniß der deutschen Historiographie im Zeitalter des Humanismus. Programm des k. Gymnasiums zu Insterburg. 1880.

Interesse für die Geschichte. In welchem Grade Friedrich d. W. dieses teilte, haben wir bereits berührt. Selbst seine historischen Kenntnisse innerhalb eines bestimmten Kreises waren für einen Mann wie er nicht gering; die Stellung Spalatins in seiner Nähe ruhte mit auf seiner Brauchbarkeit für die Befriedigung dieser löblichen Neigung seines Herrn. An Anregungen und Unterstützungen in dieser Richtung hat es der Kurfürst nicht fehlen lassen[1]). Die Reformation und die von ihr ausgehenden Kämpfe mußten notwendigerweise die Beschäftigung mit der Geschichte begünstigen, das Studium, die Erforschung derselben anfeuern und beleben. So mancher der Reformatoren oder ihrer Parteigänger nimmt auch in den Reihen der Geschichtschreiber einen Platz ein. Von Luther selbst kann man dieses zwar nicht sagen, seine Kenntnisse nicht bloß in der Kirchengeschichte waren indes wirklich groß, wie jeder Kenner seiner Werke bezeugen muß. Er hätte, wie das einzelne Stellen oder Bruchstücke erhärten, in einem ganz anderen Grade als S. Franck das Zeug zu einem volkstümlichen Historiker gehabt, wenn je seine Bestimmung auf diesem Felde gelegen hätte. Von dem Werte und der sittlichen Kraft der Geschichte und dem hohen Berufe des Geschichtschreibers hatte er die edelste Vorstellung, wenn er auch über die wissenschaftliche Aufgabe derselben so wenig nachgedacht hatte als die meisten seiner Zeitgenossen. Er hält die Kenntnis derselben für alle Menschen hoch vonnöten; „darum auch Gott selbst eine solche Chronica seiner Kirche für und für geben und darinnen allein erhalten hat“[2]). „Wer nicht ganz wüste und gottlos ist, der soll gerne zurück gedenken und lernen, was von solch hohen und großen Sachen vor Alters durch wahrhaftige Zeugen verzeichnet ist.“[3]) Die Zeugnisse der Vergangenheit müssen daher überall geachtet werden. „Verachtung solcher Schriften

---

[1]) Vgl. D. Buder, de Friderico III. Sapiente, Saxoniae Electore, Historiarum Patrono et Propagatore oratio. Jenae 1731.

[2]) S. W. 14 S. 1106.

[3]) Ebendas. S. 1107.

und Erinnerung von Historien und ihrer Ordnung sind nicht allein eine grobe, tartarische und cyclopische Barbarei, sondern eine teuflische Unsinnigkeit, dadurch der Teufel gern wollte rechte Gotteserkenntniß weiter und mehr auslöschen." [1]) Er ist so erfüllt von dem Nutzen der Geschichte, daß er verlangt, alle Regenten und Gelehrten, jeder nach seinem Stande und seinen Kräften, sollen für die Herstellung „rechter Chroniken und Historien" sorgen und sie auf die Nachkommen vererben [2]). Ist die Geschichte doch voller warnender Beispiele, daß das Böse schon in diesem Leben bestraft wird [3]). Spricht doch der hochberühmte Varro, daß die allerbeste Weise zu lehren sei, „wenn man zu dem Worte Beispiel oder Exempel giebt" [4]). „Darum", ruft er aus, „ist es ein sehr köstlich Ding um die Historie, denn was die Philosophie, weise Leute und die ganze Vernunft lehren oder erdenken können, das zum ehrlichen Leben nützlich sei, das giebt die Historie mit Exempel und Geschichte gewaltiglich, stellet es gleichsam vor die Augen, als wäre man dabei, und sehe es also geschehen." — „Und wenn man's gründlich besinnt, so sind aus den Historien und Geschichte fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Tröste, Stärke, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit sammt allen Tugenden — als aus einem lebendigen Brunnen gequollen; das macht, die Historien sind nichts anderes, denn Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, sonderlich die Menschen, erhält, regiert, hindert, fördert, straft und ehrt, nachdem ein jeglicher verdient Böses oder Gutes." — „Darum sind auch die Historienschreiber die allernützlichsten Leute und besten Lehrer, daß man sie nimmermehr genug kann ehren, loben

---

[1]) Ebendas. S. 1108.
[2]) Ebendas. S. 1108.
[3]) Ebendas. S. 1109.
[4]) Ebendas. S. 354. Die folgenden Sätze aus Luthers Vorwort der von Link 1539 besorgten Übersetzung der von Capella verfaßten Historie des Herzogs Franz Sforza von Mailand.

oder danksagen, und sollte das ein Werk sein der großen Herren, als Kaiser, Könige u. s. w., die da ihrer Zeit Historien mit Fleiß ließen schreiben, und auf die Liberei verwahrt, beilegen, auch sich keiner Kosten lassen dauern, so auf solche Leute, so tüchtig dazu wären, zu erhalten und zu erziehen gingen; wie man siehet, sonderlich in den Büchern der Richter, Könige und Chroniken, daß bei dem jüdischen Volk solche Meister sind gestiftet und gehalten gewest, auch bei den Königen in Persien, die solche Liberei gehabt haben, als man aus dem Buch Esen und Nehemiä wohl entnehmen kann. Dazu heutigen Tages die Fürsten und Herren müßen ihre Canzlei haben, darin sie ihre eigenen, und beide neuen und alten Sachen aufheben und beilegen; wie viel mehr solt man die ganze Zeit über ihres Regiments eine Historie um allen, oder zum wenigsten von den gewogensten Sachen fassen und den Nachkommen hinter sich lassen, denn was haben wir Deutschen mehr zu klagen, daß wir unserer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichte und Exempel nicht haben, und fast nicht wissen, wo wir herkommen sind, ohne was wir anderer Nationen Historien brauchen müssen, die vielleicht mehr aus Noth als zu ihrer Ehren unser müssen gedenken.“ Er weiß es wohl, die Geschichte steht nicht still: „Weil Gottes Werk ohne Unterlaß vor sich geht, wie Christus spricht, ‚Mein Vater wirket bis daher und ich auch‘ (Joh. 5, 17), so kann es nicht fehlen, es muß zu jeder Zeit etwas Merkliches geschehen sein, das wir billig merken sollten.“ Die Sache ist aber nicht leicht: „Es gehört hiezu ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz habe, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben, denn des mehreren Theil schreiben also, daß sie ihrer Zeit Laster oder Unfall den Herren oder Freunden zu Willen gern schweigen, oder auf's Beste deuten, wiederum geringe oder nichtige Tugend allzu hoch aufmutzen, — die Historien schmücken oder tadeln, darnach sie Jemand lieben oder feinden.“

Man fühlt sich dieser Anschauung gegenüber doppelt gedrungen zu bedauern, daß Luther nicht irgend eine langatmigere

historische Komposition versucht hat; die religiösen Motive würden zwar überall noch die nationalen überwogen haben, aber ebenso oft würden sie mit diesen zusammengefallen sein, und überhaupt, beherrscht die religiöse Auffassung nicht in irgend einer Gestalt die ganze Geschichtschreibung der Reformationszeit? In der That hat Luther nach Melanthons Zeugnis die Absicht gehabt, wenigstens sein Leben und Ringen selbst zu beschreiben, und nur der Tod hat ihn daran verhindert, seinen Entschluß auszuführen. Diese Autobiographie war bestimmt gewesen, die Einleitung des 2. Teiles seiner gesammelten Werke zu bilden[1]. Es ist gewiß kein geringer Verlust, der sich an das Unterbleiben des Projektes knüpft: die Neigung, nicht bloß das Leben dritter, sondern das eigene zu beschreiben, war, wie wir schon hervorhoben und an seinem Orte illustriren werden, überhaupt in Zug gekommen; Luther würde sicher in Flammenzügen die Geschichte seines Lebensganges und seiner inneren Entwicklung niedergeschrieben haben. Unter dem, was ihn wie die meisten seiner denkenden Zeitgenossen nach der politischen Seite hin höchst lebhaft ergriff, weil es die Nerven seines innersten Wesens traf, stand die Türkenfrage obenan. Man weiß, wie diese Frage in unserer Literatur jener Zeit die mannigfaltigste Behandlung erfahren hat; am lebhaftesten vielleicht beschäftigte sich die Historie mit ihr. So hat denn Luther eine solche, vor geraumer Zeit in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift über die „Gebräuche und Sitten der Türken" im Jahre 1530 wieder neu auflegen lassen und mit einer Vorrede versehen, die in derselben Sprache geschrieben war. Diese von Luther besorgte Ausgabe des Originals sammt der Vorrede hat dann S. Franck aus freien Stücken ins Deutsche übertragen und hie

[1] Corpus reformatt. VI, 155; „Spem nobis fecerat Reverendus vir Martinus Lutherus, et curriculum se vitae suae, et certaminum occasiones in praefatione huius partis suorum monumentorum narraturum esse. Quod fecisset, nisi priusquam officinae typographicae hoc volumen absolverunt, Autor ex hac mortali vita ad aeternam Dei et Ecclesiae coelestis consuetudinem evocatus esset."

und da zugleich erweitert. Eine unmittelbare literarische Beziehung zwischen Luther und S. Franck könnte demnach aus diesem Falle nicht abgeleitet werden[1]). Was jener aber als historischer Erzähler zu leisten im Stande war, läßt sich aus seiner Vorrede zum 1. Bande seiner lateinischen Schriften schließen, in welcher er den Verlauf der Reformation nach seiner, aber hinreißenden Art schildert[2]).

Wenn also das Verhältnis Luthers zur Geschichtschreibung mehr ein mittelbares als unmittelbares, mehr ein rezeptives als produktives genannt werden muß, so erweist sich dafür die Stellung Melanthons zu derselben als eine durchaus unmittelbare und höchst ergiebige. Kaum einer auch der besten und gelehrtesten seiner Zeitgenossen hat teils selbst schaffend, teils andere anregend auf die Pflege der Historie einen so fruchtbaren Einfluß ausgeübt, wie der „Lehrer Deutschlands". Man kann zugleich nicht umhin zuzugeben, daß seine Kenntnisse in allen Teilen der Geschichte seltener Art waren und daß dieselben ihm in jedem Augenblicke zur Verfügung standen. Es ist in diesem Zusammenhange doch der Mühe wert davon zu reden, wie die Geschichte der Menschheit ihm auf der Grundlage jener seiner Kenntnisse nicht eine Sammlung von Notizen, oder eine Reihen-

---

[1]) Die längste Zeit hat man angenommen, daß Luther die von S. Franck besorgte deutsche Bearbeitung der in Frage stehenden Schrift befürwortet habe. Im „Anzeiger für die Kunde der d. Vorzeit" (Jahrg. 1869) ist aber der nach meiner Meinung überzeugende Beweis geführt worden, daß die Sache sich anders, bzw. so verhält, wie sie oben im Texte dargestellt ist. Die Übersetzung Francks erschien noch in dem gleichen Jahre mit Luthers Ausgabe. Da S. Franck zu dieser Zeit schon ernsthaft mit der Ausarbeitung seiner „Geschichtsbibel" beschäftigt war, welche als keine Huldigung an Luther betrachtet werden kann, ist es auch aus diesem Grunde wenig wahrscheinlich, daß er sich kurz vorher an denselben um eine Gefälligkeit der Art, wie die Befürwortung eines Buches doch offenbar war, gewendet haben wird.

[2]) Der 1. Band der gesammelten lateinischen Schriften Luthers erschien im Jahre 1545. Der schon genannte Johannes Funck (S. oben S. 194) hat noch in demselben Jahre eine deutsche Übersetzung von jener Vorrede veranstaltet.

folge von Thatsachen, sondern etwas fortwirkend Lebendiges, Zusammenhängendes, Zusammenstrebendes war, „Gemälde des menschlichen Geschlechts" nennt er sie einmal[1]). Von der Aufgabe des Geschichtschreibers hat er eine würdige Vorstellung; es ist ihm klar, daß es dabei darauf ankommt, das Wesentliche der Ereignisse auszusondern, in die Tiefe der Dinge und der Absichten der Menschen einzudringen und das Erforschte klar und lichtvoll vorzutragen; dazu gehört, meint er, teils ein staatsmännisch angelegter Kopf, teils ein hochgebildeter Geist[2]). Die lehrhafte, nutzbringende Seite der Geschichte betont er wie Luther in erster Linie, aber noch nachdrücklicher, systematischer und bei jeder Gelegenheit. In der Einleitung in die neue Bearbeitung der Chronik Carions ergeht er sich über diese Frage noch einmal in charakteristischer Anschaulichkeit. Das geschichtliche Studium, heißt es da, sei schon von den Heiden gepflegt worden, weil aus der Historie sowohl für die Regelung des Privatlebens als noch mehr für die Ordnung des öffentlichen Wesens, wie schon Polybius treffend sage, vieles zu lernen und die Kenntnis der Geschichte die sicherste Anleitung und Vorbereitung zum politischen Leben und eine erleuchtete Lehrerin in der Ertragung des Unglückes sei. Die lehrhafte Kraft der Geschichte findet er u. a. namentlich in der

[1]) In der Zueignung des 2. Teiles der neuen Chronik Carions an den Erzbischof Sigismund von Magdeburg (Corp. Ref. IX, 1076): „Est historia pictura generis humani, in qua et Imperiorum et Ecclesiae aerumnae et pericula cernuntur."

[2]) Corpus Ref. III, 217 (Praefatio in Chronicam Abbatis Urspergensis): „Magnum et difficile opus est integram historiam recte scribere, et haud scio an inter eloquentiae opera omnium longe difficillimum. Facilius est tales commentarios excerpere, sed tamen eligere ea, quae plurimum habent ponderis, intelligere consilia atque occasiones negotiorum hominis est non solum non hebetis sed etiam usu periti et versati in Republica, et haec apte et dilucide recitare nemo nisi liberali doctrina excultus potest." — Vgl. Constant. Schlottmann, de Philippo Melanchthone. Reipublicae litterariae Commentatio. Bonnae 1859. — „Melanchthon als Jurist" von Dr. Hänel in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. 8 (1869) S. 242 ff. — „Melanchthon als Politiker" in R. Prutz' lit.-histor. Taschenbuch 3. Jahrgang (1845) S. 157 ff.

Thatsache, daß heilsame Einrichtungen der einen wieder von andern nachgeahmt wurden. Diesen Gesichtspunkt legt er sich nun freilich in seiner Weise zurecht und ist um Analogien, deren Koincidenz zum Teil recht zweifelhaft erscheinen muß, nicht verlegen; so setzt er z. B. das deutsche Kurfürstenkollegium in Parallele mit dem spartanischen Ephorat und den sieben Stammeshäuptern der Perser. Wenn nun auch ein solcher Vergleich sich nicht deckt und noch weniger von bewußter Nachahmung gesprochen werden kann, so erscheint der Versuch, solche historische Analogien aufzusuchen, gleichwohl als ein rühmenswertes Verdienst und darf ganz gewiß als das Kennzeichen eines feinen Kopfes gelten. In Melanthons Augen stellt aber die Geschichte nicht bloß Beispiele auf, die zur Nachahmung des Guten anregen, sondern auch solche, die vom Bösen abschrecken, denn ein allgemeines Gesetz ist, daß arge Unthaten durch die entsprechenden Strafen schon in diesem Leben vergolten werden. Nicht umsonst heiße es, daß wer zum Schwerte greift, auch durch das Schwert umkomme. Als gemeinsame Moral für alle Geschichtswerke könne jener Vers Virgils gebraucht werden: „Discite iustitiam moniti, et non temnere divos!“ Er führt dann zur Erhärtung dieser Vordersätze eine Reihe von Fällen an, die freilich bezeugen, wie wenig mit einer solchen moralisirenden Geschichtsbetrachtung der Sache selbst, d. h. dem richtigen historischen Urteile, gedient ist[1]). Einen ganz besonderen Wert jedoch hat die Geschichte, nach Melanthons Erörterung, für die Kirche[2]). Sie enthüllt uns den Plan Gottes mit dem Menschengeschlechte und dessen Erfüllung. Wir lernen aus ihr den Unterschied der Kirche Christi und anderer Sekten kennen; für das Verständnis der prophetischen Bücher ist ihre

[1]) Einleitung in die neue Bearbeitung von Carions Chronik Corp. Ref. XII, 712 sqq.

[2]) „Praecipue historia opus est in ecclesia.“ L. c. p. 713. — Über den Nutzen der Geschichte, besonders nach der Seite der kirchlichen Interessen, und von seinem Standpunkte aus sehr hübsch spricht er u. a. in der Dedikation der neuen Carion'schen Chronik an den Erzbischof Sigmund von Magdeburg. Corp. Ref. IX, 580 sqq.

Kenntnis im ganzen Umfange unentbehrlich. Er findet eine Auszeichnung darin, daß seiner Meinung nach gerade in den biblischen Schriften die ältesten geschichtlichen Aufzeichnungen enthalten sind. Kein Zweifel erscheint es ihm, daß Herodot da anfange, wo Jeremias aufhöre[1]). Er konstituirt demnach folgende Reihenfolge der Quellenschriftsteller: die Propheten, Herodot, Thucydides, Xenophon, Diodor (für Philipp, Alexander d. Gr. und die Diadochen), Polybius, Livius und die spätern[2]). Endlich findet er auch die Gegenüberstellung der heidnischen oder Profangeschichte und der Kirchengeschichte von großem Nutzen; denn die letztere weise nicht bloß Beispiele von Gottes Zorn, sondern auch von Gottes Gnade auf[3]). Der Gedanke von der Notwendigkeit der Geschichte kehrt, wie bemerkt, bei Melanthon immer wieder. Besonders wichtig aber ist sie in seinen Augen für die Fürsten, ein Gesichtspunkt, der ihn, neben der ohnedem bestehenden Gewohnheit, wohl bestimmt haben mag, seine historischen Schriften gerne regierenden Häuptern zu dediziren[4]). In letzter Instanz setzt er aber doch den religiös-moralischen Nutzen der Geschichte über alle andern Vorzüge derselben: er sieht im Grunde darin ihre wahre Bestimmung. Ein solcher Gesichtspunkt hätte bei konsequenter Durchführung alle seine Anstrengungen auf dem Gebiete der Geschichte von vornherein gefährden können; glücklicherweise gestaltete sich die Nutzanwendung dieses der Wissenschaft abgewandten Prinzips viel harmloser als man denken möchte und stellt der behandelte Stoff selbst ihm ein heilsames Gegengewicht gegenüber. Außerdem ist Melanthon bei einer ganzen Reihe seiner historischen Erörterungen gar nicht in die Versuchung ge-

[1]) Corp. Ref. IX, 533: „— continuatam esse mundi historiam ita, ut Herodotus inchoet suas narrationes paulo ante finem propheticae historiae."

[2]) L. c. XII, 714: „Erit igitur continua mundi historia: libri prophetici, Herodotus, Thucydides, Xenophon, Diodorus de Philippo, Alexandro et successoribus, Polybius, Livius, et deinde alii post Livium."

[3]) L. c. p. 716.

[4]) Vgl. Bretschneider a. a. O. S. 20.

kommen, sie mit jenem seinem moralisirenden Standpunkt zu durchsäuern. Er hat sich nämlich, von der Hauptchronik abgesehen, durch eine große Anzahl kleinerer, selbständiger Arbeiten in allen Teilen der Geschichte versucht: da sind einmal seine Vorreden zu verschiedenen geschichtlichen Werken, die teils ihn, teils dritte zu Verfassern haben, zu nennen. Wichtiger wie zahlreicher sind seine sog. „Deklamationen“, welche die verschiedensten Gegenstände behandeln, aber sich doch überwiegend auf dem Gebiete der deutschen Geschichte besonders des Mittelalters bewegen; von des Tacitus Germania hat er eine eigene Ausgabe (in zwei Auflagen) veranstaltet. Auch die Geschichte einzelner deutscher Territorien hat er skizzirt und einzelne deutsche Länder, wie Schwaben und Franken, in Prosa beschrieben und gefeiert[1]). Dazu die Reden über bedeutende Fürsten und Männer der Zeit; die Zeitgeschichte lag ihm überhaupt ungemein warm am Herzen, und wir haben von ihm manche interessante zeitgeschichtliche Aufzeichnung, wobei er gern die annalistische Form wählte[2]). Die großen Ereignisse der Zeit, in welchen er von einer Seite her selbst persönlich und unmittelbar verwickelt war, verfolgte er mit der unermüdlichsten Teilnahme, seine literarischen Verbindungen reichten außerordentlich weit, er erhielt von allen Seiten briefliche Mitteilungen über politische Neuigkeiten, in Wittenberg selbst fehlte es selten an Freunden, die ihn aufsuchten und das Neueste mitteilten, wie er selber wieder nach einem gewissen Systeme interessante Nachrichten in der Gestalt von Briefzeitungen an seine Freunde und Korrespondenten zu besorgen pflegte[3]). Und so engherzig seine Theorie auch in seinen historischen Anschauungen und Konstruktionen mit Recht scheinen mag, in der Praxis wußte er doch auch hierin sich ein bestimmtes Maß der Freiheit zu wahren oder, wenn man lieber will, indem er in

---

[1]) Corp. Ref. XI, 374 sqq.

[2]) Vgl. Corp. Ref. IX, 706 sqq.

[3]) Näheres hierüber in R. Graßhoffs Dissertation: „Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts“ (Leipzig 1877) zu finden.

der Geschichte überall dem ethischen Moment nachging, erhielt er sich seinen Blick doch frei genug, um zu sehen oder zu gestehen, daß einem Profanschriftsteller der alten Welt, wie einem Pindar oder Virgil, gleichfalls eine hohe didaktische und sittigende Kraft innewohne wie den Psalmen Davids, wenn diese auch das eine Große voraus haben, daß sie zu der Heilsanstalt für die Menschheit in unmittelbarer Beziehung stehen[1]). Es ist überhaupt lehrreich zu beobachten, wie bei Melanthon der Humanist, soweit dieses Wort ihm gegenüber überhaupt angewendet werden darf, öfters wie mit Gewalt durchdringt oder mit dem Theologen ringt, in der Regel aber gehen sie friedlich neben einander her oder reichen sich die Hand. Fürwahr, die Jugend war glücklich zu preisen, die sich zu den Füßen eines Lehrers setzen durfte, der mit den sachlichen die religiösen wie die menschlichen Motive in so seltenem Einklang aufzusuchen und zu erörtern verstand! Ein prächtiges Beispiel der Art liefert uns u. a. seine Vorrede zur Ausgabe des Homer von Veit Wiedheim, in der zugleich zu allem andern hier die nationale Saite mit Kraft angeschlagen wird[2]). Es ändert nichts daran, daß für die spezifisch philologische Seite der Sache durch eine solche Art, die Alten zu behandeln, wenig übrig bleibt oder blieb: der Impuls, der durch dieses, ich möchte sagen sittliche Pathos für eine höhere Auffassung des Altertums gegeben wurde, war doch von der nachhaltigsten und ausgiebigsten Art.

Melanthons Zeitgenossen haben vielleicht zum geringsten Teile seine Stellung zur Pflege der Geschichte in dem Maße übersehen können, wie wir das vermögen; dagegen über das große Verdienst, welches er sich durch die Neubearbeitung der Carion'schen Chronik erwarb, waren sie im weitesten Umfange im Klaren. Wir haben schon einmal daran erinnert, wie gerne er zum wiederholten Male der Erzählung Reuchlins gedachte, nach welcher der Kurfürst Philipp von der Pfalz R. Agricola

[1]) Corp. Ref. IX, 675 (an Christoph von Carlowitz).

[2]) Corp. Ref. XI, 397 sqq.

veranlaßt hatte, eine Universalgeschichte nach der Schablone der vier Monarchien auszuarbeiten[1]). Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß es zufolge der gesammten Entwicklung Melanthons sich wie eine innere Notwendigkeit ergab, daß er beinahe am Schlusse seiner literarischen Laufbahn nun selbst ein derartiges Werk verfaßte. Wie schon berührt, ging es aus Vorlesungen hervor, die er über die ältere Chronik Carions, an welcher er selbst bereits ein bestimmtes Maß von Anteil gehabt, in Wittenberg gehalten hat. Die in Rede stehende Neubearbeitung ist wirklich ein ganz neues und selbständiges Buch: auch bei genauer Vergleichung erinnert sie nur wenig mehr an die ursprüngliche Vorlage. Allerdings hat Melanthon das Werk nicht so weit geführt, als er beabsichtigt hatte: der 1. Teil, der 1558 abgesondert erschien, geht bis Augustus, der 2. Teil, der 1560 kurz vor des Verfassers Tode abgeschlossen wurde, reicht bis auf Karl d. Gr. herab[2]). Die Fortsetzung bis auf Karl V. herunter wurde vom Senate der Wittenberger Universität Melanthons Schwiegersohn Dr. Kaspar Peucer übertragen, der sie in zwei Abteilungen mit Geschick und im Geiste seines Vorgängers ausführte (1564 und 1565). Diese Neubearbeitung hat einen noch lebhafteren Beifall gefunden als die ursprüngliche Chronik. Sie ist neben und nach dem Grundrisse Sleidans für lange Zeit das beliebteste Buch über Universalgeschichte geblieben. Und dies, um es sogleich zu sagen, mit vollkommenem Recht. Nicht als

[1]) S. oben S. 46 Anm. 3. — Zu vgl. u. a. Melanthons Vorrede zu E. Brotuffs „Genealogie und Chronika des durchl. Hauses der Fürsten zu Anhalt &c." Die Vorrede ist vom 31. August 1556 datirt und enthält über Melanthons schon berührte Ansicht vom Nutzen der Geschichte einige lehrreiche Sätze, namentlich in Betreff des Nutzens derselben für Fürsten und Staatsmänner.

[2]) Der 1. Teil führte den Titel: „Chronicon Carionis latine expositum et auctum multis et veteribus et recentibus historiis in narrationibus rerum Graecarum, Germanicarum et Ecclesiasticarum, a Phil. Melanthone (1568). Der 2. Teil führte die Aufschrift: Secunda pars Chronici Carionis ab Augusto Caesare usque ad Carolum M. Exposita et aucta a Ph. Melanthone (1560).

wenn es ein Werk besonders tiefer und sorgfältiger Forschung wäre, in welchem jede einzelne eingetragene Thatsache mit ängstlicher Sorgfalt erst festgestellt wurde, nicht als entwickelte der Verfasser eine ungewöhnliche kritische Schärfe — durchaus nicht, — skeptisch wird er höchstens gegenüber gewissen Ansprüchen des Papsttumes — nicht als riefe er Quellen zur Benutzung herbei, die bisher außerhalb des Gesichtskreises der zeitgenössischen Historiker gestanden hätten, oder als habe er sich eine neue originale Form für die Einkleidung seines Stoffes erfunden: alles das läßt sich dem Werke mit Grund nicht nachrühmen. Seine Eigentümlichkeit und seine Vorzüge liegen auf einer andern Seite. Es hat — im gelehrten Gewande — in vergleichungsweise ziemlicher Ausführlichkeit dem gebildeten Leser von dem universalgeschichtlichen Stoffe in bequemer Form gerade so viel gegeben, als damals zu solchem Zwecke zu haben war und billigerweise verlangt werden konnte. Wir können nicht zugeben, daß die griechische oder römische oder irgend eine andere Geschichte auf Kosten der heiligen zurückgesetzt sei: die nichtjüdischen Völker der alten Welt kommen alle zu ihrem Rechte und mit erfreulicher Anschaulichkeit und in schicklicher Aufeinanderfolge entrollt sich das Gemälde der verschiedenen Gruppen, ohne daß man sagen könnte, daß ein Wesentliches übersehen sei. Daß die Kirchengeschichte nicht zu kurz kommt, wird man von einem Manne wie Melanthon und von einer Zeit wie die der Reformation kaum anders erwarten. Wir glauben nicht, daß es zweckmäßig gewesen wäre, sie in einem Zuge zur Darstellung zu bringen, statt in Abschnitten, die sich an die parallel laufenden Perioden der Profangeschichte anschließen. Die Kirchengeschichte hat sich ja doch auch nicht unabhängig von aller der Berührung mit der politischen Welt entwickelt. Freilich der Nachweis eines engeren Zusammenhanges ist nicht geboten, von dem, was man später Pragmatismus nannte, ist bei Melanthon überhaupt wenig zu finden, es ist nur die äußere und zeitliche Verbindung der Ereignisse und Entwicklungen, die er wiederzugeben weiß. Die römische Kaiser-

geschichte erzählt er ziemlich eingehend, obwohl er nicht viel Freude daran hat. Er sagt es in der Dedikation dieses 2. Teiles an Erzbischof Sigmund von Magdeburg geradezu, daß er bereits Ermüdung verspüre, die vorausgegangenen älteren Zeiten hätten für ihn manchen Reiz gehabt und hätten zugleich bessere Geschichtschreiber[1]). Die Scheusale der römischen Kaiser und die Zänkereien der christlichen Theologen, die Wut der Sekten u. s. f. hat für ihn etwas Abstoßendes[2]). Gleichwohl hat er den ihm widerstrebenden Stoff diese seine Abneigung nicht entgelten lassen, tritt doch das Christentum in die Welt und fast gleichzeitig mit ihm die Deutschen. Unser deutsches Altertum hat ihn ja stets lebhaft angezogen und so widmet er auch hier den Cheruskern, dem Herzog Arminius und den verschiedenen deutschen Völkerschaften ein eigenes Kapitel, worin zugleich das Emporkommen der Langobarden und der Franken betont wird. Leider hält er gerade vor Karl d. G. inne; das Auftreten des Bonifazius ist das letzte, was er erzählt: mit einem Seufzer für das Wohl der Kirche dieser Gegenden bricht er ab. Schon krank, hat er in den letzten Wochen seines Lebens an diesem 2. Teile der Chronik diktirt[3]). Es bleibt immer zu bedauern, daß er das Werk, wie sicher beabsichtigt war, nicht zu Ende führen konnte. Das Mittelalter, und im besondern das deutsche, war ihm seit langer Zeit nicht fremd, er war darin besser als viele andre zuhause; wir werden noch darauf zurückkommen. Auch seine Gesinnung war so geartet, daß wir jene Zeiten gerne von ihm erzählt gesehen hätten.

---

[1]) Was die von Melanthon überhaupt benutzten Quellen anlangt, so nennt er gelegentlich einzelne, wie z. B. die römische und die griechische. Bei seiner ausgebreiteten Belesenheit und umfassenden Kenntnis des Altertums kann ihm wenig entgangen sein, die überwiegende Zugrundelegung einer Quelle wird man kaum nachweisen können. Er hat seinen Stoff selbständig von den verschiedensten Seiten her zusammengetragen.

[2]) Corp. Ref. IX, 1074 sqq.

[3]) S. Annales Vitae Ph. Melanthonis (Corp. Ref. IX, p. XV).

Die Fortsetzung und Vollendung der Melanthonischen Chronik hat sein Schwiegersohn Kaspar Peucer, ein Mann nahezu polyhistorischer Bildung, auf sich genommen und durchgeführt[1]). Geboren zu Bautzen am 6. Januar 1525, studirte er in Wittenberg zuerst Medizin, weiterhin unter Melanthons Leitung die klassische Literatur, wurde 1554 Professor der Mathematik, 1560 der Medizin und Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen, seines Landesherrn. Seine späteren widrigen Schicksale, die mit der Verfolgung der sog. kryptocalvinistischen Tendenzen zusammenhängen, sind bekannt[2]). Er starb als Leibarzt des Fürsten von Anhalt am 25. Dezember 1602 zu Dessau[3]). Der erste Teil der Fortsetzung, der bis zu Kaiser Friedrich II. reicht, erschien 1562, der zweite, der mit Kaiser Maximilian I. schließt und dem ein Anhang über die Anfänge der reformatorischen Bewegung („De Ecclesia") beigegeben ist, im Jahre 1565. Wie schon bemerkt, man kann nicht sagen, daß die Aufgabe in unwürdige Hände gelegt worden sei. Die Erzählung ist hinlänglich breit angelegt und man fühlt, daß der Verfasser sich auf keinem ihm fremden Boden bewegt. Er selbst weiß zwar recht gut, daß es ein gewagtes Unternehmen ist, mit einem Vorgänger wie Melanthon zu wetteifern, er will aber verhindern, daß nicht Unberufene und Übelwollende ihm zuvorkommen[4]). Die Weihe, die über die Melanthon'sche Arbeit ausgegossen liegt, vermißt man zwar an der Fortsetzung seines Schwiegersohnes, jedoch

---

[1]) Wie schon erwähnt, zuerst 1560 auf Wunsch des Wittenberger Universitätssenats zunächst in der Gestalt von Vorträgen für die Studirenden, und diese sind dann in den Druck gegeben worden. S. Corp. Ref. X, 207.

[2]) Vgl. über ihn allg. Encyklopädie (von Ersch und Gruber) Sekt. III Tl. 19 S. 435 ff. — Auch in dem Werke Gillets, Crato von Crafftheim und seine Freunde (Frankfurt a. M. 1860 2 Bde.), findet sich vieles über ihn. Nach Förstemann, Album der Universität Wittenberg S. 202, lautete die ursprüngliche Namensform: „Beutzer".

[3]) S. u. a. Henke, K. Peucer und Nicol. Krell. Marburg 1865.

[4]) Vgl. die Dedikation des 4. (= 1.) Buches an den Erzbischof S. von Magdeburg.

muß man zugeben, daß dieser mit Fug auf einen Teil des Erfolges, der dem Gesammtwerke geworden ist, Anspruch machen durfte. Indem er die Geschichte des römischen Reichs im Mittelalter in die Mitte seiner Darstellung versetzt, geschieht es, daß die deutsche Geschichte bei weitem am ausführlichsten und mit Sachkunde behandelt wird; auch die Geschichte der einzelnen deutschen Territorien kommt teilweise eingehend zur Sprache. An Urteil fehlt es Peucer in keiner Weise; als eifriger Anhänger der Reformation ist ihm die Stellung zur Beurteilung der Geschichte unserer Kaiser und ihrer Kämpfe mit den Päpsten von selbst gegeben. Diese Abschnitte, welche die deutsche Geschichte behandeln, sind offenbar das wertvollste an dem Werke. Daneben nimmt er bei der Darstellung der oströmischen Geschichte Gelegenheit, dem Emporkommen der Türken, ihrem Vordringen nach Westen und was alles damit zusammenhängt, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Türkenfrage, die, wie wir wissen, gerade auch die Reformatoren aufs lebhafteste beschäftigte, wirkt auch hier auf die Geschichtschreibung ein: das politische Interesse beherrscht das historische. Das 16. Jahrhundert, soweit es zur Darstellung gelangt, stellt Peucer nach seinen eigenen Erinnerungen dar und tritt hierbei ausgesprochenermaßen einem Fortsetzer des Nauclerus, dem Kölner Karthäuser Lorenz Surius entgegen, über den er sich in der Dedikation zum 5. (= 2.) Buche an den Kurfürsten August von Sachsen aufs bitterste und zugleich verächtlichste äußert[1]). Den früheren Jahrhunderten gegenüber ist er nicht in dem Grade selbständiger Forscher wie sein Schwiegervater, aber er bewährt sich dafür als ein höchst verständiger und einsichtsvoller Kompilator, der nach bestimmten Grundsätzen seinen Stoff an der rechten Stelle zu suchen weiß und mit Takt die Auswahl trifft. Es ist wohl anzunehmen, daß in irgend einer Weise Fingerzeige von Seite Melanthons, etwa bei dessen historischen Vorträgen, ihn unterstützt haben.

[1]) Die Epistola dedicatoria zum 5. Buche: Adjecit nuper ad Naucleri chronologiam Paralipomena Monachus.

Die dritte in der Reihe der hervorragenden Universalgeschichten der Zeit rührt wieder von einem Manne ersten Ranges her, der zu den bedeutendsten literarischen und politischen Persönlichkeiten der Epoche der Reformation gehört: nämlich von Johannes Sleidanus. Wir werden uns bei Gelegenheit der Besprechung seines Hauptwerkes mit seinen Lebensverhältnissen, die merkwürdig genug sind, soweit das unvermeidlich ist, beschäftigen, an dieser Stelle lassen wir es uns genügen, den Wert und das Charakteristische seiner im Jahre 1556 zum ersten Male erschienenen Schrift „de quatuor monarchiis" oder „de quatuor summis imperiis" festzustellen. Es hat an Erfolg bekanntlich die Carion'sche Chronik bei weitem überflügelt, man zählt einige siebzig Auflagen, die es nach einander erlebt hat; bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein hat es sich in Ansehen erhalten, noch der Vater K. Friedrich des Großen hat aus einer französischen Übersetzung desselben Universalgeschichte lernen müssen[1]). Sleidans berühmtes Werk über das Zeitalter K. Karl V. mag allerdings dem Ansehen seines universalhistorischen Kompendiums zu gute gekommen sein, aber dasselbe besitzt doch eine Reihe so vieler selbständiger und in jener Zeit seltener Vorzüge, die vollkommen hingereicht haben, der Schrift einen nachhaltigen Beifall zu sichern. Es trat von vornherein mit dem Anspruche auf, ein Leitfaden, ein Lehrbuch für die Jugend, und nicht mehr als dieses sein zu wollen[2]), und dieser Gesichtspunkt eines „Grundrisses" ist mit außerordentlichem Geschicke durchgeführt. Sleidan ist aber zugleich von allen seinen deutschen Zeitgenossen, die sich unter irgend einer Form mit allgemeiner Geschichte beschäftigt haben, das größere historische Talent: darum

[1]) Der Übersetzer war der preußische Historiograph Ant. Teissier. Er sagt in seinen Eloges des hommes savants (Leyde 1715) I, 258: „J'ai traduit ce traité en français et je l'ai fait imprimer à Berlin en 1700 pour l'usage de Monseigneur le Prince Royal et Electoral de Brandebourg."

[2]) In der Zuschrift an den Herzog von Wirtemberg, erste Ausgabe von 1556.

weiß er auch die Auswahl seines Stoffes so glücklich zu treffen. So genau er die Alten kennt, das rhetorische und moralisirende Element bleibt völlig ausgeschlossen, er hält sich zunächst vor allem an die Thatsachen, und ihre schlichte aber passende Gruppirung. Aber noch ein anderes: er arbeitet gründlich, wie nicht leicht ein anderer auf diesem Gebiete gearbeitet hat[1]). Er schreibt nicht etwa andere ab oder aus, er steht fast überall auf eigenen Füßen. Das chronologische Moment beschäftigt ihn, wie es Melanthons Aufmerksamkeit in noch höherem Grade in Anspruch nimmt, aber, wie begreiflich, mehr bei der Darstellung der alten Geschichte als der mittleren. Er ist zugleich ein geistreicher Kopf, einzelne Wendungen sind äußerst glücklich. Wie erhebt er seine Zeit über jede andere, sie, die nebst einer unvergleichlichen, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst geförderten Blüte der Wissenschaften, durch die wahre Erkenntnis Gottes erleuchtet ist! Die „Moral von der Geschichte" ist ihm die evidente Auflösung des römischen Reiches: ein Glied nach dem andern hat sich abgelöst und Deutschland ist allein davon übrig geblieben: dem Türken und dem Papste zum Trotze wird es sich aber mitten in seiner Zwietracht behaupten: eine fünfte Monarchie ist nicht möglich, weil — Daniel nur vier vorhergesagt hat u. s. w. Mit dieser Wendung verläßt Sleidan den geschichtlichen Boden und begibt sich auf ein Gebiet, auf welchem wir ihm hier nicht weiter zu folgen brauchen. Man könnte sagen, daß die Theorie von den vier Monarchien, als Form der Einkleidung für die Behandlung der Universalgeschichte, dadurch ad absurdum geführt wurde. Wie löblich die religiöse und patriotische Gesinnung, die sich bei dieser Gelegenheit ausspricht, mit Recht erscheinen mag, historisch wie politisch war damit nichts anzufangen. Es ist bezeichnend für die Macht der herrschenden Gesinnung der Zeit, daß auch ein Mann wie Sleidan sich in diesem Falle dem Bann derselben nicht entziehen kann. Man hätte wohl denken mögen, daß es unter diesen Umständen

[1]) Vgl. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation V, 383 (Ausgabe von 1867).

sich als ein zwingendes Bedürfnis hätte nahe legen müssen, daß nach einer anderen freieren Form für die Darstellung der allgemeinen Geschichte gesucht würde. Bekanntlich hatte sich die überlieferte Unform so festgesetzt, daß es noch lange dauerte, bis es dahin kommen konnte.

Die Zahl der universalhistorischen Werke der Reformationszeit ist mit den im vorstehenden behandelten hervorragenden Repräsentanten derselben keineswegs geradezu erschöpft, es war jedoch niemals unsere Absicht, irgendwie nach einer sozusagen bibliographischen Vollständigkeit zu streben, eine solche würde auf dem Gebiete der neueren Geschichtschreibung sich ebenso nutzlos als schwer erreichbar erweisen; es dürfte für unsere literarhistorischen Zwecke vorzuziehen sein, auf die nähere Hervorhebung der jeweiligen Hauptrichtungen, der Hauptleistungen und ihrer Urheber das Hauptgewicht zu legen, und was nicht auf die Zeitgenossen oder die kommenden Geschlechter nachweisbar wirkte, oder dessen Wert sich nicht wenigstens nachträglich erkennen und feststellen läßt und im Strome der fortrollenden Bewegung bald wieder spurlos untersank, wenn nicht zu übergehen, so doch mit flüchtiger Erwähnung abzufinden. Die verschiedenen Fortsetzungen einer und der andern großen Chronik, wie z. B. des Naucler, werden eben so gut oder besser unter den Werken über die Zeitgeschichte zur Besprechung gebracht[1]). Als weniger bekannt geworden, gedenke ich im Vorbeigehen der allgemeinen Chronik eines Fuldaer Bürgers, Valentin Müntzer, die im Jahre 1547 ans Licht

[1]) Es sei gestattet, hier an eine ältere Fortsetzung Nauclers von dem Hirschauer Mönche Nicolaus Baselius zu erinnern; sie umfaßt die Jahre 1501—1513 und ist gleich in der ersten Ausgabe Nauclers mit gedruckt erschienen. Der Inhalt dieser Fortsetzung ist von beschränktem Wert. Baselius hatte die Annales Hirs. seines Lehrers Trithemius ziemlich stark benutzt; so lange letzteres Werk nicht veröffentlicht wurde, was bekanntlich erst 1690 geschah, während die Fortsetzung des Baselius 174 Jahre früher erschienen war, konnte diese auf eine gewisse Geltung Anspruch machen, die jedoch von da an beträchtlich zusammenschmolz.

trat[1]). Der Verfasser sagt, daß zunächst chronologische Gesichtspunkte ihn zur Abfassung seines Buches bestimmt haben — er teilt seinen Stoff in drei Weltalter ein —, indes gibt er eine ziemlich gewöhnliche Kompilation; doch scheint er soviel Bildung besessen zu haben, daß er seine lateinischen Quellen, Naucler u. dgl., in das Deutsche zu übertragen im Stande war. Was seinem Machwerk einige Bedeutung verleiht, ist, daß er für die Fuldaische und Wirzburgische Spezialgeschichte, die sich ja mannigfach berührt, einige Lokalaufzeichnungen benutzte, die originalen Wert zu haben scheinen. Im übrigen ist nichts an ihm zu rühmen; von einer Komposition keine Spur und ebenso wenig von einer Kritik, sei es auch der bescheidensten Art. — Auf eine andere Arbeit, die einen universalgeschichtlichen Ausgangspunkt nimmt, hat Ranke in neuester Zeit aufmerksam gemacht[2]): der Verfasser war Jakob Ziegler (1480—1549), ein geborner Niederbaier, von Georg Frundsberg in seinen geheimen Geschäften gebraucht, auch sonst literarisch verschiedentlich thätig. Nur die ersten vier Bücher seines in Frage stehenden Werkes würden in diesem Zusammenhange überhaupt zu erwähnen sein: sie enthalten eine kleine Universalgeschichte von ausgesprochenem antipäpstlichem Standpunkte aus, des weiteren sind sie für unsere Zwecke ohne Bedeutung. Das fünfte Buch geht auf die Darstellung der Zeitgeschichte, namentlich der römischen Zustände über, und darauf kommen wir zurück. Einen universalhistorischen Versuch hat noch Ursinus Velius[3]), ein geborner Schlesier, gewagt, ein Mann von echter humanistischer Bildung, der noch die Zeiten

---

[1]) „Chronographie oder Beschreibung der Jaren vonn anfang der Welt bisz auff unsere Zeit dises lauffenden MDXLIX jars.“ Getruckt in der loblichen Stat Bernn inn Üchtlandt etc.

[2]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 4. Auflage (1867) 2, 363 ff. „Historie von der Romischen Bischoff Reich und Religion, Auch von Kaisern, Künigen vnd Gelerten Mannen die dawider gefochten vnd deshalb Verfolgung erlitten haben“ u. s. w. (die Handschrift liegt in Gotha).

[3]) „Epitome chronicorum mundi.“ Sein eigentlicher Name war Kaspar Bel (Velius). S. Aschbach, die Wiener Humanisten S. 382.

Maximilians I. gesehen hatte und eine Zeitlang Sekretär bei dem Kardinal Mathäus Lang, dem Lehrer des späteren K. Max II., gewesen ist; aber auch er hat auf einem anderen Gebiete der Geschichtschreibung mit vergleichungsweise größerem Erfolge gearbeitet. Unter den Fortsetzern von Universalgeschichten von anderer Hand ist Kaspar Hedio zu nennen, der das sehr verbreitete Werk des Italieners M. A. C. Sabellicus neu herausgab und von 1504 bis 1537 fortführte. Kaspar Hedio, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts (1494) in der Vaterstadt des Franz Irenicus geboren, gehört zu den interessanteren Erscheinungen der Reformationszeit[1]); den größeren Teil seines Lebens hat er in Straßburg zugebracht; mit den Reformatoren selbst, namentlich mit Melanthon, stand er in engster Verbindung, überhaupt und voll Eifer mitten im Strome der reformatorischen Bewegung, ein mutiger und treuer Anhänger und Vorkämpfer derselben[2]). Auf dem Gebiete der Historie war er auch sonst vielfach thätig, zumal als Übersetzer, und diese seine Arbeiten, geschickt gemacht, erfreuten sich unverkennbarer Beliebtheit. Er war ein ebenso thätiger als gelehrter Mann. So übertrug er die Kirchengeschichte des Eusebius, des Josephus Bücher von der jüdischen Geschichte, die sog. Ursperger Chronik, die er zugleich fortsetzte und von Melanthon mit einem sehr charakteristischen und lehrreichen Vorwort begleiten ließ, Platina's Biographien der Päpste, das Werk Cuspinians über die „Cäsaren", die Historien Ph. Commine's u. s. f. Von seiner Fortsetzung des Sabellicus werden wir weiter unten bei der Besprechung der zeitgeschichtlichen Darstellungen noch einmal sprechen. Hedio starb am 7. Oktober 1552 zu Straßburg, wo er als Domprediger die längste Zeit eine angesehene Stellung gefunden hatte.

---

[1]) Vgl. Adami, Vitae Theologorum p. 117. 118. A. deutsche Biographie sub h. v.

[2]) Er gehört auch zu den eifrigsten Berichterstattern des Herzogs Albrecht von Preußen. Vgl. Joh. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten u. s. w. S. 297 ff.

Eine neue und eigene Art der Universalgeschichte zum Handgebrauche und bequemer Übersicht sind die historischen Kalender, die in dieser Zeit aufkommen. Daß damit wissenschaftlich etwas gewonnen worden sei, wird niemand behaupten wollen, aber sie kamen einem vorhandenen Bedürfnisse entgegen, und der große Beifall, welchen die ersten Versuche der Art hatten, ging offenbar aus der gleichen Stimmung hervor, welcher die Chroniken von Carion und Sleidan ihren Erfolg zu verdanken hatten. Es ist auch wieder Melanthon, der die Anregung zu dem ersten Versuche der Art gegeben hat. Im Jahre 1550 ließ sein Freund und Schüler Paul Eber die erste Auflage seines „Calendarium historicum“ erscheinen[1]. Zu Kitzingen am Main am 8. November 1511 geboren, in Ansbach und Nürnberg vorgebildet, kam er 1532 nach Wittenberg, erwarb sich einen ausgedehnten Kreis von Kenntnissen und fand 1541 an der Universität eine feste Anstellung. Von den philosophischen Disziplinen ging er später zu den theologischen über und starb am 10. Dezember 1569 als Professor der Theologie, Stadtpfarrer und Superintendent zu Wittenberg. Seine literarische Thätigkeit bewegte sich in einer entschieden polyhistorischen Richtung, doch verlor er die Historie, welcher er sich früh zugewendet hatte, niemals aus den Augen. Seine der allgemeinen Geschichte befreundete Neigung zeigte er im Jahre 1543 dadurch, daß er über ein „Carmen quod continet Catalogum Imperatorum Romanorum et Germanicorum Caesarum“, welches Melanthons Schwiegersohn Georg Sabinus zum Verfasser hatte, Vorlesungen hielt. Seinen „Geschichtskalender“ hatte Melanthon veranlaßt[2]; die späteren Auflagen sind auch durch dessen Zusätze bereichert worden. Im Jahre 1582 erschien auch eine deutsche, und noch im Jahre 1639

[1]) Vgl. C. H. Sixt, Paul Eber. Ein Stück Wittenberger Lebens. Ansbach 1857. (Th. Pressel, Paul Eber. Elberfeld 1862.) — Brecher in der A. deutschen Biographie sub h. v.

[2]) „Sum enim id jussus facere a Philippo, et a multis aliis rogatus“ schreibt er an Bernbeck (Sixt a. a. O. Beilage IX S. 234).

zu Genf eine französische Ausgabe. Bei aller Brauchbarkeit hatte das Verfahren, bei den wichtigsten Ereignissen überall nebst dem Jahre auch den Tag, an welchem es geschehen, anzugeben, wie schon Camerarius gefunden, sein großes Bedenken, — weil Eber unkritisch genug war, das in Fällen zu thun, bei welchen unser Wissen unbedingt aufhört, wie überhaupt die forschenden Historiker der Reformationszeit sich nahezu grundsätzlich gern in die dunkelsten und unnahbarsten Gebiete der chronologischen Kombinationen begaben und aus naheliegenden Gründen leicht auf Abwege gerieten. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage des „Calendarium historicum“ trat ein verwandtes Unternehmen an das Licht, dessen Urheber wir auch außerdem noch zu nennen haben werden: er war ein Landsmann P. Ebers, mit Namen Michael Beuther, aus Karlstadt am Main stammend[1]). Im Jahre 1522 geboren, war er ziemlich jung über Marburg nach Wittenberg gekommen und hatte sich hier mit ganzem Herzen der Reformation angeschlossen. Von da kam er als Professor nach Greifswalde und folgte 1548 einem Rufe nach Wirzburg als Rat des Fürstbischofs Melchior von Zobel; diese Stellung, die im ganzen bis 1559 dauerte, unterbrach er durch eine Reise nach Frankreich und hielt sich an den Universitäten, wie Poitiers, Angers und Orleans, an welchen das Studium der Jurisprudenz blühte, länger auf. Nach Paris zurückgekehrt, hielt er hier öffentliche Vorträge „De annorum supputatione“, also über einen Gegenstand, der ihm besonders warm am Herzen lag, und veröffentlichte zugleich hier (1551) seine „Ephemeris historica“, also das Werk, welches mit Ebers Geschichtskalender eine unleugbare Verwandtschaft hatte und ihm darum den Vorwurf zuzog, daß er dieses nachgeahmt habe. Gegen diese Unterstellung verwahrt sich Beuther aber in einer der zweiten Ausgabe (1556) vorausgeschickten Zuschrift an P. Eber und führt an, daß auch er von Melanthon zu diesem

[1]) Vgl. den betr. Artikel in der A. deutschen Biographie sub h. v., wo sich zugleich die übrige Literatur angeführt findet.

Unternehmen angeregt worden sei, bereits in der Zeit seines Aufenthaltes in Greifswalde daran gearbeitet und es in Paris vollendet habe. Der Hergang scheint sich in der That so zu verhalten; es fehlte ja nicht an bereits vorliegenden ähnlichen Versuchen dieser Art, und es unterliegt zugleich keinem Zweifel, daß Beuther, was ausgedehnte Kenntnisse und Takt in der Auswahl der Ereignisse anlangt, seinem Konkurrenten entschieden überlegen war. Der Erfolg seiner Ephemeris ist daher gleich groß gewesen, obwohl sie nicht so viele Auflagen erlebte wie das Calendarium historicum Ebers. Von Paris nach Wirzburg zurückgekehrt, publizirte er hier im Jahre 1558 sein Calendarium historicum in deutscher Sprache, Beweis genug, wie sehr Schriften dieser Art damals gesucht waren; dieser „Geschichtskalender“ ist aber nicht, wie man geglaubt zu haben scheint, ein neues Werk, sondern nur eine recht gelungene deutsche Bearbeitung der Ephemeris. In welchem Grade Beuther mit seinen Zeitgenossen von dieser Kalenderform eingenommen war, zeigte er weiterhin durch die Thatsache, daß er im Jahre 1556 „Fasti Hebraeorum, Atheniensium et Romanorum“ herausgab, ein Werk, das über seine Gelehrsamkeit und den Ernst, wie er solche Aufgaben behandelte, keinen Zweifel übrig läßt. Zur Beschäftigung mit der allgemeinen Geschichte fühlte er sich überhaupt mächtig hingezogen. So übersetzte er die Chronik des Carion und ließ im Jahre 1566, als er Professor der Geschichte an der Universität Straßburg geworden war, selbst eine sehr umfangreiche Chronik universeller Tendenz erscheinen, die jedoch, wie er schon auf dem Titel sagt, in der Hauptsache in einer Bearbeitung der Ursperger Chronik, wie sie die Übersetzung Hedios an die Hand gab, und der historischen Schriften des Trithemius u. dgl. besteht; nur das fünfte und letzte Buch, das hauptsächlich die Zeitgeschichte behandelt, ist nebst einer kurzen Einleitung sein eigenes Werk; indes macht die Form der Darstellung in keiner Weise höhere Ansprüche und ein besonderes Verdienst kommt demselben nicht zu. Die Arbeiten Beuthers auf dem Gebiete der Geschichte sind aber damit keines-

wegs erschöpft, wir werden noch einige Male von ihm zu sprechen haben: sein Leben wie seine literarische Thätigkeit, die überhaupt bis in seine letzten Jahre eine ungewöhnlich große war, reicht ja auch um ein Menschenalter über das Zeitalter der Reformation hinaus. Er ist am 27. Oktober 1587 gestorben. —

Bei den Werken, die eine überwiegend universalhistorische Tendenz verfolgen, haben wir wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß sie der Mehrzahl nach, mehr oder weniger eingehend, sich mit der Zeitgeschichte beschäftigen. Ein solches ist zwar keine neue Erscheinung, aber näher hat es gewiß niemals gelegen. Wir haben uns über den Charakter und die Bedeutung dieses Zeitalters schon weiter oben ausgesprochen: die Voraussetzung drängt sich auf, daß nicht leicht eines die Darstellung der Zeitgeschichte in höherem Grade begünstigen konnte, wie dieses, in welchem alle Interessen in Bewegung gesetzt und die Geister in ihren heiligsten Empfindungen getroffen und in ihrer Tiefe aufgeregt wurden. Was mußte da die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen als der Verlauf der Begebenheiten, die über das Geschick von Tausenden entschieden und die Lage der Nation, ja der Welt zu bestimmen und zu gestalten angethan waren? Es liegt darum für unsere Zwecke die Frage besonders nahe, was hat diese Epoche in der Behandlung der Zeitgeschichte geleistet? Ist etwa ein Werk entstanden, das den gesammten und zugleich wesentlichen Inhalt derselben in meisterhafter oder doch in gelungener Weise zur Anschauung bringt? Dabei ist freilich von vornherein nicht zu vergessen, daß, wenn sich in einer Persönlichkeit vielleicht noch so vieles vereinigte, sie zu dieser Aufgabe zu befähigen, gerade das Charakteristische und Reizende der Epoche, die gewaltige Spaltung und Parteiung der Geister, doch auch eine unverkennbare Erschwerung des Gelingens in sich barg. Die Antwort auf jene Fragen ist nun die, daß die Anzahl der zeitgenössischen Aufzeichnungen, alles in allem gerechnet, an sich groß genug erscheinen darf, die wesentlichsten Momente der weltgeschichtlichen Bewegung sind vertreten, alles greift zur Feder,

vom Kaiser angefangen bis zum Landsknechtführer und zum ritterbürtigen Strauchritter herunter, in den mannigfaltigsten Gestalten höherer und niederer Art wird Zeitgeschichte dargestellt, zu den alten Formen hin wird das Genre der Biographie, der Selbstbiographie und der Denkwürdigkeiten mit Vorliebe kultivirt, von der politischen Seite her suchen die einen, von der kirchlichen andere was sie erlebt und bewegt zu fixiren. Daß die Gegensätze der Zeit in diesen sonst wie immer verschiedenen Werken meist zum deutlichen Ausdruck gelangen, läßt sich nicht anders erwarten: wir werden aber vernehmen, es geschieht das zugleich in verschiedener Weise.

Indem wir nun zur Besprechung dieser zeitgeschichtlichen Literatur übergehen, werden wir gewiß auch hierbei gut thun, uns auf die Hervorhebung des Bedeutenden und des Charakteristischen zu beschränken. Und da ist es nun das Werk eines vorzüglichen Mannes, den wir bereits einmal genannt und ausgezeichnet haben, welches wir an die Spitze dieser Betrachtung stellen und das in noch ganz anderer Art als der Abriß seiner Universalgeschichte, seinen Verfasser in die erste Reihe der Geschichtschreiber stellte. Von den Zeitgenossen mit Bewunderung oder mit ehrenvollem Widerspruche aufgenommen, haben Sleidans „Commentare über die Zeit K. Karl V.“[1]) bei den kommenden Geschlechtern lange Zeit eine ungeminderte Autorität behauptet und zugleich noch in einer anderen Richtung eine neue Art Geschichte zu schreiben inaugurirt. Auf die Hochschätzung, die ihm Jahrhunderte hindurch zu Teil geworden ist und geringen Widerspruch gefunden hat, ist in neuerer Zeit allerdings die Neigung laut geworden, seinen Ruhm zu mindern und sein Verdienst auf ein geringes Maß zurückzuführen. Es wird sich bei näherer Betrachtung ergeben, inwiefern das eine und das andere begründet ist[2]).

---

[1]) „Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare.“

[2]) Die Literatur über Sleidan ist ziemlich zahlreich. Wir werden uns genügen lassen dürfen, das Neuere und Wichtigere davon hier anzuführen.

Bei kaum einem Geschichtschreiber der Reformationszeit dürften die äußeren Schicksale seines Lebens von der großen Bedeutung sein wie bei Sleidan, und doch sind wir über zum Teile recht wichtige Momente desselben nicht in dem Maße unterrichtet, als es im Interesse der Sache gewünscht werden muß. Nach den einen ist er im Jahre 1506, nach den andern 1508 zu Sleiden in der Eifel, dem Hauptsitze der Grafen von Manderscheid geboren[1]). Seine erste Bildung erhielt er in der Schule seines Geburtsortes; weiterhin besuchte er Lüttich, Löwen, Köln, Paris. Schon zur Zeit seines Aufenthaltes in Löwen hat er seine Stellung zu der brennenden Frage der Epoche genommen, er erscheint bereits als warmer und entschiedener Anhänger der Reformation, in welcher er aber nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine große politische Angelegenheit erkennt[2]). Von entscheidenden Folgen ist für ihn sein Besuch in Paris geworden: es leitete sich damit ein Aufenthalt in Frankreich ein, der neun Jahre gedauert hat. Seine anfängliche Bildung war humanistischer Natur gewesen; jetzt vollzog er den Übergang zur Jurisprudenz: wie lange er sich zu diesem Zwecke in Orleans aufgehalten hat, läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen, gewiß ist, daß er dort (1535?) zum Lizentiaten der Rechte promovirt worden ist. Im Jahre 1536 war er aller Wahrscheinlichkeit nach bereits wieder nach Paris zurückgekehrt; das Jahr darauf

---

1. Dr. Theodor Paur, Joh. Sleidans Kommentare über die Regierungszeit Karls V. 2c. Leipzig 1843. 2. Hermann Baumgarten: a) Über Sleidans Leben und Briefwechsel. Straßburg 1878. b) Sleidans Briefwechsel. Straßburg 1881. — In diesen Schriften, namentlich sub Nr. 1, findet sich die ältere Literatur in ausreichender Literatur angegeben. Von den älteren Biographen Sleidans sei wenigstens Michael Beuther (s. oben S. 271 Anm. 1) als der „relativ zuverlässigste" ausdrücklich erwähnt.

[1]) Der richtige Vorname Sleidans scheint Johann Baptist gewesen zu sein (H. Baumgarten, Briefwechsel S. XVII). Als Geschlechtsnamen gibt er ursprünglich „Philipson" an, welchen er nach der Art der Humanisten später (1525) durch „Sleidanus" ersetzte.

[2]) S. seinen Brief an Rutger Rescius, d. d. Lüttich 1530 (Briefwechsel S. 1—3). — H. Baumgarten, über Sleidans Leben S. 49.

erscheint er bereits in einer dienstlichen Stellung zu dem Kardinalbischof von Paris, Johann von Bellay, für welchen er die Korrespondenz mit den deutschen Protestanten zu führen hatte. In eben dieses Jahr fällt eine literarische Publikation seinerseits, mit welcher er zum ersten Male das Gebiet betrat, auf dem er später seine bleibendsten Erfolge erzielt hat, nämlich das historische: er gab nämlich in lateinischer Sprache einen ziemlich umfangreichen Auszug aus dem bekannten Geschichtswerke des Johannes Froissard heraus[1]). Diese Arbeit an sich kann keineswegs bedeutend genannt werden, aber einerseits bezeugt sie, daß er bereits seit einiger Zeit begonnen hatte, sich eingehend mit Geschichte zu beschäftigen, und andrerseits lernen wir bei dieser Gelegenheit die Anschauungen kennen, welche er sich um diese Zeit über die Geschichtschreibung, ihre Aufgabe und ihren Zweck gebildet hatte. Und eben diese haben für uns doch ein recht nahe liegendes Interesse. Er faßt hier die Geschichte in erster Linie von ihrer praktischen Seite. Die Rechtswissenschaft in Ehren, aber für den handelnden Staatsmann habe doch die Geschichte den größeren Wert, so nah verwandt auch beide mit einander seien. Und wieder vindizirt er der Geschichte der jüngsten Vergangenheit vor den älteren Zeiten den Vorzug, zumal wenn diese Vergangenheit von so unvergleichlich hervorragender Bedeutung sei und „in der kürzesten Zeit so mannigfaltige und wunderbare Begebenheiten sich massenhaft zusammendrängen“. Als ein Muster einer solchen der unmittelbaren Gegenwart zugewandten Geschichtschreibung erscheint ihm Froissard; aus diesem Grunde möchte er gerade ihn vorzugsweise den weitesten Kreisen zugänglich machen. Denn dieser Geschichtschreiber sei nicht nur durch die glückliche Wahl seines Stoffes, sondern zu gleichem Grade durch die meisterhafte Behandlung desselben und überdies durch die Zuverlässigkeit seiner auf eigene Anschauung oder den echtesten Quellen ruhenden Darstellung ausgezeichnet. Es ist

---

[1]) „Joannis Froissardi historiarum Epitome.“

schon öfters ausgesprochen worden, daß der Gedanke Sleidans, Froissard auf diese Weise zu popularisiren, nicht der zweckmäßigste war; schon darum wohl, weil auf diesem Wege gerade das, was mit den höchsten Reiz des französischen Geschichtschreibers bildet, unfehlbar verloren gehen mußte. Er hat das in einem gereifteren Stadium bald genug selbst eingesehen: als er zu der Bearbeitung von Philipp Commine's Geschichtswerk schritt, entschied er sich zwar wieder für die lateinische Sprache, zog es aber vor, wenigstens von einem bloßen Auszug abzusehen[1]). Dazwischen lag aber noch eine Reihe von Jahren, während welcher er in Frankreich sich festhalten ließ. Was ihn festhielt war, um es kurz zu sagen, das Interesse der deutschen Protestanten, bzw. des schmalkaldischen Bundes. Dahin war es ja gekommen, daß der Bund, um seine gute Sache von der drohenden Vergewaltigung durch die kaiserlich-spanische Politik zu verhindern, sich in die peinliche Notwendigkeit versetzt sah, die dargebotene Hand einer so zweideutigen Politik, wie die französische war, nicht zu verschmähen. Sleidan war, wie wir gehört haben, ein warmer Anhänger der Reformation, und der Wunsch, für sie in Frankreich zu arbeiten, war es, der ihn in die Nähe des Kardinals de Bellay, der damals auf die französische Politik mit influirte, geführt hatte. Es galt zunächst eine Verständigung der Schmalkaldner mit dem Kaiser zu verhüten. Im Juni des Jahres 1540 trat der bekannte Tag in Hagenau zusammen[2]) und Sleidan wurde auf Anregung von Seite des Kardinals von K. Franz I. dorthin entsandt, um neben dem offiziellen Repräsentanten Frankreichs im geheimen für jene Politik thätig zu sein. Es war das erste Mal, daß es ihm vergönnt war, für die große Sache, die seine Seele ganz erfüllte, seine Kräfte zu versuchen. Der neueste und sorgfältigste Biograph Sleidans macht mit Recht geltend, daß

---

[1]) Der eine Teil von Sleidans lateinischer Bearbeitung Commine's erschien zuerst im Jahre 1545.

[2]) Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Ausgabe von 1852) 5, 151 ff.

mit diesem seinem Besuche im Vaterlande zwei wichtige Momente seines Lebens in unmittelbarem Zusammenhang stehen dürften, einmal sein Vorsatz, in den Kampf der deutschen Parteien publizistisch einzutreten, und zum zweiten sein Entschluß, den Stoff zu einer Geschichte der Reformation, bzw. des Zeitalters K. Karl V. zu sammeln. Der erste, ursprüngliche Gedanke dazu reicht sogar bis in das Jahr 1539 zurück[1]). Die Mission, welche Sleidan nach Hagenau führte, scheiterte an dem Widerstande des Landgrafen Philipp von Hessen, und er kehrte 1540 nach Paris zurück. Bald darauf schritt er zur Ausarbeitung einer publizistischen Schrift in deutscher Sprache, seiner berühmten „Oration an alle Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, von des Bapstumbs auffkomen und abnemen" u. s. f., deren Bestimmung war, die deutschen Fürsten zum Mißtrauen gegen die Politik der Curie und zur Eintracht zu ermahnen. Die Rede an den Kaiser — die ohne Zweifel in dieser Zeit entstanden ist — will diesen für die Sache der Reformation gewinnen und zur Lossagung von dem Bunde mit dem Papste überreden. Die Veröffentlichung dieser Rede ist allerdings erst ein Jahr später geschehen. Inzwischen, im Jahre 1541, ging Sleidan als Sekretär einer zweiten französischen Gesandtschaft unmittelbar an die Häupter des schmalkaldischen Bundes noch einmal nach Deutschland, aber auch dieser wiederholte Versuch endete vollständig ergebnislos: die Schmalkaldner lehnten unbedingt jede weitere Verhandlung ab. Dieses Mißlingen wirkte aber ungünstig auf Sleidans Stellung in Frankreich zurück; sie war dadurch so gründlich erschüttert, daß er sich entschloß, nach Deutschland zurückzukehren. Diesen Entschluß führte er noch im Verlaufe des Jahres 1542 aus. Zurückgekehrt, scheint er zunächst seine Heimat aufgesucht zu haben; erst im Frühjahr 1544 siedelte er nach Straßburg über, wohin ihn alte Verbindungen mit angesehenen Männern zogen. Die Reichsstadt ist seitdem mit kurzen

[1]) H. Baumgarten, über Sleidans Leben S. 58 ff.

Unterbrechungen sein bleibender Wohnsitz geworden. Von hier aus sind seine schon weiter oben berührten Reden an den Kaiser und die Fürsten veröffentlicht worden. Hier ist er zugleich auf den bereits früher gefaßten Gedanken, eine Geschichte der Reformation zu schreiben, unter dem Zuspruche seiner Straßburger Freunde wie Butzer und Jakob Sturm, in allem Ernste wieder zurückgekommen und hat er zu diesem Zwecke die Materialien zu sammeln begonnen. Um aber dafür die nötige Muße und archivalische Unterstützung zu gewinnen, hielt er es für angezeigt, die Unterstützung der schmalkaldischen Bundesfürsten anzurufen und zu erwerben. Zur Förderung dieses seines Wunsches veröffentlichte er im Januar 1545 die bereits erwähnte lateinische Bearbeitung eines Teiles von Commine's Memoiren, durch welche er als einem imponirenden Muster, seine deutschen Zeitgenossen auf die Wichtigkeit einer ähnlichen Darstellung der eigenen Zeitgenossen hinweisen und zugleich sich selbst als den für eine solche Aufgabe berufenen Mann empfehlen wollte[1]). Er hatte es bei dieser Werbung in erster Linie auf die Bundeshäupter, den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen abgesehen; aber auch an Herzog Moritz von Sachsen wendete er sich mittelbar, und unmittelbar an Luther, um zu seinem Ziele zu gelangen. Im Sommer 1545 rückte die Angelegenheit endlich ihrer Entscheidung näher; wenigstens ein Entwurf des Vertragsinstrumentes ist reif geworden.

Als einen Ermutigungsgrund, das abgebrochene Werk wieder aufzunehmen, führt übrigens Sleidan in der Widmung desselben an den Kurfürsten August von Sachsen u. a. auch den Umstand an, daß in der Zwischenzeit einige Schriften erschienen seien, welchen im Interesse der geschichtlichen Wahrheit entgegengetreten werden müsse. So nahm er also mit dem 5. Buche im September 1552 die Arbeit wieder auf, am 2. April 1554 konnte er die Vollendung derselben an Calvin mitteilen. So

---

[1]) H. Baumgarten a. a. O. S. 69.

manche schwer empfundene Störung war aber auch jetzt dazwischengetreten. Im J. 1553 ist seine Frau, die er 7 Jahre früher heimgeführt hatte, gestorben, im Oktober 1554 wurde ihm sein unersetzlicher Freund Jakob Sturm, der an seinem Geschichtswerke den thätigsten Anteil genommen hatte, durch den Tod entrissen. Unter den niederdrückendsten Störungen und der bittersten Vereitelung so mancher Hoffnung, die er auf seine hohen Gönner zu setzen nicht müde ward, hat er sein Werk zu Ende gebracht und die Revision desselben durchgeführt. Noch im Herbste 1554 ging es in den Druck. Sleidan hatte die Absicht gehegt, es dem Herzog Christoph von Wirtemberg zu widmen, dieser lehnte aber in seiner Ängstlichkeit ab, und vom kaiserlichen Hofe, wie es scheint, wurde sogar der Rat der Stadt Straßburg bearbeitet, den Druck des Werkes selbst zu sistiren und so die Veröffentlichung desselben zu verhindern. Doch diese wenig rühmliche Intrigue hatte keinen Erfolg und statt des Wirtembergers zeigte Kurfürst August von Sachsen so vielen Mut, die Dedikation der Commentare sich gefallen zu lassen. Noch vor Ende April (1555) wurde es ausgegeben. Der Erfolg des Buches war ein außerordentlicher, aber nicht minder trug er ihm von Seite der Gegner Nachreden und Drohungen ein. Die Befürchtung legte sich nahe, das unwillkommene Geschichtswerk könne im Reiche verboten werden. So wenig erfüllten sich die Hoffnungen, die der Urheber desselben für die Sicherung seiner Zukunft auf dasselbe gesetzt hatte. Selbst solche Fürsten, die ihm wohl wollten und mit seinen Anschauungen übereinstimmten, wagten nicht, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Er hatte wohl ursprünglich die Absicht gehabt, sein Geschichtswerk auch in deutscher Sprache herauszugeben, und mit Recht hat man in neuester Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß es doppelt zu bedauern bleibt, daß er diese Absicht nicht ausgeführt hat, weil er, wie insbesondere seine aus Trient geschriebenen Briefe es bezeugen, die Muttersprache in einer in jener Zeit seltenen Vortrefflichkeit zu schreiben verstand[1]. Sleidan

[1] Baumgarten, Briefwechsel S. 20.

selbst fand Grund genug, jene Unterlassung tief zu bedauern, weil schnell genug unberufene Dritte sich dieses Geschäftes bemächtigten. Der erste, der dieses ohne Zeit zu verlieren that und ohne daß der Verfasser es zu verhindern vermochte, war Heinrich Pantaleon aus Basel, mit dessen Leistung er freilich und mit Recht durchaus unzufrieden war. Indes über Verdrießlichkeiten dieser und anderer Art, die ihm sein Geschichtswerk vielleicht noch erweckt hätte, hob ihn ein vielleicht günstiges Geschick hinweg; im August 1556 fing er zu kränkeln an und am 30. Oktober starb er[1]).

Es ist nun aber an der Zeit, das große Geschichtswerk selbst näher ins Auge zu fassen. Für seine Bedeutung, um das sogleich von vornherein geltend zu machen, erweckt unter allen Umständen die günstigste Meinung die Thatsache, daß vielleicht keines aller geschichtlichen Werke, die Deutschland vorher und nachher hervorgebracht hat, ein so außerordentliches Aufsehen gemacht, so lauten und nachhaltenden Beifall wie leidenschaftlichen und schwer verstummenden Widerspruch hervorgerufen hat. Zum erstenmale überhaupt ist hier ja mit Erfolg der Versuch gemacht, eine Epoche unserer Geschichte von weltgeschichtlicher Bedeutung von ihrem Anfange an und in ihrem ganzen Verlaufe darzustellen; und zwar ist der Versuch gemacht von einem Zeitgenossen, der noch dazu eine ganz bestimmte und bewährte Stellung zu der in Frage stehenden Bewegung eingenommen hat. Daß ein solches Unternehmen gewagt wurde, ist allein schon ein schlagender Beweis für die außerordentliche Erweiterung, welche seit dem Eindringen

---

[1]) Nach der früher herrschenden Annahme am 31. Oktober. Baumgarten (Sleidanus Leben S. 504) scheint mit Recht für den 30. Oktober einzutreten. Nach Wolters (in seiner Schrift über Konrad von Heresbach Elberfeld 1567 S. 158) hätte sich für Sleidan noch in seiner letzten Lebenszeit die erwünschte Aussicht eröffnet, als Professor der Geschichte an die projektirte Universität Duisburg berufen zu werden. — Über Sleidan sind u. a. auch zu vgl. O. Lorenz und W. Scherer, Geschichte des Elsaßes. 1 Halbband (Berlin 1871.) S. 239 ff. stellenweise.

des Humanismus der wissenschaftliche Gesichtskreis unserer Nation zu seinem Vorteile erfahren hat. Einen kurzen Bericht über die Geschichte der Reformation (1517—1542) hatte allerdings schon in der Zwischenzeit Friedrich Myconius abgefaßt¹). Eine förmliche Geschichte derselben sollte das Büchlein in keiner Weise sein. Myconius fürchtete eben, es möchte mit den „Sachen des lieben Evangelii" ebenso gehen wie mit der älteren deutschen Geschichte, die so unzulänglich aufgezeichnet worden sei, „weil die Pfaffen und Mönche so gar ungelert gewest, daß sie nicht gewußt, wie sie die Geschichte beschreiben sollten", oder es habe sich einer auf den andern verlassen und so seien die „besten Historien der allertreuesten Kayser und Fürsten des heiligen Reiches" unbeschrieben blieben oder doch allzu dürftig dargestellt worden. Aus diesem Grunde und „weil er bei vielen Händeln gewest" und selbst der guten Sache gedient, will er wenigstens für seine nächste Umgebung und die „Nachkommen dieses christlichen Kirchspiels der Stadt Gotha" seinen kurzen Bericht erstatten. Als solcher und erster der Art hat das Büchlein Bedeutung; im übrigen anspruchslos, weiß der gläubige und überzeugte Verfasser hübsch zu erzählen, geht auf die Anfänge der Bewegung zurück, spricht gelegentlich gerne, aber immer bescheiden von sich selbst und gibt uns fast überall nur Erlebtes. Mit dem Jahre 1542 und einem Blicke auf die Freunde und Gegner des „Evangeliums" bricht er ab. Ein Werk ganz anderer Art hat die gegnerische

¹) Herausgegeben als Historia Reformationis aus der Handschrift des Verf. von E. D. Cyprian. Leipzig 1727. — Myconius Geschlechtsname war ursprünglich Mecum. Er stammte aus dem Hochstift Bamberg; geboren am 26. Dezember 1491 zu Lichtenfels am Main, trat er 1510 in Annaberg in den Franziskanerorden, wurde 1518 Pfarrer in Weimar, wendete sich dann bald der Reformation zu und wurde 1524 Oberpfarrer in Gotha, wo er die Reformation durchführte und im gleichen Jahre mit Luther, am 7. April 1546 nach einer segensreichen Wirksamkeit gestorben ist. Vgl. von älteren Biographen Sagittarius, Historia Gothana p. 168; von neueren Ledderhose, Friedrich Myconius. Hamburg und Gotha 1851. Maurer, Fr. Myconius Leben in dessen Altväter der luth. Kirche, IV. Leipzig und Dresden 1864. — Endlich Petersen, in Pipers evangelischem Jahrbuch 1861, S. 151 ff.

Seite noch vor Ablauf der Mitte des Jahrhunderts durch Johann Cochläus geliefert[1]). Aus der Nürnberger Schule hervorgegangen, war er so tief in die humanistische Richtung verflochten, daß er sich sein Leben lang nicht mehr ganz davon zu befreien vermochte, obwohl er, nach kurzem Schwanken, sich völlig der alten Kirche in die Arme warf und sein nicht ungewöhnliches Talent und seine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit ihr ganz zur Verfügung stellte und einer ihrer unermüdlichsten, wenn auch nicht anziehendsten Verfechter wurde. Cochläus war ein höchst fruchtbarer und emsiger Schriftsteller, sein wirkliches und bleibendes Verdienst wird aber schwerlich in der Richtung gesucht werden dürfen, auf welche er vielleicht selbst das größte Gewicht gelegt hat, d. h. auf Seite seiner polemischen Schriften. Seine Kommentare (wie man das Buch wohl auch genannt hat) über Luthers Leben und Schriften weisen ihm in der Reihe deutscher Geschichtschreiber keinen oder doch keinen rühmlichen Platz ein. Man darf zwar von einem Zeitgenossen, der so entschiedene Stellung genommen hat, keine schlechthin gegenständliche Darstellung der Zeitgeschichte erwarten; Cochläus überschreitet indeß das erlaubte Maß der subjektiven Auffassung in unbilligem Grade und entwirft auf dem Grunde leidenschaftlichen Hasses gegen den Urheber der Reformation ein so vollendetes Zerrbild, daß man es nur als heißblütige Parteischrift und geschichtliches Pamphlet gelten lassen kann, aus welchem man allerdings nebenher einiges Wissens-

[1]) „Acta et Scripta Martini Lutheri". Die erste Ausgabe erschien zu Mainz im September 1549; Cochläus hieß von Haus aus Dobenek; geb. zu Wendelstein, einem Flecken bei Nürnberg, zu Trier und Köln gebildet, wurde er 1515 von Pirkheimer zum Begleiter seiner Neffen für ihre Studienreise nach Italien ausersehen, erwarb in Ferrara die theologische Doktorwürde und wurde bei Gelegenheit eines Besuches in Rom für Rom gewonnen. Sein übriges bewegtes Leben verläuft in Deutschland, wo er, im Besitze verschiedener Pfründen, als heftiger Gegner Luthers viel von sich reden machte. Er starb am 10. Januar 1552 zu Breslau. Vgl. Urban de Weldige. — Crenvort: De Joannis Cochlaei vita et scriptis. Monast. 1865 und C. Otto: Johannes Cochläus der Humanist. Breslau 1874.

würdige erfährt, das im übrigen aber nur als Stimmungsbild aus einer aufgeregten Zeit einen Wert hat. Ein bestimmtes Verdienst kommt ihm aber zu, daß es nämlich Sleidan in der geplanten Ausführung seines Geschichtswerkes bestärkt hat. Das Urteil, das dieser darüber abgegeben, besteht daher auch heutzutage noch; es ist, heißt es in der Vorrede, voll von Beschuldigungen, Verläumdungen, Narrenpossen und Schimpfwörtern[1]).

Wie ganz anders hat ein Mann wie Georg Spalatin, dem Cochläus an Talent und Gelehrsamkeit überlegen war, das Amt des Geschichtschreibers der Reformation verstanden! Ein vielgebrauchter und bewährter Diener der Ernestiner, ein intimer Freund Luthers und ein überzeugter Anhänger seiner Lehre, ist er in seinen der Zeitgeschichte gewidmeten Aufzeichnungen doch niemals zum gemeinen Parteischriftsteller herabgesunken, auch wo er von Schwächen und Irrtümern nicht freizusprechen ist. Wir können an dieser Stelle die allgemeine Bedeutung Spalatins und das hochwichtige Verhältnis, in welchem er zur Geschichte der Reformation steht, nicht näher erörtern, gewiß ist jedoch, daß uns in ihm eine der anziehendsten und wirkungsreichsten Persönlichkeiten der Epoche entgegentritt[2]). Für die Geschichte hat ihn in Erfurt Nicolaus Marschall gen. Thurius gewonnen[3]) und weiterhin Friedrich der Weise wie Johann Friedrich der

---

[1]) In der Zuschrift an den Kurfürst August von Sachsen sagt Sleidan: „— extat cujusdam nostrae nationis liber, ante sextum annum editus Maguntiae, criminationibus, calumniis, nugis, conviciis refertissimus“.

[2]) Vgl. über Spalatin Schlegel: Historia vitae Spalatini primi historici Saxonici. Jena 1693. — Dr. Ad. Seelheim: Georg Spalatin als sächsischer Historiograph. Ein Beitrag zur Geschichtschreibung des Reformationszeitalters. Halle 1876. — Spalatin stammte bekanntlich aus Spalt im damaligen Hochstift Eichstädt, 1484 geboren. Seinen Familiennamen Burkard hat er dem Gebrauche der Humanisten folgend, später nach dem Namen seiner Vaterstadt umgewandelt. Seine Ausbildung hat er in Nürnberg und Erfurt erhalten, wurde zuerst Lehrer im Kloster Georgenthal (südlich von Erfurt), dann Lehrer des späteren Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, weiterhin Oberpfarrer und Superintendent in Altenburg, † 16. Januar 1545.

[3]) S. über diesen oben S. 89 und Seelhorst a. a. O. S. 8 ff.

Großmütige diese seine Neigung genährt und vor allem im Interesse ihrer Hausgeschichte verwertet. Ein besonderes historisches Talent kann man Spalatin kaum zuschreiben, aber die Wärme und Hingebung an seinen Gegenstand wie die seltene Vertiefung in den Gang eines Teiles der Zeitgeschichte üben doch eine gewinnende Anziehungskraft aus. Die Charakterbilder, die er von Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen entwirft, verfehlen ihre Wirkung nicht und muten zugleich durch die maßvolle Weise der Darstellung fesselnd an. Ein Gleiches gilt von seinen „Christlichen Religionshändeln", die in der Gestalt von Jahrbüchern eine eingehende, mit urkundlichem Material verstärkte Erzählung der evangelischen Bewegung entwerfen, während seine von Neudecker veröffentlichten Annales zugleich auch die politische Geschichte nachdrücklicher berücksichtigen[1]). Ein erschöpfendes Urteil über die zeitgenössischen Aufzeichnungen Spalatins ist allerdings zur Zeit nicht möglich, weil so manches noch auf die Veröffentlichung wartet; über eines ist indes kein Zweifel gestattet, nämlich, daß er leidenschaftslos der Wahrheit dienen wollte und daß er dem Verständnisse der geschichtlichen Bedeutung der Reformation ebenso nahe gekommen, als Cochläus ihr fern geblieben ist. Auf ein paar andere historische Schriften Spalatins werden wir weiter unten zurückkommen[2]).

---

[1]) Neudecker und Preller haben im Jahre 1851 die Herausgabe von Spalatins historischen Nachlaß und Briefen begonnen. Der erste Band enthält das Leben und die Zeitgeschichte Friedrich des Weisen und ist leider auch der einzige geblieben. Es wäre im hohen Grade wünschenswert, daß das offenbar infolge der Teilnahmslosigkeit des Publikums ins Stocken geratene Unternehmen wieder aufgenommen und vollendet würde. Die „Christlichen Religionshändel" hat S. Cyprian (1718) in recht unvollkommener Form herausgegeben. Verschiedenes liegt noch ungedruckt. Heutzutage, wo man der Erforschung der Geschichte der Reformation mit Recht so lebhaften Eifer zuwendet, sollte Spalatin nicht vergessen werden.

[2]) Spalatin kommt bekanntlich an der Herstellung der ersten Ausgabe von Luthers Werken maßgebender Anteil zu. S. Kolde, Analecta Lutherana, p. 377. — Über Sp.'s reformationsgeschichtlichen Aufzeichnungen vgl. auch den 9. Band der Wittenberger, den 5. Band der Jenaer und den 16. Band der Walch'schen Ausgabe von Luthers Werken.

Wir haben von diesen Männern an dieser Stelle gehandelt, weil sie nebst Sleidan die Einzigen sind, welche als Zeitgenossen, jeder in seiner Art, sich an der Gesammtdarstellung der großen Epoche versucht und ihre bez. Schriften einen früheren Abschluß erfahren haben. Käme es darauf an, eine Folie für die Würdigung Sleidans zu suchen, was indes keineswegs unsere Absicht ist, so könnte man sich immerhin ihrer zu diesem Zwecke bedienen. Freilich würde damit nicht viel gewonnen sein. Sleidans Werk muß vor allem an seinem eigenen Maße gemessen werden. Man hat zwar auch in neuester Zeit von fachmännischer Seite her dem Hange nicht widerstehen können, den Wert desselben nach Kräften herabzumindern, hat aber, wenn wir uns nicht völlig täuschen, bei diesem Beginnen weit über das Ziel hinausgeschossen, indem man sich den Standpunkt der Beurteilung auf der ganz falschen Stelle wählte[1]). Zur gerechten Beurteilung eines historischen Werkes dürfte es doch unter allen Umständen rätlich erscheinen, ihm nicht gleich mit der Forderung gegenüber zu treten, es müßte gerade das Gegenteil von dem sein, was es ist, und gerade das sein, was es, und gewiß aus wohlerwogenen Gründen, nicht sein will. Sleidan ist sich über die unermeßliche Bedeutung des Gegenstandes, welchen er behandeln wollte, vollkommen klar gewesen und ist in dem Bewußtsein, daß von da ab eine neue Epoche der Weltgeschichte und vor allem der Geschichte seiner Nation beginne, an die Ausführung seines Werkes gegangen. Die heftigen Angriffe, die es ihm nach seiner Veröffentlichung eingetragen, haben ihn an seinen leitenden Absichten nicht irre zu machen vermocht; er spricht es bereits in der Vorrede aus und wiederholt es in der Apologie, daß er, trotz der äußeren

---

[1]) F. W. Kampschulte in den Forschungen zur Deutschen Geschichte, 4, 57—73. Kampschultes Bedenken sind im wesentlichen bereits von Paur a. a. O. vorgetragen worden, nur daß hier Licht und Schatten in gleichem Maße wohl abgewogen verteilt erscheinen, während dort ganz einseitig abgeurteilt wird. Darauf hat jedoch schon Baumgarten (Briefwechsel S. XXII bis XXIV) treffend erwidert.

Anregung, gleichsam durch einen Naturtrieb, ja durch einen göttlichen Trieb zu dieser Arbeit angespornt worden sei. In erster Linie ist es ihm ausgesprochenermaßen um die Geschichte der religiösen Bewegung zu thun, aber er ist sich nicht blos der evidenten Wechselwirkung der religiösen und politischen Motive vollkommen bewußt, sondern die politische Seite der Bewegung behandelt er zugleich mit sichtlicher Vorliebe, wie denn ja auch das Schicksal derselben bald genug von den politischen Konjunkturen abhing. Das eine war ihm ja vollständig klar, daß die Zukunft der Nation in jedem Sinne davon bestimmt werden würde; das Gewebe der verschlungenen Fäden offen zu legen war nun freilich keine leichte Sache und konnte auf den ersten Wurf vielleicht überhaupt nur unvollkommen gelingen. Und so sei es gleich hier gesagt, Sleidans Werk ist kein Kunstwerk. Stil und Sprache zwar haben auch die volle Anerkennung der Gegner gefunden und bedürfen daher unseres Lobes nicht; dagegen vermissen wir die Einheit der Darstellung, die in der äußerlichen analistischen Anordnung ziemlich untergeht und den innern Zusammenhang der erzählten Ereignisse selten zu wünschenswerter Anschaulichkeit gelangen läßt. Zu einer solchen Bewältigung des massenhaft und verwickelten Stoffes fehlte Sleidan, wie jedem seiner Zeitgenossen, in dem Grade die gestaltende und verbindende Kraft, daß er schwerlich je auch nur das Bedürfnis eines solchen Wagnisses gefühlt hat, ebensowenig als seine Leser darum von seinem Werke geringer gedacht haben. Um so wohlthuender mutet uns die Besonnenheit und Leidenschaftslosigkeit der Darstellung an. Der entschiedene Protestant, der er ist, bemüht sich sichtlich, die Achtung vor dem Gegner nicht zu verletzen und will am liebsten die Thatsachen sprechen lassen. So läßt er denn auch seine Person vollständig zurücktreten, in demselben Maße als z. B. Cochläus sie überall in den Vordergrund drängt. Als eine Hauptforderung der Geschichtschreibung betont er Wahrheit und Unparteilichkeit (veritas et candor), und wer wollte verkennen, daß diese Tugenden eines Geschichtschreibers gerade in seinem

Falle besonders schwer zu erreichen waren? Er hat nach Kräften darnach gestrebt und doch haben seine Gegner gerade sie ihm mit möglichstem Nachdruck abgesprochen. Wie viel ist über diese Frage und Anforderung an den Historiker nicht überhaupt schon geschrieben worden und wie lange hat es nicht gedauert, bis man sich darüber nur halbwegs verständigt hat! Man ist jetzt insoweit einig, daß man zugibt, daß eine unbedingte Unparteilichkeit, die elementarsten der historiographischen Formen ausgenommen, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist, überhaupt nicht wohl erwartet werden kann. Was man aber verlangen darf und verlangt, ist die sorgfältige, gewissenhafte, vorurteilslose Erforschung und Feststellung der Thatsachen, ihre aufrichtige Verwertung und naturgemäße Verbindung mit Ausschließung aller nicht in der Sache und dem Stoffe selber liegenden Beziehungen und Deutungen. Diesen Anforderungen hat Sleidan, ohne sie zu formuliren, nachzukommen versucht. Er war überdies bereit, jeden Irrtum, den man ihm etwa nachweisen konnte, ohne Widerrede zurückzunehmen. Gerade die Art seiner Geschichtschreibung, die sich überwiegend auf urkundliche Zeugnisse stützt, schützte ihn ja in der That auch sicherer als jede andere vor der Aufnahme schlecht begründeter Nachrichten und haltloser Überlieferungen. Freilich, ob ihm die urkundlichen Zeugnisse immer und nach beiden Seiten hin auch vorlagen, war noch immer eine weitere Frage, und es ist dieses in der That nicht überall der Fall gewesen. Dieser Umstand allerdings mußte auf seine Darstellung störend zurückwirken und Irrtümer herbeiführen. Lücken dieser Art mag man ihm vorwerfen; als unbillig dagegen ist die Zumutung zurückzuweisen, daß er auch die geheimen Verhandlungen und die geheimen Aktenstücke hätte kennen und benützen sollen; so leicht wird es dem zeitgenössischen Geschichtschreiber nicht häufig gemacht werden und war es auch wenigstens in jener Zeit nicht zu erwarten. Gerne geben wir im übrigen zu, daß trotz des aufrichtigen Bestrebens Sleidans, unparteiisch zu sein, der protestantische Standpunkt aus seinem Geschichtswerke nicht hinweg-

geleugnet werden kann. Unschwer ist es zu erkennen, welcher Partei seine Sympathien gehören, und nicht zu leugnen, daß die Sache des schmalkaldischen Bundes auch die seinige ist, daß er für die beiden Bundeshäupter wärmer fühlt als für den Kaiser oder gar für den charakterlosen Markgrafen Albrecht Alcibiades, dessen Tadel ihm wohl den geringeren Kummer verursacht haben wird. Es ist darum keineswegs unsere Meinung, Sleidan die unbedingte Unparteilichkeit zu vindiziren, und stellen wir zugleich nicht in Abrede, daß er in ein paar Fällen sich zu gelinde ausdrückt oder übergeht, was er besser zur Sprache gebracht hätte. Dieses alles aber vermag den großen Eindruck, den sein Geschichtswerk macht, nicht zu beeinträchtigen und den Wert desselben nicht in Frage zu stellen. Bei manchem einzelnen Irrtum bleibt er im ganzen zuverlässig. Welches sind nun seine Quellen? Wenn wir bereits betont haben, daß Sleidans Werk überwiegend aus Urkunden und Akten sich zusammensetzt, so soll dieses nicht ausschließlich verstanden werden, obwohl er in der Dedikation sich des Ausdrucks bedient, daß dasselbe ganz aus Akten zusammengesetzt sei. Sleidan hatte selbst genug gesehen und erlebt und in wichtigen Beziehungen gestanden, um manches zur Sache Gehörige wissen und berichten zu können; er thut das auch, wo es am Platze ist. Er stand ferner mit einer Reihe der bedeutendsten Männer im Briefwechsel und erfuhr auf diesem Wege nach der sehr verbreiteten, schon einmal berührten Gewohnheit der Zeit, des Lehrreichen und Glaubwürdigen vieles. Was der Straßburger Jakob Sturm für ihn und sein Werk wert war, ist hinlänglich bekannt. Von Geschichtswerken hat man ihm die Benützung der Zeitgeschichte des Italieners Paul Jovius, der Beschreibung des deutschen Krieges von dem Spanier Ludwig Avila und der beiden Kataloge der Führer je des kaiserlichen und des bündischen Heeres von dem Luxemburger Nikolaus Mameranus nachgewiesen[1]). Seine Hauptquellen bleiben jedoch gleichwohl die

[1]) Paur a. a. O. S. 68. 88. 89.

wichtigsten, ihm zu Handen kommenden Urkunden, Aktenstücke und Relationen aus den Jahren 1517—1556. Einen guten Teil des urkundlichen Materials haben ihm die Schmalkaldner zur Verfügung gestellt, wenn auch nicht überall so vollständig, als er es wünschte. Er reproduzirt seine Akten nicht wörtlich, sondern im Auszuge, im wesentlichen treu, wenn auch mit unwesentlichen, in der Regel nur die Form berührenden Modifikationen. In betreff einzelner Vorgänge wie die Leipziger Disputation hat er sich allerdings auch für ihn Erreichbares entgehen lassen, in Sachen der Kaiserwahl des Jahres 1519 und der vielbesprochenen angeblichen Reden der Kurfürsten von Mainz und Trier ist er einer unzuverlässigen Quelle gefolgt und hat sich täuschen lassen[1]). In der Hauptsache geht er stets mit Vorsicht und Besonnenheit vor und hat man ihm eine größere Anzahl von schwereren Irrtümern nicht nachweisen können. Die Relation, die er z. B. über den Bauernkrieg, die Reformation in Köln, den Aufruhr in Münster u. dgl. benutzt hat, kennt man zum größten Teile und kann sein bedächtiges Verfahren in der Wiedergabe derselben genau beurteilen[2]). Es ist also ein monumentales, urkundliches, aktenmäßiges Geschichtswerk, das wir vor uns haben, dessen Wert am wenigsten dadurch verkleinert werden kann, daß das von ihm benützte und verarbeitete Material auch uns, und zum Teile vollständiger vorliegt. Er hat zunächst für seine Zeitgenossen geschrieben und diese sahen den Fall notorisch ganz anders an. Gerne räumen wir ein, daß die Geschichte der Reformationszeit auch noch anders hätte geschrieben werden können, aber in einer namhaften und anerkennungswerten Weise ist dies eben wohl oder übel nicht

[1]) S. Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 2. Aufl. Leipzig 1874. S. 65 ff. und Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. S. W. 2. Aufl. I, 263. — G. Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität und der k. Gesellschaft d. W. in Göttingen. 1855. Nr. 14, 181 ff.

[2]) Vgl. die Dissertationen a) J. Senden: de J. Sleidano reformatione Coloniensis sub Hermanno de Weda archiepiscope scriptore. Cöln 1870. b) Wilhelm Weise, über die Quellen der Commentare Sleidans. Halle 1879.

geschehen, und wenigstens Sleidan soll darum mit nachträglichen Nergeleien verschont bleiben. Den beabsichtigten Eindruck hat er bei seinem objektiven leidenschaftslosen Verfahren bei Freund und Feind in einem Maße erreicht, wie eine noch so künstlerische und subjektive Behandlungsweise sie kaum vollkommener hätte erzielen können. Daß sein einmal gewähltes System einer Steigerung fähig war, bezeugt die Darstellung der Jahre des schmalkaldischen Krieges, die man nicht mit Unrecht als den Glanzpunkt seines Werkes bezeichnet hat. Man hat schon früher mit Recht darauf hingewiesen, daß allein die vielen Ausgaben, Auszüge, Übersetzungen, Gegenschriften und Fortsetzungen, welche die Commentare hervorgerufen haben, genügen, die außerordentliche Bedeutung derselben aufs schlagendste zu bezeugen[1]). Nicht als sollte darum die Kritik von dieser Thatsache des Erfolges sich gefangen geben, aber doch zugeben, daß einem nicht bloß vorübergehenden Erfolge schwerlich zufällige Verdienste zu Grunde liegen können und die Vorzüge doch größer sein müssen, als die Fehler und Schwächen des Werkes. —

Bekanntlich gibt es eine Überlieferung, der zufolge K. Karl V. selbst über Sleidans Werk höchst ungehalten gewesen sei[2]). Auch Melanthon hat sich, wenigstens auf Grund des ersten Eindruckes, den dasselbe auf ihn machte, nicht günstig darüber geäußert. Die Begründung des in Frage stehenden Urteiles von Seite des sonst vortrefflichen, aber leicht ängstlichen Mannes hat freilich wohl oder übel den mindesten Wert[3]). Was

---

1) S. Paur a. a. O., wo man die verschiedenen Ausgaben, Übersetzungen u. s. w. der Commentare mit allen wünschenswerten Nachweisungen findet. Kaum wird daran erinnert werden müssen, daß von allen Ausgaben der Commentare die von Am Ende als die authentischste anzusehen ist.

2) S. u. a. die Vorrede von Surius zu seinen Commentaren, in welchen er erzählt, Karl V. habe bei der Vorlesung von Sleidans Geschichtswerk ausgerufen: Mentitur nebulo, mentitur nebulo!

3) Corpus Reform. VIII, 403. — Es wird lehrreich sein, ein Urteil aus dem 17. Jahrhundert und von einem Manne wie Conring zu hören (s. dessen Opp. II, 20): „Ad intelligendas res secundae periodi (der letzten

Karl V. anlangt, so hat er über sich selbst und seine Geschichte Aufzeichnungen hinterlassen, die seit fast drei Jahrhunderten wie verschollen, erst vor einigen Jahrzehnten wieder aufgefunden und veröffentlicht worden sind. Ursprünglich in spanischer Sprache abgefaßt, haben sie unter den Augen des Kaisers eine französische Übersetzung erfahren, diese ist (1620) dann ins Portugiesische übertragen worden und liegt nun in einer Rückübersetzung ins Französische vor uns[1]). Die Schrift ist in Deutschland entstanden, als Karl im Sommer 1530 den Rhein herauffuhr und nach einer Beschäftigung suchte, die leere Zeit auszufüllen. Auch aus diesem Grunde dürfen wir an dieser Stelle sie im Vorbeigehen erwähnen, so wenig sie sonst der deutschen Literatur angehört. Der Titel „Commentare" paßt freilich weder nach dem Umfang noch dem Inhalt der Aufzeichnungen und die darin liegende Verweisung auf J. Cäsar erscheint in keiner Weise angebracht. Es sind eben autobiographische Notizen, höchst individuell gefärbt, aber nicht überall so unbefangen, wie man geglaubt hat, aus welchen wir aber doch manches Wertvolle und Neue auch für die deutsche Geschichte jener Jahre erfahren. Für die Charakteristik des erlauchten Verfassers außerordentlich lehrreich, sind sie für die Öffentlichkeit übrigens niemals bestimmt gewesen.

Zeit K. Max I. und der Epoche Karl V.) facit Sleidanus, qui est persecutus omnem rem et reipublicae et ecclesiae per periodum secundam, et ulterius etiam. Haec historia plane alio modo est conscripta ac antiqua. Ita meretur sane numerari inter monumenta rerum germanicarum. — Dubitarunt de ejus fide; sed ipsum facile defendunt omnia acta publica contra ejus fidem in dubiae vocantes. Non habemus similem historicum in Germania, stylo usus est aequaliti et tenui, ad exemplum Julii Caesaris commentariorum, non affectavit stylum. Sleidanus igitur inter primos numerandus est, quem si quis familiarem sibi reddiderit, noverit multa. — Non habemus quemquam qui pari prudentia et fide post Sleidanum res nostras persecutus fuerit."

[1]) Commentaries de Charles Quint, herausgegeben von Kervin de Lettenhove, Brüssel 1862. Zu vgl. Ranke im 6. Band seiner deutschen Geschichte, 5. Auflage S. 75 und R. Lorenz in seinem weiter unten näher zu erwähnenden Programm des Gumbinner Gymnasiums (vom Jahre 1880 S. 11 ff.).

Andere zeitgeschichtliche Aufzeichnungen allgemeinerer Richtung sind im Verhältnis zu den außerordentlichen Vorgängen dieser Zeit nur wenige anzuführen; die Mehrzahl schließt sich an die Bearbeitung der territorialen Geschichte an. Der bezüglichen Schriften von Spalatin und Cochläus haben wir bereits gedacht. Die genaue Grenzlinie ist freilich manchmal schwer zu ziehen und spielt die Darstellung des Allgemeinen und Besonderen wie z. B. bei dem Bauernkriege oder dem schmalkaldischen Kriege gerne und unvermeidlich in einander hinüber. Es dürfte sich aber empfehlen, alles was irgendwie zur Ergänzung der Reformationsgeschichte dient oder nicht einen ausschließlich landesgeschichtlichen Charakter an sich trägt, an dieser Stelle zusammenzufassen, in wie verschiedenen Formen die betreffenden Aufzeichnungen auch auftreten mögen.

Ein Bild der Geschichte der Jahre von 1512 bis 1521 hat der berühmte Nürnberger Christoph Scheurl entworfen, der während seiner Studienzeit in Bologna durch seine Oratio in laudem Germaniae das Lob seiner Nation mit beredten Worten den Welschen verkündigt hatte[1]). Jurist und Humanist zugleich, nahm er anfangs die Partei Luthers, wendete sich jedoch später von ihr ab, als er der reformatorischen Bewegung seinen Grundsätzen gemäß nicht mehr zu folgen vermochte. Scheurl nahm an dem Verlaufe der öffentlichen Angelegenheiten und aber auch der literarischen Entwickelungen und speziell der Geschichte

---

[1]) Scheurl ward geboren zu Nürnberg am 11. November 1481, verweilte über 8 Jahre in Italien bzw. in Bologna und folgte 1507 durch Staupitz' Vermittlung einem Rufe als Lehrer der Rechte an die eben erst gegründete Universität Wittenberg. 1512 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo ihn in ihren Diensten eine reiche Wirksamkeit erwartete. Er starb am 14. Juni 1542. Vgl. v. Soden, Christoph Scheurl der Zweite und sein Wohnhaus zu Nürnberg (Nürnberg 1837). Derselbe, Beiträge zur Geschichte der Reformation mit besonderem Hinblick auf Nürnberg. Ebendas. 1855. — R. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 1. Abt. (München 1880) S. 262—263. Höchst inhaltsreich ist sein von dem Freiherrn v. Soden und J. K. F. Knaake in den Jahren 1867—1872 herausgegebenes „Briefbuch".

fortgesetzt aufmerksamen und einsichtsvollen Anteil. Die Veröffentlichung der Schriften Cuspinians über die Cäsares 2c. und die Consules, die dieser grundsätzlich zurückgehalten hatte, ist 1540 auf sein Betreiben hin erfolgt[1]). Er hat sich aber zugleich selbst als Historiker versucht und in seinem „Geschichtsbuch der Christenheit“[2]) von den Jahren von 1511 bis 1523 eine schlichte aber anschauliche und lehrreiche Darstellung gegeben. Sein Gesichtskreis ist weit und man hört dem aufmerksamen und gut unterrichteten Zeitgenossen gerne zu. Deutschland und Italien nehmen wie billig in seiner Erzählung den überwiegenden Platz ein. Die Geschichte Kaiser Max I. und seines Hauses, die Anhänger Kaiser Karl V. und der Reformation beschäftigen ihn vor allem. In ähnlicher Weise hat Caspar Hedio die Zeit von 1504 bis 1528 in eingehender übersichtlicher Gestalt beschrieben, als eine Fortsetzung des in Deutschland weit verbreiteten Geschichtsbuches des Sabellicus ist es bei Zeiten veröffentlicht worden[3]).

Der Zeit nach einen viel weiteren Rahmen umschreibt der Rebdorfer Prior Kilian Leib in seinen Annales, die die Jahre von 1502 bis 1548 behandeln[4]). Leib hatte sich eine tüchtige gelehrte,

---

[1]) Charakteristisch in mehr als einer Beziehung ist sein Schreiben an K. Karl V. den 1. August 1540. S. Briefbuch S. 208.

[2]) Zum erstenmale bei Knaake: Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation. I, 1. Leipzig 1872. S. 8—179.

[3]) Synopis historica rerum gestorum ab a. 1504 usque ad a. 1528. S. oben S. 215.

[4]) Die Jahre 1502—1520 veröffentlichte v. Aretin im 7. Band seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur“ u. s. w. S. 535—560, 621—668. Die Jahre 1521—1523 im 9. Band S. 1011—1051. Den Schluß vom Jahre 1524—1548 gab Dr. v. Döllinger in seinen Materialien zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts (Regensburg 1863) S. 445—611 heraus. — K. Leib war geboren zu Ochsenfurt am Main im Jahre 1471 und hatte seine wissenschaftliche Ausbildung in Schweinfurt und Eichstädt erhalten. In sehr jungen Jahren trat er in das Augustinerkloster Rebdorf bei Eichstädt, das auch für unsere mittelalterliche Geschichtschreibung, wie man wenigstens die längste Zeit geglaubt hat, einen Beitrag geliefert hat. 1497 wurde er Prior, was in diesem Falle den obersten Vorstand der Propstei bedeutete. Er ist nach

auch humanistische Bildung angeeignet und stand mit den angesehensten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung. Der Notwendigkeit einer Reformation der Kirche hat auch er sich nicht verschlossen, als das Vorgehen Luthers aber zum Bruche führte, stellte er sich der Bewegung mit der vollen Rücksichtslosigkeit seiner kräftigen Natur entgegen und gehörte fortan zu ihren unversöhnlichsten Gegnern. Seine Annalen sind ein deutlicher Ausdruck dieser seiner Stimmung, aber auch aus diesem Grunde haben sie verdient an das Licht gezogen zu werden. Sein Gesichtskreis ist ausgedehnt genug; vermöge seiner Stellung war er in der Lage, vieles zu sehen und zu hören, was nicht jeder andere gesehen oder gehört hat; er ist ein aufmerksamer Beobachter und hält sich immerhin von absichtlichen Entstellungen der Thatsachen frei. Auf die Vorgänge im Süden des Reiches ist vor allem sein Auge gerichtet, dem Bauernkriege z. B., dessen Flut ja auch bis in die Nähe seines Klosters sich ergoß, widmet er eine ziemlich verläßliche Darstellung[1]).

Die Reformationsgeschichte anlangend, dürfte hier der Platz sein, ein und das andere zur Geschichte ihres Haupturhebers Gehörige und weiterhin die Ausbreitung derselben Behandelndes zur Sprache zu bringen. Wir haben bereits erwähnt, daß Luther leider nicht mehr dazu gekommen ist, den gehegten Plan, selbst über sein Leben und seine reformatorische Thätigkeit Bericht zu erstatten, auszuführen. Um so näher liegt die Frage, ob nicht von anderer Seite nachgeholt worden ist, was er selbst hat versäumen müssen. Was von gegnerischer Seite von einem Manne wie Cochläus hierin geleistet worden, haben wir bereits gehört.

---

einer rühmlichen Verwaltung seines Amtes am 16. Juli 1553 gestorben. Vgl. über ihn Andr. Straus: Viri scriptis, eruditione ac pietate insignes quos Eichstadium vel genuit vel aluit. Eichstadii 1790. p. 261 sqq.

[1]) Es darf vielleicht daran erinnert werden, daß Leib für ihm zeitlich fernliegende Verhältnisse zu den Enneaden des Sabellicus Zuflucht nimmt. Von Interesse ist ferner, daß Leib wie so viele seiner sonst erleuchteten Zeitgenossen, unter dem Banne des astrologischen Wahnes steht.

Zum Glück haben auch ihm Wohlgesinnte und Nahestehende nicht unterlassen, über ihn das Wort zu nehmen[1]). Zuerst trat Melanthon in die Lücke ein und gab in der Vorrede zum 2. Bande der ersten Gesammtausgabe von Luthers Werken eine apologetisch gehaltene Skizze von dessen Leben, die anziehend geschrieben ist, der aber nicht gerade ein hoher quellenmäßiger Wert zuerkannt werden kann. Die einzelnen angeführten Thatsachen sind nicht alle so sicher fundirt, daß sie eine Nachprüfung unnötig machten. Der Ton, der das Ganze durchdringt, erscheint uns gleichwohl ein viel mehr geschichtlicher als jener, den Cochläus angeschlagen hat[2]). Ein Werk anderer Art haben wir von Luthers Hausarzt und Freund Dr. Mathäus Ratzeberger, der dem Reformator so nahe stand, daß er sich wohl für berufen erachten konnte, über dessen Leben und Zeit eingehende Mitteilungen zu machen[3]). Der erste Teil seiner Schrift ist der eigentlich biographische, während der zweite die Vorgänge nach Luthers Tod behandelt und vielleicht als der wichtigere bezeichnet werden darf. Eine vollständige Lebensbeschreibung kann man seine bez. Aufzeichnung freilich nicht nennen, sie bietet viele und wesentliche Lücken, er nimmt zugleich in unverkennbarer Weise Partei gegen die Adiaphoristen und den Kurfürsten Moritz von Sachsen, aber trotz dieser Einseitigkeit ist er den Thatsachen gegen-

---

[1]) S. G. L. Plitt, die vier ersten Lutherbiographien. Erlangen 1876.

[2]) S. die betreffende Praefatio im Corpus Ref. VI. p. 155 sqq., damit zu vergl. ibid XX p. 430.

[3]) Herausgegeben von Chr. G. Neudecker, die handschriftliche Geschichte Ratzebergers über Luther und seine Zeit. Jena 1850. — Ratzeberger war geboren 1501 zu Wangen im heutigen Königreich Wirtemberg, hatte in Wittenberg Medizin studirt, sich enge an Luther und die Reformation angeschlossen und war nach einigen Zwischenstellungen 1538, ohne Zweifel auf Luthers Empfehlung, Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich geworden. Er besaß zugleich gründliche theologische Kenntnisse. Nach Luthers Tod übernahm er die Vormundschaft über dessen Kinder und die Inventarisirung seiner Bibliothek. Doch fühlte er sich nach einiger Zeit veranlaßt, seine dienstliche Stellung zu quittiren und zog sich zuletzt nach Erfurt zurück, wo er am 3. Januar 1559 gestorben ist. Vgl. die Einleitung Neudeckers.

über ein glaubwürdiger Berichterstatter. Es gilt dies besonders auch von der Fortsetzung des Werkes, die übrigens nicht ganz von ihm herrührt, aber durchweg den strengen flacianischen Geist atmet[1]). Die biographischen Mitteilungen über Luther selbst, aus einem vertrauten Verkehr beider Männer hervorgegangen, sind trotz ihrer Unvollständigkeit höchst einläßlich und ergiebig, tragen aber ein memoirenhaftes Gepräge. Dagegen kam einige Zeit nach des Reformators Tode durch einen seiner wärmsten und zugleich bescheidensten Anhänger, allerdings in eigentümlicher Form, die erste wirkliche Lutherbiographie, die diesen Namen verdient, zu Stande. Es ist ein ohne gelehrte Ansprüche unternommenes, hervorragendes volkstümliches und zugleich erbauliches Buch, das wir im Sinne haben, das jedoch den ungeteilten Beifall der Zeitgenossen gefunden und durch den andauernden Beifall der Nachwelt die Weihe erhalten hat. Diese Biographie tritt in der seltenen Form von Predigten auf, die, wie mit Recht bemerkt worden ist, heutzutage treffender als populäre Vorträge charakterisirt würden[2]). Der Verfasser, Johann Mathesius[3]), hat es trotz des erbaulichen Zweckes seiner Biographie an sorgfältiger Vorbereitung nicht fehlen lassen und die verschiedensten

---

[1]) Über Ratzebergers getrübte Auffassung der Vorgänge im schmalkaldischen Kriege s. Voigt, die Geschichtschreibung des schmalkaldischen Krieges. Die von Strobel (Altdorf 1774) herausgegebene „Geheime Geschichte von dem Chur- und Sächsischen Hofe und den Religionsstreitigkeiten seiner Zeit" dürfte in ihrer Glaubwürdigkeit bzw. Brauchbarkeit durch Neudeckers Nachweisungen wohl als beseitigt betrachtet werden. Ein gleiches gilt von der sog. „Historia arcana", die zuerst Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie IV, S. 82 ff. bekannt gemacht hat.

[2]) „Historien von des Ehrwürdigen in Gott Seligen theueren Mannes Gottes Doktoris M. Luthers anfang, lehr, leben und sterben" u. s. w. Nürnberg 1666.

[3]) Geboren 24. Juni 1504 in Rochlitz im Königreich Sachsen, war Mathesius, der mehrere Jahre seiner Jugend in Altbaiern zugebracht und dort mit den Wiedertäufern Berührungen gehabt hatte, 1529 nach Wittenberg gekommen und seitdem vollständig für die Sache Luthers gewonnen. Im Jahre 1541 ist er als Diakon, 1545 als Pfarrer in Joachimsthal angestellt worden, wo er am 8. Oktober 1565 gestorben ist.

erreichbaren Quellen und Mitteilungen zu Rate gezogen. Er war in der Lage, die geschichtliche Wahrheit zu erfahren und hatte den Willen, sie zu sagen. Darin liegt der bleibende Wert seines Werkes. Zugleich war er vorsichtig genug, dem später erwachsenden Gegensatze der Philippisten und Flacianer gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren und zugleich die Schranke, die er sich grundsätzlich gezogen, nämlich die Geschichte Luthers und nicht der Reformation schreiben zu wollen, nicht zu überschreiten.

Mit Luther und der Reformation stehen die Erhebung der Ritterschaft unter Franz von Sickingen, der Bauernkrieg, der Aufruhr der Wiedertäufer zu Münster in nahem, wenn auch oft falsch gedeuteten Zusammenhang. Die Erhebung, bzw. die Katastrophe Sickingens hat durch Hubert Thomas Leodius eine selbständige und vortreffliche Darstellung erfahren, die durch das enge Verhältnis des Verfassers zu dem Kurfürsten von der Pfalz keine wesentliche Beeinträchtigung erleidet[1]). Eine höchst anziehende Ergänzung zu diesem Berichte des Leodius bringt uns die von dem Speyrer Bischof Philipp von Flörsheim entworfene Chronik seines Geschlechtes, die zugleich ihrer Form nach als der erste und zwar höchst gelungene Versuch einer Geschlechtsgeschichte besonderes historiographisches Interesse erweckt[2]).

Der Bauernkrieg, der halb Deutschland in Bewegung setzte, hat, wie nicht anders zu erwarten, eine lange Reihe zeitgenössischer Aufzeichnungen hervorgerufen, die verschieden an Wert sind, von welchen die gute Mehrzahl nicht die ganze, freilich auch von verschiedenen Mittelpunkten aus geleitete Bewegung behandelt,

---

[1]) De Francisci a Sickingen equitis rebus gestis seu potior ausis et calamitoso obitu (bei Freher=Struve III, 299—306). (Über den Verf. s. die A. d. Biographie sub h. v. und weiter unten.)

[2]) Herausgegeben von Prof. Waltz (Leipzig 1874), — dagegen ist das bekannte Buch von Ad. Reisner über die Frundsberge (wenn wir das gleich hier erwähnen dürfen) durch die neueste Kritik fast vollständig entwertet worden. S. Ranke, zur Kritik neuer Geschichtschreiber a. a. O. S. 126 und S. W. 2 S. 362 ff.

sondern mehr oder weniger einen provinziellen oder lokalen Rahmen umschreibt. Die Verfasser stehen fast alle auf Seite der konservativen und siegenden Partei, auf der Höhe des Gegenstandes aber keiner[1]). Die meiste Anerkennung hat sich Peter Haarer durch seine Geschichte des Krieges erworben. Er lebte als Sekretär am kurpfälzischen Hofe und war ein Schwager Melanthons, dem Vermuten nach ein geborener Pfälzer, gestorben nach 1542[2]). Weit über Schwaben und die Pfalz reicht seine Darstellung nicht hinaus, wenn wir Franken ausnehmen[3]). Was sein geschichtliches Urteil anlangt, hält er die Forderungen der Bauern nicht gerade für unbegründet, im Verlaufe der Erzählung indes vergißt er über die Unthaten derselben doch die ursprünglichen Motive der Bewegung, soweit er sie überhaupt erkennt[4]). Den Bauernkrieg in Ostfranken hat der bekannte Geschichtschreiber des Hochstifts Würzburg Lorenz Friese (Fries), von Joachim Camerarius dazu aufgefordert, in umfassender Weise dargestellt, doch muß sein Werk viel mehr eine höchst sorgfältige Zusammen-

---

[1]) Man wird nicht erwarten, daß die bez. Schriften alle einzeln hier angeführt werden. Zu vgl. Mone, badische Geschichtsquellen, Bd. II; F. L. Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben. 129. Bd. der Bibliothek des lit. Ver. in Stuttgart. (Tübingen 1876) und „Heinrich Hugs Villinger Chronik", herausgegeben von Dr. H. Roder in der 164. Publikation dess. Vereines (1884). — Die Schrift von Cochläus über diesen Gegenstand ist zu allem anderen hin unbedeutend. — Vgl. Chr. v. Stälin, Würtemb. Gesch. IV, 1. 251—253. Dahlmann-Waitz a. a. O. 191—192.

[2]) Vgl. K. Hartfelder in den Forschungen z. d. G. XXII, 438—443) und seine Geschichte des Bauernkrieges in Süd-Westdeutschland (Stuttgart 1884, S. 4 ff.). Mone (Badisches Archiv I, 86) handelt von den zwei historischen Gedichten Haarers, deren eines sich mit den Packschen Händeln beschäftigt, deren anderes die Hochzeit des Pfalzgrafen Friedrich II beschreibt.

[3]) Haarers bez. Schrift ist neuerdings von J. G. Droysen in seinen „Materialien zur neueren Geschichte" wieder zum Abdruck gebracht worden.

[4]) Daß die beiden Beschreibungen des Bauernkrieges von Gnodalius und Thomas Hubert Leodius (über den letzteren oben S. 244. Anmerkung 1) überwiegend von Haarer abhängig sind, ist in neuester Zeit genügend nachgewiesen worden. O. L. Schäfer, das Verhältnis der drei Geschichtschreiber des Bauernkrieges: Haarer (Crinitus), Gnodalius und Leodius. Chemnitz 1876. Ranke, S. W. 6 Bd. S. 63.

stellung der bez. Aktenstücke, als eine wirkliche Geschichte genannt werden. Von einer unbefangenen oder gar höheren Auffassung ist bei ihm noch viel weniger die Rede[1]). — Über den Aufstand der Bauern in Thüringen und Münzers Katastrophe hat Melanthon einen Bericht verfaßt, der lehrreich genug ist, aber die Schranken einer gut unterrichteten Relation nicht überschreitet[2]). So bleibt das Ergebnis, daß die Zeitgenossen, mitten im Gefechte wie sie standen, den korrekten Standpunkt für die geschichtliche Beurteilung jenes elementaren Ereignisses nicht zu finden vermochten, zumal den Unterlegenen der Mund geschlossen und das Wort abgeschnitten blieb. Merkwürdigerweise hat es überhaupt lange gedauert, bis die nötige Erkenntnis und zutreffende Beurteilung des Bauernkrieges sich bei uns durchgearbeitet hat. Einer der Beteiligten und Compromittirten hat allerdings einige Jahrzehnte später das Wort ergriffen und in seinen Denkwürdigkeiten sich wegen der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen nachträglich zu rechtfertigen versucht, nämlich Götz von Berlichingen. Der Reinigungsbeweis ist jedoch nicht recht gelungen, während zugleich das ganze Schriftstück nach Form und Inhalt von der neuern Kritik als ein höchst mittelmäßiges beurteilt wird[3]).

---

[1]) Frieses betr. Werk ist erst in neuester Zeit von Schäffler und Henner vollständig herausgegeben worden. Würzburg 1876—1883, 2 Bd. (Der betr. Brief von J. Camerarius steht in dessen Epp. libri quinque poster. p. 306). — Eine recht anschauliche und ergiebige Beschreibung der Vorgänge während des Bauernkrieges in Rothenburg a. d. T. liefert das von Baumann herausgegebene Werk: „Rotenburg a. d. T. im Bauernkrieg" von dem zeitgenössischen Stadtschreiber Thomas Zweifel (139. Bd. der Bibliothek des lit. Ver. in Stuttgart. Tübingen 1878). Zweifel steht auf dem unbedingt offiziellen Standpunkte der siegreichen Partei. — Zu Anfang hat Baumann den betr. Abschnitt aus Eisenhards Rothenburger Chronik mitgeteilt, die schon mit dem 10. Jahrhundert beginnt.

[2]) Der bekannte Bericht Melanthons, den auch Sleidan benützt hat, steht auch in der Altenburger Ausgabe (Bd. III) von Luthers Werken, rührt aber nicht von diesem her.

[3]) Die neueste Ausgabe der ged. Lebensbeschreibung findet sich in dem Werk des Grafen F. W. Götz von Berlichingen. — Rossach, Geschichte

Von unparteiisch denkenden und berufenen Zeitgenossen hat keiner über dieses Ereignis gesprochen.

Wie der Bauernkrieg eine zahlreiche Literatur von gleichzeitigen Aufzeichnungen, so hat der tolle Spuk des wiedertäuferischen Aufstandes in Münster mehrere gleichzeitige Berichte, verschieden an Umfang und Wert, hervorgerufen[1]). Für eine echt geschichtliche Behandlungsweise stand man freilich teils noch zu sehr unter dem Eindrucke der Thatsachen und waren die Gegensätze zu hart auf einander geplatzt, teils wollte sich auch in den darauffolgenden Jahrzehnten das für eine solche Aufgabe erforderliche Talent nicht finden. So ist es denn eine einzige Schrift eines Zeitgenossen, die wir an dieser Stelle zu erwähnen haben. Nicht das Werk eines sonst irgendwie hervorragenden Mannes oder gar eines Gelehrten, sondern eines schlichten Handwerkers, welchen sein Schicksal in diese kritische Episode der Geschichte seiner Vaterstadt verwickelt hat. Wir meinen Heinrich Gresbecks Bericht von der Wiedertaufe in Münster[2]). Es ist das eine ziemlich umfassende Aufzeichnung, die zehn Jahre nach der Katastrophe des Aufruhres in der Form von Denkwürdigkeiten, wie sie jetzt häufiger werden, niedergeschrieben wurde. Gresbeck, der zum Falle der Stadt ein Wesentliches beigetragen, hat das meiste von dem, was er erzählt, erlebt und mitangesehen und so ist sein Buch ein höchst erwünschter, originaler und glaubwürdiger

---

des Ritters Götz von Berlichingen und seiner Familie. Leipzig 1861. Über die Autobiographie Götzens vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. III. Bd. — Zur Geschichte des Bauernkrieges sind der Vollständigkeit wegen noch zu vgl. 1. das Tagebuch des Pfalzgrafen zu Neuburg Otto Heinrich (bei Freiberg, Sammlung u. s. w. N. 181, IV) und 2. das Tagebuch von Hans Lutz im Jahresbericht des hist. Ver. für Schwaben und Neuburg 1847 1848. zu nennen.

[1]) Zu vgl. die höchst unterrichtende Einleitung von Cornelius zu dem 2. Bande der Geschichtsquellen des Bistums Münster, und K. W. Bouterwek („Zur Wiedertäufer-Literatur") im 1. Bande der Zeitschrift des bergischen Gesch.-Vereines.)

[2]) Herausgegeben von K. Cornelius im 2. Bande der Gesch.-Quellen des Bistums M.

Bericht eines Augenzeugen über jene so höchst merkwürdigen Vorgänge, die er freilich nur in ihrer äußeren Erscheinung und nicht in ihren tieferen inneren Motiven kennen gelernt hat. Als Werk der Literatur, kunstlos aber anschaulich und lebhaft, von der Hand eines Mannes aus dem Volke, steht es in jener Zeit und auf länger hinaus einzig da. Auf die späteren Schriften über diesen Gegenstand werden wir an seinem Orte zu sprechen kommen[1]).

Der schmalkaldische Krieg konnte nach seiner ganzen Bedeutung in der gleichzeitigen Geschichtschreibung nicht spurlos vorübergehen. Bei seinem prinzipiellen Zusammenhang mit den brennenden Fragen der Zeit und der großen nicht bloß deutschen, sondern europäischen Politik mochte man sich auf nichts Gewöhnliches gefaßt machen. Diese Erwartungen erfüllten sich freilich nicht so ganz[2]). Von dem schon gewürdigten betreffenden Abschnitte in Sleidans Commentaren abgesehen, ist das bedeutendste nicht bloß auf Seite der kaiserlichen Partei, sondern sogar in spanischer Zunge von Louis d'Avila geleistet worden[3]). Was deutscherseits und namentlich von Seite der unterlegenen Partei ausgegangen ist, vermag in keiner Weise die Darstellung Sleidans zu

[1]) Der Münsterer Aufruhr wird noch berührt in der Chronik des Schwesterhauses Marienthal, gen. Niesiack, von einer Nonne verfaßt, die sich während der kritischen Zeit im geb. Kloster befand. (S. Cornelius a. a. O. II, 83).

[2]) S. Georg Voigt: Die Geschichtschreibung über den schmalkaldischen Krieg (im 6. Bd. der Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der k. s. Gesellschaft d. W. Leipzig 1874). — Rudolf Lorenz, Beiträge zur Kritik der Geschichtschreibung über den schmalkaldischen Krieg. 1. Teil. Inaug.-Diss. Königsberg 1876. 2. Teil. Programm des Gymnasiums zu Gumbinnen. 1880. — A. Katterfeld, Beiträge zur Geschichtschreibung des schmalkaldischen Krieges (Forschungen zur d. G. 21, 354 ff.).

[3]) Louis d'Avilas bekannter Commentario de la guerra de Alemanna ist gemeint. Er ist in mehreren Sprachen, u. a. auch in die deutsche von Philipp Magnus Herzog von Braunschweig übertragen (Wolfenbüttel 1552) und in Hortleders bekannten großem Sammelwerk über den schmalkaldischen Krieg aufgenommen worden. d'Avila war Vertrauensmann K. Karl V.

ersetzen, die ja ausdrücklich gegen d'Avila gerichtet ist und deren Vortrefflichkeit man erst in diesem Zusammenhange recht erkennen lernt. Belehrendes und Ergänzendes, das zugleich durchaus willkommen erscheint, ist allerdings mancherlei an das Licht getreten. Aber auch eine zusammenhängende, weit ausholende Geschichte dieses Krieges ist unternommen worden, die freilich ihrer Aufgabe wenig gerecht wird, die wir aber gleichwohl nicht übergehen dürfen, weil sie in griechischer Sprache abgefaßt ist und einen sonst viel gefeierten Mann zum Verfasser hat, nämlich Joachim Camerarius[1]). Ausgezeichnet auf dem Gebiete der classischen bzw. der griechischen Philologie, einer der ersten Gelehrten seiner Epoche und ein Polyhistor im besten Sinne des Wortes, hat sich Camerarius zugleich mehrfach als Geschichtschreiber und zum Teile mit Erfolg versucht. Seine Schrift über den schmalkaldischen Krieg, obwohl in classischer Sprache geschrieben, kann freilich keinen Anspruch auf Classicität erheben. Davon nicht zu reden, daß er die Erzählung nicht bis zum Ende geführt[2]), der große Philologe, dessen Stärke nicht das handelnde Leben war, hat den richtigen Standpunkt für die korrekte Auffassung des großen Ereignisses keineswegs gefunden. Als wesentliche Ergänzungen dieser und einer und der anderen allgemeinen Beschreibungen des Krieges, die wir übergehen, schließen sich einige Aufzeichnungen in der Gestalt von Denkwürdigkeiten und von Tagebüchern an, die teilweise oder ganz mit diesem Kriege und der Beteiligung ihrer Urheber an demselben sich beschäftigen. So die Denkwürdigkeiten des Landgrafen Philipp von Hessen über den Krieg an der Donau, ferner das Tagebuch des Rates

[1]) Geboren zu Bamberg am 12. April 1500, gebildet zu Leipzig und Erfurt, war Camerarius Professor zu Nürnberg, 1535 zu Tübingen, 1541 zu Leipzig, wo er am 17. April 1574 gestorben ist. Vgl. über ihn im allgemeinen die d Biogr. s. h. v. und über seine Bedeutung als Philologe Bursian, Gesch. d. class. Philologie in Deutschland (München 1883) S. 185 ff.

[2]) Der Heidelberger Professor Simon Stenius hat sie später in das Lateinische übertragen und fortgesetzt. S. Freher-Struve, III, 457 ff.

Karl V., Viglius van Zwichem[1]) und des Vertrauten des Landgrafen, Simon Bing, die Memoiren des Hans Christoph von Bernstein und Sebastian Schertlins, die verschiedene politische Richtungen und Standpunkte vertreten, aber alle ein Zeugnis für die Thatsache ablegen, in welchem Grade einerseits die geschichtliche Darstellung jetzt zum Zwecke der Beeinflussung der öffentlichen Meinung verwertet wurde und wie sehr andrerseits die Neigung zur Festhaltung des praktisch Erlebten um sich griff[2]). Schertlins Aufzeichnungen umschreiben freilich einen weiteren Kreis, von 1523 ungefähr bis 1576, den wichtigsten Teil derselben bilden indeß doch die Mitteilungen über die Jahre von 1545 bis 1552[3]). Vom formellen Gesichtspunkte aus erheben sie sich, in Abschnitten und oft Jahr für Jahr niedergeschrieben, in keiner Weise über die Ansprüche eines kunstlosen Tagebuches[4]). —

Die Darstellung der zeitgenössischen Ereignisse, die ja wahrlich inhaltsreich und groß genug waren, um die Geister zu fesseln, hat doch nicht verhindern können, daß die nationale Gesammtgeschichte und die Landesgeschichte mitten unter den weltumgestaltenden Entwickelungen ununterbrochene Pflege fanden. Die wissenschaftliche Arbeit der Epoche gelangt der Natur der Dinge nach auf diesem Boden zum eigentlichen Ausdruck, wenn auch die der territorialen Historiographie, gerne bis zur Gegenwart fortgesetzt, sich oft mit der zeitgenössischen verknüpft.

Die erfolgreiche Pflege der nationalen Geschichte, wie sie unter dem Antriebe des Humanismus schon in der voraus-

[1]) Herausgegeben von Dr. v. Druffel. München 1874.

[2]) Näheres über die im Texte genannten Schriften in der oben S. 248 Anm. 2 angeführten Literatur. — Über die Aufzeichnung des Tübinger Professors Martin Crusius in de parentum suorum periculis tempore belli smalcaldici (bei Freher-Struve, R. R. Tl. III) s. Voigt a. a. O. S. 141.

[3]) Über den sog. Anonymus Mencken. (Menke SS. III p. 1361 sqq.) vgl. die bereits obengenannten Untersuchungen von G. Voigt, R. Lorenz und Druffel.

[4]) Über eine (im Münchener Archiv liegende) handschr. Geschichte des Krieges von Hans Jakob Fugger. Druffel a. a. O. S. 30 ff.

gegangenen Epoche begonnen ward, hat sich in der Zeit der Reformation in bescheidenem Maße fortgesetzt. Wenn man sich zur Annahme versucht fühlt, dieselbe hätte der nationalen Geschichtschreibung nicht anders als zu gute kommen können, so wird den Thatsachen gegenüber diese Voraussetzung nicht geradezu bestätigt. Und es ist dies mit ganz natürlichen Dingen zugegangen. Das überwältigende Interesse an den kirchlichen Vorgängen hat die öffentliche Teilnahme und die literarischen Kräfte in einem Maße in Anspruch genommen oder sie doch geteilt, daß für die bloße politische Historie nur der geringere Teil davon übrig blieb. Seit dem Tode des Kaisers Maximilian zumal hatte sich auch ohnedem so manches geändert. Von Karl V. war weder eine Anregung noch eine Begünstigung der Beschäftigung mit der nationalen Geschichte zu erwarten. Daher sah sich diese überwiegend auf sich selbst und auf ideale Antriebe angewiesen, während der Betrieb der Landesgeschichte einen greifbaren Hintergrund hatte und sich des Schutzes der Höfe und Fürsten erfreute, die ja dabei in verschiedener Art beteiligt waren. So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn Gesammtdarstellungen der deutschen Geschichte weder so zahlreich noch vergleichungsweise in solcher Vortrefflichkeit zu Stande kamen, wie das in dem jüngst verflossenen Menschenalter geschehen war, und kein Zufall mochte es darum sein, daß das wirkungsreichste, was für die nationale Geschichte geleistet wurde, auf dem Boden der territorialen Geschichtschreibung erwachsen ist.

Anlangend die Offenlegung des geschichtlichen Quellenmaterials, wurde mit Erfolg auf dem Wege fortgeschritten, der unter Kaiser Maximilian betreten worden war. Wir erinnern an die erste Ausgabe von Regino's Chronik durch Sebastian von Rotenhan (1522), einem fränkischen Edelmann und ausgezeichneten Mitgliede der humanistischen Tafelrunde [1]). An sie

[1]) S. seine Vita von Eyring. — In einer im Verlaufe der letzten Jahrzehnte geschriebenen Geschichte des Geschlechtes derer von Rotenhan kommt Sebastian u. a. als Gelehrter betrachtet, nicht zu seinem Rechte.

schließt sich die Drucklegung Lamberts von Hersfeld[1]), Einharts, Widukinds, Liudprands und der Vita Heinrici IV imp. durch Martin Frecht[2]). Einer der lebhaftesten Geister der Zeit, Ulrich von Hutten, entdeckte und veröffentlichte (1520) die für die Geschichte der Kämpfe des 11. Jahrhunderts so wichtige, dem Bischof Waltram von Naumburg zugeschriebene Abhandlung de unitate ecclesiae conservanda etc. Ebenderselbe hat eine neue Ausgabe der berühmten Schrift Laurentius Valla's über die angebliche Schenkung Kaiser Konstantins besorgt[3]). Eine wesentliche Bereicherung für die Kenntnis unserer älteren Geschichte brachte die Herausgabe der alten deutschen Volksrechte zuerst (1538) durch Johannes Sichart und die korrektere und vollständigere durch B. Johannes Herold (1557), Veröffentlichungen, durch welche eine der wichtigsten Seiten des öffentlichen und Rechtslebens der verschiedenen deutschen Stämme erschlossen wurde[4]). Auf eine fruchtbare Behandlung des deutschen Altertums hat außer der Ausgabe des Vellejus Paterculus durch Beatus Rhenanus, vor allem aber das Studium des Tacitus eingewirkt. Von der Bekanntwerdung der Germania haben wir schon einmal gesprochen; ihr wendete sich fortgesetzt die besondere Vorliebe der patriotisch gesinnten Humanisten zu; die Ausgaben wiederholten sich und man versuchte sie, wie z. B. Glareanus[5]), zu kommentiren. Nicht geringe Mühe hat u. a. Melanthon auf sie

---

[1]) Tübingen 1525 (bei Ulrich) durch M. Caspar Thurrer.

[2]) Basel 1532. Frecht war 1494 in Ulm geboren und starb 1556 als Professor der Theologie in Tübingen. S. u. a. Biographie s. h. v. Vgl. David Strauß, Ulrich von Hutten (1. Ausgabe II, 48.)

[3]) Im Jahre 1517. Vgl. Strauß a. a. O. II, 280.

[4]) Vgl. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen I, 8 ff. und R. Stintzing, Gesch. der d. Rechtswissenschaft I, 212—219. — Sichart war 1497 in Tauberbischofsheim im Hochstift Würzburg, Herold 1521 zu Höchstädt a. d. Donau (damals zu Pfalz-Neuburg gehörig) geboren; der eine starb 1552 als Professor in Basel, der andere 1562 ebendaselbst. Beide hatten sich der Reformation zugewendet.

[5]) Über H. Glareanus s. zunächst den Artikel L. Geiger in der A. d. B. Sein „Commentariolus“ zur Germania bei Schardius. SS. p. 70 sqq.

verwendet [1]). Entscheidend wurde die Auffindung eines Teiles der Historien und zumal der ersten sechs Bücher der Annalen. Der Held des ersten deutschen Freiheitskampfes, Arminius, wurde seitdem die Lieblingsgestalt unserer gelehrten Patrioten. Welchen Eindruck er auf Hutten gemacht hat, ist bekannt. Spalatin ließ sich zu seiner Schrift von dem „theuern deutschen Helden Fürsten Arminius" begeistern, deren Werth freilich über die patriotische Gesinnung wenig hinausreicht [2]). Davon jedoch abgesehen, bildet diese Aufhellung unserer ältesten Geschichte ein so wichtiges literarisches Moment in der Entwickelung unserer nationalen Ideen, daß wir nicht umsonst das größte Gewicht darauf legen. An der, zumal für das 16. Jahrhundert so unendlich schwierigen Aufgabe, eine Geschichte der Völkerwanderung zu schreiben, hat sich der Wiener Wolfgang Lazius versucht, ohne jedoch, wie freilich kaum anders zu erwarten stand, auch nur annähernd in das Schwarze zu treffen [3]). Neben der persönlichen Unzulänglichkeit des Urhebers befand sich die kritische Methode und in erster Linie die deutsche Philologie im weitesten Sinne des Wortes zu sehr in den dürftigsten Anfängen, als daß ein Versuch der Art irgend wie nur halbwegs hätte gelingen können.

Die Geschichte des deutschen Mittelalters anlangend, hat es zunächst an fruchtbaren Anregungen nicht gefehlt. Und in dieser Beziehung haben wir an dieser Stelle in erster Linie auf den „Lehrer Deutschlands" zurückzukommen. Melanthons Verdienste um die deutsche Geschichte gründen sich überwiegend auf solche Anregungen, die er durch Wort und Schrift gegeben, die man

---

[1]) Wir haben von ihm 2 Ausgaben der Germania nebst einem geographischen Commentar. In Wittenberg sind aber auch Vorlesungen über die Germania gehalten worden. Melanthons Erörterungen über die Vocabula regionum et gentium quae continentur in Taciti Germania, bei Schard SS. I p. 7 sqq. Sie sind gegen den falschen Berosus gerichtet, aber im übrigen ergebnislos.

[2]) Wittenberg 1535. Sie ist dem Kurfürsten Johann Friedrich gewidmet.

[3]) Der Titel des Werkes ist: De gentium aliquot migrationibus, sedibus, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis. Libri XII. Basilee 1537. — Auf W. Lazius kommen wir demnächst zurück.

sich aber nicht umfassend und mächtig genug denken kann. Man darf sagen, er hat nach der Maßgabe seiner Zeit eine förmliche Schule von Historikern gegründet, wie denn fast bei jedem seiner jüngeren protestantischen Zeitgenossen, die sich in der Literatur überhaupt hervorgethan, sein inspirirender Einfluß meist in ausgesprochener Weise zu erkennen ist. Seinen Anteil an der Chronik Carion's, die freilich nicht bloß nationale Geschichte behandelte, kennen wir bereits[1]). Wirft man einen Blick auf die Sammlung seiner Korrespondenz, seiner Vorreden und Deklamationen, wie sie im Corpus Reformatorum vereinigt vor uns liegen, so erhält man ein geradezu erstaunliches Bild einer unvergleichlichen literarischen Rührigkeit und einer Einwirkung auf die gesinnungsverwandten Mitarbeiter, Fürsten wie Gelehrte, die umfassender nicht gedacht werden kann. Was Joachim Camerarius in dieser Beziehung in der Biographie seines Freundes ihm nachgerühmt, ist kein Wort zu viel gesagt. An dieser Thatsache wird wenig durch den Umstand geändert, daß Melanthon die Geschichtschreibung nicht als selbständige Wissenschaft, sondern mehr nur als dienende Begleiterin der Theologie und kirchlicher Zwecke behandelt. Seine Kritik steckt freilich noch in den Kinderschuhen und nur gelegentlich blitzt es erleuchtend in ihm auf. Ein politischer Kopf, wie es jeder Historiker, der nicht bloß Altertümler sein will, doch einigermaßen sein soll, ist Melanthon freilich in recht geringem Grade, wie das z. B. seine Beurteilung Kaiser Maximilians hinlänglich bezeugt. Höchst anziehend dagegen sind die Bilder oder Skizzen, die er über einzelne deutsche Könige oder Fürsten oder andere geschichtliche Persönlichkeiten, wie über K. Otto I., Friedrich I., Ludwig den Bayern, K. Sigismund, über die kursächsischen Fürsten u. a. mit geschickter Hand entwirft. Schon oben war erwähnt, daß er auch über die Darstellung der Zeit- und Reichsgeschichte[2]), im Besonderen auch über die

[1]) S. oben S. 195.

[2]) G. D. Hoffmann: Abhandlung von Ph. Melanchthons Verdiensten um die deutsche Staats- und Reichsgeschichte ꝛc. Tübingen 1760.

Zusammenkunft in Bologna, Aufzeichnungen niedergeschrieben hat, die überall erraten lassen, daß er den Gang der Dinge sorgfältig verfolgt und nach der Sitte der Zeit von überall her Mittheilungen empfing[1]).

In der monographischen Behandlung der Geschichte einzelner Kaiser haben sich zur Zeit der Reformation noch ein paar andere Männer versucht, nämlich: Johannes Adelfus über K. Friedrich I., und Johannes Stumpf über K. Heinrich IV. Beide Schriften sind weder Werke der Forschung, noch zeichnen sie sich durch künstlerische Gestaltung des Stoffes aus, sondern verfolgen ausgesprochenermaßen populäre Zwecke. Immerhin jedoch muß es als ein Fortschritt der Entwickelung unserer Geschichtschreibung hervorgehoben werden, daß aus der Reihe unserer Kaiser gerade die beiden Genannten herausgegriffen und dem Volke näher gerückt werden. Für K. Friedrich entschied offenbar das gärende nationale Selbstgefühl, für Heinrich das protestantische Bedürfnis. Adelphus[2]) bezieht sich auf eine Schrift Sebastian Brants „de origine bonorum regum" und folgt dann übersetzend vor allem der Ursperger Chronik, reproduzirt aber zugleich getreu das sagenreiche Volksbuch über den Kaiser Friedrich, das im Jahre 1519 zu Augsburg erschienen war[3]). Die Schrift von Stumpf, die dem Pfalzgrafen Ottheinrich, dem Förderer und Bekenner des Evangeliums gewidmet und zu Zürich im Jahre 1556 mit den beliebten Illustrationen erschienen ist, verräth eine kundigere Hand, der wir ja demnächst noch weiterhin begegnen werden. Der Verfasser meint, es sei seinem Helden bisher in der Geschichtschreibung sein Recht nicht geworden und

---

[1]) S. die Annales im 9. Bd. des Corp. Ref. vgl. mit Bd. 12 und sonst. Dazu R. Graßhoff, die briefliche Zeitung im XVI. Jahrh. Leipzig 1877. Vgl. oben S. 204.

[2]) Er nennt sich in der Vorrede „Argentinensis" und auf dem Titel: „Stadtarzt zu Schaffhausen"; die Vorrede ist datirt vom Jahre 1520, während der Schluß des Werkes auf das Jahr 1535 weist.

[3]) Vgl. Riezler in den Forschungen zur d. Gesch. X, 138—140.

schreibt sein Buch zum Nutzen und zur Belehrung von Jedermann [1]).

Werke über allgemeine deutsche Geschichte hat, wie erwähnt, dieses Zeitalter nur wenige hervorgebracht. Die drei Bücher germanischer Geschichte des Beatus Rhenanus traten allerdings erst 1531 an das Licht, sie sind aber so unbedingt von dem Geiste des älteren Humanismus durchdrungen und von dem reformatorischen Einflusse frei, daß wir bereits bei einer früheren Gelegenheit mit Recht davon sprechen zu sollen geglaubt haben [2]). Die Kosmographie Sebastian Münsters darf, soweit sie Deutschland behandelt, in diesem Zusammenhange nicht ganz übergangen werden, wenn auch das größere wissenschaftliche Verdienst ihres Verfassers auf einem anderen Gebiete liegt und jenes sein Werk selbst im Grunde geographischer und nicht historischer Natur ist. Freilich waren Geschichte und Geographie noch fortgesetzt mehr verbunden als getrennt. Münster war wenigstens klug genug, für die einzelnen ihm ferne liegenden Abschnitte sich die Unterstützung der Sachverständigen, die er geschickt zu finden wußte, zu verschaffen [3]). Er hat auf diese Weise manchen lehrreichen Beitrag topographischer und lokalgeschichtlicher Art erhalten. Für das Große und Ganze freilich war damit nur wenig gewonnen. Einer der Gefeiertsten unter den Historikern des Reformationszeitalters, Johannes Turmair (Aventin), hat allerdings den Gedanken einer Germania illustrata, mit welchem sich bereits sein Lehrer Celtis s. Z. getragen, in den späteren Jahren seines Lebens wieder aufgenommen.

---

[1]) Die Vorrede ist aus Stammheim im Thurgau datirt, wo St. damals Pfarrer war.

[2]) S. oben S. 132 ff.

[3]) Bruckers Ehrentempel S. 137—141. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. II, 1 ff. u. Gesch. der Astronomie S. 143. Peschel, Geschichte der Erdkunde S. 373—402 u. R. v. Raumer, Geschichte germanischer Philologie S. 28. — S. Münster war in Ingelheim 1489 geboren und starb als Professor der hebräischen Sprache an der Universität Basel 1552.

Dieselbe sollte bekanntlich das Werk vereinter Kräfte werden [1]), er selbst hat aber wenigstens angefangen einen Teil davon, die „Chronica vom Ursprung, Herkommen und Taten der uralten Teutschen“ wirklich auszuarbeiten, hat aber zuletzt gleichwohl wieder die Hand davon abgezogen, und so liegt nur ein Bruchstück vor uns, das die ersten Anfänge der deutschen Geschichte nicht überschreitet und in seinem Inhalt mehr den Stempel der Schwäche als der Vorzüge seines Urhebers an der Stirne trägt. Übrigens hatte Aventin die Absicht, die Chronik bis auf seine Zeit herabzuführen, und hat sich eine Skizze des Ganzen aus dem Jahre 1530 erhalten [2]). Es bleibt immerhin zu bedauern, daß der Verfasser in der Ausführung nicht bis in die helleren Zeiten, in welchen sein seltenes Talent sich mit größerem Erfolge geltend zu machen vermochte, vorgedrungen ist. Er hat wenigstens die Absicht gehabt, die deutsche Geschichte des Mittelalters ausführlich darzustellen [3]). Das Verlangen nach einer wirklichen deutschen Geschichte konnte auf diesem Wege freilich wohl geweckt, aber nicht befriedigt werden, es kehrte daher immer aufs Neue wieder. Der bekannte Heidelberger Gelehrte Jakob Micyllus benützte und bestimmte seine im Jahre 1535 erschienene Übersetzung des Tacitus ausdrücklich dazu, zur Abfassung einer solchen anzuspornen [4]). Die deutsche Geschichte des Baseler Pro-

---

[1]) Vgl. Bd. 1, 650 der neuen Ausgabe von Aventinus S. W. seinen Brief an Joachim von Watt in St. Gallen den 14. Mai 1538.

[2]) S. Johannes Turmair's genannt Aventinus sämmtliche Werke. I. Bd. (kleinere historische und philologische Schriften.) München 1881. S. 297 ff. Zu vgl. Rockinger in den Sitzungsberichten der philol.-histor. Klasse der k. b. Akademie d. W. zu München 1879. 1, 368.

[3]) Im 5. Buch der Chronik Cap. 35 (S. W. IV, S. 298. Z. 10—11), wo er von der, im Vergleiche zu den Annalen vorgenommenen Kürzung zunächst der Gesch. K. Heinrich IV. spricht, verweist er ausdrücklich auf sein Zeitbuch über ganz Deutschland, wr man „den Wandel nach der leng beschriben“ finden würde.

[4]) S. J. Classen, Jakob Micyllus ꝛc. Frankfurt a. M. 1859 S. 261 und S. 272 (Anm. 13 und 15). Micyllus (eigentlich Molsheim) war 1503 zu Straßburg geboren, in Erfurt und Wittenberg gebildet, starb 1558 als

fessors Huldreich Mutius, die im Jahre 1539 in lateinischer Sprache erschien, hat jenem Wunsche schwerlich entsprochen. Sie ist durchweg Kompilation ohne jeden selbständigen Wert und hat offenbar geringen Eindruck gemacht. Hauptquelle ist Nauclerus. Das einzige, was hervorgehoben zu werden verdient, ist die nationale Gesinnung des Verfassers, der sich zugleich als echten Eidgenossen fühlt und nach allem der älteren Schule der Humanisten angehört, die der reformatorischen Bewegung, so lebhaft sie das Bedürfnis einer Reform erkennt, gleichwohl mit Zaghaftigkeit gegenübersteht [1]). Das Chronicon Germaniae von S. Franck hat vor dieser zunächst wenigstens das eine voraus, daß es in vortrefflicher deutscher Sprache geschrieben ist [2]). Die Art und Weise Francks, Geschichte zu schreiben, haben wir bereits berührt [3]); sie gelangt in dem gegebenen Falle ähnlich wie in seiner Geschichtsbibel zum Ausdruck. Von Selbständigkeit der Forschung ist auch jetzt keine Rede; originell bleibt aber immerhin, daß Franck bei der Geschichte K. Maximilians auch den Teuerdank benützt. Nauclerus und Carion sind seine Hauptquellen. An nationaler Empfindung läßt er nichts vermissen. Seine radikalen Neigungen klingen gelegentlich durch, obwohl er die Reformation und den Bauernkrieg nicht mehr in den Kreis seiner Erzählung

---

Professor der griechischen Sprache in Heidelberg. Zu vgl. Bursian, Gesch. der classischen Philologie, S. 192—194.

[1]) Über die Lebensverhältnisse des Mutius sind wir schlecht unterrichtet, vielleicht weil er sich als Schriftsteller keines besonderen Ansehens erfreute. Nach den Athenae Raurac. (p. 425) war er im Dorfe Stöcken unweit Bischofszell im Canton Thurgau geboren, wurde zuerst Professor der lateinischen Grammatik, später der Rhetorik zu Basel. Geburts- und Todesjahr scheinen nicht überliefert zu sein. Vgl. Dr. K. E. Hermann Müller, die Chronik des Professors Huldreich Mutius. Prenzlau 1882. — Das Werk führte den Titel: De Germanorum prima origine, moribus institutis etc. etc. libri chronici XXXI ex probationibus Germanicis scriptoribus in Latinam linguam tralati. Die erste Ausgabe Basel 1539; die zweite bei Pistorius SS., die 3. und korrekteste von Struve (SS. II p. 605 sqq.).

[2]) Von des ganzen Teutschlands, aller teutscher Völker Herkommen, Händeln u. s. f. Frankfurt a. M. 1559.

[3]) S. oben S. 186—187.

einbezieht; es macht aber den Eindruck, als halte er häufig mit seiner eigenen Anschauung in etwas zurück. Der denkende Kopf kommt indes überall zum Vorschein. Mißgriffe, wie sie Aventin in der Einleitung seiner deutschen Chronik beging, weiß Franck zu vermeiden. Ein Sonderling bleibt er aber nach wie vor; allzu abhängig von den Arbeiten dritter und mit seinen Ideen nicht im Einklang mit dem einen großen Fortschritt seiner Nation, ging ihm und mußte ihm die nachhaltige Wirkung auf diese verloren gehen.

Wenn es unter diesen Umständen keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Behandlung der deutschen Geschichte als solcher in der Epoche der Reformation nicht die erfreulichen Fortschritte gemacht hat, die vielleicht manche erwartet haben, so darf diese Thatsache mit nichten als ein Anklagepunkt gegen diese verwerthet werden. Da doch im einzelnen in der Erforschung derselben Vieles geleistet worden, trat um so unvermeidlicher die Neigung, das Ganze zu behandeln, zurück, für diejenigen am ehesten, die die Lage der Sache am deutlichsten übersahen. Ferner die Partei, die am sichersten zu einer solchen Aufgabe berufen erscheinen mußte, war, wie schon angedeutet, von dem Kampfe für die Reformation in einem Grade in Anspruch genommen, daß ihre Kräfte für die Durchführung einer solchen literarischen Unternehmung nicht mehr zureichten, und sie nicht Zeit fand, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen. Es stand damals für die deutsche Nation nicht weniger als Alles, ihre ganze Zukunft auf dem Spiele, und so ergab sich mit bitterer Notwendigkeit die Folgerung ganz von selbst, daß sie in erster Linie ihre Kräfte für die Rettung derselben einsetzte. Trotz all der schönen Redensarten und geistreichen Gesichtspunkte, die man aufgewendet hat, Karl V., wie hoch man ihn sonst stellen mag, stand unsern Interessen wohl oder übel gleichgültig oder gar feindselig gegenüber, und es bleibt ein ewig beklagenswertes Verhängnis, daß seine Erwählung nur das kleinere der Übel war, zwischen welchen man entscheiden mußte. So, vom Mittelpunkte zurückgewiesen, flüchtete sich der

deutsche Geist in die einzelnen Glieder des Reichskörpers, wo allein er sich noch heimisch fühlte und fruchtbar werden konnte. Wenn man für diese Wendung, die überdies unserem nationalen Genius in nur zu hohem Grade entgegenkam, die kirchliche Neuerung verantwortlich machen will, so fragen wir, warum haben die Höfe, die der alten Kirche nach kürzerem oder längerem Besinnen treu geblieben sind, nicht gut gemacht, was von der anderen Seite versäumt wurde? Wo sind die deutschen Geschichtschreiber, die auf dem Boden der alten Kirche stehend, mitten in diesen Kämpfen sich mit einigem Erfolg der Darstellung unserer Gesammtgeschichte gewidmet hätten? So bleibt es dabei, hüben und drüben ist es die Landesgeschichte, auf deren Pflege sich die berufenen und unberufenen Kräfte von dem Augenblicke an mit gesteigerter Einmütigkeit werfen, in welchem kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß der Schwerpunkt unseres nationalen Lebens auf lange hinaus dem Zentrum den Rücken wendete. Diese Betrachtung, die vielen überflüssig erscheinen mag, haben wir uns nicht erspart, weil das pseudopatriotische Pharisäertum unserer Tage gar zu gerne geneigt ist, mit einer Thatsache zu ihren Zwecken zu argumentiren, von welcher es doch weiß, daß sie aus der Tiefe unseres nationalen Wesens ihre Nahrung zieht und die, insoweit sie eine bedenkliche Kehrseite hat, von niemand lieber verschärft und mißbraucht wird, als von jenen, die sich ein Geschäft daraus machen, den nationalen Charakter der Reformation zu entstellen und sie für Sünden oder Folgen verantwortlich zu machen, deren Urheber oder Ursachen zum überwiegenden Teile ganz anderswo und in einem ganz anderen Prinzipe gesucht werden müssen. Das eine bleibt gewiß, das Beste und Nachhaltigste, was in dieser Zeit für unsere nationale Geschichte geleistet ward, ist auf dem Wege der Kultur der Landesgeschichte erreicht worden, aber von einem Manne, der, ein echter Jünger des Humanismus, seine Seele mit nationalen und reformatorischen Motiven in gleichem Maße erfüllte und in dieser Gestalt vielleicht am ehesten jene breit getretene Unterscheidung

einer grundverschiedenen älteren und jüngeren Generation der Humanisten in Frage stellen könnte; der, wie dem aber auch sein mag, ein treuer Sohn seines Geburtslandes, die an sich allerdings höchst einfache Wahrheit niemals verkannt hat, daß eine korrekte Behandlung zumal der mittelalterlichen Geschichte eines deutschen Territoriums nur in engster Verbindung mit der nationalen Gesammtgeschichte erreicht werden kann. Aventin ist es, den wir meinen und was wir kaum erst ausdrücklich zu sagen brauchen. So gewiß man in älterer und neuerer Zeit ihn hie und da überschätzt hat, weil man für seine Beurteilung nicht den angemessenen Standpunkt zu finden wußte, so stehen wir trotz dieses Eingeständnisses gleichwohl nicht an, ihm als wissenschaftlichen Forscher unter seinen Zeitgenossen einen der ersteu Plätze einzuräumen und dieses trotz aller seiner oft nicht geringen Schwächen, über welche wir uns nicht täuschen, weil wir uns zugleich nicht verhehlen, daß seine Entwickelung unter günstigeren Umständen eine vollkommenere geworden wäre.

Wir stellen diesen Mann gerade an diesen Platz, weil er den geeignetsten Übergang von der allgemeinen deutschen zu der territorialen Geschichtschreibung bietet[1]).

Aventin war am 4. Juli 1477 zu Abensberg, einem an der Abens unfern ihrer Mündung in die Donau gelegenen Städtchen

[1]) Die Aventin-Literatur ist zahlreich und dürfte es genügen, an dieser Stelle auf das Wichtigste oder Nächstliegende hinzuweisen. Eine erschöpfende Darstellung seines Lebens und seiner Werke wird offenbar erst möglich sein, wenn die von der Münchener Akademie unternommene Gesammtausgabe seiner Werke vollendet sein wird. Th. Wiedemann, Joh. Turmair gen. Aventin, Geschichtschreiber des bayer. Volkes. Freising 1857. — W. Dittmar, Aventin. Nördlingen 1862. — Zu vgl. Prantl, Geschichte der LM. Universität. München 1872. 1, 134. — Dr. v. Döllinger, Aventin und seine Zeit. (Akademische Rede.) München 1877. Der 1. Bd. der ged. Gesammtausgabe enthält zugleich eine Biographie Aventins (von Prof. W. Voigt). — B. Rockinger, 1. Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher. Eine Festschrift. München 1880. 2. über ältere Arbeiten zur baierischen und pfälzischen Geschichte im Geh. Haus- und Staatsarchiv. 2 Abteilungen. München 1879. (Separatabdruck aus den Verhandlungen der k. b. Akademie der W. III. Cl. XIV. Bd. III. Abt.) stellenweise.

Niederbaierns, von bürgerlichen Eltern geboren. Sein Geschlechtsname war von Haus aus Turmair, den er nach der mittelalterlichen Benennung seiner Vaterstadt „Aventinum" in Aventinus verwandelte. Der Wohlstand seiner Familie erlaubte es ihm, die gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Im Sommer 1495 bezog er die Universität Ingolstadt, wo ihn Conrad Celtis, scheint es, dauernd für die humanistischen Studien gewann. Von der Ergreifung eines andern Fachstudiums war seinerseits niemals mehr die Rede. Als Celtis 1497 nach Wien übersiedelte, folgte ihm sein anhänglicher Schüler und trat hier zugleich zu Cuspinian und Stabius in ein näheres Verhältnis. Im Jahre 1501 treffen wir ihn in Krakau, der damals auch von Deutschland aus vielbesuchten Hochschule der Jagellonen; er betrieb hier in erster Linie mathematische Studien. Im Jahre 1503 führte ihn sein Lerneifer nach Paris. Hier scheint der Einfluß Jakob Faber's (Lefévre d'Estaples) ihn zu näherer und nachhaltiger Beschäftigung mit der griechischen Sprache geleitet und vielleicht zuerst seine altkirchliche Orthodoxie leise erschüttert zu haben. Gleichzeitig mit ihm waren Beatus Rhenanus[1] und Michael Hummelberger der Humanist[2]) anwesend und haben noch in späteren Jahren den Fleiß bezeugt, mit welchem Aventin damals seinen Studien oblag. Mit chronologischen Untersuchungen habe er sich bereits in dieser Epoche mit Vorliebe beschäftigt. Nachdem er im März 1504 sich in Paris die Magisterwürde erworben, kehrte er nach Deutschland zurück und ging das Jahr darauf zu einem Besuche seiner alten Freunde und Lehrer noch einmal nach Wien, wo er sich bis in den Dezember 1506 festhalten ließ. Er trat in die von Celtis gegründete Sodalitas Danubiana ein und es konnte nicht fehlen, daß er in diesem auserwählten Kreise die nachhaltigsten Anregungen erfuhr. Im Herbste 1507 wendete er sich nach Ingolstadt in der Hoffnung,

[1]) S. oben S. 132 ff.

[2]) S. über ihn zunächst den Artikel von Horawitz in d. a. d. Biographie s. h. v.

wie es scheint, durch die Gunst seines Landesherrn, des Herzogs Albrecht IV. von Baiern, hier zu einer Professur zu gelangen. Eine lehrhafte Natur, die die erworbenen Kenntnisse durch Mitteilung an dritte lebendig machen wollte, ist er nach allem von Haus aus gewesen. Damit stimmt die Überlieferung überein, daß er in dieser Zeit, ohne förmlich angestellt zu sein, Privatvorlesungen über ein paar Schriften Ciceros gehalten hat. Und so entsprach es aus diesem Grunde seiner Neigung, als ihn Herzog Wilhelm IV. im Jahre 1508 zum Lehrer seiner beiden jüngeren Brüder, Ludwig und Ernst, ernannte. Es beweist diese Thatsache allerdings zugleich, daß Aventin um diese Zeit bereits zu einer gewissen Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seiner persönlichen Tüchtigkeit gelangt war. Eine gute Anzahl Jahre (1509—1517) hat er in dieser Stellung, abwechselnd zu Burghausen, München, Landshut und zuletzt wieder in Ingolstadt zugebracht und wohl im Zusammenhange mit derselben eine kleine lateinische, mit vielem Beifall aufgenommene Grammatik geschrieben, auf welche er (1517) eine größere ausführliche folgen ließ. So hatte er das 40. Lebensjahr erreicht und es konnte scheinen, als sollte er in der Pflege solcher Schriftstellerei und als Lehrer den Zweck seines Daseins erfüllen. Jedoch hatte es das Schicksal anders und besser mit ihm vor und er selber hatte bereits die Richtung bezeichnet, in welcher für ihn sein höherer und wahrer Beruf gelegen hat. Er hatte in dieser Zeit seines Ingolstädter Aufenthaltes nach dem Muster der erwähnten Wiener Donaugesellschaft eine Sodalitas literaria Angelostadensis gegründet, welcher er als besondere Aufgabe die Aufsuchung und Veröffentlichung historischer Quellenschriften zugedacht hat. Er selbst hat eine stattliche Reihe solcher Vereinsschriften namentlich bezeichnet, die er durch die Gesellschaft veröffentlicht wünschte und wobei ihm vermutlich der größere Teil der Arbeit zugefallen wäre. Die Ausführung dieses Planes ist durch mehrfache Umstände, in erster Linie durch die kurze Lebensdauer der Gesellschaft und die Konzentrirung seiner eigenen Thätigkeit auf eine andere Aufgabe unterbrochen worden, doch

hat er wenigstens die Veröffentlichung der bekannten Lebensbeschreibung K. Heinrich IV., über deren Verfasser bis in die neueste Zeit so verschiedene Vermutungen aufgestellt worden sind, noch 1518 veranlaßt. Eine wichtige Bedeutung aber hat jenes kurzlebige Unternehmen doch, d. h. es bezeugt, daß sich Aventin bereits seit längerer Zeit mit geschichtlichen Studien und Untersuchungen beschäftigt hat und daß es somit seinen guten Grund hatte, als ihn die baierischen Herzoge Ernst und Wilhelm (1517) nach Vollendung seines pädagogischen Amtes auf seinen Wunsch zum bairischen Historiographen ernannten. Alles wohl erwogen, darf man getrost und unbedingt behaupten, Aventin hat diesen Auftrag erhalten, weil er seit Jahren sich aufs gründlichste mit der bairischen und deutschen Geschichte beschäftigt hat, und nicht jener Auftrag erst hat ihm zu dieser Beschäftigung Veranlassung gegeben. Wie hätte er denselben außerdem in verhältnismäßig so kurzer Zeit ausführen können! Seine Mandatare haben allerdings erst jetzt ihn zum Zwecke der Ausführung des erteilten Mandates mit Empfehlungen und Vollmachten ausgerüstet, auf daß er in den Klöstern und Bibliotheken des Landes und der Nachbarschaft eine erschöpfende Forschungsreise nach authentischem und urkundlichem Quellenmaterial anstelle und er ist mit einem Erfolg und einer Sachkunde ohne Beispiel sofort daran gegangen, diese notwendigen Vorarbeiten auszuführen. Nahezu zwei Jahre hat er damit zugebracht und eine überaus reiche Ernte belohnte den ebenso sachverständigen als unermüdlichen Forscher. Hierauf schritt er zur Ordnung seiner Funde, begann 1519 ohne Säumen die Ausarbeitung und im März 1522 waren die „Annales Boiorum“ vollendet. Im Verlaufe dieses Jahres veröffentlichte er einen Auszug derselben unter dem Titel „bayerischer Chronicon kurzer Auszug“[1]), ähnlich einem Prospekte, wie die literarische oder geschäftliche Industrie unserer Tage solche ihren Unternehmungen vorauszuschicken liebt, nur daß sein Beweggrund hierbei offenbar

[1]) S. W. 1, 107 ff.

ein viel mehr sachlicherer und bescheidener und daß das angekündigte Werk bereits vollendet war. Die Annales waren im Sinne seiner Mandatare übrigens keineswegs zur Veröffentlichung bestimmt, und es hat in der That ziemlich lange gedauert, bis dieser Bann gebrochen wurde. Erst im Jahre 1554, also volle 20 Jahre nach Aventins Tode, ist die erste noch dazu verstümmelte Ausgabe des Werkes an das Licht getreten. Aventin hatte während der Vorbereitung der Annales ein und die andere Quellenschrift, die er auf seiner Entdeckungsreise aufgefunden, oder kleinere geschichtliche Arbeiten, zu welchen er bei dieser Gelegenheit sich angeregt gefühlt, veröffentlicht oder doch für den Druck zurechtgestellt. So die Annales Schirenses, das Chronicon Ranshofense, die Historia Ottinge u. dgl. Was aber das Wichtigste von allem ist, er hat bald nach der Vollendung der Annales den Gedanken gefaßt, eine deutsche Übersetzung oder vielmehr eine deutsche Bearbeitung derselben zu unternehmen. Er wollte auf diesem Wege ein nicht bloß gelehrtes, sondern zugleich ein volkstümliches Geschichtswerk herstellen und folgte dabei gewiß seinem eigensten innersten Drange, aber nicht minder gewiß ist, daß die Herzoge, welche die Annales veranlaßt, ihm auch zu dieser Bearbeitung (1526) den förmlichen Auftrag erteilt und in diesem Zusammenhange ihm sein Jahresgehalt erhöht haben. Die Vollendung der Arbeit fällt in das Jahr 1532, nach einer anderen Nachricht in das Jahr 1533, und werden wir auf die Frage, ob die deutsche Bearbeitung, wie man sie die längste Zeit gekannt hat, in ihrem ganzen Umfange wirklich Aventins Werk, weiter unten zurückkommen. Gewiß ist, daß auch diese bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht wurde, und die Gründe, aus welchen dies in beiden Fällen unterblieben, lassen kaum einen Zweifel zu. Die antiklerikale Stimmung, von welcher zumal die deutsche Chronik durchdrungen ist, haben seine Auftraggeber bestimmt, die Herausgabe derselben nicht zu gestatten.

Aventin war inzwischen und trotzdem ein berühmter Mann geworden, die besten und gelehrtesten Männer der Nation beehrten

ihn mit ihrer Freundschaft und Anerkennung, aber er selbst war infolge seiner geschichtlichen Studien und dem Eindrucke der großen neuernden Epoche allmählich zu Anschauungen gelangt oder hatte die in ihm von lange her gärende Denkweise in einem Grade entwickelt, die ihn immer weiter von dem Systeme abführten, wie es seit dem Anfange des dritten Jahrzehntes in Baiern zum offiziellen erhoben worden war. Seine deutsche Chronik vor allem im großen und eine kleinere, im Jahre 1528 entstandene Schrift „Ursache des Türkenkrieges"[1]) sind der getreue Ausdruck und Abdruck dieser ihn jetzt vollständig beherrschenden Grundsätze, kraft welcher das Verbleiben in seinem geliebten Baiernlande ihm immer peinlicher werden mußte. Das Mißtrauen der Zeloten gegen ihn war bereits erwacht, und es dauerte nicht lange, so streckten sie die Hand der Verfolgung wider ihn aus. Im Oktober 1528 wurde er verhaftet, allerdings durch die Dazwischenkunft seines hohen Gönners, des Kanzlers Leonhart von Eck, bald wieder in Freiheit gesetzt, aber den Unmut, welchen dieser Vorgang in ihm hervorgerufen, hat er nicht wieder verwinden können. Man kann ja nicht sagen, daß er nach den vorliegenden Zeugnissen und Äußerungen auch dogmatisch sich geradezu an die Reformation angeschlossen habe, aber kein Zweifel ist darüber gestattet, daß er aus nationalen und sittlichen Erwägungen sich dem überlieferten Kirchentume vollständig entfremdet hatte, und es ist bereits von anderer Seite mit Recht angedeutet worden, daß seine Gedanken zuletzt vielleicht doch noch weiter gingen als seine Worte oder Handlungen, und daß es nur von den Verhältnissen abhing, daß er nicht gänzlich mit der alten Kirche brach, in deren ins Verderbnis geratenen Einrichtungen er die primäre Quelle all' der Übelstände und Demütigungen erblickte, die über das Reich deutscher Nation hereingebrochen waren. Mit einem Worte, er befand sich im Lande seiner Geburt in einer schiefen Stellung und es wäre ihm zu wünschen gewesen, daß er seine Freiheit und eine Zufluchts-

---

[1]) S. W. I, 170 ff.

stätte gewonnen hätte, in welcher er sich keinerlei Zwang mehr anzuthun brauchte. Das hat er selbst gefühlt und darum (1530) Versuche gemacht, am pfalzgräflichen Hofe zu Amberg oder auch am kursächsischen zu Wittenberg eine Unterkunft zu erlangen. Beide Versuche haben jedoch leider nicht zum Ziele geführt[1]). Hatte doch auch seine Verheiratung, zu welcher er sich spät genug (1529) entschloß, ihm die erhoffte Befriedigung nicht gebracht. Den Plan zur Germania illustrata hat er in dieser Zeit gefaßt und seinerseits damit begonnen, ihn dann aber wieder ruhen lassen. Die Ausführung hätte ja auch nicht allein von ihm abgehangen[2]). Gerade durch und für sie hatte er sich den Weg nach Kursachsen bahnen wollen[3]). So that er zuletzt Schritte, in dem gastlichen Regensburg, wo das protestantische Bekenntnis festen Fuß gefaßt hatte, sich eine Stätte zu gründen, wie um daselbst wenigstens ruhig sterben zu können. Doch führte ihn wie neckend ein Ruf seines Gönners, des Kanzlers L. v. Eck, noch einmal auf den Schauplatz seiner Jugend, nach Ingolstadt zurück, wo er die Studien von dessen Sohne überwachen sollte; aber die Befriedigung, die er in dieser Wendung seines Geschickes gefunden haben soll, war von nur kurzer Dauer: ein Besuch, den er zu Weihnachten 1533 bei den Seinigen in Regensburg machte, zog ihm eine Krankheit zu, welcher er am 9. Januar 1534 erlag.

Es kommt nun darauf an, die Stellung, die Aventin in der deutschen Geschichtschreibung zukommt, zu bezeichnen.

Daß hierbei zunächst die Annales in Betracht kommen, ist bekannt; seine wissenschaftlichen Verdienste ruhen zunächst auf diesen und nur subsidiär tritt hierbei die Chronik ein. Ihr gegenüber war man indes zu oft geneigt, die Annales als Ge-

---

[1]) S. Gebr. Krafft, Briefe und Dokumente aus d. Zeit d. Ref. Elberfeld 1876 S. 50, wo der abratende Brief des vorsichtigen Melanthon vom September 1529 aufs neue abgedruckt ist.

[2]) S. oben S. 256—257.

[3]) Aventin hatte gewähnt, daß etwa die eingezogenen Kirchengüter Kursachsens die gewünschte Unterstützung für seine Germania illustrata liefern könnten.

schichtswerk überhaupt wenn nicht gerade zu unterschätzen, so doch mehr als billig in die zweite Linie zurücktreten zu lassen, während sie in unsern Augen vor diesen nur eines, allerdings ein wichtiges, nämlich die deutsche Sprache, voraus hat und als Stimmungsbild einen noch höheren Wert in Anspruch nehmen mag. Genug, Aventin hat sich durch das eine wie das andere von den beiden Werken den ehrenden Beinamen eines „Vaters der bairischen Geschichtschreibung" verdient. Wir werden aber sehen, daß auch nur äußerlich betrachtet, diese Auszeichnung vor allem auf die Annales zu beziehen ist. Was ihm an Vorgängern auf dem Gebiet der bairischen Geschichtschreibung vorlag, war nicht eben viel. Ebran von Wildenberg, Ulrich Fütrer und Veit Arenpeck[1]) hat er gut gekannt und benutzt[2]). Vom gelehrten und kritischen Standpunkte aus war aber gleichwohl nicht weniger als alles noch zu thun und es ist Aventins Ruhm, daß er sich darüber vollkommen klar gewesen ist und zugleich vollständig übersah, auf was es hierbei ankam. In diesem Sinne hat er jene Entdeckungsreise angestellt, von welcher wir oben gesprochen haben und über die er selbst hinlänglich und kein Wort zu viel gesagt hat[3]). Der Erfolg der Reise war ein ganz außerordentlicher und setzte ihn in den Stand, nicht bloß die

[1]) Die neue authentische Ausgabe der Annales und der Chronik liegen freilich nicht vollendet vor und ich muß somit, so weit ein abschließendes Urteil von dem Einblick in die Vollendung des Ganzen abhängt, um besondere Nachsicht bitten. Über die ältere Ausgabe ist bei Wiedemann und Dittmar a. a. O. Aufschluß zu erhalten.

[2]) S. oben S. 155 ff. über Georg Hauers bairische (noch ungedruckte) Chronik s. Wiedemann a. a. O. S. 153.

[3]) S. W. 2, 3, Z. 11 ff. Religio insuper mihi fuit, rem tam immensam et maiorum privatis opibus non sua cura ac industria, sed inlatis, ut ajunt, manibus adgredi atque tractare; pro virili itaque parte laboravi; multo tuli, feci sudavi et alsi; totam Bavariam perlustravi; omnia contubernia sacerdotum penetravi; scrinias publicas bibliothecas omnis curiosus, perscrutatus sum; libellos codicillos, domaria, commentarios, fastos, annales omnium gentium, diplomata, instrumenta publica, privata evolvi etc. etc.

bairische, sondern teilweise die deutsche Geschichte in neuer und oft überraschender Gestalt darzustellen. Er hat so manche, bis dahin unbekannt gebliebene Geschichtsquelle zum ersten Male an das Licht gezogen, sie verwertet und sie so zugleich für die späteren Geschlechter erschlossen [1]). Wir erwähnen beispielshalber die Annales Altahenses [2]) und die Excerpte aus den Notizbüchern Alberts von Possemünster [3]), die zugleich für die Reichsgeschichte des 11. und 13. Jahrhunderts von so hoher Wichtigkeit sind. Alle von Aventin benützten, damals nur handschriftlich vorhandenen Schriftstellen hier der Reihe nach namhaft zu machen, kann ja nicht unsere Absicht sein. Hat er doch auch manche Quelle verarbeitet, die überhaupt bis zur Stunde nicht wieder aufgefunden ist, auch ungarische Aufzeichnungen, die seinem Spürsinne nicht entgangen sind und nach welchen man bisher leider vergeblich gesucht hat [4]). So hat er mit seinem erstaunlichen Fleiße ein kaum übersehbares Material zusammengebracht und nicht etwa nach der vorherrschenden Weise des Mittelalters bloß abgeschrieben, sondern zugleich auch kombinirt und verarbeitet [5]). In dieser Rücksicht steht er allen seinen Vorgängern unter den humanistischen Geschichtschreibern in Deutschland weit voran. Ein Mann wie Beatus Rhenanus, der Aventin in mancher Hinsicht überlegen war, kann hierbei ohnedem nicht zur Vergleichung

---

[1]) S. z. B. den sog. Geschichtschreiber Cranz, über welchen zu vgl. S. Riezler, Ein verlorenes bairisches Geschichtswerk des 8. Jahrhunderts in den Sitz.-Ber. d. philol.-histor. Klasse der Münchener Akad. d. W. 1881. S. 247 ff.

[2]) Vgl. W. Giesebrecht, Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Gesch. des 11. Jahrh. hergestellt. Berlin 1841. — M. G. H. SS. XX 772 sqq. — Th. Lindner in der Forschung zur d. G. XI, 279 ff.

[3]) Von Constantin Höfler, Bibliothek des lit. Vereins zu Stuttgart. XVI und F. Oefele, SS. R. B. I p. 757 sqq. — S. Wattenbach, Gesch.-Quelle (3. Aufl.) 2, 266. Anm. 1.

[4]) Vgl. u. a. Steinsdorf, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. 1, 438 ff.

[5]) Die neue Ausgabe der Annales von Riezler gibt hierüber fast Satz für Satz die wünschenswerten und erschöpfenden Nachweisungen.

herbeigezogen werden, da sein betr. Buch ganz anders angelegt war und schon im 11. Jahrhundert abschließt, wo das Werk seines Freundes erst recht bei der Sache ist. Man kann allerdings behaupten, Aventin habe zwischen einer bairischen und deutschen oder gar allgemeinen Geschichte wenig unterschieden und die eine gehe in der anderen oft geradezu auf, anstatt, was das richtige wäre, den Zusammenhang zwischen der einen und der anderen herzustellen und festzuhalten. Es läßt sich dem für einen guten Teil der Annales nicht widersprechen, nur darf nicht vergessen werden, daß Aventin hierbei dem Geschmacke der Zeit huldigt, den wir ja nicht verteidigen wollen, und aber auch daß jene Grenzüberschreitung am ausgedehntesten bei den Jahrhunderten stattfindet, in welchen in dem Charakter der bairischen Geschichte dazu einige Versuchung gegeben war. Daß er damit des Guten oft zu viel that, ist er sich übrigens bewußt gewesen, und hat er darum zuletzt, wo sich ihm in der wittelsbachischen Dynastie in steigendem Maße ein Richtseil und ein fester Mittelpunkt bot, ohnedem entschieden und augenfällig eingelenkt. Das gilt von den Annalen, in der Chronik verhält es sich, wie wir hören werden, ohnedem einigermaßen anders. Wenn wir aber davon absehen und von dem Werte des Werkes überhaupt reden, so sind vor allem die einzelnen Teile desselben wohl zu unterscheiden. Die Darstellung des Altertums und der älteren Jahrhunderte bis über die Völkerwanderung hinaus ist unzweifelhaft der mißlungenste Abschnitt des Werkes. Hier war Aventin offenbar am wenigsten auf seinem Felde; dadurch, daß er sich verleiten ließ, die freche Fälschung des Annius von Viterbo gutmütig zu reproduziren, obwohl Beatus Rhenanus und Pirkheimer sie erkannt und verworfen hatten, hat er die gesammte Schilderung der frühesten Epoche auf eine falsche Basis gestellt. Für diesen Irrtum ist er kaum zu entschuldigen, vor allem aus dem Grunde nicht, weil er ihn in der Chronik beharrlich wiederholt, also zu einer Zeit, wo er thatsächlich aufs nachdrücklichste gewarnt war und die Täuschung doch nicht erst von gestern stammte. Ebensowenig

weiß er über die Herkunft der Baiern etwas neues und brauchbares zu sagen und identifizirt sie unbedenklich mit den keltischen Baiern wie das bereits Arenpeck mit so vielem Behagen gethan. Erst mit der Zeit Karl d. Gr. wird es in den Annalen Licht und schwindet die Dämmerung. Hier regen sich zum ersten Male seine kritischen Anlagen und stellt er der beliebten Fiktion des Mittelalters seine Zweifel und sein scharf abweisendes Urteil polemisirend gegenüber. Um die Geschichte des deutschen eigentlichen Mittelalters hat er sich in der That auch in einer Weise verdient gemacht, wie in Deutschland niemand vor ihm. Insofern erteilen wir ihm für die berührte Vermischung der deutschen und bairischen Geschichte die unbedingte Indemnität. Er stand einem Urwald von oft dreisten Fiktionen und haltlosen Überlieferungen gegenüber, wie sie die kirchliche Politik und Legende ausgebildet hatte; er hat zuerst die Axt an diesen Baum mit seinen faulen Früchten angelegt. Sein lebhafter Sinn für geschichtliche Wahrheit, sein hoch entwickeltes Nationalgefühl und zugleich sein Haß gegen die Übergriffe der Hierarchie haben ihm hier die Augen geöffnet und seinen Blick geschärft. So ist denn seine Darstellung der Geschichte K. Heinrich IV. ein Glanzpunkt der Annalen [1]), und mit Recht hat eine berufene Stimme es ausgesprochen, daß Aventins Schilderung des Kampfes Heinrich IV. mit Papst Gregor VII. noch heute gelesen zu werden verdient [2]). Aventin war von der vollauf begründeten Einsicht durchdrungen, daß sich hier ein Wendepunkt unseres Geschickes für alle Zeiten und eine mit oft terroristischen und nicht immer sittlichen Mitteln durchgeführte Revolution vollzog, und wie würde er überrascht sein, wenn er mit ansehen müßte, wie die Geschichtschreibung unserer

---

[1]) S. Ranke S. W. 2, 161.

[2]) Ebendas. — Bekanntlich hat sich Aventin bei der Darstellung des Investiturstreites an die Schrift Walrams von Naumburg, de veritate ecclesiae etc. enge angeschlossen. Vgl. Paul Ewald, Walram v. Naumburg u. s. w. (Inaug.-Abhandl.) Bern 1874.

Tage, in dem gewiß löblichen Bestreben gerecht zu sein, ein falsch gezeichnetes Bild von dem Papste und seiner Partei entwirft und gegen den Kaiser ungerecht wird. Man kann ja zugeben, daß Aventin die Stimmung, die er aus der Beurteilung der sittlichen Verhältnisse des Klerus seiner Zeit sog, bei der Beurteilung des 11. Jahrhunderts mit einwirken ließ, nichts desto weniger bleibt seine laute Entrüstung über die gewaltsame Einführung des Cölibats und die Umkehr des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, bzw. die Unterordnung der weltlichen Dinge unter die Kirche eine berechtigte und von den Folgen gerechtfertigte. Und zu allem anderen hin ist hervorzuheben, daß der sittliche Zorn, unter dessen Banne Aventin steht, ihn nicht abhält, die Thatsachen sorgfältig festzustellen und sie gewissenhaft unter einander in Zusammenhang zu setzen, so weit seine Kunst überhaupt dazu ausreicht. War er doch ein durchaus aufrichtiger Anhänger des Christentums und hatte historischen Sinn genug, die eminente weltgeschichtliche Bedeutung der alten Kirche keinen Augenblick zu verkennen. Er läßt der kirchlichen Organisation, den klösterlichen Gründungen, so wenig er ihre Mißbräuche verschont, die volle Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit widerfahren, aber nicht minder war er ein unversöhnlicher Gegner der Hierarchie und ihrer Herrschsucht und erfüllt von den nachteiligen Wirkungen, die gerade über unsere Nation von dieser Seite gekommen sind. Als hätte er in der Darstellung der Geschichte K. Heinrich IV. sein Feuer erschöpft, legt er sich in der Geschichte K. Friedrich I., wo es doch an ähnlichen Kämpfen nicht fehlte, ziemliche Zurückhaltung auf, die er aber bei K. Friedrich II. wieder fallen läßt, und es bleibt in dieser seiner Erzählung kein Zweifel darüber übrig, wie er den Kampf des Kaisers mit den Päpsten und ihrer Partei beurteilt wissen will. Das 7. Buch der Annalen ist so überwiegend oder ausschließlich der Geschichte Baierns und des wittelsbachischen Hauses gewidmet, als es die Herstellung des nötigen Zusammenhanges mit den allgemeinen Verhältnissen nur irgendwie erlaubt. Überall tritt uns der hochgebildete kenntnis-

reiche Mann gegenüber, der den Überblick über den großen Gang der Dinge niemals verliert und oft die entferntesten Dinge mit einander zu verknüpfen weiß. Unter manchem, was Aventin von den Alten angenommen hat, befindet sich die Neigung, von Zeit zu Zeit erfundene Reden anzubringen und so entweder die Situation oder die bez. Persönlichkeit des Redners zu charakterisiren. Ein paar solcher Reden sind mit Geschick erdacht, und wir wissen ja, wie wir sie zu nehmen haben. Den Maßstab der thucidideischen Reden darf man freilich nicht an sie anlegen. Anders aber lautet das Urteil in Fällen, wo er die Anschauung seiner Zeit Personen des 12. und 13. Jahrhunderts in den Mund legt und so ein Zerrbild statt eines getreuen Gemäldes hervorruft. Aventin ist, wie billig, ein guter bairischer Patriot, aber sein sichtendes Gewissen oder seine nationale Gesinnung bringt er darum nirgends zum Opfer. Das bairische Land kennt er nach allen Richtungen und schon einleitend entwirft er jene klassische Beschreibung des Landes und noch mehr des Volkes, die in ihrer deutschen Gestalt mit Recht berühmt geworden ist[1]). Unter den einheimischen Fürsten erscheint K. Ludwig der Baier als sein Liebling, die schwachen Seiten des Charakters des Kaisers und seiner Politik gelangen freilich nicht in gebührender Weise zum Ausdrucke. Übrigens entfaltet Aventin im Verlaufe seiner Darstellung eine nicht gewöhnliche Kunst der Erzählung, einzelne geschichtliche Persönlichkeiten arbeitet er mit Geschick aus der Masse des Stoffes heraus und rückt sie uns näher. Es schließt das freilich nicht aus, daß er öfters erlahmt und auf eine falsche Art den Faden fallen läßt, wie auch häufig an Flüchtigkeiten und Mißverständnissen kein Mangel ist, die aber bei der zum ersten Male versuchten Bewältigung eines in Wahrheit ungewöhnlich reichen Stoffes auf Nachsicht Anspruch machen dürfen. Für die inneren Verhältnisse des Landes zeigt

---

[1]) S. W. II, Annales I, cap. 2 und IV, 11 bairische Chronik S. 35 ff., vor allem S. 42.

er unverkennbaren Sinn: wir lernen nicht bloß die geistlichen Stifter, sondern auch den Adel, die Städte, den Bauern, die Rechtsverhältnisse kennen. Die lateinische Sprache handhabt er mit anerkannter Gewandtheit; seine Gewohnheit, die deutschen Namen systematisch zu latinisiren ist oft getadelt worden; er hätte sie gewiß besser unterdrückt, wenn er auch in seiner „Nomenclatura" einen Schlüssel zu den selbstgeschaffenen Rätseln vorausgeschickt hat, der freilich den kindlichen Standpunkt, von welchem aus er, wie fast alle seine Zeitgenossen, diese Dinge behandelt, zur Genüge und in ermüdender Zähigkeit zur Anschauung bringt.

Wirklich volkstümlich ist Aventin durch seine bairisch Chronik[1]) geworden; sie muß, wie schon erwähnt, für mehr als eine bloße Übertragung der Annalen in die deutsche Sprache genommen werden. Daß sie acht Bücher zählt, während diese mit dem siebenten abschließen, ist nur ein äußerlicher Unterschied und hat weiter nichts zu bedeuten. Ein anderes, neues aber ist, daß das 5. Buch, das zur Volkstümlichkeit der Chronik vielleicht mit am meisten beigetragen, in der Gestalt, in der es in den Ausgaben von Ziegler, Schard und Eisner vorliegt, nach der Untersuchung des neuesten Herausgebers gar nicht von Aventin herrührt und sich nur als eine bloße Übersetzung der Annalen ausweist, die aber von dritter, fremder Hand besorgt wurde, während der Text in authentischer Gestalt sich viel kürzer faßt, gerade so wie Aventin vom 3. Buche der Verdeutschung an eine kürzere Fassung beliebt hatte[2]) und in den letzten drei Büchern beibehält. Welche Gründe Aventin zu dieser Kürzung bewogen haben mögen, ist mit Sicherheit schwer zu sagen, und muß vorläufig wenigstens dahin gestellt bleiben, ob die Kürzung gerade des interessantesten Teiles der Annalen auf bloße Zweckmäßig-

---

[1]) S. W. IV. 1. und 2. Hälfte, welch letztere die ersten 2 Bücher bringt.

[2]) Vgl. den Schluß des 2. Buches cap. 460 S. 1184 und die Vorrede zum 3. Buche, wo es heißt: Aber nun in diesem dritten Buch werde ich allein der Bayern Geschicht herfürbringen, und hebt sich erst recht an das bayerische Zeitbuch u. s. f.

keitsgründe oder auf Rücksichten anderer Art, die sich ja denken lassen, zurückgeführt werden muß; dagegen erklärt es sich leicht, wie ein Herausgeber der deutschen Bearbeitung dazu kommen konnte, die kürzere deutsche Fassung fallen zu lassen und dafür die ausführliche pikantere der Annalen zu übersetzen und unterzuschieben. Wie dem jedoch sein mag, das eine ist gewiß, die Kürzung auch dieses Buches ist geschehen und gerade mit Beginn der Geschichte Kaiser Heinrich IV. tritt sie vollends ein und spricht sich Aventin mit wünschenswerter Deutlichkeit darüber aus [1]). Die letzten drei Bücher der Chronik liegen, wie bemerkt, was den Inhalt betrifft, wieder im wesentlichen in der echten Fassung, die Aventin der deutschen Redaktion derselben gegeben, vor. So hat es sich nun gefügt, daß in der Chronik gerade die beiden ersten Bücher, die stofflich den wenigsten Wert besitzen, die den Annalen am nächsten kommende Gestalt erhalten haben. Ganz gleich und unverändert ist der Text aber auch hier nicht geblieben; beträchtliche Zusätze sind hinzugekommen und auch in den folgenden gekürzten Büchern hat Aventin Änderungen, bzw. Verbesserungen angebracht [2]). Er

---

[1]) S. W. V. 5. Buch handelt das 35. Kap. „von einer grossen verendrung im reich“, mit welchen Worten die große Umkehr der Dinge mit K. Heinrich IV. angedeutet werden soll. Das Kapitel handelt summarisch von der Investiturfrage, dem Cölibat und der Absetzbarkeit des Königs. Dann heißt es (S. 272): „Es wär vil davon zu schreiben, dörft eines ganzen puchs. Ist die ganz Christenheit, das reich, Teutschland durch diese Zwitracht dermassen verderbt worden, dass es noch bis auf den heutigen tag nit überwunden, haben so lange zeit her nichts treffenlich ausgericht. Es schreiben wider einander, schelten einander die päbst, die Saxen und der Kaiser, das ich mich schamb es zu schreiben und in das teutsch zu bringen, ist pesser, man wiss (es) nit, iedermann ergert sich nur ob solchem schreiben, niemand pessert sich. Aber es ist genug, ich will nit mêr hie verteutschen dan was ganz Baiern antrifft. Im Zeitspruch über ganz Teutschland find man den handel nach der leng beschriben.

[2]) Über das Verhältnis der Chronik zu den Annalen spricht sich Aventin in cap. 102 des 1. Buches (S. 222) deutlich aus und erklärt den so viel größeren Umfang des 1. Buches der deutschen Bearbeitung im Vergleiche zur lateinischen.

hat sich zur Ausführung der deutschen Redaktion allerdings viel Zeit genommen, die jedenfalls mehr durch die formelle als die sachliche Arbeit gefordert wurde. Hierin, in der Sprache, liegt ja doch wohl auch der vorzüglichste Wert und die höchste Bedeutung der Chronik. Als Werk und Zierde der nationalen Literatur in unendlich höherem Grade, denn der Forschung, wird sie den Namen ihres Urhebers den kommenden Geschlechtern als Gegenstand der Verehrung und Dankbarkeit überliefern, wie sie seit ihrem Erscheinen ihren Verfasser den verflossenen Jahrhunderten groß und bewundernswert gegenübergestellt hat. Die Chronik ist doch das erste deutsche Geschichtsbuch, das von einem seltenen Menschen, einem Gelehrten ersten Ranges, einem Patrioten von hoher und selbständiger Gesinnung in meisterhafter deutscher Sprache einen großen Gegenstand erschöpfend zur Darstellung gebracht hat. Die Popularität, die dem Buche geworden, ruht ja ohne Zweifel in erster Linie neben der Sprache in der hohen und seltenen Seele des Verfassers, die den Stoff belebt und die Erzählung adelt. Kein anderes deutsches Land jener Zeit kann auch nur entfernt eine ähnliche Leistung aufweisen, und wenn Aventins Landsleute stolz auf ihn sind, so haben sie ein um so höheres Recht dazu, als sein Ruhm zugleich mit dem Ruhme des deutschen Geistes zusammenfällt. Es war daher nichts anderes, als die verspätete Abtragung eines schuldigen Dankes, als der fünfhundertjährige Geburtstag eines der verdientesten Männer des bairischen Volkes in seiner ihm so teueren Vaterstadt durch die festliche Enthüllung seines Standbildes in würdiger Weise gefeiert wurde!

Den sittlichen Wert der Geschichtschreibung Aventins hat bekanntlich Goethe in seinem ganzen Umfang erkannt, wenn ihn auch der wissenschaftliche gleichgültig lassen mochte [1]). Daß

---

[1]) Goethes S. W. (Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1833. 53, 82.) — Goethe hat auch sonst für Aventin bzw. seine Chronik agitirt und u. a. Schillers Wittwe für sie zu interessiren gesucht. Vgl. „Charlotte und ihre Freunde.“ ed. Urlichs, Stuttgart 1860. 1, 584. Der Erfolg scheint freilich ein zweifelhafter gewesen zu sein.

Aventins nationale und antirömische Haltung ihm in Rom nicht verziehen und er wie sein Buch geächtet wurde, kann uns nicht Wunder nehmen; wie hätte den Todten nicht treffen sollen, was der Lebende an Haß und Verfolgung erfahren hatte! [1])

Wie erwähnt, war es Aventin nicht beschieden, die Veröffentlichung eines seiner beiden Hauptwerke zu erleben; als es dann dazu kam, haben sie nicht verfehlt, einen gewaltigen und nachhaltigen Eindruck zu machen, der den gehegten Erwartungen entsprach und sich in der Geschichtschreibung der nächstfolgenden Generation vielfach verfolgen läßt. Aber mehr als dies, selbst deutsche katholische Staatsmänner haben sich bald genug aus seinem Geschichtswerke die Waffen geholt, um den päpstlichen Anmaßungen gegenüber die Rechte des Reiches zu verteidigen[2]). Wenn wir den Geschichtschreiber recht verstehen, hätte er sich kaum eine höhere Genugthuung ersinnen können[3]). — —

Mit Aventin hat sich die bairische Geschichtschreibung im Zeitalter der Reformation gleichsam erschöpft; wenigstens nennens-

[1]) Immer lehrreich bleibt die von Schlözer in seinem Staatsanzeiger Bd. II, Hft. 6, S. 352 und 356 ff. gegebene Mitteilung über die von Herzog Wilhelm V. von Bayern behufs einer Bearbeitung der „historia Bavarica“ Aventins „damnati autoris“, vom Inquisitionsgericht zu Rom erholte Dispens. Einzelnes über die Verdammung der Historia Aventins bei Wiedemann a. a. O. stellenweise.

[2]) S. den Aufsatz von Reimann, Der Streit zwischen Papstthum und Kaiserthum im Jahre 1558. (Forsch. z. d. G. V, S. 308.)

[3]) Es lohnt sich vielleicht, an das Urteil Conrings über Aventin zu erinnern. Conring kommt häufig auf ihn und fast immer anerkennend zu sprechen und sagt u. a. IV, 302 folgendes über ihn: Omnium locupletissimus res Bavariae tradidit Johannes Aventinus, etsi diversis judiciis proscindatur. Qui pontificiis rebus addicti sunt, his Aventinus acrius videtur perstringere mores, sive Papavum sive Episcoporum et monachorum, tum ejus fidem in dubium vocant, eumque suspectum reddunt, quod fuerit addictus partibus protestantium, haereticus scilicet lutheranus. Contra vero a protestantibus magni fit. Vixit autem superiori seculo, cum maxima mutatio sacrorum fieret et multa improbavit dogmata pontificiae religionis. Per literas familiaritatem coluit cum nonnullis Protestantium, ut est cum Philippo Melanchthone; sed hactenus non potui reperire, eum reliquisse penitus ecclesiam Romanorum, licet propensior videatur in Lutheranos etc. etc.

wertes hat sie weiter kaum hervorgebracht. Ein Werk wie Leonhard Widmanns Chronik von Regensburg, das allerdings die zeitgenössische Geschichte der Jahre 1511—1543 und 1552—1555 behandelt, kann von unserem Standpunkte aus und angesichts seiner bescheidenen Anlage nicht mehr als namhaft gemacht werden [1]). In dem benachbarten Östreich erfreut sich die Landes- und Hausgeschichte dieser Zeit freilich nicht mehr der Pflege und Blüte, wie in der vorausgegangenen Epoche Kaiser Maximilian I., wenn auch die Nachwirkungen der Impulse, welche dieser durch Wort und That gegeben, noch zu verspüren sind. König Ferdinand I. bezeigte ein gewisses Maß der Teilnahme an geschichtlichen Arbeiten, die freilich überwiegend eine dynastische und genealogische Richtung nahm. Dazu kam die schwere Not und Verwirrung der Zeit, die gerade auf den östreichischen Ländern empfindlich lastete, die chronisch gewordene Türkengefahr und ähnliches, was alles ein fruchtbares Behagen an der Betrachtung der Vergangenheit nicht recht aufkommen ließ. Für die Bearbeitung der östreichischen Haus- und Landesgeschichte war ein Mann thätig, dem wir schon einmal begegnet sind, der auf den verschiedensten Gebieten der Historie eine nicht gemeine Rührigkeit und Geschäftigkeit entwickelte, Wolfgang Lazius [2]). Ein Schützling K. Ferdinands, hat er sich der habsburgischen Genealogie wie der Geschichte der Hauptstadt der östreichischen Länder mit unermüdlichem Eifer angenommen, und seine Absicht war, diese seine Studien nur als eine Vorarbeit für ein Hauptwerk seines Lebens, dem der Titel „Commentarii rerum Austriacarum" zugedacht

[1]) Herausgegeben von Freiherrn Dr. Edmund von Oefele im 15. Bd. der Chroniken der deutschen Städte (München 1871). Der Verfasser war Vikar am Collegiatstifte der alten Kapelle zu R. und Gegner der Reformation. Er starb am 30. März 1557.

[2]) Geboren zu Wien, 31. Oktober 1514, betrieb er hier und zu Ingolstadt humanistische und medizinische Studien, wurde 1541 Professor an der medizinischen Fakultät zu Wien und gewann als getreuer Anhänger K. Ferdinands eine überaus angesehene Stellung und starb am 19. Juli 1565. Vgl. Rosas, Gesch. der Wiener Universität II, 51 ff. und Horawitz in d. n. d. Biographie s. h. v. And. Rud. v. Raumer Gesch. der germanischen Philologie. S. 25.

war, zu verwenden; aber zu der Ausführung desselben ist er freilich nicht mehr gekommen[1]). Seine vorliegenden bzw. Schriften anlangend, von welchen er allerdings selbst bescheiden geurteilt hat, tragen zwar reichlich viel Stoff zusammen, aber von einer halbweg kritischen Richtung und Ordnung derselben ist selten die Rede. Lazius nennt sich selbst einen Schüler des Beatus Rhenanus, jedoch von dem echt philologischen und klaren Sinne desselben ist leider nichts auf ihn übergegangen und hier so wenig als in seiner früher erwähnten Schrift etwas davon zu verspüren[2]). Er repräsentirt in Sachen der Forschung keinen Fortschritt, so viel auch urkundliches Material er zusammenbrachte und zum Teile zum ersten Male hervorzog. Auf seine Leistungen im Fache der alten Geschichte kommen wir zurück.

Als ein Hauptwerk über die Geschichte und Genealogie der Habsburger tritt uns das „Oesterreichische Eerenwerk" (Ehrenwerk) Hans Jakob Fuggers entgegen, das die längste Zeit nur in der Gestalt der Birckenschen Umarbeitung als Ehrenspiegel u. s. f. und in dieser recht unvollständig bekannt gewesen ist[3]). Es hat auffällig lange gedauert, bis die gründliche Verschiedenheit der beiden Arbeiten erkannt oder vielmehr festgestellt wurde[4]). Das Werk Fuggers ist bekanntlich niemals gedruckt worden, wird aber

---

[1]) Vgl. seine Vorrede zu seinem Commentarii rerum Graecorum, wo er von seinen beabsichtigten östreichischen Commentaren sagt: „quos solos cupio nostri memoriam relinquere." L. stand auch mit Jo. Camerarius im Verkehr (s. dessen Schreiben an ihn d. Februar 1564 in der Epp. famil. p. 362).

[2]) Vgl. seine beiden Werke 1. Vienna Austriae. Basil 1546. 2. Commentariorum in Genealogiam Austriacam etc. Basil. 1564. U. a. verfaßte L. noch eine „Historia Rerum in Oriente gestarum ab exordio mundi — ad nostra haec usque tempora". Frankf. a. M. 1587. Die byzantinische Geschichte bildet hier den Mittelpunkt.

[3]) Vgl. Aretin, Beyträge I, 4. Stück S. 49. Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 2. Abschnitt V. und S. W. 5. Aufl. 1, 344 ff.

[4]) Auf die Bearbeitung des Ehrenwerkes durch Becker kommen wir an seinem Orte zurück. Die echteste Quelle für die Erkenntnis der Direktion, unter welcher derselbe gearbeitet hat, scheint bisher, so viel ich finden kann, übersehen worden zu sein.

in drei Handschriften je zu Wien, München und Dresden als kostbares Prachtwerk verwahrt[1]). Der erste Band behandelt die Geschichte der Habsburger bis auf Maximilian, der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit diesem; die längste Zeit ist ihm die habsburgische Genealogie die Hauptsache und erst mit dem Auftreten Maximilians nimmt die Darstellung einen mehr historischen Charakter an. Der Verfasser war ein gebildeter und wohl unterrichteter Mann; er gebietet, freilich nicht immer kritisch sondernd und unterscheidend, über ein umfassendes Quellenmaterial, viele Urkunden, Briefe u. dgl. flicht er in ihrem ganzen Umfange ein und gibt sich der Hoffnung hin, durch dieses sein Geschichtswerk zugleich sein und seines Geschlechts Gedächtnis zu verewigen. Ausdrücklich hebt er hervor, daß er sich keiner fremden Hilfe für die Herstellung des Werkes bedient habe. Das Wichtigste bleibt immer der zweite Teil, wenn wir auch hier nicht eine wirkliche Geschichte seines Helden oder gar des Reiches in dieser Zeit erhalten[2]). Dazu ist die ganze Fassung viel zu subjektiv, wie schon von anderer kompetenter Seite bemerkt worden ist. Der Verfasser ist erfüllt von Hingebung an das Haus Östreich, nebenher ein guter Augsburger und zugleich der Bedeutung seines Geschlechtes und dessen Zusammenhanges mit den Habsburgern sich wohl bewußt. Ob man in Wien je an die Veröffentlichung gedacht, muß dahin gestellt bleiben; als man später darauf zurückkam, wurde vor allem eine Neubearbeitung für notwendig befunden,

---

[1]) Hans J. Fugger war geboren 1516, ein Sohn des 1535 verstorbenen Raimund F., liberaler Förderer der Künste. Er wurde kaiserlicher Rat und trat 1565 in bairische Dienste, gest. 1575. S. d. n. d. Biographie s. h. v. — Über die Fugger jener Zeit überhaupt s. die Selbstbiographie Lukas Geizkoflers (ed. Ad. Wolf, Wien 1873. III, 167 ff.) — Auch zu vgl. Marc. Iutrosinski, „De imperialis Bibliothecae Vindobon. Codice manuscripto qui inscriptus est: Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich a. Joh. Jac. Fuggero“. Inaugur. Dissert. Vratislaviae 1858. Auch für die Quellenanalyse des Ehrenwerks ergiebig.

[2]) Das Werk ist 1555 abgeschlossen worden und hat (1559) nur noch einige Zufuhr erfahren.

durch welche freilich, wie wir an seinem Orte hören werden, die ursprüngliche Gestalt desselben vollständig verwischt worden ist.

Von östreichischen Staatsmännern hat in dieser Epoche Sigmund Freiherr von Herberstein[1]) das Wort ergriffen und eine Selbstbiographie hinterlassen, in welcher er über seine staatsmännische und diplomatische Thätigkeit und seine Gesandtschaftsreisen nach Konstantinopel und an den polnischen und russischen Hof in kunstloser aber lehrreicher und anziehender Art Bericht erstattet. Er ist zugleich der Verfasser der berühmten Commentarii Rerum Moscovitarum, die zuerst 1549 erschienen und zehn Jahre später von ihm selbst in deutscher Bearbeitung veröffentlicht wurden und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden sind. Ein eigentlich geschichtliches Werk sind diese in keiner Weise, eher ein geographisches, das über das russische Reich zuerst richtigere Vorstellungen verbreitet hat. Insoferne es als eine unmittelbare Frucht seiner staatsmännischen Wirksamkeit bezeichnet erscheint, darf es wohl in diesem Zusammenhange erwähnt werden.

Zu den mit dem Hause Östreich verbundenen Kronländern gehörten jetzt auch Böhmen mit seinen Nebenländern, Schlesien und die Oberlausitz. In Böhmen ist die deutsche Geschichtschreibung in dieser Zeit nicht vertreten und von Schlesien ist kaum mehr zu sagen[2]). Die Oberlausitz dagegen hat in den Rechtsannalen des Görlitzer Stadtschreibers und Bürgermeisters Johannes Haß Aufzeichnungen aufzuweisen, die eine ergiebige Quelle für die so wichtige Epoche sind, in welcher in Verbindung mit bürgerlichen Unruhen die kirchliche Umwälzung

---

[1]) Herausgegeben von Karajan im 1. Bd. der Fontes R. Austr. (S. 67—396). H. war geboren am 23. August 1486 und hat vor allem als vielbewährter Diplomat im Dienste K. Ferdinands I. gewirkt. Er starb am 28. März 1566. S. den Artikel L. Geigers in der n. d. Biographie s. h. v.

[2]) Die Stadt Schweidnitz hat einige, aber unbedeutende Aufzeichnungen aufzuweisen. S. SS. R. Sil. Bd. XI. Breslau 1870. Schweidnitzer Chroniken des 16. Jahrhunderts. Vgl. C. Grünhagen, Wegweiser durch die schles. Gesch.-Quellen. Breslau 1876.

auch die Stadt Görlitz erfaßt hat [1]. Endlich hat ein seit geraumer Zeit viel enger mit Östreich und dem deutschen Reiche verbundenes habsburgisches Land, nämlich Tirol, auch in diesem kritischen Menschenalter an der historiographischen Hervorbringung geringen Anteil genommen, obwohl es von der Bewegung des deutschen Geistes noch keineswegs völlig abgesperrt erscheint. Ein gelehrtes aber auch volkstümliches Geschichtswerk ist gar nicht zu verzeichnen; es sind im Grunde nur die Denkwürdigkeiten Georg Kirchmair's, eines Beamten des Klosters Neustift bei Brixen, deren Stimme die fast lautlose, leidige Stille angenehm unterbrach [2]. Seine Aufzeichnungen reichen vom Jahre 1519 bis 1554. Er ist konservativ gesinnt, ein guter Katholik und Tiroler, aber auch voll Anhänglichkeit an das Haus Österreich. Nicht bloß provinzielles, auch allgemeines beschäftigt ihn daher, aber die Geschichte des Bauernkrieges, dessen Fluten bekanntlich vor den Bergen Tirols nicht stehen blieben, schildert er besonders lehrreich. Höhere Ansprüche darf man an ihn nicht machen, so wenig als seine schlichte Natur auf die Befriedigung solcher gerichtet ist [3].

Die benachbarte Schweiz hat sich um diese Zeit politisch allerdings bereits von Deutschland losgelöst [4], national und

---

[1] J. Haß war ein Gegner der Reformation. Geb. 1476 zu Greiz im Voigtlande, hatte er in Leipzig studirt und wurde 1509 Stadtschreiber in Görlitz. Vgl. über ihn Otto Kämmel, Johannes Haß u. s. w. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Dresden 1874. — Die Ratsannalen bilden den 3. und 4. Bd. der SS. R. Lusat. Görlitz 1852. 1870. Herausgeber sind Dr. Th. Neumann und E. E. Struve.

[2] Herausgegeben von Karajan, im 1. Bde. der Fontes R. Austr. (S. 519—1134). Kirchmair war 1481 in Ruppe in Tirol geboren und starb im Jahre 1554. Vgl. Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Östreich. 1, 34 ff.

[3] Zu vgl. S. J. Egger, die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Altertumsforscher Tirols. Innsbruck 1867.

[4] Es wird die richtige Stelle sein, hier an die „Raeteis“ des Simon Lemnius zu erinnnern, die in der Gestalt eines Epos den schweizerisch-deutschen Krieg des Jahres 1499, welchem die thatsächliche Losreißung der Eidgenossenschaft vom Reiche auf dem Fuße gefolgt ist, in 9 Gesängen nicht ohne Talent be-

literarisch hat sich die frühere Verbindung aber noch fortgesetzt und durch den Anschluß eines guten Teiles derselben an die Reformation sogar eine nicht zu unterschätzende Verstärkung erhalten. Diese Momente zusammen haben bewirkt, daß die territoriale Geschichtschreibung hier namentlich auch in ihrer Qualität in einem Grade sich fruchtbar erwies, wie man es von wenigen Ländern innerhalb des Reiches behaupten kann. Die Impulse, welche die kirchliche Bewegung hin und wieder gab, sind es, die in erster Linie dieses Ergebnis herbeigeführt haben. Eine Reihe so stolzer Namen wie Joachim Watt, Bullinger, Keßler, Anshelm, Stumpf, Johannes Tschudi, die alle ihre bez. Werke in der Reformationszeit abgeschlossen oder doch entworfen haben, begegnet uns auf vergleichungsweise so engem Raume kaum anderswo, und es ändert an der Bedeutung dieser Thatsache nichts, daß ein Teil dieser Männer aus dem Reiche stammte und daß sie alle ihre maßgebende Ausbildung innerhalb desselben empfangen haben. Als die persönlich wie wissenschaftlich bedeutendste Erscheinung innerhalb dieser Gruppe haben wir ohne Zweifel den St. Galler Joachim von Watt (Vadianus) zu betrachten [1].

---

singt. Herausgegeben von Placidus Plattner. Chur 1874. Es ist das derselbe Lemnius, der (1538) den bösen Konflikt mit Luther provozirt hat. Er war zwischen 1500 und 1510 im graubündischen Münsterthal geboren und starb 1550 als Lehrer an der humanistischen Schule in Chur. Eine historische Schrift kann man sein Epos nicht nennen, man kennt aber die Relation, welche er überwiegend demselben zu Grunde gelegt hat. Vgl. den Art. von F. Vetter in der A. d. Biographie s. h. v.

[1]) Vgl. über ihn G. Em. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte. Bd. II von 1592 bis 1596. III. Nr. 1313. — Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität. 2, 392 ff. — Ernst Götzinger, Joachim Watt als Geschichtschreiber. St. Gallen 1473, und G. Geilfuß, J. v. Watt als geographischer Schriftsteller. Winterthur 1865; und vor allem, von Götzinger herausgegeben, Watts „Deutsche historische Schriften", 3 Bde. St. Gallen 1875—1879. — J. v. Watt war am 29. November 1484 zu St. Gallen als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren, ging 1502 nach Wien, wo Celtis und Cuspinian besonderen Einfluß auf seine gelehrten Studien ausübten und er auch selbst bald als Lehrer an der Universität auftrat. K. Maximilian I. hat ihn zum Dichter gekrönt. Neben den humanistischen Studien betrieb er zugleich

Er war einer der vielseitigsten, gelehrtesten und hervorragendsten Humanisten, ein fruchtbarer vielseitiger Schriftsteller, der auf mehr als einem Gebiete Vorzügliches geleistet hat. In seiner Wiener Epoche hat er überwiegend als Humanist gewirkt. Seine kommentirende Ausgabe der Chorographie des Pomponius Mela, seine Ausgabe der lateinischen Übersetzung des Dionysius Periegetes durch Rufus Festus Avienus und der Vorrede zur Naturalis historia des Plinius nebst dem 7. Buche dieses Werkes gehören hierher und haben ihm verdiente Anerkennung erworben. Eine Ausgabe der Germania des Tacitus (1514) beweist wenigstens, daß er seine Aufmerksamkeit zugleich nach dieser Richtung gewendet hielt. Man hat mit Recht von ihm rühmend hervorgehoben, daß er einer der ersten war, der die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier für die geographische Wissenschaft verwertet hat [1]). Nach seiner Rückkehr nach St. Gallen hat er eine Reihe selbständiger geographischer Schriften verfaßt und unter den Kosmographen sich einen geachteten Namen erobert [2]). Die Werke, die ihm einen Platz in der Geschichte der Historiographie sichern, sind in der zweiten Epoche seines Lebens entstanden und in erster Linie der Geschichte seiner Vaterstadt und der Äbte von St. Gallen gewidmet, sind aber zugleich durch einen weiten Gesichtskreis geadelt und gehoben. Es bleibt darum wahr, was man ihm nachgerühmt hat, keiner der großen Humanisten hat mit so lebhaftem Eifer sich der Geschichte seiner eigenen Heimat angenommen und sich doch in solchem Maße den freien Blick über die Gesammtentwickelung der Völker bewahrt. Außerdem

die medizinischen und erlangte 1516 den medizin. Doktorgrad. Um 1518 ging er in seine Vaterstadt zurück, wurde ausübender Arzt, aber infolge seiner ausgezeichneten Persönlichkeit und Geschäftskunde bald Bürgermeister, schloß sich, ein Freund Zwingli's, der Reformation an und führte sie in seiner Vaterstadt auf Kosten der Abtei zum Siege. Er starb im Jahre 1551. Vgl. auch Pressel, Joachim Vadian. Elberfeld 1846.

[1]) S. Wolf, Gesch. der Astronomie. S. 215.

[2]) Watts geographische Schriften sind zum guten Teile bei Goldast, SS. Rer. Alemann. III. Bd. gedruckt.

zeichnet sich Watt dadurch aus, daß die Sympathie für Deutschland bei ihm fortgesetzt frisch und lebendig bleibt. Die Eindrücke seiner Jugend haben eine nachhaltige Kraft bewährt. So verstand es sich ihm ganz von selbst, daß, als er sich vornahm, die Geschichte seiner Heimat zu schreiben, er die Sprache der Humanisten preisgab und zur Muttersprache überging, die er denn auch als Meister zu behandeln verstanden hat. Seine Chronik der Äbte von St. Gallen zerfällt in zwei gesonderte Gruppen, in eine ältere und eine jüngere, bzw. in die große Chronik der Äbte und in die kleine. Die große beginnt mit Abt Ulrich V. (1199), und schließt mit Abt Ulrich Rösch (1490), die kleinere setzt mit St. Gallus ein und endet bei Abt Diethelm Blarer 1530. Die kleinere beschränkt sich auf die engere Geschichte St. Gallens, die große umspannt einen weiten Gesichtskreis. Die kleine, nach der Niederlage bei Kappel geschrieben, schlägt einen gedämpften Ton an, die große ist von einem zuversichtlichen reformatorischen Geiste getragen, der hoffnungsvoll in die Zukunft blickt. Sie ist, wie angedeutet, Watts Hauptwerk, mit welchem wir es zu thun haben. Watt hatte anfangs bloß eine Geschichte der Stadt St. Gallen schreiben wollen, aber sein Plan erweiterte sich ihm naturgemäß unter den Händen und er entschloß sich, eine Geschichte der Stadt und der Abtei zugleich zu schreiben, ließ jedoch dabei die Darstellung der Anfänge des Klosters gänzlich fallen und nahm sie dann gesondert in der kleinen Chronik wieder auf. Die große Chronik zerfällt in zwei Hälften, deren zweite ungefähr mit dem Jahre 1330 anhebt und der Geschichte der Eidgenossenschaft einen größeren Platz einräumt [1]). Dies Werk ist überhaupt breit angelegt und der Strom der Erzählung fließt nach den knappen Anfängen im Anschluß an die Geschichte der einzelnen Äbte klar und stolz dahin. Ein stattliches Material ist es, das Watt verarbeitet hat, gedrucktes und aber auch ungedrucktes, urkundliches, das ihm seit 1529

[1]) J. Watts deutsche Schriften. 1, 438 Anm. 1.

zumal für die Geschichte des Klosters zu Handen kam. Er ist kein bloßer Chronist, sondern ein pragmatischer Geschichtschreiber, der den Dingen genau auf den Grund geht und nach dem Zusammenhange der Ereignisse forscht. Als Vertreter der Interessen und Ansprüche der Stadt gegenüber der Abtei schärft sich ihm das kritische Auge wie von selbst und betrachtet demgemäß auch andere Vorgänge. In Bezug auf die Überlieferung von der Entstehung der Eidgenossenschaft entwickelt er hinlänglichen Skepticismus [1]) und steht auch hierin über Tschudi, dessen Ruhm sein Andenken unbillig lange in Schatten gestellt hat. Die deutsche Geschichte begleitet seine Darstellung ununterbrochen, für unsere großen Kaiser empfindet er warm, den Fall des staufischen Hauses und die Katastrophe Konradins erzählt er mit schlecht verhehltem Groll, der die Politik der Päpste für das schmähliche Schauspiel verantwortlich macht [2]). Er ist ein Talent und ein Charakter zugleich; der antirömische reformatorische Geist arbeitet überhaupt stark in ihm, ohne daß man ihn radikaler Neigungen bezichtigen dürfte [3]). Man wird öfters an Aventin erinnert, nur daß die protestantische Geschichtsauffassung bei Watt noch positiveren Inhalt als bei diesem hat, dagegen erfreut sich das Haus Östreich bei ihm fast durchweg einer vergleichungsweise milden Behandlung, was sich aus seinem nahen Verhältnis zu Kaiser Maximilian leicht erklärt [4]).

Watt hat aber zugleich noch an einem anderen Werke maßgebenden Anteil gehabt, das innerhalb des Rahmens der Eid-

---

[1]) Watts deutsche Schriften 1, 408. Zu vgl. G. Meyer von Knonau in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 9. Heft. S. 49—65.

[2]) S. a. a. O. S. 327—330.

[3]) Vgl. seine Abhandlung „Von dem Mönchsstand" u. s. w. Deutsche Schriften. 1, 3 ff.

[4]) Watts Epitome und Diarium sind in den deutschen Schriften Bd. III mit abgedruckt. Sie sind im wesentlichen Kollektaneen und Baumaterial für die größere Chronik. Doch beginnt das Diarium mit 1529 und reicht bis 1533 und ist, recht ausführlich gehalten, dennoch weiter nicht verwertet worden.

genossenschaft wenigstens lange Zeit hohes Ansehen genossen hat; es ist das Johannes Stumpfs „Gemeiner löblichen Eidgenossenschaft Statten, Lander und Völker chronikwürdiger Thatenbeschreibung“, die 1546 in Zürich an das Licht trat. Wir sind ihm schon einmal als Verfasser einer Geschichte K. Heinrich IV. begegnet [1]). Seine große Chronik hat bei Zeiten Beliebtheit gewonnen, und zwar mit Recht und nicht bloß weil sie vor allem auch topographische und genealogische Zwecke verfolgt. Watt hat ihm Dank der Anregung Bullingers, wie angedeutet, getreulich beigestanden und förmliche Beiträge geliefert [2]). Darüber kann kein Zweifel aufkommen, daß er dem Pfarrer von Stammheim wissenschaftlich überlegen war und seine Mitwirkung dem Stumpfschen Werke unmittelbar und mittelbar in nicht geringem Grade zu Gute gekommen ist. Watt, mutig wie er war, hat auch keinen Anstand genommen, als derselbe auf Seite der alten Cantone und durch Tschudis Mund einigen Anstoß erregte, dafür einzutreten und die Verantwortung zu übernehmen. Stumpfs Chronik gehört übrigens zu den besten und gediegensten Schriften dieser Art und hat die Geschichte der Eidgenossenschaft und die Kunde von dem Lande derselben um ein nicht geringes gefördert. Er weiß mit Inschriften und Urkunden umzugehen und benimmt sich der Überlieferung gegenüber mit löblicher Selbständigkeit, wenn er sich auch nicht immer konsequent bleibt. Der historische Teil reicht übrigens noch in das 16. Jahrhundert herab. Bei manchen Schwächen und häufiger Unsicherheit ist Stumpf, der ja doch von auswärts gekommen war, seinem Ziele, eine geschichtlich-topographische Beschreibung der gesammten Eidgenossen-

[1]) S. oben S. 255. — Stumpf war im Jahre 1500 in Bruchsal geboren, hatte in Heidelberg und Straßburg studirt und war dann in den Johanniterorden als Priester eingetreten, ging jedoch bald zur Reformation über und wurde Pfarrer zuerst in Bubicon, dann in Stammheim (Landschaft Thurgau), wo er seine große Chronik schrieb, und starb 1566, zur Ruhe gesetzt in Zürich. S. G. E. von Haller a. a. O. II Nr. 1485. 1486.

[2]) S. Watts Deutsche Schriften 2, XXXVII ff. Die kleinere Chronik kommt hierbei in erster Linie in Betracht.

schaft zu liefern, nahe genug gekommen und hat mit seinem Werke einen tiefen Eindruck nicht bloß auf seine Zeitgenossen gemacht.

Für die Reformationsgeschichte zunächst von St. Gallen hat einer der nächsten Freunde Watts und ebenfalls ein St. Galler Kind, Johannes Keßler, in seinen Denkwürdigkeiten einen besonders wertvollen Beitrag geliefert. Seinen ziemlich ausführlichen Aufzeichnungen hat er den Namen „Sabbata" gegeben, weil er sie in seinen freien Stunden, vor allem an den Sonn- und Feiertagen niederzuschreiben pflegte [1]). Begonnen hat er sie 1533 und bis 1539 fortgesetzt. Wie kaum erwähnt werden muß, handelt es sich hier um kein gelehrtes oder auch nur streng geschichtliches Werk, sondern mehr nur um Bekenntnisse, aber diese gehören, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, zu den lieblichsten literarischen Erscheinungen der Reformationszeit. Die Schicksale des Verfassers und seine Persönlichkeit sind merkwürdig genug, um auch in weiteren Kreisen noch heutzutage Teilnahme zu erwecken. Keßlers Wirken ist mit der Einführung der Reformation in St. Gallen aufs engste verknüpft. Freiwillig hatte er sich vom öffentlichen Schauplatz zurückgezogen und auf dem Boden des Sattlerhandwerks sich ein bescheidenes Heim gegründet, bis die neue Lehre in seiner Vaterstadt siegreich durchdrang, und sich ihm zuerst als Lehrer an der lateinischen Stadtschule und später als Prediger der evangelischen Kirche St. Gallens ein angemessener Wirkungskreis eröffnete, den er bis zu seinem Tode (1674) vorgestanden hat. Man hat seine Aufzeichnungen nicht uneben das „gute Gewissen der Reformationszeit" genannt. Die Form derselben anlangend, so machen sie keinen Anspruch auf künstlerische Darstellung, aber immerhin weiß Keßler stets das rechte Wort zu finden und versteht nicht minder, vortrefflich zu erzählen.

---

[1]) Herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger. St. Gallen 1878. Zu vgl. J. Jak. Bernat, Joh. Keßler, Bürger und Reformator zu St. Gallen (St. Gallen 1816); und besonders auch Meyer von Knonau in Sybels histor. Zeitschrift 1871. 1. Bd.

Von Denkwürdigkeiten hat die Schweiz in dieser Epoche noch ein paar weitere Leistungen aufzuweisen. Wir erinnern an die bekannte Selbstbiographie des Basler Buchdruckers und Schulrektors Thomas Platter, die uns den wunderbaren Lebensgang ihres Urhebers von seinen Anfängen als armer Hirtenjunge in seiner Heimat Wallis bis zu seiner dauernden Niederlassung in Basel und sein so höchst erfolgreiches Wirken daselbst in fesselnder Weise erzählt. Von dem Vater angeregt, hat Thomas Platters Sohn, Felix, in der Form eines Tagebuches, das die Jahre von 1536 bis 1559 umfaßt, als bereits gemachter Mann und angesehener Arzt in seiner Vaterstadt, die Geschichte seiner Jugend aufgezeichnet. Der Bericht über seine Reise nach Montpellier, sein längerer Aufenthalt daselbst — er studirte an der damals so berühmten medizinischen Fakultät dieser Stadt die Arzneikunde — seine Ausflüge in die verschiedenen Gegenden Frankreichs, seine Heimkehr, seine Verheiratung u. s. w. üben auf den Leser einen nie versagenden Reiz aus [1]). Nichts anderes als eine Selbstbiographie ist das Chronicon des Konrad Pellican, eines Mannes, der, humanistisch gebildet, wie so manche andere die Fesseln der alten Kirche abgestreift hat und als Professor der Theologie an der Universität Zürich gestorben ist. Seine Bekenntnisse sind höchst ergiebig und lehrreich für die Geschichte der Reformation und des Überganges aus den alten Zuständen in die neuern [2]). Sie sind in lateinischer Sprache,

---

[1]) Die Aufzeichnungen des Vaters und Sohnes sind 1878 von Boos in Basel neu herausgegeben worden. Zu vgl. Gust. Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit und Wolf in seinen Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. IV. 1877 und „Im neuen Reich" 1872, II, 142 ff.

[2]) Das „Chronikon" Pellicans wurde 1877 von Bernhard Riggenbach herausgegeben. Pellican (Kürschner) war am 9. Januar 1478 zu Weil im Schwarzwald geboren, gebildet zu Zürich, Heidelberg und Tübingen, trat 1493 in den Franziskanerorden, wurde Guardian des Klosters Kleinbasel und Professor an der Universität und folgte 1526 einem Rufe Zwinglis nach Zürich, † 6. April 1556.

aber schlicht und anspruchslos geschrieben, und tragen das wohlthuende Gepräge der unbedingten Wahrhaftigkeit.

Neben Aufzeichnungen dieser Art gehen aber noch Geschichtswerke in strengem Sinne einher, in welchen sich zugleich die verschiedenen Richtungen, welche damals die Eidgenossenschaft bewegten, zeigen. Und während die überwiegende Mehrzahl der schweizerischen Geschichtschreiber dieser Zeit sich auf die Seite der Reformation stellen, vertritt der Luzerner Hans Salat in seiner „Chronik" die alte Kirche und die alte Eidgenossenschaft[1]). Salat war eine streitbare Natur; dieses sein Werk hat er im Auftrage der „fünf katholischen Orte" in den Jahren 1511 bis 1536 ausgeführt. Man hat sie wohl als eine Fortsetzung von Petermann Etterlins Chronik bezeichnet, mit dem er auch in seinem Wesen einige Ähnlichkeit aufweist[2]). Sie ist in kräftiger heller Prosa geschrieben, aber viel zu polemisch und heftig gehalten, als daß sie eine reine Wirkung ausüben könnte. Akten, Urkunden, Flugschriften, mündliche Mitteilungen und eigene Erlebnisse sind verarbeitet, der Gesichtskreis ist weit genug; die Schilderung der Reformation in der Eidgenossenschaft und die mit ihr verknüpften Kämpfe sind ihm die Hauptsache; freilich ist es im Grunde nur die Kehrseite der Dinge, die wir erhalten, den zutreffenden geschichtlichen Standpunkt weiß er so wenig zu finden als Gerechtigkeit zu üben. Der erste und letzte Gegenstand seines Hasses ist Zwingli; als historische Parteischrift und Stimmungsbild darf darum Salats Chronik, aber nur als solches, betrachtet werden[3]).

---

[1]) Herausgegeben im 1. Bd. des Archivs für schweiz. Ref.-Gesch. Freiburg i. Br. 1869. Zu vgl. Dr. R. Bächtold, Hans Salat, ein schweizer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Basel 1876. Salat war 1498 zu Sursee im Kanton Luzern geboren und hatte in seiner Jugend das Seilerhandwerk erlernt, sich dann jedoch durch Selbststudium eine höhere Ausbildung angeeignet und wurde 1531 Gerichtsschreiber zu Luzern und nebenher Wundarzt. 1540 verlor er sein Amt und verschwindet seit 1552 spurlos.

[2]) S. oben S. 171.

[3]) Sein Tagebuch, verschiedene Briefe, Gedichte und eine Erzählung von „Bruder Claus" hat Bächtold in seiner ged. Schrift mitgeteilt.

Vom entgegengesetzten Standpunkte, aber um vieles milder und objektiver schrieb Heinrich Bullinger seine Reformationsgeschichte der Schweiz [1]). Wie er selbst für das Schicksal der Reformation in seinem Heimatlande und im besonderen für Zürich von maßgebendem Einflusse gewesen ist, so war er, wie kaum ein anderer berufen, die Geschichte derselben in den entscheidenden Jahren (1519—1532) darzustellen. Das Werk ist zwar erst jenseits der Zeitgrenze, die wir in diesem Abschnitte gesteckt haben, entstanden, die Vorbereitung desselben fällt indes immerhin insoweit diesseits dieser Linie, daß wir in diesem Zusammenhange, ohne den Dingen Gewalt anzuthun, davon sprechen zu dürfen glauben. Es gehört ohne Zweifel zu den besten geschichtlichen Arbeiten dieser Art [2]). Bullinger ist erfüllt von der guten Sache des Evangeliums und ein Bewunderer Zwinglis, aber einen leidenschaftlichen Ton wie Salat schlägt er niemals auch nur im entferntesten an, dazu ist er schon ein zu gebildeter Mann. Er schreibt zugleich als Zeitgenosse und Mithandelnder, überall gut unterrichtet von den Vorgängen, die er erzählt. Die politische Seite der kirchlichen Bewegung läßt er vielleicht oft über die Gebühr zurücktreten, und stellt die kirchliche in den Mittelpunkt der Darstellung. Die Geschichte der eidgenössischen Reformation bildet den Rahmen, innerhalb dessen das Bild der Züricher entworfen wird. Bullinger teilt auch urkundliche Aktenstücke mit, weiß jedoch zugleich recht gut zu erzählen und schlägt mit Erfolg einen volkstümlichen Ton an, ohne irgend roh zu werden [3]).

---

[1]) Bullinger wurde 1504 zu Bremgarten in der Schweiz geboren und starb 1575. Er war in Deutschland gebildet, schloß sich, zurückgekehrt, bald Zwingli an und wurde 1529 Prediger zuerst in seiner Vaterstadt und nach der Schlacht bei Kappel erster Pfarrer in Zürich, an seines gefallenen Freundes Stelle.

[2]) Herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich in 3 Bänden von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli, Frauenfeld 1834—1840. Diese Reformationsgeschichte bildet übrigens nur die zweite Hälfte eines umfassenden Werkes, dessen (nicht publizirte) erste Hälfte die eidgenössische Geschichte von ihren Anfängen bis zur Reformation behandelt.

[3]) Die Literatur über Bullinger ist ziemlich zahlreich; am ausführlichsten sind S. Heß und Pestalozzi in ihren Biographien, doch werden seine Verdienste

Kurz ehe Salat seine eigenartige Chronik in Luzern begann, hatte im benachbarten Bern ein geborner Schwabe Valerius Anshelm, genannt Rüd, aus Rottweil, den amtlichen Auftrag erhalten, eine Geschichte der Stadt im Anschluß an Diebold Schilling abzufassen, wie am Anfange des vorausgegangenen Jahrhunderts Konrad Justinger zu einer solchen veranlaßt worden war. Anshelm war der rechte Mann zu einem solchen Unternehmen, sowohl was Bildung als Gesinnung betrifft [1]. Er hatte sich bereits verschiedenartig in der Welt umgesehen, als er 1505 nach Bern kam und nach einiger Zeit als Stadtarzt dort angestellt wurde. Im Jahre 1525 hatte er diese Stellung verloren und war zur Auswanderung gezwungen worden, weil er sich in der Teilnahme an der eindringenden reformatorischen Bewegung zu weit vorgewagt hatte; erst als diese im Jahre darauf einen entscheidenden Sieg erfocht, wurde er durch die Fürsprache Zwinglis, mit welchem er schon länger in befreundeten Beziehungen stand, zurückberufen, aber nicht mehr in sein früheres Amt, sondern mit der Bestimmung, die von anderen begonnene Geschichte der Stadt fortzusetzen. Dieser Auftrag ist ihm nicht zufällig geworden. Hatte er doch schon früher an einer kompendiösen Weltgeschichte in lateinischer Sprache gearbeitet, die er später zu Ende geführt und in den Druck gegeben hat [2]. Die Urheberschaft der Schrift über den berüchtigten jetzerischen Handel (aus dem J. 1509) hat ihm vermutungsweise E. H. von

als Historiker hier überall nur summarisch gewürdigt. Vgl. auch v. Haller a. a. O. II, 336. 550—560, wo auch II, 160—162 von Bullingers Ephemerides die Rede. Vgl. auch Eugen Secretan, Biographies Suisses I, 373 ff. und Schenkel in der Erlanger theol. Realencyclopädie s. h. v. Von Bullinger existiren auch ein paar kleinere historische Arbeiten, die vermutlich mit seinen Studien über die ältere Geschichte der Eidgenossenschaft zusammenhängen. S. Freiburger Diözesan-Archiv (1874) XII, 204—228, wo Prof. König die Skizze einer „Geschichte Allemanniens“ von H. B. mitgeteilt hat.

[1] S. Valerius Anshelm und seine Chronik. Ein Vortrag von Dr. E. Bloesch. Basel 1881.

[2] Sie ist in Anshelms Todesjahre erschienen.

Haller zugeschrieben [1]), doch muß das, da ein früheres Zeugnis fehlt, dahin gestellt bleiben. In seiner Stadtchronik behandelt er den in Frage stehenden Skandal allerdings mit ausreichender Anschaulichkeit. Die Chronik erstreckt sich von den Anfängen der Stadt bis in die Mitte des Jahres 1526. Originell wird sie da, wo Diebold Schilling aufhört, doch hat er auch diesem nicht blindlings nachgeschrieben. Anshelm hat sie dann noch bis zum Jahre 1536 fortgesetzt, ohne aber diesen Abschnitt in gleichem Maße fertig zu stellen. So ist dieser denn auch bei der Veröffentlichung des Werkes ausgeschlossen geblieben, obwohl er gerade die Ereignisse erzählt, deren Zeuge Anshelm selbst gewesen ist und die für Berns Geschichte in dieser Zeit die wichtigsten sind [2]). Die Chronik selbst hat vor wie nach ihrer Veröffentlichung hohe Anerkennung gefunden und verdient sie ohne Zweifel. Der Berner Rat hatte dem Verfasser sein Archiv zur Verfügung gestellt und sich bemüht, ihm auch das von Zürich und Luzern zugänglich zu machen. Ein entschlossener Freund der Reformation, ergreift Anshelm politisch wie kirchlich Partei, jedoch in einer edleren und anständigeren Weise als Salat dies von seinem Standpunkt aus gethan hat. Seine persönliche Anschauung kommt oft lebhaft genug zum Wort, aber es ist der ernsthafte Beobachter der Zeit, der zu uns spricht. Über die ungeheure Krisis, in deren Mitte er steht, ist er sich vollkommen klar und begrüßt in ihr die Zeichen einer neuen helleren Zeit. Die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich, die Form allerdings nicht überall musterhaft, doch voll anschaulicher Lebendigkeit, in der Beherrschung der Muttersprache kann er sich freilich mit einem Manne wie sein Freund Joachim von Watt war, nicht messen.

Wenden wir uns von Bern nordwärts nach Basel, so treffen wir in dieser Stadt auf kein Geschichtswerk ähnlichen

---

[1]) Bibliothek der Schweizer Geschichte. 3. Bd. Nr. 37. S. 17—18.

[2]) Die Chronik bis 1526 wurde in den Jahren 1825—1833 durch E. Stieler und J. N. Wyß in 6 Bänden herausgegeben. Über den ungedruckt gebliebenen Teil s. Bloesch a. a. O. S. 37—38.

Wertes, soweit an geistigem Leben und Pflege der Wissenschaft diese Stadt auch voraus war. Die Fridolin Ryff zugeschriebene Chronik (1514—1541) beschränkt sich wesentlich auf die Erzählung der Ereignisse, die sich in der Stadt oder der Gegend von Basel zugetragen haben, entferntere Vorgänge werden nur in soweit berührt, als sich in der Heimat ihre Rückwirkung verspüren läßt. Der Verfasser war offenbar ein schlichter Basler Bürger von geringer allgemeiner Bildung, aber ein warmer Anhänger der Reformation, und sein Bericht ist glaubwürdig, so weit er selber sehen konnte. Die Gewalt der Gegensätze, welche damals in der Eidgenossenschaft mit einander rangen, macht sich übrigens auch in seiner anspruchlosen Darstellung vernehmbar[1]). Ein Gegenbild bietet die Chronik des Karthäuser Klosters in Kleinbasel, die den Bruder Georg Zimmermann aus Brugg zum Verfasser hat, und deren Inhalt als Ergänzung der Nachrichten von der andern Seite willkommen geheißen werden muß[2]).

Um nun wieder in das Reich zurückzukehren, halten wir zunächst in Schwaben und im Elsaß Umschau. Das Elsaß nimmt in der Geschichte unserer Historiographie im Mittelalter und in der Zeit des Humanismus einen so ausgezeichneten Platz ein, daß man auch für die Epoche der Reformation ähnliches erwarten möchte. Diese Erwartungen bleiben nun freilich zum größeren Teile unerfüllt. Daß Sleidan hier sein berühmtes Werk geschrieben und so schreiben konnte, wie es vor uns liegt, gereicht dem Elsaß und seiner Hauptstadt allerdings zur Ehre, aber für unsere jetzt näher liegenden Zwecke gibt diese Thatsache doch nur wenig aus. Mit anderen Worten, für die Elsässer Landes- und Lokalgeschichte ist wenig geschehen. Auch Kaspar Hedio, der

---

[1]) S. Basler Chroniken, 1. Bd. Leipzig 1872. (Herausgegeben von W. Vischer und Alfred Stern.)

[2]) Ebendaselbst S. 359 ff. Der Titel ist: „Narratio rerum, quae reformationis tempore Basileae et in circumjacentibus regionibus gestae sunt, auctore. fratre Georgio Carpentarii de Brugg Carthusiensi“, die Jahre 1518—28 umfassend.

hier lebte und sich viel mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigte, setzte sich andere, wenn man will, höhere Ziele[1]). In dem ersten Jahrzehnt der Reformationsepoche (zwischen 1520 und 1530) schrieb Maternus Berler seine Elsässer Chronik[2]). Geboren zu Ruffach, hat er die Schlettstadterschule durchgemacht, wo Hieronymus Gebwiler sein Lehrer gewesen war, und starb wie es scheint bald nach 1555 als Pfarrer in Gebersweiler. Kirchlich wie national steht er ungefähr auf dem Standpunkte von Wimpheling, dessen Geschichte der Bischöfe von Straßburg, wie für die früheren Jahrhunderte den Königshofen, er sorgfältig benutzt hat. Um die Bischöfe gruppirt sich auch seine Darstellung, die freilich nicht die glücklichste ist. Für die Geschichte des Elsasses in der Zeit der Burgunderkriege, überhaupt des 15. Jahrhunderts, bietet sie jedoch schätzbares Material, das nur leider allzuwenig verarbeitet ist, daher sie auch so verschiedene Beurteilungen erfahren hat[3]).

Die Geschichte Schwabens, genauer gesagt Wirtembergs, ist in dieser Epoche wichtig genug. Herzog Ulrich, die Reformation, der Bauernkrieg — man hätte vermuten mögen, sie hätte zumal kraft des bekannt lebhaften Heimatsgefühles dieses Volksstammes in der Geschichtschreibung ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. Dies ist jedoch in nur geringem Grade der Fall. Von Friedrich Stumpharts von Canstatt Chronik[4]) und einigen anderen kürzeren Aufzeichnungen abgesehen[5]), sind es die Chronik des Stuttgarter

[1]) S. oben S. 240.

[2]) S. Code de la ville de Strassbourg II, 2. Vgl. über ihn Karl Hegel in der Einleitung zu den Straßburger Chroniken. (Städtechroniken VIII, 67.)

[3]) Berler hat das Verdienst, im Kloster Marbach die Vita Leonis IX papae aufgefunden zu haben.

[4]) Stumphart war Vogt in Villingen. Seine Chronik bei Sattler, Wirt. Gesch. II. Beil. Nr. 21 S. 30 ff. Als Stumpharts Hauptquelle ergibt sich der Bericht über des „höchlöblichen schwäbischen Bundes Heerzug" (Boecking, Hutteni Opp. III, 567). Vgl. Ulmann, fünf Jahre Wirtemb. Geschichte unter Herzog Ulrich (1515—1519). Leipzig 1867.

[5]) Die Reimchronik über Herzog Ulrich hat Ed. v. Seckendorf (1863) zum erstenmale herausgegeben (in der 74. Publikation des Lit. Vereins in Stutt-

Ratsherrn Sebastian Küng und die zwei Bücher Joh. Pedius Thetingers über die Geschichte des Herzogs Ulrich, die hier hervorgehoben werden müssen. Küngs Chronik hat die Geschichte der Grafen und Herzoge von Wirtemberg zum Gegenstand, erstreckt sich bis zum Jahre 1561 und ist für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts von Wichtigkeit; sie liegt noch ungedruckt, ist aber von Späteren viel benützt worden[1]). Thetingers Werk ist am bekanntesten geworden; es ist in lateinischer Sprache und zwar in Prosa und in Versen geschrieben[2]). Thetinger hat längere Zeit an der Partikularschule in Freiburg i. Br. gelehrt und ist im Jahre 1558 gestorben[3]). Er berichtet über Ulrichs Jugend, Hochzeit und den ersten Aufruhr wider ihn, seine Vertreibung und endliche Wiederherstellung. Doch ist zumal seit der Beschreibung der Flucht Ulrichs gegenüber der Heeresmacht des schwäbischen Bundes Thetingers Glaubwürdigkeit nicht immer gesichert und gereicht es ihm nicht zum Vorteil, daß er die Geschichte mit der Beschreibung des Landes Wirtemberg beleben will. Der poetisch-didaktische Zweck trübt den historischen, wie es seinem ganzen Bildungsgange gemäß erscheint[4]). Auch die Stadt, die man nach wie vor als geistigen wie politischen Mittelpunkt Schwabens betrachten durfte, wenn sie auch an der äußersten Peripherie des-

---

gart). Sie gehört in der vorliegenden Gestalt, da sie über Ulrichs Zeit hinausreicht, ohne Zweifel einer späteren Redaktion an. Vgl. im übrigen auch K. Pfaff, die Quelle der älteren wirtemb. Geschichte und die älteste Periode der wirtemb. Historiographie. Stuttgart 1871.

[1]) S. Stälin, Gesch. von Wirt. IV, 1, 1. Küng, geboren 1514, starb 1561. Es will uns scheinen, als könnte in Wirtemberg der Sammlung und Untersuchung der Quellen zur Landesgeschichte ein größerer Eifer zugewendet werden, als dies bisher der Fall war, von den Urkunden abgesehen.

[2]) Commentarius de Würtembergiae rebus gestis Ulrico principe. — Wirtembergiae libri duo, quibus Huldrichi ducis res militiae domique gestae carmine delineantur.

[3]) Schreiber, Gesch. der Universität Freiburg II, 159.

[4]) Vgl. Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Abschnitt VI. — Gedruckt ist die Erzählung Thetingers in beiden Gestalten bei Schard SS. II, 31 ff.

selben lag, Augsburg, hat in dieser Zeit nichts namhaftes und fertiges für die Geschichtschreibung hervorgebracht[1]). Erst in der nächstfolgenden Epoche werden wir wieder Einiges auszuzeichnen haben[2]).

Suchen wir nun von hier den Übergang nach dem Norden zu gewinnen, so hält uns auch der bedeutendste Ort Ostfrankens, nämlich Nürnberg, nicht lange auf. Die Stadt erfreut sich allerdings noch ihres fruchtbaren Gedeihens, aber das Geschlecht der Pirkheimer wie der Dürer geht auf die Neige. Der Rat hält zwar sein Archiv in musterhafter Ordnung, läßt die Briefbücher umsichtig fortsetzen, von jedem erheblichen Handel, in welchen sie verwickelt wird, die betreffenden Aktenstücke sorgfältig sammeln, so z. B. über die Fehde mit Götz von Berlichingen, die Grumbachischen Händel u. dgl. — Aktensammlungen, die freilich leicht einen höheren sachlichen Wert haben als so manche erzählende Darstellung —, aber die eigentliche historiographische Thätigkeit gerät in Stillstand. Der einzige Christoph Scheurl, dem wir bereits einmal begegnet sind[3]), ist etwa hervorzuheben; er hat sich mit Umsicht und nicht ohne Methode mit genealogischer Arbeit beschäftigt und uns die Geschichte seines eigenen Geschlechtes, die mit seiner Autobiographie schließt, wirklich ausgeführt[4]).

---

[1]) Das „Ehrenwerk" H. S. Fuggers fällt nur mittelbar unter die in Rede stehenden Gesichtspunkte.

[2]) Doch lebten damals in Augsburg mehrere humanistisch hochgebildete und auch thätige, dem höheren Klerus angehörige Adelige. So Konrad Adelmann von Adelmannsfelden, Augsburger Domherr, der mit Reuchlin, Hummelberger und Spalatin korrespondirte, gest. 1577. Ferner: Mathäus, Marschall von Biberach und Pappenheim, derselbe Augsburger Domherr, der über sein eigenes Geschlecht wie über das der Herren von Geroldseck und der Truchsessen von Waldburg je eine Schrift hinterließ. (Er war auch mit Aventin nahe befreundet.) Noch verschiedenes anderes Geschichtliches hat er verfaßt. Vgl. Freher SS. I und Veith, Bibliotheca Augustana II. Seine Schrift über die Truchsesse von W. ist die wertvollere.

[3]) S. oben S. 239.

[4]) S. K. Hegels Einleitung zu den Nürnberger Chroniken (Städtechroniken I, 35 Anm. 1). Von diesen genealogischen Studien Scheurls ist jedoch nichts veröffentlicht.

Die Geschichte des Hochstifts Bamberg ist auch jetzt brach liegen geblieben, dagegen erhielt das von Wirzburg in Lorenz Fries einen Geschichtschreiber, dessen Werk auf lange Zeit hinaus die Auffassung der Wirzburger Stiftsgeschichte beherrscht hat [1]). Von Haus der humanistischen Schule angehörig, war er vor allem ein Bewunderer Aventins, dessen nationalen Standpunkt er vollkommen teilt, ohne ihn freilich folgerichtig durchzuführen. Am höchsten steht ihm zuletzt doch sein Hochstift, für welches er von tiefer Pietät durchdrungen ist. Der offiziöse Charakter seines Werkes gereicht demselben in der That auch nicht durchweg zum Vorteil. Einen kritischen Kopf kann man ihn nicht nennen, obwohl des Trithemius Phantasieflüge ihm öfters Bedenken und Zweifel erregen. Er arbeitet mit Vorliebe auch mit Urkunden in der Art, daß man häufig versucht wird, eine sonst unbekannte historische Quelle dahinter zu vermuten. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts angefangen steigt der stoffliche Wert des Buches. Es reicht bis 1495; die beabsichtigte Fortsetzung ist nur im Entwurfe vorhanden. Das formale Verdienst der Chronik ist nicht zu unterschätzen. Fries handhabt die deutsche Sprache, für die er überhaupt lebhaft fühlte, in origineller kräftiger Weise [2]). Auch die Charakteristik einzelner

---

[1]) Vgl. Heffner und Reuß, L. Fries, der Geschichtschreiber Ostfrankens, Wirzb. 1853, meine Geschichte der Universität Wirzburg, S. 64—66 und die A. D. Biographie s. h. v. L. Fries, im Jahre 1491 zu Mergentheim geboren, wandte sich mit Erfolg den humanistischen Studien zu und besuchte die Hochschulen in Leipzig, Wien und Wittenberg (1518). In seine Heimat zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Wirzb. B. Konrad III. als Geheimschreiber und Rat. Er stand an der Spitze des bischöflichen Archivs und der Kanzlei und hatte an der Leitung der Staatsgeschäfte wesentlichen Anteil. Er starb am 5. Dezember 1550. Seine Chronik der Bischöfe von Wirzburg hat Ludewig in seinen Geschichtschreibern vom Bistum Wirzburg (Frankfurt a. M. 1713) in einem freilich recht inkorrekten Texte herausgegeben. Vgl. auch die Einleitung der Herausgeber seiner Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken, und aber auch die Vorrede J. G. v. Eckarts zu seinen Commentarii Rer. Franconiae orientalis.

[2]) Seine Schrift über den Bauernkrieg in Ostfranken haben wir bereits weiter oben berührt. — In ähnlicher Art, wie den Bauernkrieg, hat ein Zeit-

Würzburger Bischöfe ist ihm vortrefflich gelungen. So gehört sein Werk ohne Zweifel zu den vergleichungsweise besseren Geschichten geistlicher Lande in jener Zeit. — Von den Reichsstädten Ostfrankens hat Schwäbisch-Hall einen Chronisten in der Person des M. Johannes Herolt erhalten, der mit dem ausgesprochenen Zwecke schrieb, zunächst seinen Kindern Liebe zur Heimat einzuflößen. Das beste an seiner Arbeit sind die Mitteilungen über die Vorgänge, die er selbst erlebt hat, wie der Bauernkrieg u. dgl. Eine tiefere gelehrte Bildung besaß er nicht. Seine Chronik reicht bis 1541, bzw. 1548 [1]).

In den politischen wie kirchlichen Bewegungen der Reformationszeit nimmt die Rheinpfalz nicht den untersten Platz ein. Indes fließen die historiographischen Quellen trotzdem höchst dürftig: über die inneren Zustände sind wir sogar auf diesem Wege höchst mangelhaft berichtet. Um so begieriger greift man zu den ausführlichen Aufzeichnungen Hubert Thoma's von Lüttich über das Leben und die Thaten des Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten Friedrich II., die von ihm in lateinischer Sprache geschrieben, schon früh ins Deutsche übertragen und in unserem Jahrhundert noch einmal wiederholt worden sind [2]).

---

genosse Friesens, Peter Andr. Clarmau, „wirzb. Rathschreiber und Sekretär", den sog. Hessenkrieg beschrieben. Das Autograph bewahrt das k. Kreisarchiv in Wirzburg.

[1]) Herolts Chronik hat Schönhuth im Jahre 1855 herausgegeben. Herolt war zu Arnsberg (bei Schw.-Hall) 1490 geboren, studirte in Tübingen, wurde 1514 Pfarrer in seinem Geburtsort, schloß sich aber später der Reformation an; gest. 14. November 1562. Vgl. über ihn Bossert in den Wirtemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, IV. Jahrgang (1881) 4. Heft. (Hall gehörte notorisch zu Ostfranken und hat die auf Schwaben weisende Bezeichnung nur dank einer falschen Praxis, durch welche es von Halle in Sachsen unterschieden werden sollte, erhalten.)

[2]) Der Geschlechtsname des Verfassers ist durch seinen Beinamen Leodius, „aus Lüttich", seiner Vaterstadt, nahezu verdrängt worden. Seine Annales de vita sc. rebus gestis ... Friderici electoris Palatini erschienen Frankfurt 1624. Die erste deutsche Übersetzung stammt aus dem Jahre 1628 und führt den Titel: „Spiegel des Humors großer Potentaten". Eduard von Bülow hat sie — mit Ausnahme des 1. Buches — in neuerer Zeit in erneuter deutscher Bearbeitung erscheinen lassen.

Wir haben diesen Mann als den Verfassers eines Berichtes über Franz von Sickingens Katastrophe schon einmal genannt [1]). Seinen Annalen kommt in der Literatur deutscher Denkwürdigkeiten — denn das sind sie im Grunde — ein Ehrenplatz zu. Er will zunächst zwar nur die Schicksale seines Fürsten schildern, er hat an diesen jedoch zugleich wesentlichen unmittelbaren Anteil und war in den abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, die die Pfalzgrafen durch halb Europa führten, der ständige Begleiter und oft Berater desselben. Von Natur sorglos und leichtsinnig, ein gründlich mißbrauchtes Opfer der spanisch-habsburgischen Politik, ist der Pfalzgraf erst spät zur Herrschaft und kurfürstlichen Würde gelangt. Er hat der Einführung der Reformation in der Pfalz vorgearbeitet und sich durch den Groll des Kaisers nicht einschüchtern lassen. Den anziehendsten Teil seines Lebens bilden aber seine Irrfahrten und Täuschungen, von welchen H. Thomas ein reizendes Gemälde entwirft [2]). Dieser war übrigens nicht bloß ein guter Geselle und treuer Diener seines Herrn, sondern zeichnete sich zugleich durch achtbare Kenntnisse und literarische Gewandtheit aus. Unter dem Nachfolger Friedrichs II. in der kurfürstlichen Würde, Otto Heinrich (1556—1559), entschied sich die Einführung der Reformation in der Pfalz [3]) und verspürte in diesem Zusammenhange namentlich auch die Universität Heidelberg seine schützende Hand. Otto Heinrich war ein gebildeter Fürst. Seine künstlerischen wie wissenschaftlichen Neigungen sind bekannt; noch als Pfalzgraf von Neuburg hat er in der Form eines Tagebuches Aufzeichnungen gemacht, die für die Geschichte des Bauernkrieges von Interesse sind [4]) und später hat er das unstäte und fast abenteuerliche Leben seines jüngeren Bruders, des Pfalzgrafen Philipp beschrieben [5]). Die für die

---

[1]) S. oben S. 244.

[2]) Vgl. L. Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz. I, 563 ff.

[3]) Häußer, a. a. O. I, 630—649.

[4]) S. oben S. 245.

[5]) S. Moser, Patriotisches Archiv. IV, 1 ff.

humanistische Wissenschaft so fruchtbaren Zeiten des Kurfürsten Philipp I. konnten freilich nicht wiederkehren[1]). Der pfälzische Patriotismus, der seit den Tagen des siegreichen Kurfürsten Friedrich I. nachhaltig geweckt war, hat endlich auch dem Bruder Melanthons, Georg Schwarzerd, seine von 1536—1561 reichende pfälzische Reimchronik diktirt, die uns in schlichter, unparteiischer Weise über bedeutende und unbedeutende Ereignisse der Zeit unterrichtet[2]).

Von den deutschen Fürsten evangelischen Bekenntnisses hat neben den Ernestinern der Landgraf von Hessen, Philipp, den kräftigsten Einfluß auf das Schicksal der Reformation ausgeübt. Er hat denn auch einen, seiner Bedeutung nicht unwürdigen Geschichtschreiber in Wigand Lauze gefunden. Dessen hessische Chronik holt weit aus und führt uns in annalistischer Form von Noah bis auf den starkmütigen Landgrafen. Der erste Teil ist, was kaum zu bedauern, ungedruckt geblieben, der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit der Geschichte Philipps[3]). Lauze war humanistisch gut gebildet und zugleich warmer hessischer Patriot. Der zweite Teil seines Werkes ist eine wichtige Quelle für die Zeitgeschichte, der Mittelpunkt derselben der Landgraf. Ein Kunstwerk ist es nicht, aber von wohlthuender Wärme beseelt und aus haltbarem Material aufgebaut. Ob Philipp zu der Entstehung der Schrift irgendwie Anstoß gegeben, muß dahin gestellt bleiben; daß ihn die Darstellung der Zeitgeschichte und sein Anteil daran

---

1) S. oben S. 45.

2) Sie ist veröffentlicht von Würdinger im Neuburger Koll.-Blatt Bd. 42.

3) S. Zeitschrift des Vereins für hessische Gesch. und Altertumskunde. 2. Supplement, 1. u. 2. Tl. Kassel 1841 resp. 1847. — Lauze war ca. 1500 in Homburg i. H. geboren, in Erfurt unter Eoban Hesse und vielleicht auch Euricius Cordus gebildet, und fand dann in seiner Vaterstadt eine Stellung. Er scheint bald nach 1561, in welchem Jahre er seine Chronik beschloß, gestorben zu sein. Vgl. Schminke, Monum. Hass. IV. und Lenz in der A. D. Biographie s. h. v.

nicht gleichgiltig ließ, ist ja Thatsache und haben wir in einem Falle davon zu reden bereits Veranlassung gehabt[1]).

Schon jetzt wird sich uns die Wahrnehmung aufgedrungen haben, daß, wie die Geschichtschreibung überhaupt, so die Landesgeschichte im besonderen in dieser Epoche in beträchtlich höherem Grade in den Gebieten der neuen Lehre als in jenen der alten Kirche gedeiht, oder daß Bedeutendes nur entsteht, wo sie ihre Motive aus der neuen aufkeimenden Weltanschauung schöpft, wie z. B. bei Aventin dies in so augenfälliger Weise der Fall ist. So möchte es sich erklären, daß, wenn wir die Pfalz ausnehmen, die Erzstifter von Mainz, Trier und Köln, zum größten Teile auch Westfalen uns dieses Mal fast ganz verarmt entgegen treten. Selbst die Niederlande weichen in ganz auffallender Weise zurück, obwohl es gerade hier an der treibenden Kraft der Gegensätze und auch der Bildung nicht fehlte. Nur Friesland tritt jetzt in den Kreis der Geschichtschreibung ein, näher bezeichnet Ostfriesland, das zu dieser Zeit ja bekanntlich noch seine eigenen Fürsten hatte. Der älteste und bedeutendste ostfriesische Chronist, Eggerik Beninga, der Ausgangspunkt und die Grundlage der gesammten späteren Geschichtschreibung ist es, mit welchem wir es hier zu thun haben[2]). Beninga (geb. 1490, gest. 1562) gehört als Häuptling von Grimersum dem Adel des Landes an und hat sein Werk erst in der letzten Zeit seines Lebens ausgearbeitet. Ein Laie, wie er war, ohne gelehrte Bildung, unternahm er seine Chronik aus Liebe zu dem Lande seiner Geburt, blieb aber für die Darstellung der Geschichte des Mittelalters von sekundären Quellen aller Art abhängig, die er kompilirend und ohne kritisches Urteil ausschreibt. Dagegen gibt er seinem Werke durch die Einverleibung vieler Urkunden einen unverkennbaren

---

1) S. oben S. 225.

2) Vgl. Tjeden, gelehrtes Ostfriesland I und vor allen J. G. D. Möhlmann, Kritik der friesischen Geschichtschreibung überhaupt und des Onno Klopp insbesondere. Emden 1863. S. 3 ff. Beningas Chronik ist zuerst 1706 gedruckt worden.

Wert und für seine eigene Zeit verdanken wir ihm eine Reihe von Nachrichten, die anderswo vergeblich gesucht werden. Beinahe gleichzeitig mit Beninga verfaßte Hieronymus Gressius in plattdeutscher Sprache eine Reimchronik vom Harlingerland, in welcher er den Streit der Harlinger Herren mit dem ostfriesischen Grafenhause behandelt[1]). Gressius war Theologe und zeigt sich als ein Mann von gelehrter Bildung, dem bei der Darstellung dieses kleinen Stückes Zeitgeschichte, das sich im engsten Rahmen abspielt, die Pietät die Feder geführt hat.

Von Ostfriesland aus führt uns unsere Betrachtung weiter nach Osten und Nordosten, und zwar sind es zunächst die Städte Hamburg und Lübeck und im Zusammenhange damit die Lande von Holstein und Ditmarschen. Das weniger Bedeutende hat jetzt Hamburg, wo einst ein Menschenalter früher ein Historiker wie Albert Kranz gelebt und geschrieben hatte[2]), geleistet; es stand freilich auch politisch wie kommerziell noch hinter Lübeck zurück[3]). Die Einführung der Reformation in Hamburg ist von einem Zeitgenossen und Mitwirkenden, dem ehemaligen Franziskanermönch Stephan Kempe geschildert[4]). Ebenderselbe hat an Bernd Gyseckes Hamburger Chronik (810—1542), bzw. an dem wichtigsten und lehrreichen Abschnitte derselben, d. h. an der zweiten Hälfte, die Gleichzeitiges berichtet, wesentlichen Anteil. Stephan Kempe war Laie und stand in untergeordneter Stellung im Dienste der Stadt. Eine andere Hamburger Chronik, die Jahre

---

[1]) Gressius, geb. zu Hervord in Westfalen, war zuerst Erzieher des Grafen Johann von Rittberg, des Erben vom Harlingerland, wurde 1555 Prediger zu Esras, dem Hauptorte des Harlingerlandes. Er starb am 15. September 1559. Die Reimchronik umfaßt die Jahre 1429—1519 und ist 1553 vollendet. Sie ist 1845 von Möhlmann (Hamburg und Stade) herausgegeben worden.

[2]) S. oben S. 85—86.

[3]) S. für das folgende M. Lappenberg, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache. Hamburg 1861.

[4]) Über Kempe vgl. Krabbe, Gesch. der Universität Rostock. (Über die älteren Geschichtsquellen Hamburgs vgl. Dr. K. Koppmann, die mittelalterlichen Geschichtsquellen in Bezug auf Hamburg. Hamburg 1868.)

799—1559 umfassend, rührt, wie mit Wahrscheinlichkeit vermutet wird, von einem Geschäftsmanne her, der von dem, was seine Heimatstadt auch außerhalb unmittelbar berührte, zwar manches Interessante zu erzählen weiß, aber die großen, nahezu weltgeschichtlichen Ereignisse, die er erlebt, deren Zeuge er ist, wie überhaupt Alles, was sich an Wullenweber und seine Katastrophe anschließt, bleiben geradezu unerwähnt. Mit dieser Thatsache ist die Art seiner Geschichtschreibung hinlänglich bezeichnet und dürfte dieselbe nicht das am wenigsten Merkwürdige an ihr sein.

Der altberühmte Vorort der Hansa, Lübeck, das in dieser Zeit zugleich der Schauplatz der merkwürdigsten Vorgänge gewesen ist, hat immerhin einen Geschichtschreiber aufzuweisen, der offenbar über das gewöhnliche Maß hinausreicht und der gewaltigen Ereignisse, deren Zeuge er war, nicht unwürdig erscheint — nämlich Reimar Kock. Leider aber ist von seiner Chronik bis jetzt nur der erste Teil und nur im Auszuge publizirt, so daß es nicht möglich ist, ein abschließendes und sicheres Urteil über ihn zu fällen[1]). Kock stammte aus Wismar und gehört zu den zahlreichen Dienern der alten Kirche — er war Franziskanermönch in Lübeck —, die von dem ersten kräftigen Wehen des Geistes der Reformation erfaßt, sich derselben begeistert unterwarfen; er ist am 16. Juni 1569 als Pastor bei St. Peter in Lübeck gestorben. Seine Chronik hat er 1549 begonnen und, scheint es, bis 1565 fortgeführt. Die älteren Abschnitte umspannen einen ziemlich weiten Gesichtskreis und sind von seinem Vorgänger nur Detmar u. a. abhängig. Die Geschichte der Reformationszeit und die Wullenwebersche Verwickelung ist nach zuverlässiger Mitteilung selbständig und zeichnet sich durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung aus. Erst in den späteren, der Abfassungszeit näheren Jahren wird der Fluß der Erzählung dürftiger und

---

[1]) S. Grautoff, Lübecker Chroniken. I, 35 ff. 455 ff. und II, 22. — Deecke, Beiträge zu Lübeck. Gesch. Kunde. Lübeck 1835. S. 27 ff. — G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber u. s. f. I, 409 ff. — Grautoff hat nur aus dem 1. Teile der Chronik (1229—1400) Auszüge gegeben.

zusammenhangsloser, und man hat daher von sachkundiger Seite die Vermutung aufgestellt, daß Kock bei der Schilderung jener, doch weiter zurückliegenden Ereignisse Berichte verarbeitet hat, die mit diesen gleichzeitig entstanden und vielleicht sogar von ihm selbst abgefaßt worden sind[1]). Ein anderer Zeitgenosse R. Kock's, Hans Reckmann, hat eine lübeckſche Chronik hinterlassen, die, zunächst nur für seine guten Freunde und Söhne geschrieben, mit Benutzung der Chronik des Hermann Bonus verschiedene Aktenstücke und öfters überarbeitete Relationen in ihrem größeren Teile die Epoche von 1500—1540 behandelt. Der Hauptwert dieser Arbeit liegt aber in den benutzten und eingeschalteten Aktenstücken, während der Text von untergeordneter Bedeutung ist[2]). Stofflich bis zu einem gewissen Grade berührt sich mit Reimar Kock die holsteinische Chronik des Johannes Petersen, der als Pfarrer zu Aldenburg in Wagrien gestorben ist. Die Chronik war ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt und ist nach des Verfassers Tode, um ihr eine weitere Verbreitung zu geben, ins Hochdeutsche übertragen und 1557 in den Druck gegeben worden[3]). Die Darstellung der Geschichte der älteren Zeiten ist freilich kritiklos und wertlos, oder doch notdürftig von den Vorgängern wie Adam von Bremen, Helmold und vor allem von Albert Kranz abhängig. Erst im Verlaufe des 4. Buches beginnt die Erzählung selbständig zu werden; die Geschichte König Christians II. wird ziemlich eingehend erzählt, und es fehlt nicht an Benützung und auch Anführung urkundlichen Materials. Der Holsteiner Herzog, König Friedrich, erfreut sich der besonderen Gunst des Chronisten; man erhält den Eindruck, als sei es so

[1]) Waitz, a. a. O.

[2]) S. Hansische Geschichtsblätter, Jahrgang 1876 (Leipzig 1877). S. 61—77. Herausgeber ist Dr. D. Schäfer. Reckmann stammte aus Recklinghausen in Westfalen und schrieb in niederdeutscher Mundart. In hochdeutscher Übertragung ist seine Chronik bereits 1619 gedruckt worden.

[3]) Chronik der Lande zu Holstein, Stremarn, Ditmarschen u. s. w. — aufs einfältigst und kürzest beschrieben durch Herrn Johann Petersen. Frankfurt a. M. 1557, wiederholt zu Lübeck 1614.

recht auf seine Rechtfertigung abgesehen. Mit der Katastrophe König Christians schließt das Werk. Trotz der angedeuteten Schwächen der Behandlung der älteren Zeiten gehört die Chronik Petersens ohne Zweifel zu den besseren Landesgeschichten der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Der Anstoß, welchen der Humanismus und die Reformation überall zur Beschäftigung mit der Spezialgeschichte in Deutschland gegeben hat, ist auch Pommern zu gute gekommen, welches bisher so ziemlich unfruchtbar in Sache der Geschichtschreibung geblieben war. Die unwillkürliche Anregung zu dem ersten grundlegenden Werk über die Geschichte Pommerns ist vom kursächsischen Hofe ausgegangen. Friedrich der Weise trug sich mit dem Gedanken, durch Spalatin eine Geschichte der kursächsischen Länder ausarbeiten zu lassen und hatte zu diesem Zwecke Herzog Bogislav X. ersucht, nachforschen zu lassen, ob sich in Pommern etwa brauchbare Schriften u. dgl. fänden. Der Herzog beauftragte (im Sommer 1517) mit dieser Nachforschung den Rektor der Schule zu Treptow an der Rega, M. Johannes Bugenhagen, der sich später als protestantischer Theologe und als kirchlicher Organisator so hohe Berühmtheit erworben hat[1]). Bei Gelegenheit dieser, wenig ergiebigen Nachforschungen entstand in ihm der Gedanke, eine Geschichte Pommerns zu schreiben, und in der überraschend kurzen Zeit vom Oktober 1517 bis Ende Mai 1518 hat er — in lateinischer Sprache — denselben ausgeführt, und insofern flößt die Chronik mit Recht Achtung ein. Sie besteht

---

[1]) Nach der Vorrede Bugenhagens hat ihm der Herzog zugleich den Auftrag erteilt, für den Kurfürsten Friedrich d. W. eine Skizze der Pommerschen Geschichte und Genealogie zu entwerfen. SS. R. Pruss. I, 666. Vgl. Vogt, „Johannes Bugenhagen" (1867) und den Artikel Köstlins in der A. D. Biographie s. h. v. — Bugenhagen (später vielfach Dr. Pommer = Pomeranus genannt), auf der Insel Wollin 1454 oder 1455 geboren, hat in Greifswalde humaniora und Theologie studirt, war seit 1501 Rektor in Treptow und wurde 1517 Lektor der Theologie in der Klosterschule der benachbarten Cist.-Abtei Belbuck, bald schloß er sich der Reformation an und starb 20. April 1558 als Professor und Generalsuperintendent in Wittenberg.

aus vier Büchern, von welchen das dritte das wichtigste ist. Dieses gibt eine zusammenhängende Geschichte Pommerns von dem ersten geschichtlich gesicherten Fürsten Wratislav I. bis auf Bogislav IX. und seine Söhne. Bugenhagen benutzt außer den ältern Geschichtswerken Urkunden, Inschriften und mündliche Überlieferung. Der Zweck der Chronik ist, die Pommern mit ihrer Vergangenheit bekannt zu machen, und sie zu guten Vorsätzen anzueifern. Bugenhagen ist es aber nicht bloß um den Ruhm seines Volkes, sondern noch mehr um geschichtliche Zuverlässigkeit zu thun; auf die Form legt er selbst geringes Gewicht. Die Darstellung der älteren Zeiten ist wie fast in allen ähnlichen Fällen wertlos und kritiklos, dagegen hat er sich um die Genealogie der pommerschen Fürsten wie um die Chronologie der pommerschen Geschichte seit der Einführung des Christentums nicht bloß vorübergehende Verdienste erworben. Im übrigen erweist er sich als gewandter Compilator und bringt in die verschlungene Masse des überlieferten Stoffes lichtvolle Ordnung, wenn er auch nicht den Anspruch macht, den inneren Zusammenhang der Ereignisse nachzuweisen[1]). Bugenhagens Werk hat aber zugleich das nicht zu unterschätzende Verdienst, eine fruchtbare Anregung für die nachhaltige Beschäftigung mit der Geschichte seines Geburtslandes gegeben zu haben. Einen unverkennbaren Fortschritt in der Behandlung der pommerschen Geschichte bezeichnen die bezüglichen Arbeiten Thomas Kantzows, der die besten Kräfte seines Lebens an seine Beschäftigung mit ihr gewendet hat[2]). Eine Reihe von Jahren hindurch und in günstiger

[1]) Vgl. G. Jähnke, die Pomerania des Johannes Bugenhagen und ihre Quellen. Berlin 1882. Bugenhagen hat u. a. auch die sog. ältere Chronik von Oliva benutzt. (Perlbach, die ältere Chronik von Oliva. Göttingen 1817. S. 165—166) und SS. R. Pruss. I, 606. — Auch Dr. Haag in Stettin hat in neuester Zeit über Bugenhagen und seine Chronik geschrieben.

[2]) Kantzow war geboren um 1505 zu Wolgast, studirte seit 1525 in Rostock, und erscheint seit 1528 als Sekretär der beiden Herzoge Barnim XI. und Georg I. von P. Im Jahre 1534 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg, nachdem er sich bei Zeiten der Reformation von

Stellung hat er seit 1532 zu diesem Zwecke gesammelt und sich dabei der Unterstützung kundiger Freunde, wie des Nikolaus von Klempen erfreut[1]). Wir haben drei verschiedene Werke von ihm. Das erste ist die niederdeutsche Chronik[2]), die von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1536 reicht[3]). Dieses Erstlingswerk schmolz er bald darauf zu einer ausführlicheren hochdeutschen Chronik um, die aber bereits mit dem Tode des Herzogs Bogislav X. (1536) schließt. Dieses Werk hat er endlich, wie man annimmt, während seines Aufenthaltes in Wittenberg (1538—1542) noch einmal überarbeitet, wogegen die sog. Pomerania ihm fälschlich zugeschrieben worden ist[4]). Um Kantzow als Geschichtschreiber zu beurteilen, kann man bei seiner niederdeutschen und hochdeutschen Chronik stehen bleiben. Die erste berichtet ohne Unterbrechung in einfachem, anspruchlosem, frischem Tone bis zum Ende. Die andere verteilt den gesammten Stoff in elf Bücher, und die Erzählung ist besser, übersichtlicher und knapper und immer anziehend. Er verfügt über ein reicheres Material als z. B. Bugenhagen, dem er überhaupt auch in Sachen der allgemeinen Bildung und Kenntnisse vielleicht überlegen war. Freilich gehörte er zugleich einer jüngeren Generation an und hat sein Werk nicht wie dieser sozusagen improvisirt. Der pom-

---

ganzem Herzen angeschlossen hatte, und trat in nähere Beziehungen besonders zu Melanthon. Er starb am 25. September 1542 in Stettin, wohin er bereits krank von Wittenberg zurückgekehrt war.

1) Vgl. über diesen wie über Kantzow selbst die betr. Artikel in der A. D. Biographie.

2) Bekannt unter dem Titel: „Fragmente der pommerschen Geschichte“ u. s. w. Vgl. Th. Kantzows Geschichte von Pommern in niederdeutscher Mundart, sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben und des Verfassers eigener Handschrift durch Wilh. Böhmer. Stettin 1835. Dazu Baltische Studien. 3. Jahrgang. Heft 1.

3) Th. Kantzows Chronik von Pommern in hochdeutscher Sprache. Aus der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. L. B. von Medem. Anclam 1841.

4) Herausgegeben von G. L. Kosegarten. 2 Bände. Greifswalde 1816 und 1817.

mersche Patriotismus und die Liebe zum angestammten Fürstenhause beseelten auch ihn. Vor allem ist er ein Bewunderer Bogislavs X., dessen Geschichte er mit ausgesprochener Vorliebe darstellt. Der Reformation ist er mit ganzem Herzen ergeben und ihre Wirkung auf die Behandlung der Geschichte bildet einen der Unterschiede zwischen seinem Werk und dem Bugenhagens. Er weiß es zu würdigen, daß die Aufhebung der Klöster ihm ihre Urkundenschätze zugänglich gemacht hat. Zugleich weht eine moralisirende Tendenz durch seine Darstellung, deren anspruchsloses Pathos jedoch nichts Abstoßendes an sich hat[1]).

Jedoch nicht bloß das Land Pommern, sondern auch eine pommersche Stadt, Stralsund, hat in dieser Zeit ihren Geschichtschreiber gefunden. Der Verfasser dieser Chronik ist Johann Brockmann, der ebenfalls sich aus einem Augustinermönch früh in einen eifrigen Prediger der neuen Lehre verwandelt hat. Wahrscheinlich in Stralsund geboren, hat Brockmann den größeren Teil seines Lebens hier zugebracht und ist am 12. März 1560 hochbetagt gestorben. So manche bittere Erfahrung, die ihm wegen seiner unabhängigen politischen Gesinnung nicht erspart geblieben, hallt aus seinem Geschichtsbuche wieder[2]). Er beginnt mit der Christianisirung Pommerns, gelangt aber in schnellen Schritten in die Zeit der Reformation, deren Einführung im besondern in Stralsund er mit höchst wertvoller Fülle und Anschaulichkeit berichtet. Doch reicht sein Blick zugleich über das Weichbild der Stadt hinaus und umspannt die verschiedenen Städte der Ostsee; in erster Linie ist es das sittengeschichtliche Moment, dem er seine Vorliebe zugewendet. Politiker ist er nicht und ebensowenig erhebt die Form seiner realistisch gehaltenen Erzählung irgend

---

[1]) Die historischen Arbeiten des pommerschen Kanzlers Valentin von Eikstedt (geboren 1527, gestorben 27. Juli 1579) sind zum größten Teile von Kantzow und der Pomerania abhängig. Vgl. Baltische Studien. 3. Bd. und Bulow in der A. D. Biographie s. h. v.

[2]) S. Mohnicke und Zober, Stralsundische Chroniken. 1. Tl. Joh. Brockmanns Stralsunder Chronik. Stralsund 1833.

einen Anspruch. Die Sprache, in welcher er schreibt, ist die plattdeutsche.

Von Pommern gelangen wir auf dem nächsten Wege nach Pomerellen und Preußen, in das alte Deutschordensland, dessen Schicksale sich in dieser Zeit vollziehen und wo sich eine neue zukunftreiche Ordnung der Dinge anbahnt. Die Geschichtschreibung hatte in den vorausgegangenen Jahrhunderten seit der Niederlassung des Ordens sich auf diesem Boden nicht unfruchtbar erwiesen, wenn auch in eigentümlicher Gestalt sich entwickelt[1]). In der Zeit der Reformation herrscht hier eine historiographische Thätigkeit, vor welcher manches, über ein halbes Jahrtausend früher kultivirte Reichsgebiet zurücktreten muß. Allerdings trafen hier eine Reihe von Ursachen zusammen, um dieses Ergebnis herbeizuführen. Der Charakter der Übergangsepoche ist zwar an den dabei in Frage kommenden Werken nicht zu verkennen, zugleich aber auch nicht das Ringen verschiedenartiger Kräfte mit einander, wie sie anderswo in den seltensten Fällen auf und gegen einander gewirkt haben. Zu allem anderen hin werden wir hier sogar von einem Gegensatz der Nationalität innerhalb der Geschichtschreibung sprechen müssen, der überall sonst keinen Raum gefunden hat. Die in Frage kommenden Werke reihen sich zum Teil an die alten Hochmeister- und Ordenschroniken an, zum Teile sind es Landeschroniken, die die neue Ordnung der Dinge vertreten, oder sie gehen von Städten wie Danzig und Elbing aus, die eine mehr oder weniger selbständige politische Stellung einnehmen. Der Natur der Sache nach aber wurden diese Grenzbestimmungen nicht immer streng durchgeführt. Ausgezeichnetes befindet sich genau genommen nicht darunter, und was vergleichungsweise besonders bei der Betrachtung derselben auffallen muß, das humanistische Element tritt überall sichtlich zurück, und waltet das praktische, reale unverkennbar vor. Es sind denn auch dem entsprechend in der größeren Mehrzahl nicht

[1]) S. Lorenz, deutsche Geschichtsquellen II, 147 ff.

bloß Laien, sondern zugleich Geschäftsmänner u. dgl., die als Geschichtschreiber auftreten. In dieser Beziehung ist es recht bezeichnend, daß z. B. Paul Pole, der Verfasser einer preußischen Chronik, zuerst Kaplan an einer Königsberger Kirche, sich nicht bloß der Reformation angeschlossen, sondern sich säkularisirt und dem Handelsstande gewidmet hat[1]). Den Zusammenhang unter den einzelnen Werken jedesmal klar zu stellen, ist nicht leicht, jedoch ist in dieser Richtung in dem letzten Menschenalter durch die kritische Untersuchung und Veröffentlichung des chronikalischen Materials so außerordentlich vieles und vorzügliches geleistet worden, daß wir mit den gegebenen Hilfsmitteln in den Stand gesetzt sind, die Stellung, welche die preußische Historiographie des Reformationszeitalters einnimmt, mit ziemlicher Sicherheit festzustellen[2]). Kaum wird für den Kenner ausdrückĺch bemerkt werden müssen, daß wir an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang uns auf das Wesentliche beschränken müssen.

Das Altertum des preußischen Landes, d. h. die Geschichte desselben vor der Niederlassung des Ordens anlangend, so ist es, wie es kaum anders kommen konnte, nicht gelungen, das Dunkel aufzuhellen[3]). Am Anfange des (16.) Jahrhunderts entstand allerdings ein Werk, das mit dem Anspruche auftrat, das vermißte Licht zu bringen, es ist aber inzwischen als Tendenzschrift und als eines jener dreisten literarischen Lügenwerke erkannt worden, wie wir solchen schon mehreren begegnet sind. Der Urheber desselben war jener Erasmus Stella aus Zwickau, dessen unrühmlichen Erfindungseifer wir demnächst noch weiterhin zu würdigen Veranlassung haben werden[4]). Derselbe dreiste Kopf

---

1) S. SS. R. Pruss. V, 173.

2) Vgl. im allgemeinen das oben S. 178 Anm. 1 angeführte Werk Töppens. Dazu die SS. R. Pruss. 5 Bände. Leipzig 1868—1874 und Karl Kletke, Quellenkunde der Geschichte des preuß. Staates. 1. Bd.: die Quellenschriften. Berlin 1858. S. 163 ff.

3) SS. R. Pruss. V, 173.

4) Vgl. SS. R. Pruss. IV, 275 sqq. Die betr. Schrift E. Stella's führt den Titel: De Borussiae antiquitatibus libri duo.

hat zugleich ein ausführliches Werk über die Geschichte der Deutsch-Ordensherrschaft in Preußen in neun Büchern verfaßt, das jedoch zum offenbaren Vorteil für die Wissenschaft verloren gegangen ist[1]). Als ein Buch anderer Art, wenngleich von mäßigem Werte, erscheint die sog. „Jüngere Hochmeister-Chronik"[2]). Eine Eigentümlichkeit dieser Chronik ist, daß in ihr drei verschiedene Redaktionen vereinigt sind, deren älteste und grundlegende in der Ordensabtei Utrecht entstanden, deren zweite in Livland ihre Heimat hat, während endlich in Preußen selbst auf Grund der beiden vorausgegangenen mit einer dritten die abschließende Hand angelegt worden ist. Das Werk kann indes nach den ihm gewidmeten genauesten Untersuchungen in seinem Inhalte bis auf die Mitte des 15. Jahrhunderts herunter in keiner Weise auf den Charakter einer Quellenschrift Anspruch machen, und weit über diesen Zeitpunkt reicht sie ohnedem nicht hinaus. Ihr Hauptwert liegt nach den treffenden Worten ihrer Herausgeber darin, daß sie uns die Anschauungen kennen lehrt, welche im Gebiete des Deutschordens an der Neige des Mittelalters über ihre Vorzeit sich gebildet hatten[3]). An die Reihenfolge der Hochmeister schließen nach dem Sturze oder der Zurückweisung ihrer Herrschaft andere preußische Chroniken ihre Erzählung an. So die sog. Ebert Ferber'sche Chronik. Fast ein Menschenalter hindurch hat Ferber, begabt und hochstrebend wie er war, nachdem sich seine Vaterstadt Danzig längst von der Hoheit des Ordens losgelöst und sich unter den Schutz der polnischen Krone gestellt hatte, einen maßgebenden Einfluß in ihren ebenso interessanten als verwickelten Angelegenheiten geübt, bis zuletzt der Boden unter ihm wankte und er sich mit genauer Not dem völligen Sturze entzog[4]).

---

1) Am a. O. S. 281, Anm. 3.

2) SS. R. Pruss. V, 1 sqq.

3) Am a. O. S. 41. — Die Chronik schließt mit 1467.

4) S. zunächst den betr. Art. von Th. Hirsch in der A. D. Biographie s. h. v. Ferber war 1463 in Danzig geboren und starb am 1. März 1529 auf seinem Schloß Dirschau.

Literarischen Neigungen von je zugewandt, benutzte er das letzte Jahr seines Lebens, die seinen Namen führende große Chronik zusammenzustellen oder unter seinen Augen zusammenstellen zu lassen. Sie reicht bis 1525 und ist Landes- und Ordenschronik zugleich, die Geschichte der Stadt Danzig wird besonders berücksichtigt. Der Wert des Werkes besteht übrigens überwiegend in dem Umstande, daß Ferber eine Anzahl älterer, wichtiger geschichtlicher Aufzeichnungen, die die längste Zeit wie verschollen waren, wie des Johannes Lindau u. a., mit geringen Veränderungen in den Rahmen seiner Darstellung aufnahm und sie so gerettet hat. Erst vom Jahre 1511—1525 wird die Erzählung selbständig, wenn auch nicht ohne Tendenz, soweit des Verfassers eigene Geschichte dabei in Frage kommt, lehrreich namentlich auch für die Vorgänge, welche den Sieg der Reformation in Danzig begleiteten, welchen Ferber seine volle Sympathie zugewendet hat und zuwendet[1]). In sachlicher Abhängigkeit von der Ferber'schen Chronik stehen die Kettenhöfer'sche und Kunhring'sche Chronik, beide ebenfalls in Danzig entstanden, über die Zeitgrenze, an welcher jene aufhört, bis ungefähr 1550 hinausschreitend und mit zeitgenössischen Aufzeichnungen und Nachrichten vermehrt[2]). Ein mehr lokales Interesse trägt die Danziger Chronik des älteren Christoph Beyer, welche für die Geschichte seiner Zeit von 1490—1514 und für die Kulturgeschichte der Stadt und des Landes überaus wichtig ist[3]). Als eine Art Danziger Stadtgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der hanseatischen Verwickelungen des Jahres 1523 gibt sich die „Hanseatische Chronik", welche die Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis zum Herbst 1523, teilweise mit Benutzung wichtiger Relationen, behandelt. Sie wird dem Berndt Stegmann zugeschrieben, der jedoch bei dieser seiner Arbeit nur das Geschäft des Kompilators

[1]) Töppen a. a. O. S. 92 ff. — SS. R. Pruss. IV, 299 sowie in den Einleitungen und V, 529 sqq.

[2]) Töppen a. a. O. S. 103—116.

[3]) SS. R. Pruss. V, 440 sqq.

geübt hat[1]). Dagegen liegt von demselben Stegmann eine selbständige Beschreibung des Danziger Aufruhrs von 1515 vor, über welchen er im Sinne der siegreichen Stadtaristokratie und nicht in der gelungensten Form berichtet[2]). — Eine andere Danziger Chronik, die mit 1544 abschließt und von dem Patrizier Georg Mehlmann herrührt, legt in erster Linie die sog. Danziger Annalen zu Grunde, die bis 1530 herabreichen, fängt aber bereits mit 1526 an selbständig zu werden[3]). In der Nähe von Danzig lag die Cisterzienserabtei Oliva, die, wie in der neueren Geschichte durch den Frieden von Oliva, der den großen nordischen Krieg beendigt hat, so durch die „Ältere Chronik von Oliva“ in der Historiographie des Mittelalters berühmt geworden ist[4]). Die sog. „mittlere Chronik“ von Oliva steht an Wert der älteren ganz ungemein nach. Der Verfasser, ein Gegner der Reformation, knüpft seine Fortsetzung allerdings an diese an und endet seine Arbeit 1549, bringt aber nur weniges Wichtige für die Geschichte seines Klosters oder des nahen Danzig vor[5]). Das meiste Aufsehen von fast allen Chroniken des preußischen Landes, die sich mit dem Namen der Stadt Danzig verknüpfen, hat die Simon Grunau's gemacht[6]). Seine preußische Chronik beginnt mit der Urzeit und schließt mit 1529 ab. Sie ist in 22 „Traktate“ eingeteilt, hat lange Zeit Glauben gefunden und großes Unheil in der preußischen Geschichtschreibung angerichtet, bis sie endlich in ihrem wahren Unwerte erkannt wurde. Sein Werk ist nämlich eine Tendenzschrift der gefährlichsten Art und richtet seine Spitze gegen die Herrschaft des deutschen Ordens

---

[1]) a. a. O. S. 492 ff.

[2]) a. a. O. S. 544 ff.

[3]) a. a. O. V, 625.

[4]) S. die bereits angeführte Untersuchung Perlbachs über diese Chronik (oben S. 307, Anm. 1).

[5]) SS. R. Pruss. V, 624 sqq.

[6]) S. Grunau war wahrscheinlich zwischen 1460 und 1470 zu Tolkamit in Preußen geboren, lebte als Dominikanermönch u. a. in Elbing und Danzig, und starb vermutlich nach 1529.

und den Sieg der Reformation zu Gunsten der Polen und der alten Kirche. Er entstellt die reichlichen Quellen, die ihm zu Gebote standen, aufs willkürlichste, erfindet Daten und Zahlen nach Belieben und fingirt für seine Fabeleien Autoritäten, die niemand außer ihm gekannt hat. Eines kann man jedoch von ihm lernen, wie hoch nämlich die Leidenschaftlichkeit ging, die sich damals der Gemüter in Preußen bemächtigt hatte[1]).

Wie Danzig hatte sich auch Elbing im Verlaufe des 15. Jahrhunderts vom Ordensstaate losgerissen, dafür freilich die nicht immer leichte polnische Oberhoheit eingetauscht. Das eine umfassende geschichtliche Werk, das mit dem Namen dieser Stadt verbunden erscheint, die Elbingisch-Preußische Chronik Christoph Falks gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigeren Leistungen dieser Art. Der Verfasser stammte aus Annaberg in Meißen und war seit 1546 Lehrer der „Rechenkunst" an dem vor einem Jahrzehnt gegründeten Gymnasium daselbst. Nach einiger Zeit vertauschte er diese Stellung mit einer ähnlichen in Königsberg und hat hier das Jahr 1572 noch erlebt. Falk hat einen ungemein reichlichen Vorrat von Chroniken gesammelt und sich zum Zwecke seiner historischen Studien auch sonst emsig im Lande umgesehen. Wenn man aber auch alle seine mannigfachen nachweisbaren Quellen ausscheidet, bleibt noch viel brauchbares Material übrig, das zwar jedenfalls nicht von ihm selbst herrührt, aber die von anderswoher gegebene geschichtliche Überlieferung in wünschenswerter Weise ergänzt. Es gilt dies für die Landes- wie besonders auch für die Elbing'sche Ortsgeschichte. Der Inhalt der Chronik von 1526—1557 beschränkt sich überwiegend auf die Angelegenheiten des Herzogtums Preußen und konnte nur von einem Verfasser ausgehen, der seit längerer Zeit in Königsberg gelebt hatte. Höhere historiographische Anforderungen darf

[1]) S. M. Töppen a. a. O. S. 122 ff. — Perlbach in der A. D. Biographie. — Die ersten 5 Traktate der Chronik, die bis zum Jahre 1440 reichen, hat der Verein für die Gesch. der Prov. Preußen vor einigen Jahren veröffentlicht.

man an Falk nicht stellen: eine tiefergehende gelehrte Bildung hat er trotz alledem nicht mitgebracht, er trieb seine geschichtlichen Studien ja notorisch auch nur nebenher, sein Lebensberuf war ein ganz anderer. Falk ist auch der Verfasser des bekannten „Lobspruches auf die Stadt Elbing“, der vom Jahre 1548 stammt und welchen er im Jahre 1565 neu bearbeitet hat; derselbe hat der Natur der Sache nach einen geschichtlichen Inhalt[1]). Mit gespannten Blicken wendet man sich zuletzt nach Königsberg, dem Hauptorte des preußischen Herzogtums. Daß die spezifisch preußische Geschichtschreibung in dieser Zeit hervorragende Leistungen aufzuweisen habe, könnte man jedoch nicht behaupten. Die preußische Chronik Paul Pole's schließt sich wieder an die Geschichte der Hochmeister an und schließt (1510) mit dem vorletzten in der Reihe, Friedrich von Meißen[2]). Pole war ursprünglich Kaplan an einer Königsberger Kirche, hatte sich der Reformation angeschlossen und war sogar Kaufmann geworden. Er erscheint von einem lebhaften historischen Interesse beseelt: seine Chronik weist sich aber gleichwohl zum größten Teile nur als eine Kompilation aus den älteren Chroniken und einigen Relationen, die mit der Zuthat einiger mündlicher Überlieferungen vermehrt sind. Die Geschichte seiner Zeit hat er, soviel wir wissen, nicht behandelt. Vom städtischen Gesichtspunkte aus ist auch die Chronik Johann Freibergs geschrieben, die sich bis 1510 enge an Paul Pole anschließt, die Geschichte des Hochmeisters Albrecht bis 1525 wieder nach einer anderen gut unterrichteten Quelle darstellt und erst gegen das Ende nach eigenem Wissen berichtet. Seine Chronik hat um 1543—1545 die Schlußredaktion erhalten[3]). Dagegen haben zwei auf einander folgende Stadt-

[1]) Die betr. Chronik Falks sammt dem Lobspruch auf die Stadt Elbing ist mit einer höchst gründlichen Einleitung im Jahre 1879 von Dr. M. Töppen herausgegeben worden.

[2]) S. Töppen a. a. O. S. 206 ff. SS. R. Pruss. V, 173 sqq. — Pole arbeitete an seiner Chronik noch im Jahre 1532.

[3]) S. A. Meckelburg, die Königsberger Chroniken in der Zeit des Herzogs Albrecht (Königsberg 1865) und Töppen a. a. O. S. 212 ff.

schreiber der Altstadt Königsberg, Johann Beler und Kaspar Platner im Anschlusse an den sog. „fränkischen Krieg" über die Zeitgeschichte berichtet[1]). Der eine führt seine Aufzeichnungen bis 1523, der andere setzte sie bis 1527 fort. Das Werk Platners namentlich ist stofflich für die Geschichte Preußens und noch mehr Königsbergs von Bedeutung[2]).

Man wird erwarten zu hören, was der neue Herzog des säkularisirten Ordensstaates für einen Anteil an der Geschichte desselben bethätigt hat? Der Urheber der Einführung der Reformation in denselben, der Gründer der Universität Königsberg, kann sich doch, sollte man denken, unmöglich gleichgiltig gerade nach dieser Seite hin verhalten haben. Aber auch das andere möchte man erfahren, wie die zeitgenössische Geschichtschreibung sich zu ihm verhalten hat? Albrecht hat bekanntlich keine nennenswerte gelehrte Bildung erhalten, aber einiges Interesse für die Historie hat er sich vielleicht schon aus seiner ansbachischen Heimat mitgebracht. In seiner Umgebung lebte als einflußreicher Mann Melanthons Schwiegersohn, G. Sabinus, der notorisch nicht ohne literarische Aspirationen war[3]). Ferner Johannes Funk, den wir als Verfasser einer Art Weltgeschichte, deren 2. Teil in Königsberg entstanden ist, sammt seinem tragischen Ausgange bereits erwähnt haben[4]). In welch lebhaftem Verkehr Albrecht die ganze Zeit über mit den Gelehrten und Theologen im Reiche

---

[1]) Der sog. Frankenkrieg wurde zwischen dem Hochmeister Albrecht und der Krone Polen geführt und endigte 1525 mit einem Waffenstillstande, auf welchen 1529 der Krakauer Frieden folgte, in welchem Polen die Säkularisation des Ordenslandes unter Herzog A. anerkannte.

[2]) Töppen a. a. O. S. 211—212.

[3]) Vgl. Dr. M. Töppen, die Gründung der Universität Königsberg und das Leben ihres ersten Stifters G. Sabinus. Königsberg 1844. — Sabinus hat sich auch in historischen Dingen mannigfach versucht, doch nichts Bedeutendes zu Stande gebracht. Einiges, was ihm zugeschrieben wird, rührt vielleicht von Melanthon her. Der Bericht über die Wahl Karls V. und die dabei angeblich gehaltenen Reden, die so viel Verwirrung angerichtet haben, ist bekannt.

[4]) S. oben S. 194—195.

stand, ist ja bekannt genug[1]). War der Herzog in erster Linie auch von den theologischen Fragen in Anspruch genommen, die Geschichtschreibung hat er doch so wenig als sie ihn aus den Augen gelassen. Großes ist freilich nicht zu Stande gekommen, ja nicht einmal Erkleckliches. Die Aufzeichnungen, die Albrechts Sekretär, Friedrich Zerer, zugeschrieben werden, sind in ihrer Kürze interessant genug[2]) und das Gleiche gilt noch viel mehr von den Berichten des Gregor Spieß und der Relation Philipps von Creutz, die als den Ereignissen nahe stehende Zeitgenossen jeder in seiner Weise, was sie erlebt haben, erzählen[3]). Alles dieses dient zur Aufklärung der Geschichte des Herzogs, auch wo es nicht gerade in seinem Sinne geschrieben ist. Albrecht hätte aber gerne eine glaubwürdige Chronik des Landes Preußen abgefaßt gesehen, da er sich darüber nicht täuschte, daß man sich bei der herkömmlichen altkirchlichen oder polemisirenden Überlieferung nicht beruhigen dürfe[4]). Zum Ziele ist er jedoch mit diesem Wunsche nicht gelangt. Wie es sich mit der Balthasar Gans (von Putlitz) zugeschriebenen Chronik verhält, ist nach Lage der Akten immer noch mit voller Sicherheit schwer zu sagen[5]); und auch die Chronik Christoph's Jan von Weißenfels bietet nach sachkundiger Mitteilung wenig anderes Interesse, als daß sie auf Grund der Ausscheidung der städtischen Überlieferung den gegebenen Stoff teilweise in die Form brachte, daß er damit auf den Beifall des Hofes und des Adels rechnen durfte[6]).

Die im vorstehenden gemachten Mitteilungen werden den Eindruck hervorgebracht haben, daß die eigentümlichen Schwierigkeiten,

[1]) Vgl. Joh. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten u. s. w. mit Herzog Albrecht von Preußen. Königsberg 1841.

[2]) SS. R. Pruss. V, 315 sqq.

[3]) a. a. O. V, 348 ff.

[4]) Vgl. Meckelburg, die Königsberger Chronik. Vorwort S. XIII.

[5]) Ebendaselbst, Vorwort und S. 288 ff. Der Schlußabschnitt, der über die erste Zeit Albrechts originelle Mitteilungen bringt und um 1547 geschrieben zu sein scheint, ist an eine ältere Chronik angereiht, die von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus geschrieben ist.

[6]) Töppen a. a. O. S. 218.

mit welcher die preußische Historiographie in der Epoche der Reformation zu kämpfen hatte, nicht geringe gewesen sind und daß es nicht zu verwundern ist, wenn das Ergebnis unserer Erörterung als kein durchweg befriedigendes erscheint. Für die Darstellung der Zeitgeschichte ist vieles, aber trotz der großen Verhältnisse, in welchen man lebte, nicht wirklich Großes geleistet worden, für die kritische Aufklärung der Vergangenheit reichten die Kräfte nicht aus, wie lebhaft auch das Interesse für dieselbe überall war. Wir haben es schon angedeutet, wie auffällig das Zurücktreten des humanistischen, des gelehrten Elementes in der preußischen Geschichtschreibung dieser Zeit sich verspüren läßt. Die Anwendung der lateinischen Sprache allein ist ja in dieser Beziehung nicht das Entscheidende. Die gelehrte Forschung überhaupt war noch im Rückstande, diese bricht sich aber mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bahn und die Betrachtung derselben wird uns seinerzeit in das alte Ordensland zurückführen.

Suchen wir nun von Nordosten her in den Mittelpunkt des Reiches, der in dieser Zeit zugleich der Ausgangspunkt der bestimmenden geistigen Bewegung der Epoche ist, so führt uns der Weg über die Mark Brandenburg. Leider brauchen wir uns für unsere Zwecke hier nicht lange aufzuhalten. Es ist oft genug hervorgehoben worden, daß es in keinem der deutschen Territorien im Mittelalter mit der Geschichtschreibung — Tirol etwa ausgenommen — so dürftig bestellt gewesen ist wie in der genannten Mark. Und das wenige, das entstand, ist noch dazu nur in lückenhafter und fragmentarischer Gestalt auf uns gekommen[1]). Wir erinnern nur an das Schicksal der Aufzeichnungen des Engelbert Wusterwitz, deren Verlust in ihrer ursprünglichen Gestalt um so tiefer zu beklagen ist, als sie von der Hand eines gebildeten und sachkundigen Mannes über eine kritische Zeit der brandenburgischen Geschichte (1344—1411) Mitteilungen enthielten. In der Zeit des Humanismus und der Reformation

---

[1]) Vgl. Riedel, Codex diplomat. Brandenburg. IV, 1. Abt.

steht es nicht besser. Trithemius, noch dazu ein Geschichtschreiber zweifelhafter Glaubwürdigkeit, ist zwar auf den Wunsch des Markgrafen Joachim nach der Mark gekommen, aber für die Geschichte derselben ist sein Aufenthalt wohl oder übel unfruchtbar geblieben[1]). Die eigentliche Reformationszeit hat auf diesem Boden nicht eine namhafte Aufzeichnung hervorgebracht, wenigstens ist keine solche auf uns gekommen und haben sich keine sicheren Spuren einer solchen erhalten. Der äußere Gang der Begebenheiten reicht nicht aus, diese auffallende Erscheinung zu erklären. Die tastenden Versuche von G. Sabinus[2]), Johannes Schossers oder Wolfgang Jobsts[3]) auf dem Gebiete der Zoller'schen Markgrafen oder ihrer Vorgänger können im Ernste nicht in Frage kommen. Die Vorrede Melanthons zu der Marchia des ersteren reicht doch nicht aus, sie über die Bedeutung einer Stilübung zu erheben.

So bleibt uns vor der Hand nichts übrig, als uns einer wenn auch unlieben Thatsache zu unterwerfen und besserer Zeiten zu harren.

Die thüringisch-obersächsischen Länder anlangend, haben wir sie und ihre historiographischen Leistungen beides bei der Besprechung der zeitgeschichtlichen Werke bereits berührt und die warme Teilnahme Friedrich d. W. an den geschichtlichen Studien hervorgehoben. Die Geschichte seines Hauses und damit im Zusammenhange seiner Länder lag ihm vor allem am Herzen. Er unterhielt zu diesem Zwecke mit den berühmtesten gelehrten Zeitgenossen lebhafte Verbindungen, sammelte Material, regte an und ließ sich anregen. In seiner Umgebung genoß Spalatin sein höchstes Vertrauen, und wir haben bereits vernommen, daß

---

[1]) S. oben S. 71.

[2]) S. oben S. 317. — Küster, Biblioth. hist. Brandenburg. S. 12—14 urteilt doch wohl zu günstig über ihn.

[3]) S. Küster a. a. O. S. 1—3. u. 14 ff. Derselbe: Collectio opusc. historiam March. illustr. Stück 6. 7. Nr. 6. Beckmann, historische Beschreibung der Mark Brandenburg. S. 301—304.

er diesen mit dem Auftrage einer Geschichte des Hauses und der Länder der Wettiner betraut hatte und zu diesem Zwecke Nachforschungen auch außerhalb Kursachsens veranlaßt hat[1]). Zu einer förmlichen Ausführung dieses Auftrages ist es nun freilich nicht gekommen. In jenen Jahren hat ein uns bereits bekannt gewordener Gelehrter zweifelhaften Angedenkens, nämlich Erasmus Stella aus Zwickau, zunächst mit Erfolg das trügerische Unternehmen gewagt, die Geschichte von Obersachsen von den denkbar ältesten Zeiten an aufzuhellen und bis auf die griechische Heroenzeit zurückzuführen und aber auch die spätere Epoche der Wettiner, wie namentlich die Schicksale des Land- und Markgrafen Friedrich des Freidigen, in ein neues Licht zu stellen[2]). Er hat mit seinen dreisten, wenn auch nicht ungeschickt durchgeführten Täuschungen, wie bald auch Bedenken dagegen ausgesprochen wurden, so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß selbst ein Mann wie Lessing es noch für nicht überflüssig hielt, die Fälschung vor aller Welt aufzudecken[3]). Daß die Fiktion Stella's

---

[1]) S. oben S. 306.

[2]) E. Stella war um 1450 in Leipzig geboren, hatte hier als Berufsfach Arzneikunde studirt und auf einer wissenschaftlichen Reise nach Italien den Bologneser Arzt Giovanni Garzo, der nebenher auch historische Studien betrieb, näher kennen lernen. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich als ausübender Arzt in Zwickau nieder und wurde hier 1501 Ratsherr, 1513 Bürgermeister, gestorben 2. April 1521. S. P. Albinus, Meißnische Land- und Bergchronica. Dresden 1884. II, 5. 340 und Schöttgen und Kreysig, diplomatische und kurieuse Nachlese der Historie von Obersachsen, I, 500 ff.

[3]) S. Lessings S. W. Ausgabe von Lachmann-Maltzahn. IX, 302. Lessing brachte hier die in Frage kommende Hauptschrift Stella's: „De rebus et populis arae intra Albim et Salam“ in ihrem ganzen Umfange noch einmal zum Abdruck: Die andere Schrift Stella's, in welcher das Leben Friedrichs d. Fr. vor allem dargestellt wird, ließ er unter dem usurpirten Autornamen seines Lehrers Garzo aus Bologna mit dem Titel: Joh. Garzo, de rebus Saxoniae, Thuringiae, Libanothiae, Misniae et Lusatiae libri II. 1514 erscheinen. Auch das bekannte, Dante zugeschriebene Epitaph des Markgrafen Diezmann rührt, wie gleichfalls Lessing nachgewiesen, von Stella her. Die ersten Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit Stella's hat bereits P. Albinus in seiner Geschichte Zwickaus (1580) ausgesprochen und G. Christ. Kreysig sie aus-

solchen Erfolg haben konnte, hat man mit Recht aus dem Umstande erklärt, daß er einer der ersten unter den deutschen Gelehrten war, die den Versuch gemacht haben, die in Italien gewonnene Kenntnis der klassischen Werke des Altertums für die Aufhellung der vaterländischen Geschichte zu verwerten[1]). Schade nur, daß er von seinen Gaben und Kenntnissen einen so verwirrenden und unrühmlichen Gebrauch gemacht hat. Mit dieser Art pseudo-geschichtlicher Schriftstellerei hatte übrigens der kursächsische Hof nichts gemein, auch wissen wir nicht, ob Spalatin davon überhaupt Kenntnis genommen. Er selbst trat erst einige zwanzig Jahre später mit einem Versuch hervor, welcher die ältere nieder- und obersächsische Geschichte berührte. Es ist das seine „Chronik und Herkommen der Kurfürsten und Fürsten des löblichen Hauses zu Sachsen" u. s. w.[2]). Diese Schrift ging aus dem bekannten scharfen Gegensatz hervor, in welchen die Wettiner und die Braunschweigischen Welfen im Verlaufe der Reformationszeit zu einander geraten waren. Spalatin wollte vor allem den Welfen gegenüber das höhere Alter der Wettiner und ihren genealogischen Zusammenhang mit dem Sachsenhäuptling Wittekind und mit den sächsischen Kaisern nachweisen. In den beteiligten Kreisen hat die Schrift in der That lange anhaltenden Eindruck gemacht[3]), der Kritik gegenüber jedoch vermag sie nicht zu bestehen. Gerade die beiden Hauptsätze sind längst als hinfällig erkannt. Spalatin hat übrigens mit dem für jene Zeit wünschenswert besten Material gearbeitet, seine Polemik zeichnet sich durch anerkennenswerte Mäßigung aus, er verleiht seiner Arbeit durch das gelegentlich einverleibte urkundliche Material einen besonderen Wert und führt überall seine Quellen an, gleich-

---

drücklicher wiederholt. Vgl. auch Joh. Chr. Adelung, Direktorium der südsächsischen Geschichte (Meißen 1842) zum Jahre 1324, S. 157.

[1]) S. SS. Rec. Pruss. IV, 276.

[2]) Wittenberg 1541.

[3]) Hortleder in seinem berühmten großen Werke über die Genesis des schmalkaldischen Krieges hat es 100 Jahre später — mit einem Commentar — noch einmal abdrucken lassen.

wohl indes ist seine Beweisführung mißlungen und kann dem ablehnenden Urteil, das J. G. v. Eckart vor bereits bald 200 Jahren über dasselbe gefällt hat, in der Sache nicht widersprochen werden [1]).

Auf dem Gebiete der obersächsisch-meißnischen Geschichte hat ein jüngerer Zeitgenosse Spalatins, Georg Fabricius, dessen bleibendes Verdienst jedoch auf einer anderen Seite liegt, mehrfach gearbeitet. Als geschichtlicher Forscher überschreitet er kaum die Linie des belesenen Compilators [2]). Noch erheblich weniger kann dieses von Ernst Brotuff gerühmt werden, dessen Arbeiten sich in dem Rahmen der meißnischen, thüringischen und merseburgischen Geschichte bewegen [3]). Einigermaßen anders dagegen steht es mit dem Bosauer Mönch Paul Lang und seinen Schriften über die Geschichte des Stiftes Naumburg-Zeitz [4]). In diesem Mönche begegnen sich die Überlieferungen der ursprünglichen humanistischen Bewegung mit der Anwandlung reformatorischer Aspirationen und dem schließlichen Rückzug — wie bei manchem anderen seiner Zeitgenossen. Seine beiden Hauptwerke sind in lateinischer Sprache geschrieben. Die Zeitzer Chronik erzählt übrigens von den verschiedensten Dingen. An Belesenheit, ja an Gelehrsamkeit fehlt es dem Verfasser nicht; am interessantesten sind aber gleichwohl seine Äußerungen über Luther und die Ablaß-

---

[1]) S. dessen Hist. genealog. principum Saxoniae. Leipzig 1732. S. 5. Vgl. Seelheim, Georg Spalatin als sächsischer Historiograph. Halle 1876.

[2]) Geboren 1516 in Chemnitz, gestorben 1579 als Rektor der Fürstenschule zu Meißen. Vgl. Th. Flathes Geschichte dieser Schule S. 224 und Bursian, Geschichte der klassischen Phil. i. d. S. 205 ff., auch Kämmel in der A. D. Biographie s. h. v. Sein hist. Hauptwerk sind seine Origin. Saxon. libri VIII.

[3]) S. Schöttgen, Nachricht von Ernst Brotuffs Leben. Schulprogramm aus dem Jahre 1745. Brotuffs „Genealogie des Hauses Anhalt“ ist allein durch Melanthons schöne Vorrede vor der Vergessenheit geschützt.

[4]) Geboren ca. 1450 zu Zwickau, trat er halb wider Willen in das Kloster O. S. B. Bosau bei Zeitz, wendet sich bald geschichtlichen Studien zu, kam auf diesem Wege in Beziehungen zu Trithemius, mit dessen Empfehlungen und Aufträgen er eine Anzahl Klöster Mittel- und Süddeutschlands bereiste.

bewegung. In der Naumburger Chronik hat er aber bereits den Rückzug angetreten und verwandelt sich die frühere Zustimmung in das Gegenteil. Im übrigen beschränkt er sich hier noch viel weniger auf die Stiftsgeschichte und läßt sich des weiteren auf die allgemeine und besonders die deutsche Geschichte ein. Von einer methodischen Anordnung und Verarbeitung seines Stoffes ist freilich keine Rede. Insoferne bedeutet Lang keinen Fortschritt in der Geschichtschreibung. Dagegen hat er so manche wichtige lokale und kulturgeschichtliche Thatsache aufbewahrt, die auch Späteren zu gute gekommen ist[1]. —

Trotz der Fülle des Hervorgebrachten haben wir in dem Vorausgehenden von historiographischen Leistungen epochemachender Art gar wenige auszuzeichnen gehabt: wir verstehen darunter solche, welchen nicht bloß eine relative Bedeutung zukommt, sondern die unmittelbar über die Schranken ihrer Zeit und Nation hinausgewirkt haben bis auf den heutigen Tag. Sleidan dürfte unter diesen Gesichtspunkt fallen, zu einem Teile vielleicht auch Aventin. Für die Masse der in Bewegung gesetzten Kräfte ein bescheidenes Maß, wird man sagen. Indes haben wir den Kreislauf der Geschichtschreibung der Reformationszeit noch nicht vollständig durchmessen. Ein Gebiet vor allem haben wir bisher nur gestreift, die Kirchengeschichte im engeren Sinne, und gerade hier liegt eine jener großen seltenen Leistungen vor, von welchen wir soeben gesprochen haben, und auf sie kommen wir jetzt zurück. Für unsere Zwecke hat diese die besondere Bedeutung, daß in ihr ein Fortschritt der historischen Wissenschaft in dieser Zeit glänzend vertreten erscheint, den wir bei der großen Masse der Profanhistorie in den meisten Fällen gar nicht oder in allzu geringem Grade wahrzunehmen vermocht haben.

---

[1] S. über Lang Schöttgens und Kreysigs diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen. XI. Stück, S. 88 ff. und Gruber, historische Nachrichten von den Geschichtschreibern der beiden Stiftsstädte Naumburg und Zeitz (1753). Zu vgl. den Artikel von Horawitz in der A. D. Biographie s. h. v. Die Zeitzer Chronik ist bei Pistorius SS. I und die Naumburger bei Mencke SS. II abgedruckt.

Daß man in einer Bewegung, wie die der Reformation war, auf Erörterungen über und aus der Vergangenheit der Kirche immer wieder zurückkam, verstand sich ganz von selbst: Angriff wie Verteidigung konnten ja nirgends geeignetere Waffen für ihre Sache suchen. Nicht minder nahe lag, daß die Reformation hierbei die Initiative ergriff und die alte Kirche nachfolgte. Als Wesentliches für uns bleibt zunächst, daß der historischen Forschung in diesem literarischen Kriege ein guter Teil der Beute zufiel.

Ehe wir aber auf das Hauptwerk zu reden kommen, soll vorerst von einigen anderen, weniger bedeutenden Arbeiten gehandelt werden.

Was Kaspar Hedio, der Mitbegründer der Reformation in Straßburg, auf dem Gebiete der Kirchengeschichte im Anschlusse an seine Übersetzung des Eusebius und in seiner Beschreibung aller alten christlichen Kirchen leistete, darf als rasch antiquirt betrachtet werden[1]). Bei ihrem Erscheinen haben diese Schriften, eine populäre Richtung verfolgend, die angemessene belehrende Wirkung geübt, aber tiefer ging ihr Einfluß nicht und konnte er nicht gehen. Für die äußere deutsche Kirchengeschichte haben sich die beiden Werke des Kaspar Bruschius über die Geschichte der Bistümer und Klöster Deutschlands eine länger nachhaltende Bedeutung erworben[2]). Von überwiegend humanistischer Bildung und poetisirenden Neigungen huldigend — K. Karl V. hat ihn 1541 zu Regensburg zum Dichter gekrönt —, gegenüber den brennenden Fragen der Zeit nicht ganz klar oder unerschütterlich,

---

[1]) S. oben S. 215.

[2]) S. die höchst verdiente Schrift von Ad. Horawitz, Kaspar Bruschius Prag und Wien 1874. Derselbe in der A. D. Biographie s. h. v. Bruschius war am 19. August 1518 zu Schlackenwalde in Böhmen geboren, besuchte die Universität Tübingen und führte dann ein ziemlich unstetes Wanderleben, war nachweisbar seit 1555 Pfarrer in Pettensdorf (nördlich von Regensburg) und wurde am 15. November 1559 in Walde zwischen Rothenburg o. d. T. und Windsheim ermordet. — Bruschius hat auch das Fichtelgebirg, halb und halb seine Heimat, in einem eigenen beschreibenden Gedichte verherrlicht.

war Bruschius von patriotischen Gesinnungen wie s. Z. Wimpheling u. a. erfüllt. Das ältere seiner beiden Hauptwerke ist die Geschichte der deutschen Bistümer (1549), das sog. Magnum opus, das aber unvollendet geblieben ist[1]). Bedeutender ohne Zweifel ist die Schrift über die deutschen Klöster (vom Jahre 1550), deren 2. Teil erst nachträglich 1692 von dem Wiener Bibliothekar Nessel veröffentlicht worden ist[2]). Bruschius war ein äußerst fleißiger Forscher und Sammler und mußte sich sein Material zum größeren Teile auf seinen verschiedenen Wanderungen erst selber suchen. Er hat auch in der That vieles zusammengebracht und verfügt über zahlreiche Urkunden, Inschriften, Chroniken u. s. w. Das Verdienst, die Geschichte eines so wichtigen Teiles unserer Cultur zuerst in umfassender Weise in Angriff genommen zu haben, bleibt ihm noch ungemindert; nicht minder gewiß jedoch ist, daß er seinen Stoff mit ziemlicher Willkür und zu schwacher Kritik behandelt hat. Hat er sich doch sogar vom falschen Hunibald noch täuschen lassen. Es fehlte ihm doch der Charakter, der Mut, die feste sittliche Überzeugung, ohne welche zumal in delikaten Fällen eine rechte historische Kritik eben nicht denkbar ist. Das ergibt sich noch deutlicher aus seiner Geschichte von Lorch und Passau[3]) (1573), eine Tendenzschrift zu Gunsten von Passau, so wenig rücksichtsvoll er auch gerade hier mit den sittlichen Gebrechen des katholischen Klerus verfährt. Von einer standhaften Durchführung eines bestimmten kritischen und sittlichen Grundsatzes ist bei alledem ja keine Rede. So bleibt also auch dieser Schrift nicht viel mehr als das Verdienst der ersten Anregung eines recht interessanten geschichtlichen Falles übrig. —

---

[1]) Magnum opus de omnibus Germaniae Episcopatibus. (Nürnberg 1549.) — S. Horawitz a. a. O. S. 114 ff.

[2]) Chronologia Monasteriorum Germanica praecipuorum. 15. — S. Horawitz a. a. O. S. 141 ff.

[3]) „De Laureaco Veteri admodum celebri olim in Norico civitate et de Patavia Germanica“ etc. s. Horawitz a. a. O. S. 103 ff. und Dümmler, Pilgrim und Passau. Leipzig 1874. S. 94.

Von monographischer Behandlung eines und des anderen kirchengeschichtlichen Gegenstandes sei bei dieser Gelegenheit Joachim Camerarius' Geschichte der „böhmischen Brüder" erwähnt, ein Thema, welches, wie die Geschichte der Hussiten überhaupt, damals aus naheliegenden Gründen mehrmals, auch von der gegnerischen Seite her, bearbeitet worden ist[1]). Der treffliche Camerarius beschäftigte sich überhaupt gerne mit kirchengeschichtlichen Stoffen, wie er ja in der That auch eine Geschichte Jesu Christi und der Apostel und des nicänischen Konzils abgefaßt hat. Seine Geschichte der Böhmischen Brüder hat wenigstens das Verdienst einer sympathischen und doch nach Wahrheit strebenden und der Zeit nach ersten Behandlung dieses Themas. Die hussitische Bewegung und die sich ihr anschließende Epoche ist am eingehendsten behandelt: seine Quelle gibt Camerarius allerdings nicht an. Die Einleitung ist insoferne wichtig, als er in ihr seine Ansicht von der Art Geschichte zu schreiben vorträgt und hier in erster Linie auf Wahrheit und ungeschminkte Darstellung dringt[2]).

Als ein vorzüglicher Beitrag zur geistigen Seite der Zeitgeschichte darf die Lebensbeschreibung Melanthons durch Joachim Camerarius an dieser Stelle ausgezeichnet werden. Sie ist ein Erzeugnis der Freundschaft und Wissenschaft zugleich, ohne Zweifel das Beste, was in dieser Gattung bisher in Deutschland geleistet worden. Er beherrscht den Stoff vollkommen, legt ihn in voller Anschaulichkeit vor und kleidet ihn in eine geschmackvolle, ausdrucksvolle Form. Melanthon wird wieder lebendig vor uns[3]).

---

[1]) Auch Cochläus (S. oben S. 229) ließ 1541 eine Historia Hussitorum erscheinen, die jedoch wie seine Geschichte Luthers viel zu leidenschaftlich gehalten ist. — Über die Bedeutung der ged. Schrift des Camerarius s. auch Jacobus Gill, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischen Brüder. Bd. 1. Prag 1874.

[2]) Die betr. Schrift ist erst 1605 von einem Enkel des Verf. Ludwig Camerarius veröffentlicht worden.

[3]) Ältere Ausgabe von Strobel (Halle 1757), eine neuere Berlin 1844.

Ähnliches gilt von seiner Biographie Eoban Hesse's, eine treffliche Charakterschilderung, die so ziemlich alle Vorzüge des oben genannten an sich trägt, nur daß diese den größeren Gegenstand voraus hat[1]). Camerarius hatte sich zugleich mit einer Geschichte der Türken beschäftigt, ohne die Schrift jedoch noch selbst herausgeben zu können[2]). Es war ja ein Thema, das die Geister jener Zeit wie wenige wieder in Athem hielt und das wiederholt in Angriff genommen wurde, freilich ohne wissenschaftlich berücksichtigt zu werden. Die verschiedenen Versuche tragen so ziemlich alle mehr einen publizistischen als einen geschichtlichen Charakter oder leiden an der Schwäche ihrer literarischen Voraussetzungen[3]). —

Wie gerne jedoch der intime Freund Melanthons Exkurse in das Feld der Kirchengeschichte unternahm, der angedeutete Hauptschlag ist von einer ganz anderen Seite her geführt worden, nämlich von einem entschiedenen Gegner Melanthons und seiner irenischen Richtung, d. h. von Flacius Illyricus und seinen

---

[1]) Camerarius hat auch eine Biographie des Fürsten Georg von Anhalt, Propstes von Magdeburg und Meißen, und desgleichen eine des Nürnberger Patriziers Hieronymus Baumgärtner geschrieben, die später Waldau (Nürnberg 1815) herausgegeben hat. Wer in dieser Richtung Camerarius ganz kennen lernen will, darf auch seine vortreffliche Schilderung A. Dürers in der Vorrede zu seiner lateinischen Ausgabe von des großen Künstlers „Proportionslehre“ (1532) nicht übersehen.

[2]) Von seinen Söhnen (Frankfurt a. M. 1598) unter dem Titel: De rebus Turcicis commentarii duo accuratissime herausgegeben.

[3]) Bekanntlich hat auch Luther wie alle Welt sich für die Türkenfrage lebhaft interessirt; ebenso Aventin (s. S. W. I S. 172). Betreffend die Überlieferung, daß Luther eine von Seb. Frank übersetzte Türkenchronik befürwortet habe, so ist diese in neuester Zeit dahin berichtet worden, daß Luther eine ältere lateinisch geschriebene Chronik der Türken (1530) habe neu auflegen lassen und mit einer Vorrede versehen (diese Chronik habe den Titel geführt: Libellus de ritu et moribus Turcorum ante XX annos editus. Cum praefatione Lutheri, MDXXX). Diese lateinische Chronik sammt der Vorrede Luthers habe Frank in das Deutsche übertragen und verschiedene Zusätze sammt einem Vor- und Nachwort hinzugefügt. Vgl. Anzeiger für die Kunde der Vorzeit, Jahrgang 1869. — Auch K. Peucer hat über dieses Thema geschrieben.

Mitarbeitern, den Magdeburger Centuriatoren. Flacius gehört unstreitig wie zu den einseitigsten so zu den bedeutendsten Theologen der Epoche; er war derjenige, der die Erbschaft Luthers mit ebenso vielem Geist als unerschütterlicher Überzeugungskraft und Kampflust angetreten hat und ihr, trotz allen über ihn hereinbrechenden Prüfungen bis zu seinem Tode treu geblieben ist[1]). Ein geborener Slave ist er doch mit dem deutschen Geistesleben und der Geschichte des Protestantismus in einem Grade verwachsen, wie wenige Deutsche der Zeit es gewesen sind. Wir aber haben an dieser Stelle nur von seinen Arbeiten im Gebiete der Kirchengeschichte zu reden und auch von diesen nur insoferne, als sie für die wissenschaftliche und kritische Behandlung der Geschichte überhaupt mit Erfolg eine neue Bahn eröffnet und ein großes Beispiel aufgestellt hat. Es kommen hierbei zwei Werke in Betracht, von welchen Flacius das eine „Der Katalog, der Zeugen der Wahrheit" mehr selbständig ausgeführt hat[2]), während das andere, die „Centurien" zwar unter seiner Initiative und Leitung, aber doch zugleich unter der Mitwirkung einer Anzahl von gleich eifrigen Gesinnungsgenossen zu Stande gekommen ist. Beide sind aus polemischen Motiven gegen die alte Kirche und aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, die Berechtigung des neuen Standpunktes historisch zu rechtfertigen. Der Katalog der Zeugen der Wahrheit sollte den Nachweis führen, daß, wie sehr auch im

---

[1]) Geboren am 3. März 1520 zu Albona in Istrien, humanistisch gebildet, wendete er sich frühe nach Deutschland und der neuen Lehre zu, erhielt 1544 die Professur der hebräischen Sprache an der Universität Wittenberg, suchte nach der Schlacht bei Mühlberg eine Zufluchtstätte in Magdeburg, wurde 1557 als Professor der Theologie an die neu gegründete Universität Jena gerufen, verlor, nachdem er den Kampf gegen Melanthon und dessen vermittelnden Standpunkt aufgenommen, 1561 diese Stellung, nahm seit dieser Zeit in verschiedenen Städten seinen Aufenthalt, ohne jedoch irgendwo wieder eine Heimat zu finden und starb am 11. März 1575 zu Frankfurt a. M. S. Preger, Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. 2 Tle. Erlangen 1859—1861, und dessen betr. Artikel in der A. D. Biographie s. h. v. Einen nicht zu unterschätzenden Beitrag hatte übrigens im Jahre 1844 Twesten geliefert: „Math. Flacius Illyr., eine Vorlesung".

[2]) „Catalogus testium veritatis."

Laufe der Zeiten durch die alte Kirche und das Papsttum das Licht der göttlichen Wahrheit verdunkelt worden, es gleichwohl nicht ganz erloschen war, daß es immer noch einzelne Zeugen gab, durch welche das Bewußtsein der ursprünglichen Wahrheit von Jahrhundert zu Jahrhundert und mit ihnen die geschichtliche Continuität lebendig erhalten wurde, bis endlich die Reformation den unter der Asche mühsam glühenden Funken wieder zu heller Flamme anfachte[1]. Den Gedanken zu dieser Schrift hat Flacius offenbar schon ziemlich früh gefaßt, im Jahre 1553 war er mit den Vorarbeiten schon sehr weit gediehen, im Jahre 1556 ist sie (zu Basel) an das Licht getreten[2]. Ungefähr 400 solcher Zeugen werden an unseren Augen vorübergeführt, nicht immer nur einzelne Persönlichkeiten, sondern zugleich die Stellung einzelner Landeskirchen, die Zeugnisse ganzer Synoden oder Zustände, welche für die Verdunkelung des ursprünglichen Lichtes Zeugnis ablegen. Der Scharfblick, mit welchem Flacius in den verborgensten Winkeln seine Hilfstruppe aufzufinden weiß, der Spürsinn, mit welchem er das Verborgenste an das Licht zu ziehen verstand, der unermüdliche Fleiß, mit welchem er sein Ziel verfolgte, alles dieses ist gleich bewundernswürdig. Abgesehen von der Verwertung, die er von seinem Material machte, die ja nicht überall von Willkürlichkeit frei bleibt, von unserem Gesichtspunkte aus erscheint hierbei das Wichtigste die bedeutungsvolle materielle Bereicherung, die sein Eifer der geschichtlichen Erkenntnis des Mittelalters überhaupt zugeführt hat. Wie vieles hat er aus dem Schutte der vergangenen Jahrhunderte zuerst wieder aufgesucht und hervorgezogen![3]

---

[1] S. auch Dr. F. Chr. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852. S. 43 ff. Preger a. a. O. S. 463.

[2] Vgl. Dr. Wilh. Schulte, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien. (Separatabdruck aus dem 19 Jahresbericht der Philomathie.) Neiße 1877.

[3] Eine zweite (vermehrte) Ausgabe hat Flacius im Jahre 1562 veranstaltet. Einen catalogus testium veritatis in Versen hat er noch im Jahre der ersten Ausgabe erscheinen lassen.

Um ein außerordentliches jedoch wurde diese Schrift, wie wertvoll sie auch ist, durch das darauffolgende Hauptwerk der Centurien übertroffen, ja nahezu in Schatten gestellt. Dem Eifer ihres Urhebers war es nicht genug, nachgewiesen zu haben, daß das zurückgedrängte und verdunkelte Licht der göttlichen Wahrheit niemals völlig erloschen gewesen sei, ein ganz anderes war es und eine vernichtende Wirkung mußte es nach seiner Meinung hervorbringen, wenn das Dunkel selbst, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr um sich griff und zuletzt zu einer Alles verhüllenden Macht der Finsternis wurde, in seinem ganzen Umfang an den Thatsachen vor Augen gestellt wurde[1]). In diesem Zusammenhange ist der Plan der Magdeburger Centurien entstanden, sie führen jenen Beinamen, weil die Ausführung desselben zum guten Teile in die Zeit seines und seiner Freunde Aufenthaltes in Magdeburg fiel, und weil die Darstellung an den Faden der aufeinander folgenden Jahrhunderte geknüpft wurde. Man nimmt wohl mit Recht an, daß Flacius den Plan zu diesem Werke nicht später als im Jahre 1552 gefaßt hat. Das Jahr darauf that er bereits zur Ausführung desselben die ersten Schritte und schrieb zu diesem Zwecke eine ausführliche Darlegung seines Vorhabens nieder[2]). Darüber war er sich von Anfang an klar, daß er nicht ohne geeignete Mitarbeiter und ebenso wenig ohne materielle Unterstützung geneigter Gönner sein Unternehmen verwirklichen könne. Daß hierbei Schwierigkeiten überwunden werden mußten, verstand sich von selbst, nicht minder aber, daß solche einen Feuergeist, wie er war, zurückzuschrecken nicht vermochten. Genug, im Laufe des Jahres 1554 hat sich die Gesellschaft, deren Genesis bis zu einem gewissen Grade öfters an die Entstehung der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde erinnert, in Magdeburg constituirt; Männer wie Wigand, Judex, Silfeld verdienen, daß auch an dieser Stelle ihr

---

1) S. Baur a. a. O. S. 43.

2) S. Preger a. a. O. II, 300 ff.

Name genannt werde. Auf die Herstellung eines auf den ursprünglichen und in möglichster Vollständigkeit gesammelten Quellen aufgebautes Werk war es abgesehen. Es wurden zu diesem Zwecke Reisen unternommen: Marcus Wagner aus Friemar bei Gotha, der sich später als darstellender Historiker nichts weniger als ausgezeichnet hat, war es, den Flacius mit den wichtigsten Forschungsreisen beauftragte, und der sich hiezu, wie es scheint, hinlänglich geschickt erwiesen hat[1]). Die Direktiven hat ihm freilich das Haupt des Unternehmens gegeben. Man bewundert hierbei aufs neue die Sachkenntnis und Umsicht, mit welcher Flacius dabei verfuhr und die für jene Zeiten ohne Beispiel ist. Es fehlte nicht an Entgegenkommen auf verschiedenen Seiten, auf den Höhen und in den Tiefen, die Geldmittel freilich wollten oft nicht den Erwartungen gemäß fließen; verschiedene Nürnberger und Augsburger Patrizier scheinen mit das Beste gethan zu haben[2]). Ein besonders warmer Gönner des Werkes war auch der kaiserliche Rat Kaspar von Nidbruck in Wien, der auch zu Sleidan in nahen Beziehungen stand[3]). Auch Hemmungen anderer Art tauchten auf, doch wurden sie überwunden, um die Mitte des Jahres 1557 waren die drei ersten Centurien vollendet, und 1559 erschienen sie in einem Bande vereinigt — und so fort bis 1574; in diesem Jahre wurde die 13. ausgegeben, die auch die letzte geblieben ist und welche Flacius nicht mehr ausgearbeitet hat[4]).

Treten wir nun dem Werke selbst betrachtend und beurteilend näher, so ist es nicht unsere Absicht, zu wiederholen,

---

[1]) Vgl. über ihn besonders Schulte a. a. O. S. 95 ff.

[2]) Auch der letzte Graf (Philipp) von Rieneck (nicht Reineck) ob Gemünden in Unterfranken, der s. Z. auch die aus Schweinfurt mit ihrem Gemahle geflüchtete Olympia Morata gastlich aufgenommen, wird unter den Donatoren genannt.

[3]) S. Baumgarten, Sleidans Leben S. 92 und derselbe, Sleidans Briefwechsel, stellenweise.

[4]) Die drei noch folgenden Centurien waren 1587 bei Wigands Tode der Vollendung nahe, erreichten sie aber nicht mehr. Über spätere Versuche der Fortsetzung s. Preger a. a. O. II, 481.

was über die Bedeutung desselben als das erste eminente Beispiel einer Kirchengeschichte von anderer Seite gesagt worden ist, noch die Schwächen des zu Grunde liegenden Prinzips und der formalen Behandlung und Gruppirung aufs neue zu erörtern[1]). Epochemachend ist und bleibt immerhin der umfassende Begriff der Kirchengeschichte, von welchem die Centurien ausgehen und welchen sie siegreich durchgeführt haben. Das Werk ist nach einem so umfassenden Plane angelegt, daß nichts Wesentliches und Wichtiges, was zum Begriff der Kirchengeschichte gehört, vermißt wird, und eher zu viel als zu wenig gegeben wird. Die bloß äußere Einteilung nach Jahrhunderten ist unleugbar zu oberflächlich gegriffen und erschwert den Einblick in den Zusammenhang der Dinge mehr als billig, sowie andrerseits die große Zerteilung und Zerstückelung des Stoffes allzuviele Wiederholungen im Gefolge hat, und oft trennt, was der Natur der Sache nach zusammen gehört. Auch darf gerade im Hinblick auf unsere Aufgabe nicht verschwiegen werden, daß der Maßstab einer aprioristischen Betrachtungsweise, den sie an die Beurteilung der alten Kirche und in erster Linie des Papsttums anlegen, ein durchaus ungeschichtlicher ist, mit welchem sie den konkreten Erscheinungen und Entwickelungen des historischen Lebens nicht gerecht werden. Die Fähigkeit oder Neigung, die Erscheinungen der Geschichte auf diesem Boden objektiv zu beurteilen, fehlt ihnen unbedingt. Was aber die Schwäche der Centuriatoren war, ist zugleich zu ihrer Stärke geworden. Indem sie in dem Papste a priori den Antichrist erblickten, so sehen sie auch in der Kirche, soweit sie vom Papste beherrscht ist, nur das Reich des Antichrists und setzen es sich nun zum Zwecke, dieses Antichristentum von seinen ersten Anfängen an und in seinem fortschreitenden Wachstume bis zu dem erfolgreichen Angriffe durch den Protestantismus mit unerbittlicher Schärfe zu verfolgen. Auf diese Weise schmieden und gebrauchen sie nun die Waffen der histo-

---

[1]) S. Baur a. a. O. S. 44 ff.

rischen Kritik, die bis dahin kaum geahnt worden waren und ein fruchtbringendes Beispiel für jede Art der geschichtlichen Betrachtung überhaupt geworden sind. So kam das kritische Prinzip, das dem Protestantismus im Gegensatz zum Katholizismus innewohnt, in überwältigender Wucht in der Anwendung auf die Geschichte zum Durchbruch. Die Ansprüche der Kirche und des Papsttums wurden nach ihrer Berechtigung gefragt und deren oft nur allzu schwachen Begründung mit dem Scharfblicke des Verdachtes und oft des Hasses untersucht. An der Prüfung der Geschichte des Papsttums hat dieses ihr kritisches Verfahren seine Meisterschaft bewährt. „Und indem sie so die Nebelgestalten zerteilten, durch welche die Hierarchie und der Papst ihren eigenen Ursprung verhüllt hatten, leisteten sie zugleich der allgemeinen historischen Wissenschaft einen großen Dienst“ [1]). Die Autorität der alten Sage von dem römischen Episkopat des Apostel Petrus vermochte nicht sie abzuhalten, bereits auf dem Boden der evangelischen Geschichte den Ansprüchen der römischen Bischöfe entgegenzutreten. Daß Petrus nach Rom gekommen sei, wollen sie nach den vorliegenden Zeugnissen der Kirchenväter allenfalls gelten lassen, da man aber in jedem Zeitpunkt, in welchem man ihn nach Rom kommen läßt, auf Schwierigkeiten stößt, lassen sie die Glaubwürdigkeit der Sache dahin gestellt sein. Der Schluß ihrer Meinung ist, wenn Petrus in Rom war, kann er für jeden Fall nur sehr kurz und nicht in der ihm beigelegten Eigenschaft daselbst gewesen sein. — Ist die Geschichte im Interesse des Papsttums und der Hierarchie durch so viele untergeschobene Dokumente gefälscht worden, so machen es sich die Centuriatoren zu einem besonderen Geschäft, so manchen „frommen“ Betrug dieser Art zu enthüllen. Schon beim ersten Jahrhundert nehmen sie die Frage über die falschen areopagitischen Schriften auf, die bereits Erasmus angeregt, aber nicht zu Ende geführt hatte, und weisen ihnen ihre Zeit an; im zweiten griffen sie mit gutem Recht

[1]) Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. V, 355. (Ausgabe von 1868.)

einige Pseudoepigraphen, wie z. B. den Hirten des Hermas an[1]). Das Meisterstück ihrer Kritik lieferten sie aber mit dem Nachweise der Unechtheit der sog. „falschen Dekretalen". Ihre bezügliche Beweisführung ist bereits so schlagend und evident, daß Spätere höchstens noch den Zeitpunkt der Fälschung näher zu bestimmen hatten[2]). Mit gleichem Eifer wird der frühe, verderbliche Einfluß der römischen Kirche in Sachen des Kultus, und von der dritten Centurie an in dem Kapitel von den Zeremonien und Gebräuchen werden die von derselben mit Vorliebe gepflegten abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche nachgewiesen. Von da an ziehen sie von Jahrhundert zu Jahrhundert das nun nahezu vollendete Papsttum in gleicher Schneidigkeit und Gelehrsamkeit vor ihr kritisches, wenn auch nicht immer unparteiisches Gericht. Schärft ihre Abneigung, wie erwähnt, ihr kritisches Auge, so verliert dieses gelegentlich wohl aus dem gleichen Grunde seine Sehkraft, wenn sie z. B. die Sage von der „Päpstin Johanna" bestehen lassen. In der Beurteilung des Papstes Gregor VII. berühren sie sich mit Aventin, nur mit dem Unterschiede, daß sie von religiösen, nicht wie dieser vor allem von nationalen Gesichtspunkten geleitet werden und daß Aventin einen wesentlich geschichtlicheren Ausgangspunkt gegenüber den Centuriatoren voraus hat.

Bekannt ist, daß die herausgeforderte römische Kirche zu dem Angriffe der Centuriatoren nicht geschwiegen und ihn mit einem vergleichungsweise gleich hochbedeutenden Werke, nämlich den Annales ecclesiastici des Cardinals Baronius und seine Fortsetzer erwidert hat. An Einseitigkeit des Standpunktes kommen sich beide Gegner ziemlich gleich, und wenn zugegeben werden muß, daß das Verfahren des alten Oratorianers zum mindesten ein ebenso geschichtliches ist als das der Centuriatoren, so bleibt nichts destoweniger wahr, daß in Sachen der Kritik der letzteren, als auf der Defensive verharrend, beträchtlich zurücksteht und selbst, wo er nachzugeben scheint, wie z. B. in der Urkunde von der

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 335.

[2]) Preger a. a. O. II, 458—460.

(falschen) Schenkung Constantins, höchstens in die Bahn der Pseudokritik einlenkt[1]). Durch die Hervorziehung und Ausnützung einer großen Summe urkundlichen Materials hat sich ja auch Baronius ein nachhaltendes Verdienst erworben, aber das Bild, das er von der Entwickelung der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch entwirft, entspricht dem wirklichen Verlaufe zum mindesten nicht besser als die Darstellung der Flacianer; für die historische Wissenschaft bietet es hohe materielle Bereicherung, vom Gesichtspunkte der Kritik aus beurteilt steht es beträchtlich hinter den Centuriatoren zurück. —

Wir haben uns grundsätzlich aufgespart, zum Schlusse dieses Abschnittes von historiographischen Leistungen auf einem Gebiete zu sprechen, das Andere vielleicht an den Anfang gestellt hätten, nämlich von den Arbeiten der Deutschen in dieser Zeit auf dem Gebiete der sog. alten Geschichte. Die Ergebnisse erweisen sich hier jedoch in keiner Weise in dem Grade erheblich, als man von einer Epoche erwarten möchte, in welcher die Adepten des Humanismus das große Wort auch in der Geschichtschreibung geführt haben. Ein Grund dieser Thatsache mag allerdings in dem Umstande gefunden werden, daß die bald beginnende reformatorische Bewegung sicher so manche Kraft in Anspruch nahm, die außerdem vielleicht auch in dieser Richtung sich hervorgethan hätte. Wenn wir daher davon absehen, was in Schriften über die allgemeine Geschichte, wie z. B. durch Carion, Melanthon u. s. w. für die alte Historie[2]) etwa geleistet worden ist, oder was in weiterem Sinne besser unter den Begriff des Altertums überhaupt fällt, ist auffallend wenig produzirt worden. Auf die betreffenden Arbeiten Cuspinians haben wir bereits hingewiesen[3]).

---

[1]) Belehrend ist die Zueignung des 1. Bandes der Annales eccl. von P. Pius V. C. Baronii, Epistolae et opuscula. Herausgegeben von Reg. Albericus. Romae 1767. S. 145.

[2]) In Betreff des klassischen Altertums dürfen wir wohl br. m. auf Bursians Geschichte der klassischen Philologie in Dentschland hinweisen.

[3]) S. oben S. 105. 107. 108.

Das Studium der römischen Geschichte hat er mit ausgesprochener Vorliebe gepflegt, mehrere einschlägige Schriften hat er herausgegeben, wie z. B. die römische Geschichte des Annäus Florus in einem verbesserten Texte, die Herausgabe anderer, auch griechische z. B. des Diodorus Siculus, hat er veranlaßt. Seine commentirende Ausgabe der Konsularfasten mit dem Chronicon Cassiodori und dem Breviarium Sexti Rufi ist freilich erst geraume Zeit nach seinem Tode, im Jahre 1553, durch seinen Schüler, Nikolaus Gerbel an das Licht befördert worden[1]). Seiner Schrift über die Caesares und Imperatores ist bereits weiter oben gedacht worden. Vielen Beifall hat eine populäre „Römische Historie aus Tito Livio gezogen“[2]), als deren Verfasser Bernhard Schöferlein genannt wird, gefunden; sie ist öfters wieder aufgelegt oder nachgedruckt worden, zum Beweise, daß auch solche Darstellungen der römischen Geschichte gerne gelesen zu werden pflegten. Auch ein hochgeschätzter Humanist jener Tage, Glareanus, der sich u. a. ebenfalls viel mit Livius beschäftigte, hat eine Livianische Chronologie, d. h. einen chronologischen Abriß der römischen Geschichte nach Livius (Basel 1831) veröffentlicht[3]). Livius war einmal wohl oder übel die bevorzugte Quelle für die Kenntnis der römischen Geschichte in jener Zeit. Nicht bloß der römischen, sondern auch der griechischen Geschichte hat der bereits erwähnte Wiener W. Lazius sich

---

[1]) Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 305, Anm. 2 und 3. — Th. Mommsen, über die Chronographen vom Jahre 354. Vgl. auch über die Caesares und Consules Cuspinians die interessante Stelle S. 108 in dem Schreiben Scheurls (Briefbuch II, 246) vom Jahre 1507 an Karl V. — Über N. Gerbel s. Aschbach a. a. O. S. 316—318.

[2]) C. Mainz 1505.

[3]) Glareanus (eigentlich Heinrich Loriti) war im Juni 1488 zu Glarus geboren, lehrte zuerst an der Universität Basel, seit 1529 in Freiburg i. Br. und starb am 28. März 1568. Er gehört zur Gruppe jener Humanisten, die sich zuletzt von der Kirchenreformation zurückgezogen haben. Vgl. die Schrift H. Schreibers über ihn (Freiburg 1817) und dessen Geschichte der Universität Freiburg II, 178 ff. und W. Vischer, Beschr. der Universität Basel S. 194 ff.

angenommen[1]). Das bedeutendere der beiden Werke ist das über die griechische Geschichte. Die Belesenheit ist groß, aber von einer methodischen Behandlung des vielen bunt zusammengetragenen Stoffes ist hier so wenig eine Rede, als bei seinen weiter oben berührten Schriften. Doch ist er der Einzige in dieser Zeit, der — nach seiner Art — der Geschichte von Athen eingehendere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Man hat vielleicht mit Recht das wesentliche Verdienst dieser Commentare in der umfassenden Anwendung der Numismatik auf die geschichtliche Forschung gefunden[2]).

Alles in allem bleibt es immerhin Weniges, was diese Epoche für die Erforschung der römischen und griechischen Geschichte geleistet hat, und selbst unter dem Wenigen ist das Ergiebige spärlich gesät und bleibt es der kommenden Zeit vorbehalten, das hier versäumte nachzuholen[3]).

---

[1]) S. oben S. 253. — Der römischen Geschichte und dem römischen Altertume sind seine „Reipublicae Romanae in externis provinciis bello constitutae commentariorum libri XII etc. (Basilae 1551), der griechischen seine „Historicarum Commentationum rerum Graecorum libri duo etc. (Basel 1553) gewidmet.

[2]) Wachler, Gesch. der histor. Forschung und Kunst. I. 1, 210.

[3]) Ein Werk wie das unsere darf wohl auch die Frage, was in dieser Epoche etwa für die Förderung der Literaturgeschichte geschehen, nicht völlig mit Stillschweigen übergehen. So sei denn hier auf die Bibliotheca universalis des großen Polyhistors Conrad Gesner (geboren zu Zürich am 26. März 1516, gestorben am 13. Dezember 1565) hingewiesen. Er wird als Begründer der neueren Literaturwissenschaft bezeichnet, eine wirklich historische Darstellung ist das genannte Werk jedoch trotz allen Verdienstes nicht. Vgl. über ihn zunächst Mähly in der A. D. Biographie s. h. v., wo alle weiteren Nachweisungen gegeben sind.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Gegenreformation und des Stillstandes.

Wenden wir, ehe wir unsere Betrachtung weiter verfolgen, unsere Blicke noch einmal auf die zurückgelegte Strecke zurück, so drängt sich uns die eine Frage auf, in welchem Verhältnisse steht nach dem Grade ihrer Leistungen die eben geschilderte deutsche Geschichtschreibung zu der verwandten gleichzeitigen Literatur der übrigen Kulturvölker des Abendlandes?

Die Beantwortung dieser Frage, wenn sie erschöpfend werden soll, dürfte schwieriger sein, als es dem Fernestehenden vielleicht erscheint. Es ist nicht unsere Absicht, diesen Versuch zu unternehmen, schon weil er uns viel zu weit von unserem Ziele abführen würde, denn viel zu enge ja hängt die Geschichtschreibung eines Volkes mit seiner Geschichte überhaupt und den fördernden und hemmenden Momenten derselben zusammen. Einige kurze Andeutungen über diese Frage werden dagegen gestattet sein. Der oft behauptete enge Zusammenhang der Entwickelung der romanisch-germanischen Völker, so unangreifbar er im Grundsatze erscheint, fordert in der Anwendung zu immer neuen Modifikationen auf. Im Mittelalter halten sie in allen geschichtlichen Dingen in viel höherem Grade die gleiche Linie ein, als nach der Erschütterung und dem Zusammenbrechen desselben. Seitdem gehen sie nur gar zu häufig jedes seine eigenen Wege, nicht bloß insoferne, als die eine Nation schneller marschirt als die andere, oder verwandte Evolutionen zu sehr verschiedenen Zeiten sich vollziehen. In Sachen der Literatur und speziell der Geschichtschreibung ist

es nicht viel anders. Die Vergleichungen stellen sich aus diesem Grunde nicht so leicht an. Trotzdem braucht man kein Wort weiter darüber zu verlieren, daß die Italiener seit dem Aufkommen des Humanismus bis tief in das 16. Jahrhundert hinein allen übrigen Nationen voraus waren und die Muster und Lehrer derselben gewesen sind. Unter dem Zusammenwirken einer Reihe von Motiven, die hier nicht weiter erörtert zu werden brauchen, haben sie eine Anzahl von Historikern hervorgebracht, welchen kein anderes Volk etwas ähnliches an die Seite setzen kann und die bald durch Gelehrsamkeit und alle Reize des Humanismus, bald durch formelle Vollendung und den staatsmännischen Geist ihrer Werke jede fremdländische Konkurrenz ausschließen. Die Namen eines Sabellicus und Jovius, eines Machiavelli und Guicciardini, eines Nardi und Varchi, was man auch an ihnen vermissen mag, haben nicht bloß die Bewunderung ihrer Landsleute, sondern der gebildeten Welt errungen und verdient. Es kann uns Deutschen daher in keiner Weise in den Sinn kommen, mit diesen Männern in den Wettkampf eintreten oder ihnen den gebührenden Ruhmeskranz streitig machen zu wollen. Wir haben freilich unsere Sleidan und die Centuriatoren, welche die allgemeine Aufmerksameit auf sich gezogen, die über Deutschland hinaus Einfluß geübt haben, aber nicht als Werke der Formvollendung und der historiographischen Kunst, sondern der Gesinnung und der Forschung, der Kritik! Dagegen vermögen wir nicht bloß mit den Franzosen und Engländern, sondern selbst mit den Spaniern dieser Epoche den Vergleich wohl auszuhalten. Einem d'Avila stellen wir Sleidan entgegen, und haben die Franzosen für die Geschichte ihrer Monarchie besseres geleistet als wir für die Geschichte unseres Reiches, so werfen wir zuversichtlich die Bearbeitungen unserer Landesgeschichte in die Wagschale und erinnern uns, daß wir in der Förderung der allgemeinen Geschichte zum mindesten nicht hinter ihnen zurückstehen. —

Indem wir nun aber im Begriffe sind, die Grenze des kommenden Zeitraumes zu überschreiten, thun wir das nicht ohne

Zagen, weil wir nur zu gut wissen, daß wir schweren Zeiten entgegengehen, die dem Gedeihen der Literatur wenig günstig, und nicht am wenigsten hinderlich der Geschichtschreibung sind. Was man vielleicht hätte erwarten mögen, war ein tapferes Fortschreiten auf der geebneten Bahn, ein fortdauerndes fruchtbares Zusammenwirken des humanistischen und des reformatorischen Elementes, eine frohe, sättigende Entwickelung des Vorausgegangenen, und doch ist alles so ganz anders gekommen. Von einem Fortschritte ist kaum auf einem Punkte die Rede, überwiegend läßt sich ein Stillstand, oft selbst ein Rückgang wahrnehmen. Der enge Anschluß der Geschichtschreibung an die Theologie, der im Zeitalter der Reformation ihre Freiheit zwar beeinträchtigt, ihr aber offenbar doch zugleich manchen Vorteil gebracht, setzt sich im darauffolgenden Jahrhunderte noch sichtbar genug fort, aber daraus etwa entspringende Vorteile sind selten zu entdecken. Hatte der nahe Zusammenhang mit dem Humanismus und dessen Nachwirkungen die Pflege der Historie seit zwei Menschenaltern gefördert und erfrischt, so verliert das Studium des klassischen Altertums jetzt selbst bald genug an Schwung, Fruchtbarkeit und Originalität, die einzigen Niederlande ausgenommen, die freilich bald genug ihre eigenen Wege gehen. Das protestantische Deutschland leidet unter dieser Wendung in seiner Art nicht viel minder als das katholische, nur mit dem Unterschiede, daß es sein gelehrtes, mit Sorgfalt gepflegtes Schulwesen wenigstens auf eine freiere und rationellere Grundlage stellt als dieses, und wieder bessere Zeiten mit vorbereiten hilft. Die Massenhaftigkeit der historischen Produktion läßt zwar durchaus nichts zu wünschen übrig, jedoch das wirklich Gehaltreiche und Gewinnbringende steht in auffallend ungünstigem Verhältnisse zu derselben. Manches, woran wir noch Freude haben, ist unter den Nachwirkungen der vorausgegangenen Zeit entstanden oder reicht mit seinen Wurzeln doch in dieselbe zurück. Was man u. a. ganz besonders vermißt, ist die Kunst der geschmackvollen Darstellung, der formellen Behandlung, eine Erscheinung, die mit dem Sinken des nationalen

Geistes, mit dem notorischen Rückgang unserer Sprache und Literatur überhaupt zusammenhängt. Kaum daß das eine oder andere Werk von wirklich selbständigem geschichtlichen Charakter zu nennen ist, auf welches wir heutzutage noch mit Stolz oder doch mit Befriedigung zurückzublicken vermögen. Das Beste ist auf dem Gebiete der Landes- und Spezialgeschichte geschaffen worden, an welch' letztere sich selbst solches, was etwa der deutschen Geschichte zu gute gekommen ist, aufs engste anschließt. Die Universalgeschichte hat geringe Förderung erfahren und die Zeitgeschichte, die sich so wichtig und verhängnisvoll anließ, hat kaum eine Darstellung aufzuweisen, die auf der Höhe der gewaltigen Ereignisse steht. Die Ursachen, die dieses niederschlagende Ereignis herbeigeführt haben, sind bekannt und häufig genug erörtert worden. Wie nahe liegt es wenigstens für den oberflächlichen oder befangenen Beobachter nicht, die Reformation für diesen Niedergang verantwortlich zu machen, und mit welch' boshafter Schadenfreude hat man dieses nicht gethan! Daß der Fanatismus und die Zänkereien der Theologen nicht frei von Schuld zu sprechen sind, ist ja wahr; diesen aber die Verantwortlichkeit für jene verhängnisvolle Wendung unserer Geschichte und unseres Geschickes zuzuschieben, ist kein geringeres Verkennen thatsächlicher Verhältnisse, als die nie ruhende Dreistigkeit, mit welcher man die Reformation auf geringfügige Ursachen zurückführt und sie für etwas überflüssiges, willkürliches erklärt. Eher läßt sich hören, wenn behauptet wird, daß dem reformatorischen Prinzipe, wie es damals in Deutschland auftrat, eine gewisse Schwäche inne gewohnt habe, daß dem deutschen Nationalcharakter überhaupt ein zu geringer Vorrat von Widerstandskraft mit auf den Weg gegeben sei, so daß er nach kurzem kräftigen Aufflammen nur allzubald die Flügel senkt und gleichgiltig wird gegen den Gegenstand seiner früheren Begeisterung. Das Bedürfnis nach Frieden und die Scheu vor fortgesetztem Kampfe, auch wenn es den höchsten Gütern des Lebens gilt, zählt in der That zu den Vorwürfen, die man gegen unsere Nation erheben kann und wofür unsere

Geschichte bis in die neueste Zeit herab hinlänglich viele Beispiele liefert. Indes auch dieser Gesichtspunkt ist in dem gegebenen Falle nicht der allein entscheidende für den unglücklichen Verlauf der Dinge gewesen. Es kam dazu, daß in dem kritischen Momente unser Geschick an eine Dynastie geknüpft ward, die kein Verständnis für die idealen Bedürfnisse unseres Volkes mitbrachte, deren Interessen weit über den Rahmen der unserigen hinausfielen, und die zugleich Macht genug besaß, ihre antinationale Politik durchzusetzen, oder, als dies nicht mehr der Fall war, es nicht verschmähte, Unterstützung zu suchen, wo und wie sie ihr immer entgegengebracht wurde. Wir wissen recht gut, daß es ihr in dieser Richtung nicht an Gesinnungsgenossen gefehlt hat, sind aber zugleich weit entfernt, diese ihre Verbündeten, insoweit die Schuld derselben reicht, irgendwie frei sprechen zu wollen. Die Albertiner in Dresden waren freilich ein protestantisches Fürstenhaus, sie haben aber gleichwohl ihren Teil beigetragen zu der Umkehr unserer Entwickelung, die man nicht genug beklagen kann. Das bairische Fürstenhaus hat zwar die Habsburger und die Herrschaft Roms in Deutschland, wie es meinte, seiner eigenen Stellung wegen sekundirt, aber es ist, wie wir gerade auf unserem Gebiete sehen werden, doch noch immer ein erheblicher Unterschied zwischen dem Systeme, das in München, und dem, das in Wien vertreten wurde. Wie dem aber sein mag, daß die Gegenreformation Deutschland und der deutschen Bildung zum Segen gereicht habe, sollte man sich doch bedenken, leiser oder lauter auszusprechen. Es wurde damals noch mehr als im 11. Jahrhundert ein fremdes Reis in den Stamm unseres nationalen Wesens und unserer Kultur gepfropft, das wir, dank unserer Biegsamkeit, bis auf den heutigen Tag nicht zu überwinden vermochten und welches einen edlen Teil unserer Kraft gelähmt hat und gelähmt erhält. Nicht als wären die Kreise, welche sich der vordringende Eroberer unterwarf oder gehorsam erhielt, mit geistiger Unfruchtbarkeit geschlagen worden, aber unleugbar sind sie seitdem im geistigen Ringen in das Hintertreffen geraten und haben sich erst von der Zeit an

wieder zur Ebenbürtigkeit erhoben, als sie anfingen, mit Erfolg an den Fesseln der Fremdherrschaft zu rütteln. Es hat sich dann auf diesem Wege auch herausgestellt, daß weniger in der Ermannung des Katholizismus, als in der Gestalt, in welcher dieselbe vor sich ging, der eigentliche Schaden für sein Verhältnis zur deutschen Kultur lag. Was auch auf Seite der protestantischen Höfe und Fraktionen gesündigt worden ist, der verhängnisvollste Irrtum war es doch, die große Thatsache der Reformation überhaupt durch Sophistik, Intrigue und Gewalt wieder aus der Welt schaffen zu wollen. Wir möchten doch wissen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn dieser Gedanke den schließlichen Sieg erfochten hätte! Daß das leidenschaftliche Verlangen nach der Zurückeroberung von ganz Deutschland einen guten, ja den schwereren Teil der Schuld an dem Unheile trägt, das der große deutsche Krieg über unsere Nation gebracht, wird man immer wieder vergeblich in Abrede zu stellen versuchen; die neuere Geschichtschreibung hat denn doch endlich allen diesen Einwänden und Ausflüchten für jeden Sehenden ein gründliches Ende gemacht. — —

Sehen wir nun, welche Gestalt unter so ungünstigen Umständen die deutsche Historiographie in dieser Zeit angenommen hat.

Es entspricht dem lehrhaften und reflektirenden Charakter dieser Zeit, daß man die Gesetze und Methode der Geschichtschreibung zu erörtern anfing; freilich waren die Italiener und Franzosen damit vorausgegangen. So geistreich, wie das Jean Bodin that[1]), hat es freilich keinem Deutschen gelingen wollen. Was aber Männer, wie D. Chyträus[2]) und Reiner Reineccius[3]), von geringeren zu schweigen, über diese Frage zu

---

[1]) Bodins Schrift führte den Titel: Methodus ad facilem his oriarum cognitionem. (Paris 1566.)

[2]) De lectione historiarum recte instituenda (zuerst gedruckt Straßburg 1563).

[3]) Methodus legendi, cognoscendique historiam sacram et profanam. (Helesius 1583). Auf Chyträus wie R. Reineccius kommen wir noch näher zu reden.

sagen wußten, war bei der immer mehr einreißenden Zerfahrenheit sicher der Aufmerksamkeit wert. Noch mehr galt das von den betreffenden Erörterungen des Gerhard Vossius, dessen klangvolle Stimme freilich im Geräusche des Krieges nur schwer vernommen wurde[1]). Solche Untersuchungen konnten selten umhin, die Methode, die Universalgeschichte zu behandeln, mit zum ersten Gegenstande ihrer Anregung zu machen. Man könnte jedoch nicht sagen, daß diese Spezies der Geschichtschreibung in dieser Zeit namhafte Fortschritte gemacht habe, einen so breiten Platz man ihr zumal an den Universitäten auch eingeräumt hatte und so lebhaft noch wie nie die Teilnahme der Gebildeten ihr sich bewährte. Die überlieferte Schablone der vier Monarchien behauptete noch fortgesetzt die Herrschaft, obwohl gelegentliche Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit derselben sich erhoben und sogar offene Angriffe wie z. B. von Jean Bodin, auf sie gemacht wurden. Diese Form hing aber bis zu einem gewissen Grade mit der geläufigen religiösen oder theologischen Vorstellungsweise zusammen und diese war so mächtig, daß es kein leichtes Unternehmen war, sie aus den Angeln zu heben. Dazu kam, daß von der gegnerischen Seite, zumal in Deutschland, nichts zu Tage kam, was vermocht hätte, das alte System kurzweg aus dem Felde zu schlagen. So kam es, daß ein Buch, wie das von Sleidan, das in kompendiöser Form und auf solider Grundlage die Weltgeschichte nach den beliebten vier Monarchien konstruirt hatte, sich siegreich behauptete, immer wieder aufs neue aufgelegt und wohl auch fortgesetzt wurde. Von den übrigen selbständigen Werken, die stets im Gewande der Gelehrsamkeit und Lehrhaftigkeit auftraten, zeichnet sich keines durch Originalität und nennenswerte Eigenschaften aus. Manches lehnt sich an die uns bekannte Carion-Melanthonische Chronik an, wie andere an Sleidan. Sie alle oder auch nur mehrere im besonderen hier vorzuführen, würde wenig beweisen und nichts nützen. Daß ein Gelehrter das Studium

[1]) Ars historica etc. (Leyden 1623.)

der Geschichte zum ausschließlichen Lebensberufe machte, kam in dieser Zeit gar nicht vor, und wie hätte es möglich sein sollen, um nur von dieser Form zu reden, daß ein Vielbeschäftigter halb nebenher sich in die Fülle und zugleich in die Einzelnheiten, aus welchen sich die Masse der geschichtlichen Entwickelung zusammensetzte, mit Ausdauer und Erfolg versenkte! Auf einer und der anderen Universität waren oder wurden jetzt zwei Professuren für die Geschichte gegründet, aber diese waren stets mit anderen Fächern verbunden, und also keine Rede davon, daß die ungeteilte Kraft eines Mannes der reinen Historie zugewendet werden konnte. So war es, um Einen aus Vielen herauszuheben, mit Matthias Drescher (Dresser) der Fall, einem Schüler Melanthons, der seit 1581 den Lehrstuhl für die alten Sprachen an der Univerisität Leipzig bekleidete, und dem zugleich die neubegründete Professur der Geschichte übertragen wurde. Drescher entwickelte im Gebiete der klassischen Philologie eine emsige und nicht erfolglose Thätigkeit, aus seinen historischen Vorlesungen ging ein seiner Zeit geschätztes Lehrbuch der allgemeinen Geschichte hervor, welches er nach und nach bis zu fünf Teilen erweiterte, das auch in das Deutsche übertragen wurde und doch nur stofflich einen geringen Gewinn für die Sache selbst erbringt[1]). Es ist nach dem Schema der vier Weltmonarchien angelegt und verteidigt dieses u. a. die Polemik, welche J. Bodin mit Scharfsinn dagegen eröffnet hatte[2]). Ein Fortschritt für die wissenschaftliche Behandlung der allgemeinen Geschichte ist von einer ganz anderen Seite her, aber zugleich nach einer ganz anderen Richtung hin gemacht worden, nämlich der chronologischen Forschung. Die Initiative in dieser Sache ergriff J. J. Scaliger, der in seiner berühmten Schrift de

---

[1]) Vgl. über ihn auch Bursian (a. a. O. S. 247) und Kämmel in der A. D. Biographie s. h. v. Das ged. Werk führte den Titel: Isagoges historicae partes quinque (Lips. 1594). Die deutsche Ausgabe erschien 1601. Drescher war 1536 zu Erfurt geboren und starb zu Leipzig 1617.

[2]) Über die übrigen Werke ähnlicher Art vgl. die Struve-Budersche Bibliotheca hist. Ausgabe von Meusel. I. 1, 180 ff.

emendatione temporum (1583) das erste chronologische System auf einer sicheren wissenschaftlichen Grundlage aufstellte und so Einheit in die verschiedenen chronologischen Überlieferungen der Völker des Altertums brachte. Das Verdienst, diese neue Theorie in voller Selbständigkeit popularisirt und in der Form universalhistorischer Zeittafeln praktisch durchgeführt zu haben, gehört Sethus Calvisius an[1]). Sein „Opus chronologicum" (1605), das Ergebnis zwanzigjähriger Forschungen und einer Gelehrsamkeit, die durch die liebenswürdigsten persönlichen Eigenschaften veredelt wurde, hat mit am meisten dazu beigetragen, die allgemeine Geschichte auf ihre eigenen Füße zu stellen und den verdunkelten Zusammenhang der Geschichte der einzelnen Völker des Altertums anschaulicher zu machen. Durch den Beifall, welchen Scaliger seinem Werke gespendet hat, durfte er sich für manche Anfechtung, die sein neugeartetes System erfuhr, für entschädigt halten[2]). Ohne allen gelehrten Anspruch und ausschließlich der Befriedigung des Bedürfnisses des größeren Publikums verdankte das sog. Theatrum Europaeum, wenn wir dieses hier erwähnen dürfen, seinen Ursprung. Durch buchhändlerische Bestellung veranlaßt, arbeitete einer der vielen Schriftsteller, die dem Bedürfnisse des Tages dienten und davon ihr Dasein fristeten, Joh. Phil. Abelin aus Straßburg, die bekannte historische Chronik oder Beschreibung der Geschichte vom Anfang der Welt bis auf das Jahr 1619 unter dem Namen J. L. Gottfried aus[3]). Das Werk ist durchweg kompilatorischer Natur, traf aber in Verbindung

---

[1]) Calvisius (Seth. Kalbitz) war am 21. Februar 1556 zu Gorschleben in Thüringen geboren, arbeitete sich mit zäher Ausdauer und ungünstigen Verhältnissen empor und bildete sich in Helmstadt und Leipzig in der Kenntnis des Altertums und durch Selbststudium zugleich in der Musik aus. 1572 wurde er als Rektor nach Schulpforte und 1594 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig berufen, wo er am 24. November 1615 starb, nachdem er Berufungen als Professor der Mathematik nach Wittenberg und Frankfurt a. O. abgelehnt hatte.

[2]) S. Jakob Bernays: J. J. Scaliger. Berlin 1855. S. 181.

[3]) Vgl. G. Droysen, Arlanibaeus, Godofredus, Abelinus (Habilitationsschrift. Göttingen 1864).

mit den Merianischen Kupfern den Geschmack der Zeit so gut, daß es alle ähnlichen Unternehmungen in Schatten stellte und zunächst in zwei Bänden (bis 1629) von Abelin selbst und nach seinem Tode (bis 1637) von mehreren Anderen bis 1718 fortgesetzt wurde. Noch heutzutage kann man einzelnen Bänden davon in so mancher bürgerlichen Hausbibliothek begegnen.

Daß angesichts einer Zeit, wie die war, die zwischen dem Augsburger Religionsfrieden, dem Ausbruche des großen Krieges und dem Ende desselben lag, die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fortgesetzt wuchs, braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Gerade die mittleren Klassen der Nation, die dank einer der segensreichsten Wirkungen der Reformation in den Stand gesetzt waren, mit eigenem Auge zu sehen, empfanden das Bedürfnis, sich über die Zeit- und Tagesfrage zu belehren, am lebhaftesten, und in diesem Zusammenhange entwickelte sich die journalistische und publizistische Literatur in einer bis dahin ungeahnten Fülle und Fruchtbarkeit[1]). Diese Publikationen sind zwar nicht selbst Zeitgeschichte, stehen aber doch in einem dienenden Verhältnisse zu ihr. Flugschriften und Relationen über einzelne wichtige Ereignisse waren ja seit längerer Zeit nichts seltenes, und wir haben bereits wiederholt Veranlassung gehabt, von solchen als Quellen für zeitgenössische Geschichtschreiber zu sprechen. Jetzt aber kommen sog. semestrale (Meß-) Relationen auf, die man nicht mit Unrecht als den Übergang zu den regelmäßigen Zeitungen zu betrachten pflegt[2]). Frankfurt a. M. ist mit dem Beispiele vorangegangen und Leipzig nachgefolgt. Daran reihten sich periodische Sammelwerke, die sich aus Relationen, fliegenden Blättern, Manifesten, Deduktionen und öffentlichen Aktenstücken aller Art zusammensetzten und über-

[1]) Zu vgl. R. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, erster (und einziger) Band. Hannover 1845. — Emil Weller, die ersten deutschen Zeitungen. Tübingen 1872. (Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart, CXI. Lieferung.)

[2]) Prutz a. a. O. S. 188 ff.

dies meist in lateinischer Sprache abgefaßt wurden und insoferne mit höheren Ansprüchen auftraten. Der sog. Mercurius Gallo-Belgicus, der 1592 zuerst erschien, ist von Unternehmungen derart am bekanntesten geworden. An seiner Wiege haben zwei Männer gestanden, die wir auch weiterhin zu nennen haben werden, nämlich Michael von Isselt aus den Niederlanden und M. Kaspar Lundorp, ein geborner Frankfurter[1]). Das Theatrum Europaeum, wenigstens in seinen Fortsetzungen muß ebenfalls hierher gerechnet werden[2]). Die Acta publica Lundorps fallen unter denselben Gesichtspunkt: er hat in ihnen fünf Jahre hindurch nach einem gewissen Systeme alle die Aktenstücke zur Zeitgeschichte veröffentlicht, die ihm von einer Messe zur anderen zur Hand kamen und meistens in Flugschriften niedergelegt waren. Interessant an dieser Sammlung, namentlich der zweiten Ausgabe von 1627, ist der ausgesprochene katholische Charakter derselben, obwohl der Herausgeber von Haus aus Protestant war und sich sogar etwas darauf zu gute that. Seine kümmerliche Existenz und die Abhängigkeit von seinem Verleger, der seinerseits wieder von einer von Rücksichten auf den kaiserlichen Hof geleiteten Censur abhängig war, helfen diese Thatsache wenigstens erklären; schlimmer freilich steht es mit dem nicht ohne Grund gegen ihn erhobenen Vorwurf, daß er sogar Aktenstücke im katholischen Sinne abzuändern sich beikommen ließ. Es liegt demnach auf der Hand, daß diese seine Publikation nur mit der äußersten Vorsicht als Geschichtsquelle benützt werden darf[3]).

---

[1]) Prutz a. a. O. und Dr. Ernst Fischer, Mich. Kaspar Lundorp u. s. w. Berlin 1870. Isolt war unter dem Pseudonym S. M. Jansorius versteckt.

[2]) S. oben S. 347.

[3]) Vgl. Fischer a. a. O. S. 25—33. — Lundorp war ca. 1580—1585 zu Frankfurt a. M. geboren, besuchte die Universitäten Marburg und Wittenberg, wurde 1605 an dem Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt, aber schon zwei Jahre darauf dieser Stelle entsetzt, sah sich fortan trotz seiner gelehrten Kenntnisse auf die Laufbahn des Literaten und Tagschriftstellers verwiesen und starb 1629.

Auf diesem Wege gelangen wir von selbst zu den Arbeiten über die zeitgeschichtlichen Werke dieser Epoche. Wir haben bereits angedeutet, daß trotz der unermeßlichen Wichtigkeit der Ereignisse, die sich vorbereiteten und vollzogen, keine ihnen ebenbürtige Darstellung hervorgebracht worden ist. Es war, als wenn die drückende Schwüle der Atmosphäre lähmend auf die Geister gewirkt hätte. Davon abgesehen, bleibt es immerhin bezeichnend, daß eine gute Anzahl von Historien dieser Art sich an Sleidan und sein von uns an seinem Orte gewürdigtes großes Geschichtswerk anschließt. Dieses hatte einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß man fast ein halbes Jahrhundert sich von ihm nicht mehr trennen konnte. Eine solche Nachwirkung, sie mag für die Originalität der auf ihn folgenden Generation gedeutet werden wie sie will, soll billigerweise doch in Rechnung gebracht werden, wenn es gilt, über den Mann und sein Werk zu Gericht zu sitzen. Daß seine Kommentare auf lebhaften Widerspruch stießen, haben wir bereits erwähnt; dann haben wir an dieser Stelle zunächst nur das eine hinzuzufügen, daß etwa ein Jahrzehnt nach Sleidans Tod durch den Kölner Karthäusermönch Lorenz Suhr (Surius) der Versuch gemacht wurde, durch eine Fortsetzung des Nauclerus[1]) nicht bloß die Chronik Carions und C. Peucers[2]), sondern vor allem die Commentare Sleidans zu diskreditiren und zu widerlegen. Von ihm ist auch die angebliche unmutige Äußerung Karl V. über dieselben bei dieser Gelegenheit in Umlauf gesetzt worden, überliefert[3]). Es besteht aber seit langem kein Zweifel, daß jene seine Absicht mißlungen ist; sein Machwerk bildet ein Seitenstück zu dem des

[1]) S. oben S. 62 ff.

[2]) S. oben S. 193. 206. 210.

[3]) Der Titel des Buches ist: Commentarius brevis rerum suo tempore in orbe terrarum gestarum ab a. 1510 usque ad a. 1566. Köln 1566. — Suhr war 1522 zu Lübeck geboren und starb 1571 zu Köln. Er gab auch eine Sammlung von Heiligenleben (De vitis Sanctorum 1570) und von Konzilien (Concilia 1567) heraus, die jedoch seinen Nachruhm nicht erhöht haben. Vgl. S. 237 Anm. 2.

Cochläus über die Geschichte Luthers, nur daß es von geringerem Talente, wenn auch ebenso heftiger Schmähsucht Zeugnis ablegt[1]).

Die unmittelbaren Fortsetzer Sleidans haben ihre Arbeit teils in die lateinische teils in die deutsche Sprache eingekleidet. Unter den ersteren treffen wir wiederum Lundorp. Federfertig, wie er war, hat er eine solche Continuatio in drei Bänden erscheinen lassen, die die Jahre von 1556 bis 1609 umfaßt und ein ziemliches Ansehen erworben hat. Es ist aber seit länger als einem Jahrhundert nachgewiesen, daß unser „Philohistoricus" damit nichts als eine ziemlich dreiste und nicht immer geschickte Kompilation vor allen aus den Werken der Franzosen Thuanus und Botoreus und des Deutschen Chyträus, und außer ihnen auch aus anderen Schriften geschöpft hat[2]). Unter den Fortsetzern in deutscher Sprache neben Michael Beuther, von welchem gleich die erste vollständige deutsche Übersetzung mit einer guten Lebensbeschreibung Sleidans herrührt[3]), ist Osius Schadäus auszuzeichnen. Er gehört ebenfalls zu der Gruppe vortrefflicher Gelehrter, die sich damals in Straßburg zusammengefunden haben[4]). Er hat die Commentare übersetzt, die Fortsetzungen mehrerer seiner Vorgänger wie Beuther u. a. beibehalten und von 1576 bis 1619 selbständig gearbeitet[5]). Sein Werk ist nicht ungeschickt angelegt und auch stofflich nicht ohne Wert.

---

[1]) Suhr erwähnt auch in der Vorrede, Karl V. habe einem „ausgezeichneten Mann" das nötige aktenmäßige Material, um damit Sleidans „Lügen" aufzudecken, übergeben. Den Namen des „ausgezeichneten Mannes" behält er jedoch für sich, und wir sind nicht in der Lage, ihn zu verraten.

[2]) S. Stroths Übersetzung des Sleidan, herausgegeben von Semler IV, 26 und Ernst Fischer a. a. O. S. 14—16. Von Thuanus ist sein bekanntes Werk historiarum sui temporis, von Chyträus das Chronicon Saxoniae, von Botoreus die Historiopolitographia, die zuerst in Frankfurt erschien, gemeint.

[3]) S. über ihn oben S. 217. Beuthers Fortsetzung reicht bis 1573.

[4]) Schadäus war Prediger zu St. Nicolai und Stiftsherr zu St. Thomas in Straßburg.

[5]) Das Werk erschien 1625 zu Frankfurt a. M.

Selbstverständlich benützt er die beliebten Meßrelationen u. dgl., aber auch archivalisches Material hat ihm zu Gebote gestanden. Er entbehrt nicht des historischen und politischen Sinnes, wie solches gerade die Behandlung der Zeitgeschichte verlangt und erscheint von einer unabhängigen noblen Gesinnung beseelt. Freilich hat er überwiegend Deutschland im Auge und der Theologe läßt sich nicht verkennen. Es war darum doppelt erwünscht, daß auch ein Mann wie Simon Schard, von Haus aus Jurist, sich zu der Darstellung eines Teiles der allgemeinen Geschichte entschloß. Schard nimmt in der Entwickelung der deutschen Rechtswissenschaft einen ehrenvollen Platz ein[1]); von seinem Verdienste um die deutsche Geschichte werden wir noch zu reden haben. Er war ein höchst begabter, fruchtbarer und zugleich politischer Kopf. Seine zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen unterscheiden sich vorteilhaft von den meisten andern der Art, die in dieser Epoche entstanden sind. Sein Gesichtskreis umspannt ganz Europa, die Unruhen in Frankreich, Schottland, den Niederlanden kommen und zwar in selbständiger Weise zur Sprache. Er hatte offenbar gute Verbindungen und erfuhr manches, was Anderen verhüllt geblieben ist. Schard ist ein guter, aber nicht verbissener Protestant; dagegen stellte Michael von Isselt, den wir schon einmal genannt haben[2]), die Zeitgeschichte von dem Rücktritte Karls V. bis zum Jahre 1583 von seinem unbedingt katholischen Parteistandpunkte aus dar. Als geborener Niederländer und Katholik zugleich, schenkte er den spanisch-niederländischen Verwickelungen besondere Aufmerksamkeit, ist aber in allem zu sehr

---

[1]) S. Stintzing, Gesch. der d. Rechtswissenschaft (I. Abt.) S. 508 ff. — 1515 zu Neuhaldensleben geboren, hatte Schard zu Leipzig studirt, Italien bereist, wurde noch 1561 Rat des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, seit 1565 ohne Amt in Basel lebend und literarisch thätig, seit Juli 1566 Rat am Reichskammergericht zu Speier, starb er aber schon am 28. Juni 1573.

[2]) S. oben S. 349. Isselt war zwischen 1530 und 1543 in Amersfort in der Diözese Utrecht geboren, zu Löwen gebildet, hielt sich länger in Köln auf und wurde zuletzt Prediger der katholischen Kolonie (von Kaufleuten) in Hamburg, wo er am 17. Oktober 1597 gestorben ist.

Parteimann und zu wenig unterrichtet, um die Sache wirklich zu fördern. Ein größeres Verdienst hat er sich durch seine vier Bücher De bello Coloniensi (1582—1585) erworben; auch hier allerdings spricht der ausgesprochene Parteimann, der aber den Vorgängen, von welchen er Bericht erstattet, aus der Nähe zugesehen hat, und in der Lage gewesen war, sich gut zu unterrichten.

In den großen Krieg hinein führt uns bereits Kaspar von Ens, der in seiner Fama Austriaca[1]) die Ereignisse der Jahre von K. Rudolfs II. Tode bis zum Jahre 1627 beschreibt. Es wird da vom Ursprung des böhmischen Krieges, von dessen Verbreitung nach Deutschland und aber auch von den gleichzeitigen Vorgängen in den Niederlanden, Frankreich und England gehandelt. Die Stimmung des Verfassers ist eine gemäßigte, wenn auch nicht im mindesten verkannt werden kann, wohin sein Herz neigt; im übrigen unterscheidet sich sein Werk wenig von den bereits berührten, aus nicht verarbeiteten Quellen aller Art zusammengesetzten Compilationen. Mit anderen Worten von einer selbständigen historischen Darstellung ist auch hier keine Rede. In noch viel höherem Grade gilt das von den Publikationen, die unter dem Namen der „Arma Sueciae“ und des „Inventarium Sueciae“ bekannt sind, und deren Urheberschaft uns wieder auf den schon genannten Abelin zurückführt, der die eine unter dem Namen Philipp Arlanibäus und die andere unter dem des Joh. Ludw. Gottfried herausgegeben hat[2]). Wie in den anderen, schon charakterisirten Werken Abelins, handelt es sich hier nur um eine aus Akten, Flugblättern u. dgl. kompilirte Schilderung des Krieges Gustav Adolfs in Deutschland, und nicht um eine förmliche geschichtliche Darstellung. Zu einer solchen erhob sich das lebende Geschlecht überhaupt mit Mühe; das Unheil war zu

---

[1]) Köln 1627.

[2]) S. G. Droysen, Arlanibäus Godefredus Abelinus. Berlini 1864. Vgl. auch M. Grünbaum, über die Publizistik des 30 jährigen Krieges von 1626—1629. Halle 1880.

gewaltig, als daß man sich zu einem solchen Versuche so leicht entschlossen hätte. Die Zahl der berufenen Talente war, soweit man sehen kann, überhaupt nicht groß, und ganz sicher war ein Thukydides, der die Bedeutung des beginnenden Kampfes von Anfang an erkannt und sich die Aufgabe, die Geschichte desselben zu schreiben, gestellt hätte, auch in verkleinertem Maßstabe nicht darunter. Nur ein Mann, der literarisch und politisch gleich hoch gebildet war und zugleich irgendwie mitten in den Dingen stand, wäre im Stande gewesen, ein solches Werk zu unternehmen und durchzuführen. Hätten Weltkenntnis, Stellung und die Lust zur Produktion hingereicht, ein befriedigendes zeitgeschichtliches Werk hervorzubringen, so hätte sich ein solches mit Fug und Recht von dem Verfasser der Annales Ferdinandei erwarten lassen. Wenn einer, war er in der Lage, von einem hinlänglich hohen Standpunkte und weitem Gesichtskreise aus die verwickelten Vorgänge des Zeitalters zu übersehen und die echtesten Quellen und Zeugnisse und noch dazu die eigene, aus dem Brennpunkte der großen Politik geschöpfte, Erfahrung zu Rate zu ziehen. In Wahrheit kann man jedoch nicht behaupten, und ist die Welt darüber einig, daß sein vielgenanntes und viel benütztes Werk solchen Voraussetzungen nicht entspricht. Seine Persönlichkeit ist zwar bedeutend und anziehend genug. Franz Christoph von Khevenhiller[1]) stammte aus einem alten begüterten kärntenschen Adelsgeschlecht, das ursprünglich aus der Oberpfalz eingewandert war und sich in dem einen Zweige, aus welchem er hervorgegangen ist, dem Protestantismus zugewendet hatte. Sein Vater, Bartholomä Kh., hatte ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen lassen und ihn seiner Ausbildung wegen auf längere Zeit nach Italien geschickt. Daran hatte sich die „große Tour“ durch Europa gereiht. Nach seiner Heimkehr hat er sich dem erzherzoglichen Hofe in Graz und dem kaiserlichen Hofe in Wien

[1]) Vgl. Bernard Czerewski, die Charenhäller (Kharenhäller) u. s. w. Wien 1867, vor allem S. 350—392. Adam Wolf, Geschichtsbilder aus Östreich. I, 113 ff. — Ch. war am 21. Februar 1584 in Klagenfurt geboren.

genähert, wurde durch die Gunst des Kardinals Klesl bald hervorgezogen und 1607 als Gesandter nach Madrid geschickt, in welcher wichtigen Stellung er mit kurzen Unterbrechungen 14 Jahre hindurch verblieben ist. Es darf für unsere Zwecke nicht unerwähnt bleiben, daß Khevenhiller mehrere Jahre zuvor dem protestantischen Bekenntnisse den Rücken gewendet und, wie es scheint, nicht aus bloßer Berechnung sich der römischen Kirche und der seit K. Ferdinand II. emporgekommenen Politik unbedingt angeschlossen hat, während seine beiden Brüder in ehrenwerter Festigkeit dem angebornen Bekenntnisse treu blieben und ihm zuliebe, als ihnen der Fanatismus des Kaisers die Wahl gestellt hatte, in die Verbannung gingen. Der politische Einfluß, der Franz Christoph seit seiner Rückkehr aus Spanien zugestanden wurde, war übrigens trotz alledem nicht der größte, und er behielt Muße genug, neben der Verwaltung seiner Güter der Ausführung der literarischen Pläne zu leben, die ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Historiographie anweisen[1]). Es ist von Anderen schon öfters hervorgehoben worden, daß Khevenhiller aus einem Geschlechte stammte, in welchem der Sinn und die Vorliebe für geschichtliche Aufzeichnungen gleichsam erblich war. In den letzten Jahren seines Lebens (1610) hatte ihn sein Vater aufgefordert, „dem Beispiele ihrer Vorfahren, ihre eigene und weitere Geschichte aufzuzeichnen, nachzufolgen, wie er selbst ihm nachgefolgt sei." Dieser Ermahnung ist der Sohn in seiner Art getreu nachgekommen. Er begann mit einer Selbstbiographie, die er bis 1623 fortführte. Er beschrieb darin nicht bloß seine persönlichen Erlebnisse, sondern zugleich die historischen Ereignisse, deren Zeuge er bis dahin gewesen, die Orte und Länder, die er gesehen[2]). Das meiste davon ist später in seine Annalen übergegangen. Der Gedanke zu diesem Werke ist, scheint es, ziemlich früh in ihm entstanden. Während seiner Gesandtschaft in Madrid

[1]) Khevenhiller ist am 11. Juni 1650 gestorben.

[2]) S. den Auszug von Stülz im Archiv für östr. Geschichtsquellen. I, 337—397.

hat er bereits für seine offiziellen Relationen von Jahr zu Jahr Berichte über die Geschichte seiner Zeit niedergeschrieben und seine Tagebücher fleißig geführt. Außerdem bemühte er sich mit Erfolg, die aus der Zeit der spanischen Gesandtschaft seines Oheims Johann stammenden sechs Bücher Protokolle, die ihm als Erbschaft zugefallen waren, zu reklamiren, überhaupt von allen Seiten Handschriften und gedruckte Quellen beizubringen. Er hatte es auf ein Geschichtswerk im größten Umfange abgesehen, dessen Mittelpunkt K. Ferdinand II. sein sollte. Aber erst ein Jahr vor des Kaisers Tode (1637) konnte er den ersten Teil erscheinen lassen, welcher die Geschichte der Jahre 1578—1595 behandelte, wogegen vom Jahre 1640 an bis 1646 neun Teile des gesammten Werkes erschienen, von welchen die beiden ersten Lebensbeschreibungen und Portraits enthalten. Erst die neue Auflage, die in den Jahren 1721—1726 bei Melch. Weidmann in Leipzig veranstaltet wurde, brachte das Werk vollständig, indem die drei letzten Bände, die in der Handschrift zurückgeblieben waren, hinzugefügt wurden. Erst jetzt sind die Annales allgemein bekannt geworden, da die ältere Auflage eine minimale Anzahl Exemplare gedruckt hatte.

Leider sind die Annalen in ungefähr derselben Weise gearbeitet, wie die meisten zeitgeschichtlichen Werke der Epoche. Von einer Verarbeitung der gesammelten Materialien ist auch hier keine Rede. Der Verfasser reiht sie an einem dünnen Faden an einander an, und dieser ist kein anderer als die Aufeinanderfolge der Jahre. Sehr vieles hat er den bekanntesten und verbreitetsten Autoren, von Thuanus bis Megiser herunter, den verschiedenen Sammelwerken, die wir kennen gelernt haben, entnommen und es mit den Aktenstücken und Relationen vermehrt, die ihm selbst in seiner amtlichen Stellung zu Handen kamen. Das wichtigste und originellste darin sind die erwähnten Aufzeichnungen seines Oheims Johann, die ihm als Erbteil zugefallen waren, und seine eigenen über seine Gesandtschaft in Spanien[1]. Eine historische

[1] Ranke, Wallenstein S. 468.

Darstellung im engeren Sinne darf man also von ihm nicht erwarten. Aber auch davon abgesehen, läßt die Form des gegebenen vieles zu wünschen übrig. Schon die Sprache, in der Khevenhiller schreibt, kann nichts weniger als eine gewählte bezeichnet werden, wenn man auch in Anrechnung bringt, daß die deutsche Sprache damals überhaupt im Sinken begriffen war und daß überdies viele Inkorrektheiten ohne des Verfassers Verschulden mit eingeflossen sind[1]). An sachlichen Verstößen mannigfacher, unerheblicher und erheblicher Art fehlt es ebenfalls nicht, wie Khevenhiller wohl selbst gefühlt hat. Sein ausschließlich kaiserlicher und katholischer Standpunkt darf ja ebenfalls Bedenken erregen und mahnt zur Vorsicht bei Benutzung. Die protestantischen Stände sind bei ihm überall Rebellen und im Unrechte, der Kaiser immer im Recht. Gegenüber der neueren und neuesten Forschung hält seine Darstellung überhaupt häufig nicht Stand: so z. B. in Sachen des Zwistes zwischen K. Rudolf und Matthias, der Geschichte der Union, der böhmischen Revolution, und vor allem auch der Katastrophe Wallensteins. Genug, in allen zweifelhaften Fällen, auch wenn Khevenhiller Aktenstücke und scheinbar authentische Berichte benutzt, ist es ratsam, auf seine Quellen zurückzugehen[2]). Überdies, er wußte viel mehr als er sagt und findet uns mit Berichten von anderer Hand ab, wo er selbst sich den Mund verschließt. Auf ein tieferes Erfassen der geschichtlichen Vorgänge und des politischen Lebens geht er ohnedem nicht aus, es liegt gleichsam in der Anlage seines Werkes, daß er weder die Verfassung noch die Verwaltung der habsburgischen Länder oder die Culturelemente seiner Zeit berührt,

[1]) S. Runde, über die gegenwärtige Beschaffenheit der Khevenhillerschen Annalen im deutschen Museum (Leipzig, Weygand). 2. Bd. 1777. S. 403 ff. — Es wäre immerhin zu wünschen gewesen, Runde hätte seine 1778 begonnene Bearbeitung der Annales durchgeführt; es sind davon aber nur 3 Teile (1578 bis 1592) erschienen. Zu vgl. Weber, Literatur der d. St.-Gesch. S. 146, N. 459—461. — Vogel, Bibl. Germ. Austr. III, p. 172. — Hormayr's Archiv, Jahrgang 1828, Nr. 45—50.

[2]) Ranke a. a. O. S. 475—495.

obwohl man ihn keineswegs einen ungebildeten oder exklusiven Geist nennen dürfte. Es geht bei ihm alles von persönlichen Kräften aus. Wie erwähnt, Ferdinand II. ist sein Held; in Hinblick auf dessen Leben und Ruhm hat er geschrieben[1]). Auf diesem Wege konnte allerdings, auch bei kühneren Absichten, eine Zeitgeschichte, die etwa auch die Nachwelt zu fesseln vermöchte, nicht zu Stande kommen.

Als ein Seitenstück zu Khevenhillers Annalen hat man öfters Bogislav Philipp von Chemnitz's Geschichte des „Schwedischen in Teutschland geführten Krieges" betrachtet. Diese Nebeneinanderstellung will freilich nicht ganz treffen; denn Khevenhiller behandelt die allgemeine Zeitgeschichte in einem weiten Umfange, Chemnitz will ausdrücklich weiter nichts als den schwedisch-deutschen Krieg von seinen Anfängen bis zu dem Schlusse zur Darstellung bringen; was dem Auftreten Gustav Adolfs in Deutschland vorausgeht, wird auf ein paar Seiten abgethan. Jene Nebeneinanderstellung hat also nur insoferne einen Sinn, als Beide entgegengesetzte Standpunkte vertreten, der eine den habsburgisch-katholischen, der andere den schwedisch-evangelischen. Dieses ist aber auch in eminentem Grade der Fall, nur daß Chemnitz jenes sein Vorhaben doch unzweifelhaft vollkommener durchführt, ohne daß man ihm darum ein ungewöhnliches literarisches Talent zuschreiben dürfte. Von seiner Persönlichkeit wissen wir erheblich weniger als von der Khevenhillers. Er war am 9. Mai 1605 zu Stettin als Sohn eines angesehenen Vaters und Enkel des berühmten protestantischen Theologen Martin Chemnitz geboren. Nach vollendetem Besuche der Universitäten von Rostock und Jena, wo er sich besonders mit juristischen und

---

[1]) Vgl. Ad. Wolf a. a. O. S. 168. Die Beschreibung der „christlich-heroischen Tugenden Ferdinands II." am Ende des letzten (12.) Bandes (auch der Leipziger Ausgabe) rührt übrigens nicht von Khevenhiller, sondern von Ferdinands Beichtvater P. H. Lämmermann her und ist schon 1634 in lateinischer Sprache „Ferdinandi II. Imper. Virtutes" erschienen und dann in mehrere Sprachen übersetzt worden.

geschichtlichen Studien beschäftigt haben soll, trat er zuerst in holländische, dann unter Gustav Adolf in schwedische Kriegsdienste, kehrte aber bald zu den Wissenschaften zurück, wurde 1644 unter des Kanzlers Oxenstierna Auspizien zum „teutschen Historiographen der königlichen (schwedischen) Majestät" ernannt und mit der Ausarbeitung der Geschichte des schwedisch-deutschen Krieges betraut, die fortan die Aufgabe seines Lebens werden sollte. Ein volles Menschenalter und darüber hat er der Ausführung des übernommenen Auftrages gewidmet und es sicher bis in das Jahr 1646 hinein geführt — im Jahre 1678 ist er gestorben —, während es ungewiß bleibt, ob er es, wie behauptet worden ist, bis zum Friedensschlusse fortgesetzt hat[1]). Der erste Teil erschien in deutscher (und lateinischer) Sprache 1648 zu Stettin, der „durchlauchtigsten und großmütigsten Fürstin und Fräulein Christina, der Schweden, Gothen und Wenden Königin" u. s. f. zugeschrieben; der zweite Teil, wie alles übrige nur in deutscher Sprache abgefaßt, im Jahre 1653. Beide Teile zusammen reichen von den Anfängen des Krieges bis in die Mitte 1636. Der 3. und 4. (bis 1646 hinein sich erstreckende) Teil ist erst in den Jahren 1855—1859 in Stockholm nachträglich gedruckt worden. Dabei ist aber zu bemerken, daß vom 3. Teile z. Z. nur ein Fragment, das 1. Buch vom Juli bis in den November 1636 reichend, aufgefunden worden ist, so daß also zwischen demselben und dem 4. Teile eine beträchtliche Lücke von zwischen 4 und 5 Jahren übrig bleibt.

Was nun den Wert des in Frage stehenden Werkes anlangt, so muß es ohne Zweifel zu den ergiebigsten und bedeutendsten Quellen der zweiten Hälfte des großen Krieges gezählt werden. Chemnitz war allerdings nicht wie Khevenhiller mithandelnder Staatsmann, aber indem man ihm den Zutritt zu den schwedischen Archiven gestattete, war er in die Lage gesetzt, sich mit vorzüg-

[1]) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum dritten im Jahre 1855 veröffentlichten Teile.

lichem urkundlichem Material auszurüsten. Allerdings haben sich seine Mandatare eine Art von Censur vorbehalten, doch scheint nach allem dieser Vorbehalt wenig ernsthaft gemeint gewesen zu sein. Daß die Darstellung durch die Ausbeutung der Akten einer der kriegführenden Parteien einseitig wurde, war nicht zu vermeiden, sie wäre es bis auf einen gewissen Grad jedoch auch unter anderen Umständen geworden, denn Chemnitz war von Haus aus antihabsburgisch gesinnt, wie er das ja bereits in seinem berühmten Traktate über die deutsche Reichsverfassung unter dem Pseudonym des Hippolithus a Lapide (1640) zur Genüge verkündigt hatte[1]). Er fand aber auch, daß, was von der anderen Seite über die Geschichte des Krieges zu Tage getreten war, wie die Fortsetzung des Theatrum Europaeum u. dgl., der Wahrheit durchaus nicht genüge. Über Pflicht und Aufgabe des Geschichtschreibers hatte er sicher mehr nachgedacht als der östreichische Edelmann. Das Studium der Alten klingt gelegentlich auch durch, er ahmt sie wohl mit fingirten Reden seiner Helden nach, aber zu einer künstlerischen Bewältigung seines reichen Stoffes, zu einer fesselnden historischen Darstellung hat er sich so wenig wie die meisten seiner Zeitgenossen erhoben, wie hoch er auch ohne Frage über alle jene Kompilatoren gestellt werden muß. Man fühlt es der Darstellung an, er weiß nicht bloß genau, was er will, er ordnet und gruppirt zugleich sein Material mit Übersicht und mit Überlegung. Bei der Kriegsgeschichte im weiteren Sinne verweilt er offenbar seinem Programme gemäß überall eingehend, aber die Erzählung der militärischen und politischen Vorgänge neben und nach einander ist doch viel planmäßiger durchgeführt, als es dem flüchtigen Leser scheinen möchte. Freilich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine so breite aktenmäßige Erzählung etwas ermüdendes hat, auf der anderen Seite soll man sich aber erinnern, daß eine Applikation und Ausdauer

---

[1]) S. Pütter, Literatur des deutschen Staatsrechts. I, 211 und Friedrich Weber, Hippolithus a Lapide in H. von Sybels hist. Zeitschrift (29. Bd. 1873, 1. Hälfte, S. 284 ff.).

seltenster Art dazu gehörte, ein so umfassendes Werk in stets gleicher sicheren Fülle durchzuführen. Abneigung und Zuneigung lassen sich bei ihm ja nirgends verkennen, man wird aber schwerlich ihm den Vorwurf machen können, daß er darum der thatsächlichen Wahrheit zu nahe tritt; auch wo die Umstände es dem gewöhnlichen Autor nahe legten, hat er der Versuchung ordinärer Verdächtigung durch Mitteilung zweifelhafter Gerüchte u. dgl. widerstanden. Wir nehmen daher keinen Anstand, seinem Geschichtswerk bei aller Einseitigkeit seines grundsätzlichen Standpunktes den Vorrang vor sämmtlichen ähnlichen Unternehmungen der Epoche einzuräumen: eine Anerkennung, die übrigens sowenig hoch gegriffen ist, als er als denkender, origineller, politischer Kopf weit über seine Konkurrenten emporragt. Kaum werden wir ausdrücklich versichern müssen, daß diese Anerkennung nicht so zu verstehen ist, als sei mit seiner Auffassung über den Charakter des Krieges, die Beurteilung Gustav Adolfs u. s. w. das letzte entscheidende Wort gesprochen. Bei der Würdigung von Chemnitz aber darf allerdings nicht vergessen werden, daß er die spätere Geschichtschreibung mit seiner Darstellung vielfach beeinflußt hat, während in neuester Zeit oft eine abweichende Anschauung aufgetreten und teilweise durchgedrungen ist[1]).

Im Reiche selber sind Versuche einer historischen Darstellung des großen Krieges allerdings nicht ausgeblieben und mitten im Geräusche der Waffen entstanden. So hat es Joh. Peter Lotichius[2]) unternommen, den größten Teil des großen Krieges

---

[1]) An dieser Stelle sei auch an Sebastian Bürsters Beschreibung des schwedischen Krieges (1630—1647), herausgg. von Dr. Fr. von Weech (Leipzig 1875) erinnert. Es ist eine halb volkstümliche, sich überwiegend auf eine bestimmte Gegend Deutschlands beschränkende Erzählung der Geschichte des Krieges in den geb. Jahren.

[2]) Geboren am 8. März 1598 zu Nauheim als Sohn eines Pfarrers, bildete sich zuerst zum Arzte aus, bekleidete verschiedene Stellungen, bis er zuletzt seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt a. M. nahm und Rat und Historiograph K. Ferdinand III. wurde. Er starb im April 1669. Strieder, hessische Gel.-Geschichte. VIII, 97.

(1617—1633—1643) historisch darzustellen[1]). Lotichius war ein gelehrter, humanistisch und polyhistorisch gebildeter Mann, aber einer Aufgabe, wie die vorliegende, keineswegs gewachsen. So ziemlich keinem der Ansprüche, die man zumal gegenüber einem zeitgenössischen Geschichtswerke erheben darf, wie etwa besondere Sachkenntnis und Originalität sind, wird trotz aller ermüdenden Weitläufigkeit genügt, obwohl die Darstellung selbst sich nicht übel liest. Lotichius hat auch auf sachkundiger Seite schon damals geringe Anerkennung dafür gefunden[2]). Ein eigenes Schicksal hatten die Commentare Eberhard Wassenbergs aus Emmerich, die er im Jahre 1679 über den großen Krieg (bis 1637), d. h. bis zum Tode K. Ferdinands II. herausgegeben, und deswegen vor allem übergehen wir ihn nicht mit Stillschweigen. Im übrigen ist er so wenig zu rühmen als Lotichius und verdankt seinen seltenen Erfolg ganz anderen Umständen, zumal der spezifisch katholischen und kaiserlichen Gesinnung. Eine neue Ausgabe mit einer Fortsetzung erschien 1642 unter dem Titel „Florus Germanicus", Editionen in Erinnerung an das Geschichtswerk des L. Annaeus Florus, das seit 1580 durch verschiedene, und namentlich durch die Freinsheimische des Jahres 1636 in hohem Grade beliebt geworden war. Jene Ausgabe wurde dann in das Deutsche übersetzt und erhielt endlich durch den Grafen Ludwig von Fürstenberg, einem kaiserlichen Offizier, der sich durch den Wassenbergischen Bericht über die Schlacht bei Lutter a. B. verkürzt sah, eine Remedur in der Gestalt einer deutschen Bearbeitung, die bis zum Jahre 1631 sich erstreckt und vielfache Anerkennung auf Grund thatsächlicher Berichtigungen gefunden hat. Diese Redaktion wie der Wassenbergische Florus endlich ist

---

[1]) J. S. Lotichius, Rerum Germanicarum sub Mathia, Ferdinandis II. et III. impp. gestarum libri 55 (1617—1633) P. 2. libri 62 (1633—1643) Frankf. 1646, 1658. Lotichius hat übrigens auch den 5. Teil des Theatrum Europ. (1643—1647) bearbeitet.

[2]) Vgl. Boecler, ein jüngerer Zeitgenosse von Lotichius: Bibliographia curiosa (1678).

von anderer Hand, und letzterer nicht im Sinne des Verfassers, bis 1647 fortgesetzt und wieder aufgelegt worden[1]).

Als ein Buch ganz anderer Art erweist sich die kompendiöse Geschichte des großen Krieges von Leonhart Pappus[2]). Der Verfasser war ein gebildeter und gelehrter Mann; dem geistlichen Stande angehörig, hat er die Welt gesehen und die politischen Geschäfte kennen gelernt. Dem kaiserlichen Hause ergeben, hat er sich doch einen Grad wenn nicht der Unbefangenheit, so doch der Mäßigung bewahrt, der eine wohlthuende Wirkung ausübt. Stofflich betrachtet kann die Schrift kaum eine Bereicherung unserer Literatur genannt werden, ihr Wert liegt in der umsichtigen, lichtvollen und doch knappen Zusammenfassung der verwickelten Ereignisse, über deren Tragweite Pappus sich klar genug ist. Als Quelle dürfte man sie immerhin erst nach wiederholter Prüfung der einzelnen Thatsachen gebrauchen. Die Form der Darstellung ist gewandt und dem Stil sieht man das fleißige Studium des Tacitus auf jeder Seite an[3]). Aber auch eine in die Form der

---

[1]) Hieran schloß sich der deutsche Florus des Dr. Aug. Pastorius (Kaiserl. und kursächsischer Rat und Historiograph bis 1559 u. s. f.), wieder mehr eine Aktensammlung als etwa eine Geschichte; weiterhin ein Florus Gallicus, Anglicus, Danicus, Hungaricus, selbstverständlich nicht mehr von deutschen Verfassern.

[2]) Epitome Rerum Germanicarum ab a. MDCXIII ad a. MDCLXVII herausgegeben von Dr. Ludwig Arndts. 2 Teile. Wien 1856—1858. — Pappus war geboren am 27. Januar 1607 zu Feldkirch in Vorarlberg aus altem adeligen Geschlechte mit dem Zunamen „von Tratzberg"; sein Lehrer war der vielgenannte Kaspar Scioppius (ein leidenschaftlicher, vielschreibender Parteigänger des römischen und kaiserlichen Hofes). Pappus schlug die geistliche Laufbahn ein, wurde früh Domherr zu Constanz und Augsburg und später u. a. kaiserlicher Resident bei der Eidgenossenschaft und am päpstlichen Hofe. Er starb am 6. März 1677 (vgl. das Vorwort von Arndts zum 1. Teile seiner Ausgabe). Ob auch die Fortsetzung von 1641 an von Pappus selbst herrührt, ist freilich zweifelhaft.

[3]) An tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Zeit des Krieges sind zu verzeichnen: 1. Christian II. (des Jüngeren) von Anhalt Tagebuch. Herausgegeben von J. Krause. Leipzig 1854 (zu vgl. v. Aretin, Beyträge, 7. Bd.). 2. G. Gaisser, Tagebücher (1621—1635) bei Mone, bad. Geschichtsquellen. 2. Band.

Universalchronik gekleidete Geschichte des Krieges ist nicht ausgeblieben, die uns inhaltlich freilich durchaus nichts neues bietet und nur insoferne Erwähnung verdient, als sie die einzige ihrer Art ist. Ihr Verfasser ist Georg Grefflinger aus Regensburg, der in der deutschen Literaturgeschichte auch sonst nicht ganz unbekannt geblieben ist. Er hatte, nachdem ihn der Wirbel des Krieges eine Zeit lang hin und her geführt, zuletzt in Hamburg als Herausgeber einer Zeitung und Eigentümer einer Druckerei eine Stätte gefunden, wo er 1677 gestorben sein soll[1]). Die Kriegsgeschichte ist ziemlich vollständig und in gut protestantischer doch maßvoller Gesinnung, aber meist ohne allen Schwung erzählt. Eine Gesammtdarstellung der Epoche des Krieges bis über den Friedensschluß hinaus, jedoch mit vorwiegender Berücksichtigung der Vorgänge in Deutschland hat der Kölner Adolf Brachelius (Brachel) unternommen[2]). Das Buch hat den Vorzug, daß es leidlich gut geschrieben und möglichst bündig und übersichtlich ohne Erregtheit, aber auch ohne Originalität die ganze Summe der Ereignisse vorführt. Die Geschichte der Friedensverhandlungen endlich und des Friedens selbst hat Adam Adami, der an demselben in offizieller Stellung Teil genommen, in übersichtlicher, auf authentischer Grundlage ruhender, auch hinlänglich unbefangener Weise geliefert. Selbst ein bewährter Diplomat, verstand er es ganz gut, das Gewebe der Friedensverhandlungen offen zu legen,

---

[1]) Vgl. Wolfgang v. Oettingen, über Georg Grefflinger von Regensburg als Dichter, Historiker und Übersetzer. Straßburg 1882. Das im Texte angezogene Schriftchen führt den Titel: „Der deutsche dreißigjährige Krieg. Poetisch erzählt durch Seladon von der Donau. Gedruckt im Jahre 1657." Über Grefflingers übrige historische Werke siehe v. Oettingen a. a. O. S. 27—30.

[2]) Brachel war Vikar an der Stiftskirche St. Kunibert, in Köln geboren und ist im September 1651 gestorben. Das Werk führt den Titel: Historia aut verius succincta epitome historiae annorum nempe ab anno 1618—1649. Die Fortsetzung bis 1652 unter verändertem Titel rührt noch von Brachel selbst her, die weitere bis 1679 von Thuldäus und Brewer, beide ebenfalls Kleriker. Das Werk ist auch nebst einer Fortsetzung (1654) in das Deutsche übertragen worden.

wenn ihm auch, trotz des nicht geringen Ansehens, das er sich unter seinen Kollegen zu Münster selbst erworben hatte, mancher Schachzug und manches Zwischenspiel verborgen geblieben ist[1]).

Wenden wir uns nun zur Untersuchung der Förderung, welche die deutsche Geschichte als solche in der Epoche des großen Krieges erfahren hat, so wird man den Ergebnissen derselben, vermuten wir, nicht mit zu hoch gespannten Erwartungen entgegensehen. Solchen würde unfehlbar eine bittere Enttäuschung nicht erspart bleiben. Die Gegenwart in ihrer Unbehaglichkeit und Zerrissenheit war in der That nicht dazu angethan, sich mit Liebe und Hingebung in unsere Geschichte zu versenken, so heilsam es auch erscheinen mochte, die um ihre Zukunft ringende Nation an ihre vergleichungsweise bessere und größere Vergangenheit zu erinnern. Die Lähmung des nationalen Aufschwunges, welchen der Humanismus und die Reformation eingeleitet hatte, mußte sich notwendigerweise gerade auf diesem Gebiete in erster Linie empfindlich geltend machen. So war es schon ein nicht zu unterschätzender Gewinn, wenn die bereits begründete gelehrte Überlieferung nicht völlig sistirt, entstellt oder gar vernichtet, und wenn wenigstens an der Aufsuchung und Sammlung von Quellen oder der Aufhellung einzelner geschichtlicher Momente weiter gearbeitet wurde. Das erstere anlangend, nennen wir als Herausgeber von Quellenschriften Nikolaus Cisner (Kistner), ein

---

1) Erst ziemlich spät nach des Verfassers Tode zuerst als „Arcana pacis Westphalicae" (anonym 1698) und als „Historica relatio de pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi" mit dem Namen des Verfassers 1707 gedruckt. — Adami war (1610) geboren zu Mühlheim bei Köln, trat in den Orden S. B., wurde Prior von St. Jakob zu Mainz, später Administrator der Abtei Murhard (im heutigen KR. Wirtemberg) und ging als Bevollmächtigter der Wirtemb. Stifter und des Fürstbischofes von Corvey nach Münster. Er starb den 19. Februar 1663 als Weihbischof von Hildesheim. Vgl. Ruland in der A. D. Biographie s. h. v. und Kurd von Schlözer, die Familie von Meyern in Hannover und am markgräflichen Hofe zu Baireuth. Berlin 1855. S. 20. (Meyern hat zu seiner bekannten Ausgabe der Acta pacis u. a. auch die Berichte Adamis an seinen Mandatar von Corvey benutzt.

humanistisch gebildeter Jurist [1]), **Simon Schard** [2]), dessen Historicum opus sich dadurch auszeichnet, daß es die verschiedenen Epochen und Jahrhunderte unserer Geschichte bis in die Zeit K. Maximilians II. hinein begleitet, **Johannes Pistorius** [3]), **Justus Reuber** [4]), **Christin Urstisius** [5]), und auch neben Schard den bedeutendsten dieser Gruppe, **Marquard Freher** [6]).

---

[1]) Geboren zu Mosbach im Odenwald, gebildet in Heidelberg und Straßburg, Wittenberg, Bourges und Pisa, wurde Cisner später Professor der Pandekten zu Heidelberg, dann Rat am Reichskammergericht und endlich Rat des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, gest. 6. März 1583. Vgl. **Kenten**, Vita Cisneri, von dessen Opuscula, Frankof. 1611. **Hautz**, Gesch. der Univers. Heidelberg, I und II passim. — **Stintzing**, in der A. D. Biogr. und in seiner Geschichte der d. Rechtswissenschaft. S. 583. — Cisner gab heraus die Saxonia des Albrecht Kranz, die SS. Schnods und sein Aventins Annales Bojorum (1580).

[2]) S. oben S. 352. — Historicum opus in III Tomos divisum. Bas. l. 1574. Doch ist hier auch sein Sammelwerk „De imperiali jurisdictione, auctoritate et praemmentia Imperii atque juribus Regni syntagma tractatum (Basel 1561) zu erwähnen.

[3]) SS. R. Germ. Frankfurt (1583—1687). 2 Teile. Pistorius war geboren am 14. Februar 1546 zu Nidda in der Wetterau, trat 1588 zum Katholizismus über und starb 1607 als Domherr zu Konstanz. (Vgl. F. **Stieve**, Briefe und Akten u. s. f. IV, 10 Anm. 1).

[4]) Geboren 16. August 1542 zu Nirheim im Hochstift Paderborn, seit 1574 kurpfälzischer Rat, 1598 Amtmann in Ettingen, gest. 17. Juni 1607.

[5]) Urstisius (Wursteisen) geboren zu Basel 1. Januar 1544, von Haus aus Theologe, 1564 Professor zuerst der Mathematik, dann des alten Testaments, 1586 Stadtschreiber, gest. 30. März 1588. Er veröffentlichte 1585 u. a.: Otto von Freisingen mit Ragewin, Otto von St. Blasien, Annales Colmarienses, der sog. Albertus von Straßburg.

[6]) Geboren den 26. Juli 1565 zu Augsburg, in Deutschland und Frankreich gebildet, trat er in kurpfälzische Dienste, wurde 1596 Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, seit 1598 ausschließlich von dem Kurfürsten Friedrich IV. in politischen und diplomatischen Geschäften verwendet. Er starb 1614. Vgl. J. **Brucker**, Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit III, 106. — **Ersch und Gruber** 48. Tl. S. 416 A. D. Biographie s. h. v. **Stintzing**, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I, 680. — Seine Sammlung enthält u. a. die Fulder und Lorschen Annalen, Bruno (de bello Saxonico), den sog. Heinrich von Rebdorf, Schriften von Äneus Sylvius und Verschiedenes zur Geschichte K. Friedrichs III., Max I. und Karl V. Zwei Jahre darauf (1615) ließ Freher einen Band Corpus historiae Franciae veteris et sincerae mit

Der erste Teil seiner Sammlung enthält als Einleitung ein sog. Direktorium, d. h. ein Verzeichnis sämmtlicher damals bekannten Geschichtsquellen, ein für seine Zeit recht dankenswerter erster Versuch der Art, der dann von Späteren wieder aufgenommen und ergänzt worden ist. Daran reihten sich die Publikationen der beiden Lindenbrog (Lindenbruch), Ergold und Friedrich L.[1]); der letztere folgte den Bahnen, die an der Grenze der beiden besprochenen Epochen Sichart und J. B. Herold mit den Publikationen der alten deutschen Volksgesetze betreten hatten, und erwarb sich namentlich durch sein codex legum antiquarum für das Studium und die Erkenntnis der rechtsgeschichtlichen Seite unseres Altertums ein bleibendes Verdienst[2]). Eine Stellung besonderer Art als Sammler und Herausgeber nimmt in diesem Zusammenhange Melchior Heiminsfeld Goldast ein. Sein unsteter Lebenslauf ist seit Senkenberg oft genug geschildert worden[3]). Unfruchtbar kann man dieses Leben und die von ihm umschlossene Thätigkeit nicht nennen, wenn auch nachgewiesenermaßen einige Schatten der Unzuverlässigkeit auf die letzteren fallen. Das meiste

---

Gregor von Tours, Paulus Diaconus de epp. Mett. und eine Vita Kaiser Ludwigs I. folgen. Im Jahre 1682 hat Freher aber auch einen Band SS. Rerum Bohem. herausgegeben. — (Die bez. Quellenausgaben des Pierre Pithou (Pithoeus) sind auf französische Rechnung zu schreiben.)

[1]) Ergold Lindenberg, geboren 1540, gest. 1616, war Kanonikus zu Hamburg. Sein Sohn Friedrich war geboren 1573, gest. 1648. Sie gaben heraus: „SS. R. Germ. septentrionalium“ (1619) und „Diversarum gentium hist. antiquae SS.“ (1611).

[2]) S. R. v. Raumer, Geschichte der deutschen Philologie. S. 46. — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft I, 738.

[3]) Geboren 1576 oder 1577 zu Espen im Kanton Thurgau, studirte Goldast in Ingolstadt und Altdorf, ließ sich 1606 in Frankfurt a. M. nieder, vertauschte aber diesen Aufenthalt wiederholt mit anderen Stellungen und starb zuletzt in landgräflich hessischen Diensten stehend, 1635 in Gießen. Vgl. Senkenbergs Goldasti memoria in seiner SS. R. Alem. — R. v. Raumer a. a. O. S. 52 ff. Stintzing a. a. O. S. 73. Gonzenbach in der A. D. Biographie s. h. v. Bursian, Gesch. der klassischen Philologie I, 280. Von Interesse sind auch für die Gelehrtengeschichte der Zeit die Epp. ad. Goldastum ex bibl. Thulemari. Francft. et Spirae 1688.

für die Erweiterung unserer Kenntnisse hat er im Gebiete der deutschen Philologie und des deutschen Staatsrechts, bzw. der deutschen Geschichte geleistet. Wir erwähnen hier seine Ausgabe der Scriptores Rerum Suevicarum (1605) und Alemannicarum (1606, 3 Tle.), die in der Apologie pro Heinrico IV. imp. vereinigten Streitschriften aus dem 11. Jahrhundert, eine Ausgabe von Wilibald Pirkheimers Werken (1610), die erste Ausgabe des „Carmen de congressu Caroli M. cum Leone Papa“[1]), ferner seine epochemachenden Sammlungen von Reichsgesetzen, Rechtsgewohnheiten, Reichshändeln, Constitutionen u. s. w., die seinen Namen am weitesten getragen haben[2]).

Zusammenhängende Darstellungen der deutschen Geschichte sind in dieser Zeit so gut als nicht versucht worden. Von Christian Bertholds „Kleiner Kaiserchronik von Karl M. bis K. Rudolf II.“ würde bei gegebener Konkurrenz nicht wohl auch nur die Rede sein[3]). Das Werk von Mathias Quad (von Kinkelbach): „Teutscher Nation Herrlichkeit“ u. s. w. ist teils historischen teils geographischen Inhalts, schildert Deutschland nach Geschichte und Landschaften, Staats- und Volksverhältnissen und zeichnet sich, ohne ein Werk gelehrter Forschung zu sein, durch Sprache, Inhalt und vaterländische Gesinnung aus.

---

[1]) Genf 1601. Vgl. Dümmler, Poëmata aevi Carolici I.

[2]) Was die Angriffe auf die Zuverlässigkeit der Publikationen Goldasts anlangt, die nicht bloß unter heftigen Anklagen von Gretser (S. J.), sondern auch von Conring in Zweifel gezogen worden ist, so steht u. a. insbesondere allerdings das eine fest, daß er die sog. „Reformation K. Friedrichs III. a. 1441“ (Reichssatzungen S. 166 ff.) als echt mitgeteilt und als solche bezeichnet hat, obwohl M. Freher ihn ausdrücklich auf die Unechtheit aufmerksam gemacht hatte. S. Stobbe, Gesch. der deutschen Rechtsquellen II, 52 ff. Nicht zu übersehen die Einwendungen Gonzenbachs in der A. D. Biographie zu Gunsten Goldasts.

[3]) Der Verfasser stammte aus Brandenburg und lebte längere Zeit in Lübben. Seine Kaiserchronik ist eine Reimchronik und wurde 1579 zu Görlitz gedruckt. Ein Bruchstück daraus mit einer Fortsetzung ist 1881 zu Leipzig herausgegeben. Den ersten Druck kenne ich nicht.

und enthält überdies schätzenswerte Beiträge zur Lebensgeschichte bedeutender Persönlichkeiten[1]).

An dem letzteren Punkte berührt sich Quad mit dem Baseler Heinrich Pantaleon und seinem „Heldenbuche deutscher Nation“ (1568), das eine stattliche Anzahl von meist kompendiösen Biographien bedeutender und verdienter Männer an uns vorüberführt und so in dieser Form einen immerhin achtbaren Beitrag zur deutschen Geschichte liefert. Die geschilderten Persönlichkeiten gehören den verschiedensten Lebenskreisen an und die Schilderungen der Zeitgenossen haben öfters authentischen Wert. Im übrigen ist der Zweck des Werkes ein populärer[2]).

Untersuchungen über ein einzelnes wichtiges Moment der deutschen Geschichte des Mittelalters betreffend, verdienen die Erörterungen Schards und Cisners über die Entstehung der Kurfürsten, also über ein Thema, das auch noch später vielfach zur Sprache gekommen ist, ausdrücklich genannt zu werden[3]); beide polemisiren gegen einen gemeinsamen Gegner, der kurz zuvor die Ansicht aufgestellt hatte, daß sie unter K. Friedrich II. durch das Eingreifen P. Innozenz III. entstanden seien[4]). Während aber

[1]) M. Quad, geboren zu Kinkelbach und zu Heidelberg gebildet, ließ sich nach weiten Reisen in Köln nieder und machte sich hier in erster Linie als Kupferstecher, besonders als Verfertiger von Landkarten, daneben aber auch durch literarische Arbeiten nicht zu seinem Nachteile bekannt. Er starb 1609 oder bald darauf. Der Beiname „Kinkelbach“ soll ihm in einer durch Erbschaft oder Kauf erworbenen Besitzung dieses Namens geworden sein. S. über ihn Ant. Bierlinger in der Monatsschrift für die Gesch. Westdeutschlands von Pick, 7. Jahrgang (1881) 1. und 2. Heft.

[2]) Pantaleon war 1522 geboren und starb den 7. März 1591. Sein Heldenbuch war zuerst (1565) als Prosopographia heroum et virorum illustrium Germaniae in lateinischer Sprache erschienen. Die übrige literarische Thätigkeit Pantaleons ist wertlos. Durch den übereilten und unerwünschten Versuch, die erste Übersetzung der Commentare Sleidans zu liefern, hatte er dessen lebhaften Unwillen erweckt. S. oben S. 227.

[3]) Schard trug seine Ansicht am Schlusse seines bereits erwähnten Syntagma und Cisner in einer Rede aus demselben Jahre 1580 vor.

[4]) Der Anwalt dieser Hypothese war der gelehrte Augustinermönch Onuphrius Panvinius aus Verona, gestorben zu Palermo 1568, in der

Schard sich der schon von Aventin angenommenen Überlieferung anschließt, die Kurfürsten seien von K. Otto III. unter Zustimmung des Papstes Gregor V. eingesetzt worden, spricht sich Eisner richtiger für die allmähliche geschichtliche Entwickelung des Wahlrechtes der mächtigsten deutschen Fürsten aus.

Ein schweizerischer Gelehrter, den wir bei anderer Gelegenheit wiederholt zu nennen haben werden und der zu den berufeneren Forschern zählt, Franz Guillimann, veröffentlichte im Jahre 1609 eine gründliche Untersuchung über den Ursprung und die Nachkommen K. Konrad II.[1]). Im Zusammenhange mit dieser Untersuchung gab er zugleich die lombardische Constitution Konrad II. de feudis heraus und bestimmte im Widerspruche mit Goldast richtig zutreffend ihren Ursprung. Guillimann hat sich überdies mit der Veranstaltung einer Sammlung der Scriptores strategici beschäftigt.

An der Schwelle des großen Krieges erschien ein breit angelegtes Werk über einen anderen deutschen Krieg des vorhergegangenen Jahrhunderts, der wie ein Vorspiel dazu betrachtet werden kann[2]). Der Verfasser dieses Werkes war Friedrich Hortleder. Geboren am 2. März 1579 zu Ampfurth[3]) (bei Wanzleben), auf den Hochschulen von Helmstädt und Jena gebildet, wirkte er seit 1608 als Prinzenlehrer am weimarischen Hofe; der spätere Herzog Ernst der Fromme von Gotha und der berühmte Bernhard von Weimar befanden sich unter seinen Zöglingen. Seit 1614 wurde Hortleder zur Teilnahme an den Staats-

historischen Literatur, vor allem bekannt durch sein Chronicon Pontificum Romanorum.

[1]) „De vera origine et stemmate Cunradi II. imperatoris Salici syntagma“ (Friburgi Brisg.). Guillimann irrte nur in dem Einen, daß er Konrads Großvater zum Sohne Herzog Ottos I. von Schwaben, der ein Enkel K. Ottos I. war, machte, statt zum Sohne des Grafen Otto aus dem Wormsgau, der auch Herzog in Kärnthen war. Vgl. Ch. v. Wyß in der A. D. Biographie s. h. v. Guillimann.

[2]) Des R. K. und K. Majestät hl. R. R. Stände Handlungen und Ausschreiben von der Ursache des teutschen Krieges. 2. Tle. Frankft. 1617. 1618.

[3]) Bei Wanzleben, pr. Reg.-Bezirk Magdeburg.

geschäften zugezogen und erscheint bald als der einflußreichste Berater und Geschäftsmann des Hofes. Die Haltung der Ernestiner beim Ausbruch des Krieges ist zum guten Teile von ihm influirt worden. Auch das weimarische Archiv stand unter seiner Oberaufsicht. Den Ausgang des unheilvollen Kampfes hat er nicht erlebt[1]). Am 5. Juni 1640 ist er gestorben. Das literarische Gedächtnis seines Namens ist an sein gedachtes umfangreiches Werk geknüpft, eine monumentale Leistung, wenn sie auch unvollendet geblieben ist. Es behandelt den schmalkaldischen Krieg von seinem Ursprung an bis zur Schlacht bei Mühlberg und berührt sich in der Ausführung mit den nicht minder umfassenden Werken Khevenhillers und Chemnitz' und ist ebenfalls oder noch viel mehr eine Zusammenstellung der wichtigsten öffentlichen Urkunden und Aktenstücke als eine förmliche Geschichtserzählung[2]). Hortleder ging aber grundsätzlich darauf aus, die primären Quellen in seinem Werke zu vereinigen und von den abgeleiteten möglichst abzusehen[3]). Der stoffliche Charakter überwiegt allerdings, aber die Auswahl des Aufgenommenen ist mit Geschick, Umsicht und Takt getroffen. Man hat nicht uneben das Werk ein Urkundenbuch zu Sleidans Commentaren genannt; auf die erklärende Lektüre derselben, die er mit seinen Prinzen getrieben hatte, läßt sich ja der Ursprung desselben zurückführen: die Commentare, sagt er selbst, sind ein „Generale quiddam“ und eine „compendiosissima conjectio“; er dagegen biete eine Erweiternng und Ergänzung derselben. Die praktische Bedeutung seiner Arbeit war ihm übrigens bewußt; das neuere Reichsrecht sollte in den wichtigsten Punkten aufgeklärt werden. Der geschichtlich reichs-

---

[1]) S. die A. D. Biographie und die dort angeführte Literatur über Hortleder.

[2]) Um den echten Hortleder sicher zu haben, thut man gut, sich an die Ausgabe erster Hand zu halten.

[3]) In der Vorrede zum ersten Teil sagt er (in Reimen):

„Der Quellbrunn selbst ist rein und schön,
Je weiter das Wasser fleußt davon
Je mehr es annimmt Koth und Sandt
Von frembdem Zufluß und vom Landt.“

rechtlichen Erkenntnis wollte er einen nicht überflüssigen Dienst erweisen[1]). Daß er dabei zugleich an die Protestanten dachte, liegt auf der Hand. Spalatin u. a. ist sein Liebling; über dessen Leben wiederholt er einen älteren Bericht und druckt dessen Buch über das Herkommen der Kur- und Fürsten des löblichen Hauses Sachsen[2]) sogar vollständig ab.

Alles in allem genommen, kann die Befriedigung, die wir aus vorstehender Betrachtung schöpfen, nur eine geringe sein. Die lähmenden und trennenden Wirren der Zeit konnten eben für die fruchtbare Behandlung der Geschichte des zerrissenen Vaterlandes, auch wenn man die Ansprüche nicht hoch spannte, nicht zum Vorteile ausschlagen. Wir brauchen auf diese im voraus angedeutete Thatsache angesichts der vorliegenden Ergebnisse nicht weiter zurückzukommen. Eines oder das andere, was etwa noch nachzuholen sein dürfte, wird wenig mehr an dieser Rechnung ändern. So ist es denn die Landes- und Spezialgeschichte, bei welcher wir wohl oder übel Trost suchen müssen; denn in der That sieht es hier tröstlicher aus. Wenn die unglückliche Wendung unserer nationalen Entwickelung, wie das logischer Weise ja nicht zu vermeiden war, ihre verdunkelnden Schatten auch über die Grenzen der einzelnen Landschaften, die in ihrer Gesammtheit wieder das Ganze bilden, werfen, so findet sich hier zum guten Teile wenigstens noch so viel so selbständiges und gesundes Leben, daß man nicht zu verzweifeln braucht. Die Anziehungskraft und noch mehr die Interessen der einzelnen Länder oder doch ihrer Dynastien wirken dabei allerdings in hohem Grade mit. Es wird sich ergeben, daß die Gebiete, welche dem Protestantismus zugefallen sind, dabei den Vorsprung haben, eine Thatsache, aus welcher sich ergeben möchte, daß es nicht

---

[1]) M. M. Ritter, Hortleder als Lehrer der Herzöge Ernst und Friedrich von S.-W. (im Neuen Archiv für sächs. Gesch. I. Bd., 2. Heft, S. 188—201).

[2]) S. oben S. 322. — Anlangend die Überlieferung über die begonnene und sistirte Fortsetzung des Hortleder'schen Werkes durch einen 3. Band haben meine Anfragen in Weimar zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt.

die Reformation ist, welche für den Rückgang unserer nationalen Kultur die Verantwortlichkeit trifft. Selbst in Staaten mit einer grundsätzlich katholischen Politik, wie in Baiern, wo es für die Geschichtschreibung von oben her an befruchtenden Anregungen nicht fehlte, ruft gerade der Widerstand gegen die Versuche, auch die Geschichte im Sinne des antireformatorischen Systems zu entstellen, den offiziellen Gegendruck hervor.

Fassen wir zunächst die östreichischen Staatengruppen, wie sie freilich nicht ohne heftiges Widerstreben zuletzt der neubefestigten Herrschaft des habsburgischen Hauses wieder verfallen, und wie sich gebührt, speziell die deutschen Provinzen derselben in das Auge, so treffen wir auf ein niederschlagendes Resultat. Man darf sich freilich nicht verhehlen, die Zeiten waren hier ganz besonders schlecht und zu literarischer Produktion wenig angethan, aber auch das halbe Jahrhundert, welches dem Ausbruche der Katastrophe vorausging, läßt mehr als billig viel zu wünschen übrig. Die Unsicherheit der Lage hat zu dieser Unfruchtbarkeit ja ohne Zweifel ein gutes Teil mit beigetragen. Die, übrigens nicht auf eine Linie zu stellenden Leistungen Kaspars von Ens und Khevenhillers, die ja vielleicht ebenso gut an dieser Stelle besprochen werden könnten, haben wir bereits erwähnt; desgleichen, daß die viel verbreiteten Frankfurter Publikationen von kaiserlichem Interesse beherrscht wurden. Auch in den Niederlanden ist manches entstanden, was sich mit der Geschichte des habsburgischen Hauses und der östreichischen Länder berührt und worauf wir zurückkommen werden. Die Geschichte der Habsburger ist in dieser Epoche vielfach und nicht ohne Erfolg behandelt worden, aber die Gelehrten, von welchen die besseren Arbeiten ausgingen, waren oder gehörten nur zufällig dem Machtbereiche des Kaiserhauses an. So rührt die gelungenste poetisch-historische Verherrlichung Kaiser Maximilians II. und K. Rudolfs II. (!) von dem Schwaben Nikodemus Frischlin her[1]), der wenigstens

[1]) Panegiricus de laudibus Maximiliani II. et Rudolfi II. (Tubingae 1677). Vgl. Dav. Strauß, Nik. Frischlin, Stuttgart 1857, S. 95.

in dem ersteren einen würdigen und geeigneten Gegenstand seiner Begeisterung fand. Der Niederländer Gerhard von Roo war es, der in dieser Zeit ein geschätztes Werk über die Geschichte der Habsburger von K. Rudolf I. an geschrieben hat[1]). Seine Kenntnis der in Frage kommenden Literatur war nicht gering; er hat an Quellen vieles benützt, was damals nur erst handschriftlich existirte. In den genealogischen Fragen bewährt er sich nicht ohne Scharfsinn, wenn er auch in Sachen der Anfänge der Habsburger nicht das Richtige getroffen hat. Auch die Form seiner Darstellung ist nicht gewöhnlich; freilich teilt er zugleich das Loos so manchen Geschichtschreibers, daß er, je mehr die Späteren dem Material, dessen er sich bedient hat, unmittelbar nahe treten, um so mehr an Bedeutung verliert[2]).

Ein ähnliches Thema machte der Nürnberger Leonhard Wurfbein zum Gegenstande seiner „Vier unterschiedlichen Relationes historicae“[3]); die Schrift trägt einen überwiegend dyna-

[1]) Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus a Rudolpho I. usque ad Carolum V. gestarum (Innsbruck 1592). — G. v. Roo stammte aus Oudewater und war Bibliothekar Erzherzogs Ferdinand von Tirol; er starb 1595. Sein Werk ist auch bald in das Deutsche übertragen worden.

[2]) Ein damals viel genannter und von den Habsburgern als Agent und Diplomat viel gebrauchter Mann, Michael von Eitzing, ein geborener Östreicher, der namentlich durch seine Relationes historicae auf die historisch-publizistische Tagesliteratur maßgebend eingewirkt hat, begegnet zugleich unter den Männern, die im habsburgisch-spanischen Sinne Geschichte geschrieben haben. So weit seine Schriften in dem vorliegenden Zusammenhange in Frage kommen, beschäftigen sie sich mit der neueren Geschichte des Kaiserhauses, aber mit so vielen Nebengedanken und zugleich in so wenig anziehender Form, daß sie nur im Hinblick auf seine allgemeine Stellung überhaupt Erwähnung verdienen. Eine dieser Schriften Eitzings führt den Titel: „De septem imperatoribus Austriacis et eorum praeclaris factis (Viennae 1680) und die andere eine Art von Fortsetzung: „Historische Beschreibung dessen, was sich unter Kaiser Rudolfus II. zugetragen“ u. s. w. (Köln 1584), die dritte ist genealogischer Natur mit der charakteristischen Aufschrift „Genealogia principum Austriae a Julio Caesare ad Rudolphum II. imp. et Philippum II. 50 generationibus continuato. Col. 1590.“ S. über ihn Stieve, in den Abh. der Münch. Akademie, 1881.

[3]) Wurfbein war 1581 geboren und starb 1636.

stischen Charakter, steht aber an Gelehrsamkeit wie im historischen Sinne und Urteile hinter de Roo offenbar zurück. Der Urheber des Hauptwerkes über die Habsburger war ein geborener Schweizer, Franz Guillimann, der erst auf Umwegen eine Stellung an der Universität zu Freiburg in damals östreichischem Breisgau und den Schutz der Habsburger fand[1]). Von Haus aus zu historischen Studien und Arbeiten berufen, widmete er seine Gaben vor allem der Geschichte der Eidgenossenschaft und des Kaiserhauses. Von den ersteren wird in einem anderen Zusammenhange die Rede sein, die erste Frucht seiner Untersuchungen über die Geschichte der Habsburger erschien nach sorgfältiger Vorbereitung im Jahre 1605[2]). Guillimann tritt den herkömmlichen Fabeleien über den trojanischen, römischen, karolingischen Ursprung der Habsburger gegenüber nicht ohne Kritik auf und führt als der Erste den Nachweis, daß dieselben nur aus dem edlen Geschlechte hergeleitet werden können, das seit alter Zeit gräfliche Rechte im Aargau und die Landgrafschaft im Elsaß besessen hatte[3]). Frei von Irrtümern, wie sie die habsburgischen Genealogien vorgetragen hatten, bleibt

---

[1]) Er war geboren zwischen 1568—1570 zu Freiburg im Üchtland und hatte sich bei den Jesuiten in Dillingen gebildet und dann Paris besucht. Im Jahre 1590 fand er eine Stellung an der gelehrten Schule zu Solothurn, verlor sie aber 1595 wegen seiner agitatorischen Parteinahme für die katholisch-spanische Partei, fand die nächsten 10 Jahre den Schutz des spanischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft in Luzern und wendete sich seit dieser Zeit mit Erfolg historischen Arbeiten zu, zuerst über die Geschichte der Schweiz, dann des Hauses Habsburg und wurde in Anerkennung dieses Verdienstes 1606 durch K. Rudolf II. zum Professor in Freiburg i. Br. ernannt, wurde k. Rat und Historiograph und (1609) zugleich in die Lage versetzt, ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben. Er starb am 14. Oktober 1612. Vgl. dazu G. v. Wyß in der A. D. Biographie s. h. v., wo sich die übrige Literatur über Guillimann angeführt findet, und Schreiber, Gesch. der Universität Freiburg i. Br. II, 244 ff.

[2]) Fr. Guillimanni Habsburgica sive de antiqua et vera origine Domus Austriacae etc. Mailand 1605.

[3]) Zu erwähnen mag sein, daß der im Jahre 1600 gestorbene Östreicher Richard Streun Freiherr von Schwarzenau bereits die beliebte Herleitung der Habsburger von den römischen Aniciern als unhistorisch verworfen hatte. Vgl. Krones, Handbuch der Geschichte Östreichs I, 5.

freilich auch Guillimann nicht, aber von dem Moment an, in welchem die Acta Murensia (des weiland Klosters Muri im Aargau) ihm den Weg wiesen, stellt er die korrekte Ahnentafel des Geschlechtes auf und reiht der Geschichte des Hauptstammes bis K. Rudolf I. die der Nebenzweige (Habsburg-Laufenburg und Kiburg) an. Das umfassende Werk erntete weniger bei den Eidgenossen als bei den deutschen Gelehrten und vor allem bei dem Kaiserhause verdiente Anerkennung. Dank dieser Anerkennung faßte Guillimann nun den Plan, eine urkundliche Geschichte der Herzoge von Östreich aus dem Hause Habsburg als Fortsetzung folgen zu lassen und schritt mit Nachdruck zur Ausführung. Im Jahre 1607 waren bereits zehn Bücher im Entwurfe fertig und 1610 befahl der Kaiser, daß ihm zur Vollendung des Begonnenen sämmtliche Archive des Reichs und der Stifte in Schwaben, Breisgau und im Elsaß geöffnet werden sollten; zugleich wurden Mittel für den Druck und eine würdige Ausstattung angewiesen. Aber in herkömmlicher Weise blieb die Anweisung erfolglos, Guillimann wandte sich inzwischen anderen Arbeiten zu und ehe seine Beschwerde, die er am erzherzoglichen Hofe zu Innsbruck wiederholt erhob, Erfolg hatte, ereilte ihn der Tod. Die Vollendung des geplanten Hauptwerkes seines Lebens wurde nun allerdings den Händen des Professors der Theologie Paul Windeck in Freiburg i. Br. übertragen, dieser führte es in der That bis 1617 durch, jedoch die Handschrift gelangte nicht zum Drucke und ist seit 1719 verschwunden, so daß man sich nicht einmal darüber versichern kann, in wie ferne Windeck im Geiste Guillimanns dessen Werk ausgeführt hat. Was man sonst von ihm weiß, spricht nicht gerade überzeugend für seine Befähigung zum Historiker[1]).

---

[1]) S. über ihn: Schreiber a. a. O. II, 619. Windeck war ein Günstling des Erzherzogs und Hoch- und Deutschmeisters Maximilian und hatte sich ihm durch sein „Prognosticon futuri status Ecclesiae" empfohlen, eine Schrift, welche sich durch fanatischen Haß gegen die Protestanten auszeichnete, aber auch den nahen Untergang derselben verkündigt!

Anlangend die einzelnen Provinzen des östreichischen Gesammtstaates, so liegen hier die Verhältnisse der historiographischen Leistungen nicht gleich. Von den deutsch-östreichischen Provinzen ist an provinzialgeschichtlichen Leistungen namhaftes nicht zu nennen. Sie sind mit ihren Schicksalen und deren Aufzeichnung in den Werken über die allgemeine Geschichte Östreichs vertreten [1]). Daß in Böhmen die slavischen Anschauungen auch in diesem Zweige der Literatur den Vorrang hatten, läßt sich kaum anders erwarten. Indes versuchten die Deutschen wenigstens vorübergehend ebenfalls zum Worte zu kommen. So fanden die Hussitenkriege im Anfange des 17. Jahrhunderts im Gegensatz zu Cochläus [2]) eine evangelisch gesinnte verläßliche Darstellung in deutscher Sprache durch M. Zacharias Theobald von Schlaggenwald, Pastor in Krathofen († 1627), eine Schrift, die volkstümliche Absichten verfolgend, sich auch in Deutschland eines großen Beifalles erfreute [3]), wie denn die gemeinsamen confessionellen Interessen in jener Zeit enge Beziehungen zwischen böhmischen und deutschen Protestanten geschaffen haben. Der Seltenheit wegen darf in diesem Zusammenhange wohl auch Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau gedacht werden, welche in deutscher Sprache und Gesinnung von 1484—1601 die Schicksale der Stadt in annalistischer Form erzählt. Der Verfasser war bürgerlicher Herkunft und Standes und erhebt in keiner Weise gelehrte Ansprüche. Für die ältere Zeit ist er von fremder Quelle abhängig; erst in den letzteren fünfzig Jahren gewinnen seine schlichten

---

[1]) Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die Familienchronik der Beck von Leopoldsdorf, die durch drei Generationen hindurch fortgeführt wurde (1467—1571), herausgegeben von Zeibig im 8. Bde. des Archivs für Österr. Geschichtsquellen.

[2]) S. oben S. 327 Anm. 1.

[3]) Hussiten Krieg, darinnen begriffen das Leben, die Lehre und Tod M. Johannes Hussii und wie derselbige von den Böhmen, besonders Johannes Ziska und Prokopio Rosa ist gefürt geworden. Wittenberg 1609 bis 1750; dreimal wiederholt. 1601 in das Lateinische übertragen.

Aufzeichnungen wachsend an Originalität und Selbständigkeit [1]). Die bald darauf ausbrechende Katastrophe in Böhmen konnte der Natur der Dinge nach der literarischen Kultur nur nachtheilig und verderblich sein. Es darf uns daher nicht verwundern, wenn wir hören, daß historische Darstellungen des böhmischen Krieges und seiner Folgen für den Protestantismus nur von böhmischen Exulanten oder überhaupt von Auswärtigen geschrieben worden sind. Man kann freilich zweifelhaft sein, inwieferne die Leidensgeschichte der (evangelischen) Böhmen, wie wir sie von J. J. Eldner [2]) und P. Stransky [3]) haben, in der Geschichte der deutschen Historiographie auf einen Platz Anspruch machen können; um so gewisser gilt das aber von einer Schrift „über den böhmischen Krieg" von Ludwig Camerarius, einem Enkel Joachim C.'s, und Vertrauensmann des Pfalzgrafen Friedrich V.; dieselbe, unmittelbar unter dem Eindruck der Thatsache entstanden, kann, wie lehrreich sie auch ist, die Nachwirkung der Parteistellnng und der begreiflichen subjectiven Stimmung des Verfassers freilich nicht verleugnen [4]).

Wie wir uns erinnern, stand Schlesien zur Krone Böhmen seit geraumer Zeit in staatsrechtlicher Verbindung, und blieb daher von den Rückwirkungen der sich hier ansammelnden Wirren nicht unberührt. Seine, unter den maßgebenden deutschen Einflüssen erwachsene Kultur hat jedoch trotz alledem keine so unheilvolle Lähmuug erfahren, so wenig, daß gerade die deutsche Dichtung in der kritischen Zeit auf diesen entlegenen Grenzposten unver-

---

[1]) Simon Hüttels Chronic der Stadt Trautenau (1484—1601) bearbeitet von Dr. L. Schlesinger (2. Bd. des höchst verdienstlichen Unternehmens der Herausgabe der deutschen Chroniken aus Böhmen). Prag 1881.

[2]) Respublica Bojema. Leiden. 1634.

[3]) Historia persecutionum ecclesiae bohemicae (Amsterdam 1648. — Die „Idea mutationum bohemo-evangelicarum ecclesiarum" [Amsterdam 1624] von Jacob Jacobus von Guttenberg gehört zu derselben Gruppe historischer Schriften).

[4]) „Consideratio causarum hujus belli quod a. d. 1648 incepit." (Neue Ausgabe mit einer Fortsetzung 1647.)

ächtliche Blüten trieb oder doch ansetzte. In engem Zusammenhange mit der Literatur der Geschichtschreibung stehen die hinlänglich bekannten Denkwürdigkeiten des Junkers Hans von Schweinichen, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen die anerkennende Theilnahme Goethes auf sich gezogen haben [1]). Sie füllen so ziemlich die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts aus und entwerfen ein unübertreffliches Kultur- und Sittenbild der piastischen Höfe Niederschlesiens, aber auch eines Teiles Süd- und Westdeutschlands, das der originelle, gelehrige Junker mit seinen ungewitzigten Fürsten durchzogen hat. Hans von Schweinichen ist indes zugleich direct als Historiker aufgetreten, indem er eine Biographie eines seiner Herren, des Herzogs Heinrich IV. von Liegnitz, in ebenso ansprechender als glaubwürdiger Gestalt geschrieben hat [2]). Von territorialer Geschichtschreibung Schlesiens sind die „Gentis Silesiae annales“ von dem gelehrten Arzte und begeisterten Schüler Melanthons, Joachim Curäus (d. h. Scherer) zu nennen, welchen zunächst das Verdienst zukommt, daß hier (1571) zum ersten Male der freilich schwache Versuch gemacht wird, die Geschichte Schlesiens (bis 1526) im Zusammenhange darzustellen [3]), ein Versuch, den dann bald darauf Jakob Schickfuß wieder aufnahm und in eine in der That wesentlich verbesserte Gestalt kleidete [4]). Die Behandlung der älteren Ge-

[1]) Erste Ausgabe von G. H. Büsching (Breslau 1820), zweite von H. Österley (Breslau 1874), welch' letztere mit verbessertem Texte aber gar zu kahl in die Welt hinaus geschickt wurde. Vgl. Goethes S. W. (Ausgabe letzter Hand 45, 421 u. 47, 59). — Eine Bearbeitung in usum Delphini von Ernst Leistner erschien Bielefeld und Leipzig 1878.

[2]) Ausgabe bei Stenzel SS. R. Sil. II, 21—162.

[3]) Curäus (Cureus) war am 23. Oktober 1532 zu Freistadt in Schlesien geboren, zu Goldberg oder Trotzendorf, dann zu Wittenberg, weiterhin in Padua und Bologna (als Arzt) gebildet, gest. 21. Januar 1573 als Stadtphysikus von Glogau. S. Kletke, Quellenschriftsteller des preuß. Staates S. 283 und A. D. Biographie s. h. v.

[4]) Schickfus war geboren zu Schwiebus und starb 1627 als kais. Rat und Kammerfiskal Oberschlesiens. Sein Werk hat den Titel: „Neu vermehrte schlesische Chroniken und Landesbeschreibung, darinnen weiland H. J. Curäus einen Grund gelegt ꝛc.“ Breslau 1625.

schichte Schlesiens erwies sich freilich in beiden Werken als unkritisch und unbrauchbar. Wissenschaftlich gemessen überragt die eine wie die andere Nikolaus Henel (Henelius) von Hennenfeld [1]). Sein Hauptwerk ist die „Silesiographia" (1603), eine historisch-geographische Beschreibung Schlesiens, die 1704 aus seinem Nachlasse, um ein Beträchtliches vermehrt, als Silesiographia renovata reproduzirt worden ist. Henel war ein wirklich gelehrter Mann, der die Summe seines Themas erschöpfend zu spezifiziren und beschreibend wie geschichtlich darzustellen wußte. Das Buch ist mit Recht lange Zeit beliebt gewesen.

Wenden wir uns nach den Ländern Inneröstreichs und zunächst nach Kärnthen, so ist es wieder ein Gast im Lande, ein geborener Schwabe, Hieronymus Megiser, ein Schüler Frischlins, der durch seine umfangreiche „Annales Carinthiae" den Grund zur Geschichte dieses Herzogthums legte, auf welchem die Späteren fortgebaut haben [2]). In dem Nachbarlande Tirol entwickelte sich unter dem Gemahl der Philippine Welser, Erzherzogs Ferdinand, vergleichungsweise ein unverkennbarer Aufschwung in Sachen der Literatur und Kunst, obwohl die restructive Bewegung gerade jetzt hier nachdrücklich ansetzte [3]). Der schon erwähnte Gerhard de Roo hat unter den Auspicien Ferdinands, dem ja auch die berühmte Ambraser Sammlung mit ihr Dasein ver-

---

[1]) Geboren am 11. Januar 1584 zu Neustadt in Oberschl., in Breslau und Jena gebildet, zuerst Kanzler des Herzogs von Münsterberg, zuletzt Syndicus der Stadt Breslau, gest. 23. Juli 1656. A. D. Biographie s. h. v. und Klette a. a. O. S. 287. — Henel veröffentlichte zu gleicher Zeit eine Breslographia; Beiträge von ihm zur Genealogie der schlesischen Fürsten bringt Sommersberg, SS. Rer. Sil. Bd. I.

[2]) Megiser war ca. 1550 in Stuttgart geboren, in Tübingen gebildet, zuerst Historiograph am erzherzoglichen Hofe zu Graz, dann Rektor an der evangelischen Schule in Klagenfurt, durch die Gegenreformation Ferdinands verdrängt kurfürstl. sächs. Historiograph und Professor in Leipzig, durch die kärnthnischen Stände zurückgerufen, schrieb er die Chronik des löblichen Erzherzogtums Kärnthens bis 1611 reichend. 2 Bd. Leipzig 1612. Er starb 1618.

[3]) Vgl. Egger, die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Altertumsforscher Tirols. Innsbruck 1867. S. 120 ff.

dankte, sein bereits erwähntes und gewürdigtes Annalenwerk über die Geschichte der Habsburger geschrieben[1]); der Nachfolger Ferdinands, der deutsche Meister Erzherzog Maximilian, begünstigte jenen Franz Guillimann, von dessen Verdienst um die Erforschung der Anfänge der Habsburger wir ebenfalls schon gehandelt haben[2]). Die geographisch-historischen Arbeiten von Wolkensteins und Burglechners von Thierburg liegen nicht gedruckt vor; der sog. „tirolische Adler" des Letzteren scheint aber nach sachkundiger Mittheilung die Linie der bloßen Compilation überschritten und den Flug zu einer beschreibenden Landesgeschichte nicht ohne einigen Erfolg versucht zu haben[3]). Die Geschichte „der Landeshauptleute von Tirol" von J. Andreas von Brandis verdient hauptsächlich aus dem Grunde erwähnt zu werden, weil hier unternommen wird, die Geschichte des Landes an die chronologisch mit Sorgfalt fixirte Reihenfolge der Landeshauptleute anzuknüpfen[4]). Der Verfasser zeichnet sich zugleich durch eine ausschließlich katholische Gesinnung aus, wie sie fortgesetzt sein einflußreiches Geschlecht charakterisirt und zugleich die weitere Entwickelung des Landes, mit ihren Vorzügen und noch mehr mit ihren Schwächen, bestimmt hat.

Gegenüber der Zufälligkeit und Zerfahrenheit, die in Sachen der historischen Literatur in der habsburgischen Ländergruppe in dieser Epoche vorgeherrscht hatte, gewährt die Umsicht und Emsigkeit, mit welcher die territoriale Geschichtschreibung dieser Zeit in

---

[1]) S. oben S. 374.

[2]) S. oben S. 374.

[3]) S. Eggen a. a. O. handelt über Wolkenstein S. 17, über Burglechner S. 24—43. Max Sitig Freiherr von Wolkenstein war am 5. Mai 1563 geboren, gest. 1627. — Burglechner geboren 1571 zu Innsbruck, gest. 17. September 1642.

[4]) J. A. Freiherr von Brandis war am 10. Januar 1569 zu Wiener Neustadt geboren, gest. 7. November 1629. Sein Werk, dem er selbst den Titel: „caniculares" gegeben hatte, ist in unserem Jahrhunderte durch den Druck veröffentlicht worden. Es ruht vorzugsweise auf Burglechners „Adler von Tirol" und verschiedenen zuerst von ihm angezogenen Urkunden.

Baiern gepflegt wird, den entgegengesetzten Eindruck [1]). Kurfürst Maximilian I. hat in diesem Falle dieselbe Klarheit und Festigkeit bewährt, die seiner gesammten politischen Wirksamkeit überhaupt den Stempel aufdrücken und ihr so große Erfolge gewährte. Zwischen der Fürsorge für die würdige Bearbeitung der Geschichte seines Landes und seiner Dynastie einerseits und seinem gesammten politischen Systeme andrerseits besteht ja auch der engste grundsätzliche Zusammenhang. Er hat auf diesem Wege, Dank seiner Umsicht, in der That zwar nicht Alles, was er beabsichtigte, aber doch so viel erreicht, daß die wissenschaftlichen Früchte seines Eifers von Leibniz [2]) und Ludewig [3]) bis auf die Gegenwart herab die wärmste Anerkennung aller Sachverständigen gefunden haben [4]). Freilich kamen dabei eigentümliche Verwickelungen vor und das kirchliche und dynastische Gefühl des Kurfürsten gerieth in eine charakteristische Collision, er hat sich aber leidlich aus dem Handel gezogen: es gab nämlich einen Punkt, wo auch seine Ergebenheit oder seine Geduld versagten. Genug, das nächste, was Max noch in Verbindung mit seinem Vater, dem Herzog Wilhelm V., hergestellt haben wollte, war eine Geschichte von Baiern. Freilich begegnete es auch ihm, daß er im Lande selbst niemand fand, der für diese Aufgabe geeignet erschien. Er wendete sich also an den bereits

---

[1]) Apians Topographie von Baiern (herausgegeben vom hist. Ver. von Oberbaiern), berührt das Gebiet der Geschichte nur mittelbar, ist aber für dieselbe nicht gleichgiltig, überdies gründlich und gut gearbeitet. Peter Apian (eigentlich Bennewitz oder Bienewitz Apis filius) am 14. September 1511 zu Ingolstadt geboren, starb am 14. November 1589 als Privatgelehrter zu Tübingen. Apian stand bei K. Karl V, dessen Lehrer in der Astronomie er gewesen war, in hohem Ansehen. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

[2]) Leibniz sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe der bairischen Annalenwerke von Adelgreiter und Brunner (Frankfurt 1710): „Nulla Germaniae superioris pars meliores historios invenit, quam Bavaria, sive res sacras, sive civites spectes“.

[3]) S. Ludewigs rühmende Äußerung in seiner Germania princeps IV, cap. 6, p. 593 (Ausgabe von 1752).

[4]) Vgl. über die bairische Geschichtschreibung dieser Zeit im allgemeinen K. H. Ritter von Lang in Hermes 29, 1 ff.

literarisch bewährten Augsburger Stadtpfleger Markus Welser, dessen kirchenpolitische Ansichten mit den seinigen übereinstimmten und der in der That den Auftrag übernahm [1]). Maximilian setzte ihm zu diesem Zwecke einen stattlichen Jahresgehalt aus, vermittelte ihm die Öffnung der Bibliotheken und Archive, begleitete die Ausführung des Werkes mit seiner fortgesetzten unmittelbaren Teilnahme und konnte das Erscheinen der ersten 5 Bücher (1602) kaum erwarten [2]). Das 6. und, wenn die Nachricht Stand hält, auch das 7. Buch hat Welser gleichfalls vollendet; das erstere ist in der Lippert'schen Ausgabe des Jahres 1777 mit veröffentlicht worden, das letztere, wenn es überhaupt je existirte, hat sich bis zur Stunde nicht wieder finden wollen. Die ersten fünf Bücher führen die Geschichte bis zum Sturze Thassilos, das 6. bis zum Jahre 844. Was Welser trotz allem Drängen an der raschen Fortsetzung seiner Arbeit lähmte, war die Schwierigkeit, die Untersuchung über den Ursprung des wittelsbachischen Geschlechts im Sinne des Kurfürsten zu führen und den gewünschten genealogischen Zusammenhang desselben mit den Karolingern nachzuweisen. Über den darüber gepflogenen Verhandlungen gingen sechs Jahre verloren und ereilte ihn vor der Zeit der Tod [3]). Die ersten fünf Bücher hatten durchaus den Beifall Maximilians und veranlaßte er die Übertragung derselben durch M. Welsers Bruder Paul in das Deutsche, wie die Drucklegung des Originals, nachdem

---

[1]) Welser wurde am 20. Juni 1558 zu Augsburg aus dem bekannten Geschlechte geboren, hielt sich seiner Ausbildung wegen längere Zeit in Italien auf, trat nach seiner Heimkehr in den Dienst der Stadt, wurde von Stufe zu Stufe steigend 1680 zum Stadtpfleger erwählt. Er starb am 23. Juni 1614. S. seine Lebensbeschreibung von Ch. Arnold vor der Ausgabe seiner ges. Werke. — Brucker, Ehrentempel S. 67 ff.

[2]) S. Joh. Friedrich, über die bairische Geschichtschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian I. von Baiern. Akademischer Vortrag. München 1872. — Die ersten fünf Bücher „Rerum Boicarum libri V" erschienen zu Augsburg (1592).

[3]) M. Welser stand auch oft mit Cardinal Baronius in Correspondenz. Vgl. Albericus I, 173. 277. 465.

er es zuvor selbst revidirt hatte [1]). Was den wissenschaftlichen Wert der Welser'schen Geschichte anlangt, so darf derselbe nicht unterschätzt werden. Aventin gegenüber, dessen Stärke, wie wir uns erinnern, gerade in der Behandlung der älteren Jahrhunderte nicht lag, bedeutet sie einen wesentlichen und beträchtlichen Fortschritt. Freilich lag auch ein halbes Jahrhundert zwischen beiden. Bezeichnend ist, daß Welser Aventin geradezu ignorirt; wie er über ihn dachte, läßt sich leicht erraten; zu allem anderen hin hat er sich sicher auch von dem antirömischen Standpunkte desselben abgestoßen gefühlt [2]). Wie dem aber sein mag, Welser war, nach dem Maßstabe seiner Zeit beurtheilt, ein Gelehrter besserer Art, ein eifriger Forscher und mit einem leidlich kritischen Blicke nebst der Gabe gewandter Darstellung begabt; gegen den gutmütigen Glauben an so grobe Täuschungen, wie sie seinerzeit Annius von Viterbo mit so vielem Erfolge verbreitet hatte, vollkommen gewappnet, freilich auch durch das Schicksal seiner Vorgänger hinlänglich gewarnt und gewitzigt, obwohl auch sein kritisches Vermögen für eine positive Konstruktion der ältesten Geschichte und eine nachhaltige positive Lösung der kapitalen Fragen nicht ausreichte. Der vergleichungsweise gelungenste Teil ist die Geschichte der Agilolfinger. Über die eine Hauptfrage, den Ursprung des baierischen Volkes, kommt freilich auch Welser nicht ganz in das klare; er glaubt, daß die Baiern Kelten sind und vermutet gleichwohl irgend einen Zusammenhang mit den Markomannen, über deren germanische Nationalität er sich ja nicht täuscht. So liegt der Gewinn seiner Forschung zum Teile mehr in der Zurückweisung verjährter Irrthümer als in der Aufführung eines Baues, der Jahrhunderte zu überdauern vermocht hätte.

Maximilian beruhigte sich indes bei der dilatorischen Behandlung, die Welser der Fortsetzung seines Werkes angedeihen

[1]) Friedrich a. a. O. S. 5 Anm. 10.

[2]) In einem Schreiben an Baronius vom Mai 1599, mit welchem er die Übersendung eines von ihm aufgefundenen Bruchstückes einer Synode begleitete, spricht sich Welser tadelnd über Aventin aus. S. Albericus a. a. O. S. 465.

ließ, keineswegs und suchte nach einem Ersatz, den er aber nirgends als bei den klugen Vätern der Gesellschaft Jesu fand. So machen wir hier allerdings dieselbe Erfahrung, auf die wir schon einmal gestoßen sind, daß in den Ländern, die der alten Kirche mit oder ohne Willen erhalten worden sind, die geistige Kultur außerhalb des Rahmens jenes Ordens auf längere Zeit zurückgeblieben oder dem Zufalle ausgeliefert worden ist. Die Verdienste, die sich die Jesuiten durch ihre Teilnahme an der deutschen Geschichtschreibung erworben haben, darf man in der That nicht unterschätzen und werden wir noch öfters davon zu reden haben. Der Archivar und Geheimsekretär Christoph Gewold, dem Herzog für diesen Auftrag durch seinen mit Kurpfalz nicht unglücklich geführten publizistischen Streit um die Kurwürde empfohlen, hatte allerdings nach Welsers Tode den Auftrag erhalten, in die so entstandene Lücke einzutreten und den noch übrigen Teil der baierischen Geschichte herzustellen, jedoch er erwies sich der Sache nicht gewachsen und brachte nichts zu Stande[1]. So kamen also die beiden Jesuiten Matthias Rader und Andreas Brunner, beide geborne Tiroler, an die Reihe[2]. An Begabung fehlte es ihnen nicht, aber es zeigte sich, daß ihr Stand ihnen die zur Geschichtschreibung nötige Freiheit nicht gewährte. Rader, der sich durch seine Bavaria sancta (München 1615) bereits als Schriftsteller qualifizirt hatte, vollendete zuletzt seine bis 1621 reichende bairische Geschichte, sie ist aber niemals gedruckt worden. Teils die Censur seiner Obern, teils das Dilemma, welchem er sich in der wittelsbachischen

---

[1] Gewold war zwischen 1560—1565 zu Amberg von protestantischen Eltern geboren, ließ sich 1581 von den Jesuiten bekehren, trat 3 Jahre darauf in den bairischen Staatsdienst und zog sich 1617 nach Ingolstadt zurück, wo er am 16. Juni 1621 gestorben ist. Vgl. zunächst: Oefele in der A. D. Biographie s. h. v. Bereits im Jahre 1611 hatte Gewold das Chronicon monasterii Reichersbergensis des Presbyter Magnus herausgegeben und 1619 eine verbesserte Ausgabe der sog. Annalen von Heinrich von Rebdorf veranstaltet.

[2] Rader, geboren 1561, gest. 22. Dezember 1634, Brunner geboren 1589, gest. 20. April 1650.

Genealogie gegenübergestellt sah, scheinen zur Zurückhaltung seiner Arbeit mitgewirkt zu haben. Sein Ordensgenosse Brunner, der ihm anfangs nur zur Unterstützung bei der Ausführung des erhaltenen Auftrages beigegeben worden war, veröffentlichte in den Jahren 1626—37 eine selbständige bairische Geschichte[1]), die von sorgfältiger und unbefangener Forschung Zeugnis ablegt; mit dem Auftreten Ludwigs des Baiern bricht er jedoch ab, weil, wie er selber andeutet, zur Darstellung der Geschichte desselben eine freiere Feder gehöre als die seinige sei, mit andern Worten: seine Geschichte Ludwigs d. B. war von der Censur seines Ordens unterdrückt worden[2]). Das von ihm für die Fortsetzung gesammelte und bereits geordnete Material hat der damalige Ingolstädter Professor Nikolaus Burgundus im Auftrage des Kurfürsten zu einer Geschichte K. Ludwigs d. B. verarbeitet, die er 1636 publizirte, welche jedoch die prinzipielle Frage ziemlich zurückhaltend behandelt[3]). Gerade dieses Thema, welches seit längerer Zeit Maximilian wie kein anderes der Art beschäftigte, hielt ihn auch fortgesetzt in Atem. Der Dominikanermönch Bzovius hatte in seiner Fortsetzung der Annalen des Baronius K. Ludwig d. B. in der verletzendsten und einseitigsten Weise behandelt. Ein so guter Katholik nun Maximilian auch war, er fühlte sich zugleich nicht minder als Wittelsbacher und Nachkommen des beschimpften Kaisers und war nicht geneigt, diese Herausforderung ruhig hinzunehmen. Demgemäß sollte Bzovius veranlaßt werden, seine

---

[1]) Annales virtutis Bojorum.

[2]) Friedrich a. a. O. S. 18.

[3]) Historia Bavarica s. Ludovicus IV. Imperator. Ingolstadt 1636. Letzte Ausgabe mit einer Vorrede von Ch. Boehmer. Helmstädt 1701. — Burgundus = Boirgoigon, 1586 zu Enghien im Hennegau geboren, wurde 1627 Professor der Rechte zu Ingolstadt und bairischer Historiograph, ging aber 1639 nach den Niederlanden als Mitglied des großen Rates von Brabant zurück und starb 1630. Vgl. auch Prantl, Gesch. der Universität Ingolstadt. Jugler, Beiträge III, 364 und über die Sache selbst: Friedrich a. a. O. S. 17—18. Dieser macht bereits auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen dem Auftrag Maximilians an Burgundus und dem Erscheinen eines solchen Werkes im demselben Jahre 1636 liegt.

Invectiven und Entstellungen der Thatsache zu widerrufen, zugleich aber sollte die Geschichte Ludwigs in authentischer unbefangener Weise dargestellt werden. Das erstere ist aber nur in beschränktem Sinne erreicht worden [1]). Die Verteidigungsschrift für den Kaiser übernahm zuerst Gewold und führte sie auch durch [2]). Maximilian fühlte sich aber am Ende durch sie doch nicht befriedigt und traf Fürsorge, daß eine andere dem Zwecke entsprechendere abgefaßt wurde. Diese kam auch in der That im Verlaufe des Jahres 1618 zu Stande, ihr Urheber war aber nicht, wie man die längste Zeit geglaubt hat, der baierische Kanzler Georg Hörwarth (Herwarth) von Hoheburg [1]), sondern der Rektor des Münchener Jesuitenkollegiums, P. Jakob Keller [4]), der sich durch Gewold in der Herbeischaffung des Materials unterstützen ließ und andrerseits seine Autorschaft mit dem Namen Herwarths deckte, da er wohl wußte, daß er nimmermehr die Erlaubnis seiner Obern erhalten würde, seinen Namen unter eine Schrift zu setzen, die den päpstlichen theokratischen Ansprüchen schroff genug entgegentrat und mit Bzovius nichts weniger als säuberlich verfuhr. Der Herzog freilich kannte das Geheimnis und konnte zugleich nicht in Abrede stellen, daß ihm ein Mitglied der Gesellschaft Jesu in Kellers Person in dieser Weise einen großen Dienst erwiesen habe [5]). Die umfangreiche Schrift hat in der That einen tiefen Eindruck gemacht und es ist ihr wissen-

---

[1]) Vgl. Söltl: „Ein historischer Preßprozeß" im Morgenblatte zur bairischen Zeitung (1862 N. 173—175) und Friedrich a. a. O. S. 25 ff. Die betr. Correspondenz wurde in den Jahren 1619 und 1620 geführt.

[2]) „Vindiciae Ludovici IV. — contra fr. A. Bzovii Salovi, Poloni monachi etc. calumnias."

[3]) S. über ihn A. D. Biographie s. h. v.

[4]) Geboren 1568 zu Säckingen in Schwaben, gest. 23. Februar 1631 zu München.

[5]) S. Friedrich in den Sitzungsber. der Münchener Akademie der Wiss. 1874. S. 48 ff. Daß Keller der Verfasser des „Ludovicus imp. defensus" sei, hat übrigens schon Balde geahnt (s. seine Erläuterungen zu seinem „Poëma somnium" (Freiburg, Sammlung hist. Schriften u. Nr. 8. Stuttgart 1833. IV 189. 191) und Wolf, Gesch. des Kurf. Max I. I, 482.

schaftlicher Wert nicht abzusprechen[1]). Um von vielem nur das Eine zu erwähnen: daß K. Ludwig IV. rechtmäßiger, als von der Mehrheit der Kurfürsten erwählter König gewesen sei, konnte seitdem nicht mehr in Abrede gestellt werden.

Auch ein gefeierter Name aus jener Zeit, der zwar nicht durch seine Geburt Baiern angehörte, aber den größeren und fruchtbareren Teil seines Lebens hier zugebracht, Jakob Balde, sollte nach dem Sinne Maximilians an der Ausführung seiner Pläne für die Darstellung der Geschichte Baierns, und zwar der jüngsten Periode derselben Teil haben[2]). Er vollendete aber nur eine Episode derselben: „Expeditio Donauwerdana" (geschrieben 1642); da aber diese Probe vor den Augen des in seiner Weise kritischen Kurfürsten keine Gnade fand, zog er sich von dem ihm gewordenen Auftrage gänzlich zurück und wendete sich wieder der poetischen Produktion zu, für welche er ja nach einstimmigem Urteile in seltenem Grade berufen war[3]). Den Schluß dieser Gruppe bairischer Historiographie bilden die „Annales Boicae gentis", die von den ersten Anfängen bis zum Tode des Kurfürsten Max I. reichen und unter dem Namen des Archivars und Kanzlers Johann Adlzreiter von Tettenweis im Jahre 1662 an das Licht getreten sind[4]). Auch in diesem Falle jedoch

---

[1]) Ludovicus IV. imperator defensus u. s. f. München 1618. 3 Tle.

[2]) Balde, am 4. Januar 1604 zu Ensisheim im Elsaß geboren und im Jahre 1624 in den Jesuitenorden eingetreten, lebte seit ca. 1630 in verschiedenen Stellungen in Baiern, Ingolstadt, München, Amberg, Neuburg a. D. — starb am 9. August 1668. S. Westermaier: J. Balde u. s. f. München 1868.

[3]) Leibniz (Opp. ed. Dutens) VI, 296 will die bald darauf verschollene Schrift noch gesehen haben. Vgl. auch Freyberg, Sammlung hist. Schriften IV, 203. Stieve, der Ursprung des zweijährigen Krieges I, 2 und im Archiv des hist. Ver. von Oberbaiern Bd. 35 Heft 1 S. 58 ff. Balde beklagt sich bitter über die despotische Censur des Kurfürsten. In seinen Erläuterungen zum poëma somnium behandelt Balde das Schicksal der bairischen Geschichtschreibung unter Maximilian allegorisch.

[4]) Leibniz hat im Jahre 1710 eine neue Ausgabe davon veranstaltet. — Adlzreiter war am 2. Februar 1596 zu Rosenheim geboren, starb 11. Mai 1662. S. d. A. D. Biographie s. h. v.

wieder das zweideutige Versteckensspiel! Der wirkliche Verfasser dieses Werkes war nicht Adlzreiter, der in seiner Eigenschaft als Archivar nur urkundliche Materialien dazu geliefert hatte, sondern der Jesuite P. Vervaux, der aber trotz des lebhaften Wunsches des jungen Kurfürsten Ferdinand Maria und noch mehr seiner Mutter der Kurfürstin Maria Anna nach dem Willen seiner Obern als Verfasser nicht genannt und durch einen Strohmann ersetzt werden mußte. Diese Annales sind nicht ohne selbständigen Wert, obwohl Vervaux seine Vorgänger und im besonderen auch Brunner hinlänglich benutzt hat. Das Bezeichnende bei der Sache ist, daß laut urkundlichem Zeugnisse das Werk zuerst einer höchst rigorosen Censur der Oberen des Verfassers unterzogen wurde und doch nicht mit seinem Namen herausgegeben werden durfte, am liebsten hätte man es freilich völlig unterdrückt gesehen [1]). Daß unter solchen Umständen und bei einem solchen Verfahren wahrheitsgetreue, unbefangene Geschichte unmöglich war, bedarf kaum weiterer Beweisführung. Vervaux hatte entschiedenes Talent zu seinem Unternehmen mitgebracht und die Anerkennung, die Leibniz seiner Arbeit widerfahren ließ, in der That verdient. Alles in allem geurteilt, ergibt sich jedoch, daß die löblichen Absichten Maximilians für die Geschichte seines Hauses und Landes, Dank der eisernen Disciplin und aber auch der Macht des genannten Ordens, doch nur zum geringeren Teile verwirklicht worden sind. — —

Unabhängig, so viel man sehen kann, von äußeren Anregungen ist in der Jugendzeit des späteren Kurfürsten Maximilians ein umfassendes Werk entstanden, welches die Darstellung der äußeren Kirchengeschichte Baierns und der von dem bairischen Stamme ursprünglich in Besitz genommenen und germanisirten

---

[1]) S. Pius Wittmann, über den Verfasser der unter Adlzreiters Namen herausgegebenen „Annales Boicae gentis". München, Gel.-Anz. 1844, und Friedrich a. a. O. im Anhang S. 32 ff. Charakteristisch ist vor allem auch das Schreiben des Jesuitengenerals Goswin Nickel d. Ann. 14. November 1654 (S. 14).

Gegenden behandelt: Die Metropolis Salisburgensis von Wiguleus Hund [1]). Tief eingeweiht in die Tendenzen der bairischen Politik unter Herzog Wilhelm V., wesentlich beteiligt an allen maßgebenden Aktionen, ein entschiedener Anhänger der kirchlichen Restauration fand er noch Zeit zu ein paar literarischen Arbeiten, von welchen die Metropolis die umfangreichste und vergleichungsweise werthvollere ist. Bei diesem Unternehmen mag ihm wohl die gleichnamige, aber bedeutendere Metropolis Saxonica des Albert Kranz, die bereits 1548 in Druck erschienen war [2]), als Muster vorgeschwebt haben. Das Werk, gründlich wie es war, wurde mit großem Beifall aufgenommen, und der dasselbe bewegende Gedanke muß unbedingt als ein sach- und zeitgemäßer bezeichnet werden. Die Form hat nichts Hervorragendes, in der kritischen Behandlung der älteren Zeiten bleibt Hund öfters hinter dem, was man erwarten durfte, zurück, auch die Vollständigkeit des Stoffes weist manchmal Lücken auf. Die Übersicht über die Geschichte der Mutterkirche und der gesammten Bistümer und Stifter der Erzdiözese Salzburg erwirbt ihm jedoch trotz alledem den Anspruch auf unsere Anerkennung. Weniger glücklich war Hund in seinem „Bayerisch Stammbuch“, einer Geschichte der bairischen Adelsgeschlechter, dem man seine Entstehung in dem letzten Lebensjahre des Autors nur zu deutlich anmerkt [3]). Die

---

[1]) W. Hund (Hunt, Hundt) von Leutersbach zu Sulzemoos u. s. f., geboren den 26. Juli 1514 zu Kaltenberg am Lech, in Ingolstadt und Bologna gebildet, zuerst Professor Juris an erstgenannter Universität, seit 1540 Hofrat in München, 1544 Assessor am Reichskammergericht in Speier, 1551 Reg.-Kanzler in Landshut, gest. 20. Februar 1588 zu München. Vgl. Eisenhart in der A. D. Biographie. Hunds Selbstbiographie bei v. Freyberg, Sammlung u. s. w. III, 182. Die Metropolis Salisb. erschien zu Ingolstadt 1682 Eine neue vermehrte bis 1620 fortgesetzte Ausgabe von Gewold. (S. oben S. 385 Anm. 1).

[2]) S. oben S. 85.

[3]) Der erste Teil erschien 1545, der zweite 1586 (zu Ingolstadt), der dritte wurde erst in unserem Jahrhundert durch v. Freyberg in seiner öfters gen. Sammlung veröffentlicht. Indes wird die Autorschaft des dritten Teiles Hund von Manchen abgesprochen. In seinem handschriftlichen Nachlaß findet sich die

schlimmsten Verirrungen und Willkürlichkeiten eines Rüxner und Lazius sind zwar vermieden, aber die genealogischen Aufstellungen lassen trotz allem Eifer des Verfassers zu sehr die sichere Methode vermissen, ohne welche auf diesem schlüpferigen Boden, zumal für die ältere Zeit, wenig zuverlässiges zu erzielen ist [1]).

Gehen wir von Baiern nach Schwaben über, so fesselt uns zunächst Augsburg, das, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts allerdings nicht mehr im Aufsteigen begriffen, die Grundlagen seiner früheren Blüte immerhin noch zu bewahren gewußt hatte. Die älteste Geschichte der Stadt bis 552 hat der schon genannte Marcus Welser nach zuverlässiger Quelle dargestellt [2]). Es ist das derselbe, den wir in seinen nahen Beziehungen zu Maximilian von Baiern weiter oben kennen gelernt haben. Von der sog. Peutingerischen Tafel hat er die erste Ausgabe veranstaltet und die Lebensbeschreibungen der Martyrer Augsburgs und des Bischofs Ulrich herausgegeben [3]). Man fühlt überall den geschulten Fachmann durch, der nicht zufällig seinen Fleiß auf solche Gegenstände wendete. Unter seinen gelehrten Zeitgenossen erfreute sich Welser hohen Ansehens und er hat durch seine Stellung und sein reges wissenschaftliches Interesse, das mit Sachkunde verbunden war, nach vielen Seiten hin anregend und fördernd gewirkt. — Eine Gesammtgeschichte der Stadt Augsburg hat ein in jener Zeit hochgeschätzter Mann, Achilles Pirmin Gasser,

---

sog. „Hund'sche Landtafel von 1560", d. h. eine amtlich angefertigte Matrikel der adeligen Güter in Baiern, deren Eigentümern Sitz und Stimme auf der Ritterbank des Landtages zukam.

[1]) Leibniz, der, wie wir vernommen haben, die Leistungen dieser Zeit über bairische Geschichte nicht unterschätzte, schreibt 1701 an Pfeffinger: „Je me souviens d'avoir vu autrefois das Bayerische Stammbuch des Wiguleus Hundius; mais il ne me comparut pas de plus considerables, ainsi je crois qu'on s'en peut consoler." (Briefwechsel III, 216.)

[2]) Rerum Augustanarum Vindel. libri VIII. (Venedig 1594.) Schon im nächsten Jahre erschien eine deutsche Ausgabe von Engelbert Werlich.

[3]) S. seine Opera historia et philologia sacra ac profana etc. curante Christoph Arnoldo. Nuremb. 1682.

der seit 1546 als Arzt in Augsburg lebte, verfaßt[1]). Humanistisch hochgebildet, ein eifriger Anhänger der Reformation, war er der rechte Mann zu solch' einem Unternehmen. Die nächste Veranlassung zu seinem gedachten Geschichtswerk hatte ihm Sebastian Münster gegeben, indem er seine Mitwirkung für die Kosmographie in Anspruch nahm. Die „Annales civitatis ac reipublicae Augsburgensis“ reichen von den Anfängen der Stadt bis 1572. Für die neuere hellere Geschichte der Stadt ist Gasser ein vortrefflicher Berichterstatter und stützt seine Darstellung auf brauchbare Chroniken und Urkunden, eigene Erlebnisse und Mitteilungen befreundeter Zeitgenossen. Zugleich stellt er sich entschieden auf die Seite der Stadt in ihren Streitigkeiten mit den Bischöfen, und hält mit seiner Ansicht in der Darstellung der kirchlichen Bewegung nicht zurück. Er gibt allerdings in der Regel seine Quelle nicht an, jedoch haben Alle, die seinen Annalen näher getreten sind, die Zuverlässigkeit seiner Angaben bestätigt[2]). Die Form der streng annalistischen Darstellung ist zwar nicht frei von Schwerfälligkeit, hält uns aber durch die Frische und Lebhaftigkeit der Auffassung schadlos. Gerade jene selbständige Haltung des Werkes scheint indes der Veröffentlichung desselben im Wege gestanden zu haben. Erst im Jahre 1728 ist es durch Burkard Mencke in dessen SS. R. Germ. I. in seiner originalen Gestalt herausgegeben worden[3]). Was nach dieser Zeit zunächst über

---

[1]) Gasser war geboren am 3. November 1505 zu Lindau, studirte in Wittenberg, wo er Luther und Melanthon hörte, und in Wien, wo Lazius sein Lehrer war. Auch Montpellier und Avignon hat er besucht. Zu Flacius Illyricus hat er in engen Beziehungen gestanden und das Zustandekommen der Centurien mit Rat und That unterstützt, was Flacius auch öffentlich bezeugte. Vgl. Brucker: De vita et scriptis A. P. Gasseri (s. dessen Miscellanea) S. 419—443 und s. Ehrentempel S. 145 ff. — Frensdorf in der Einleitung zu dem 1. Bde. der Augsb. Chroniken und in der A. D. Biographie.

[2]) S. Paul von Stetten sen. in seiner kurzen Nachricht von der SS. R. August. und Frensdorf a. a. O S. XCV.

[3]) Der größere Teil der Annales (vom Jahre 552 an) war allerdings (1595) in deutscher Übersetzung der oben (S. 391 Anm. 2) erwähnten deutschen

die Geschichte Augsburgs geschrieben wurde und zu Tage trat, bestätigt das Sinken der Blüte der Stadt im 17. Jahrhundert und lehnt sich meist in abhängiger Weise an die älteren Arbeiten an oder vermag es nicht, wie der Mönch von St. Ulrich, Regenbald Möhn, der in seinen bis 1632 reichenden Annales Augustani im besonderen gegen Gasser polemisirt, sich über den engsten Gesichtskreis zu erheben [1]). An gebildeten und welterfahrenen Männern, die gelegentlich auch zur Feder griffen, hat es zwar nach wie vor in Augsburg auch im nächsten Menschenalter nicht gefehlt. Wir erinnern an jenen Lucas Geizkofler, einen geborenen Tiroler, der als Rechtskonsulent der Fugger in der Stadt heimisch geworden war und 1620 daselbst gestorben ist [2]). Seine autobiographischen Aufzeichnungen, geschrieben 1609, sind in mehr als einer Beziehung lehrreich, durchaus glaubwürdig und überdies von fesselnder Anschaulichkeit, wie namentlich der Bericht über seinen Aufenthalt in Paris in den kritischen Tagen der Bartholomäusnacht. Der Tiroler Geizkofler war nämlich Protestant und hat sich durch keine noch so lockenden Vorteile von seinem Glauben abwendig machen lassen. Eine ähnliche Teilnahme nimmt Philipp Hainhofer mit seinem Reisetagebuch aus dem Jahre 1617 in Anspruch [3]). Hainhofer war ein jüngerer Zeitgenosse Geizkoflers, ein geborener Augsburger († 1647). Er hat die Welt nach verschiedenen Richtungen diesseits und jenseits der Alpen mit Nutzen gesehen und mehrere seiner Reisen beschrieben. Als Kunstsammler, Agent und Korrespondent verschiedener Höfe war er u. a. auch mit dem Herzoge Philipp II. von Pommern in Beziehungen getreten und 1617 einer Einladung desselben nach Stettin gefolgt. Diese Reise

---

Bearbeitung des M. Welser'schen Werkes über die älteste Geschichte von Augsburg beigegeben worden. S. Zapf, Augsb. Bibliothek.

1) Frensdorf a. a. O. S. XLVI.

2) Vgl. Adam Wolf: Die Selbstbiographie von Lukas Geizkofler. Wien 1873.

3) Erschien zu Stettin 1834, herausgegeben von Fr. L. B. von M(edem).

wird in dem genannten Tagebuche in lehrreicher Weise beschrieben [1]). Ein Bekannter Hainhofers war Hans Ulrich Krafft aus Ulm, dessen „Reisen und Gefangenschaft“, welche in der That den Charakter von Denkwürdigkeiten nicht verläugnen, seit ein paar Jahrzehnten bekannt geworden sind [2]). Es ist in keiner Weise ein historisches Werk, mit welchem wir es hier zu thun haben, aber für die Sitten- und Kulturgeschichte der Zeit im weiteren Sinne immerhin ein erwünschter und ergiebiger Beitrag, wie mangelhaft auch die Sprache mit Recht gefunden werden mag.

Um uns wieder zur unmittelbaren Geschichtschreibung zurückzuwenden, nehmen die Annales Suevici von Martin Crusius zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch [3]). Sie sind das erste Werk der Art, das sich die Darstellung der Gesammtgeschichte Schwabens als Aufgabe gestellt hat [4]). Crusius war ein

---

[1]) Hainhofer, der einem der angesehensten Geschlechter der Stadt angehörte, war ebenfalls Protestant. Gustav Adolf hat ihn während seines Aufenthaltes in Augsburg ausgezeichnet; aus dieser Zeit gibt es ebenfalls ein Tagebuch Hainhofers.

[2]) Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts aus der Orig.-Handschrift herausgg. von Dr. K. D. Haßler, Stuttgart 1861 (61. Bd. des lit. Ver. in Stuttgart). Unter dem Titel: „Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts“ (Göttingen 1862) bearbeitet von Ad. Cohn. — H. U. Krafft stammte aus dem bekannten Umer Geschlechte (geboren am 25. März 1550) und hatte sich zuerst in Augsburg, später in Lyon und Florenz ausgebildet und unternahm im Auftrage des Manlich'schen Handlungshauses in Augsburg eine Reise nach Syrien, um dort die Geschäfte desselben zu vertreten. Diese Reise nebst den Unfällen, in die er in Aleppo ohne Schuld verwickelt wurde, bildet den Gegenstand der in Frage stehenden Aufzeichnungen. Zurückgekehrt, wurde Krafft von seiner Vaterstadt zum Pfleger in Geißlingen ernannt. Geschrieben ist das Werk in den Jahren 1611—1616.

[3]) Crusius (Kraus) war ein geborener Franke aus Grebern bei Bamberg stammend. Geboren den 19. September 1526 als Sohn eines evangelischen Geistlichen, seit 1559 Professor der klassischen Sprachen zu Tübingen, gest. 14. Februar 1607. Vgl. die Einleitung J. J. Mosers zu seiner Übersetzung der Annales und Klüpfel in der A. D. Biographie.

[4]) Erschienen zu Frankfurt 1595 in 2 starken Bänden. — Crusius edirte u. a. auch eine Sammlung von Nachrichten über den Zustand der Griechen unter der türkischen Herrschaft unter dem Titel: „Turco-Graecia“ und „Germano-

origineller Mensch und überaus fleißiger Schriftsteller. Das Gedächtnis seines Namens haftet aber an den Annalen. Diese sind nun freilich nichts weniger als ein Kunstwerk und führen den Namen der (schwäbischen) Chronik, unter welchem sie durch J. J. Mosers Übersetzung (und Fortsetzung) populär geworden sind, nicht mit Unrecht. Der Verfasser hat, vielfach dazu aufgefordert, wie er sagt, erst in seinem vorgerückten Alter sie zu schreiben begonnen und viel Fremdartiges, Persönliches und Lokales mit dem eigentlichen Gegenstande verbunden. Das Hauptgewicht legt er auf die Chronologie, ohne daß der betreffende Gewinn als ein erheblicher bezeichnet werden könnte. Er holt nach der herrschenden Unart weit aus, aber der materielle Wert des Werkes fängt erst mit dem 16. Jahrhunderte an; von einer kritischen Behandlung der älteren Zeit ist keine Rede. Moser hatte daher nicht so Unrecht, wenn er bei seiner Übersetzung das Fremdartige und Abliegende ausscheiden wollte, und es ist bezeichnend, daß, wie er versichert, das Publikum, auf welches er rechnen müßte, d. h. die Pränumeranten, gegen ein solches Vorhaben Verwahrung einlegten und durchaus den ganzen Crusius haben wollten [1]).

Um die spezifische wirtembergische Geschichte hat sich der herzogliche Leibarzt Oswald Gabelkover ein bleibendes Verdienst erworben [2]). Er gilt als der erste bedeutende Forscher über die Geschichte des Landes und vor allem des Fürstenhauses.

Graecia" (Basel 1584 und 1585). Als Ergänzung seiner Annalen erschien 1596 als Anhang zum 2. Bande „Paralipomena Rerum Suevicarum liber". Über seine Schrift über den schmalkaldischen Krieg s. oben S. 250 Anm. 2.

[1]) Vgl. die lehrreiche Vorrede Mosers zur Übersetzung, welch' letztere übrigens nicht von ihm selbst herrührt. Die Fortsetzung der „Schwäbischen Chronik" von 1596 an bis 1733 scheint übrigens seine eigene Arbeit zu sein. Moser sagt u. a.: das Buch, d. h. die Annales, seien völlig vergriffen und durch kein anderes ersetzt gewesen.

[2]) Geboren zu Memmingen 3. September 1539, gest. 31. Dezember 1616. Gebildet zu Tübingen und Bologna, wurde er 1580 Leibarzt des Herzogs Ludwig von W. 1594 hat er ein „Arzneibuch" in 2 Teilen veröffentlicht. Vgl. P. Stälin in der A. D. Biographie.

Mit umfassendem und systematischem Fleiße hat er Jahre lang gesammelt und die Vorbereitungen getroffen, aus welchen sein Hauptwerk, eine ausführliche Geschichte und Topographie Wirtembergs, hervorgegangen ist. Dasselbe ist jedoch niemals selbständig und unter seinem Namen gedruckt, dagegen der erste Teil desselben im 18. Jahrhundert bis 1528 herab von Joh. Ulrich Steinhofer ab- und ausgeschrieben und mit Zusätzen als „Neue wirtembergische Chronik“ herausgegeben worden [1]. Die Vorzüge Gabelkovers, die sich unter der Maske Steinhofers erkennen lassen, liegen in der umsichtigen, scharfblickenden Kritik, in den Takt in der Auswahl des Stoffes und in einer schlichten gedrängten und stets deutlichen Schreibart. Das Hauptverdienst des Werkes ist die sichere Grundlage, die ihm der Verfasser durch die Urkunden des herzoglichen Archivs gegeben hat [2].

Ein recht originelles und umfangreiches Geschichtswerk, das sowohl seinem Ursprunge als zum größten Teile auch seinem Inhalte nach Schwaben angehört, ist die sog. Zimmer'sche Chronik, auf deren Bedeutung in unserem Jahrhundert u. a. namentlich Uhland nachdrücklich hingewiesen und so zur endlichen Veröffentlichung derselben nicht wenig beigetragen hat [3]. Sie ist in den Jahren 1564—1567 entstanden und an ihrer Abfassung haben der Graf Gustav Froben (von Zimmern) und sein Sekretär Johannes Müller gleichen Anteil, während der Graf Wilhelm Werner nur Beiträge zur Geschichte seines Geschlechtes geliefert hat [4]. Der nächste Gegenstand der Chronik oder, wie

---

[1]) Tübingen 1744—1758.

[2]) S. Pfaff, Wirt. Plutarch I, 79—82 und „Quellen der älteren wirt. Geschichte“ S. 21 ff. ferner Chr. von Stälin, Wirt. Gesch. III, 11.

[3]) Herausgegeben von Dr. K. A. Barak in 4 Bänden. Stuttgart 1869 als Bd. 91—94 des lit. Ver. in Stuttgart. Neue Ausgabe von Barak 1880. — Über Uhlands Anregungen vgl. F. Pfeiffers Germania Bd. I (1856 S. 2 ff.) und Bd. II (1859 S. 50 ff.).

[4]) Vgl. Barak im Nachwort (zum 4. Bd.) S. 450 ff. — Graf Froben ist in der Zeit zwischen 23. August 1566 und dem 7. März 1567, sein Oheim Wilhelm Werner 1575 im hohen Alter gestorben. Johannes oder Hans

die Verfasser ausschließlich sagen, der Historia oder Histori, ist die Geschichte der Grafen von Zimmern auf dem Schwarzwalde, eines alten und angesehenen schwäbischen Hauses [1]). Aber bei dem, an sich immerhin engen Rahmen dieses Themas bleibt die Darstellung nicht stehen, sondern schweift gerne und weit über denselben hinaus auf das Gebiet näher oder entfernter mit denselben verwandter Geschlechter und irgendwelcher in den Gesichtskreis der Verfasser fallender Ereignisse, so daß häufig der Faden der Erzählung ganz verloren geht und mit Mühe wieder aufgenommen wird. Der Hauptwert des Buches liegt in den Elementen, welche das Feld der Sage, Gebräuche, Sitten, des Volksglaubens u. dgl. umschließen, und dafür ist es eine kostbare Fundgrube. Ernstes und Schalkhaftes wechselt grundsätzlich miteinander ab und was die mitgetheilten bedenklichen Züge aus der Sittengeschichte anlangt, muß man wenigstens zugeben, daß die Verfasser keinerlei Rücksichten kennen oder nehmen. Auf die sittlichen Zustände vor allem des 16. Jahrhunderts und gerade der besseren Kreise zunächst in jenen Gegenden fallen freilich dunkle Schlagschatten und der Leser braucht nicht zimperlich zu sein, um in diesen Schilderungen einen überwältigenden Beweis gegen das Märchen von der sog. guten alten Zeit zu finden [2]). Was die Behandlung der Zimmer'schen Geschlechtsgeschichte betrifft, so ist sie trotz aller Abschweifungen ziemlich breit angelegt, und die Verfasser entwickeln eine hinlängliche Gelehrsamkeit oder Belesenheit, wie schon das Verzeichnis der von ihnen benutzten

---

Müller, den man mit Unrecht die längste Zeit bloß für den Schreiber der Chronik gehalten hat, erscheint zuerst als gräflich Zimmer'scher Sekretär zu Meßkirch, später als Obervogt zu Oberdorf a. N., wo er 1601 gestorben ist. Graf Wilhelm a. Z. hat auch eine Chronik der Bischöfe von Constanz verfaßt (s. Barak a. a. O. S. 442 Anm. 1).

[1]) S. Chr. von Stälin, Wirtemb. Gesch. II, 546.

[2]) Vgl. auch Liebknecht in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. 1872. S. 29 ff. 350 ff. — Was die deutsche namentlich auch sog. poetische Literatur jener Zeit an bedenklichem Inhalt oft mit Behagen vorträgt, ist uns bekannt, indes kann dieses an unserem oben im Texte ausgesprochenen Urteile nichts ändern.

Quellen dokumentirt [1]). Daß die Herkunft der Grafen von Zimmern von den Cimbern abgeleitet wird, kann für jene Zeit nicht gerade überraschen; die unkritische Leichtgläubigkeit spielt der genealogischen Eitelkeit auch weiterhin noch manchen empfindlichen Streich, so daß man mit Genugthuung die Verfasser in die helleren Zeiten begleitet, die vor so ungeschichtlichen Irrthümern schützen und bei deren Schilderung die Erzählung sich in vollem Behagen und mit sorgloser Redseligkeit gehen läßt, der wir uns aber doch zum Danke verpflichtet fühlen [2]).

Jenseits des Rheins, im Elsaß, ist nach wie vor Straßburg der Sitz der Geschichtschreibung. Außerordentliches ist in dieser Epoche hier freilich nicht geleistet worden; wie an so manchen anderen Punkten, die lange Zeit hindurch in den ersten Reihen geglänzt hatten, ist auch hier ein Rückgang zu verspüren. Manches hierher Gehörige, was jetzt entstand, liegt noch ungedruckt und entzieht sich somit unserer Beurtheilung; wirklich Bedeutendes freilich befindet sich nicht darunter [3]). Die „Edelsaßer Chronik“ von Bernhard Hertzog, die sich im besonderen mit dem unteren Elsaß beschäftigt, ist die Arbeit eines Mannes, der sich

---

[1]) Barak a. a. O. 4, 463—464.

[2]) Indem wir für diesen Zeitraum von Schwaben Abschied nehmen, wird es nicht überflüssig erscheinen, an Christoph Besold zu erinnern, der durch seine Publikationen über die Geschichte der Wirtemb. Klöster, welches auch seine bestimmenden Absichten gewesen sein mögen, wertvolles urkundliches Material an das Licht gezogen hat. („Prodromus vindiciarum ecclesiasticarum“ etc. — „Documenta rediviva praecipuorum in Ducatu Wirtemb. sitorum.“ — „Virginum sacrarum monumenta in principum Wirtemb. ergastulo litterario“ etc.; alle drei Publikationen aus dem Jahre 1636). — Bekanntlich hat Besold diese Schriften erst nach seinem Übertritt zum Katholizismus herausgegeben. Er hat vielerlei geschrieben u. a. auch eine Art Fortsetzung Sleidans, die eine Zeit lang über die Gebühr geschätzt wurde. Seinem nächsten Berufe nach war er Jurist, geboren 1577 zu Tübingen, wurde 1610 Professor daselbst, convertirte 1631 im Geheimen, 1635 öffentlich und starb als Professor des Rechtes zu Ingolstadt am 15. September 1638. — Vgl. über ihn den Art. Muthers in der A. D. Biographie.

[3]) K. Hegel in der Einleitung zum 1. Bd. der Straßburger Chroniken (Städtechronik 8. Bd.).

selbst nicht für einen Historiker ausgab, überwiegend compilatorisch, ohne geschichtlichen und kritischen Sinn gearbeitet [1]). Obwohl Protestant weiß Hertzog gleichwohl über die Einführung der Kirchenreformation in Straßburg so gut als nichts zu sagen. Der stoffliche Wert des Buches liegt zumeist in den originellen Nachrichten über die adeligen und bürgerlichen Geschlechter des unteren Elsaßes [2]). Das Bedeutendste über die Straßburger Geschichte hat in dieser Zeit ein Auswärtiger, dem wir schon einmal begegnet sind, der Schweizer Franz Guillimann in seiner Schrift über die „Geschichte der Bischöfe von Straßburg bis 1607“ geleistet [3]). Sie bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt. Indem er sich überall auf zuverlässige Zeugnisse zu stützen sucht, findet Guillimann an den weniger kritischen Vorgängern, wie Königshofen, Wimpheling, Trithemius, Bruschius, vieles zu berichtigen und die Straßburger Bischofsreihe in den ersten Jahrhunderten erhält durch ihn eine durchgreifende Revision. Die Pflege der Zeitgeschichte anlangend, so ist, ausgenommen was sich in der (ungedruckten) „Summarischen Chronik“ des älteren Johann Wencker, die bis 1659 reicht, darüber findet [4]), die einzige „Beschreibung des bischöflichen Krieges vom Jahre 1592“ zu erwähnen, die einen ungenannten Straßburger und guten Protestanten zum Verfasser hat und die, ohne besondere Vorzüge aufzuweisen, als Stimmungsbild von Wert ist [5]).

---

[1]) Hertzog war Hanau-Lichtenbergischer Amtmann.

[2]) Das „Chronicon Alsatiae oder Edelsaßer Chronik“ u. s. w. erschien zu Straßburg 1592 im Druck.

[3]) S. oben S. 375 Anm. 1. Der Titel der Schrift ist: De episcopis Argentinensibus (1608).

[4]) S. K. Hegel a. a. O. S. 71 der ältere Wencker († 1659) Ratsherr und Ammeister zu Straßburg.

[5]) Die Schrift ist 1874 von Dr. Rud. Reuß veröffentlicht worden. Über den in Frage stehenden Krieg vgl. Strobel, Gesch. des Elsasses Bd. 4 und die zu Straßburg im Jahre 1839 erschienene Schrift: „Der Krieg der Stadt Straßburg mit dem Kardinal von Lothringen 1592“. — In diesem Zusammenhange erwähnen wir die Mitteilungen über Straßburg im 16. Jahrhundert (1520—1591), Auszug aus der Imlin'schen Familienchronik. Colmar 1875.

Indem wir die Leistungen dieser Epoche über die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, die ja bereits einer vollständigen staatsrechtlichen Loslösung vom deutschen Reiche mit Erfolg zustrebte, uns für eine abgesonderte Untersuchung am Ende dieses Abschnittes aufsparen, wendet sich unsere Betrachtung zunächst den ost- und rheinfränkischen Gebieten zu. Das „Auge Deutschlands“ blickte zwar jetzt nicht mehr so zuversichtlich und strahlend in die Welt wie noch ein halbes Jahrhundert früher. Die zunehmende allgemeine Abschwächung der öffentlichen wie literarischen Zustände im Reiche ließ sich unvermeidlich auch in diesem so fruchtbaren Sitze der Musen und der Kunst empfinden. Und mit der Geschichtschreibung ist es nicht anders. Allerdings entstand gerade in dem Jahrzehnt vor dem großen Kriege jenes Werk über die Geschichte der Stadt Nürnberg, welches lange Zeit als die authentische, quasi offizielle Darstellung derselben gegolten hat. Wir meinen die „Annalen der löblichen und weitberühmten Reichsveste und Stadt Nürnberg“ von dem Ratsschreiber Johann Müllner († 1634). Müllner sah sich, dank seiner amtlichen Stellung, in der glücklichen Lage, den reichen und noch unversehrten Urkunden- und Quellenschatz des Ratsarchivs benützen zu können. Es muß zugleich zugegeben werden, daß er mit der Liebe zur Sache und mit einer ausreichenden Kenntnis der gelehrten historischen Literatur das praktische Verständnis und den geschärften Blick des bewährten Geschäftsmannes verband. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß er nicht für die Welt, sondern für den ehrbaren Rat der Stadt geschrieben hat, mit anderen Worten, daß sein umfangreiches Werk von Haus aus nicht für den Druck bestimmt war, wie es denn auch später nicht zur Veröffentlichung gelangt ist, nachdem die Ursachen der absichtlichen Zurückhaltung desselben, die in erster Linie den Nachkommen der Burggrafen in den fränkischen Fürstentümern gegolten hatte, hinweggefallen war[1]). Am

[1]) Der bekannte Nürnberger Gelehrte G. W. Karl Lochner († 1882) begann in den Jahren 1833—1835 die Herausgabe der Nürnberger Annalen, gelangte aber nur bis zum Jahre 1219. S. Städtechroniken S. XL Anm. 1.

22. Oktober 1623 überreichte Müllner die Frucht eines 25 jährigen Fleißes in vier großen, mit gemalten Karten und Wappenbildern ausgestatteten Foliobänden seinen Auftraggebern. Die Annalen sind in verschiedenen Abschriften verbreitet worden und haben in den städtischen Kreisen lebhaften und nachhaltigen Beifall gefunden. Dieser Beifall war in mannigfacher Beziehung auch verdient, und erleidet seine Einschränkung nur durch den Umstand, daß Müllner in der genauen Kenntnis und richtigen Beurteilung des Mittelalters viel zu wünschen übrig läßt, daß er in der Glaubwürdigkeit der benutzten Quellen zu wenig unterscheidet und der herkömmlichen Überlieferung gegenüber zu rücksichtsvoll verfährt. Trotz dieser Schwächen des Werkes muß jedoch zugestanden werden, daß dasselbe sich durch erhebliche Vorzüge auszeichnet, und bleibt zu bedauern, daß die ausgiebige Förderung, welche der nachfolgenden Nürnberger Geschichtschreibung durch den Einfluß desselben hätte zu Teil werden können, infolge der angedeuteten Ängstlichkeit des Autors auf lange hinaus vereitelt worden ist[1]).

In den ostfränkischen Hochstiftern hat die historiographische Thätigkeit dieser Zeit keine nennenswerten Anstrengungen gemacht oder Früchte getragen. Die Nachwirkungen der humanistischen Kultur, die namentlich im Hochstift Wirzburg bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus fortgewuchert hatten, erlagen auch hier nur zu schnell den Einwirkungen der Gegenreformation. Und wenn es auch vielleicht nicht geleugnet werden kann, daß durch diese hier wie anderswo das geistliche Staatswesen gefristet worden ist, so bleibt nicht minder gewiß, daß die davon betroffenen Landschaften durch den Sieg der kirchlichen Restaurationspolitik für lange Zeit dem befruchtenden Zusammenhange mit dem selbständigen deutschen Geistesleben entfremdet worden

---

[1]) Vgl. K. Hegel in der Einleitung zu den Nürnberger Chroniken S. XXXV—XXXVI, Anzeiger des Germanischen Museums 1870 S. 941. Der Rat belohnte Müllner mit der Summa von 600 Gulden neben den bereits früher bewilligten 260 Gulden, allerdings mit dem Wunsche, Müllner möge die Annalen fortsetzen, aber zugleich die Arbeit schlechterdings geheim halten.

sind. Die Bamberger Reimchronik von Jakob Ayrer hat stofflich einen geringen, und als Werk der Literatur keinen größeren Wert. Der Verfasser gehört übrigens nicht dem Hochstift Bamberg, sondern dem benachbarten Nürnberg an[1]). Die bezüglichen historiographischen Hervorbringungen in Wirzburg bewegen sich sämmtlich in kleinen Verhältnissen und Versuchen, ohne in diesem Zusammenhange auf Berücksichtigung Anspruch machen zu können[2]).

Anders und besser steht es in den rheinfränkischen Gebieten und in den Hochstiften von Mainz, Speier und Worms. Aus Speier ist das verbreitetste und anerkannteste Geschichtswerk dieser Landschaften hervorgegangen, Christophus Lehmanns[3]) Chronik der freien Reichsstadt Speier (1612). Die

---

[1]) Erste und einzige Ausgabe der Reimchronik von Joseph Heller. Bamberg 1833. — Ayrer war ein geborener Nürnberger und Notarius et procurator daselbst. Er lebte in der Zeit von 1550—1602. Der erste Entwurf der Chronik fällt in das Jahr 1570, der zweite 1599; sie beginnt mit dem Jahre 900. Ayrer hat die Gründung des Bistums Bamberg auch dramatisch bearbeitet. Vgl. Koberstein-Bartsch I, 348. 385. II, 243.

[2]) Die Schweinfurt betreffenden Aufzeichnungen der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts findet man vereinigt bei Friedrich Stein: Monumenta Suinfurtensia historica etc. Schweinfurt 1875. Es wäre daraus etwa hervorzuheben: Kilian Göbel, Erzählung vom Markgräfler Krieg 1553—1554. — Die ostfränkischen Gebiete anlangend, die den 1576 aussterbenden Grafen von Henneberg angehört hatten und von ihnen in die Hände der Ernestiner gelangt waren, ist etwa C. Spangenbergs „Hennebergische Chronik“ (Straßburg 1599) hervorzuheben; sie ist aber nicht auf dem Henneberg'schen Boden erwachsen. Auf Spangenberg kommen wir bald noch einmal zurück.

[3]) Chr. Lehmann ca. 1570 zu Fichtenwalde in der Niederlausitz geboren, in Leipzig gebildet, wurde 1594 an der sog. Senatsschule zu Speier als Lehrer angestellt, im Jahre 1600 erster Ratsschreiber und in Geschäften vielfach verwendet. 1629 trat er, obwohl entschiedener Protestant, in den bischöflichen Dienst über, nahm aber 1637 seine Entlassung und wurde Stadtsyndikus von Heilbronn, starb aber bereits im Januar 1639. S. Erhard Christ. Baur, Leben des Chr. Lehmann. Frankfurt 1756. G. Rau, Chr. Lehmann und seine Chronica (Programm des Lyzeums und Gymnasiums zu Speier vom Jahre 1859). Die Chronik erschien 1612 zuerst im Druck. 2. Ausgabe 1662. Die 3. Ausgabe wurde (1678) von dem Speirer Ratsschreiber Melchior

Chronik ist nicht bloß eine Stadt- sondern auch zum guten Teile eine Reichsgeschichte und hätte insoferne auch weiter oben besprochen werden können. Ihr wesentliches Verdienst muß ihr aber doch in ihrer ersteren Eigenschaft zuerkannt werden, da sie im übrigen doch mehr nur Compilation und nicht durchweg kritisch gearbeitet ist, obwohl sie letzterem Umstande einen Teil ihrer Beliebtheit verdankt. Lehmann war in der That ein gelehrter und arbeitsamer Mann und in der geschichtlichen Literatur hinlänglich bewandert. Für die Darstellung der Geschichte von Speier ist er lange Zeit Autorität geblieben. Die enge Verbindung mit der Reichs- und Kaisergeschichte hatte ja gerade in diesem Falle viel Anziehendes an sich. Lehmann arbeitet zugleich nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Tiefe und verleiht der Spezialgeschichte durch eine vorausgehende Schilderung der allgemeinen Verhältnisse eine gewinnende Anschaulichkeit. Für die Stadtgeschichte hat er das städtische Archiv und weiterhin das Archiv der Städte der rheinischen Bank ausgebeutet. Er reproduzirt eine ziemliche Anzahl von kaiserlichen, aber auch päpstlichen und bischöflichen Urkunden, außerdem von Rechtserlassen, Verträgen, Vergleichshandlungen und sogar die alten Richterordnungen der Stadt. Die Chronik reicht allerdings nur bis K. Maximilian I. Daß Lehmanns protestantische Gesinnung Stand gehalten, wird wenigstens durch seine Darstellung der Kämpfe, die auch hier zwischen der Stadt und den Bischöfen stattgefunden haben, nicht in Zweifel gestellt. Um dem positiven Werte seiner Chronik gerecht zu werden, wird man vielleicht sagen dürfen, daß er der erste ist, der den Anforderungen an die Geschichte einer Reichsstadt bis auf einen gewissen Grad gerecht geworden ist, also den richtigen Begriff dessen, auf was es dabei ankommt, gehabt hat. Einzelne Irrtümer, welche dabei unterliefen, vermögen dieser Anerkennung

---

Fuchs (1689) mit Zusätzen und Berichtigungen veranstaltet und 1711 wiederholt. — Lehmann ist auch der Verfasser einer geschätzten Sprichwörtersammlung, des „Florilegium politicum". Vgl. Koberstein-Bartsch II, 285—286. 396 und A. D. Biographie s. h. v.

keinen Abbruch zu thun. Ein Mann wie Conring hat bereits mit gutem Grunde das Lob Lehmanns und seiner Chronik verkündigt und ausgesprochen, wie viel er ihm verdanke, und zugleich die Punkte angedeutet, in welchen derselbe wichtige Fragen des deutschen Staats- und Verfassungsrechts, wie z. B. das Wesen der Reichstage und der Reichsstädte, zuerst richtig gestellt hat[1]).

Ein Seitenstück zu Lehmanns Werk ist die Wormser Chronik von Friedrich Zorn, ohne daß man ihr aber eine gleich hohe allgemeine Bedeutung zuschreiben dürfte[2]). Sie hat zugleich das Schicksal erfahren, daß sie, wenn auch handschriftlich vielfach verbreitet, erst spät, nach der Mitte unseres Jahrhunderts, durch den Druck veröffentlicht wurde. In ihr haben wir eine spezifische Stadtchronik, die nicht, wie die Speierische von Lehmann gerne abschweift und sich auf allgemeine Erörterungen aus der Reichsgeschichte einläßt. Freilich die tiefere Kenntnis der deutschen Geschichte, wie wir sie an Lehmann zu rühmen hatten, besaß Zorn nicht. Dagegen beherrschte und bemeisterte er das handschriftliche Material über die Geschichte seiner Stadt ziemlich vollständig, und wenn auch die Annales Wormatienses, die er verarbeitet hat, jetzt in ihrer originalen Gestalt vor uns liegen, so bleibt für die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts noch so viel Eigenartiges, zumal aus dem Ratsarchiv geschöpftes übrig, daß sein Werk nicht so leicht entwertet werden kann. Die Darstellung ist annalistisch einfach gehalten, aber von patriotischer Wärme durchdrungen[3]).

---

[1]) Vgl. Conringii Opp. II p. 11. 35. 117. 334. 612. 854 u. sonst. Dagegen hat Conring auch einige schiefe Ansichten Lehmanns berührt.

[2]) F. Zorn, am 28. Februar 1534 zu Worms geboren, war in Heidelberg gebildet, wurde ca. 1565 Rektor an der Stadtschule seiner Vaterstadt, starb am 7. Oktober 1610.

[3]) Die Chronik Zorns wurde 1857 von W. Arnold herausgegeben, der bereits in seiner Geschichte der „deutschen Freistädte“ auf sie nachdrücklich aufmerksam gemacht hatte. (S. die Vorrede zum 1. Bde. Hamburg und Gotha 1854). — Vieles über Zorn, namentlich in seiner Eigenschaft als Wormser Schulrektor findet sich in der lehrreichen Schrift von Dr. Adalb. Becker,

Auf der Mainzer Historiographie hat, man möchte sagen, von jeher eine Art von Verhängnis gelastet. In diesen Zeiten ist es nicht viel anders. Der „Katalog der Mainzer Erzbischöfe" von Johannes Niclas genannt Steinmetz (= Latomus) geschrieben um 1575, ist nicht viel mehr als eine unverhüllte und ziemlich gewöhnliche Compilation[1]). Ihm gegenüber bedeutet die Schrift „Fünf Bücher Mainzer Geschichte" des Jesuiten Nicolaus Serarius unverkennbar einen Fortschritt[2]). Er geht doch selbständiger und sichtender zu Werke, wenn er auch den Katalog des Latomus wie die älteren Mainzer Chroniken von G. von Hall und Georg Heilmann mitbenutzt. Die Geschichte der Stadt als solcher und in ihren Beziehungen zu den Erzbischöfen kommt freilich auch bei ihm zu kurz[3]).

Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms u. s. w. (Worms 1880, stellenweise, namentlich aber S. 87 ff.). — Zorns ursprüngliche Chronik selbst reicht bis zum Jahre 1522 und wurde im Jahre 1570 abgeschlossen; eine erweiternde Redaktion hat sie wohl noch bei Zorns Lebzeiten durch Franz Berthold von Flörsheim, Lehensträger des Hochstifts Worms, erfahren. Vgl. Arnold in der Vorrede zu seiner Ausgabe (XLIII. Lieferung der Bibliothek des lit. Ver. zu Stuttgart) und aber auch Ad. Becker a. a. O.

[1]) Gedruckt als „Catalogus archiepiscoporum Mog." bei Mencke. SS. III, 407—563. — Latomus, am 24. Januar 1524 zu Frankfurt geboren, in Freiburg i. Br. gebildet, war seit 1543 Kanonikus am Bartholomäusstift in seiner Vaterstadt und starb als Dechant desselben 7. August 1598. Vgl. Richard Froning, die beiden Frankfurter Chroniken des Joh. Latomus u. s. w. Frankfurt 1882.

[2]) N. Serarius, 1555 zu Rumbouillet in Lothringen geboren, in Köln und Wirzburg gebildet, ist 1583 in den Orden S. J. eingetreten, wurde zuerst Professor an der Universität Wirzburg, später nach Mainz versetzt, wo er am 29. Juli 1609 gestorben ist. S. Werner, Gesch. der kathol. Theologie S. 43 ff. — Jöcher s. h. v.

[3]) Der Geschichte der Reichsstadt Frankfurt hat sich ebenfalls Latomus in seiner Weise angenommen in zwei Schriften: 1. „Antiquitates quaedam civitatis et potissimum ecclesiae Francfordensis" (hauptsächlich im Jahre 1562 verfaßt), 2. Acta aliquot vetustiora in civitate Francofurtensi ab aetate Pipini priori Francorum regis usque ad tumultum rusticum c. c. annum Chr. 1525 tumultuarie collecta etc. (gedruckt bei Florian, Frankfurter Chronik 1664, I, 220 und Boehmer-Huber, Fontes IV, 419—429). Vgl. Froning a. a. O. (s. oben Anm. 1), der N. 1 wieder hergestellt und in

Einen dem gleichen Orden angehörenden Geschichtschreiber hat in dieser Zeit das benachbarte Hochstift Fulda gewonnen. Christoph Brower (Brouwer), der zu den begabteren Köpfen gehörte, die aus diesem vielgeschäftigen Kreise als Historiker aufgetreten sind [1]). Seine Hauptwirksamkeit gehört Trier an, in Fulda hat er vorübergehend als Rektor des Jesuitenkollegs verweilt, und dieser Umstand wurde die Veranlassung zu seinen vier Büchern „Antiquitatum Fuldensium" [2]). Brower lebt und webt freilich unbedingt in den bekannten ausschließenden Anschauungen und Grundsätzen seines Ordens und haßt die kirchlichen Neuerer in dem Grade, daß er, z. B. die Centuriatoren ignorirt, obwohl sie ihm gerade für seine vorliegende Aufgabe hätten gute Dienste leisten können. Auf der anderen Seite muß man ihm zugestehen, daß er, entfernt von jeder tendenziösen Geschichtskünstelei, unzweifelhaft ein gewissenhafter, gründlicher und wirklich gelehrter Forscher ist und seine wissenschaftliche Überzeugung zu wahren weiß [3]). Der Unterschied der primären und abgeleiteten Quellen ist ihm freilich nicht immer klar geworden, wenn er auch früher und später Aufgezeichnetes zu unterscheiden versteht. Ein Vorzug seines Werkes, das bis 1606 herabreicht, liegt zugleich in der Thatsache, daß er verschiedene Quellen, die

---

der Beilage veröffentlicht hat. Der Wert der beiden Schriften besteht bis 1500 in der Benutzung zweier Frankfurter (annalistischer) Aufzeichnungen aus dem 14. Jahrhundert. Was er über die Zeit des 16. Jahrhunderts berichtet, ist höchst subjektiv gehalten. — Des Weitern auch zu vgl. Dr. F. Falk: „Über mittelrheinische Chronisten" im 5. Bde. des Archivs für Frankfurter Geschichte und Kunst. Neue Folge. Frankfurt 1870.

[1]) Geboren 1559 zu Arnheim in Geldern, 1580 in den Orden S. J. eingetreten, stand er zuerst in Fulda, viel längere Zeit aber, bis zu seinem Tode, 2. Juni 1617, in Trier. Vgl zunächst Kraus in der A. D. Biographie s. h. v.

[2]) Antwerpen 1612.

[3]) Brower verdanken wir u. a. auch eine verdienstliche Ausgabe der Gedichte und Briefe des Venantius Fortunatus und der Gedichte des Hrabanus Maurus (Mainz 1617). Seine „Sidera illustrium et sanctorum virorum" etc. (Mainz 1616) sind eine Sammlung der Biographien des hl. Bonifaz, Gregor von Utrecht, Stumius, Godehards, Meinwerks von Paderborn u. s. f.

seitdem verschollen sind, benutzt hat. Seine berühmteste Leistung ist indes der Geschichte des Hochstifts Trier (bis zum Jahre 1617) gewidmet [1]). Es ist das Hauptwerk seines Lebens, an welchem er mit zäher Ausdauer fast ein Menschenalter hindurch gearbeitet hat, ein opus immortale, wie es Hontheim später etwas überschwänglich genannt hat. Das Schicksal desselben ist bezeichnend genug. Brower hatte durch seine wissenschaftliche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe das Mißfallen des Trierer Kurfürsten Philipp Christoph von Söthern erweckt, die nach seinem Tode gedruckte erste Ausgabe des durch die kurfürstliche Censur ohnedem schon mehrfach korrigirten Werkes wurde daher bis auf wenige Exemplare vernichtet (1626). Erst 1670 ist es mit mancherlei sog. Verbesserungen und Zusätzen und einer Fortsetzung des Jesuiten Jakob Masenius veröffentlicht worden. Zwischen der Stadt Trier und dem Erzbischofe bestanden seit langer Zeit Zwistigkeiten über die gegenseitigen Hoheitsrechte, und ohne Zweifel hatte Brower in seiner Behandlung dieses Verhältnisses dem Sinne des Kurfürsten nicht überall entsprochen. Die Empfindlichkeit des kurfürstlichen Hofes in diesen Dingen hatte schon wenige Jahrzehnte früher der Trierer Stadtsyndikus Wilhelm Kyriander (d. h. Hermann) erfahren, als er für die Ansprüche der Stadt in einer eigenen Schrift eingetreten war und dieselbe geschichtlich zu begründen versucht hatte [2]). Den sachlichen Wert des Brower'schen Werkes anlangend, so zeichnet es sich durch alle die Vorzüge aus, die wir bereits an seinen Fulda'schen Antiquitates hervorgehoben haben, und ist neben der Schrift

---

[1]) Antiquitatum et Annalium Trierensium libri XXVI.

[2]) „Annales seu commentarii de origine et statu antiquissimae civitatis Augustae Trevirorum.“ — Erzbischof Jakob III. hatte die ganze erste Auflage aufkaufen und verbrennen lassen, weil er befürchtete, die mit seltener Sachkunde und Gewandtheit abgefaßte Schrift möchte auf die kaiserliche Entscheidung des zwischen ihm und der Stadt Trier schwebenden Prozesses zu seinem Nachteile einwirken. Dieses Verfahren hatte freilich nicht verhüten können, daß von 1603—1625 mehrere neue Auflagen des gefürchteten Werkes erschienen. S. über Kyriander den betreffenden Artikel in der A. D. Biographie.

Kyrianders grundlegend für die Geschichte von Trier geworden; dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Gründlichkeit, dieselbe Unabhängigkeit und allerdings auch dieselbe nicht überall zureichende Kraft in der Unterscheidung des Wertes der verschiedenen Quellen.

Die Geschichte des Erzstifts und der Stadt Köln hat in dieser Epoche keine ähnliche anregende Förderung erfahren [1]). Das Quellenmaterial ist durch den uns schon bekannten Kartäusermönch Lorenz Surius wenig und nicht in der glücklichsten Weise vermehrt worden [2]). Ein einziges Werk geschichtlicher Art ist zu nennen: des Ägidius Gelenius vier Bücher „De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae (1646)" [3]). Der Verfasser war ein belesener, aber kein auch nur annähernd wissenschaftlicher Mann; eine kritische Anlage darf bei ihm in keiner Weise vorausgesetzt werden. Auch ist der fleißig gesammelte Stoff nichts weniger als umsichtig und übersichtlich geordnet. Als der gelungenste Teil wird mit Recht das 3. Buch bezeichnet, welches eine Geschichte und Beschreibung der Kölner Stifter, Klöster, Pfarreien, Kapellen und Hospitäler enthält und für Spezialuntersuchungen noch heutzutage brauchbar ist. Freilich stützt sich Galenius gerade hier auf eine ältere ergiebige Vorarbeit von Erhard Winheim, die bereits 1607 im Druck erschienen war [4]).

---

[1]) Vgl. Cardauns, Übersicht der (Kölnischen) Geschichtschreibung in der Einleitung zu den Kölner Chroniken (Städtechroniken) 12, LXXXIII ff.

[2]) Surius hat in der 1. Ausgabe seiner Sammlung: „de probatis sanctorum historicis" (Köln 1570–1575) die Vitae Cuniberti, Brunonis, Heriberti, und erst in der Ausgabe von 1617 auch die vita Engelberti aufgenommen, aber nicht, ohne sich willkürliche redaktionelle Änderungen zu erlauben. Vgl. Hartzheim, Bibliotheca Colon. p. 221). Die sog. Annales Colon. mat. sind von M. Freher (s. oben S. 366) in seiner SS. R. G. veröffentlicht worden.

[3]) Ägid. Gelenius, geb. 1595, war Kanonikus am St. Andreasstift zu Köln, erzbisch. Rat und Historiograph, zuletzt Weihbischof, gest. 1656. — Über seinen Bruder, Joh. Gelenius, dessen zahlreiche Sammlungen ihm erheblich zu gute kamen, s. Cardauns a. a. O. S. XXXV.

[4]) Cardauns a. a. O. S. XXXVI Anm. 4.

Ein Geschichtsbuch ganz anderer Art, abliegend von der großen Politik wie von den legendenhaften Überlieferungen des heiligen Kölns und doch aus konservativer Denkweise hervorgegangen, besitzen wir in der Famliendchronik und dem Tagebuch Hermanns von Weinsberg[1]). Der Verfasser desselben, ein Kölner Kind, geboren 1517, von behäbigen Verhältnissen getragen, hatte er Jura studirt, wurde Beisitzer und Sachwalter am erzbischöflichen Gerichte und wiederholt in den städtischen Rat gewählt. Gerade kein großer Geist, aber angeregt durch Aufzeichnungen eines Großoheims, der 1490 als Mönch im Kloster Corvey gestorben war, verfaßte er eine ausführliche Chronik seiner Familie, deren Anfänge er unbedenklich mit der Zeit Karl d. Gr. und den ostfränkischen Grafen von Weinsberg in Verbindung setzt, und vermehrt sie, was die Hauptsache, mit seinem Tagebuche bis zum Jahre 1588. Mit einer seltenen Unermüdlichkeit merkte er alles an, was ihm aus der zeitgenössischen Geschichte der Stadt und seinem eigenen öffentlichen und häuslichen Leben, das meist ein Stillleben war, der Erwähnung wert erschien. Wenig ergiebig für die politische, um so reichhaltiger für die Kultur- und Sittengeschichte, haben seine Aufzeichnungen bei dem ersten Bekanntwerden einzelner Bruchstücke mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das Verlangen nach weiteren Mitteilungen und selbst nach der Veröffentlichung des Ganzen hervorgerufen[2]).

[1]) Es ist eines der vielen Verdienste des verst. Ennen um die Geschichte von Köln, daß er die verschollene bez. Handschrift wieder aufgefunden und eine Anzahl Abschnitte seit 1872 in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte zum Abdruck gebracht hat. Vgl. auch Bierlinger in Pfeiffers Germania (1874, S. 78 ff.). Wenn wir recht verstanden haben, besteht die Aussicht auf die Veröffentlichung des ganzen oder doch des größten Teiles des Tagebuches.

[2]) An dieser Stelle sei der „Tagebücher" Kaspars von Fürstenberg (geboren 11. November 1545, gest. 5. März 1618) gedacht, der fast ein halbes Jahrhundert lang als aktiver Geh. Rat im Dienste von fünf kölnischen Kurfürsten stand und ein viel gebrauchter Geschäftsmann gewesen ist. Seine Aufzeichnungen sind für die Geschichte der Gegenreformation im Erzstift Köln und dessen sog. Herzogtum Westfalen lehrreich genug. Sie finden sich auszugsweise

Wir betrachten es nicht als in unserer Aufgabe liegend, die Geschichtschreibung der Niederlande, zu welcher der von uns eingeschlagene Weg uns zunächst führen würde, von nun an in der gleichen Ausführlichkeit zu behandeln, welche wir der Historiographie der übrigen deutschen Gebiete zu widmen pflegen. Nicht als scheuten wir etwa die damit verknüpfte Mühe, sondern weil eingestandenermaßen der Zusammenhang zwischen ihnen und dem Reiche bereits in dem Grade gelockert erscheint, daß von einer gleichzeitigen Entwickelung oder gar von einer gegenseitigen Einwirkung kaum mehr gesprochen werden kann. Der Augenblick naht ja auch und schließt die in Frage stehende Epoche ab, in welcher der eine Teil derselben der spanischen Herrschaft verfällt, der andere eine auch völkerrechtlich sanktionirte unabhängige Stellung gewinnt, mit anderen Worten, in welchen beide für uns vollends verloren gehen. Aus diesem Grunde werden wir uns hier darauf beschränken, mehr nur eine allgemeine Charakteristik der niederländischen Geschichtschreibung dieser Zeit zu geben und etwa ein und das andere Werk, das unsere nähere Teilnahme verdient, herausheben [1]).

Bezeichnend ist es schon, daß, während im eigentlichen Deutschland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die humanistische Produktionskraft aus Gründen, auf welche wir nicht mehr zurückzukommen brauchen, rückwärts geht, sie in den Niederlanden in ihre Blüte tritt. Was in dieser Beziehung für die Förderung der klassischen Philologie und auch der alten Geschichte geleistet worden, ist bekannt. Die Deutschen konnten aus der Entfernung nur mit Bewunderung diesem Prozesse folgen und sich als Schüler der Niederländer bekennen. Freilich befand sich auch mancher geborene Deutsche unter der stolzen Reihe, aber wohl oder übel

---

in F. J. Pielers „Leben und Wirken Kaspars von Fürstenberg" (Paderborn 1873). Vgl. auch über ihn Nordhoff in der A. D. Biographie s. h. v.

[1]) In seiner „Geschichte der historischen Forschung und Kunst" I. 2, 703. 791) hat L. Wachler ziemlich eingehend und treffend die historiographischen Leistungen der Niederlande des 16. und 17. Jahrhunderts behandelt.

kamen auch diese Talente erst dort zu ihrer rechten Entfaltung. Das reizende Schauspiel einer solchen Fruchtbarkeit und eines solchen Entgegenkommens von Seite der maßgebenden Kreise ist selten erlebt worden. Nach den mannigfachsten Richtungen arbeiten die geweckten Kräfte und bauen auf die verschiedenen Arten der Geschichtschreibung an. Neben der Chronologie, Universal- und Landesgeschichte der einzelnen Provinzen[1]) ist es namentlich auch die Kirchengeschichte, die aus diesem Eifer nachwirkende Vorteile zieht. Den Sammelwerken des A. Miräus für die Geschichte der belgischen Kirche kann Deutschland auf keinem Punkte ähnliches an die Seite stellen[2])! Von unendlich höherer, wenn man will, internationaler Bedeutung war das große Unternehmen der Acta Sanctorum, das Werk der sog. Bollandisten, wie die betreffende Gruppe der niederländischen Jesuiten nach dem leitenden Haupte Johann Bolland aus Tillemont (geboren 1596, gest. 1665) genannt wurde[3]). Daß dem Unternehmen eine leicht zu deutende Tendenz zu Grunde lag, ist schwerlich in Abrede zu stellen; ferner muß zugegeben werden, daß die verschiedenen Teile verschieden gearbeitet sind und daß großen Vorzügen auch evidente Schwächen in Sache der Methode und Kritik zur Seite gehen, aber nicht minder gewiß bleibt, daß das Verdienst des Ganzen sich als ein außerordentliches erweist und daß damit zumal für die ältere Geschichte des Mittelalters, die mit dem Heiligenleben so vielfache Berührungspunkte hat, und weiterhin besonders auch für die

---

[1]) Die bedeutende Arbeit des Pontus Heuterus († 1602) über die habsburgisch-östreichische Geschichte sei hier erwähnt. Älter sind die 6 Bücher: „Historiae rerum Burgundicarum“ (1583), d. h. Geschichte der Herzöge von Burgund aus dem Hause Valois bis zum Tode Karls d. K.

[2]) S. seine Opera diplomatica et historica (Codex donationum piarum) ed. J. Fr. Toppens. 4 vol. Brux. 1723—1735.

[3]) Der 1. Teil erschien anfangs 1643, es wurde fortgesetzt bis 1786 in mehr als 50 Folianten (vgl. auch Meusel, Bibl. histor. I. 1, 306), mit dem 52. Bande stand es still, und erst in neuester Zeit ist es wieder aufgenommen worden.

Behandlung der Diplomatik und was damit zusammenhängt, ein höchst fruchtbarer, nachhaltiger Anstoß gegeben worden ist.

Daß der große Freiheitskampf unter den gegebenen Umständen in der Geschichtschreibung mächtig widerhallte, war nicht anders zu erwarten. Er wurde ja auch in den bezüglichen zeitgeschichtlichen Werken Deutschlands mit Teilnahme, freilich von verschiedenen Gesichtspunkten aus mitdargestellt. Die Schrift des Antwerpener Kaufmanns Emanuel von Meteren über „den belgischen Krieg" (1500—1612) ist zwar die Arbeit eines Parteimannes, aber eines aufmerksamen, entschieden antispanisch gesinnten und gut unterrichteten Zeitgenossen und zugleich mit reichlichem urkundlichem Material ausgestattet. Sie hat in Deutschland Beifall und eine hochdeutsche Bearbeitung sammt einer Fortsetzung bis 1618 gefunden[1]). Das Hauptwerk über den Aufstand hatte einen der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer der damaligen Niederlande, Hugo Grotius (geboren zu Delft 10. April 1573, gest. 28. August 1645), zum Verfasser[2]). Der edle Patriot und Mitbegründer des modernen Völkerrechts hatte bereits mehrfach im Gebiete der Geschichtschreibung gearbeitet; um die Quellenkenntnis der deutschen Geschichte hatte er sich durch eine, allerdings erst nach seinem Tode veröffentlichte, kommentirte Ausgabe des Jordanes und des Paulus Diaconus verdient gemacht[3]). Sein

---

[1]) Meteren (Demetrius) war 1635 zu Antwerpen geboren, gest. 8. April 1612. Er hatte sich in Leyden als Kaufmann niedergelassen und baute sein Werk zum guten Teil aus seinen Tagebüchern auf. Über sein Leben vgl. die Ausgabe vom Jahre 1623, die erste erschien 1598 als Historia Belgica nostri potissimum temporis ad a. usque 1598. — Die deutsche Bearbeitung erschien als „Meteranus novus, d. i. wahrhaftige Beschreibuug des Niederländischen Krieges sowol was sonst denkwürdiges in dem gantzen Reich — sich zugetragen durch E. v. Meteren, nun aber in das Hochteutsch getrewlich übergesetzt — und bis auf das Jahr 1638 continuirt. 4 Tle. Arnheim 1620—1670.

[2]) Annales et historiae de rebus Belgicis. Amsterdam 1657—1658. Vgl. über ihn u. a. Heinrich Luden: H. Grotius.

[3]) Erschienen 1655 als Historia Gothorum, Vandalorum et Longobardorum.

großes zeitgeschichtliches Werk sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Historiographie des 17. Jahrhunderts. Es trägt die Vorzüge eines erleuchteten Geistes, einer hohen Seele, eines großen Geschichtschreibers an sich, der ein verwickeltes Thema in einer scheinbar schlichten Form künstlerisch zu gestalten und zu beseelen versteht. Wegen seiner sorgfältigen Sichtung des Materials ist das Werk bis auf die neueste Zeit geschätzt und als ein fast urkundliches gewürdigt worden[1]). Schiller in seiner bekannten Schrift, auf welche wir an seinem Orte das Nähere zu sprechen kommen werden, hat es mehrfach benutzt; es bleibt aus mehr als einem Grunde zu bedauern, daß es nicht rechtzeitig in das Deutsche übertragen worden ist. Von der entgegengesetzten Seite her hat ein Niederländer, den wir bereits auf bairischem Boden im Dienste des Kurfürsten Maximilian I. und als Historiker Kaiser Ludwigs IV. begegnet sind, Nikolaus Burgundus (Burgundius) die Geschichte des Aufstandes (1558—1667) geschrieben[2]). Kein echt Deutscher von Geburt, soll er hier gleichwohl nicht übergangen werden. Sein Werk ist in Deutschland nicht bloß zuerst erschienen, sondern zugleich — auf einer Seite wenigstens — viel gelesen worden. Es übertrifft die Geschichte Ludwigs d. B. um ein Bedeutendes. Mit reichlichem und seltenem und sorgfältig verarbeitetem Material ausgerüstet, läßt Burgundus, ohne seiner Grundansicht von dem Rechte des Königs untreu zu werden, mit wohl überlegter, keineswegs rhetorisirender Kunst das seltene Drama sich entwickeln, leider ohne bis zum Ende zu gelangen.

Von der Grundlegung der Geschichte Ostfrieslands, das in der staatsrechtlichen Verbindung mit dem deutschen Reiche zu verbleiben fortfuhr, durch die Chronik Eggerik Beninga's haben wir bereits gesprochen[3]). In der nächstfolgenden Zeit ent-

---

[1]) V. Gerlache, Histoire du Rojaume de Pays Bas I, 102.

[2]) S. oben S. 386. — Das Werk führt den Titel: „Historia Belgica ab a. 1558". Ingolstadt 1629.

[3]) S. oben S. 302. Für das Folgende ist wieder zu vgl. Möhlmann, Kritik der Friesischen Geschichtschreibung u. s. w. S. 32 ff.

wickelt sich eine ziemliche Rührigkeit auf dem Felde der Friesischen Geschichte überhaupt, und es wird sich nur fragen, in welchem Verhältnisse die aufgewandten Kräfte den gemachten Anstrengungen entsprachen. An Beninga schließen sich der Reihe nach drei Geschichtschreiber an, die allerdings das gesammte Friesland, wie sie wenigstens es sich vorstellen, in den Kreis ihrer Darstellung ziehen. So Cornelius Kempis (Kempius), ein Ostfriese[1], dessen Werk „über den Ursprung, die Lage, Beschaffenheit, Umfang und die rühmlichen Thaten der Friesen" handelt[2]). Sein Verdienst, das freilich bald verdunkelt worden ist, besteht darin, daß er die erste eingehende Beschreibung Frieslands veröffentlichte und auf Grund eines freilich bescheidenen Quellenmaterials über die älteren Verhältnisse die ersten freilich unkritischen Mitteilungen machte; denn Beningers Werk war noch nicht gedruckt. Das Beste davon ist die allgemeine Beschreibung Frieslands, und recht schätzenswert die Nachrichten über Sitten, Trachten und die verschiedenen Stände. Ein um etwas jüngerer Zeitgenosse Kempis war Suffried Peters, ein gelehrter und in verschiedenen Gebieten fruchtbarer Schriftsteller[3]). Er gehört der katholischen Partei an, ist aber doch voll Begeisterung für die Vergangenheit seines Vaterlandes und diese macht ihn zum Geschichtschreiber. Sein höchst weitläufig angelegtes Werk ist nur zum geringsten Teile gedruckt. Der Schaden ist aber zu ertragen. Es würde an dieser Stelle keine Erwähnung verdienen, wenn es nicht ein überaus deutliches Zeugnis für die niederschlagende Wahrnehmung

---

[1]) Geboren 1510 zu Doccum, gest. 1587.

[2]) Köln 1588: De origine, ritu, qualitate et quantitate Frisiae et rebus a Frisiis olim praeclare gestis. libri tres etc. etc.

[3]) Peters oder Petrus, wie er sich selbst schreibt, ist das richtige, Petri falsch. Geboren zu Leuwerden 1507, gest. 1597, war Peters längere Zeit Professor der griechischen Sprache zu Erfurt, später Sekretär des Kardinals Granvella, zuletzt Professor der Rechte zu Köln und Kanonikus an dem Kollegiatstift zu den hl. Aposteln daselbst. Wie es sonst mit seinen historischen Kenntnissen stand, beweist seine Annahme, daß die 7 Kurfürsten bereits von Karl d. Gr. eingesetzt worden seien.

ablegte, wie mühsam in dieser Zeit auch nur der Schatten einer Kritik durchdrang und wie die ungezügelte Phantasie sich auf historischem Gebiete immer wieder alles erlauben durfte, und sogar dafür belohnt wurde[1]). Suffried Peters hatte es aber doch zu arg getrieben, als daß er nicht hätte auf Widerspruch stoßen sollen. Der Mann, von dem dieser ausging, war Ubbo Emmius[2]), der berühmteste aller friesischen Geschichtschreiber, dessen berührte Opposition übrigens ihm nicht erst etwa die Feder in die Hand gegeben hat[3]). Seine gelehrte humanistische Bildung war eine ausgezeichnete, wie man ihr damals nirgends wie in den Niederlanden so häufig begegnete. Dabei erfüllte ihn ein nicht minder warmer Patriotismus und zugleich eine opferbereite anerkennungswerte Überzeugungstreue für das reformirte Bekenntnis, das er nach der Zähigkeit jener Generation in diesen Dingen für das allein Echte und Reine hält. An seiner Geschichte der Friesen hat er nahezu drei Jahrzehnte lang gearbeitet; über der Herausgabe sind 20 Jahre verflossen. Die sieben Dekaden, in welche das Ganze eingeteilt ist, erschienen der Reihe nach in den Jahren von 1595 bis 1616, und gleich die erste wurde, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit allgemeinem Beifalle begrüßt, in welchem Männer wie Joseph Skaliger, Thuanus, Heinsius und Chyträus

---

[1]) Der Abschnitt des Werkes, der „de origine Frisorum" handelt und nebst dem „de scriptoribus Frisiae" allein (1590) gedruckt worden ist, enthält jenes Phantasiestück über die Herkunft der Friesen (aus Indien), das sich den sog. Hunibald zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Die Stände von Westfriesland beschlossen (1598) in Anerkennung der Verdienste Peters um die Geschichte ihres Volkes und um ihn zur Fortsetzung des Werkes zu ermuntern, ihn als Historiographen in Friesland anzustellen und mit einem ansehnlichen Jahresgehalte auszustatten.

[2]) U. Emmius war zu Grentsyl in Ostfriesland am 5. Dezember 1547 geboren, u. a. in Rostock unter Chyträus und in Genf gebildet, von 1579 bis 1587 Rektor in Norden, 1588—1594 zu Leer, zuletzt Professor der griechischen Sprache und der Geschichte an der neugegründeten Universität Groningen, gest 9. Dezember 1625. Vgl. Tjeden, das gel. Ostfriesland, 2, 1—266. Möhlmann a. a. O. S. 58 ff. und A. D. Biographie s. h. v.

[3]) „Rerum Frisicorum historia" die zweite (1616) bei Elzevir in Leyden, nach unserem heutigen Begriffe eine illustrirte Prachtausgabe.

vorbehaltslos übereinstimmten. Es besteht auch kein Zweifel, daß man hier einer außerordentlichen Leistung gegenüber stand, die von der neueren nüchternen Untersuchung freilich auf ihren wahren Wert zurückgeführt worden ist. Emmius hatte allmählich ein stattliches Material für sein Werk zusammengebracht, das Archiv in Groningen lieferte ihm reiche Ausbeute, aber auch die Benutzung seiner Vorgänger wie Beninga's hat er nicht verschmäht. Dagegen hat man es mit Recht auffällig gefunden, daß ihm die lex Frisonum, die seit Herold (1557) auch in zwei Auflagen erschienen war, von ihm bei Seite gelassen wurde. Ein Hauptverdienst von Ubbo Emmius ist es nun, daß er in der ältesten Geschichte der Friesen kritisch zu Werke geht und all' die dreisten Fabeleien, welche Suffried Peters und sein Anwalt und Fortsetzer B. G. Furmerius[1]) vorgetragen, mit gerechter Verachtung behandelt und sich durch die Unpopularität seiner besseren, wenn auch negativen Erkenntnis nicht zurückschrecken oder einschüchtern läßt. In seiner vorausgeschickten Landesbeschreibung irrt er insoferne, als er den Umfang Frieslands viel zu weit von Holland im Westen, bis Jütland im Norden ausdehnt und zugleich die einstmalige staatsrechtliche Einheit sämmtlicher von dieser Linie eingeschlossener Gebiete willkürlicherweise voraussetzt[2]). Weiterhin entwickeln sich freilich die Schwächen seines Standpunktes immer ergiebiger. Einmal ist er zu ausschließender Ostfriese, als daß er mit den westfriesischen Dingen vertraut genug wäre und ihnen gerecht zu werden verstünde, und hält doch zugleich die einen und die anderen viel zu wenig auseinander. In der Rechtsgeschichte ist er gar dürftig beschlagen und trägt auf Grund dieser seiner Unkenntnis oder seines unkritischen ostfriesischen Patriotismus im

---

[1]) B. G. Furmerius aus Leuwerden hat nebst der Fortsetzung eine eigene Apologie S. Peters' (Franeck 1602 und 1604) gegen U. Emmius geschrieben.

[2]) Über seine Karte von Ostfriesland s. den Aufsatz des Gen.-Sup.-Int. Bartels in dem „Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst ꝛc. zu Emden". 4. Bd. 1. Heft (Emden 1881) S. 1 ff.

leichtsinnigen Widerspruche mit den Thatsachen Anschauungen in die Geschichte hinein, die dann weithin und auf lange hinaus der Wahrheit im Wege gestanden sind: so seine Theorie von der unbedingt demokratischen Verfassung Frieslands in den ältesten (geschichtlichen) Zeiten, so seine Fiktion von dem gefeierten Institute des „Upstalboms", der repräsentativen periodischen Versammlung aller Friesen, in welcher angeblich die allgemeinen legislativen, aber auch politischen Interessen der Gesammtheit u. dgl. verhandelt und beraten worden sind[1]). Wir dürfen demnach unser Urteil über den Historiker Emmius wiederholend dahin zusammenfassen, daß seine Stärke in der negirenden Kritik der friesischen Urgeschichte ruht, daß dagegen die Ergebnisse seiner positiven Darstellung der friesischen Geschichte in wesentlichen Momenten die Probe nicht bestehen. Für seine Zeit war das Werk, das überdies von einer nicht gewöhnlichen Kunst der Darstellung und der Beherrschung der Sprache getragen wird, trotz seiner Mängel eine ungewöhnliche Leistung, deren Erfolg freilich zum guten Teile in der patriotischen und freiheitlichen Gesinnung ihres Verfassers und seines Publikums ihre Erklärung findet. Eine Abweichung von seinen — gut oder schlecht begründeten — Ansichten vertrug Emmius übrigens schwer. Als er im Begriffe war, die 3. Dekade seiner friesischen Geschichte herauszugeben, erschien die oldenburgische Chronik von Hermann Hammelmann, die sich dem Stoffe nach freilich mit derselben berührte und seinen lebhaften Widerspruch im Punkte der Darstellung der

[1]) Möhlmann a. a. O. S. 120 ff. Eben dieser macht Emmius u. a. auch den Vorwurf, daß er von der für das Verständnis des Mittelalters unentbehrlichen Kenntnis der katholischen Kirchenverfassung zu wenig besessen habe, und führt als Zeugnis dessen die Thatsache an, daß er die „Pröpste zu einer Art von Priestern mache". Hierin dürfte Möhlmann zu voreilig getadelt haben, denn die Pröpste an den damaligen Collegiatstiftern und den Frauenklöstern, waren in der That Priester — freilich nach der Art des Mittelalters. — U. Emmius' andere Werke, wie sein „Opus chronologicum novum" und die damit verbundene „Genealogia universalis" (1619—1620) haben geringere Wirkung gehabt.

ältesten Zeiten hervorrief. Da es nun unseres Amtes ist, über Hammelmann und seine historiographischen Leistungen überhaupt einiges zu sagen, thun wir dieses um so besser gleich in diesem Zusammenhange, als seine übrigen Arbeiten sämmtlich der Geschichte des benachbarten Niedersachsens gelten[1]). Hammelmann hat in seinem ziemlich bewegten Leben eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Die Richtung seiner Studien ist eine vorwiegend historische; er war genauer Kenner der Geschichte der westfälischen Territorien und Adelsgeschlechter, sowie der humanistischen und religiösen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, vorab in Westfalen. Feueriger Lutheraner, hat er mit dem Eifer eines Neubekehrten die literarische Polemik gegen Katholiken, Reformirte und Wiedertäufer geführt. Von seinen historischen Schriften ist der größte Teil erst nach seinem Tode veröffentlicht worden[2]). Seine Schriften haben in der Entwickelung der historischen Wissenschaft nur insoferne eine Bedeutung, als sie den Stoff bereichern. Neben lokalgeschichtlichen und genealogischen Versuchen enthält die von Wassenbach 1711 veranstaltete Sammlung insbesondere alle die Geschichte des Humanismus und des Schulwesens behandelnden Arbeiten; fernerhin die Schriften, welche für die niederrheinisch-westfälische Reformationsgeschichte wichtig erscheinen. Das umfassendste und stofflich nachhaltigste Werk Hammelmanns ist die „Historia ecclesiastica renati Evangelii per Westfaliam“. Sie bringt höchst schätzbare und zahlreiche Einzelheiten und füllt in der Geschichte des Humanismus

[1]) H. Hammelmann, geboren 1525 in Osnabrück, gebildet u. a. an der damals blühenden humanistischen Schule zu Emmerich, und weiterhin zu Köln, wurde 1552 katholischer Priester, ging bald darauf plötzlich zum Protestantismus über. Von da an trifft man ihn in verschiedenen Stellungen zu Lemgo, Gandersheim, zuletzt als General-Superintendent in Oldenburg, wo er 1595 starb. S. Leuckfelds Historia H. Hammelmanni. Quedlinburg und Aschersleben 1720. — A. F. Rauschenbusch, H. Hammelmanns Leben. Schwelm 1830. — A. D. Biographie s. h. v.

[2]) Ein guter Teil seines Nachlasses befindet sich noch in Wolfenbüttel. Vgl. Krafft, Mitteilungen aus der niederrheinischen Ref.-Gesch. I. Zeitschrift des bergischen Gesch.-Ver. S. 195 ff.

und der Reformation in Westfalen, Ostfriesland u. s. w. eine breite Lücke aus. Die Brauchbarkeit und Glaubwürdigkeit dieser seiner Aufzeichnungen leidet nur öfters durch seine Kritiklosigkeit, Flüchtigkeit und durch die trübende Einwirkung seines überspannten Luthertums. Seine „Oldenburgische Chronik", die er dem oldenburgischen Hofe zu Gefallen verfaßt hat, ist nicht gerade darnach angethan, seinen Ruhm zu vermehren [1]); ein gelehrter Forscher war er nun einmal nicht, er hielt sich wohl oder übel an seine Gewährsmänner und für Emmius wurde es demnach nicht schwer, die Blößen desselben zumal in der Darstellung der älteren Zeit aufzudecken; in verschiedenen Fällen hat er ihn jedoch mit Unrecht angegriffen. Man hat daher sogar vermutet, daß hierbei der Gegensatz des reformirten und lutherischen Bekenntnisses mit eingewirkt habe; mit größerer Wahrscheinlichkeit war es aber der geschichtlich-politische Gegensatz, in welchem sich Emmius durch Hammelmanns abweichende Darstellung der Geschichte des 8. und 9. Jahrhunderts herausgefordert sah, während von der anderen Seite der oldenburgische Hof gegen Emmius und seine Geschichte in dem Maße erbittert war, daß er bei dem Statthalter von Groningen, dem Grafen Ludwig von Nassau, auf eine Bestrafung desselben antragen ließ. Wie man sieht, war es damals für den Historiker nicht so leicht und unter Umständen sogar nicht ohne einige Gefahr, seinen Überzeugungen zu folgen. Anlangend die Behandlung der neuen oldenburgischen Geschichte weiß man jetzt sicher, daß eine dritte Hand, welcher der Hof die Redaktion der

---

[1]) Hammelmann hat von dem Werke nur die beiden ersten Teile in den Jahren 1585 und 1587 selbst veröffentlicht; das übrige hat Wassenbach 1711 in der erwähnten Sammlung publizirt. Darunter befindet sich auch der Bericht Hammelmanns über den Aufruhr in Münster: „Ecclesiasticae historiae de renato evangelio et motu postea incepto in urbe Monasteriensi explicatio brevis et integra, autore H. H." Sie sollte in dem 4. Tle. der Reformationsgeschichte von Westfalen gedruckt werden. Vgl. C. Cornelius in der Einleitung zum 2. Bde. der Geschichtsquellen des Bistums Münster. S. XXIX bis XXXVI und seine Beurteilung des betr. Berichtes, die gerecht, wenn auch nicht zu günstig lautet.

Hammelmann'schen Chronik anvertraut hatte, sich verschiedene Zusätze und wohl auch Änderungen erlaubt hat[1]).

In Niedersachsen selbst hat die Geschichtschreibung in dieser Epoche nicht die glänzendsten Tage gesehen. In Westfalen zitterte noch eine Zeit lang die Münster'sche Explosion nach. Das alte und neue kirchliche Prinzip lagen an verschiedenen Stellen mit einander in einem Kampfe, der ein immer bedenklicheres Gesicht annahm. Ein Hof, der sich der Wissenschaften aufopfernd angenommen, war nicht vorhanden, ein Glück, daß man trotz der wachsenden Ungunst der Verhältnisse vielfach wenigstens das gelehrte Schulwesen nicht verfallen ließ. Von nachhaltiger Bedeutung ist die Stiftung einer hohen Schule auf altsächsischem Boden durch das welfische Haus in Helmstädt (1574) geworden, wo noch mitten im großen Kriege einer der Reformatoren der historischen Wissenschaft seinen Sitz aufschlug. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeichnete sich das Gymnasium in Münster aus, wo ja bekanntlich vor der großen Katastrophe der Humanismus eine Stätte gefunden hatte. Freilich war es jetzt auf einer ganz anderen Grundlage und im Dienste der katholischen Restaurationspolitik wiederhergestellt worden. Der Mann, der 25 Jahre lang (1550—1575) an der Spitze der Domschule stand und schon in jungen Jahren eine versifizirte Beschreibung des Aufruhrs geliefert hatte, Hermann Kerssenbroik, tritt jetzt in den Vordergrund. Unter dem

---

[1]) S. Möhlmann a. a. O. S. 45 ff. 56—57.

[2]) Kerssenbroik war ca. 1520 im Lippeschen geboren, besuchte in dem kritischen Jahre 1533 die Domschule zu Münster, hielt bis zur Errichtung des Wiedertäuferreiches aus und kehrte nach der Eroberung der Stadt dahin zurück. Nachdem er (1545), wie es scheint, in Köln seine Studien vollendet hatte, wurde er (1548—1549) Rektor im Hamm, von 1550 bis 1575 Rektor an der Domschule in Münster, nachdem er aber durch sein Geschichtswerk mit dem Stadtrate zerfallen war, verließ er diese Stadt und übernahm eine ähnliche Stellung in Paderborn, dann in Werl und endlich in Osnabrück, wo er am 5. Juli 1585 gestorben ist. Vgl. die A. D. Biographie s. h. v. und die dort angeführte Literatur. Über Kerssenbroik als Geschichtschreiber insbesondere C. Cornelius a. a. O. S. XXXVII—XL.

Schutze der eingetretenen Restauration und in scheinbar gesicherter, angesehener Stellung griff er den Gegenstand, der ihn als Jüngling beschäftigt hatte und ihm fortgesetzt so nahe lag, wieder auf und verfaßte in der Zeit von 1567 bis 1573 eine förmliche Geschichte des so unendlich wichtigen Ereignisses[1]). Wie tief dieses Buch in sein Leben eingriff und ihn mit dem Stadtrate von Münster tödlich verfeindete, soll und kann hier nicht weiter verfolgt werden. Es umfaßt nicht bloß die Geschichte des Aufruhrs, sondern zugleich alles, was vor und nach demselben in den Jahren 1524—1554 in Münster Merkwürdiges vorgefallen ist, insoferne es mit dem Aufruhr im Zusammenhange steht. Kerssenbroik brachte, was die formalen Anforderungen an ein Geschichtswerk anlangt, manche wünschenswerte Eigenschaft hierzu mit, aber es fehlten ihm nicht minder fast alle die Vorzüge, die den wirklichen Geschichtschreiber bedingen. Er hat das Ereignis, das er darstellen will, und das doch nur in engster Verbindung mit der Reformationsgeschichte verstanden werden kann, in seinem geschichtlichen ursächlichen Zusammenhange nicht begriffen und ein falsches Bild davon entworfen. Wenn man ihm glauben will, ist der Aufruhr gleichsam eine ganz willkürliche Erscheinung und hängt in der Luft, während er in Wahrheit als das Ergebnis bestimmter Zustände, Stimmungen und Voraussetzungen betrachtet werden muß. Es stand ihm zum Teile vortreffliches Material zu Gebote, er hat es aber nicht verstanden, oder sich die Mühe nicht gegeben, es erschöpfend auszubeuten, überhaupt kritisch zu verfahren. Und was noch schlimmer, er schreibt als befangener und leidenschaftlicher Parteimann, er ist Tendenzhistoriker der schlimmsten Art, der alles Recht nur auf der einen Seite sieht. Mit Ausnahme der seiner Erzählung einverleibten Aktenstücke ist nur, was er über seine Erlebnisse im Februar 1534 berichtet, beachtenswert, was er

[1]) „Anopaptistici furoris Monasterium inclytam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio.“ Das Buch ist aus den angedeuteten Gründen niemals vollständig und korrekt gedruckt worden. Eine deutsche Übersetzung erschien 1881 zu Münster in 2. Auflage.

weiterhin mündlichen Mitteilungen Dritter verdankt, darf nur mit der äußersten Vorsicht benutzt werden[1]).

Der Anregung des welfischen Hauses verdankte die „Braunschweigisch-Lüneburg-Göttingische Chronik“ von Johannes Letzner ihre Entstehung, die gleichsam aus einer Reihe von Monographien über einzelne Teile der niedersächsischen Geschichte hervorgegangen ist[2]). Letzner war ein fleißiger Sammler, und schon Leibniz lobt ihn darum, daß er so Manches, was inzwischen im Original verloren gegangen, gerettet habe. Ohne kritische Befähigung, wie er war, hat er im übrigen die historische Wissenschaft nicht gefördert. Ein anderer ziemlich fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete auch der niedersächsischen Geschichte war Cyriacus Spangenberg[3]), der durch seine querfurtische

---

[1]) Vgl. Cornelius a. a. O. — Die übrigen Aufzeichnungen, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Stadt oder im Hochstifte Münster entstanden sind, erweisen sich von untergeordneter Bedeutung. So die Münster'sche Chronik der Jahre 1424—1557, deren Verfasser, wie man annimmt, ein Diener des Fürstbischofs Franz von Waldeck war (zuletzt herausgegeben von Julius Ficker im 1. Bde. der Münster'schen Geschichtsquellen). Melchior Röchells Münster'sche Chronik von 1553 bis 1607 wird erst mit dem Jahre 1557 original und ist weniger für die politische als die Kulturgeschichte von Bedeutung. Münst. Gesch. III, 1 ff.; der Herausgeber ist Dr. Joh. Janssen. Abgedruckt ist es erst von dem Jahre 1557 an, wo das Werk selbständig wird; alles frühere von der Gründung des Bistums angefangen, ist Compilation. Vgl. Janssen in der Vorrede. Von S. 173 bis 243 folgen die Zusätze Röchells zu früheren Chroniken. Der Verfasser war Domkantor in Münster und starb 1606. Ähnliches gilt von Heinrich Stevermanus, Priester des hohen Altares im Dome zu Münster. Der selbständige Teil seiner Chronik der Bischöfe von Münster beschäftigt sich mit dem Bischof von Münster, Ferdinand von Baiern (herausgegeben von Janssen a. a. O. S. 247—256).

[2]) Letzterer war am 29. November 1531 zu Herdegsen im Fürstentum Göttingen geboren, in Wittenberg gebildet, zuletzt 20 Jahre lang Pfarrer zu Iber (Provinz Hannover), gest. 16. Februar 1613. Vgl. die A. D. Biographie s. h. v. und im speziellen Kletke a. a. O. S. 432. 514. 516.

[3]) Geboren 17. Juni 1528 zu Nordhausen, zuerst (ev.) Lehrer und Prediger in Eisleben, dann Schloßprediger in Mansfeld und, nachdem er als Anhänger des Flacius Illyricus seine Stelle verloren, Pfarrer in Schlitz, endlich von hier aus ähnlichen Gründen verdrängt, ist er in Straßburg 10. Februar 1604 gestorben. Vgl. Leukfeld, historia Spangenbergensis

und mansfeldische (später auch als „sächsische“ aufgelegte) Chronik, wie durch seinen „Adelsspiegel“, der freilich einen breiteren Kreis reflektirte, eine Zeit lang ziemliches Ansehen genoß. Seine Arbeiten gehen überall gerne in das Weite und über den nächsten Rahmen hinaus, erheben sich jedoch wenig über den Rang einer wohlmeinenden Compilation. Die übrigen niedersächsischen Stifter und Landschaften wie Magdeburg, Minden, Halberstadt, Quedlinburg u. s. w. haben in dieser Zeit sämmtlich ihre geschichtliche Behandlung gefunden, aber keine solche, die bei allem guten Willen als ein irgendwie erheblicher Fortschritt der historischen Wissenschaft betrachtet werden dürfte [1]). Das Hochstift Verden hat in der Person Eilards von der Hude einen Geschichtschreiber gefunden, dessen Arbeit indes wie in so vielen ähnlichen Fällen nur für die Zeit des Chronisten einigen Wert hat [2]).

Glücklicher in dieser Beziehung war immerhin Hamburg, für welches in Adam Tratziger ein Historiker erstand, der zum ersten Male und auf solider Grundlage ein Gesammtbild der Geschichte der Stadt in hochdeutscher Sprache entwarf, wie ähnliche kleinere Staatswesen sich eines solchen nicht rühmen konnten [3]). Das Werk ist in Hamburg entstanden und abgeschlossen

---

(1712). Vgl. auch Klette a. a. O. S. 346—421 stellenweise. S. Schriften bei Gödecke, Grundriß der deutschen Dichtung (Ausgabe von 1857, S. 185 ff.). Der „Adelsspiegel“ war indirekt gegen Frischlin gerichtet, der in einer sog. Oratio den deutschen Adel heftig angegriffen hatte.

[1]) Am ausführlichsten sind die betr. bibliographischen Nachweisungen bei Klette a. a. O. zu finden. Einzeluntersuchungen in dieser Richtung sind noch lebhaft zu wünschen.

[2]) Abgedruckt durch Dr. Holstein im 41. Bde. des Archivs für die Geschichte Stades (1877). — Hude stammte aus Verden und starb (18. April 1606) als protest. Dechant des Kollegiatstiftes St. Andreas.

[3]) S. „Dr. Adam Tratzigers Chronik der Stadt Hamburg“ mit einer (höchst lehrreichen) Einleitung herausgegeben von L. Lappenberg. Hamburg 1865. — Tratziger (eigentlich „Drahtzieher“) war 1523 zu Nürnberg geboren, hatte in Leipzig und Frankfurt a. O. die Rechtswissenschaft studirt, wurde 1546 Professor in Rostock, 1553 Syndikus in Hamburg, trat 1557 in die Dienste des Herzogs Johann zu Schleswig und starb, nach einer bedeutsamen staatsmännischen Wirksamkeit 17. Oktober 1784. (In Leipzig hatte

worden, genau ehe der Verfasser aus dem Dienste der Stadt schied. Die Form desselben ist einfach, kunstlos, wie sie einem zwar unterrichteten, aber vielfach in Anspruch genommenen Geschäftsmanne wohl nachgesehen werden kann. Die Hauptsache war, daß Tratziger deutlich einsah, worauf es bei seinem Unternehmen ankam, d. h. daß die Geschichte Hamburgs seit drei Jahrhunderten in der Geschichte der Hansa wurzelte und mit dem Schicksale der Nachbarstädte eng verzweigt war. Die älteren Hamburger und Lübecker Chroniken hat er in der Mehrzahl gekannt und benutzt, vor allem aber die historischen Werke des Albert Kranz, auf dessen nachwirkenden Einfluß man immer wieder stößt, weiterhin die holsteinische Chronik des Johannes Petersen [1]), daneben aber zugleich die Urkunden des Hamburger Archivs, Privilegien verschiedener Art, die Recesse des Rathes und der Bürger u. dgl., und was ein wesentliches, er weiß sich verständig und sachgemäß aller dieser Dinge zu bedienen. Die vielen Handschriften, wie die Thatsache, daß die hochdeutsch geschriebene Chronik bald in das Niederdeutsche übertragen und fortgesetzt wurde, bezeugen, daß ihr Wert lange anerkannt war, ehe sie gedruckt erschien [2]).

Hamburg gegenüber tritt in dieser Epoche Lübeck, das vordem in Sachen der Geschichtschreibung so weit voraus war, zurück. Nennenswerthes ist kaum anzuführen. Die Rehbeinische Chronik, die von den Anfängen der Stadt bis in das zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts herabreicht, ist unveröffentlicht geblieben; sie scheint in der Hauptsache nur

---

Tratziger die Gunst von Joach. Camerarius gewonnen, der ihn in einem Schreiben dem Hieronymus Baumgärtner in Nürnberg empfahl. S. J. Camerarii Epp. familiares p. 206). Die erste frühere Ausgabe der Chronik stammt von Westfalen. (Monumenta inedita II N. 207) aus dem Jahre 1740.

[1]) S. oben S. 305.

[2]) Tratziger gilt zugleich als Verfasser der Schrift: „Wahrhafftige und kurtze Verzeichniß des Krieges des 1559 Jars wider die Ditmarsen geführt. Straßburg 1569.“ Er soll sich auch mit der Absicht getragen haben, eine Geschichte Holsteins zu schreiben.

compilatorischer Natur zu sein; als eine auszeichnende Eigentümlichkeit wird ihr nachgerühmt, daß sie die einheimischen Sagen möglichst „vollständig und unnachahmlich schön“ wiedergibt [1]). Im Lande Dithmarschen, dessen Freiheit vor nicht langer Zeit vergewaltigt und vernichtet worden war, unternahm es Johann Adolf Neocorus, gewissermaßen über dem Grabe derselben, die Schicksale seines Volkes zu erzählen [2]). Er behandelt die Geschichte Dithmarschens von den dunkelsten Zeiten angefangen bis in das 17. Jahrhundert herein und über die Zeit des Sturzes ihrer Selbständigkeit hinaus (bis 1619). Neocorus war kein Gelehrter, aber ein gebildeter und edeldenkender Mann, der sich völlig mit seinem Volke identifizirt und daher für diese seine Aufgabe berufen wie kein anderer. Man darf daher ohne Übertreibung und obwohl sein Werk die längste Zeit ungedruckt liegen geblieben ist, sagen, daß in dieser Zeit kaum ein volkstümlicheres entstanden ist als das seinige. Die Darstellung der Anfänge seines Volkes bringt allerdings zu viel unsicheres und sagenhaftes, dagegen ist die aus der eigenen Anschauung und Erfahrung geschöpfte Beschreibung des Landes und Volkes um so zuverlässiger und anschaulicher, die Gliederung und Gruppirung seines Stoffes ist geschickt durchgeführt und Neocorus weiß überall die Grenzlinie treffend zu ziehen. Neben den gedruckten Quellen und Hilfsmitteln nimmt die volksmäßige Überlieferung einen bestimmten, aber wohl überlegten Platz ein. Als den gelungensten Teil des Ganzen mag man unbedingt die Schilderung der Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, die Schilderung der Abschüttelung

---

[1]) S. Deecke, Beiträge zur Lübeckischen Geschichtskunde. 1. Heft. S. 31—33.

[2]) Neocorus (= Köster, Küster) war geboren um 1583 zu Oldenvörde im Dithmarscher Lande. Für den geistlichen Stand bestimmt, studirte er in Helmstädt, erscheint 1578 als Schulmeister und Küster in Busum und 1592 als zweiter Prediger daselbst. 1622 verlor er diese seine Stellung und starb 18. März 1590. Seine „Chronik des Landes Dithmarschen“ gab Dahlmann im 2. Bde. 1827 zu Kiel heraus. Vgl. A. Springer, Dahlmanns Leben I, 204—206.

der Hierarchie, die Einführung der Reformation, den Heldenkampf mit König Johann von Dänemark und seinem Bruder Friedrich von Holstein und die schließliche Unterwerfung und Unabhängigkeit in der sog. „letzten Fehde“ bezeichnen. Es ist eine tragische Schilderung, wie am Ende der letzte Rest des Volkes um Übergabe handelt und verzweifelnd sich ergibt. Ein Vorzug der Geschichtschreibung des Neocorus ist es zugleich, daß er nicht der Einseitigkeit verfällt und verständlich genug andeutet, daß an der Katastrophe der Dithmarscher sie selber nicht ohne sittliches Verschulden waren, wie er ja, als ein Lobredner der vergangenen Zeit, im Verlassen der guten alten Sitte und Zucht im öffentlichen und Privatleben den Anfang des Übels und Unheils erblickt.

Eine Förderung der Geschichte Norddeutschlands überhaupt haben die Arbeiten des David Chyträus gebracht[1]). Ein Schüler Melanthons, humanistisch gebildet, hielt ihn sein Beruf als Theologe und viel gebrauchter Vertrauensmann des mecklenburgischen Hofes nicht ab, sich auf dem Gebiete der Geschichtschreibung vielfach zu versuchen. Was seine Beschäftigung mit der alten im besonderen der griechischen Geschichte anlangt, werden wir in einem anderen Zusammenhange davon sprechen, hier handelt es sich zunächst um seine Thätigkeit in der oben angedeuteten Richtung[2]). Nach der Gewohnheit der Zeit und dem Beispiele seines Meisters folgend, hat Chyträus seine historischen Studien gerne in akademischen Reden niedergelegt. Diese sind meist biographischen Inhaltes und gerne zeitgenössischen Persönlichkeiten

---

[1]) Geboren 26. Februar 1530 zu Ingelfingen bei Schwäbisch Hall, gebildet in Tübingen und Wittenberg, 1561 Professor der Theologie zu Rostock, wo er mit einigen Unterbrechungen in höchst einflußreicher, weitreichender, auch praktischer Wirksamkeit in der Ordnung der Bekenntnisfragen und kirchlichen Organisation am 25. Juni 1600 starb. Vgl. O. Krabbe, David Chyträus. Rostock 1870, wo sich die ältere ansehnliche Literatur über ihn angegeben findet. Das ältere Hauptwerk über Chr. im 3. Bde. rührt bekanntlich von O. F. Schütz (Hamburg 1720) her.

[2]) Vgl. auch L. Geiger in dem Göttinger Gel.-Anzeiger 1870 Stück 78.

gewidmet[1]). Eine seiner frühesten Arbeiten (de Chreichgovia, Wittenberg 1562) und eine mehrere Jahre später entstandene de Westphalia, beide historisch-geographischer Natur, gehören ebenfalls hierher[2]). Auf seine Neigung zu genealogischen Untersuchungen hat man mit Recht Nachdruck gelegt. Den Stammbaum der mecklenburgischen Fürsten hat er auf Wunsch des Herzogs Ulrich und unter dessen Aufsicht hergestellt[3]); aber bei jeder Gelegenheit, auch in seinen anderen historischen Schriften, gibt er dieser seiner Vorliebe nach. Er geht dabei mit augenfälliger und was sonst nicht häufig vorkommt, zu großer Vorsicht zu Werke; denn in der Regel wagt er sich nicht weit über das 15. Jahrhundert zurück. Seine Arbeiten über die Geschichte Norddeutschlands schließen sich zum Teile in der Form von Fortsetzungen an die bekannten Werke von Albert Kranz an, ohne diesem jedoch an Wert und an nachhaltiger Wirkung gleichzukommen. Und während Kranz ein, wenn auch denkender Anhänger der mittelalterlichen Kirche war, steht Chyträus mit voller Seele auf Seite der (lutherischen) Reformation. Überhaupt kehrt der Theologe bei ihm überall wieder. Am wichtigsten ist die Continuatio Vandaliae et Saxoniae ab a. anno Christi 1500[4]). Der Kreis, welchen er nach dem Vorgange von Kranz unter dem Gesammtnamen Vandalia et Saxonia begreift, ist ein sehr weiter und greift zumal nach Osten und Südosten hin ganz erheblich über das deutsche Sprachgebiet hinaus. Die Behandlung der einzelnen Teile ist

---

[1]) Eine Sammlung solcher Reden hat Chyträus in seinem letzten Lebensjahre noch selbst veranstaltet: „Orationum illustrium tomus unus — nunc ab autore ipso necognitae atque vecusae. Argentorati 1600. Eine spätere, wenn auch nicht vollständige Sammlung erschien Hanau 1614, darunter Reden über K. Karl V., K. Ferdinand, K. Max II., den Theologen Joh. Frederus u. a. m.

[2]) Zuletzt in de Goe's: „Opuscula varia de Westphalia, Helmstadii 1688" herausgegeben.

[3]) Vgl. die lehrreichen Mitteilungen Krabbe's a. a. O. I, 354 ff.

[4]) Zuerst erschienen Witebergae 1585, ohne dem Namen des Verfassers, der sich nur als Vorredner bekennt.

darum sehr verschieden an Umfang und an Wert, obwohl es sich wesentlich nur um die Darstellung der Zeitgeschichte handelt. Man merkt es übrigens durch, daß Chyträus, wie ja auch Melanthon u. A. zu thun pflegten, zahlreiche Verbindungen nach allen Richtungen hin unterhielt und von überall her Nachrichten und Mitteilungen bezog. Die Darstellung bewegt sich, wenn auch nicht ausschließlich, in der Reihenfolge der Jahre und so kann es nicht ausbleiben, daß der vorgetragene Stoff in der Regel gewaltig zerrissen und die Übersicht erschwert wird. Die erste Ausgabe führt die Erzählung vorsichtshalber bis zum Jahre 1540, die späteren lassen diese Rücksicht fallen. Die Schilderung der Reformation und ihrer Ausbreitung muß als der gelungenste Teil des Werkes bezeichnet werden, wie ja auch von einem so überwiegend theologisch gesinnten Verfasser die besondere Rücksicht gerade auf diese Vorgänge, die ohnedem im Mittelpunkte der Ereignisse standen, sich mit Sicherheit erwarten ließ. Einzelne wichtige Aktenstücke teilt er in ihrem Wortlaute mit, im übrigen beobachtet er in der Angabe seiner Quellen und Hilfsmittel eine Zurückhaltung, die in jener Zeit nicht die Regel bildet. Daß er Sleidan benutzt und sich auch auf ihn beruft, war wohl das wenigste, was er thun konnte[1]). Von geringerer Bedeutung erscheint die Fortsetzung der Metropolis Saxoniae, in welcher Chyträus teils das Werk des Kranz von 1500 bis 1586 weiterführt, teils die Geschichte der acht Bistümer, die dieser, offenbar weil sie nicht zu Niedersachsen gehörten, ganz übergangen hatte, hinzufügt[2]). Bei der Ausarbeitung dieses Werkes hat Chyträus

---

[1]) Vgl. jedoch Epp. D. Chytraei p. 273 und 1191.

[2]) Im Jahre 1582 hat Chyträus einen sog. Prodomus drucken lassen, in welchem er die acht von Kranz übergangenen Bistümer (Meißen, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Havelberg, Brandenburg, Lebus, Schleswig, Camin) nachholt, indem er die Namen der bez. Bischöfe und ihre Regierungszeit anführt. Im Jahre 1586 erschien dann die Metropolis selbst unter dem Namen: „Praemium metropolis seu successionum Episcoporum in Ecclesiis Saxoniae et Vandaliae veteris Cathedralis XX ab A. C. 1550, ubi Krantzius desiit ad nostram usque aetatem deductae."

jene Erfahrungen in Betreff der getäuschten Hoffnungen auf Unterstützung seiner Studien und Forschungen namentlich von Seite der Inhaber von Pfründen an den Domstiftern u. dgl. gemacht, über die er sich bitter genug beklagt[1]). Indes nicht aus diesem Grunde allein ist seine Metropolis hinter ihrem Vorbilde beträchtlich zurückgeblieben.

Die Geschichte des benachbarten Pommern hat Chyträus, wie angedeutet, ebenfalls in den Rahmen seiner Vandalia aufgenommen. Eine besondere namhafte Bearbeitung, wie in der vorausgegangenen Epoche, hat diese Landschaft jetzt nicht erfahren, wenn auch die einmal gelegte Grundlage nicht völlig verödet ist. Dagegen hat Pommern jetzt zwei Werke hervorgebracht, die zwar nicht zu der gelehrten Historiographie, sondern zu der Gattung der Denkwürdigkeiten gehören, von welchen aber eines zumal sich durch reichen zeitgeschichtlichen Inhalt auszeichnet und mit Recht die Aufmerksamkeit der Historiker wie des gebildeten Publikums überhaupt auf sich gezogen hat. Beide sind aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangen, doch beide zugleich haben studirte Männer, praktische Juristen zu Verfassern, die längere Zeit als Bürgermeister an der Spitze ihrer Vaterstadt Stralsund gestanden sind. Dr. Nikolaus Gentzkows Aufzeichnungen, die die Jahre von 1538 bis 1567 umfassen, berichten uns in anschaulicher und lehrreicher Weise über seine Familienverhältnisse, seine juristische Praxis, die städtische Verwaltung, die Streitigkeiten mit seinen Amtsgenossen, über Kunst und Wissenschaft, über das rege gesellige Leben, aber auch über seine nicht unbedeutende Teilnahme an dem politischen Interesse der Stadt und erweisen sich für die Kulturgeschichte und die niederdeutsche Sprachforschung ungemein ergiebig. Eine derbkräftige, praktische Natur tritt uns auf jeder Seite entgegen[2]). Die Selbstbiographie Bartholomäus Sastrows, der 1603 als Bürgermeister von Stralsund im hohen

[1]) S. Krabbe a. a. O. S. 358 Anm. 4.

[2]) S. Zober, Stralsunder Chronik 3. Bd. — Fabricius in den Hansischen Geschichtsblättern I. (1871) und Pyl in der A. D. Biographie s. h. v.

Alter gestorben ist, eröffnet uns freilich einen weiteren und inhaltsreichen Gesichtskreis[1]). Sastrow hat diese seine Denkwürdigkeiten, die zu dem besten gehören, was Deutschland in dieser Art hervorgebracht hat, mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben, Zeugnis abzulegen von der wunderbar göttlichen Führung seines Lebens für seine Nachkommen und zur Beschämung seiner Feinde, zugleich aber auch zu dem Zwecke, authentische Kenntnis alles dessen, was er selbst erlebt, zu verbreiten und die Nachrichten der anderen Geschichtschreiber zu ergänzen und eventuell zu berichtigen. Sein Leben war ja in der That höchst bewegt und inhaltsvoll. Er hat längere Zeit im Innern von Deutschland verweilt, vieler Menschen Städte und Sitten kennen gelernt, im Dienste der pommerschen Fürsten, der Stadt Greifswalde und endlich als Gentzkows Nachfolger an der Spitze seiner Vaterstadt gestanden und sich überall in oft recht bedeutenden Verhältnissen bewegt. Erst im hohen Alter hat er trotz des Mißtrauens in seine Kraft zur Feder gegriffen, um sich gegen die Nachreden seiner Widersacher zu schützen. Ein gebildeter und geschulter Kopf, schreibt und erzählt er gut, anschaulich und versteht er es, die nicht geringe Masse seines Stoffes zu bewältigen und zu gestalten. Der Natur der Dinge nach trägt die Darstellung ein ausgeprägtes subjektives Gepräge, bei der Erzählung persönlicher Konflikte klingt wohl öfters ein leidenschaftlicher Ton durch, immer aber erhält man den Eindruck einer kräftigen, jedoch von dem Glauben an das, was er berichtet, erfüllten Persönlichkeit. So erheben sich seine Aufzeichnungen zu dem Range einer reichhaltigen und nicht bloß für die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Geburtslandes, sondern zugleich aber für die Sittengeschichte überhaupt überaus ergiebigen Quelle[2]).

---

[1]) Herausgegeben von Mohnicke. 3 Tle. Greifswalde 1823. (Für Jung und Alt bearbeitet von L. Grote. Halle 1880).

[2]) Es sei hier daran erinnert, daß der 2. Bd. der Stralsunder Chronik von Zober die „Stralsunder Memorialbücher" von Gerhard Hannemann (1533—1587) und Joachim Lindemann (1571—1610) enthält.

In dem ehemaligen Ordenslande Preußen vollzog sich in dieser Zeit der entschiedene Übergang zur gelehrten Geschichtschreibung. Wie wir uns erinnern, hatte schon Herzog Albrecht daran gedacht, eine zuverlässige preußische Chronik abfassen zu lassen, um den von polnischer und katholischer Seite ausgehenden Darstellungen entgegenzuwirken; aber diese seine Absicht war nur sehr unvollständig verwirklicht worden[1]). Sein Sohn und Nachfolger, Herzog Friedrich, nahm nun diesen Gedanken wieder auf und betraute den Rat vom Königsberger Hofgericht, Lukas David, mit der Ausführung desselben[2]). Wie ernsthaft der Auftrag gemeint war, geht aus dem Umstande hervor, daß der Herzog ihn zu diesem Zwecke von seiner amtlichen Thätigkeit entband und ihm den Zugang zu den in Frage kommenden Archiven teils unmittelbar, wie in Königsberg, teils durch seine Empfehlungen mittelbar zu Löbau und Culm verschaffte. Es ist zugleich hervorzuheben, daß auch die Stände des Herzogtums, welche von den polnischen Historien eine Schmälerung der Interessen des Landes befürchteten, den Plan wiederholt durch ihre Fürsprache unterstützten. Im hohen Alter, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, schrieb David auf Grund seiner Forschungen seine „Preußische Chronik“, ohne jedoch damit zum Schlusse zu gelangen; bei der Erzählung der Ereignisse, die der entscheidenden Schlacht von Tannenberg unmittelbar vorausgingen, ereilte ihn der Tod. Das Charakteristische seiner Methode und wodurch er der Begründer der wissenschaftlichen Geschichtschreibung in Preußen wurde, ist, daß er sich möglichst auf Urkunden stützt und sich bei der herkömmlichen Praxis der älteren Chroniken nicht beruhigt. Freilich begegnet ihm das Sonderbare, daß er die

---

[1]) S. oben S. 317.

[2]) L. David, in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts in dem Städtchen Allenstein geboren und in Leipzig gebildet, hatte sich bald der Reformation angeschlossen und trat 1550 in den Dienst des Herzogs Albrecht von Preußen, gest. im April 1583. S. Töppen, Gesch. der preuß. Historiographie S. 226 ff. und Lohmeyer in der A. D. Biographie s. h. v.

wenig ältere Chronik des Tolkemiter Mönches Simon Grunau, auf deren Widerlegung er es vorzugsweise abgesehen hat und deren unbegründeten Angaben und einseitig polnischer Auffassung er in vielen Fällen mit verständiger Kritik siegreich entgegentritt, seiner Arbeit zu Grunde legt. Immerhin jedoch hat ihn dieses Verfahren nicht gehindert, in mehreren wesentlichen Punkten, wie z. B. um nur den wichtigsten anzuführen, in der Frage des Rechtes des Deutsch-Ordens auf den Besitz von Preußen und des Culmer Landes, die dreisten Angriffe Grunaus u. a. erfolgreich zurückzuweisen. Formell beurteilt ist der Wert seiner Chronik ein mäßiger, materiell für die heutige Geschichtforschung ein geringer und beschränkt sich auf die Erhaltung einiger Urkunden und auf einige anziehende Mitteilungen, die David aus eigener Beobachtung und Erfahrung geschöpft hat[1]).

Einen erheblich größeren Schritt vorwärts auf der Bahn urkundlicher Begründung und sichtender Ausnutzung der älteren Chroniken hat die preußische Historiographie durch das berühmte Geschichtswerk von Kaspar Schütz gethan[2]). Schütz setzte seine Chronik aus so vorzüglichem Material zusammen wie keiner seiner Vorgänger; so z. B. aus den besten älteren preußischen Chroniken, die L. David ignorirt hatte und von welchen eine seitdem vollständig verschollen ist. Das reiche Danziger Archiv und die Danziger Ratskanzlei boten ihm die Privilegien, Rezesse, Missionen u. a. der Stadt Danzig, des Landes Preußen, der Hansestädte und der Krone Polen. Er war sich der Bedeutung dieses

[1]) Seine Chronik, handschriftlich wenig verbreitet, ist erst in den Jahren 1812—1817 von Dr. E. Henning und D. F. Schulz zu Königsberg herausgegeben worden.

[2]) K. Schütz, geboren zu Eisleben, von 1562 bis 1565 Professor der Poesie zu Königsberg, weiterhin bis zu seinem Tode, 16. September 1594, Stadtsekretär zu Danzig. — Seine Chronik führt den Titel: „Historia rerum Prussicarum oder wahrhafte Beschreibung der Lande Preußen in 10 Büchern vom Anfange bis auf das Jahr 1525. Sie erschien 1592 zuerst in Zerbst, dann nach Schützens Tode mit einer Fortsetzung von D. Chyträus bis 1598 zu Leipzig 1599. Vgl. Töppen a. a. O. S. 252ff.

seines prächtigen Materials und vor allem der Rezesse vollkommen bewußt und verstand es daher auch, den rechten Gebrauch davon zu machen; sie sind in der That die Hauptquelle seines Werkes. Die Benutzung der Chroniken anlangend, versteht er es gut genug, die älteren und ursprünglichen von den späteren und abgeleiteten zu unterscheiden. Ein anderes Verdienst von ihm ist, daß er die Livland'sche Chronik von Balthasar Russow, die 1578 zu Rostock zuerst gedruckt erschien, zu Hilfe nahm und nach ihr die livländische Geschichte zum erstenmale mit der preußischen verknüpfte. Er unterläßt zugleich nicht, sich von der Landesgeschichte derjenigen Staaten, mit welchen der Deutschorden in nähere Beziehungen getreten war, wie das skandinavische Reich, Rußland, Böhmen und insbesondere Polen, eine genauere Kenntnis zu verschaffen. Angesichts dieser seiner Vorzüge fragt es sich bloß noch, wie es mit seiner Kritik beschaffen war? Die nächste Antwort auf diese Frage haben wir im Grunde schon gegeben, indem wir hervorhoben, daß er ein entscheidendes Gewicht auf die Urkunden aller Art legt und ursprüngliche und abgeleitete Aufzeichnungen wohl zu unterscheiden versteht. Eine systematische Kritik darf man freilich bei ihm noch nicht erwarten, aber es ist kein geringes Verdienst, daß er wenigstens den Anfang einer solchen überhaupt macht, daß er seine Vorgänger auf dieser Grundlage prüft und vielfach korrigirt und dieses Verdienst muß in unseren Augen wachsen, wenn wir uns erinnern wollen, wie wenig in dieser Richtung im Innern von Deutschland in dieser Zeit geleistet worden ist[1]). Eine Fortsetzung bis gegen das Ende

---

[1]) Ein Zeitgenosse von L. David und K. Schütz war **Kaspar Hennenberger**, geboren 1529 zu Ehrlich im Voigtlande (südlich von Hof), gebildet in Königsberg, wirkte an mehreren Orten als Prediger, zuletzt an dem großen Hospital zu Königsberg, gest. 29. Februar 1600. Er trat literarisch als zuverlässiger Kartograph und Geschichtschreiber auf; seine Leistungen als letzterer sind ebenso unbedeutend als sie in ersterer Beziehung anerkannt sind. Seine Karte von Preußen blieb ein unübertroffenes Meisterstück bis in das 18. Jahrhundert hinein, wurde wiederholt neu aufgelegt und zuletzt noch im Jahre 1863

des 16. Jahrhunderts hat die Schütz'sche Chronik durch Chyträus, mit welchem wir uns bereits weiter oben eingehender beschäftigt haben, von den mecklenburgischen Landen her erfahren. Sie handelt von der Zeit des Herzogs Albrecht, der Stiftung der Universität Königsberg und den Beziehungen Preußens zu Polen bis zum Jahre 1566; es fehlt der Fortsetzung jedoch die feste urkundliche Grundlage, wodurch sich die Arbeit Schützens auszeichnet[1]).

---

neu nachgebildet. Vgl. Töppen a. a. O. S. 242ff. Lohmeyer in der A. D. Biographie s. h. v. und Oskar Peschel in seiner Gesch. der Erdkunde S. 374.

[1]) Historia continuatio rerum Prussicarum etc. von 1525—1598 (Eisleben 1599) die Beschreibung des Danziger Krieges vom Jahre 1577. — Das 12. Buch ist das Werk eines Georg Knoff's d. ä., das 11. und 13. dagegen gehören Chyträus an; das 11. ist das inhaltsreichere darunter; das 12. erzählt in annalistischer Form die Ereignisse der Jahre 1577—1598. — Die neueste „Publikation für die Geschichte von Ost- und Westpreußen" (Leipzig 1881) bringt „Peter Himmelreich's und Michael Friedewald's des Löwentödters Elbingirde Preussische Geschichten" herausgegeben von (dem um die Bearbeitung der preuß. Geschichtsquellen so hoch verdienten) Dr. M. Töppen. — Die (lateinische) Chronik Himmelreichs, eines geborenen Königsbergers († 1582), umfaßt in Annalenform die Jahre 1240—1500 (1540) und ist aus Rupsons „Annales Elbingenses" rekonstruirt. Der Verfasser erscheint als einer der ältesten Repräsentanten antiquarischer Geschichtsforschung in der preußischen Provinzialliteratur, d. h. er ging vielfach auf urkundliche und aktenmäßige, lokale Quellen zurück. — Friedewalds „Wahrhaftige Geschichten in Prosa und gereimten Versen" (in der Art einer Reimchronik) sind immerhin von interessantem Inhalte, tragen jedoch ein zu unbedingt subjektives, persönliches und tendenziöses Gepräge an sich, als daß man ihnen einen streng geschichtlichen Charakter zuerkennen könnte. Der Verfasser war übrigens keine unbedeutende, aber freilich eine nahezu abenteuerliche Natur und hat sich in hinlänglich bedeutenden Verhältnissen bewegt. Innerhalb der angedeuteten Beschränkung erscheint sein Werk, welches wesentlich Zeitgeschichtliches und Erlebtes berichtet, anziehend und lehrreich genug und ist mit Recht veröffentlicht worden. — Als eine der gerühmtesten Arbeiten innerhalb der preußischen Geschichte gilt Israel Hoppe's († 1679) „Geschichte des vierjährigen Krieges und sechsjährigen Waffenstillstandes zwischen Polen und Schweden 1626—1636" (sonst Fatum decennale Borussiae). Bis jetzt liegt leider nur ein Auszug in der Acta Borussica 1730—1732 vor. Vgl. M. Töppen in der A. D. Biographie.

Ein regeres historiographisches Leben entwickelt sich in dieser Epoche in der Kurmark Brandenburg, welche hierin bislang gar weit zurückgeblieben war. Es treten eine Anzahl von Gelehrten auf, die freilich mit nicht gleichem Erfolge sich der verlassenen Sache annehmen. Die Einwirkung der Universität zu Frankfurt a. O., die Förderung der gelehrten Anstalten in Berlin und anderes dergleichen blieb dabei gleichfalls nicht ohne Einfluß. Zu hervorragenden landesgeschichtlichen Leistungen ist es freilich trotzdem nicht gekommen. Für die Darstellung der hohenzollerschen Zeit ist noch immer Wustweitz, soweit er eben reicht, der gesuchteste und zuverlässigste Gewährsmann, und in der Behandlung der älteren Jahrhunderte will sich das überlieferte sagenhafte Dunkel wenig lichten. Die „altmärkische Chronik" von M. Christoph Enzelt, in welcher das genealogische Element sich breit macht, gewinnt vor dem 15. Jahrhundert keinen sicheren Boden und auch weiterhin — sie reicht bis 1579 — erhebt sie sich nicht zu einer wirklich historischen und sachgemäßen Darstellung[1]). Die Geschichte der brandenburgischen Kurfürsten von Joachim bis Johann Georg herab hat eine wesentliche Förderung durch Reiner Reineccius erfahren, der in seinen beiden, d. h. dem deutschen und lateinischen Werke, ebenfalls bis in die ersten Jahrhunderte zurückgeht[2]). Reineccius war ein wirklich gelehrter

[1]) Enzelt, 1517 in Saalfeld in Thüringen geboren, war seit 1550 Pfarrer in Tangermünde, wo er 1583 gestorben ist. Seine Chronik erschien zuerst 1579 zu Magdeburg. Vgl. G. G. Küster, Bibl. hist. Brandenb. p. 766; Beckmann, hist. Beschr. der Mark Brandenburg S. 716 ff. Über die späteren Ausgaben s. Kletke a. a. O. S. 27.

[2]) R. Reineccius (Reinecke) geboren den 15. Mai 1541 zu Steinheim im Paderborn'schen, gebildet zu Marburg und Wittenberg, seit dem Herbst 1578 Professor der Geschichte zu Frankfurt a. O., seit 1583 in Helmstädt, wo er am 16. April 1595 starb. Vgl. über ihn G. S. Rosenkranz (im 9. Bde. der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben durch Dr. G. A. Erhard und G. J. Rosenkranz [Münster 1848] S. 1 ff.) Es gibt von ihm auch eine kurze Selbstbiographie, zunächst dem 3. Bde. seiner sog. Historia Julia vorgedruckt. Vgl. auch Fr. Dom. Häberlin, de Reinecii meritis etc. Helmst. 1746, und Bursian a. a. O. S. 251 ff.

Mann, in den Quellen unserer alten Geschichte wohl bewandert, wie er ja auch eine ziemliche Anzahl selbst herausgegeben hat. Als historischer Forscher genoß er bereits ziemliches Ansehen, als er die Hand an die Brandenburgische Geschichte legte. Zum Genealogen im höheren, wie sich in einem anderen Zusammenhange zeigen wird, in erster Linie angelegt und als solcher bereits bewährt, hat er in dem gegebenen Falle die Erwartungen nicht erfüllt, die man auf ihn setzen mochte; erst für die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts an tritt er ganz selbständig und zuverlässig auf. Die knappe historische Erzählung schließt sich überall an die genealogischen Aufstellungen an, sein kritischer Blick ist nicht durchweg ungetrübt[1]). — Von einer Benutzung des Engelbert Wusterweitz ist bei Reineccius keine Rede, um so mehr hingegen bei Andreas Angelus[2]) und Peter Hafftitz, nur daß ihre bezüglichen Geschichtswerke an Wert wiederum unter einander wesentlich verschieden sind. Der wirklich Bedeutendere darunter ist Angelus, der unter den märkischen Geschichtschreibern überhaupt einen rühmlichen Platz einnimmt. Mit geschichtlichen Forschungen hat er sich früh beschäftigt und in den Jahren 1587—1590 zu diesem Zwecke eine Studienreise durch Norddeutschland, namentlich durch Schleswig-Holstein gemacht, als deren Frucht man seine Holnsteinische Chronik bezeichnen darf. Noch während seines Aufenthaltes in Berlin hatte er angefangen, eine Geschichte der Mark Brandenburg in annalistischer Form zu entwerfen, und dieselbe in Strausberg zu Abschluß geführt. Aber

[1]) „Chronik des Chur- und fürstlichen Hauses der Markgrafen zu Brandenburg u. s. w. Wittenberg 1580." Die lat. Bearbeitung: Origines illustres, stirpis Brandenb. etc. Fcft. 1581 und reproduzirt in den SS. R. Brandenb. II, 2 Nr. 21.

[2]) Angelus, von Haus aus „Engel", geboren am 16. November 1561 zu Strausberg bei Berlin, gebildet in Frankfurt a. O., zuerst Lehrer an der Schule seiner Vaterstadt, dann Korrektor zu Brandenburg, seit 1590—1592 am grauen Kloster zu Berlin, zuletzt Pfarrer zu Strausberg, wo er am 9. August 1598 erst 27 Jahre alt starb. Vgl. Heidemann in den Forschungen 17, 527. Kletke a. a. O. S. 29 ff.

schon im Jahre 1593 ließ er unter dem Titel: „Breviarium Marchicarum rerum“, wie einen Vorläufer einen Auszug aus derselben erscheinen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Hauptwerk vorzubereiten. Dieses wurde im Jahre 1595 vollendet und erschien 1598 kurz vor des Verfassers Tode im Drucke[1]). Angelus hatte das Gefühl und unterdrückte es nicht, daß er seine Vorgänger wie Jobst und Entgelt hinter sich lasse; sie seien nur der Überlieferung gefolgt, er selbst aber habe viele Städte, Kirchen, Klöster und Bibliotheken besucht, um sich zu unterrichten; ja er spricht es mit dünnen Worten aus, „daß er das Eis habe brechen müssen.“ Er benutzt in der That zahlreiche Urkunden und Quellenwerke wie die Chronik des E. Wusterwitz, die außerdem vielleicht ganz verloren gegangen wäre, und zwar gebraucht er sie mit Umsicht und ausdrücklicher Bezeichnung der ihr entlehnten Stellen; ferner die Annalen von Strausberg und Kottbus, die seitdem verschollen sind, auch Entzelt, obwohl dieser keine Gnade vor ihm gefunden hat; zugleich Äneas Sylvius, Albert Kranz, Nauclerus, Trithemius, Aventin u. s. f. Die kritische Ader ist freilich auch bei Angelus dürftig ausgestattet und von einer sichtenden Ausbeutung seiner Hilfsmittel ist keine Rede. So wird denn auch die ältere Geschichte der Mark in der Gedankenlosigkeit dargestellt, von welcher auch damals nur wenige Historiker eine Ausnahme machen, Brandenburg, d. h. Brennopolis, wird auf Brennus zurückgeführt, und was dergleichen Einfälle mehr sind. In den genealogischen Angaben verfährt er dagegen ziemlich genau; auch ist er nicht ohne Formtalent, aber er mischt in wachsenden Verhältnissen zu viel Nebensächliches ein und wirft es mit dem Wichtigeren durch einander, als daß es zur rechten Wirksamkeit käme. Zu den freieren Geistern seiner Zeit, woran es freilich überhaupt keinen Überfluß gab, gehört er nicht, wie das seine häufigen Mitteilungen von wundervollen Erscheinungen am Himmel, Kometen, Teufels-

[1]) „Annales Marchiae Brandenburgicae“ u. s. w. von 416 bis 1596 und ein Nachtrag bis April des Jahres 1598 (in hochdeutscher Sprache).

geschichten u. dgl. bezeugen[1]). Die Erzählung selbst reicht, wie bemerkt, bis in die Zeiten des Kurfürsten Johann Georg; eine eingehendere, aber zusammenhängende Geschichte der Mark im 16. Jahrhundert darf freilich nicht erwartet werden. Die streng geschichtlichen Notizen führen von Jahr zu Jahr die knappen Angaben des Breviariums aus, entbehren aber doch in zu hohem Maße der Fülle und Anschaulichkeit.

Man hat lange Zeit das Microchronologicum des Peter Hafftitz[2]) neben die Annalen des Angelus gestellt, aber, wie die neuesten Untersuchungen ergeben, mit Unrecht. Sein gedachtes Geschichtswerk ist vielmehr im wesentlichen aus der Chronik des Wusterweitz und dem Breviarium des Angelus zusammengesetzt und erst von 1593 an wird es selbständig, ohne irgendwie ausführlicher als eben jenes Breviarium zu sein, mit Ausnahme einiger Nachrichten, die ihm aus persönlicher Kunde zuflossen, oder freilich nicht ganz zuverlässiger Mitteilungen über Hans Kohlhase[3]). Das Werk ist bei Lebzeiten des Verfassers, wie man annimmt, absichtlich nicht gedruckt worden, weil er sich vor der Entdeckung seines von Angelus bezogenen Plagiats gefürchtet habe[4]). Doch hat er selbst verschiedene Abschriften desselben ausgehen lassen, von welchen eine am weitesten bis 1681 herab-

---

[1]) Riedel, Cod. diplom. Brandenb. IV, 1. — Heidemann, Forschungen zu d. G. a. a. O. und 18, 392 ff. und (derselbe): Engelbrecht, Wusterweitz, Märkische Chronik nach Angelus und Hafftitz (Berlin 1878).

[2]) Hafftitz ist geboren um 1525 in Jüterbock, studirte Theologie in Frankfurt a. a. O., wurde 1549 Lehrer zuerst, dann Rektor an der Niclai- und Marienschule in Berlin, nach einer Pause von einigen Jahren Rektor an der Petrischule zu Cölln a. d. Spree und starb ca. 1602. Vgl. Heidemann a. a. O. — W. Hartmann, zur Erinnerung an Peter Hafftitz. Berlin 1874. — Schwarze in der A. D. Biographie. — Das Microchronolog. ist niemals gedruckt worden. (S. Kletke a. a. O. S. 23—35.)

[3]) Gedruckt bei Schöttgen, Diplom. und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen 3. Tl. S. 528 ff.

[4]) Der Vorwurf des Plagiats wird wohl auch auf seine Benutzung des Wusterwitz ausgedehnt, weil er ihn ausschreibt, ohne ihn zu nennen. Schon Möhsen, (Gesch. der Wissenschaften in der Mark S. 19) hat Hafftitz als Plagiator bezeichnet.

reicht. Den Vorzug, es ausschließlich auf eine Landesgeschichte abzusehen, haben die Commentarien des Nikolaus Leutinger, welcher die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Fürsten in 30 Büchern vom Jahre 1500—1594 behandelt[1]. Mit der politischen stellt er zugleich die Reformationsgeschichte verläßlich dar. In der geschichtlichen Darstellung ist er seinen Vorgängern offenbar überlegen, zur kritischen Sichtung zumal der älteren Zeit erhebt er sich indes gleichfalls nicht[2].

Aus den Brandenburgischen Gebieten führt uns der Weg in das mittlere Deutschland in die Wettinischen Länder, nach Kursachsen und Thüringen, weiterhin dann nach Hessen. Es fehlt hier überall nicht an literarischer Thätigkeit, nicht an hohen und gelehrten Schulen, meistens auch nicht an Teilnahme an der Vergangenheit. Die Ergebnisse jedoch bleiben hinter diesen Voraussetzungen zurück. Kurfürst August von Sachsen, um mit ihm zu beginnen, begünstigte zum Teil auch aus dynastischen und politischen Motiven die historischen Studien, er stiftete einen Lehrstuhl für die Geschichte an seiner Landesuniversität, er ließ sich die Pflege der Landesgeschichte angelegen sein. In seinem Dienste

---

[1] Leutinger (Leuticher), 1554 zu Altlandsberg geboren, auf den Universitäten Wittenberg und Frankfurt a. O. gebildet, war bereits auf der Fürstenschule zu Meißen durch G. Fabricius für das Studium der alten Literatur und der Geschichte gewonnen worden. Er wurde (1576) Rektor an der Schule zu Creßen, dann in Spandau, lebte und reiste seit 1579 als Privatmann, war 1581—1583 Pfarrer in seiner Vaterstadt und kehrte hierauf wieder zur Unabhängigkeit des Privatlebens zurück, das er teils auf Reisen, teils in Wittenberg lebend verbrachte; gest. 14. April 1612. Vgl. zunächst Schwarze in der A. D. Biographie s. h. v.

[2] Eine Ausgabe seiner Werke besorgte in 2 Bdn. im Jahre 1729 G. G. Küster, eine Konkurrenzausgabe im gleichen Jahre G. D. Krause. — Die Commentare sind in lateinischer Sprache geschrieben. Krause gab in Verbindung mit Leutingers Commentaren die „Chronologica annotatio successionis familiarum et rerum gestarum in Marchia Brandenb. von Zach. Garzaeus“, eines Zeitgenossen desselben, heraus, welche überwiegend kompilatorischer Natur in kompendiöser Form das geb. Thema behandelt, doch aber auch urkundliches Material herbeizieht. Das Werk ist ungedruckt geblieben. S. Klette a. a. O. S. 13—14.

stand jener Hubert Languet, welchen er vielfach als Agenten und Berichterstatter gebrauchte, und dem — Franzose von Geburt, ein Freund Melanthons, J. Camerarius und des Flacius Illyricus — Politik wie Theologie gleich nahe am Herzen lagen[1]. Lengurts Korrespondenzen sind ein ergiebiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Als Historiker ist er mit einem Bericht über die dem Kurfürsten August übertragene Vollziehung der Reichsacht an Herzog Johann Friedrich d. M. von Sachsen und Grumbach (1567) aufgetreten, der indes einseitig im Interesse seines Herrn gehalten ist[2]. Seinen Freund Flacius hat er bei den Vorarbeiten zu seinem großen kirchengeschichtlichen Werke eifrig unterstützt[3]. Der meißnischen Landesgeschichte nahm sich der uns bereits bekannte Reiner Reineccius an, den der Kurfürst 1574 zum Historiographen mit dem Auftrage, des Georg Fabricius Geschichte Obersachsens und der Wettiner zu vollenden, ernannte[4]. Dieser Auftrag blieb jedoch unausgeführt und ging dann an Peter Albinus über, der in seiner „Meißen'schen Land- und Bergchronik" ein s. Z. höchst beliebtes Werk schuf, wenn es auch bei der Unzulänglichkeit der Forschung dadurch vor späterer Vergessenheit nicht geschützt werden konnte. Die Darstellung der

[1]) Languet war geboren 1518 zu Vittraux, zum Teile in Italien gebildet, seit 1549 vielfach in Deutschland und als theologischer Vermittler und diplomatischer Geschäftsmann an verschiedenen Höfen und als Agent des Kurfürsten August in Paris, zuletzt in den Niederlanden am Hofe der Oranier lebend, gest. 1581 zu Antwerpen. Vgl. zunächst L. Geiger in der A. D. Biographie. Über sein Leben schrieb schon 1700 der Kanzler Ludewig, der (1699) seine aus Paris an den Kurf. August geschriebenen Briefe und Berichte herausgegeben hat. — Von Neueren: Blasel, Hub. Languet, 1. Tl. Breslau 1872. — Oskar Scholz, H. Languet als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich während der Jahre 1568—1572 (Halle 1875).

[2]) Historica descriptio susceptae a Caesarea Majestate executionis Augusto Saxon. et septemviro duce contra S. Rom. Imp. rebelles etc. 1568. Deutsch in dems. Jahre und 1574.

[3]) S. Dr. W. Schulte, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Magdeb. Centurien (Neisse 1877) S. 82.

[4]) S. oben S. 435. Reineccius hatte schon vorher ein paar Schriften über die Geschichte der Markgrafschaft veröffentlicht.

älteren Geschichte leidet namentlich an der kritischen Unfähigkeit, wie die meisten ähnlichen Versuche[1]. — In Thüringen sind in dieser Zeit eine Anzahl Historiker aufgestanden, wie Bange, Wagner, Binhard, Pfefferkorn[2], die jedoch sämmtliche eine erfreuliche Förderung des so anziehenden Gegenstandes nicht gebracht haben. Die Universität Jena zählte z. B. keinen Gelehrten in ihren Reihen, der sich speziell um die Landesgeschichte verdient gemacht hätte. Der theologische Eifer drängte zunächst die anderen leidenschaftsloseren Interessen zurück, dann erfolgte die Katastrophe der ernestinischen Linie unter Johann Friedrich d. M. und endlich nach einer Pause der Erholung, in welcher das umfassende Hortleder'sche Werk entstand[3], der große Krieg, dessen Jammer zur Besserung der Lage und Stimmung nichts beitragen konnte. So bleibt ein einziger spezialgeschichtlicher Forscher, dessen Name aus dieser Epoche auch heutzutage seinen Klang noch nicht ganz verloren hat: Paulus Jovius (d. h. Götze), der Geschichtschreiber des schwarzburgischen Grafenhauses[4]. Außer der schwarzburgischen Chronik hat er noch eine große Anzahl von Chroniken über verschiedene gräfliche und dynastische Geschlechter Thüringens zusammengestellt, die von anderen mehrfach benutzt worden, von welchen jedoch nur ein paar nach seinem Tode gedruckt worden sind[5]. Die „Schwarzburgische Chronik", das Werk

---

[1]) Albinus (Weiße), 1534 zu Schauenberg im Erzgebirge geboren, zu Leipzig und Frankfurt a. O. gebildet, wurde 1578 Professor der Poesie zu Wittenberg und starb am 31. Juli 1598 als Archivar in Dresden. Sein liter. Nachlaß liegt in Dresden. Vgl. Jöcher-Adelung s. h. v. Vgl. auch R. Struvii, Bibliotheca Saxon. p. 329—333.

[2]) Struve R., Bibl. Saxon. I passim.

[3]) S. oben S. 371.

[4]) S. Thilo Irmisch, über den thüringischen Chronikschreiber Magister Paulus Jovius und seine Schriften. Sondershausen 1870. Jovius war geboren um 1570 zu Themar bei Meiningen, nach anderen zu Burgpreppach im jetzt bairischen Kreise Unterfranken, in Wittenberg gebildet, seit 1601 Rektor an der Stiftsschule zu Ebeleben bei Sondershausen, gest. 4. Juni 1633.

[5]) So die Chronik der Grafen von Kevernburg (bei Arnstadt, die Stammväter der Grafen von Schwarzburg) bei Ayrmann Sylloge Anecdotta I.

seines Lebens, schildert in deutscher Sprache die Geschichte des Grafenhauses in genealogischer Reihenfolge, mit Benutzung vielen handschriftlichen und besonders auch archivalischen Materials, das er nicht ohne Umsicht ausbeutete, freilich ohne es geistig zu durchdringen, doch gelingt es ihm bei einigen Persönlichkeiten, sie näher zu bringen und dem toten Stoffe hie und da Leben einzuhauchen[1]). An die Arbeiten Cyriacus Spangenbergs, dessen wir bereits gedacht haben[2]), über die sächsisch-thüringische Geschichte sei in diesem Zusammenhange wenigstens erinnert[3]). Sie entbehren jedoch bei vielem Fleiße in hohem Grade jede Selbständigkeit und Methode; ein gleiches gilt von seiner Geschichte der Grafen von Henneberg, die übrigens nach Ostfranken weisen, deren Lande aber nach ihrem Aussterben (1583) an die Wettiner übergegangen sind; für jeden Fall verdient die Schrift M. Glasers über denselben Gegenstand den Vorzug[4]). Die ältere Genealogie hat zwar ihre wunden Stellen, aber Glaser weiß doch einigermaßen mit Urkunden umzugehen und hat u. a. die ältere Chronik des Klosters Veßra fleißig benutzt[5]).

Viel normaler waren die längste Zeit die Dinge im benachbarten Hessen gelagert; von einer erfreulichen Fruchtbarkeit auf historischem Gebiete kann indes ebensowenig gesprochen werden. Es ist im Grunde ein einziges Werk, das aus der Masse der

---

(Frankfurt a. M. 1746 S. 175) und die Geschichte der Grafen von Gleichen durch Sagittarius, mißbräuchlich unter seinem eigenen Namen veröffentlicht. Vgl. Schnorr von Carolsfeld in Jaumanns Serapeua 1878 S. 248 ff.

1) Eine Ausgabe der Chronik gab G. Kreisig im 1. Bde. der von ihm und Schöttgen herausgegebenen Diplomatoria et scriptores hist. Germ. (Altenburg 1753). Über die Ausgabe selbst vgl. Irmisch a. a. O. S. 42 ff.

2) S. oben S. 422.

3) S. Kletke a. a. O. S. 321. 395.

4) Rhapsodiae sive Chronicon Hennebergicum (von 1078 bis 1599). Meiningen 1735.

5) Kloster Veßra, eine Prämonstratenserabtei unweit der Werra, im Meiningen'schen gelegen. S. Monachus Vesserensis sive Chronicon Hennebergense bei J. P. Reinhard, Beiträge zu der Historie des Frankenlandes u. s. w. 1 Tl. Bayreuth 1768. S. 103 ff.

mittelmäßigen Erscheinungen hervorgehoben zu werden verdient: die „Hessische Chronik“ von Schäffer genannt Dilich, der in ziemlich jungen Jahren als „Geographus und Historicus“ in die Dienste des Landgrafen Moritz getreten war und sich zugleich als Kriegsschriftsteller einen Namen gemacht hat[1]). Sein Geschichtswerk, dessen Entstehung doch wohl mit seiner dienstlichen Stellung zusammenhängt, trat im Jahre 1605 an das Licht. Dilich wollte, wie er in der Vorrede sagt, seinen lieben Landsleuten eine hessische Chronik an die Hand geben, bis ein Besserer käme und es besser machen würde. Der erste Teil enthält nach der einmal beliebten Gewohnheit der Zeit eine illustrirte Landesbeschreibung im Anschlusse an S. Münsters Kosmographie; der zweite Volksgeschichte, die sich jedoch als kein Werk der gelehrten Forschung erweist, sondern sich vorzugsweise an Lauzes Chronik[2]) und eine anderweitige Compilation über hessische Geschichte anschließt[3]). Sie hat aber den Vorzug, in reiner deutscher Sprache geschrieben und von warmer Liebe zur Sache beseelt zu sein, und blieb so längere Zeit hindurch das einzige lesbare Handbuch der hessischen Geschichte, selbst als viel gelehrtere Männer, wie z. B. J. J. Winkelmann, sich derselben annahmen[4]). —

Da die Schweiz eben im Begriffe ist, sich politisch von Deutschland loszulösen, während sie die literarische Verbindung wie unwillkürlich fortsetzt, wird sie es wohl sich gefallen lassen müssen,

---

[1]) Geboren zwischen 1575—1580 zu Wabern in Hessen, gebildet, wie man vermutet, in Kassel und Marburg, seit 1592 in landgräflichem Dienste nahm er nach dem Willen seines Herrn Anteil an den Kämpfen in den Niederlanden, veröffentlichte 1607 sein „Kriegsbuch“ und trat 1625 in kursächsische Dienste, gest. 1655 zu Dresden. Vgl. über ihn und seine übrigen Schriften J. Cäsar im 6. Bde. (Neue Folge) der Zeitschrift für hessische Geschichte und Strieder, Hessisches Gel.-Lexikon Bd. IV.

[2]) S. oben S. 301.

[3]) Die sog. „Congeries etlicher Geschichten, so sich in Hessen zugetragen“ u. s. w.

[4]) Über die verschiedenen Ausgaben s. Cäsar a. a. O. S. 318—320. Vgl. H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte I, XXVII und Rommel, Geschichte von Hessen VI, 477, der günstiger als Wenck über Dilichs Chronik urteilt.

daß wir ihr für dieses Mal, indem wir sie literarisch festhalten, wenigstens einen eigenen Platz neben der Historiographie des übrigen Deutschlands anweisen. Ihre Bethätigung auf diesem Gebiete gilt ja ohnedem fast ausschließlich der Pflege ihrer eigenen Geschichte.

Die Geschichtschreibung der Schweiz hat für die Geschichte der historischen Wissenschaft überhaupt nur das Interesse, daß sie sich an die Behandlung der wichtigen Frage über die Entstehung der Eidgenossenschaft anschließt. Und da ist es nun das bis auf Johannes von Müller herab mit Recht oder Unrecht berühmteste Werk, mit welchem wir es jetzt zu thun haben: das Chronicon Helveticum von Egydius (Gilg) Tschudi. Die Wurzeln desselben reichen bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück, die Ausführung und Vollendung aber fallen in die letzten Jahre ihres Urhebers. Tschudi war 1505 in Glarus aus einem rittermäßigen Geschlechte, das lange vor ihm und bis auf die Gegenwart herab eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorgebracht hat[1]). Den ersten nachwirkenden Unterricht erhielt er von Ulrich Zwingli, der im Jahre 1506 als Pfarrer nach Glarus berufen worden war und daselbst unter staatlichem Schutze eine gelehrte Schule begründet hatte. Bereits im Jahre 1516, als Zwingli Glarus verließ, ging Tschudi nach Basel, wo sein Landsmann H. Glareanus[2]) den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gewann. Neben Mathematik waren es die humanistischen Disziplinen überhaupt und mit ihnen die Geschichte, die hier unter günstigster Leitung betrieben wurde. Im Jahre 1517 ging er mit seinem gelehrten Freunde nach Paris, seine Studien fortzusetzen. Nach dreijährigem Aufenthalte kehrte er in seine Heimat zurück, bereits

---

[1]) H. Haller, Bibliothek der Schw. Geschichte II, 1529. — Ildefons Fuchs, Tschudis Leben, 2 Bde. St. Gallen 1805. — Jakob Vogel, Egid Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber (Zürich 1856). — Dr. J. J. Blumer, Ägid Tschudi. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation (im Jahrbuch des hist. Ver. des Kantons Glarus. 7. Heft. Zürich und Glarus 1871).

[2]) S. oben S. 337.

von Glareanus und durch dessen Beispiel auf das eifrige Studium der Altertümer und der Geschichte seines Volkes hingewiesen. Beatus Rhenanus, W. Pirkheimer, Joachim von Watt schwebten ihm als Ideale vor, welchen nachzueifern er bestrebt war; in diesem Sinne gab er sich den historisch-geographischen Studien hin, als deren erste Frucht freilich erst nach einer längeren Reihe von Jahren (1638) seine erste Schrift, „die uralt wahrhafftig alpisch Rhätia", aber gegen seinen Willen durch Sebastian Münster, der zugleich eine deutsche Übersetzung davon veranstaltete, veröffentlicht wurde. Mit einem überaus reichen gelehrten Apparat ausgerüstet, versuchte Tschudi den freilich angefochtenen Beweis zu führen, daß die etruskischen Rhäter aus den Po-Gegenden nordwärts in das Gebirge gedrängt worden seien. Daneben handelt er zugleich noch über verschiedene andere Alpenvölker und überdies über die Abstammung der Gallier und Germanen, insoferne wenigstens nicht auf der breiten Heerstraße der Ethnographen und Antiquare seiner Zeit wandelnd, als er die Germanen nicht zu Gallier, sondern die Gallier zu Germanen machte, die im Verlaufe der Zeit ihre Sprache und Sitten verändert hätten. Um es aber kurz zu sagen, der Ertrag der wissenschaftlichen Untersuchung ist in diesem Falle gering, und konnte es, zumal bei der notorischen Schwierigkeit des in Frage stehenden ethnographischen Themas und der noch völlig unentwickelten philologischen Seite derselben, kaum anders sein. Die Schrift ist gegenüber seinen beiden späteren größeren Hauptwerken auch ziemlich zurückgedrängt worden, obwohl sie im Augenblicke ihrer Veröffentlichung die Augen seiner gelehrten Zeitgenossen in der Schweiz auf ihn lenkte und hohe Erwartungen von ihm erweckte. Tschudi hat in der That den Plan zu jenen größeren Werken früh gefaßt, wenn er auch spät zu der Ausführung oder vielmehr zur Vollendung derselben schreiten konnte. In der Zwischenzeit, ja bald nach seiner Rückkehr nach Glarus und Paris, hatte seine politische Laufbahn begonnen, die ihn immer höher emporführte, und war jene kirchliche Bewegung eingetreten, die bekanntlich auch

in die Zustände der Schweiz so tief eingegriffen und sie in zwei Lager gespalten hat. Tschudi blieb auf Seite der alten Kirche stehen und hat im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte für den Sieg der alten Kantone seine Kräfte eingesetzt, wenn er auch nicht gerade gerne an die Gewalt appellirte und es seinen eigenen Gesinnungsgenossen nicht immer recht machen konnte. Dieser sein Standpunkt hielt ihn zugleich nicht ab, mit seinen gelehrten Freunden, die auf der anderen Seite standen, wie Bullinger, Stumpf, Simler u. A. stets im Verkehr und wissenschaftlichen Gedankenaustausche zu bleiben, so wenig er auch von der entschiedenen protestantischen Haltung der Stumpfischen Chronik erbaut war[1]). Seit dem Jahre 1565 ungefähr fing er an, sich von der unmittelbaren Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten um so lieber zurückzuziehen, je weniger der Verlauf derselben ihn befriedigte. Seitdem vereinigte er seine Thätigkeit auf die Ausführung der beiden Werke, an welche sein literarischer Nachruhm geknüpft ist, der Gallia comata und der Schweizer Chronik. Es war ihm vergönnt, sie wenigstens zum größten Teile zu vollenden. Schon länger kränkelnd, erlag er am 28. Februar 1572.

Die Gallia comata hat mehr ein antiquarisches als ein speziell geschichtliches Interesse, und wir schicken daher am zweckmäßigsten ein paar Bemerkungen über sie voraus. Tschudi hatte das Werk in der vorliegenden Gestalt noch nicht druckreif gefunden, und erst im Jahre 1758 ist es durch Jak. Gallati in nicht ganz korrekter Gestalt herausgegeben worden[2]). Der gelehrte Apparat,

---

[1]) S. oben S. 287. — In seiner Chronik zeigt sich Tschudi bei der Beurteilung der Politik der Päpste nicht gerade spezifisch päpstlich gesinnt, ohne seine gut katholische Gesinnung zu verleugnen. Bei Gelegenheit der Beschreibung des Konstanzer Konzils urteilt er unabhängig denkend genug; ja er spricht sich wiederholt als Verehrer Aventins aus, in dessen antirömischer Gesinnung vermag er ihm aber freilich nicht zu folgen. Indes waren die nationalen Motive Aventins für Tschudi ja überhaupt nicht gegeben; abgesehen davon, daß ihre ganze Situation wie ihr Temperament doch grundverschieden waren.

[2]) Unter dem Titel: Hauptschlüssel zu verschiedenen Altertümern u. s. w. Konstanz 1758. Vgl. H. Haller a. a. O. IV. 50 ff. Ein neuer Abdruck 1778.

welchen Tschudi dieser Schrift zu Grunde gelegt hat, ist erheblich reichhaltiger als er einen solchen z. B. für die „Alpisch Rhätia" gesammelt hatte. Man könnte aber nicht behaupten, daß dieses Material systematisch verarbeitet sei, es liegt vielmehr ziemlich wüst und ungeordnet durch- und nebeneinander. Stofflich betrachtet, gibt es zugleich mehr als das Programm erwarten läßt. Es enthält nicht blos eine topographisch-geschichtliche Beschreibung des alten Galliens in seiner weitesten Ausdehnung, sondern die Landschaften der angrenzenden germanischen Völkerschaften werden ebenfalls in den Kreis der Beschreibung mit einbezogen. Und leider neigt er noch immer, wenn auch nicht mehr mit der früheren Entschiedenheit, zu der Hypothese von der Identität der Germanen und Kelten oder vermag wenigstens die in der Geschichte so scharf ausgesprochene Individualität der letzteren nicht zu unterscheiden. Mit der Behandlung des ursprünglich römisch-keltischen Helvetiens verfährt er zugleich willkürlich genug und dehnt seine Beschreibung bis tief in das Mittelalter hinein aus, obwohl sich die geographischen und politischen Begriffe inzwischen vollständig verändert hatten, d. h. er beschreibt die deutsche Schweiz so gut als die romanische. Indes brauchen wir darauf kein weiteres Gewicht zu legen; Tschudi hatte die Beschreibung Helvetiens ursprünglich als ein selbständiges Werk ausarbeiten und dasselbe bis zum Jahre 1000 führen wollen, um so eine Grundlage für seine Chronik zu gewinnen, die mehr nur zufälligerweise erst mit jenem Jahre einsetzt. Für uns ist ein Wesentliches die Ansicht, die Tschudi hier über die Herkunft der deutschen Bevölkerung der Schweiz vorträgt. Er denkt dabei nur nicht an eine spätere Okkupation durch die Burgunder und noch mehr durch Alemannen, sondern schließt sich der willkürlichen Ansicht an, nach welcher die ursprüngliche Bevölkerung des größten Teiles der Schweiz und der angrenzenden Länder eine reine deutsche gewesen sei; als die ältesten Bewohner der Landschaft Uri erkennt er die (deutschen) Tauriske, Stiervölker, wozu der Stier von Uri so vortrefflich paßt. Schweiz, Unterwalden, das Haslithal sind nach ihm von

den Cimbern bevölkert worden, und er ist daher auf die bekannte Erzählung Fründs recht böse, weil derselbe eine viel spätere Einwanderung, wenn auch ebenfalls von Norden her — aus Friesland — in Umlauf gesetzt, also die Geschichte um 500 Jahre verkürzt hat. Eigentümlich genug wirft er Fründ seine fabelhaften Erfindungen lebhaft genug vor, ohne zu ahnen, daß seine eigene Darstellung keinen besseren Namen verdient. Will man diese Nachgiebigkeit gegen augenfällige willkürliche Fiktionen pietätsvollen Patriotismus nennen, so mag das sein, dem Anwalte solcher Erfindungen erweist man jedoch damit einen schlechten Dienst, weil kein Zweifel darüber gestattet ist, daß ein halbweg denkender und unbefangener Kopf von der Gelehrsamkeit Tschudi's auch kraft der Urteilsfähigkeit jener Zeiten das Unhaltbare derselben leicht hätte durchschauen können. Das zweite Buch der Gallia comata ist zum guten Teil eine Erweiterung und Umarbeitung der im Jahre 1538 wider seinen Willen veröffentlichten „Alpisch-Rhätia". Bei aller umfassenden Belesenheit, die er hier entwickelt, begegnet ihm jedoch, daß er das geschichtliche Rhätien und die spätere Provinz Rhätien identifizirt und als älteste Bevölkerung des Landes wieder die deutsche verkündigt. Ein wissenschaftlicher Wert läßt sich daher auch diesen Ausführungen im letzten Grunde nicht zuerkennen, weil die sichtende Prüfung des Stoffes zu vieles zu wünschen übrig läßt. Zu dem Material, mit welchem Tschudi sein Werk und die Ausführungen desselben unterstützt, gehören auch zahlreiche Inschriften. Aber gerade wegen dieser Bestandteile hat er in neuerer Zeit von einem angesehenen deutschen Gelehrten heftige Angriffe und Anklagen erfahren[1]. Tschudi hat nämlich die von ihm reproduzirten Inschriften von Stumpf erhalten und dieser sie in seiner oben besprochenen Chronik mitgeteilt[2]. Tschudi hat allerdings unterlassen, die Herkunft seines epigraphischen

---

[1] S. P. Mommsen, epigraphische Analekten. (Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der P. S. Gesellschaft der W. 1852) und ebenderselbe, Inscriptiones Helveticae. 1854.

[2] S. oben S. 287.

Materials zu konstatiren, was in der That, mag diese Sitte auch sonst geherrscht haben, durch den Umstand nicht gebessert wird, daß ihm Stumpf dasselbe mitgeteilt hatte, ehe seine Chronik (1548) erschienen war, denn die Gallia comata war ja bei seinen eigenen Lebzeiten noch gar nicht veröffentlicht[1]. Nun geht der angedeutete Gegner Tschudis, der dessen ungewöhnliche Gelehrsamkeit und seltene Kenntnis der römischen Epigraphik übrigens anerkennt, noch weiter und beschuldigt ihn, einzelne Inschriften, die er Stumpf verdankte, willkürlich interpolirt, beziehungsweise gefälscht zu haben. Gegen diese Beschuldigung, als einer sittlichen Verunglimpfung, hat sich in der Schweiz lebhafter Widerspruch erhoben[2]. Ohne in dieser intrikaten Frage als Richter auftreten zu wollen, scheint uns aus der gegnerischen Beweisführung das Eine allerdings hervorzugehen, daß Tschudi von willkürlichem Vorgehen, von welchem er ja auch sonst nicht frei zu sprechen ist, sich auch in diesem Falle nicht gehütet hat, und daß er bei seinen Emendations- und Ergänzungsversuchen nicht überall die wünschenswerte wissenschaftliche und sachgemäße Schärfe entwickelt hat.

Während der Gallia comata zumal für unsere Zwecke nur eine subsidiäre Bedeutung zukommt, steht die „Schweizer Chronik" in erster Linie. Sie bedingt die Stellung, die Tschudi als Geschichtschreiber der Schweiz und in der Entwickelung der deutschen Historiographie einnimmt. An Untersuchungen hierüber hat es in neuerer Zeit nicht gefehlt, so daß wir uns in diesem Falle kürzer fassen dürfen, als es unter anderen Umständen erlaubt wäre[3]. Eine äußere Schwierigkeit liegt in dem Umstande, daß

[1]) S. Vogel (a. a. O. S. 142 ff.), der das Verfahren Tschudis in diesem Falle in jeder Beziehung rechtfertigen will.

[2]) Auch Blumer in seinem Aufsatze über „Tschudi als Geschichtschreiber" (Jahrbuch des hist. Ver. des Kantons Glarus 10. Hft. S. 81 ff.) legt dagegen Protest ein.

[3]) Die bez. Schrift von Vogel und die Abhandlung von Blumer haben wir bereits erwähnt. (S. oben S. 244). Hierzu zu vgl. W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätte. Leipzig 1867. S. 110 ff. Alb

eine ganz genügende kritische Ausgabe der Chronik nicht vorliegt. Das Original der letzten Redaktion, nach deren Kopie die einzige Ausgabe, die wir haben, die von J. R. Iselin in den Jahren 1734—1736 veranstaltet ward, ist wie diese selbst verschollen, und man bleibt also auf den Iselin'schen Text allein angewiesen. Dagegen hat sich der erste Entwurf der originalen Chronik, welche die Epoche von 1000—1470 umfaßt, erhalten. Man kann zwar nicht nachweisen, zu welcher Zeit dieser Entwurf entstanden ist, aber man kann erkennen, daß ihn Tschudi zu verschiedenen Zeiten im Verlaufe der Jahre fortgesetzt, abgeändert, Zusätze gemacht und so die Ergebnisse seiner ununterbrochenen Forschungen zuletzt noch im Jahre 1569 nachgetragen hat [1]). Die schon berührte letzte Redaktion wurde im Jahre 1570 begonnen und hat zwei Jahre darauf mit des Verfassers Tode ihren Abschluß gefunden. Tschudi hat zwar auch die Zeit von 1470 bis 1560 bearbeitet, dieselbe ist jedoch in ihrer Vollständigkeit bisher nicht veröffentlicht worden [2]).

Rittict, les origines de la Confédération Suisse. Histoire et legende. Sec. Edition. Genève et Bale. 1869 und die gesammte neuere Literatur über die Frage der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft, die man u. a. bei Rilliet (a. a. O. S. 332—334) ziemlich vollständig aufgeführt findet. Ferner: Eugen Secretan, Galérie Suisse I, 416. 397. Vgl. Archiv für schweiz. Gesch. IV, 165 ff. Neun ungedruckte Briefe Ang. Tschädis an Simler. Daß E. Kopps Geschichte der eidgenössischen Bünde hierbei mit in Betracht kommt, braucht wohl kaum erst ausdrücklich erwähnt zu werden.

[1]) S. W. Vischer (a. a. O. S. 111 ff.), der in der Lage war, den ersten handschriftlichen Entwurf der Chronik mit der letzten Redaktion bei Iselin zu vergleichen. Einen Teil des Entwurfes, die kritischen Jahre 1298—1308 umfassend, hat Dr. H. Wattelet im Archiv für schweiz. Gesch. 1, 348 ff. abdrucken lassen. Die Abweichungen sind allerdings erheblicher Natur und es ergibt sich daraus, daß die Änderungen der letzten Redaktion nicht eben im Interesse der Kritik vorgenommen worden sind.

[2]) Ein Bruchstück aber findet sich in Balthasars Helvetia I, 130—144, ein viel größeres, die Jahre 1472—1526, ist von Alois Vock im 4. Bd. der Helvetia S. 463—628 herausgegeben; es ist aber fraglich, was davon Tschudis wirkliche Arbeit ist. Im 10. Bd. des Archivs für schweiz. Gesch. (S. 212 ff.) hat Vogel einige Bruchstücke aus der ungedruckten Schweizerchronik Tschudis mitgeteilt. Vgl. auch seine Schrift über Tschudi S. 304—316, wo er über die Handschrift, aus welcher er jene Mitteilungen gemacht hat, Nachricht gibt.

Tschudi hatte, wie schon berührt, ursprünglich die Absicht gehabt, seinen Gegenstand von den ersten Anfängen an darzustellen, infolge der an ihn gebrachten Bitte aber begann er das Mittelbuch, d. h. die Epoche vom Jahre 1000 an bis 1370 auszuarbeiten. Der gelehrte Apparat, den er hierzu gesammelt hatte, ist nun in der That ein außerordentlicher und läßt an sich nichts zu wünschen übrig. Seine angesehene öffentliche Stellung hatte ihm namentlich an urkundlichem Material erschlossen, was Anderen unzugänglich geblieben wäre. An Chroniken hat er alles zusammengebracht und in seiner Art benutzt, was überhaupt zu erreichen war, und manches, was seitdem verloren gegangen ist, wie die sog. Klingenberger Chronik, Schodeler, Wüst, Wanner u. a. m., ferner historische Lieder, von der mündlichen Überlieferung nicht zu reden. Für die Gestaltung des wichtigsten Teiles, d. h. der Entstehung der Unabhängigkeit der alten Eidgenossen, hat er das sog. „Weiße Buch von Sarnen“ und Etterlins' Chronik zu Rate gezogen, im übrigen aber seine Phantasie und seinen Wunsch, etwas Abgerundetes zu geben, vollständig frei walten lassen; er hat Zeitdaten und einzelne Thatsachen je nach Bedürfniß verschoben und die fehlenden Zwischenglieder und maßgebenden einzelnen Züge dazu erfunden[1]), während ihm wesentliches, wie das geschichtliche, sog. ewige Bündnis vom Jahre 1291 unbekannt geblieben ist und er sogar gesicherte Jahrzahlen, wie das Jahr 1386, um ein Jahrhundert rückwärts ändert[2]). Mit anderen Worten, sein Verfahren ist etwa das des Autors eines historischen Romans, aber nicht eines Geschichtschreibers, der an konstatirten Thatsachen nicht den Schatten eines Schattens zu ändern wagt. Eine ähnliche Behandlung eines historischen Stoffes ist in jener Zeit nicht gerade eine Seltenheit, aber nicht minder gewiß bleibt, daß es an einem

[1]) Die bleibende Umwandlung des Vogtes „Geißler“ in Geßler ist ja auch sein Werk, wie überhaupt die nachhaltige Gestaltung der Tellsage.

[2]) Es würde hier zu weit führen, die Einzelheiten anzuführen; man braucht indes nur die Nachweise bei Vischer (a. a. O.) anzusehen, um sich von dem Verfahren Tschudis ein klares Bild zu machen.

gleich wichtigen Gegenstande und mit einer solchen Meisterschaft wie von Tschudi niemals geübt worden ist. In einzelnen, wenn auch nicht entscheidenden Fällen versteht er immerhin Kritik zu üben, und doch begegnet es ihm wiederholt, aus Rücksicht sein besseres Wissen zum Schweigen zu verurteilen[1]). Daß sein falsch verstandener Patriotismus vielen Anteil an diesem seinem Verfahren hat, ist bekannt, und wie man es zu beurteilen hat, bedarf kaum einer weiteren Erörterung. Tschudi hat diese Entstellungen der Geschichtlichkeit allerdings nicht erst erfunden, aber er hat sie ausgebildet, abgerundet, vervollständigt und, soviel an ihm, sanktionirt. Denn das Eine muß zugeben werden, seine Darstellungsweise an sich findet in jener Zeit nicht leicht ihres Gleichen; er gebraucht die Sprache mit kräftiger Hand und versteht trotz der hemmenden annalistischen Form vortrefflich zu erzählen; daß ein nicht gewöhnlicher Mann die Feder führt, verspürt sich auf jeder Seite. Wie hätte die Chronik, so wie sie erst bekannt wurde, bei seinen Landsleuten zumal, nicht den höchsten Beifall finden sollen[2])? Allerdings, wie wir gehört haben, ist sie lange Zeit hindurch ungedruckt geblieben und ist auch handschriftlich wenig verbreitet worden, weil seine Erben sie mißtrauisch verschlossen hielten. Nur aus zweiter Hand, wie z. B. in dem gleich zu erwähnenden Werke seines Schwiegersohnes Josias Simler sind seine Forschungen in der Zwischenzeit in Umlauf gesetzt

[1]) Es will freilich nicht viel bedeuten, wenn er die habsburgische Genealogie Hieronymus Gebweilers, die die Grafen von Habsburg bis auf Noah zurückleitet, tadelt; aber auch Rüxner mit seinen Fabeleien findet keine Gnade vor ihm; ja selbst Saxo Grammaticus verfällt als zu leichtgläubig seiner Rüge, nur daß einem hierbei ein bekannter Vers Juvenals in den Sinn kommt.

[2]) Von dem späteren Abschnitte der Chronik (15. Jahrhundert) ist u. a. seine Darstellung des sog. alten Züricherkrieges merkwürdig, wobei er auch den Chroniken von Fründ, Wanner, Wüst in ungemeiner Ausführlichkeit folgt. Er hatte hier zugleich gute Gelegenheit, seine Erzählungs- und Gestaltungsgabe leuchten zu lassen. Freilich vermochte er auch in diesem Falle nicht, ohne Tendenz zu schreiben, und machte dem Glarus-schwyzerischen Interesse Zugeständnisse.

worden[1]). Als die Chronik aber endlich gedruckt erschien, so verdunkelte sie vermöge ihrer hervorgehobenen Vorzüge alle anderen Darstellungen der Geschichte von der sog. Befreiung der Waldstätte und erhielt sich trotz einzelner auftauchender Widersprüche in diesem Ansehen bis auf Johannes von Müller herunter, der sie in seiner Weise in der Hauptsache wiederholt und so veranlaßt hat, daß sie durch Schillers Genius legitimirt, trotz des schwachen Grundes, auf welchen sie sich ruhte, mit einer unvergänglichen Gloriole gekrönt wurde[2]). Ob Goethe bei seinem bekannten Lobe, das er über Tschudis (und Aventins) Chronik ausgesprochen, des Guten nicht zu viel gethan, soll hier nicht weiter untersucht werden; es beruht eine solche Anerkennung ja völlig auf psychologischen und individuellen Voraussetzungen und steht, was die Hauptsache ist, mit der wissenschaftlichen Frage in keinem Zusammenhange. —

Es ist nun unsere nächste Aufgabe, die Nachfolger Tschudis auf dem Felde der schweizerischen Geschichtschreibung bis zur völkerrechtlichen Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Auf die Schrift Josias Simlers: De Republica Helvetiorum (zuerst Zürich 1576) haben wir bereits hingewiesen[3]). Sie ist vor allem dadurch wichtig, daß Simler, der in enger Verbindung mit Tschudi stand,

---

[1]) H. Bullinger (s oben S. 291) in seiner Schweizerchronik hat Tschudis bez. Darstellung ebenfalls aufgenommen, aber die älteren der Reformation vorausgehenden Abschnitte seiner Chronik sind niemals gedruckt worden.

[2]) Auf die übrige historiographische Thätigkeit Tschudis genüge es hier hingewiesen zu haben; sie ändert an dem Gesammturteil nichts. Zu vgl. von Haller a. a. O. II—V passim und Vogel a. a. O. S. 285 ff.

[3]) Simler, geb. 1500 starb 1576 als Professor der Theologie in Zürich. Seine gedachte Schrift hat eine große Verbreitung und Übersetzung ins Deutsche und Französische erfahren. Die „Glarner Chronik" (1525—1533) Valentin Tschudi's, eines Vetters des Geschichtschreibers, hat Blumer im Archiv für Schweiz. Gesch (IX, 331 ff.) mitgeteilt. Sie berichtet auch über die eidgenössisch-italienischen Kriege.

die Ergebnisse der Forschungen desselben über die Entstehung der Eidgenossenschaft nach den älteren Entwürfen reproduzirte. Das Eigentümliche an der Schrift ist die Verbindung der ältesten Geschichte der schweizerischen Landschaften bis auf die volle Ausbildung der eidgenössischen Bünde mit einer Beschreibung der Staatseinrichtungen der Eidgenossenschaft. Wichtiger ist das Werk Franz G. Guillimanns[1]) über die Schweizer Geschichte[2]). Als Forscher über die Geschichte der Habsburger kennen wir ihn bereits[3]). Sein vorliegendes Werk schlägt einen ähnlichen Weg ein, wie das eben erwähnte Simlers. Die Geschichte der Eidgenossenschaft vom Momente ihrer Constituirung an sollte folgen. Die Aufnahme, die jedoch dasselbe fand, täuschte des Verfassers Erwartungen und benahm ihm die Lust, sie fortzusetzen. Guillimann stellt die Genesis des Bundes der Eidgenossen zwar in derselben Weise dar wie Tschudi, trug aber doch zugleich selbstständige neue Meinungen vor, die gerade bei den alten katholischen Kantonen auf Widerspruch stießen. Er hatte treffend erkannt, daß der Ursprung der Bünde in die Epoche der Kämpfe K. Friedrich II. mit den Päpsten und des Zwischenreiches falle, daß die geistlichen Stifter mit ausgedehnten Besitzungen in allen Teilen des Landes und mit zahlreichen Hörigen ausgestattet gewesen seien, und endlich, daß diese Hörigen sich im Verlaufe der Zeit frei gemacht hatten. So war er dazu gelangt, indem er diese Thatsache verallgemeinerte, in der Entstehung der Eidgenossenschaft im wesentlichen nur das Ergebnis der Emanzipation der Bevölkerung von dem Herrschaftsrecht der Geistlichkeit unter der Beihilfe des mit den Päpsten ringenden Kaisertums zu erblicken. Diese Auffassung eines ursprünglich unfreien Zustandes stellte sich aber in Widerspruch mit der populären Voraussetzung von der ursprünglichen Freiheit der alten Kantone, die sich dadurch in ihrer liebsten

---

1) S. über ihn oben S. 375.

2) De rebus Helvetiorum sive antiquitatum libri V. Friburgi Aventicorum. 1588.

3) S. oben S. 375—376.

Überlieferung angegriffen sahen; und so erntet Guillimann Undank, wo er besseren Lohn erwartet hatte[1]).

Von den übrigen nennenswerten Werken, welche die Schweiz in diesem Zeitraum hervorgebracht hat, sind zunächst noch die Basler Chronik von Christian Wursteisen (Urstisius) und Michael Stettlers Schweizer Chronik hervorzuheben[2]). Wursteisen hat sich (1585) um die deutsche Geschichte durch die Herausgabe einer Sammlung von Geschichtschreibern verdient gemacht[3]). Als Vorläufer seiner großen Basler Chronik ließ er 1577 das „Epitome historiae Basiliensis" erscheinen. Diese Schrift ist eine topographisch-historische Beschreibung Basels und ihre günstige Aufnahme beschleunigte die Vollendung und Veröffentlichung der Chronik, die eine ungemein beifällige Aufnahme fand[4]). Wursteisen war der verständigen Ansicht, daß die monographische Bearbeitung der Geschichte einzelner Städte und Länder wünschens-

---

[1]) S. Senkenberg, Selecta Juris III. — E. v. Haller a. a. O. IV N. 420. Vgl. G. von Wyß in der A. D. Biographie s. h. v.

[2]) Joh. Heinrich Suicers „Chronologia Helvetica" (zuerst Hanau 1600) ist ein Vorläufer, bzw. auf Tabellen gebrachter Auszug seiner ungedruckt gebliebenen zwölf Bücher eidgenössischer Geschichte (über diese s. v. Haller a. a. O. IV N. 426). Der Auszug holt weit aus und reicht bis 1607. Eine Bereicherung der schweizerischen Geschichtschreibung ist damit nicht gegeben, und ein Gleiches gilt wohl von dem ungedruckten Hauptwerke nach den darüber vorliegenden Mitteilungen zu schließen. Suicer (Schweizer) war Pfarrer zu Rickenbach im Kanton Zürich.

[3]) Er war geboren zu Basel 1. Januar 1544, studirte nebst den humaniora und Mathematik Theologie, war an der Universität Basel zuerst Professor der Mathematik, dann des alten Testaments, 1586 Stadtschreiber und starb den 30. März 1588. Vgl. seine Vita von Joh. Christ. Iselin im Museum helvet. VII, 429. 397. Eine deutsche Bearbeitung mit einer Übersetzung von Iselins Lebensbeschreibung Wursteisens von J. Christoph Beck erschien zu Basel 1577. Zu vgl. R. Wolf, Biographie zur Kulturgesch. der Schweiz. Über die Epitome s. v. Haller a. a. O. IV N. 743.

[4]) Basel 1580. Eine neue (wie die erste illustrirte) Auflage nebst einer Fortsetzung ließ Joh. H. Bruckner in 2 Bänden zu Basel 1765—1772 erscheinen. Band III und IV gehören der Fortsetzung bis 1620 an. Von der Bruckner'schen Ausgabe wird eben jetzt ein neuer Abdruck veranstaltet, von welchem mir zur Stunde indes erst die 1. Lieferung (Basel 1883) vorliegt.

wert sei, weil erst aus solcher „Particular-Historie“ gründliche „General-Historien ganzer Nationen, Königreiche und Völker“ hervorgehen könnten[1]). Den Begriff der Stadtchronik faßt er freilich weit genug: derselbe erweitert sich ihm nicht bloß zur Geschichte des Bistums Basel, sondern die Geschichte der Schweiz wird in wachsenden Verhältnissen in den Rahmen seiner Darstellung einbezogen. Wursteisen ist ein wohl unterrichteter, nach dem Begriffe seiner Zeit gelehrter Mann, der gut zu beschreiben und zu erzählen versteht; er hat das Material zu seiner Chronik, wie das auch seine noch vorhandenen Kollektaneen bezeugen, sorgfältig und fleißig zusammengetragen und weiß auch die Bedeutung der Urkunden wohl zu würdigen; die Darstellung der Stadtgeschichte und ihrer Verfassung läßt freilich in einigen wesentlichen Momenten, wie der Entwickelung des Zunftwesens u. dgl. zu wünschen übrig. Bei der Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft stützt sich Wursteisen, scheint es, im besonderen auf Etterlin. Die Zeiten des (Basler) Konzils und der Reformation sind mit Vorliebe geschildert.

Die Schweizer Annalen M. Stettlers sind nur ein Auszug aus seinem umfassenden, aber ungedruckt gebliebenen Geschichtswerk über denselben Gegenstand[2]). Sie haben sich die Censur des Berner Rates, in dessen Auftrag sie geschrieben wurden, gefallen lassen müssen, ehe sie gedruckt werden durften[3]). Stettler beginnt mit dem Jahre 815 und dem Königreich Burgund und

[1]) S. seine Zueignung an Bürgermeister und Rat von Basel, gegen das Ende.

[2]) M. Stettler, aus einem alten Berner Geschlechte ca. 1580 geboren, war zuerst Chor- oder Ehegerichts-, dann Seckelschreiber, weiterhin Mitglied des großen Rates, seit 1616 Landvogt in Orne, seit 1607 zu St. Johansen bei Erlach, endlich General-Commissarius welscher Lande. Er starb 1642.

[3]) Bern 1627 unter dem Titel: Annales Stettlerii oder gründliche Beschreibung der fürnembsten Geschichten und Thaten, welche sich im gantzen Helvetien, den jüngsten Jahren nach von ihrem Anfang an gerechnet als sonderlich seither erbauung der loblichen Stadt Bern in Nuchtland bis 1607 zugetragen haben. 2 Teile, der erste Teil reicht bis 1527, der zweite bis 1626.

langt rasch im 11. Jahrhundert an. Die Schilderung der älteren Zeiten lehnt sich vornehmlich an Justinger und Valerius Anshelm[1]) an, die letzten hundert Jahre sind aber selbständig und zum guten Teile aus dem vortrefflichen Materiale des Berner Archivs gearbeitet. Von der Darstellung der bevorzugten Berner Verhältnisse verbreitet sich die Erzählung über die allgemeinen Ereignisse der Schweiz und der damit zusammenhängenden allgemeinen Geschichte. Stettler schreibt als guter Berner und mußte es daher erleben, daß die Stadt Zürich sich noch im Jahre 1627 über seine Chronik beschwerte und, wenn auch vergeblich, auf ihre Unterdrückung antrug[2]). Die Form der Annalen ist chronikartig, lehrhaft, einfach, oft elementar.

Der historiographischen Leistungen Churrätiens oder der Grauen Bünde, die zwar staatsrechtlich noch keineswegs mit der schweizerischen Eidgenossenschaft verbunden waren, wird wiederum am zweckmäßigsten in diesem Zusammenhange gedacht werden dürfen. Sie haben für uns das Wichtige, daß auf diesem Boden das romanische Element auch literarisch dem deutschen Konkurrenz macht und aus diesem Grunde unsere Aufmerksamkeit doppelt in Anspruch genommen wird. Die geographische wie politische Lage der Landschaft war ja der Art, daß sie fortwährend in Atem gehalten wurde und an Stoff und Anregung zur geschichtlichen Darstellung kein Mangel war. Daß unter diesen Umständen besonders die Zeitgeschichte wiederholt behandelt wurde, kann nicht Wunder nehmen. Unter den Männern, die sich hierbei hervorgethan haben, ist in erster Linie Bartholomäus Ahorn zu nennen[3]). Derselbe hat eine Reihe zeit-

---

[1]) S. oben S. 292.

[2]) S. v. Haller (a. a. O. IV N. 433 S. 224.

[3]) Geboren 1566, wurde er 1596 evangelischer Pfarrer zu Mayenfeld in Graubünden. 1621 vor den einrückenden Östreichern flüchtend, 1622 zurückgekehrt, dann wieder vertrieben, wurde er endlich von der Gemeinde Gais in Appenzell als Pfarrer berufen und hier starb er 1640. Vgl. über ihn v. Haller (a. a. O. passim) und Konrad von Mohr in dem Vorwort zu seiner

geschichtlicher Aufzeichnungen hinterlassen, von welchen bisher der „Pündtner Aufruhr des Jahres 1607“ allein durch den Druck veröffentlicht worden ist[1]). Er berichtet als beteiligter Augenzeuge über höchst merkwürdige und tragische Ereignisse, stützt sich zugleich auf urkundliche Aktenstücke und will die Wahrheit sagen. Ahorn ist sich übrigens der Aufgabe des Geschichtschreibers wohl bewußt und hat mit Umsicht und Überlegung sein Amt geübt. — Die „Raetia“ Johannes Gulers von Weineck[2]) lehnt sich an seines älteren Zeitgenossen und Landsmannes Ulrich Campell topographische Beschreibung und Geschichte von Hohenrhätien“ an[3]). Campell hat dieses ausführliche Werk nach der musterhaften und bekannten eidgenössischen Chronik Stumpfs auf Grund umfassender Studien und in lateinischer Sprache ausgeführt[4]) und schon G. E. v. Haller hat ihm dafür den ehrenden Beinamen des „Vaters der bündnerischen Geschichte“ beigelegt[5]). Gulers Absicht, diese nur für Gelehrte bestimmte und Handschrift gebliebene Arbeit zu popularisiren, ist jedoch mißlungen. Der

---

Ausgabe von Ahorns Pündtner Aufruhr im Jahre 1607 (Chur 1862). Zu vgl. Kind in der A. D. Biographie.

1) S. die vorhergehende Anmerkung.

2) Geboren am 31. Oktober 1652 aus einem angesehenen Geschlechte der Landschaft Davos; zu Chur, Zürich, Genf und Basel gründlich in der alten Sprache, Geschichte und Rechtskunde gebildet, trat er 1582 in die Dienste seines Geburtslandes und war von 1592 bis 1604 Landanntmann. Weiterhin in die Zerwürfnisse der Parteien und die Gegensätze der verbündeten auswärtigen Mächte tief verflochten und durch sie zugleich gefährdet, starb er nach einem höchst bewegten Leben am 3. Februar 1627. Vgl. G. v. Wyß in der A. D. Biographie. Das betreffende Werk Gulers hat den Titel: Raetia, d. i. ausführliche und wahrhaftige Beschreibung der dreyen löblichen Bünde und anderer rhätischen Völker.“ (Zürich 1616.)

3) Ulrich Campell, am Anfange des 16. Jahrhunderts zu Sus im Unterengadin geboren, wirkte als evang. Pfarrer seit 1550 in seiner Heimat von 1570—1572 in Chur, 1572 in Schleins im Unterengadin, gest. 1582. S. G. v. Wyß in der A. D. Biographie.

4) S. oben S. 287.

5) Im Auszug deutsch bearbeitet von C. von Mohr im 1. und 2. Bande des Archivs für die Geschichte der Republik Graubünden.

Verfasser entwickelt zwar ungewöhnliche Sach- und Landeskenntnis, entzieht jedoch auf Grund der zerstückelten topographischen Einteilung seinem Stoff alle Übersicht und Einheit, ohne etwa für diesen formellen Mangel durch kritische Sichtung und Reinigung desselben zu entschädigen. — Überwiegend der Zeitgeschichte gehört wieder Hans Ardüsers „Rätische Chronik" (1576—1614) an[1]). Ardußer war Autodidakt und zeichnete als Protestant, mit seiner Umgebung häufig verstimmt, seine Erlebnisse in bunter Reihe und kunstloser annalistischer Form auf. Sie haben etwas memoirenhaftes, bieten aber für die Geschichte Graubündens manches Bedeutende[2]). Einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Graubündens gehörte Fortunatus Sprecher von Bernapp an, der die Gesammtgeschichte und die zeitgeschichtlichen Ereignisse Graubündens zum Gegenstande zweier namhaften Werke gemacht hat[3]). Seine „Pallas Rhaetica armata et togata" u. s. w. (bis 1617 reichend) verbindet mit einer Geschichte des Landes nach der beliebten Sitte jener Zeit zugleich eine topographische Beschreibung des Landes und der Herrschaft Veltlin, Bormio und Chiavenna in gewandter und sorgfältiger Darstellungsweise bis 1656 herab. Ein selbständiger Forscher ist Sprecher

---

[1]) Nebst einem sehr lehrreichen histor. Commentar herausgegeben von J. Bott. Chur 1877. Vorausgeschickt (S. 1—26) ist Ardüsers Selbstbiographie. Ardüser war im August 1557 zu Davos geboren, zunächst in Chur gebildet, wurde Schulmeister in Mayenfeld und Feldkirch, dann Maler, und führte bis zu seinem Tode (26. März 1566) ein unstetes Leben.

[2]) Ardußer gab im Jahre 1598 zu Lindau seine „Wahrhaffte und Kurzvergriffene Beschreibung etlicher herrlicher, hochvernamster Personen im alten freyen Rhätia Oberteutschen Landes" heraus, skizzenhafte Biographien von 300 teils zeitgenössischen, teils älteren bündnerischen Männern. Dieses Buch wurde aber von der Bündner Regierung aus Rücksicht auf Spanien geächtet und zur Verbrennung verurteilt; aber auch der Text der gedruckten Chronik mußte aus politischen Gründen verstümmelt werden.

[3]) F. Sprecher war geboren 9. Januar 1585, hatte in Orleans die Rechte studirt, trat dann in die Dienste seines Geburtslandes, der Republik der drei Bünde, und bekleidete der Reihe nach die wichtigsten Verwaltungs- und diplomatischen Posten derselben; er starb 1647.

freilich nicht[1]). Größere und nachhaltige Bedeutung kommt seinem sehr eingehenden zeitgeschichtlichen Werke zu, das die sturmbewegte Periode von 1618 bis 1644 behandelt[2]). Es knüpft also fast genau an den Zeitpunkt an, wo die Pallas Rhaetia geendigt hatte, nur wird die frühere Zeit in gedrängter Kürze und wie als Einleitung in den Hauptgegenstand des Buches, den man als die Darstellung des dreißigjährigen Krieges um die Grauen Bünde bezeichnen kann, behandelt. Sprecher, als angesehener Mann und an den geschilderten Ereignissen selbst vielfach beteiligt, war so recht dazu berufen, die Geschichte derselben zu schreiben. Von nicht gewöhnlicher Bildung, weiß er ein anziehendes und lichtvolles Bild der verwickelten Vorgänge zu entwerfen und zeichnet sich zugleich durch eine maßvolle Behandlung der Parteigegensätze aus; ohne dieselbe zu verwischen oder seine Gesinnung als Protestant zu verleugnen, schlägt er überall einen würdigen und leidenschaftslosen Ton an. — —

Ehe wir von dieser Epoche Abschied nehmen, müssen wir noch einen Blick auf die Leistungen im Gebiete der alten und insbesondere der griechischen und römischen Geschichte werfen. Angesichts der tröstlichen Blüte, welcher sich das gelehrte Schulwesen trotz der schlechten Zeiten in einem guten Teile von Deutschland erfreute, möchte man wohl entsprechende reife Früchte gerade in der angedeuteten Richtung erwarten, in Wahrheit erfüllen sich indes solche Erwartungen in keiner Weise. Die ausgestreute Saat ist zwar nicht auf steiniges Erdreich gefallen, sie ist aber nur langsam aufgegangen oder fällt mit dem Betriebe der klassischen Altertumswissenschaft überhaupt so nahe zusammen, daß es nicht

---

[1]) Die „Pallas Rhaetica" erschien zuerst zu Basel 1617; eine zweite Ausgabe mit verändertem Titel Basel 1622.

[2]) „Historia motuum et bellorum postremum his ce annis in Rhaetia excitatorum et gestorum." Genevae 1629. Die Fortsetzung bis 1645 ins Deutsche übertragen von L. L. Lehmann. Chur 1780. — Eine neue deutsche Bearbeitung des gesammten Werkes von C. v. Mohr. 2 Bd. Chur. 1856 und 1857.

davon losgelöst werden kann[1]). Einiges Bedeutende, was aber doch erst mitten in der Entwickelung begriffen ist, versparen wir uns zur Besprechung in der nächstfolgenden Epoche. Für die Aufklärung der Geschichte des Orientes im Altertum hat deutscherseits ein Gelehrter in einer bestimmten Richtung das nachhaltigste geleistet, dem wir bereits als Arbeiter auf dem Felde der brandenburgischen und meißnischen Geschichte der mittleren Zeit begegnet sind: Reiner Reineccius[2]). Er veröffentlichte in den Jahren 1570—1572 eine Anzahl von Monographien über die Genealogie der Dynastien und der berühmtesten Geschlechter der Staaten des alten Orients und Griechenlands aus der sagenhaften wie beglaubigten Geschichte, welche er vermehrt und erweitert unter dem Titel: „Syntagma de familiis quae in monarchiis tribus prioribus rerum potitae sunt" zusammen erscheinen ließ[3]). Reineccius knüpft in beiden Werken an die herkömmliche Anschauung von den fünf Weltmonarchien an und behandelt im ersten Bande die Reiche der Chaldäer und Assyrer, im zweiten die Reiche der Meder und Perser, im dritten das makedonische Reich und die aus diesem hervorgegangenen Diadochenreiche. Jedem der drei Weltreiche sind die übrigen gleichzeitigen Königreiche, Tyrannenstaaten und Republiken aller drei Weltteile angeschlossen, so daß das Werk eine vollständig auf genealogischen Grundlagen aufgebaute Darstellung der Geschichte des Altertums von den sagenhaften Anfängen bis zur römischen Weltherrschaft enthält, denn die Ethnographie und politische Geschichte sind nicht ausgeschlossen. Das Syntagma

---

[1]) In diesem Betracht verweisen wir auf Bursians Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland, vor allem 2. Buch 4. Kap. und 3. Buch 1. Kap.

[2]) S. oben S. 485.

[3]) Basel 1574—1578. Eine Umarbeitung und Erweiterung des Syntagma ist die Historia Julia (so genannt zu Ehren der Universität Helmstädt = Academia Julia) sive Syntagma Heroicum (Helmstädt 1594—1597) in 3 Bänden, deren letzter nach Reineccius Tode von H. Meibom abgeschlossen und herausgegeben worden ist. Als Ergänzung des Syntagma sind zu vgl. seine Collectanea historica. (Helmstädt 1584, 2 Teile).

hat lange Zeit als Werk eines unvergleichlichen Fleißes und einer seltenen Gelehrsamkeit mit Recht ungemeines Ansehen genossen, bis es durch den Umschwung in der Behandlung der Altertumswissenschaft und das siegreiche Aufkommen der orientalischen Philologie unvermeidlicherweise in den Hintergrund geschoben wurde. Auf dem Gebiete der orientalischen Sprach- und Altertumskunde, z. B. auch der Ägyptologie, hat u. a. der Jesuit Athanasius Kircher gearbeitet [1]); seine Kenntnisse waren umfassend, aber die Ergebnisse seiner Forschungen wurden leider durch eine zu große Nachgiebigkeit gegen seine Neigung zu willkürlichen Combinationen und phantastischen Einfällen erheblich getrübt [2]).

In der Übergangszeit aus der reformatorischen in die nachreformatorische Zeit fallen die schon berührten Untersuchungen des uns bekannten Wieners Wolfgang Lazius [3]) über griechische und römische Geschichte [4]). Beide Werke sind heutzutage vergessen und längst entwertet. Das eine, das die römische Geschichte betrifft, ist nur eine ziemlich ungeordnete Materialiensammlung, die wohl von der Belesenheit des Verfassers, aber nicht von seiner Urteilsfähigkeit zeugt; das andere, von ungefähr gleicher Anlage, gibt u. a. eine Geschichte von Athen mit Berücksichtigung der Colonien, der Sitten und Feste, zum Teile nach Pausanias, und man hat das Hauptverdienst desselben bei Erörterungen in der Anwendung der Numismatik auf geschichtliche Untersuchungen finden wollen. —

---

[1]) Geboren zu Geisa im Fuldaischen 2. Mai 1601, zuerst Professor in Wirzburg, seit 1635 am Collegium Rom., gest. 28 November 1680.

[2]) Kircher beschäftigte sich auch mit dem Koptischen. Vgl. Benfey, Gesch. der Sprachwissenschaft in Deutschland. S. 239. Peschel, Gesch. der Erdkunde in Deutschland, wo sich über Kirchers geographisch-physikalische Arbeiten das Nähere findet.

[3]) S. oben S. 278.

[4]) Das eine Werk führt den Titel: Reipublicae Romanae in externis provinciis bello constitutae commentariorum libri XII. Basileae 1154 und Historicarum commentationum rerum graecorum libri duo etc. Basileae (1553).

Mit Herodot und Thukydides beschäftigte sich zugleich vom historischen Standpunkt D. Chyträus, dessen Studien über die altsächsische Geschichte u. s. w. wir weiter oben berührt haben[1]. Eine Frucht dieser Beschäftigung war seine Chronologia historica Herodoti et Thucydidis (Rostock 1562), die aus seinen Vorlesungen über die beiden Geschichtschreiber hervorgegangen sind und zum mindesten von einer rühmlichen Vertiefung des Verfassers in ihre Werke Zeugnis ablegen[2]. Über die römische Geschichte vom Standpunkte der Numismatik ausgehend, hat Hubert Golz vielfach gearbeitet, aber über die Bedeutung eines Antiquars und zum wirklichen Historiker hat er sich nicht erhoben, wie das seine Geschichte Julius Cäsars bestätigt[3].

An kirchengeschichtlichen Leistungen ist in dieser Epoche nichts Ausgezeichnetes, auf die Geschichtschreibung überhaupt Einwirkendes erstanden, und nur in diesem Falle halten wir uns für verpflichtet, davon Notiz zu nehmen[4]. Daß das große Unternehmen der Centuriatoren jetzt noch fortgesetzt wird, ist schon erwähnt worden; von den in den Niederlanden begonnenen „Acta Sanctorum“

---

[1]) S. oben S. 426.

[2]) S. Krabbe, David Chyträus S. 100 ff.

[3]) Golz war nach den einen zu Venloo, nach den anderen zu Wirzburg (1526) geboren. Er selbst nennt sich in einer Zuschrift an K. Ferdinand I. „Herbipolito-Veslonianus“, bei einer anderen Gelegenheit einfach „Herbipolitanum“. Seinen großen Ruf als Münzkenner hat er leider durch an Fälschung grenzende Willkürlichkeit der Abbildungen getrübt. Seine „Icones imperatorum“ gehen bis auf K. Ferdinand III. herunter. Seine „Vita et gesta Julii Caesaris“ sind sehr ausführlich, entbehren aber, um von anderem nicht zu reden, in zu hohem Grade des historischen Geistes, als daß sie als Geschichtswerk eines so großen Gegenstandes irgendwie genügend befunden werden könnte; er bleibt überall der gelehrte Numismatiker und Antiquar, und will im Grunde auch nicht mehr bedeuten. Golz starb am 15. März 1583 zu Brügge. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zuletzt zu Brügge 1574.

[4]) Der schon öfters erwähnte D. Chyträus schrieb eine mit Recht geschätzte Geschichte der Augsburgischen Confession, d. h. einen Teil der theologisch-politischen Seite der Reformationsgeschichte, nur daß die letztere weniger scharf accentuirt wird.

wird späterhin gesprochen werden[1]). So hat sich die überwiegende Unfruchtbarkeit dieses Zeitraumes, an dessen Schlusse wir stehen, selbst äußerlich in dieser Richtung bewährt: ein Trost, daß wir an der Schwelle eines gewaltigen und nachhaltigen Umschwunges stehen. — —

---

[1]) Es sei daran wenigstens erinnert, daß C. Spangenberg bereits im Jahre 1556 zu Wittenberg eine kompendiöse „Historia vom Leben Jesu und Tode Hieronymi Savonarola, anno 1498 zu Florenz verbrandt“, veröffentlicht hat; doch hat die Schrift keinen selbständigen Wert.

Drittes Buch.

Das polyhistorische Zeitalter.

Vom Ausgange des großen deutschen Krieges bis auf Friedrich den Großen.

Wir treten in eine neue Zeit ein, die sich nicht bloß als eine andere, sondern zugleich als eine fruchtbarere, ergiebigere erweist, und in welcher die deutsche Geschichtschreibung nach mehr als einer Seite hin wesentliche Fortschritte macht. Im allgemeinen betrachtet, kann man dieses Jahrhundert seinem literarischen Charakter nach wohl, ohne fehl zu greifen, als das gelehrte, das polyhistorische Zeitalter bezeichnen. Der Bann des Stillstandes, der überwiegend auf der vorausgegangenen Epoche gelastet, wird gelöst, es darf wieder von einer Bewegung, einer Entwickelung gesprochen werden. Nicht bloß einzelne und vereinzelte namhafte Leistungen haben wir auszuzeichnen; in beträchtlicher und wachsender Anzahl treten sie uns entgegen, so manche darunter, an welchen wir uns auch heutzutage nicht bloß noch erfreuen, sondern auf die der fachmännische Forscher zugleich noch zurückgreifen und mit welchen er rechnen muß. Auf den Umstand, daß die Masse der historiographischen Produktion zunimmt, legen wir indes bei dieser Anerkennung das geringere Gewicht, was die Hauptsache ist, der wissenschaftliche Wert derselben wächst im greifbaren Grade, und im Zusammenhange damit vollzieht sich zugleich in zwingender Wechselwirkung und in ansehnlichem Grade die Bereicherung des historischen Materials. In engster ursächlicher Verbindung damit steht die jetzt emporkommende Pflege der sog. historischen Hilfswissenschaften, die in erster Linie die

Bedeutung der Urkunden für die geschichtliche Forschung feststellt, und ihnen den Platz neben der Chronik siegreich anweist. Das Entscheidende bei diesem Vorgange aber ist der Fortschritt der historischen Kritik. War von einer solchen bisher in größerem Maßstabe nur von den kirchengeschichtlichen Untersuchungen der Centuriatoren und ihrer Nachfolger zu reden, so wird sie jetzt in nächstem Bunde mit den Hilfswissenschaften auf die Profangeschichte übertragen und führt auch hier eine weitgreifende Umgestaltung herbei. Und da ist es vor allem die deutsche Geschichte des Mittelalters, welcher diese erfreuliche Veränderung zu gute kommt, und die jetzt in einzelnen Teilen in einer Fülle und Sicherheit bearbeitet wird, daß auch das gegenwärtige Geschlecht sich daran labt und sich darauf zurückgewiesen sieht. Und was noch merkwürdiger, es zeigen sich Versuche gemeinsamer Anstrengungen nach einem und demselben Ziele, welche in dem vorausgegangenen Jahrhundert völlig erloschen waren, nachdem sie in der Epoche des Humanismus zuerst aufzuleuchten begonnen hatten. Man kann ja nicht sagen, daß ein lebhaftes deutsches Nationalgefühl die Geister beseelt und gehoben und solche Versuche hervorgerufen habe, aber ein wirksames Gemeingefühl nationaler Art war doch und gerade in den Kreisen der deutschen Gelehrten vorhanden, die jetzt in den entstehenden Zeit- und Monatsschriften, von welchen hier nur die Acta Eruditorum und Tentzels monatliche Unterredungen genannt werden sollen, zugleich das Organ der gegenseitigen Belehrung und Unterhaltung fanden, das früher der briefliche Verkehr allein geboten hatte[1]). Es ändert an dieser Thatsache nichts, daß gerade eine typische Gestalt, ein Mann wie Leibniz, der von jenem Gemeingefühl in seiner Art auf das lebhafteste erfüllt ist, zugleich entschieden kosmopolitischen und

[1]) Die Acta Eruditorum wurde im Jahre 1682 durch Otto Mencke gegründet; Tentzels „monatliche Unterredungen — von allerhand Büchern" bestanden 1689—1698, für kurze Zeit fortgesetzt unter dem Namen der „Curieusen Bibliothek". Vgl. überhaupt R. Prutz, Gesch. des deutschen Journalismus S. 244 ff.

internationalen literarischen Bestrebungen gehuldigt hat. Wie dem aber sein mag, gewiß ist, daß der gelehrte Stand selten eine so große Bedeutung für unser nationales Leben gehabt, und selten eine solche Anziehungskraft auf die Talente ausgeübt hat wie jetzt. War doch auch auf dieser Bahn für die bürgerlichen Elemente zugleich Ehre und Anerkennung zu holen. Es bildet sich jetzt ein eigener Zunftgeist des Gelehrtenstandes aus, der indes der Sache selbst wenig geschadet hat. Die Universitäten, die sich inzwischen vermehrt hatten und fortgesetzt vermehrten — man denke an die von Halle (1694) und endlich an die von Göttingen (1737) —, fangen zugleich an, eine Bedeutung für unser allgemeines literarisches Leben zu gewinnen, die ihnen bisher fremd geblieben war. Man kann nicht geradezu sagen, es gelte dieses von nord- und mitteldeutschen Anstalten der Art in höherem Grade als von den süddeutschen, aber gewiß von den protestantischen mehr als von den katholischen. Wie man sich das jedoch auch zurechtlegen und es beurteilen mag, Thatsache ist es, das katholische Deutschland weicht in Sache der geistigen Thätigkeit und nationalen Bildung vorläufig zurück, und es dauert das genau so lange — und zum Glück nicht allzu lange —, bis es die Ketten, die seine freie Bewegung hemmen, lockert oder abstreift. Gerade im Felde der Geschichtschreibung tritt diese Wahrnehmung zu Tage. Während die protestantischen Länder mit gelehrten Schulen und Universitäten hier mit das beste thun, können wir von der anderen Seite nicht das gleiche behaupten. Nur in der Veröffentlichung des historischen Quellenmaterials und einigermaßen an der Förderung der Hilfswissenschaften nimmt das katholische Deutschland thätigen ergiebigen Anteil; in der eigentlichen Geschichtschreibung steht es aber in zweiter und dritter Linie, mit Ausnahme eines Mannes wie J. Chr. von Eckhart, der aber erst nach seiner bereits begründeten wissenschaftlichen Vorzüglichkeit sich dem katholischen Bekenntnisse zugewendet hat, und etwa einiger Jesuiten, die noch an den literarischen Überlieferungen ihrer Schule festhalten. Demgemäß steht nicht bloß Östreich,

sondern leider auch Baiern, das während der vorausgegangenen schweren Zeit so wirksam mitgearbeitet, jetzt im Schatten, bis sie im kommenden Jahrhundert sich wieder die Augen reiben und erheben. Von Östreich freilich kann das am wenigsten Wunder nehmen; nachdem es sich im westfälischen Frieden grundsätzlich wohl oder übel vom übrigen Deutschland staatsrechtlich abgesperrt und die volle ausschließliche Intoleranz als im Interesse seiner Erhaltung liegend verkündigt hatte, ergab es sich von selbst, daß es sich auch geistig und literarisch zu seinem Schaden isolirte. Höchstens blieb vorläufig noch die Begünstigung der Büchergelehrsamkeit und der historischen Forschung übrig, soweit sie dynastischen Zwecken sich unterordnete. Wir werden hören, wie man das in Wien verstanden hat. Von den übrigen deutschen Höfen, welche einen Sinn für Geschichtschreibung entwickelten, sind in erster Linie der hannöversche und der preußische zu nennen. Es wäre ein Unrecht, übersehen zu wollen, daß das dynastische Interesse auch hier wie anderswo den Anstoß gab, aber nicht minder gewiß ist, daß in diesem Falle hier unendlich bedeutendere Ergebnisse erzielt wurden. Wenn der preußisch-brandenburgische Staat jetzt sein großes geschichtliches Leben, das für die Zukunft unseres Volkes so fruchtbar und entscheidend geworden ist, im Grunde erst recht beginnt oder wieder aufnimmt, so tritt er zugleich mit einem originellen und großen Geschichtschreiber auf den Plan, der in seiner Eigenart in der ganzen Epoche einzig und allein hervorragt. Es wird sich aber auch im weiteren Verlaufe zeigen, ob J. Möser Recht gehabt hat, als er seinerzeit den Ausspruch that, daß sich unser historischer Stil in dem Verhältnisse gebessert habe als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat[1]). Thatsache ist, daß als eine der Aufgaben der unter dem ersten König von Preußen gegründeten Akademie der Wissenschaften ausdrücklich die Förderung der Geschichtschreibung

---

[1]) S. Mösers S. W. von Abeken. 9. Teil. S. 156.

bezeichnet worden ist[1]). Jener spezifisch gelehrte Charakter der Geschichtschreibung dieser Zeit ist also der vorherrschende und ist es so ziemlich die ganze Epoche über geblieben: so kam es, daß die große Mehrzahl der historischen Werke im Gewande der gelehrten Sprache geschrieben wurde, und daß eine sonst so hoch verdiente Zeitschrift wie die Leipziger Acta Eruditorum den Gebrauch der deutschen Sprache geradezu wie eine Entweihung verpönte[2]). Daß Männer wie Mascov, Bunau u. A. ihre deutsche Geschichte in deutscher Sprache schrieben, war schon, wie eine Ausnahme von der Regel und vielleicht doch zugleich die Wirkung des Einflusses, welchen die im Aufsteigen begriffene nationale Literatur ausgeübt hat.

Fragen wir endlich, welche Art der Geschichtschreibung in dieser Zeit angebahnt wurde, so ist in dieser Richtung ein erheblicher Umschwung zu verzeichnen. Zu den alten historiographischen Formen der allgemeinen, der Zeit-, der deutschen und der Spezialgeschichte gesellt sich jetzt als ein neues, vor allem ein Erzeugnis der Neugestaltung der Staatsverhältnisse des Abendlandes, die europäische Staatengeschichte, neben welcher jedoch die Erweiterung, welche die bereits vorhandenen Arten wie z. B. die deutsche Geschichte erfahren, noch besondere Beachtung in Anspruch nimmt. Dem vorherrschenden literarischen Charakter der Zeit entsprechend tritt zugleich die Literaturgeschichte aus den elementaren Anfängen in ein höheres Stadium ein, und die Kirchengeschichte, die in der vorausgegangenen Epoche fast ganz zurückgetreten und auf der von den Centuriatoren gelegten Grundlage nicht weiter entwickelt worden war, erhält jetzt monumentale apologetische Werke über die Geschichte der Reformation, Werke, die im Zusammenhange mit dem allgemeinen Aufschwunge der historischen Wissenschaft die Behandlung der ältesten und älteren Zeiträume in freierer Weise sich zur Aufgabe setzen. Von

[1]) S. Histoire de l'Académie Royale des sciences et belles lettres. Berlin 1754. p. 4.

[2]) Prutz a. a. O. S. 278.

Versuchen einer philosophischen Behandlung der Geschichte oder gar einer geschichtsphilosophischen Darstellung, um auch davon zu reden, kann in dieser Zeit bei uns aus guten Gründen nicht gesprochen werden. Kaum daß das eine oder andere Mal zur geistigen Bewältigung und Durchdringung des gesammelten und gesichteten Stoffes ein Anlauf genommen wird. Es konnte auch nicht anders sein, angesichts der Thatsache, daß eine deutsche Philosophie selbst erst in der Durchbildung begriffen war. Das wußte ein Mann wie Leibniz, der Begründer eines ersten philosophischen Systems in Deutschland am besten, und hat daher bei seinen historischen Untersuchungen und seinem großen Geschichtswerke sich begnügt, das exakte kritische Verfahren auf den behandelten Gegenstand anzuwenden. Daß dieses selbst mit der vollständigen Abkehr von der Scholastik und der Annäherung an das Prinzip der durchbrechenden Erfahrungswissenschaft überhaupt im letzten Grunde zusammenhängt, soll und kann freilich nicht geleugnet werden[1]). Erst an der äußersten Grenze dieses Zeitraumes zeigt sich der erste Ansatz eines geschichtsphilosophischen Versuches und es mag erlaubt sein, den Einfluß des Leibniz'schen Geistes darin zu erkennen; ist es doch gerade auch er gewesen, der zuerst die Sprachwissenschaft als Hilfsmittel seiner geschichtlichen Erörterungen angewendet hat.

Immerhin darf, um es zu wiederholen, die geschichtliche Betrachtung nicht ohne Genugthuung bei der Entwickelung unserer Geschichtschreibung in der Epoche, die zwischen dem Ausgange des großen Krieges und der Zeit Friedrichs d. Gr. liegt, verweilen. Der Umschwung vollzieht sich freilich ziemlich langsam, aber wie hätte das auch anders sein können? Es braucht ja nicht daran erinnert zu werden, mit welcher Erbschaft unsere Nation in das neue Zeitalter herüber trat. Erschöpft, verarmt,

---

[1]) S. Robert Flint, The philosophy of History in Europe. I, 344 sq. — Dr. Mich. Mayer, die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1. Abt. bis 1700 (Wien 1877) 1.—3. Kapitel.

entmutigt durch die Verheerungen und Vergewaltigungen fast eines Menschenalters, wie sie war, woher hätte ihr die Möglichkeit kommen sollen, den geistigen wie realen Regenerationsprozeß über Nacht einzuleiten und durchzuführen? Der Gegensatz der Bekenntnisse war befestigt, aber immerhin blieb es ein nicht hoch genug zu preisendes Glück, ein unschätzbarer Gewinn für die geistige Freiheit und unsere gesammte Zukunft, daß die Partei, die unser Volk wieder in die gesprengten Fesseln schlagen und unter das Joch der Unfreiheit und sittlichen Unselbständigkeit mit der Waffe in der Hand hatte zurückführen wollen, schließlich unterlegen war und unsere Nationalität in diesem Freiheitskampfe gesiegt hatte. Dem drohenden Verhängnisse entronnen, wenn auch aus tausend Wunden blutend, erhebt sich jetzt die schwer heimgesuchte Nation, sich eine neue Zukunft zu begründen und den Abgrund des Verderbens zu schließen. Als solch einen Segen erweist sich bei diesen Anstrengungen der ihr angeborene Idealismus, der sie selbst in den schlimmsten Tagen nicht ganz hatte sinken lassen, und die Genügsamkeit des deutschen Hauses zumal in den bürgerlichen Kreisen, ohne welche die Not der nächsten Gegenwart kaum so leicht überwunden worden wäre. Der Natur der Dinge nach vollzog sich die geistige Regeneration unseres Volkes viel schneller als die wirtschaftliche, weil es nach wie vor unter der schwachen Organisation des Reichs und gegenüber der zugreifenden Politik der Nachbarmächte, beziehungsweise Frankreichs, immer wieder aufs neue zu leiden hatte, und der begonnene Prozeß der Erneuerung wiederholt, wenn nicht unterbrochen, so doch erschwert wurde.

Diese Betrachtungen sind freilich schon oft genug angestellt worden, aber sie drängen sich immer wieder wie unwiderstehlich auf, auf welches Gebiet unseres nationalen Lebens man auch sein Auge werfen mag. In Sachen der Geschichtschreibung steht es nicht anders, und es war nicht ganz billig, wenn ein ausgezeichneter Mann, der noch dazu einen Ehrenplatz in diesen Reihen einnimmt, ein paar Jahrzehnte nach dem Friedensschlusse

Worte der Ungeduld über den langsamen Fortschritt auf diesem Gebiete hören ließ[1]). Freilich, geleugnet kann ja nicht werden, daß Deutschland vieles nachzuholen hatte, daß die Nachbarnationen, die Italiener, die Franzosen und auch die Engländer, diese trotz der Schwierigkeiten und Wirren, die seit dem Tode der Königin Elisabeth sich bei ihnen erhoben hatten, weit vorausgeeilt waren. Die verschiedensten Arten und Formen der Historiographie, besonders auch der zeitgenössischen, dann wieder der Forschung, der Hilfswissenschaften und selbst der Methode, der Theorie der Geschichtschreibung sind von den einen und den anderen in dieser Zeit mit Erfolg bearbeitet worden und die Namen jener Schriftsteller glänzen zum guten Teile noch in unser Jahrhundert erleuchtend herüber und sind in das Bewußtsein der gelehrten, ja oft auch der gebildeten Welt übergegangen, während die bezüglichen Hervorbringungen unseres Volkes bei diesem selbst in der Mehrzahl in Vergessenheit geraten sind. Gestalten wie Paolo Sarpi, Strada, Davila, Thuanus, Daniel, Bodinus, du Chesne, Petav, Tillemont, Bacon, Milton u. A. haben sich dem Gedächtnisse und der Verehrung der Nachwelt unvergänglich eingeprägt. Es ist keine befriedigende Aufgabe für den Geschichtschreiber, eine solche Unzulänglichkeit der Leistungen der eigenen Nation im Vergleiche mit den Nachbarnationen zu konstatiren, jedoch bedarf es keines Beweises, daß es zum mindesten als ein tadelnswertes Beginnen verurteilt werden müßte, wollte man auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit und aus falscher Vorliebe für das eigene Volkstum an den thatsächlichen Ergebnissen auch nur das mindeste abschwächen oder beschönigen. Ein Glück für uns, daß wir die Epoche des Stillstandes oder Rückganges nicht mit zu hoher Einbuße überwunden haben, und ein Trost für den Geschichtschreiber, daß die Zeit der Wiederherstellung nicht allzulange ausgeblieben ist!

---

1) S. Seckendorf, Commentarii de Lutheranismo. Praefatio.

Erstes Kapitel.

Die Universalgeschichte.

Es ließ sich erwarten, weil es in der Natur der Sache lag, daß in Deutschland, wie anderswo auch, die Universalgeschichte nach wie vor mit Eifer behandelt wurde. Sie bildete ja überall an den höheren Schulen einen bevorzugten Gegenstand des humanistischen Unterrichts, und als eine Frucht dieses Herkommens entstanden, soweit man sich nicht mit den älteren Werken der Art wie dem uns bekannten von Sleidan begnügte, fortgesetzt eine Reihe von Lehrbüchern und Kompendien, die sich im Grunde kein anderes Ziel setzten, als dem Bedürfnisse des Unterrichts in mehr oder weniger glücklicher Auswahl und Zusammenfassung des Stoffes zu genügen, und sich gelegentlich sogar zu recht kindlichen Einkleidungen ihrer Versuche, wie zu historischen Katechismen u. dgl. herabließen. Bücher der Art konnten selbstverständlich über ihre nächsten Zwecke hinaus die Sache wenig fördern und dürfen an dem Maßstabe der Wissenschaft billigerweise nicht gemessen werden. Über die Methode der Geschichtschreibung überhaupt ist zwar in jener Zeit vielerlei vorgetragen worden und zwar fast durchweg im Hinblick auf die Behandlung der allgemeinen Geschichte, und aus diesem Grunde dürfen wir, ohne den Dingen Gewalt anzuthun, wohl gerade an dieser Stelle darüber sprechen. Die reiferen Anschauungen und Ausführungen über dieses, der Spekulation und der Praxis zugleich angehörige Thema sind übrigens von jenen Nationen ausgegangen, die uns in der Geschichtschreibung selbst vorausgeeilt waren, den Italienern, Franzosen und Engländern. Machiavelli hat allerdings seine in Frage kommenden Ansichten nicht in ein System gebracht; aber

er ist ein zu denkender Historiker und ordnet die von ihm reproduzirten Thatsachen zu grundsätzlich seinen an der Geschichte und dem Leben abgezogenen Doktrinen unter, als daß nicht eine bestimmte Art seiner Vorstellung von der Aufgabe der Geschichte und des Geschichtschreibers sich daraus konstruiren ließe. Freilich verquicken sich bei ihm der Politiker und der Historiker in einem Grade, daß dieser dem ersten meist nur zur Folie dienen muß. Eines hätte aber das anwachsende Geschlecht von ihm trotz aller seiner Eigenheiten lernen können, was er überall voll der deutlichsten Anschauung vorträgt, nämlich daß die Geschichte und ihr Stoff in erster Linie ein Objekt der Erfahrung sind und ihnen allein empirisch beizukommen ist, eine Lehre, die freilich für das damals in Deutschland lebende, ringende und schreibende Geschlecht auf lange hinaus noch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben mußte und geblieben ist, und dieses, um nur einen von mehreren Gründen namhaft zu machen, weil unsere politische Erziehung und unser Staatswesen dem Eindringen solcher Doktrinen entgegenstand, und weil ihr Urheber selbst als politische und literarische Individualität zu wenig Anknüpfungspunkte bei einer Nation finden konnte, die gleich nach seinem Abscheiden sich in eine Bewegung und einen Kampf warf, welche nur von der negativen Seite her mit seinen eigensten und wichtigsten Anschauungen und Tendenzen Berührungspunkte hatten. So ist denn in der That von einer Einwirkung der historischen Schriften Machiavellis wohl oder übel in Deutschland vor der Hand nirgends etwas zu verspüren. Ganz anders verhält es sich mit dem Franzosen Jean Bodin, einem Juristen von Haus aus, der zugleich als politischer Denker mit Machiavelli nicht im mindesten sympathisirte[1]) und den man mit Recht als den Vorgänger von Montesqieu bezeichnet hat. Bodin nimmt in der Geschichte der Staatswissenschaft einen ausgezeichneten Platz ein und hat sein System in seinem Hauptwerk

[1]) Geboren 1530 zu Angers, gest. 1596. Vgl. über ihn im allgemeinen Bluntschli, Gesch. d. neuen Staatswissenschaft, 3. Aufl. S. 26 ff. Rich. Mayer a. a. O. S. 68 ff. — Flint a. a. O. S. 65 ff.

„de la Republique“ niedergelegt[1]). Die wissenschaftliche Methode, die er hierbei befolgte, hatte er früher in seiner Schrift: „Methodus ad facilem historiarum cognitionem“ systematisch auseinandergesetzt und mit dieser haben wir es hier zu thun[2]). Sie besteht in der Verbindung der Philosophie mit der Geschichte, liest sich auch heutzutage noch mit Interesse und, wir stehen nicht an, es hinzuzusetzen, mit Nutzen. Bodin hat treffende und reine Vorstellungen von der Aufgabe und den Pflichten eines Geschichtschreibers: am höchsten steht ihm jener, bei welchem Charakter, gelehrte Bildung und Erfahrung sich harmonisch vereinigen, eine Verbindung von Eigenschaften, der man freilich, ohne daß die eine derselben die anderen überwiegt, selten genug begegnet. Er dringt auf unbedingte Objektivität des Historikers, und da er sich nicht verhehlt, wie schwer diese zu erreichen, hält er es für keinen Schaden, wenn derselbe den erzählten Ereignissen der Zeit nach nicht unmittelbar nahe stand; er kennt und schildert die Gefahren genau, welche der Unparteilichkeit hindernd im Wege stehen und nimmt den Patriotismus keineswegs davon aus. Die Geschichte ist in seinem Sinne das Abbild der Wahrheit und das getreue Gemälde der Thatsachen[3]). Er zeigt nicht uneben, daß und wie die verschiedenen Quellen und Berichte mit einander kritisch verglichen und daraus das gesichtete Ergebnis erholt werden muß, sucht aber zugleich noch nach einer festeren Grundlage, die er in dem vergleichenden Studium der Natur und Geschichte der verschiedenen Völker und der geographischen Verhältnisse, von welchen sie abhängig sind, findet. Mit anderen Worten, in der Ethnologie erkennt er einen der wesentlichen Hebel, durch welchen der Geschichtschreiber seinem Ziele näher zu kommen vermag. Neben

---

[1]) Paris 1576, und dann öfters wiederholt, in das Lateinische von ihm selbst, von andern ins Englische, Spanische, Italienische und Deutsche übertragen.

[2]) Paris 1566.

[3]) „Historia nihil aliud quam veritatis imago et rerum gestarum veluti tabula.“

den natürlichen übersieht und unterschätzt Bodin aber auch die rein historischen Kräfte in den Evolutionen der Völker und Völkerzustände keineswegs. Er weiß recht gut nachzuweisen, was die göttliche, d. h. die religiöse, und was die menschliche, d. h. die politische Erziehung, was die Berührung und Vermischung eines Volkes mit einem anderen (wie z. B. durch Colonien) für die Entwickelung der Nationen zu bedeuten hat. Mit nicht geringerer Klarheit widersetzt er sich den Vertretern der Degenerationstheorie. Er verwirft die Überlieferung vom sog. goldenen Zeitalter und dem angeblich fortgesetzten Herabsinken der Völker zu schlechteren Zuständen und verteidigt dagegen die Ansicht, daß die Menschheit aus Roheit und Verderbtheit sich mühsam emporgearbeitet und nicht bloß in materieller, sondern auch in sittlicher und intellektueller Beziehung trotz mancher zeitweiliger Verdunkelungen und Unterbrechungen fortgeschritten sei.

Welche fruchtbare Keime, die freilich nur langsam gereift sind, durch Hugo Grotius ausgestreut worden sind, haben wir bereits angedeutet und soll hier nicht wiederholt werden[1]). Die Erörterungen eines andern, in der Geschichte des menschlichen Geistes ruhmvoll genannten Denkers über die Geschichtschreibung dürfen aber hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden, wenn auch eine unmittelbare Rückwirknng derselben auf Deutschland nicht wahrzunehmen ist, nämlich die betreffenden Sätze Franz Bacons in seiner berühmten Schrift de augmentis scientiarum[2]). Bacon ist wohl der erste, der die Bedeutung der Literaturgeschichte nicht bloß erkannt, sondern zugleich ihr Wesen und ihre Aufgabe in der treffendsten Form bestimmt hat. Anlangend die politische Geschichte ist er unsers Wissens wieder der erste, der die Klippen und Schwierigkeiten der Universalgeschichte begriffen und namhaft gemacht hat. Die Geschichte ist ihm eine empirische, eine Erfahrungswissenschaft;

---

[1]) S. oben S. 412.

[2]) Vgl. K. Fischer, Francis Bacon, 2. Aufl. S. 302 ff. — Rich. Mayer a. a. O. S. 87 ff.

da aber die Erfahrung zum Vorwurf das Partikulare, zu ihrem nächsten Gebiete die eigene Anschauung hat, so wird es, seiner Meinung nach, dem Universalhistoriker schwer und oft unmöglich, einem so umfassenden Stoffe gegenüber mit Sicherheit die strengen Gesetze der Geschichtschreibung zu beobachten und nicht Echtes und Unechtes mit einander zu vermischen. Bacon legt daher ein großes bevorzugendes Gewicht auf jene Arten der Historiographie, die leichter zu übersehen und zu beherrschen sind, auf die Partikulargeschichte und die Memoiren. Auf diesen Wegen oder Umwegen gelangt er dazu, dem Historiker die Darstellung der Geschichte seiner eigenen Nation als die geeignetste Aufgabe nahe zu legen; schöpfe er hier doch aus der erfahrungsmäßigen Geschichte, aus der eigenen Anschauung und Erfahrung. Diese Aufgabe entspricht in seinem Sinne wie dem Interesse der Geschichte so dem Genius der neuen Zeit, welche der auf die politische und kirchliche Universalherrschaft gerichteten Neigung des Mittelalters den Gedanken der nationalen Kirche, des nationalen Staates, der nationalen Literatur gegenüber gestellt habe. Freilich möchte sich Bacon in diesem Falle insoweit getäuscht haben, als eine Nationalgeschichte, wie z. B. die deutsche, vermöge ihrer Manigfaltigkeit, dem echten Historiker ein gutes Teil der Schwierigkeiten in Sache der erschöpfenden Sicherheit der Forschung in den Weg legen dürfte, als vergleichungsweise die Universalgeschichte das thut.

Wie dem aber sein mag, Erwägungen dieser Art sind in dieser Zeit in Deutschland nicht zur Sprache gekommen. Die Universalgeschichte, wie bereits angedeutet, blieb hier nach wie vor nicht bloß für den gewöhnlichen Unterricht ein bevorzugter Gegenstand, sondern auch über diesen nächsten Zweck hinaus wurde sie gerne mit der Geschichte überhaupt identifizirt und als die Lehrerin der Lebens- und der Staatsweisheit empfohlen und kultivirt. Wir führen in diesem Sinne nur einen hervorragenden Zeugen an, der auch weiterhin als Geschichtschreiber aufgetreten ist und unter den akademischen Gelehrten polyhistorischer

Richtung der Zeit einen Ehrenplatz einnimmt: Johann Heinrich Böcler[1]). Ein gefeierter Lehrer, hat er in Straßburg eine ungemein fruchtbare und anregende Wirksamkeit entfaltet und zählte er eine Anzahl heranwachsender vorzüglicher Männer, wie Veit von Seckendorf u. A., unter seinen Schülern. Theorie und Praxis mußte freilich auch bei ihm, wie bei manchen seiner geistig bedeutenden Zeitgenossen unterschieden werden. Gehörte er doch auch zu jenen deutschen Gelehrten, die, ohne daß man sie unpatriotischer Gesinnung bezichtigen könnte, es nicht unter ihrer Würde fanden, von K. Ludwig XIV. Subventionen anzunehmen und sich so, möchte man sagen, in einem gewissen Sinne zu Mitschuldigen an den bösen Absichten desselben gegen das deutsche Reich gemacht haben[2]). Böcler war vielleicht kein origineller, aber ein feiner Kopf, in vielen Sätteln gerecht, scharfblickenden und durchdringenden Geistes, der es wie wenige verstand, den ergriffenen Gegenstand lichtvoll zu entwickeln, mit idealem Anflug und doch zugleich überall das Reale und Praktische mit glücklicher Hand zu erfassen. Die politischen Gesichtspunkte stehen ihm meist in erster Linie; von dieser Seite her fühlt er sich zur Geschichte hingezogen und sucht er für das Studium derselben Propaganda zu machen. Man fühlt sich versucht, auch in diesem Falle ihm als Theoretiker vor seinen eigenen Werken den Vorzug zu geben. Seine Abhandlungen über die „Geschichte als Schule der Fürsten“ und „über den Nutzen der Universalgeschichte“ sind unzweifelhaft das gedankenreichste und gediegenste, was über diese Dinge damals in Deutschland aus der vollen Kenntnis der Sache heraus ge-

---

[1]) Geboren 1611 zu Cronheim (im heutigen KR. Baiern, Kreis Mittelfranken, BA. Gunzenhausen), in Tübingen und Straßburg gebildet, noch vor 1640 Professor der Eloquenz an der Universität letztgenannter Stadt und nach einem kurzen Aufenthalte in Upsala Professor der Geschichte wieder in Straßburg, gest. 1672. Über seine Bedeutung in der Geschichte der Staatswissenschaft s. Roscher, Gesch. der Nationalökonomie in Deutschland S. 262—263 und über seine Verdienste um die klassische Philologie Bursian a. a. O. I, 329 ff. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

[2]) S. Cohn in der hist. Zeitschrift von H. v. Sybel XXIII, 1 ff.

schrieben wurde[1]). An der Betrachtung des historiographischen Systems des Polybius entwickelt er sein eigenes. Es ist der historische Pragmatismus, wie man es später genannt hat, den er predigt, der so die lange Zeit hindurch, richtig und falsch verstanden, ausdauernde Vertreter und Anhänger gefunden und gerne in das Feld der Publizistik hinüber gegriffen hat. Die darstellende Universalgeschichte Böclers, die alle Vorzüge seiner Doktrin teilt, kann vom Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung aus weniger als ein Fortschritt bezeichnet werden, dagegen gebührt ihr die Anerkennung, daß sie für Seiten des geschichtlichen Lebens ein Auge hat, die ziemlich allen anderen Konkurrenten verschlossen bleiben[2]). Man möchte sich übrigens wundern, daß Böcler nur überhaupt den Mut zu einem solchen Versuche finden konnte, da er von einer Aufgabe dieser Art die höchste, nahezu abschreckende Vorstellung hegte und sich in diesem Betreff mit der um so vieles älteren Doktrin Francis Bacons ziemlich nahe berührte[3]).

Bei dem Vorwalten der lehrhaften und pädagogischen Gesichtspunkte in Betreff dieser Disziplin der Geschichtschreibung kann es nicht Wunder nehmen, daß auch nach dem Vorgange der Franzosen ein umfassendes „historisch-geographisches u. s. w. Wörterbuch“ unternommen wurde, das den Basler Johann Jakob Hofmann zum Verfasser hat[4]). Es braucht kaum aus-

[1]) S. seine „Dissertationes academicas“, deren erste Ausgabe (Straßburg 1658) er dem Herzoge Johann Ernst von Sachsen gewidmet hat; darunter die betreffenden Abhandlungen „de Historia principum schola“ und „de utilitate historiae universalis contextu capienda.“

[2]) Die „Historia universalis“ Böclers ist übrigens erst nach seinem Tode erschienen (Straßburg 1681). In den Kreis seiner universalgeschichtlichen Arbeiten fällt auch seine „Historia universalis quatuor primorum a. Christi saeculorum.“ (Rostock 1695.)

[3]) Seine bezüglichen Äußerungen, die übrigens von vollem Verständnis der Sache zeugen, sind in seiner bereits angeführten Abhandlung „de utilitate ex historiae universalis contextu capienda“ zu finden.

[4]) Der etwas seltsame aber charakteristische Titel lautet: „Lexicon universale historicum-geographico-chronologico-poetico-philologicum“ (Basel 1677) mit einer Continuatio in 3 Bänden aus dem Jahre 1683. Neue Bearbeitung des Ganzen, Leyden 1698.

drücklich versichert zu werden, daß ein Werk wie dieses mit der Wissenschaft nur die unermüdliche Ausdauer gemein hat und im übrigen in der Nebeneinanderstellung der verschiedenartigsten Gegenstände mehr nur als ein polyhistorisches Curiosum betrachtet werden kann. Was indes, richtig verstanden und ausgeführt, auf diesem Wege für die geschichtliche Erkenntnis sachlich und kritisch geleistet werden kann, hat ein Zeitgenosse Hofmanns, der freilich kein Deutscher war, Pierre Bayle, in seinem Dictionnaire historique et critique in glänzender, weithin reichender und lange nachwirkender Weise siegreich gezeigt[1]). Sein nahezu sprichwörtlich gewordener Skeptizismus hat wie überall auch in Deutschland gezündet und auf die Entwickelung des kritischen Geistes einen nicht geringen läuternden Einfluß ausgeübt. Einwirkungen dieser Art konnten der Natur der Sache nach freilich nicht schon in der nächsten Zeit eintreten und gerade die kompilatorische Manier war am wenigsten dazu angelegt, sich solchen mit einer fruchtbaren Selbständigkeit hinzugeben. Der Verfasser des historisch-geographischen Lexikons hat den von ihm gesammelten Apparat auch in zwei Kompendien, einer Universalgeschichte und einer Papstgeschichte, verarbeitet. Die Eigentümlichkeit der ersten, wenn man es so nennen will, besteht in der Verbindung der Kirchen- mit der Profangeschichte, die der zweiten, daß die Papstgeschichte zum Rahmen gemacht wird, innerhalb dessen die wichtigsten Ereignisse der allgemeinen Geschichte seit der christlichen Ära vorgetragen werden, der erste und einzige Fall, daß ein Protestant sich einer solchen literarischen Kombination bedient hat[2]).

---

[1]) Bayle war geboren 1647, gest. 1706. Sein in Frage stehendes Werk erschien zum ersten Male 1697; eine deutsche Bearbeitung erfolgte unter den Auspizien Gottscheds in den Jahren 1741—1742.

[2]) Die beiden Werke führen den Titel: „Epitome metrica historiae universalis civilis et sacrae .... cum enarratione historico-chronologica“ (Basel 1686) und: „Historia paparum .... brevi metro comprehensa cum enarratione chronologica“ (Basel 1687). Der Beisatz metrica erklärt sich in beiden Fällen dadurch, daß der Inhalt jedes Kapitels in einem voran-

Ein Fortschritt, und zwar ein maßgebender, in der Behandlung der Universalgeschichte ging von andrer Seite aus und betraf zunächst ein scheinbar nur formales Moment, das jedoch zugleich eine wesentlich wissenschaftliche Bedeutung hatte. Wir wissen, die längste Zeit war die Universalgeschichte nach dem System der beliebten vier Weltmonarchien vorgetragen worden. Dieses System beruhte augenfällig nicht auf einer selbständigen wissenschaftlichen, sondern auf einer entlehnten theologischen Grundlage und war nicht aus dem Innern der Sache, sondern von außerhalb derselben liegenden Voraussetzungen ausgegangen. Es litt u. a. an dem einen Gebrechen, daß die Geschichte von einem an sich zwar löblichen, aber offenbar einseitigen Gesichtspunkte aus aufgefaßt und ein Gegensatz der christlichen und nicht christlichen Welt zugelassen wurde, der in der historischen Betrachtung die letztere in unbilliger und sachwidriger Weise verkürzte. Nun hätte es seltsam zugehen müssen, wenn die allgemeine Umwandlung aller Verhältnisse und Anschauungen, die veränderte Denkweise und der erweiterte Gesichtskreis der Geister gerade an diesem literarischen Herkommen spurlos vorübergegangen wäre. Bei näherem Zusehen ergibt sich nun in der That, daß jenes System bereits seit ewiger Zeit erschüttert war. Daß Machiavelli in der Einleitung zu seiner florentinischen Geschichte mit sicherem Blicke und im Grunde als der erste die Zeit der Völkerwanderung als den kritischen Ausgangspunkt der neuen Geschichte bezeichnet hatte, hat freilich den wünschenswerten Eindruck nicht gemacht. Ein anderes aber war es, daß Sleidan in seinem berühmten universalhistorischen Kompendium[1]) neben die Gruppirung nach den vier Weltreichen eine Dreiteilung hinzustellen gewagt hatte, bei welcher die vierte Monarchie, d. i. der Zeitraum von Augustus bis Karl d. Gr. und weiterhin bis K. Karl V., der

---

stehenden Tetrastichon kurz formulirt wird. Vgl. über Hofmann den Artikel W. Vischers in der A. D. Biographie s. h. v.

[1]) S. seine Epistola an Nic. Haquevillius, Epp. cent. III. misc. 61 (opp. II 281—288).

einen Epoche der vorausgegangenen drei Monarchien gegenübergestellt wird. Andere selbständige Abweichungen, die in dem darauf folgenden Jahrhundert unternommen wurden, sind freilich vereinzelt und ohne Nachahmung geblieben. So das Beispiel von Justus Lipsius, der 1601 eine Einteilung der Universalgeschichte in eine orientalische, griechische, römische und — barbarische aufstellte, oder von Petavius, dem gelehrten und scharfsinnigen Jesuiten, der in seinem Rationarium temporum, einem synchronistischen Handbuche nach dem Vorgange Isidors v. S., die sechs Weltalter an die Spitze stellte, zugleich aber den gesammten Stoff nach selbständigen und leichtfaßlichen Gesichtspunkten in acht Bücher — die eine Hälfte für die Zeit vor, die andere für die Zeit nach Christus — behandelte[1]). Eine solche Abweichung von dem herrschenden Systeme wollte um so mehr sagen, als Petav ein Mitglied des Ordens war, der an Eifer und Gelehrsamkeit allerdings das möglichste that, in dessen Berufe es aber doch auch zugleich zu liegen schien, eine alte, in der theologischen Tradition wurzelnde Praxis nicht ohne zwingenden Grund zu verlassen. Freilich wurde es immer deutlicher, daß diese auf die Dauer kaum mehr zu halten war. In dieser Beziehung zumal dürfen die universalhistorischen Schriften eines nach den Niederlanden ausgewanderten Deutschen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Georg Horn war im Jahre 1620 zu Kemnat in der damals protestantischen Oberpfalz geboren. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag hatte sein Vater mit den Seinigen die Heimat verlassen müssen und im hohenzollern'schen Oberfranken eine Zufluchtsstätte gefunden. Nachdem er zu Nürnberg und Altdorf in die Wissenschaft eingeführt worden war, fügte es Horns Schicksal, daß er seine Ausbildung an der Universität Leiden vollenden konnte. Hier

[1]) S. seine „Rationarium temporum in partes duas, libr. X tributum, in quo aetatum omnium sacra profanaque historia chronologicis probationibus munita, summatum traditur.“ (Zuerst Paris 1683, dann oft wiederholt.)

erhielt er, nachdem er u. a. zwei Jahre als Hauslehrer in einer höchst kritischen Zeit in England zugebracht und dann in Herdovic als Lehrer eine Zeit lang gewirkt, 1653 den Lehrstuhl der Geschichte und starb, unter den Gelehrten seiner Zeit wohlangesehen, am 10. November 1670[1]). Horn war als Historiker zunächst mit Schriften, die sich mit der Darstellung der Zeitgeschichte Englands beschäftigten, aufgetreten; darauf war ein Buch „de Originibus Americanis" gefolgt, in welchem er die damals vielfach ventilirte Frage von der Abstammung der Ureinwohner Amerikas behandelt und freilich nicht in selbständiger Weise sich für den Ursprung derselben aus Asien entscheidet. Das wichtigste dabei ist, daß er als sicherstes Kriterium bei der Untersuchung der ältesten Geschichte eines Volkes die Sprache aufstellt[2]), der er freilich viel zu dilettantisch gegenüber stand, um mit diesem Hebel mit Erfolg operiren zu können. Seine verschiedenen universalgeschichtlichen Werke sollen hier nicht im einzelnen besprochen werden, dafür ist ihr wissenschaftlicher Wert zu gering, sondern nur insoferne, als die dabei zu Grunde gelegte Methode in Frage kommt[3]). Horn verläßt nämlich in diesen unter einander zusammenhängenden oder doch sich ergänzenden Werken das System der vier Monarchien vollständig, zieht die gesammten Völker der Erde als Glieder eines Ganzen in den Bereich einer einheitlichen Darstellung und behandelt dann wieder die einzelnen Völker jedes für sich nach der Schablone der Herkunft derselben, der Reiche,

---

1) Vgl. Theodor von Schmitz-Auerbach, Georg Horn, ein deutscher Geschichtschreiber u. s. w. (Gymnasialprogramm) Karlsruhe 1880.

2) „Lingua firmum pro origine argumentum." Die betr. Schrift erschien im Haag 1652.

3) Es kommen hierbei in Betracht: 1. Historia ecclesiastica et politica in Verbindung mit einer brevi et perspicua introductio ad universalem historiam (Leiden 1665); 2. Arca Noae sive historia imperiorum et regnorum a condita orbe ad nostra tempora (Leiden 1666); 3. Orbis Politicus, imperiorum, regnorum, principatuum, rerum publicarum cum memorabilibus historicis et geographia veteri ac recenti (Leiden 1667); 4. Orbis imperius (Leiden 1668).

die sie gegründet, des Zerfalles derselben und ihres Überganges in andere. In der „Arca Noae“ findet dieses System bereits seinen deutlichen Ausdruck. Im übrigen ließe sich gegen seine Ethnologie freilich erhebliches einwenden, und in der Behandlung des Einzelnen ist ihm schon früher Sorglosigkeit vorgeworfen worden. Mit dem lehrhaften Charakter dieser seiner Schriften, der ihnen eine längere Zeit hindurch eine ziemliche Verbreitung gesichert hat, verbindet er namentlich in „Orbis Politicus“ die Tendenz der spezifisch politischen oder besser der publizistischen Betrachtungsweise und geographischen Belehrungen, die aber wiederum dazu beigetragen haben, gerade das eben genannte Werk beliebt zu machen. Otto Menke, der maßgebende Begründer und Leiter der Acta Eruditorum, hat noch im Jahre 1675 eine neue, mit Anmerkungen versehene Ausgabe davon veranstaltet.

Eine durchschlagende Klärung des neueren Prinzips konnte jedoch durch eine historische Schriftstellerei dieser Art nicht herbeigeführt werden. Diese erfolgte noch in demselben Jahrhundert und ging von einem Zeitgenossen Horns aus, der jedoch nicht, was damals überhaupt noch eine Ausnahme blieb, wie dieser ausschließlich Historiker war, sondern dessen anerkanntesten Verdienste auf dem Gebiete der klassischen Literatur liegen, und der zugleich als Geograph und Kartograph sich ausgezeichnet hat. Christoph Cellarius (Keller) war zu Schmalkalden am 22. November 1634 geboren, auf den Universitäten von Jena und Gießen als Theologe, Philologe und Mathematiker gebildet, hatte seit 1673 der Reihe nach als Rektor die Gymnasien zu Weimar, Zeitz, Merseburg mit Ruhm geleitet und war endlich (1693) an die neugegründete Hochschule zu Halle a. S. als Professor der Geschichte und Beredsamkeit gerufen worden, wo er bis zu seinem Tode (4. Juni 1707) als Lehrer wie als Schriftsteller eine gleich fruchtbare und anerkannte Wirksamkeit entfaltet hat[1]). Als Geschichtschreiber hatte

[1]) S. H. Keils „Oratio de Christophori Cellarii vita et studiis d. XXII. m. Martii a. 1875 habita. Halae Sax.“ — Lotholz in der A. D.

er sich zuerst im Jahre 1675 mit einem Compendium der alten Geschichte, das mit Christi Geburt schloß, eingeführt. Erst ein Jahrzehnt später trat er mit seinem neuen Systeme der Gruppirung des universalhistorischen Stoffes auf und ließ zunächst (1685) die historia antiqua erscheinen, die mit der Geschichte Constantins endigt. Drei Jahre darauf folgte die Historia medii aevi, die von Constantin bis zur Eroberung von Constantinopel reicht. Die historia nova (saeculi XVI. XVII.) erschien 1696 und führt die Geschichte bis tief in das 17. Jahrhundert herab. Man kann sagen, daß zum guten Teile philologische Gesichtspunkte Cellarius zur Aufstellung dieser Neuerung geführt haben. Da er die alte Geschichte zunächst für junge Philologen schrieb, so erschien es ihm angezeigt, nicht mehr, wie es früher geschehen und er selbst es noch gethan hatte, mitten in der Geschichte des Augustus abzubrechen, sondern die Erzählung bis Konstantin fortzusetzen, wo der Wandel der Zeiten unzweifelhaft vorlag[1]). Entscheidend war endlich die Konstituirung des medium aevum, der jedoch wieder den Philologen vorgearbeitet hatte und wobei Cellarius selbst von orthodoxen klassischen Motiven beeinflußt war[2]). „Da“, sagt er, „die gelehrte Sprechweise das

---

Biographie s. h. v. — Weiterhin Bursian a. a. O. S. 349 ff. — Über Cellarius als Geograph und Kartograph O. Peschel, Gesch. der Erdkunde S. 37. Über Cellarius als Historiker s. Büdingers Aufsatz im 7. Bande der hist. Zeitschrift von H. v. Sybel, über Darstellungen der allgemeinen Geschichte, insbesondere des Mittelalters.

[1]) Es heißt: Non ergo in Augusti imperio abrumpi ordinem et ab illis divelli aequum erat, quae excessu ejusdem, ingenio Taciti, Suetonii, Pliniorum et aequalium, fuerunt illustrata, praesertim quod incrementa Romani imperii, praecipua antiquitatis pars, sub Trajano fuerunt longe amplissima.“

[2]) Schon vor dem Auftreten des Cellarius war z. B. von Du Cange (1671) der Begriff einer media aetas für die lateinische Literatur, von den Antoninen bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften aufgestellt worden. (Vgl. Büdinger a. a. O. S. 228). Der Gedanke eines medium aevum für die Geschichte vom 1. bis 15. Jahrhundert war, wie wir gehört, vorübergehend auch bei G. Horn aufgetaucht, aber nicht festgehalten und logisch durchgeführt worden. Nur J. Lipsius hatte ihn als technischen Ausdruck für

als ‚Mittelalter' bezeichnet, was in die barbarischen Jahrhunderte oder in deren Nähe fällt, werde ich die alte Geschichte bis Konstantin d. Gr., die des Mittelalters bis zur Eroberung von Konstantiopel führen" [1]). Die Feststellung und Abgrenzung der „neuen Geschichte" ergab sich dann von selbst.

Diese Neuerung des Cellarius hat bei seinen gelehrten Zeitgenossen tiefen Eindruck gemacht und ist, wie bekannt, zuletzt allgemein durchgedrungen [2]). Widerspruch, zum Teile recht heftiger Widerspruch, ist freilich ebensowenig ausgeblieben; und wie hätte das anders sein können, wo es sich, wie in diesem Falle, mit der Beseitigung eines mit den theologischen Anschauungen so eng zusammenhängenden Systems handelte [3]). Jener Erfolg wäre übrigens trotz der Zweckmäßigkeit der gewagten Neuerung vielleicht doch kein schneller und durchschlagender gewesen, wenn das alte System nicht schon vorher eine empfindliche Erschütterung erfahren hätte, und wenn nicht zugleich der sachliche Inhalt der drei in Frage stehenden Abteilungen die Probe bestanden hätte. Darauf

---

einen bestimmten historischen Zeitraum, aber freilich schon von Augustus an gebraucht. Vgl. S. 482.

[1]) Bereits in der Praefatio zur historia antiqua heißt es: „Accedit doctiorem eloquendi consuetudo, qui illa medii aevi vocant, quae in barbara saecula inciderant aut ab illis abfuerunt proprius. Accommodatius ergo facturi videmur, si antiquam ad Constantinum magnum, medii aevi historiam ad Constantinopolis expugnationem deducemus."

[2]) Burkard G. Struve in Jena hat zwei Jahre nach Cellarius' Tode die drei bei Lebzeiten des Verfassers mit den erwähnten einzelnen Titeln einzeln erschienenen Teile unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung: „Historia universalis" herausgegeben.

[3]) Im Jahre 1712 veröffentlichte Joh. Wilh. Jan, Professor zu Wittenberg († 1725) eine Schrift „de IV monarchiis", die wenigstens indirekt mit gegen Cellarius gerichtet war und das alte System lebhaft verteidigte. Sie ist vermehrt und umgearbeitet im Jahre 1728 unter dem Titel: „Antiquae et pervulgatae de IV monarchiis sententiae contra Recentiorum quorundam objectiones plenior et uberior assertio" wiederholt worden. Noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hat der bekannte Historiker C. M. Breyer in seinem histor. Magazin (I, 114 ff.) diese zweite Bearbeitung im literarhistorischen Interesse wieder abdrucken lassen.

in der That kam es am Ende doch vorzugsweise an. Cellarius war aber ein Mann von umfassender Bildung und vielseitiger Gelehrsamkeit, und eben darum berufen, einer solchen Neuerung Bestand zu verleihen. Er ließ sich durch die Fülle seiner wohl fundirten Kenntnisse auf verschiedenen, wenn auch sich benachbarten Gebieten nicht verführen, den Leser mit einer erdrückenden Masse von Stoff zu belästigen, sondern gerade die Selbstbescheidung und die umsichtige Auswahl dessen, was er bietet, ist seine Stärke und hilft den Erfolg erklären. Es war ja immer nur die Herstellung eines brauchbaren Handbuches, was er dabei im Auge hatte[1]). Diese weise Beschränkung hält ihn aber nicht ab, nebst der politischen, grundsätzlich auch die Kirchen- und Literaturgeschichte zu bedenken. Er weiß recht gut, daß namentlich die beiden ersten sich gegenseitig unterstützen und erklären und oft nicht zu trennen sind. Und überdies, er versteht die Quellen zu unterscheiden. Der Bibel gegenüber verhält er sich nach der herrschenden Stimmung der Zeit allerdings konservativ, davon abgesehen jedoch ist er sich darüber hinlänglich klar, daß die Nachrichten gleichzeitiger Quellen vor solchen von abgeleiteten grundsätzlich den Vorzug verdienen; er legt ein ausdrückliches Gewicht darauf, überall auf die primäre Quelle zurückzugehen[2]). Seine Vorrede zu den einzelnen Teilen, sowie die eine allen dreien zusammen geltende sind in dieser Beziehung lehrreich zu lesen. Will man den Wert der drei einzelnen Teile unter einander vergleichen, so dürfte vielleicht doch die „Alte Geschichte" den Preis verdienen. Hier war er doch am meisten zu Hause und hat manches, was andere übergangen oder zu flüchtig berührt hatten, nach Gebühr eingehender behandelt. In der Darstellung des

---

[1]) „Breviarium" ist der Ausdruck, dessen er sich selbst bedient.

[2]) „Fidem autem testimoniis faciamus, ut veritas stabiliatur; nec quibus libet testimoniis, sed aptis, dignis, et quae rebus, quae narrantur, quantum fieri potest, sint propinquiora, saltem ut certiora iis non habeamus: quae si adduntur historiae, non tantum firmant illam et certiorem reddunt, sed interpretamentum in quoque adiiciunt" u. s. f.

Mittelalters stößt man auf einzelne Lücken, die nur zum Teile aus der Unzulänglichkeit der Hilfsmittel jener Zeit sich erklären; dagegen hat er die Erzählung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts im richtigen Verhältnisse und mit dem politischen Verständnisse, das ihn überhaupt auszeichnet, dargestellt[1]).

Die auf Cellarius folgenden Universalgeschichten zeugen bereits in der überwiegenden Anzahl die Wirkung der von ihm durchgeführten Verwertung der Schablonen von den vier Monarchien. Wer sich seiner neuen Einteilung auch nicht buchstäblich unmittelbar anschloß, wie z. B. Kaspar Abel, that das wenigstens mittelbar, indem er nachwies, daß es nicht blos vier, sondern viel mehr „Monarchien“ d. h. Zeitalter gegeben habe, und unterstützte so die Neuerungen des Vorgängers[2]). Wichtig war es, daß die Geschichte des Mittelalters als solche verhältnismäßig bald dargestellt wurde, wie das Val. Ernst Löscher that, indem er im Jahre 1725 seine „Historie der mittleren Zeiten als ein Licht aus der Finsternis dargestellt“ erscheinen ließ[3]). Ein gründlicher Kenner der Reformationsgeschichte, eine streitbare und ungemein arbeitskräftige Natur, wie er war, hat er sich in erster Linie an den Kämpfen zwischen dem orthodoxen Luthertum und dem Pietismus lebhaft beteiligt, ohne doch ein bedingungsloser Gegner des letzteren zu sein; dagegen hatte er in seiner Stellung in Dresden zugleich Gelegenheit und Veranlassung, dem

[1]) Wer Cellarius als Historiker näher kennen lernen will, darf die Sammlung seiner Dissertationes Academicae varii argumenti in Summum reductae, cura et studio Jo. Ge. Walchii“ (nebst einer Vita auctoris) Leipzig 1711 nicht übersehen. Cellarius, speziell auch als Historiker und Geograph, würde wie so viele andere Historiker seit dem 16. Jahrhundert eine monographische Behandluug verdienen.

[2]) K. Abels universalhistorischer Versuch führte den Titel: „Epitome monarchiarum, quarum non quatuor, sed multo plures fuisse evincitur“ (1706); deutsch weiter ausgeführt 1717. Auf K. Abel kommen wir noch einmal zurück.

[3]) V. E. Löscher (geboren 1672 zu Sondershausen) war seit 1707 Professor der Theologie zu Wittenberg und starb (1749) als Superintendent zu Dresden. S. Lechlers Art. in der A. D. Biographie s. h. v.

kühnen Vordringen des Romanismus entgegenzutreten, und aus dieser seiner Position ist sein Buch über „die Historie der mittleren Zeiten“ entstanden und zu erklären. Es hat eine bestimmte Tendenz, und diese richtet sich gegen Rom. Ein Werk selbständiger Forschung will es nicht sein, ist aber vollständig im Rechte, indem es den Ausgangspunkt des Mittelalters über Constantin hinaus bis gegen das Ende des 5. Jahrhunderts heraufrückt: darin liegt eine sachgemäße Modifikation der Grenzbestimmung des Cellarius, die für spätere nicht verloren gegangen ist. —

Zweites Kapitel.

Die Zeitgeschichte.

Wir haben uns bei vorstehendem Gegenstande länger aufgehalten, als es vielleicht Manchem nötig erscheinen wird; uns aber erschien diese Reform der formalen Behandlung der Weltgeschichte wichtig genug, den Verlauf und die Durchführung derselben möglichst anschaulich vorzuführen. Nun aber wenden wir uns der Betrachtung der Leistungen zu, welche die zeitgenössische oder, wie man damals sich ausdrücken durfte, die neue Geschichte in der in Rede stehenden Epoche erfahren hat. Auf die Spezialarbeiten über die alte und mittlere Geschichte werden wir an seinem Orte und in einem anderen Zusammenhange zurückkommen. Um es von vorneherein zu sagen, das Ergebnis dieser Betrachtung möchte manche Erwartung enttäuschen. Nicht als hätte jenes Zeitalter an Inhalt und Bedeutung den früheren zu unverhältnismäßig nachgestanden, aber die Lage, in welche Deutschland sich der großen Politik und den maßgebenden Ereignissen gegenüber gestellt sah, war bekanntlich zum überwiegenden Teile der Art, daß die Neigung, dieselbe auf dem Wege der Geschichtschreibung festzuhalten, eine zu geringe Ermutigung fand. Die deutschen Staatsmänner, die überhaupt bisher sich als Geschichtschreiber

oder, was ihnen wenigstens näher lag, als Verfasser von Denkwürdigkeiten nur allzu wenig sich bemerkbar und verdient gemacht hatten, fuhren fort, in ihrer bedauerlichen Zurückhaltung und Verstummung zu verharren. Die deutschen Gelehrten, die in der Regel die Geschichte schrieben, hatten zu geringe praktische Erfahrung und waren zu wenig in den Gang der politischen Dinge eingeweiht, als daß von ihnen mit Erfolg zeitgenössische Geschichte hätte dargestellt werden können, ja als daß sie nur die Lust dazu hätte anwandeln sollen. Es ist ja wahr, auch unter den historischen Arbeiten der Fachgelehrten läßt sich ein gewisses Bestreben, die Geschichte politisch nutzbar zu machen, nicht verkennen, aber ein ganz anderes blieb es immer, die politische, namentlich neuere Geschichte in staatsmännischer und zugleich sachgemäßer Weise zu beschreiben. Insoferne waren die Klagen, die Veit von Seckendorf in der Vorrede zu seinen berühmten Commentaren über die Vernachlässigung der politischen Geschichte ausstieß, sicher begründet, wenn es auch zweifelhaft bleibt, ob das von ihm vorgeschlagene Mittel zur Abhilfe von sicherem Erfolge begleitet gewesen wäre, denn gerade die erfolgreiche Behandlung der neuen, gar nicht zu sagen zeitgenössischen Geschichte verlangt jenes Maß der Freiheit der Bewegung, welche auch damals vielleicht an den wenigsten Höfen zu finden gewesen wäre[1]). Genug, Thatsache

[1]) Die betr. Stelle im Praeloquium zu Seckendorfs Commentarius histor. et apol. de Lutheranismo (Ausgabe von 1694) ist als die Äußerung eines hervorragenden und auch als Historiker hochverdienten Mannes wichtig genug, sie hier wiederzugeben: „Haesit tamen in memoria mea laudabile Principis (des Herzogs Ernst von Gotha) consilium (eine Geschichte der Reformation zu schreiben), ita ut saepe mecum expenderem, cur inter tot praeclaros viros, quos provinciae Saxonicae post Reformationem ab annis centum et septuaginta tulerunt, non repertus sit, qui perfectiorem aliquam actorum in causa religionis historiam tradiderit; sed non alia causa menti meae frequentius observata est, quam illa, qua fit, ut et Historia politica accurata et continuata careamus. Ignoscant mihi principes, si salvo, quem omnibus debeo et uti decet ac possum, exhibeo cultu, dicam, non satis aestimare illos nec utilitatem historiae (de perfecta et vera loquor), nec maxima et longissima famae praemia, quae caperent, si Majorum et

ist, das, was diese Zeit auf dem Felde der politischen neueren Geschichte aufzuweisen hat, wenig an sich, bleibt entweder fast überall hinter den gerechten Ansprüchen zurück, oder erhebt sich nur auf dem Umwege der Darstellung der Geschichte eines einzelnen Fürsten oder Fürstenhauses zu der Schilderung der allgemeinen politischen Ereignisse oder eines Teiles derselben, und auch dieses nur in einem Falle in origineller und vorzüglicher Weise. Dieses Werk ist aber nicht zufällig in jenem deutschen Staate entstanden, in welchem, wenn auch in seiner Bedeutung unverstanden, auf der Grundlage einer selbständigen territorialen Politik der freilich langsam fortschreitende Prozeß unserer nationalen Wiedergeburt eingeleitet wurde. Im übrigen hat es dabei sein Bewenden, daß die entscheidende Ursache der so ungenügenden Behandlung der neueren politischen Geschichte in dem notorischen Darniederliegen unserer öffentlichen nationalen Zustände gesucht werden muß; nur in zweiter oder dritter Linie dürfte etwa der in gleichem Maße unbefriedigende Zustand unserer nationalen Literatur überhaupt mit in Rechnung gezogen werden; auch sie

sua consulta et gesta relata digna, ab idoneis ingeniis conscribi perpetuo studio et sumtu curarent. Verum cum aut nulla huic labori stipendia aut levia destinent, quid mirum, erectiora ingenia ab occupatione, quae laudatur et alget, deterreantur? Peccatur et in hoc, quod saepe juvenes fere, aut de schola homines, negotiorum imperiti, vel obnoxia commendatione intensi (ut de judicii et eruditionis defectibus nihil dicam) hoc munus involent. Aliae sunt neque spernendae illae aut inutiles, Didacticorum, Philologorum, Oratorum, Poëtarum (quanquam et ni homines frigide satis et infra merita tractantur), aliae Historici partes. Ad has, si quid meo quod mediocre esse scio, tribueretur judicio, seligendum esse aliquem putarem, ex Consiliariorum sive Ministrorum numero optimum, mente calamoque vividum, talem scilicet, qui maximis gravissimisque negotiis per aliquot annos exercitatus, linguarum et styli peritus, industrius, sobrius, laboriosus, probataeque virtutis, pietatis et fidei esset, evi omnia arcana credi tuto possint. Huic non minuto sed aucto stipendio et honoris gradu, ut commentarios rerum gestarum conscriberet, demandandum esse suaserim, in quibus non solum acta et eventus, sed et rationes agendi, nec ex ingenio scribentis effictae, verum in deliberationibus tractatae traderentur, erroribus et iam in arcana quadam nec edenda, historiae aut commorationis parte annotatis." —

ja beginnt bekanntlich erst jetzt den Prozeß ihrer Erneuerung und hat dabei vielfach mit verwandten Hemmungen und Schwierigkeiten zu kämpfen. — —

Wenden wir uns nun der Sache selber zu, so sind es zunächst die Fortsetzungen der periodischen Sammelwerke und die wuchernden Erzeugnisse der historischen Journalistik, auf die wir stoßen. Selbstverständlich kommt ihnen nur eine untergeordnete, subsidiäre Bedeutung zu; wissenschaftlichen Wert haben sie nicht, oder besser gesagt, wissenschaftliche Ansprüche machen sie kaum, und der Platz, der ihnen in diesem Zusammenhange angewiesen werden muß, wäre ungefähr der des Trosses im Heere der zeitgenössischen Geschichtschreibung, wenn von einer solchen viel gesprochen werden dürfte. Aber dies eine kann gleichwohl nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Art Literatur einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkam, und daß dieses Bedürfnis nicht das niedrigste war, das seine Befriedigung verlangte. In erster Linie kommen hier die Fortsetzungen des Theatrum Europaeum in Betracht, welches seiner Zeit Joh. Philipp Abelinus gegründet und Mathäus Merian verlegt hatte[1]). Diese Fortsetzungen, an welchen der Reihe nach verschiedene Tagesschriftsteller gearbeitet haben[2]), haben allmählich die Höhe von 21 Folianten erreicht: der letzte, der im Jahre 1738 ausgegeben wurde, schließt mit dem Jahre 1718, enthält also mit Recht ein Jubilaeum Theatri Europaei; denn mit diesem Jahre war gerade ein volles Jahrhundert seit dem Erscheinen des ersten Bandes (1618) vollendet. Der Charakter und die Tendenz dieses Sammelwerkes ist sich in der langen Reihe der Jahre im wesentlichen gleich geblieben, aber dem sich verändernden Geschmack der Zeiten gegenüber hat es im Zusammenwirken mit anderen untergeordneten Ursachen zuletzt doch unterliegen müssen. Ein vergleichungsweise kürzeres Dasein von 1651 bis 1681 hat das

---

[1]) S. oben S. 353.

[2]) Nur die ersten zwei Bände stammen von Abelinus; an der Herstellung der folgenden beteiligten sich H. Orneus, J. P. Lotichius, J. G. Schleder, W. J. Geiger u. A. S. Ebert, bibliogr. Lexikon II, 934.

Diarium Europaeum geführt, dessen Herausgeber, Martin Mayr aus Hain in Schlesien, unter dem Pseudonym Irenicus Elisius verhüllt, durch die umsichtige Auswahl der reproduzirten Staatsschriften und Deduktionen seinem Unternehmen eine nicht gewöhnliche Autorität und Beliebtheit zu verleihen gewußt hat[1]). Daran reihte sich dem Namen nach seit 1697 die „Europäische Staatskanzlei“ von Anton Faber[2]), die auch noch lange nach seinem Tode von Anderen fortgesetzt wurde. Faber sammelte und veröffentlichte in rascher Folge mit unendlichem Fleiße und nicht ohne Sachkunde, zugleich von verschiedenen Seiten her unterstützt, alles, was am Reichstage zur Diktatur gekommen war oder auch nur kommen sollte. Sein Sammelwerk kann daher einem europäischen Charakter mit Recht nur mittelbar und in so weit in Anspruch nehmen, als die hier vertretenen Angelegenheiten und Verhandlungen sich über die Grenzen des deutschen Staatsrechtes in das Gebiet der europäischen Interessen erheben. Überdies ist kein Zweifel, daß der Sammler nur einem publizistischen, keinem zeitgeschichtlichen Bedürfnisse entgegenkommen wollte und nur unwillkürlich einem solchen gedient hat. Etwas anders steht es mit der historischen Journalistik, die seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts in ihre Blüte trat[3]). Ihre Erzeugnisse berühren sich teilweise allerdings noch mit den erwähnten periodischen Sammelwerken und gehören wie diese ebenso gut der staatsrechtlichen als zeitgeschichtlichen Literatur an, nur daß sich diese Richtungen thatsächlich nicht immer so leicht trennen lassen. Es wird jedoch nicht nötig sein, daß wir an dieser Stelle uns mit dieser Gattung im einzelnen beschäftigen[4]). Eine einzige Spezialität

---

1) S. Ebert a. a. O. I, 471 und Pütter a. a. O. I, 386. Das Diarium umfaßt 45 Bände, deren Inhalt sich bei Hofmann, Bibliotheca juris publici p. 65 verzeichnet findet.

2) Pseudonym für Christ. Leonhard Leucht, geboren 1645 zu Arnstadt, seit 1692 Consulent in Nürnberg, gest. 24. November 1716. S. Pütter a. a. O. S. 307.

3) S. Prutz, Gesch. des d. Journalismus I, 372 ff.

4) Bei Ebert a. a. O. und bei Pütter a. a. O. von der älteren, und Prutz a. a. O. von der neueren ist das speziellere zu erfahren.

möge jedoch ihrer besonderen Bedeutung wegen hervorgehoben werden, der sog. „Genealogische Archivarius“ u. s. w. (Leipzig 1732), der den Reigen der späteren genealogischen Kalender eröffnete und unter verschiedenen Titeln fortgesetzt wurde[1]). Näher legt sich schon die Gruppe jener Art Journalistik, die nicht bloß darauf ausging, Stoff zu sammeln, sondern zugleich den Anlauf nahm, denselben zu verarbeiten. Hier treten die staatsrechtlichen Verhältnisse zurück, und richtete sich die Aufmerksamkeit auf die diplomatischen und höfischen Verhältnisse. Die angeblichen Geheimnisse der Höfe und Kabinette, die persönlichen Erlebnisse und Eigenschaften der Fürsten, ihrer Minister und Günstlinge u. dgl. sind es, womit man die Teilnahme und die Neugier der Leser solcher Zeitschriften befriedigen möchte. Auch diese Journalistik liefert Material für die Zeitgeschichte, das aber, so weit es im Ernste verwertet werden soll, nicht bloß einer wesentlichen Ergänzung, sondern fast noch viel mehr einer gründlichen Sonderung und Sichtung bedürftig ist. Wir brauchen bloß an die „Europäische Fama, welche den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Höfe entdeckt“, zu nennen, um an ein Prototyp dieser Gattung zu erinnern. Über ein halbes Jahrhundert (von 1702 bis 1758) hat sie als solche bestanden und allen Konkurrenzunternehmungen den Rang abgelaufen[2]). Das Geheimnis des Erfolges war die wohlüberlegte Kunst, Belehrung und Unterhaltung mit einander zu verbinden und die Grenze zu kennen, die man nicht ungestraft überschreiten durfte. Daß Abbildungen, vorzugsweise Porträts angesehener Persönlichkeiten, hier wie sonst nicht fehlen durften, braucht wohl nicht erst ausdrücklich erwähnt zu werden. Trotz der Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der gewandten Redaktion wird der ernste Erforscher der Zeitgeschichte in solchen Zeitschriften doch gar leicht dasjenige nicht finden, was er am liebsten erführe. Schon in der Erfindung neuer Titel mußten die Urheber solcher,

---

[1]) S. Bibl. hist. ed. Meusel I, 166.
[2]) Ebendas. I. 1, 165.

fortgesetzt neu auftauchender Unternehmungen ihren Witz anstrengen, und zu diesem Zwecke jenseits des Rheins ein Anlehen erheben. Unter verschiedenen Gründungen dieser Art nenne ich nur noch das „Curieuse Bücher-Cabinet u. s. w., eröffnet von Antonin Paullini“ (Halle 1713), hinter welchem Pseudonym der spätere angesehene Göttinger Professor Joh. Jakob Schmauß verborgen war, auf welchen wir noch zurückkommen werden. Der Übergang dieser Literatur zur satirischen Richtung, wie sehr er auch die Zeit und ihren Geschmack illustrirt, entbehrt in zu hohem Grade des spezifisch historischen Gehaltes, als daß wir dabei zu verweilen brauchten[1]). Nur, wo der Zweck der Unterhaltung des Lesers seinen Stoff aus der Vorratskammer der Gelehrsamkeit holt und die Form der Erzählung wenigstens affektirt, mag man wenigstens nicht vorbeigehen, ohne mit einem Wink darauf verwiesen zu haben. Als der Repräsentant dieser Gattung tritt uns David Faßmann[1]) mit seiner angenehmen „Passe-tems“, seiner „Lebens- und Heldengeschichte der europäischen Höfe“ und vor allem mit seinen „Gesprächen aus dem Reiche der Todten“ entgegen, Unternehmungen höchst niedrigen und zweideutigen Inhalts, die aber Jahrzehnte hindurch von dem Beifalle des Publikums nicht gerade der unteren Stände getragen wurden und viele Nachahmungen gefunden haben. Faßmann verfügte in der That über den geläufigen Vorrat der historischen Gelehrsamkeit jener Tage und ihrer verschiedensten Formen in seltener Sicherheit und verstand es, die Auswahl des Unterhaltenden und Pikanten mit Meisterschaft zu treffen: verfuhr aber in der Verwertung seines Stoffes zugleich mit einer Willkür und Zwanglosigkeit, die schlechter-

---

[1]) Vgl. R. Prutz a. a. O. S. 393—397.

[2]) Geboren zu Wiesenthal im sächsischen Erzgebirge den 14. Juni 1683, gest. 14. Juni 1744 auf dem Wege nach Karlsbad zu Lichtenstädt in Böhmen. Faßmann lebte in den Jahren von 1726 bis 1731 am Berliner Hof, wohin ihn K. Friedrich Wilhelm I. gerufen hatte, und ließ sich neben Paul Chundling u. a. als Spaßmacher und Neuigkeitserzähler im sog. Tabakskollegium des Königs gebrauchen. Vgl. auch G. Droysen, Gesch. der preuß. Politik IV. Abt. 4.

dings keine Achtung vor seiner Belesenheit und Vielseitigkeit aufkommen lassen. Wir werden diesem Manne wohl oder übel übrigens noch einmal als Historiker begegnen. Mit seinen Zeitschriften hat er mit anderen ein beredtes Zeugnis dafür abgelegt, daß es die höchste Zeit war, daß das öffentliche Leben unserer Nation eine andere Richtung, und unsere Literatur einen höheren Inhalt bekam, mächtig genug, alle Spukgestalten dieser Art ein für alle Mal zu verscheuchen. — —

Wer nun allein aus dem eben geschilderten Charakter der politischen und historischen Tagesliteratur jener Zeit einen nahe liegenden Rückschluß auf die zeitgenössische Geschichtschreibung sich gestattet, wird sich in seinen Erwartungen sicher zu bescheiden wissen. Es hätte ein Talent ersten Ranges, zugleich mit der Gabe volkstümlicher Darstellung der besten Art ausgerüstet, erstehen müssen, um die Nation aus der Niedrigkeit ihrer Ansprüche und Bedürfnisse in dieser Richtung zu erheben. Aus tausend Gründen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, war dies aber nicht der Fall und nicht daran zu denken. Wir werden im Verlaufe unserer Schilderung in dieser Beziehung noch verschiedene Erfahrungen zu machen haben.

Wir erinnern uns der allgemeinen Geschichte des Kölner Stiftsherrn Adolph Brachelius, welche die Jahre 1614 bis 1652 umfaßte[1]). Dieses Werk hat jetzt zwei in ungefähr dem gleichen Geiste gehaltene Fortsetzungen erhalten. Der Urheber der ersten ist Christian Ad. Thuldenus, Kanonikus des Kollegiatstiftes zu St. Maria ad gradus in Köln, der die Jahre von 1652 bis 1660 beschrieben hat[2]). Die Darstellung des Thuldenus ist ziemlich breit angelegt und bewegt sich gerne in Nebendingen; den Brachelius erreicht er nicht, teilt aber oder

---

[1]) S. oben S. 364.

[2]) S. Christiani Adolphi Thuldeni Historiae nostri temporis in 6 Teilen (Köln 1652—1660). Vgl. darüber wie über die Fortsetzung von H. Brewer die Bibl. hist. ed. Meusel I. 1, 147 und die Hamburgische Bibl. hist. Dritte Centurie S. 293ff.

steigert sogar dessen einseitig konfessionelle Gesinnung. Heinrich Brewer, der die Fortsetzung bis 1672 geliefert hat, lebte ebenfalls in Köln und war Rektor des Frauenstifts zum großen Nazareth. Er teilt die Denkweise seiner Vorgänger, steht aber im übrigen hinter Thuldenus zurück. Einen von der Darstellung unabhängigen Wert haben die den verschiedenen Teilen beigegebenen diplomatischen und publizistischen Aktenstücke, welche zugleich ein Zeugnis für die Teilnahme ablegen, welche an gewissen Höfen Geschichtswerken dieser Art geschenkt wurde. Hatte doch den Verfasser des schwächsten unter denselben, H. Brewer, Kaiser Leopold I. zu seinem Historiographen ernannt. Doch hat auch ein ausgezeichneter Mann und Gelehrter der seltensten Art, der als hervorragender Sprachforscher zuerst die Kunde von der Sprache und Geschichte Äthiopiens in die Wissenschaft grundlegend eingeführt hat, Hiob Ludolf, ein speziell der allgemeinen Zeitgeschichte gewidmetes literarisches Unternehmen begonnen[1]. Ludolf steht mitten in der gelehrten Bewegung der Zeit, in reger Verbindung mit den ersten Zierden der Wissenschaft, er selber nicht der letzte darunter. Sein größtes Verdienst hat er sich freilich nicht als Bearbeiter der Zeitgeschichte erworben; was er hierin schuf, es ist heutzutage sogar längst in Vergessenheit geraten; er verfolgt dabei ja auch in erster Linie mehr nur lehrhafte und, wenn man will, populäre Zwecke, aber es zeugt für den patriotischen und einsichtigen Sinn des Mannes, daß er weniger aus innerem Drange, als um dem lebenden Geschlechte seiner Nation zu nutzen, sich zu einer solchen gemeinnützigen Arbeit entschlossen hat. Es steht zugleich seinem Ursprunge nach in einer gewissen Verbindung mit der Gründung eines historischen Reichskollegs, das demnächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Von seiner Zeitgeschichte erschien zuerst als eine Art Vorläufer die Geschichte der ersten dreißig Jahre des 17. Jahrhunderts

[1] H. Ludolf war geboren am 16. Juni 1624 zu Erfurt, gest. 8. April 1704 zu Frankfurt a. M.

„Durch alle Theile der Welt", und nicht unter seinem Namen, sondern unter dem eines „Mitgliedes des historischen Reichscollegs"; erst in den J. 1699—1701 folgten die zwei Bände des eigentlichen Werkes, das den Titel: „Allgemeine Schaubühne der Welt" führt und nach seinem Tode von seinem Biographen Christian Juncker fortgesetzt wurde[1]). Es ist bezeichnend, daß Ludolf in dem zweiten Bande das Bekenntnis ablegt, daß er doch wohl besser gethan hätte, bei seiner ursprünglichen Absicht zu verharren und das Werk in lateinischer Sprache zu schreiben, um ihm eine größere Verbreitung zu sichern. „Er habe aber dem Beispiele der Franzosen und Italiener folgen wollen, die ihren Landsleuten zu Gefallen ihre besten Schriften in ihrer Muttersprache herauszugeben pflegen. So habe auch er auf seine lieben Deutschen gesehen, zumal die neueste Geschichte, „sonderlich von den fremden Landen, in Teutsch nicht gefunden werde." Ob nun der Erfolg, welcher der Schaubühne in Deutschland wurde, Ludolf nicht befriedigte, oder ob der damals unsere Gelehrten beherrschende internationale Zug ihm diese Worte eingegeben, muß dahin gestellt bleiben. In der Vorrede nennt er sein Werk auch: „Allgemeine Jahrgeschichte der Welt" und drückt damit deutlich den zeitgeschichtlichen Charakter desselben aus. Wenn es auch, wie bemerkt, nicht als ein wissenschaftliches gelten will und gerühmt werden darf, so ist es doch wieder zu ernsthaft und umsichtig gehalten, als daß man es mit den oben behandelten Unternehmungen der historischen Tagesliteratur zusammenwerfen dürfte.

---

[1]) Den Titel des Werkes anlangend, so war bereits im Jahre 1675 zu Nürnberg „Der itztlebenden Welt große Schaubühne von Friedrich Leutholf von Frankenberg" erschienen. Ludolf kannte dieses Werk zunächst vom Hörensagen und hatte sich 1676 nach ihm und seinem Verfasser erkundigt. Die Bezeichnung „Schaubühne" kommt indes in solcher Verbindung öfters vor. — Ludolfs Werk, bzw. der erste Band, behandelt die Jahre 1601—1630, der zweite die Jahre 1631—1650 incl., die drei übrigen, nicht von ihm herrührenden Bände reichen bis 1688. Der Kreis seiner Darstellung umspannt sämmtliche Staaten Europas und von Asien: Persien und die Mongolei, China und Japan und endlich „Habyssinien".

Zur Orientirung in dem Weltlaufe der jüngsten Jahre war es höchst geschickt angelegt, und Ludolf ging grundsätzlich darauf aus, sich nur an solche Historiker zu halten, deren Schriften sich durch eine urkundliche Grundlage auszeichneten, wie Pufendorf, Siri, Nanni, Sagredo u. dgl. —

Wenn man will, haben wir von diesem Werke mehr nur um des Verfassers und der Teilnahme willen, die er uns sonst einflößt, überhaupt gesprochen. Ein Umschwung in der Behandlung der neuen Geschichte konnte auf diesem Wege freilich nicht erzielt werden, sie ist von anderer, hochberühmter Seite ausgegangen, nämlich von Samuel von Pufendorf, den man in einem gewissen Sinne als einen Reformer auf diesem Gebiete betrachten darf.[1]) Es wäre verlockend genug, hier im Zusammenhange ein nach allen Seiten hin erschöpfendes Bild von diesem seltenen Manne zu entwerfen, dem ja in der Geschichte nicht bloß der Geschichtschreibung, sondern der geistigen Entwicklung überhaupt ein Ehrenplatz zukommt, zu entwerfen. Würde ein solcher Versuch auch nicht unsere Kräfte übersteigen, so würde er zum wenigsten eine ganz andere Anlage vorliegenden Werkes voraussetzen, als wofür wir uns entschieden haben. Da es aber zunächst, und wie wir glauben, aus gutem Grunde darauf ankommt, die Schicksale und die Entwickelung der einzelnen Arten der Geschichtschreibung deutlich zu machen, scheint uns ein anderes System der Darstellung nicht recht gut denkbar. Eine Modifikation desselben, die wir uns ja von Anfang an vorbehalten haben, wird erst von dem Augenblicke an angezeigt erscheinen, wo sich der Charakter der Geschichtschreibung selbst nachhaltig ändert, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ihre Entwickelung und Bedeutung sich mehr auf einzelne grundlegende

---

[1]) S. über ihn u. a. Treitschke in den preuß. Jahrbüchern 1875. — Bluntschli, Gesch. der n. Staatswissenschaft. 3. Aufl. S. 136 ff. Ed. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie seit Ludwig (München 1873 S. 80). Zu vgl. Hamburger Bibl. hist. Cent. X, p. 123 ff., insbesondere J. G. Droysen, zur Kritik Pufendorfs (Abhandlungen zur neueren Geschichte. Leipzig 1876 S. 306 ff.).

Richtungen und große Repräsentanten derselben konzentrirt. An dieser Stelle soll von Pufendorfs Schriften über einzelne Epochen der Geschichte Schwedens und seiner Geschichte des großen Kurfürsten gehandelt werden, Werke, die nicht bloß die hervorragendsten Leistungen über die neuere Geschichte bilden — was an und für sich freilich wenig besagen würde —, sondern in der That zugleich an Originalität und Methode der Behandlung als ein glücklicher und wesentlicher Fortschritt unserer Geschichtschreibung überhaupt markirt werden müssen. Von einem Geiste, wie Pufendorf war, ließ sich freilich nur vorzügliches erwarten. Geboren am 8. Januar 1632 zu Flöhe bei Chemnitz als der jüngste dreier Söhne eines Pfarrers, die sämmtlich mit alttestamentlichen Taufnamen bedacht wurden, besuchte er zuerst die Fürstenschule zu Grimma und wendete sich von da nach Leipzig, wo er, obwohl ursprünglich für die theologische Laufbahn bestimmt, sehr bald zu dem Studium der Rechtswissenschaft überging, das seinem prüfenden und nach selbständiger Bewegung trachtenden Geiste ein höheres Maß von Freiheit in Aussicht stellte. Von Leipzig nach Jena übergesiedelt, wurde er von dem Mathematiker Erhard Weigel, einem Anhänger des Cartesius, in das Studium des Naturrechts und in die Anwendung der mathematisch-demonstrativen Methode auf diese noch ganz neue Disziplin mit Erfolg eingeweiht. Da sich ihm in Deutschland trotz abgelegter Proben seiner ungewöhnlichen Gaben und seltenen Kenntnisse eine entsprechende Stellung nicht finden wollte, ging er im Jahre 1658 auf die Empfehlung seines nicht minder bedeutenden Bruders Esaias, der in schwedische Dienste getreten war, als Hauslehrer des schwedischen Gesandten Coyet nach Kopenhagen und wurde bald dessen Privatsekretär und Vertrauter. Im Jahre 1660 veröffentlichte er, als die Frucht seiner Vertiefung in die Werke von Grotius und Hobbes, seine erste Schrift „Elementorum juris prudentiae universalis libri II“, deren nächste Wirkung die war, daß er schon das Jahr darauf (1661) an die wiederhergestellte Universität Heidelberg als Professor des Natur- und Völkerrechts durch den Kur-

fürsten Karl Ludwig berufen wurde.[1]) So dem Vaterlande zurückgegeben, ließ er sich jedoch auch hier nicht auf die Dauer festhalten. Im Jahre 1667 war seine berühmte kritische Schrift über die deutsche Reichsverfassung, auf die wir noch einmal zu reden kommen werden, erschienen. Bei aller Schärfe, in der sie gehalten, hätte sie ihm die Gunst des Kurfürsten doch niemals entziehen können. Aber der unter seinen Kollegen an der Universität noch herrschenden scholastischen Manier mit schlechtverhehlter Geringschätzung gegenüberstehend, zum Höfling nicht geboren, zögerte er nicht, 1670 Deutschland aufs neue den Rücken zu kehren, als von Seite König Karls XI. von Schweden ein Ruf an die Hochschule Lund an ihn gelangte. Hier veröffentlichte er (1672) sein berühmtes Werk über das Natur- und Völkerrecht, das die Theorien von H. Grotius und Hobbes weiterbildet, bzw. zu vermitteln versucht. Von Hobbes unterscheidet er sich aber u. a. durch das eine, daß er die Forderung der Religionsfreiheit aufstellt und überall aufs entschiedenste verteidigt. Seiner Meinung nach soll der Staat, den Glauben an einen Gott und eine Vorsehung ausgenommen, in dieser Frage von seinen Bürgern weiter nichts verlangen, sondern jedem sein Bekenntnis freistellen.[2]) Solche und ähnliche Lehren erweckten ihm zunächst bei den Orthodoxen in Lund heftige Anfeindungen, durch welche er sich aber nicht im mindesten einschüchtern oder zu Zugeständnissen bestimmen ließ; auch nicht, als die ganze lutherische Welt, zumal im Lande seiner Geburt darüber in Aufruhr geriet. Der Kern des Streites war, daß er die Befreiung der Rechtswissenschaft aus dem Banne der Theologie verkündigte, während bei den Orthodoxen bis dahin der Grundsatz geherrscht hatte, daß alle Wissenschaft im dienenden Verhältnisse zu derselben stehen müsse. Es war für Pufendorf daher doch eine Erlösung, als ihn König Karl im Jahre 1677, als Lund von den

---

[1]) Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg II, 191 Anm. 52.

[2]) S. Zeller a. a. O. S. 82.

Dänen besetzt wurde, nach Stockholm zog und ihm das Amt eines königlichen Historiographen übertrug. Der Auftrag, der ihm auf Grund dieses Amtes durch den König wurde, das Leben seines Vaters König Karl X. Gustav zu beschreiben, führte ihn dahin, die Geschichte Gustav Adolfs, angefangen von seinem Zuge nach Deutschland, und der Königin Christine bis zu ihrer Abdankung vorausgehen zu lassen, um auf diese Weise die notwendige Grundlage für die Hauptschrift zu gewinnen. Beide Werke hat er auch ausgeführt; das eine ist im Jahre 1686 im Druck erschienen; das andere war ebenfalls bereits handschriftlich vollendet, aber er hat die Drucklegung desselben nicht mehr erlebt. Zunächst scheinen sich in Schweden selbst der Veröffentlichung Hindernisse entgegengestellt zu haben, die aber nicht vom Könige ausgingen; dann trat die unerwartete Wendung seines Schicksals ein, daß er die Einladung erhielt, als Historiograph nach Berlin zu gehen und die Geschichte des großen Kurfürsten zu schreiben. Dieser Einladung gab er, von seiner Lage in Stockholm unbefriedigt, Folge und siedelte 1688 in die preußische Hauptstadt über, wo wir ihm an seinem Orte wieder begegnen werden.

Vor allem war es das Geschichtswerk Pufendorfs über Gustav Adolf und die Königin Christine, welches zu dem besagten Zwecke die Aufmerksamkeit des Berliner Hofes auf ihn gelenkt hatte.[1]) Das bedeutendste seiner historischen Werke ist es nicht, aber Pufendorf hatte vollkommen Recht, wenn er sagte, daß es der Geschichte König Karls X. vorausgehen müsse, da mit Gustav Adolf augenfälliger Weise eine neue Epoche der schwedischen Geschichte beginnt. Daß Pufendorf diese Arbeit in lateinischer Sprache verfaßte, verstand sich unter den gegebenen Umständen wohl von selbst, wenn auch sein Latein keineswegs ein klassisches genannt werden kann. Er handhabt es aber gerade

---

[1]) „Commentariorum de rebus Svecicis libri XXVI ab expeditione Gustavi Adolphi in Germaniam ad abdicationem usque Christinae. Utrecht 1686. Ins Deutsche übertragen 1688.

so, wie er es zum Ausdruck seiner Denkweise brauchte. Dem besonderen Willen des Königs gemäß, wurde ihm das wohlgeordnete Staatsarchiv in Stockholm zur Verfügung gestellt; hier fand er auch die ungedruckt gebliebenen Teile des Chemnitz'schen Werkes über den schwedischen Krieg in Deutschland vor[1]) und schließt sich ihm excerpirend und übersetzend ziemlich getreu an, nur hinzufügend, was er zur Verdeutlichung der europäischen Politik für nötig hält. Recht selbständig wird er erst von dem Momente an, wo Chemnitz abbricht, d. h. vom Jahre 1650 angefangen, ohne daß er jedoch in der befolgten Methode von seinem Vorgänger hier wie in der sich daran schließenden Geschichte Karl X. Gustavs[2]) von diesem wesentlich abwiche. Das letztere Werk umfaßt nur sieben Jahre, während das vorausgegangene mehr als ein Vierteljahrhundert, darunter einen guten Teil des dreißigjährigen Krieges erzählt. Die Ausstattung der in Nürnberg erschienenen Kommentare ist äußerst stattlich und reich, den Ansprüchen der Zeit auf Porträts, Grundrisse von Schlachten und Belagerungen, Leichenprozessionen und, was das notwendigste, von Karten entsprechend. Die sachliche Ausführung anlangend, verzichtet Pufendorf in fast noch höherem Grade darauf als Chemnitz, wie das schon Spittler mit einem mißbilligenden Seitenblicke angemerkt hat[3]), sich auf eine Berücksichtigung der inneren Verhältnisse einzulassen; diese Dinge, meint er, haben für die ausländischen Leser wenig anziehendes, womit freilich die Frage, wollte man sie weiter verfolgen, noch keineswegs abgethan

---

1) S. oben S. 358.

2) Das Werk erschien 1696 zu Nürnberg unter dem Titel: De Rebus a Carolo Gustavo Svecia Rege gestis Commentariorum libri VIII. Pufendorf hat von Berlin aus noch einmal einen Besuch in Stockholm gemacht und die Hindernisse der Drucklegung beseitigt, ist aber darüber hinweg gestorben, ehe es in Schweden selbst dazu kam. Nun trat seine Wittwe dafür ein und setzte die Drucklegung auf königliche Kosten durch; die Dedikation an König Karl XI. von Schweden soll von ihr selbst verfaßt sein. Eine deutsche Ausgabe ist unmittelbar darauf erfolgt.

3) S. Spittler, S. W. 4, 434.

wäre. Er legt nun einmal das Hauptgewicht auf die Darstellung diplomatischer Verhandlungen, der großen Staatsaktionen und der Kriege. Diese sind ihm das wesentlichste der Geschichte und er steht hier in Übereinstimmung mit den vorherrschenden Anschauungen und Forderungen seiner Zeit, die sich die neuere Geschichte nicht anders denken konnte. Daß Pufendorf, wenn er wollte, ein scharfes Auge für die Erkenntnis der inneren Zustände eines Reiches und Volkes besaß, hatte er längst in seiner pseudonymen Schrift über das heilige römische Reich glänzend bewiesen. Man mag diese Beschränkung auf die Schilderung der Politik und der Kriege immerhin eine einseitige nennen, und wir sind weit entfernt, sie als das Ideal zur Geschichtschreibung zu preisen, für uns ist aber die Hauptsache, daß Pufendorf innerhalb dieser Einseitigkeit, zu welcher er vielleicht auch noch andere Gründe hatte, eine bestimmte Methode befolgt, die darin besteht, daß er überall nur aktenmäßig gesicherte Nachrichten gibt und oft erfolgreicher als Chemnitz den sog. pragmatischen Zusammenhang der geschilderten Vorgänge unter einander herzustellen sucht. Nun liegt freilich auf der Hand, daß, wenn ein Historiker seine Darstellung auf die Akten eines bestimmten Archivs stützt, eine neue unvermeidliche Einseitigkeit seiner Darstellung entstehen muß. Darüber hat sich indes Pufendorf nicht getäuscht und ebenso wenig seine Leser darüber täuschen wollen. Das Stockholmer Archiv konnte ihm nur über einen Teil der geschilderten Thatsachen und vom Standpunkte der schwedischen Politik aus Aufschlüsse geben; diese Nachrichten aber sind zuverlässig, nur müssen sie, wenn ein vollständiges Bild gewonnen werden soll, von anderswo her ergänzt werden.[1]) Ein wesentlicher Vorzug ist, daß das Verhältnis zum schwedischen Hofe Pufendorf nicht abhält, seiner gewonnenen Überzeugung gemäß die Vorgänge zu

[1]) In der Vorrede zu den Commentaren Rerum Suecic. sagt Pufendorf selbst: „Adversae partis consilia et acta non ulterius fere tradere curae fuit, quam qua nostrorum velut oculis incurrerunt. Ejusdem arcana conjiciendo rimari aut interpretari temerarium fuit habitum.“

schildern. Das Gebaren und der Übertritt der Tochter Gustav Adolfs zum Katholizismus hat in keiner Weise seine Billigung gefunden; er hat zwar mit ihr, die ja für alle wissenschaftlichen Bestrebungen Teilnahme hatte, später noch korrespondirt, das hält ihn aber nicht ab, in deutlicher und freimütiger Weise über sie seine Meinung auszusprechen.[1]) Irrtümer konnten freilich auch ihm begegnen, namentlich wenn einmal seine Quellen ihn im Stiche ließen und er sich doch nicht mit bloßem Schweigen abfinden zu dürfen glaubte. Die Erzählung, daß Gustav Adolf von dem Herzog Franz Albert von Sachsen-Lüneburg meuchlerisch erschossen worden sei, ist von ihm ausgegangen; darüber interpellirt, suchte er nach neuen verstärkenden Beweismitteln und teilte sie in W. Tentzels curieuser Bibliothek mit.[2]) Heutzutage ist diese Erzählung mit Erfolg angefochten, man wird aber nicht sagen dürfen, daß Pufendorf sie leichtfertig vorgetragen habe. Von einer subjektiven Haltung ist er überhaupt weit entfernt, schon die aktenmäßige Grundlage seiner Darstellung sichert ihn vor dieser Gefahr; er läßt am liebsten die wohl fundirten Thatsachen sprechen und seine Persönlichkeit hinter dieselben zurücktreten.[3]) In der Verkündigung der erkannten Thatsachen kennt er allerdings keine Rücksicht und appellirt an das souveräne

---

[1]) S. S. 26 des 24. (d. h. letzten) Buches der Rerum Suecic.: „Excelluisse porro Christinam studiis litterarum et ingenii agilitate, supra sortem et sexum suum, sed iis male usam, dum aures praebet hominibus profanis, queis solida et modesta convellere sapientia habetur, quorum contagio ipsa omnium profanis opinionibus imbutum post ad sacra transtulit inania, et Patri regnoque indecora. — Eum denique parta pace vivendi viam ingressam, ut si diutius regnare placuisset, vel ipsi vel regno pereundum foret. Unde cum satius videretur solium ultro abdicare, quam eam invito dejici, nihil utilius ad extremum Regno potuisse praestare, quam bonum successorem —."

[2]) Jahrgang 1705, S. 214.

[3]) In der Vorrede zu den Commentaren R. Suec. heißt es: „Affectibus porro usque adeo nihil me dedisse in aprico est, ut nec illorum offensam metuam, qui tunc cum Suecia adversis non omnius consiliis quam armis certavere."

Recht der Historie, die Wahrheit aufzudecken.[1]) Eine räsonirende Ausdeutung der berichteten Thatsachen ist nicht nach seinem Geschmack; er begnügt sich, sie zu erforschen und ihren Zusammenhang nachzuweisen. Außerdem: er ist von jeder Geschichtsmalerei weit entfernt. Die handelnden Personen verschwinden zwar keineswegs in der Masse der vorgetragenen Ereignisse, aber wenige Worte und Züge reichen ihm in der Regel aus, sie zu schildern. Aus allem dem läßt sich schon schließen, daß die Art und Weise seiner Erzählung es dem Leser nicht zu leicht macht, oder, wie man das zu nennen pflegt, etwa gar eine glänzende ist. Sie steht in ihrer würdevollen Haltung in dem richtigen Verhältnisse zu dem Ernste, mit welchem er das Amt des Historikers übt; erfüllt von der Bedeutung der Sache, die er berichtet, verschmäht er es, zu künstlichen Mitteln der Darstellung seine Zuflucht zu nehmen[2]). Diese Vorzüge seiner Geschichtschreibung, die in dem ersten, der Geschichte Gustav Adolfs und der Königin Christine gewidmeten Werke nicht einmal in ihrer ganzen Kraft zu Tage treten, haben nicht verfehlt, speziell in Deutschland einen außerordentlichen Eindruck zu machen. Es war das Bild der seltenen Persönlichkeit und des bewährten Schriftstellers, des tiefen und tapferen Denkers, der zugleich sich bereits auf dem historischen Felde versucht hatte, das diese Wirkung that.

---

[1]) Im unmittelbaren Anschluß an die eben (Anm. 3) angeführte Stelle fährt er fort: „Quibus tamen sic forte displiceat, nonnulla a me publicata, quae taceri, aut oblivis ne sepeliri maluissent, nosse debent, ea lege natos esse Principes, ut ipsorum egregia aut prava facta non possint non in multorum notitiam incurrere, qnae qualiascunque invenerit ad posteritatis memoriam transmittere suo jure haud dubitat Historia, cujus liberrimam censuram nemo Principum nisi recte agendo effugerit. Et si maxime in praesens civibus silentium mentis imperet, sequentis tamen temporis aut exterorum calamos ne potentissimus quidem Monarcha coëercuerit.“

[2]) Ebendaselbst: „Dictionem sectatus sum quantum licuit planam atque perspicuam, nullo fuco, aut adscitiis ornamentis turgidam; nec abstinui aliquando vocabulis ac loquendi formulis communi usu hujus seculi receptis, utut antiquae Latinitati ignoratis.“

Als das historische Hauptwerk Pufendorfs müssen aber seine „Kommentare“ über die Geschichte des großen Kurfürsten betrachtet werden[1]). Der Kreis der Darstellung ist hier in der That so weit gezogen, daß es sich aus gutem Grund empfiehlt, lieber an dieser Stelle als in der Reihe der spezifisch preußischen Geschichtswerke von demselben zu handeln. Es hat bekanntlich bald nach seinem Erscheinen und bis auf die Gegenwart herab die abweichendste Beurteilung erfahren; um so näher liegt es für uns, den Standpunkt aufzusuchen, der es möglich macht, ihm gerecht zu werden und den Platz anzuweisen, der ihm in der Entwickelung unserer Historiographie zukommt[2]). Pufendorf war noch mitten mit seiner Geschichte Karl Gustavs beschäftigt, als von Berlin aus die ersten Verhandlungen zu dem Zwecke, ihn für die Dienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. zu gewinnen, angeknüpft wurden. Mit anderen Worten: der große Kurfürst hatte ihn selbst noch zu seinem Geschichtschreiber auserseben. Nach der Stellung, die Pufendorf in der öffentlichen Meinung einnahm und angesichts seines bekannten souveränen Charakters wollte es etwas heißen, gerade ihm einen solchen Auftrag zu geben und zu diesem Zwecke die Geheimnisse der Archive zu erschließen. Der Übergang von Schweden nach Berlin ist ihm übrigens nicht schwer geworden; er war mit der ihm seit 1677 widerfahrenen Behandlung nichts weniger als zufrieden, wie er im Jahre 1686 an die Königin Christine, die ihn um die Vollendung der Geschichte Karl Gustavs drängte, nach Rom schrieb[3]). So gab er denn im Sommer 1686 an den churbrandenburgischen Gesandten am Stockholmer Hofe seine Zusage, und unter dem 1. August desselben Jahres erfolgte die förmliche Berufung; die

---

[1]) Samuelis de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris Brandenburgici Commentariorum libri novendecem.“ (Berlin 1695.)

[2]) Am eingehendsten und zutreffendsten hat J. G. Droysen a. a. O. darüber gehandelt. Vgl. aber auch H. v. Treitschke a. a. O.

[3]) S. Archenholz, Memoire concernant Christine Reine de Suède IV, 6. (Das betr. Schreiben liegt hier aber nur im Auszuge vor.)

erbetene Entlassung wurde ihm (29. Januar 1687) von der Königin-Witwe allerdings nur ungerne gewährt, zumal die Geschichte ihres Gemahles noch nicht vollendet war. Man hätte daher hinterher das Geschehene lieber noch einmal ungeschehen gemacht und fand wenigstens Mittel, seine Abreise bis gegen das Ende des gedachten Jahres hinzuhalten; erst gegen Mitte Januar 1688 traf er in Greifswalde ein. Hier aber stiegen jedoch in ihm selbst Bedenken auf, ob es ratsam sei, so ohne weiteres nach Berlin zu gehen; er hielt es für angezeigt, und diese Thatsache ist bezeichnend genug, sich vorher die nötige Sicherheit zu verschaffen [1]). Daß er eifrige und zum Teile mächtige Gegner in Deutschland hatte, und daß diese seine Berufung nach Berlin nicht gerne sahen, war ja gewiß; denn in Wien wie in Dresden war man, wie er mit Grund vermutete, über die Behandlung, die er der Politik dieser Höfe in seinen schwedischen Geschichten auf Grund seines Aktenmaterials hatte zu Teil werden lassen, tief erbittert, und es klingt daher sonderbar genug, daß irgend einmal, vor oder nach seinem Tode, das Gerücht hat auftauchen oder ausgesprochen werden können, daß man in Wien einmal daran gedacht habe, ihn dahin zu rufen, und durch ihn das Leben Kaiser Leopolds schreiben zu lassen [2]). Zu einem solchen Geschäfte, wie wir bald des näheren hören werden, suchte man sich dort ganz andere Leute aus. Wie es sich nun mit jenen Befürchtungen Pufendorfs im Ernste verhalten mochte, der alte Kurfürst gewährte ihm die gewünschte schriftliche Sauvegarde und vollzog seine Ernennung und Bestallung als preußischen „Historiographen und Hofrat“. Im Februar 1688 kam Pufendorf in Berlin an. Der große Kurfürst starb am 9. Mai eben dieses Jahres und es ist nicht überliefert, ob sein Historio-

[1]) S. sein Schreiben (vom 19. Januar 1689) an den Geh. Rat Fuchs nach Hamburg (bei Droysen a. a. O. S. 317).

[2]) Die Hamburger Bibl. hist. Cent. X, p. 128, die sonst nicht schlecht unterrichtet ist, verzeichnet seltsamer Weise dieses abgeschmackte Gerücht.

[3]) Nach einer bei Droysen a. a. O. S. 318 angeführten allerdings nicht urkundlichen Notiz.

graph so glücklich war, ihn noch von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Das eine ist aber gewiß, daß der Nachfolger, Kurfürst Friedrich III., der spätere erste König von Preußen, ihm gewogen war und blieb und die Ausführung des Willens seines erlauchten Vaters unterstützte. Pufendorf hat sich ohne Säumen an das Werk gemacht und bereits in den ersten Monaten des Jahres 1693 war es so weit vorgerückt, daß die Verträge wegen des Verlages abgeschlossen werden konnten. In einem Zeitraume von kaum fünf Jahren also hatte die unvergleichliche Arbeitskraft des vorzüglichen Mannes die übernommene Aufgabe gelöst. Glaubwürdiger Nachricht zufolge hat sich das Werk, ehe es gedruckt werden durfte, die Zensur einer hierzu gebildeten Kommission gefallen lassen müssen. Was wir jedoch des weiteren über die Ausführung dieses Auftrages vernehmen, macht den Eindruck, daß er mehr nur der Form wegen erteilt worden ist. Für jeden Fall war der junge Kurfürst von dem darüber erstatteten Bericht — der sich indes nicht erhalten hat — vollkommen befriedigt; es ergibt sich dies mit Sicherheit schon aus der Thatsache, daß er Pufendorf den weiteren Auftrag erteilte, die Geschichte seiner eigenen Regierung zu schreiben, und daß ihm zu diesem Zwecke, wie das hinterlassene Bruchstück bezeugt, mit ähnlicher Unbeschränktheit die archivalischen Schätze zur Verfügung gestellt wurden, wie bei der Ausarbeitung der Geschichte des großen Kurfürsten geschehen war. Die Drucklegung der letzteren hat er freilich nicht erlebt. Im Frühjahre 1694 machte er eine Reise nach Stockholm, um von dem Könige Karl XI. das Manuskript seiner Geschichte Karl Gustavs zum Zwecke der Herausgabe entgegen zu nehmen. Bald nach seiner Zurückkunft nach Berlin befiel ihn aber eine Krankheit, von welcher er sich nicht mehr erholte. Vom 26. September ist die Widmung der Kommentare über den großen Kurfürsten an seinen Nachfolger datirt; drei Wochen darauf, am 26. Oktober ist er gestorben [1].

[1] Er ruht in der Nikolaikirche zu Berlin, wo seine Grabschrift noch zu lesen ist. Vgl. Küster, Biblioth. Brandenburg. IV, 2 § 33. Der Kurfürst,

Das Jahr darauf trat das in Frage stehende Werk über den großen Kurfürsten an das Licht. Den Eindruck, welchen es machte, war ein außerordentlicher, aber zugleich, wie sich nicht anders erwarten ließ, ein höchst verschiedenartiger. Pufendorf selber hatte sich am wenigsten darüber getäuscht, daß er auf Widerspruch und Anfeindung stoßen werde und daher in der gedachten Zuschrift an den Kurfürsten Friedrich III. dessen „Friede und Schutz" in Anspruch genommen, aber auch zugleich hinzugefügt, „sei er in dieser Beziehung gesichert, so werde ihn das Urteil und die Erbitterung der übrigen gleichgültig lassen" [1]. „Ich weiß wohl," hatte er sich im Hinblicke auf dieses sein Werk, aber vor der letzten Reise nach Schweden geäußert, „daß es mit Gefahr verbunden ist, den Mächtigen die Wahrheit zu sagen, aber es wird mir an dem nötigen Schutze nicht fehlen." Auch sei er schon zu alt, um sich noch zu fürchten [2]. Im Interesse des Vaterlandes liege übrigens, die früher begangenen Fehler kennen zu lernen, um sie nicht wieder aufs neue zu begehen, oder daß wenigstens die Nachwelt die ruhmvollen wie die ruhmlosen Thaten erfahre [3]. Indessen erweist es sich als ein grundloses Gerücht, zu dessen Verbreitung sich leider auch Leibniz hergegeben, daß der junge Kurfürst Friedrich III. über die Haltung der Geschichte seines Vaters erbittert gewesen sei. Im übrigen

dessen Gemahlin und das ganze kurfürstliche Haus ließen sich bei seinem Leichenbegängnisse durch Abgeordnete vertreten. S. König, Berlin III, 346.

[1]) Die Dedikation beginnt mit den Worten: „Postquam operi huic publicam in lucem prodeundum fuit, ubi sine dubio omnia diversorum judicia pro cujusque captu aut effectu, ac fere nudae nimium veritatis odium apud multos subiturum est, non decori solum ratio, sed et necessitas requirebat, ut in ipso quasi limite Reipublicae literariae ante omnia Serenitatem Tuam adiret, ejusque pacem et tutelam decenter exposceret. De hac enim ubi cautum fuerit, quid caeteri judicent, aut indignentur, parum mihi curandum videtur."

[2]) Es heißt: „Et ipsa senectus mihi audaciam addit" (wenn unsere Übersetzung richtig ist).

[3]) S. Droysen a. a. O. Anm. 9 S. 379. Das betr. Schreiben ist an den Tübinger Professor Joh. Ulrich Pregitzer gerichtet, auf welchen wir in einem anderen Zusammenhange zurückkommen werden.

gingen, wie schon bemerkt, die Ansichten auseinander. Während der damals noch jugendliche Ludewig in seinen Vorlesungen das eben erschienene Werk als ein wahrhaft „pragmatisches“ rühmte, wie die Welt, die heiligen Bücher ausgenommen, ein solches kaum je gesehen habe [1]), und W. Tentzel in seinen „Monatlichen Unterredungen“ einen ausführlichen anerkennenden Bericht über dasselbe erstattete [2]), meinten andere, Pufendorf habe in diesem Buche sich nicht genug zu beherrschen gewußt und, wie es nur einem Neuling in der brandenburgischen Geschichte, der alles aus den Akten schöpfen mußte, begegnen konnte, die Geheimnisse des Berliner Hofes nicht genug respektirt, so daß es nicht an Leuten fehlt, die das Staatsinteresse durch dieses Verfahren für gefährdet erklärten [3]). Von auswärtigen Höfen liefen sogar Beschwerden über die undelikate Preisgebung ihrer Geheimnisse ein [4]), und es verlautete, alle bereits verkauften Exemplare sollten zurückgekauft und verschiedene Bogen umgedruckt werden, was jedoch in Wahrheit niemals geschehen ist [5]). Angeblich von Regensburg aus wurde ein Epigramm im Umlauf gesetzt, das jene oben erwähnten Vorwürfe der Rücksichtslosigkeit in vier Distichen formulirte [6]).

---

[1]) S. die erste 1700 nach einem Kollegienhefte veranstaltete Ausgabe seiner Germania Princeps II, 151.

[2]) S. den Jahrgang 1696 der gen. Zeitschrift.

[3]) So berichtet (1739) Glafey in seiner „Historie des Rechts der Vernunft“ § 138 (angeführt von Droysen).

[4]) S. Ludewig, Oposcula Orat. p. 464.

[5]) So wenig als spätere Ausgaben von der ersten differiren.

[6]) Das Epigramm wurde zuerst in Tentzels „Monatlichen Unterredungen“ (September 1696) reproduzirt, weiterhin von der Hamburger Bibl. hist. Cent. X, p. 142 und von Küster, Bibl. Marchic. p. 501 wiederholt. Es lautete:

„Gesta ministrorum secretaque Principis acta
Quaque solent forulis clausa jacere sacris,
Dum sine judicio disseminat auctor in omnes,
Multa monendo tacet, multa tacendo monet.
Saepe per invidiam nobis quoque foedere junctos,
Rodet et insontes livida charta premit.
Qui sapit, historiam non hos sibi quaerit in usus,
Servat et arcanum rectius aula suum.“

Bedenklicher freilich könnte den unbefangenen Beobachter das Urteil von Leibniz machen, eines Mannes, der unter den zeitgenössischen Autoritäten obenan steht und ohne Zweifel ein Recht hatte, in geschichtlichen Fragen mitzusprechen und gehört zu werden. Wir werden über Leibnizens Stellung in der deutschen Geschichtschreibung weiter unten eingehend zu handeln haben, dürfen uns jedoch, wie heikel es auch sein mag, nicht versagen, schon an dieser Stelle über sein Verhältnis zu Pufendorf und die abfällige Art, wie er ihn beurteilte, zu sprechen. Und da ist es in Wahrheit nicht zu verkennen, daß sich in diesen beiden Männern gegensätzliche Naturen gegenüberstanden, wie man sie schärfer ausgeprägt kaum ersinnen mag. Unsere Nation darf wohl stolz darauf sein, zwei solche Männer zu gleicher Zeit besessen zu haben, die zugleich zwei verschiedene Richtungen unseres Wesens vertraten; leider war aber nicht daran zu denken, daß sie sich jemals verstehen und verständigen würden, wie das ungefähr hundert Jahre später zwei andere große Männer unseres Volkes nach längerem Zaudern gethan haben, und so erst recht zu ihrer höchsten Entwickelung gelangt sind. Einer der neuesten und gründlichsten Biographen von Leibniz gibt zu, daß dieser gegen keinen Gelehrten vielleicht eine so ausgesprochene Abneigung gehegt habe, nicht bloß als Philosophen, sondern auch als Historiker und als Menschen, wie gegen Pufendorf [1]. Leibniz macht diesem einmal den Vorwurf, er habe sich zweideutig gegen ihn benommen und ein ihm an das Herz gelegtes Geschäft, wie er von befreundeter Seite erfahren (in Schweden), mehr als schlecht besorgt. Was das für ein Auftrag gewesen, erfuhren wir allerdings nicht, doch

(Statt „historiam“ im letzten Hexameter haben andere die Leseart historicum, auch die zu Gunsten Pufendorfs gemachte Parodie in der Hamburger Bibl. hist. a. a. O. S. 143. Ob diese so schlechthin zu verwerfen sei, mag dahin gestellt bleiben, für jeden Fall aber wird am Ende des letzten Hexameters mit einem Komma interpungirt werden müssen.)

[1]) S. G. G. Guhrauer, G. W. Freiherr von Leibniz. Eine Biographie 2 Teile. Breslau 1842.

kommt am Ende darauf auch wenig an [1]). Worauf es aber ankommt, das ist die verschiedene Vorstellung, die Leibniz im Gegensatze zu Pufendorf von der Aufgabe oder den Grenzen der Geschichtschreibung hatte. Er läßt nur die eine gelten, die sich auf absolute Thatsachen, Verträge, Friedensschlüsse u. dgl. stützt und die er die „publica“ (historia) nennt; ihr gegenüber sieht er die „arcana“, die uns die geheimen Veranlassungen der Ereignisse und die Beweggründe der handelnden Personen enthüllen will, und diese sei immer unzuverlässig und voll von Widersprüchen, und danach gebe es zweierlei Gesetze der Geschichtschreibung, die beide man nicht zu gleicher Zeit befolgen könne [2]). Unter welche der beiden Arten Pufendorfs Geschichtswerke fallen, ergibt sich ihm unter diesen Umständen von selbst und Leibniz hat mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge gehalten. In einem Briefe vom 27. Oktober 1709 nennt er Pufendorfs Buch über den großen Kurfürsten eine völlig rhapsodische Arbeit, die überdies, was sie freilich der Mehrzahl der Leser nicht zuwider mache, Dinge der Öffentlichkeit preisgebe, welche der Hof lieber verschwiegen gesehen hätte, so daß ein rechtzeitiger Tod den Verfasser dem Zorne seines Fürsten entzogen habe; im übrigen sei das Buch recht brauchbar, wie alles, was aus fürstlichen Archiven geschöpft ist [3]). Und in einem späteren Schreiben vom 28. Oktober

---

[1]) In einem Schreiben vom 28. Oktober 1710 (Opp. Leibnitii V, 358) sagt Leibniz von Pufendorf: „Receperat aliquando in se curationem negotii cujusdam mei in Suecia; sed per amicos didici, contraria omnia ab eo facta esse.“

[2]) S. Leibnizens Vorrede zum Codex juris gentium, wo es heißt: „Itaque libens fateor duplicem historiam esse, unam publicam, alteram arcanam seu (Procopii verbo) Ancedotam; uti duplices bellorum causas Grotius agnovit, quas justificas aut suasorias appellat. — Duae autem sunt Historiae leges, sed quae aequaliter observari ambae in utroque Historiae genere non possunt. Nam Historiae publicae est, nihil falsi dicere; Arcanae praeterea nihil veri non dicere“ etc. etc.

[3]) Leibniz schreibt: „(— historia) uterque plane rhapsoda, et praeterea (quod tamen lectoribus plerisque non ingratum) proditrix rerum, quas aula silerimalu isset: autorem irae principis mors opportune sub-

1728 heißt es: „Pufendorf steht an Einsicht und Erfahrung tief unter Thuanus, nicht zu reden von der Gelehrsamkeit, die bei Thuanus groß, bei Pufendorf mäßig war, dessen Stärke nur in der Gewandtheit seines Styles und in einem gewissen Scharfsinn lag; das bedeutende seiner Geschichte (des Kurfürsten) liegt darin, daß sie aus den Archivalien treu, wenn auch ohne hervorragendes Urteil geschrieben ist. Seine Kommentare über die schwedische Geschichte sind besser, die brandenburgischen jedoch mit zu eiliger Hast gearbeitet; und da der Verfasser keine große Geschichtserfahrung hatte und nur den Ausschreiber machen konnte, hat er häufig gefehlt, indem er nur den Berichten der Gesandten an ihre Herrn folgte, die, oft nur aus falschen Gerüchten entstanden, durch die Zeit widerlegt zu werden pflegen“ [1]). Was an diesem Urteile richtig oder verkehrt, wird sich weiterhin ergeben; gewiß ist aber, daß spätere, deren Ansicht doch auch in das Gewicht fällt, keineswegs auf Leibniz Seite stehen. Friedrich d. Gr. allerdings gehört nicht zu den Lobrednern Pufendorfs, er hat es aber auch vermieden, sich über die Hauptfrage zu äußern; sein Tadel könnte sich immerhin noch mit hoher Anerkennung vertragen, denn der Vorwurf, daß wesentliches und nebensächliches nicht unterschieden sei, würde, auch wenn er begründet wäre, Wert oder Unwert des Geschichtschreibers noch lange nicht entscheiden [2]). Hingegen hat ein Staatsmann, der diesem großen

traxit: utilissimus tamen liber est ut omnia, quae ex principum tabulariis excerpta sunt.“ (Das weiter oben [S. 511] angeführte Epigramm auf Pufendorf könnte, seinem Inhalte nach, ganz gut von Leibniz verfaßt sein.)

[1]) Es heißt: „Pufendorfii prudentia et rerum usu longe est infra Thuanum, ne quid de eruditione dicam, quae in Thuano magna, in Pufendorfio mediocris fuit, qui non nisi styli promptitudine et ingenii quadam acie valebat. — In ejus historia id eximium est, quod ex tabulariis fideliter (etsi non maximo judicio) descripta est. Suecici commentarii meliores sunt, Brandenburgici praecipitati, et cum auctor magnum per se negotiorum usum non haberet, nec nisi excriptorem agere posset; hinc passim peccavit, Ministrorum relationes ad Dominum secutus, quae saepe ex falsis rumoribus collectae, tempore refelli solent.“

[2]) S. Oeuvres de Frédéric le Grand (sog. akademische Ausgabe von Preuß) I, 231: „— Pufendorf écrivit la vie de Frédéric-Guillaume; et

Könige Jahre lang als Minister gedient hat und über die vorliegende Frage mitzusprechen wohl befugt war, Graf Hertzberg, dem in Frage stehenden Werke Pufendorfs über den großen Kurfürsten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was er daran auszusetzen hat, ist das eine, daß es nicht präzis genug sei; im übrigen preist er sie als „einzig in ihrer Art, in Betreff der Wahrhaftigkeit allen alten und neuen Historikern weit überlegen"[1]). Von den neueren Geschichtschreibern ist es Stenzel, gewiß ein wahrheitsliebender unbefangener Mann, der Pufendorfs „Sachkenntnis, Treue und Zuverlässigkeit" unbedingtes Lob erteilt und ihm in den betreffenden Abschnitten in seiner Geschichte des preußischen Staates sich ohne Vorbehalt anschließt[2]).

Nach diesem Zeugenverhör, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das wir nicht ohne Grund vorausgeschickt haben, wird es an der Zeit und leichter sein, unsere eigene Meinung vorzutragen.

Pufendorf behandelt in diesen seinen Kommentaren die Geschichte des großen Kurfürsten genau von dem Momente seiner Thronbesteigung angefangen bis zu seinem Tode (vom Jahre 1640 bis 1686), also die entscheidende Zeit für die Gründung des preußischen Staates, und zwar behandelt er sie im engsten Zusammenhange mit der allgemeinen europäischen Politik, soweit sie sich mit der preußischen berührt[3]). Welche reizende Aufgabe

---

pour ne rien omettre, il n'oublia ni ses clercs de chancellerie ni ses valets de chambre dont il put recueillir les noms. (Nos auteurs ont, ce me semble, toujours peché faut de discerner les choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de reserrer leur prose trainante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithédés, et d'écrire, en pédants plutôt qu'en hommes de genie.)" Die von uns hier eingeklammerte Stelle sollte sich im Sinne des Königs doch wohl auch auf Pufendorf beziehen.

[1]) Abhandlung gelesen in der Berliner Akademie im Jahre 1781.

[2]) S. den Band 2 des gen. Werkes von Stenzel, speziell S. 99 u. 3, 55.

[3]) Er spricht sich gleich in den ersten Sätzen des 1. Buches selber darüber aus: „Opus arduum, ac varietate eventuum, dexteritate consiliorum non delectationis minus, quam fructus cordatos apud lectores pariturum, ni

war es, die Geschichte eines großen Fürsten zu schreiben, der als junger unversuchter Mann, noch unter dem brausenden Sturme des furchtbaren Krieges, an das Ruder seiner verwüsteten, von Feinden umringten Provinzen gerufen, als gewiegter Staatsmann bei der beginnenden Friedensverhandlung die Rechte und Ansprüche derselben ebenso standhaft als klug verfocht, dann vier Jahrzehnte hindurch die inneren Kräfte seiner Länder mit Glück entwickelt, die fürstliche Souveränität gegen die schwächende ständische Aspiration erfolgreich verteidigt, endlich gegen eine Welt von Gegnern und Feinden und unter den fortgesetzt wechselnden politischen Konjunkturen die Zukunft seines Staates gesichert und so seine geschichtliche Mission siegreich erfüllt hat! Pufendorf hatte ohne Zweifel eine klare Vorstellung über die Größe dieser seiner Aufgabe, aber dem vollen Umfange nach hat er sie freilich nicht gelöst und nicht lösen wollen. Was wir schon bei seinen Arbeiten über die schwedische Geschichte hervorzuheben Veranlassung gehabt haben, wiederholt sich hier, er konzentrirt seine Darstellung fast ausschließlich auf die Schilderung der auswärtigen Verhältnisse und verzichtet darauf, die innere, namentlich die Wirtschaftspolitik seines Helden zu entwickeln, obwohl die Verdienste desselben gerade auf diesem Felde so bedeutend und nachwirkend waren, daß sein Ruhm durch sie um ein wesentliches wächst und ein vollständiges Bild seiner geschichtlichen Bedeutung mit Übergehung dieser Seite nicht hergestellt werden kann. Man kann dieses Unterlassen als einen Mangel in der Art Pufendorfs, die Geschichte zu schreiben, betrachten, und die Zeit ist nicht lange ausgeblieben, in welcher dasselbe nach-

---

ausu speratuque improbum foret, ingenio styloque, utroque modico, sublima rerum aequari posse. Ejus quippe argumentum non solis Marchiae, aut Germaniae finibus circumscribitur, sed per magnam negotiorum partem, quae nostra memoria Europam exercitam timuerunt, diffunditur; quod Elector noster tam diuturni regiminis spatio cum plerisque, Orbis Christiani Regibus, Principibusque, ac Rebus publicis vel belis collisus, vel amitiae foederumque rationibus innexus fuerit, sic ut selectissimam dimidii fere seculi notitiam haec historia polliceatur."

drücklich gerügt worden ist[1]). Die zugegebene Thatsache jedoch noch weiter breit zu treten, würde zu nichts führen, und es dürfte zweckmäßiger sein, den Geschichtschreiber in seiner Einseitigkeit, wenn man so will, und als solchen zu nehmen, als welchen er sich gibt. Ein anderes, was zwar mit der sachlichen Ausführung nicht zusammenhängt, was man aber als in seinem Werke ebenfalls als wenig vorhanden bezeichnet hat, sind die Chrakteristiken einzelner hervorragender Persönlichkeiten[2]); nur selten und im engen Anschluß an gesandtschaftliche Berichte erhebt er sich dazu; dabei darf man freilich auch nicht vergessen, daß die deutschen Geschichtschreiber jener Zeit von solchen künstlerischen Anwandlungen überhaupt nicht oft heimgesucht zu werden pflegten, und wenn Pufendorf der Versuchung übrigens widersteht, so ist nicht zu übersehen, daß dieses Unterlassen sicher nicht aus dem Gefühle der Schwäche hervorgegangen ist; was er eventuell in dieser Richtung hätte leisten können, zeigt die Schilderung, die er am Schlusse des Werkes von seinem Helden entwirft, in vollendeter Deutlichkeit[3]). Hier sieht man auch, daß er mit der Seele bei der Sache war und diese Aufgabe übernommen hatte nicht wie ein bloßer Söldling, der heute sich hierhin und morgen dorthin stellen läßt. Ein anderes freilich ist es, daß er die Kriegs- und Handelspolitik des Kurfürsten, in welcher ein nicht geringer Teil der Größe desselben vertreten liegt, nicht in der wünschenswerten Tiefe erfaßt oder zum Ausdruck bringt. Er behandelt die militärischen Operationen im Zusammenhange mit den politischen Aktionen, welche durch sie entschieden werden sollen. Er macht es aber, wie einer seiner unterrichtetsten Verehrer selbst hervorgehoben hat, nicht deutlich

[1]) Zur Zeit des zweiten Nachfolgers des großen Kurfürsten ist dies geschehen. Darauf hat schon Roscher in seiner Gesch. der Nationalökonomie (unter Berufung auf Ludewig, die von Sr. Majestät in Halle neu eingerichtete Professur der Ökonomie, 1727, S. 136) aufmerksam gemacht.

[2]) Droysen a. a. O. S. 355, der jedoch Pufendorf daraus keinen Vorwurf machen will.

[3]) Liber XIX, § 100.

genug, daß der Kurfürst auf seine Kriegsmacht seinen Staat und seine Politik gegründet hat [1]), und Graf Hertzberg hat angedeutet, daß Pufendorf zu wenig betont hat, wie der Kurfürst in allem Ernste sich mit dem Plane einer brandenburgischen Flotte getragen [2]). Droysen macht jedoch mit Recht geltend, daß diese Anstrengungen des Kurfürsten erst in die rechte Beleuchtung in Verbindung mit seiner Handelspolitik treten und daß die auswärtige Politik des Kurfürsten ohne die Berücksichtigung derselben nicht immer vollständig zu verstehen und zu würdigen sei [3]). Pufendorf hat offenbar von der auswärtigen Politik, auf welche sich seine Darstellung konzentrirt, eine andere Vorstellung gehegt, als die späteren, und sich nicht bewegen lassen, die Grenzen, die er sich selbst gezogen, zu überschreiten oder auszudehnen. Nur so erklärt es sich auch, daß er in Betreff der Darstellung der Reichsverhältnisse, die er doch wie einer übersah, so manches wichtige übergangen hat, wenn die ihm zur Verfügung stehenden Akten keinen hinlänglichen Aufschluß geben. Er hat es in der That versäumt, die Reichspolitik des Kurfürsten an mehreren brennenden Punkten, worunter der Rheinbund des Jahres 1658, in ein vollständig klares Licht zu setzen [4]). Wenn Leibnizens Vorwurf der übereilten Behandlung der Arbeit überhaupt einen Sinn hat, so wäre er vielleicht in diesem Falle angebracht; aber Vorwürfe dieser Art, wenn sie Wirkung haben sollen, müssen jedes Mal zugleich präzisirt werden. Es handelt sich also bei Pufendorf nur um die geschichtliche Darstellung der Politik und zwar der auswärtigen Politik des Kurfürsten innerhalb der angedeuteten Grenzen. Diese begleitet er nun von den ersten An-

---

1) Droysen a. a. O. S. 336—337.

2) Hertzberg las darüber in der Berliner Akademie. S. Memoires de l'Academie Royale 1781 und seine: „Histoire succincte de la marine de Brandenburg et de la compagnie Africaine", teilweise reproduzirt von C. F. Pauli in seiner Allgem. Preuß. Staatsgesch. (wovon weiter unten) VII, 783 ff.

3) Droysen a. a. O. S. 338.

4) Ebendaselbst S. 339—342.

fängen, ihren verschiedenen Wendungen und Stadien hindurch in gleichmäßiger und wohlfundirter Ausführlichkeit bis zum Schluß. Friedrich Wilhelms Haltung in den letzten Jahren des großen Krieges, die Friedensverhandlungen, die neuen Gebietserwerbungen, der Streit mit Pfalz-Neuburg und die entschieden protestantische Haltung des Kurfürsten, der schwedisch-polnische Krieg bis zum Frieden von Oliva, die Zeit des rheinischen Bundes, der Krieg mit Frankreich und Schweden bis zu dem Friedensschlusse von Nimwegen und St. Germain, die Politik seines Helden in den letzten neun Jahren seines Lebens, das fortgesetzt schwierige Verhältnis zu Frankreich, die Annäherung an den Wiener Hof und endlich sein warmer Anteil an der Unternehmung Wilhelms von Oranien gegen Jakob II. und die Herrschaft der Stuarts in England werden in seltener Anschaulichkeit vor unseren Augen vorübergeführt und in ihrem Zusammenhange dargestellt. Man kann nicht sagen, daß Pufendorf die Ereignisse erzählt — es ist dies einmal die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Art, Geschichte zu schreiben, — es kommt ihm vielmehr darauf an, die jeweilige Situation klar zu stellen und die Verhandlungen offen zu legen, durch welche sich die dargestellten Thatsachen vollziehen. Er will nicht zeigen, wie die Ereignisse sich für sich und durch sich selbst gestalten und entwickeln, sondern wie sie denjenigen, die auf einer Seite die Fäden in der Hand halten, erscheinen, oder doch wie sie von ihnen erfaßt, verstanden und verknüpft werden. Man hat diese Methode im Gegensatze zur erzählenden nicht uneben die diskussive genannt[1]; freilich dürfte sie in ihrer Originalität auf allgemeine Anerkennung nicht rechnen, schon weil sie ein eben so hohes Maß der Belehrung als ein geringes des Genusses im gewöhnlichen Verstande des Wortes entgegenbringt. Das Werk Pufendorfs ist also überwiegend aus Urkunden und Aktenstücken zusammengesetzt, aber nur aus solchen, die ihm das Berliner Archiv an die Hand gab. Aus seinen

[1] S. Droysen a. a. O. S. 349—350.

Arbeiten über die schwedische Geschichte, die eine gleiche Methode befolgen, hat er absichtlich nichts mit herübergenommen, wiewohl häufig die dargestellten Ereignisse sich so oder so berühren. Er will nur die leitenden Gesichtspunkte und Beweggründe seines Fürsten und der brandenburgischen Politik, aber nicht die Motive aller in Bewegung befindlichen Mächte zur Evidenz bringen. Freilich wieder eine Einseitigkeit, welche die erschöpfende Schilderung der in Frage kommenden Vorgänge ausschließt. Wie hätte er auch sich etwa die französischen oder östreichischen Archive öffnen sollen, wenn er anders sein einmal gewähltes System festhalten wollte! Indessen benutzt Pufendorf neben den Akten allerdings noch andere, auch gedruckte Quellen, wenn auch nicht in dem Maße, als man hat vermuten wollen [1]). Für jeden Fall wird an der Einseitigkeit seiner Methode hierdurch nichts geändert, diese selbst aber hat er in einer Meisterschaft durchgeführt, welche die bewundernde Anerkennung auch strenger Richter hervorgerufen hat. Der unvergleichlichen Entwicklung z. B. der ränkevollen Politik Frankreichs in der Wiederbesetzungsfrage des polnischen Thrones nach der Abdankung Johann Kasimirs (1668) ist von zwei gleich unabhängigen Historikern wie Stenzel und Grauert in gleichem Maße Bewunderung gezollt worden [2]). Ein ähnliches Meisterstück bietet die Darstellung der Nimwegener Friedensverhandlungen, die einen großen Teil des 15. Buches ausfüllen; die Schilderung der zweideutigen Haltung der Verbündeten des Kurfürsten bei dieser Gelegenheit verfehlt ihren tiefen Eindruck nicht [3]), und Pufendorf hielt es, ganz in seiner unabhängigen

---

[1]) S. den Aufsatz von Grauert, über die Thronentsagung des Königs Johann Kasimir von Polen und die Wahl seines Nachfolgers. (Sitzungsber. der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie d. Wiss. 6, 343 ff.). Vergl. mit den Einwänden Droysens a. a. O. S. 326—335.

[2]) S. die Kommentare Bd. I Buch X § 90 und s. Stenzel a. a. O. II, 298 Anm. 3 und Grauert a. a. O. S. 404 Anm. 92.

[3]) In dem weiter oben (S. 510 Anm. 3) angeführten Schreiben an Pregitzer sagt er mit Recht: „Ex historia mea Friderici Wilhelmi posteritas in corrupta fide cognoscet, quo consilio bellum novissimum gestum fuerit, et

Art, darum nicht für notwendig, seinen Helden selbstloser und blöder erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit war. Welch' rühmlicheres Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit konnte ihm der Geschichtschreiber Kaiser Leopolds ausstellen, als daß er dieses sein Verfahren mit der Äußerung begleitet, er habe dabei mehr auf die Anforderung der Geschichtschreibung als den Ruf seines Fürsten Rücksicht genommen![1]) Die Herbeiziehung des massenhaften Aktenmaterials wirkt allerdings oft ermüdend, aber ein Irrtum wäre es zu glauben, daß er dasselbe bloß sklavisch reproducire; er steht demselben vielmehr mit voller Selbständigkeit gegenüber, beherrscht es und entwirft, gelegentlich vielleicht mit zu vieler Freiheit, das Bild der augenblicklichen Situation, der Verhandlungen, der Erwägungen, der Beschlüsse. Bei der Erörterung des Für und Wider meint man freilich öfters die Ansicht des Bericht erstattenden Geschichtschreibers selbst zu vernehmen, er komponirt eben das entworfene Bild der Diskussion wie der Konsultation, die er schildert, allerdings häufig mit schöpferischer Selbständigkeit und Übergehung alles Nebensächlichen, aus den verschiedenen Aktenstücken und Relationen, die ihm zu Handen kamen. Wenn ein Anwalt Pufendorfs behauptet hat, derselbe sei ein Geschichtschreiber im großen Stil, aber eine verhältnismäßig schlechte Geschichtsquelle, so mag das geistreich klingen, aber zum Ziele trifft es kaum[2]). Wir denken bei diesem Widerspruch nicht an die Gesammtauffassung des Kurfürsten, wie sie sich aus dem Geschichtswerke ergibt; sie ist ebenso genial als korrekt und so

---

penes quos haereat culpa, ut Nomagi tam indecora pax fieret, cum integra fide et solida constantia ab omnibus res gesta fuisset, orbis Christianus bello hoc funestissimo supersedere potuisset.“ (Der Brief ist wahrscheinlich vom Frühjahr 1694.)

[1]) S. G. Wagner, historia Leopoldi (I.) imp. p. 465, wo es heißt: „— verba scriptoris Brandenburgici, historiae potius leges quam principis sui famem spectantis.“ (Wir kommen auf Wagner sogleich des näheren zu sprechen.)

[2]) S. Droysen a. a. O. S. 374.

packend, daß sie nicht wieder verdrängt werden konnte[1]); wenn aber Männer, wie Stenzel und Grauert, sonst nicht gerade gleicher Denkweise, keinen Anstand genommen haben, Pufendorfs ganzes Werk oder einzelne Teile desselben als Quelle zu behandeln und zu benutzen, so wird der oben erwähnte Ausdruck sicher um ein wesentliches modifizirt werden müssen. Die Wahrheit ist, daß Pufendorfs Darstellung wohl Lücken hat, von einzelnen Irrtümern nicht freigesprochen werden kann, mehrfach auch Ergänzungen aus den Akten bedarf[2]), daß aber zugleich seine „Diskussionen" im Durchschnitte auch bei genauer Untersuchung sich als haltbar erweisen und auch heutzutage noch zu Rate gezogen werden dürfen[3]). Die Zeit ist allerdings nicht ausgeblieben, in welcher — vier Jahre nach dem Erscheinen des Werkes — am Berliner Hofe die Stimmung gegen dasselbe umgeschlagen hat; die Rückhaltlosigkeit, mit welcher Pufendorf die Geheimnisse der kurbrandenburgischen Geschichte offen gelegt, wurde ihm nachträglich und plötzlich als Unrecht ausgelegt, eine französische und deutsche Bearbeitung der Kommentare, die man verbreitet hatte, sistirt und nach vorausgegangener Zensur 1710 nur ein deutscher Auszug zur Veröffentlichung zugelassen[4]). Auf diese Wendung

---

[1]) Hierauf besonders möchten wir die Worte G. G. Küsters (Bibl. Brandenb. IV. 2 § 33): „longissime vero artem sculptoris superat et monumentum aere perennius est" beziehen.

[2]) Die „Urkunden und Akten zur Geschichte des großen Kurfürsten" und der 3. Band von Droysens Gesch. der preuß. Politik (2 und 3) bringen einige Berichtigungen Pufendorfs.

[3]) Über die Anklage der „partheiischen, geflissentlichen Mißhandlung der Thatsache" u. s. w., die Guhrauer in seiner Schrift „Kurmainz in der Epoche von 1672" (Hamburg 1839, I, 161 und II, 13) gegen Pufendorf erhebt, vergl. Droysen a. a. O. S. 357—368. Unter allen Umständen, wird man sagen dürfen, hätte Guhrauer seinen Tadel anders formuliren müssen.

[4]) S. Droysen a. a. O. S. 320 ff. u. S. 380 Anm. 11 u. 12). Droysen bringt diese Wendung wohl mit Recht mit dem Sturze Dankelmanns und allem, was darauf folgte, in Zusammenhang. Mit der Anfertigung der zurückgelegten deutschen Übersetzung war der Rektor des grauen Klosters in Berlin, Samuel Rodigast, beauftragt gewesen. Von ihm stammte auch

wird sicher die Äußerung Leibnizens zurückzuführen sein, die wir weiter oben angeführt haben, kraft welcher Pufendorf zu rechter Zeit gestorben sei, um der rächenden Strafe des neuen Kurfürsten zu entgehen[1]). Eines erscheint allerdings nach Lage der Dinge gewiß, der Auftrag, den der spätere erste König von Preußen dem Geschichtschreiber seines Vaters anfänglich erteilt hatte, Pufendorf sollte zugleich die Geschichte seiner eigenen Regierung schreiben, wäre unzweifelhaft zurückgezogen worden[2]). Hat es doch ohnedem fast ein Jahrhundert gedauert, bis das Bruchstück, das sich in des Geschichtschreibers Nachlasse darüber vorgefunden, der Öffentlichkeit übergeben wurde[3]). Dieses Bruchstück reicht nur bis in das Jahr 1796 hinein, umfaßt also ungefähr zwei Jahre. Schon vermöge seiner Eigenschaft als Fragment, nicht zu reden von dem vollständig veränderten Gegenstande und der so spät erfolgten Veröffentlichung, hat es auch nicht annähernd den Eindruck machen können, wie ihn das vorausgegangene vollendete Hauptwerk gemacht hat. Im übrigen ist die Haltung desselben im letzten Grunde doch wieder dieselbe: eine auf Urkunden und Aktenauszügen sorgfältig aufgebaute Darstellung der politischen Händel der ersten zwei Regierungsjahre Friedrichs III. und für die Geschichte des Konfliktes mit Ludwig XIV. in dieser Zeit eine, freilich plötzlich versiegende, aber höchst brauchbare Quelle. — —

Bei der maßgebenden Stellung, die das Haus Österreich in den auf den westfälischen Frieden folgenden drei Menschenaltern einnimmt, darf man wohl erwarten, daß die Bestrebungen

---

die deutsche Bearbeitung von Pufendorfs Geschichte Karl Gustavs von Schweden, die 1696 als Prachtausgabe in Nürnberg erschienen war. S. oben S. 503 Anm. 2.

[1]) S. oben S. 513 Anm. 3.

[2]) Droysen in seiner Gesch. der preuß. Politik (IV. 1, 115 Anm. 2) macht es wahrscheinlich, daß der intellektuelle Urheber des bez. Auftrags Danckelmann gewesen sei.

[3]) Es wurde im Jahre 1784 unter dem Titel: „De rebus gestis Friderici III. fragmentum posthumum“ vom Grafen von Hertzberg herausgegeben.

und Erfolge desselben in der Geschichtschreibung, soweit sie mit dem Ganzen der europäischen Politik zusammenhängen, nicht klanglos verhallt sind. Kaiser Leopold I. war selbst nicht ohne Sinn und Vorliebe für gelehrte Studien und begünstigte u. a., wie wir noch des näheren vernehmen werden, in seiner Art namentlich die Pflege der Geschichte seines Hauses. Der Inhalt seiner Regierungszeit, soweit er sich auf die allgemeinen Vorgänge in Europa bezieht, war jedoch mehr als bedeutend genug, um zu einer historischen Darstellung einzuladen. Beinahe ein halbes Jahrhundert hat er, nach allen Seiten hin in Anspruch genommen, an der Spitze des deutschen Reiches und seiner Hausländer gestanden. So kann es uns nicht wundern, wenn noch bei seinen Lebzeiten und sogar ziemlich bald, zugleich nicht ohne seine Zulassung der Versuch gemacht wurde, die Geschichte seiner Zeit, soweit sie mit den allgemeinen Verhältnissen in Verbindung steht, zur Darstellung zu bringen. Der Urheber dieses Werkes war nun freilich kein Deutscher, hat auch nicht in deutscher Sprache geschrieben, hatte aber schon vordem sich auf dem Felde der deutsch-östreichischen Geschichte schriftstellerisch bethätigt und lebte nach einer ziemlich bewegten, zum großen Teil in Kriegsdiensten verschiedener Herrn verbrachten Vergangenheit seit dem Jahre 1664 als kaiserlicher Historiograph in Wien, wo er dann 1678 gestorben ist: wir meinen den Vizentiner Galeazzo Gualdo Priorato[1]). Wir dürfen ihn daher um so weniger übergehen, als er nicht den einzigen Fall bietet, daß ein Ausländer als Historiograph in die Dienste eines deutschen Hofes genommen worden ist. Zu der Abfassung seiner Geschichte Kaiser Leopolds war er von einem Vertrauensmann desselben aufgefordert

---

[1]) Geboren 1606 zu Vicenza, hatte Priorato im Jahre 1640 die Historia delle guerre di Ferdinando II. III. e del re Philippo IV. di Spagna contra Gustavo Adolfo e Luigi XIII. veröffentlicht. — Im Jahre 1643 hatte er seine Historia della vita d'Alb. Valstain erscheinen lassen. Darauf war 1672 die Historia di Ferdinando III. gefolgt, wovon aber nur ein Band, der sich mit Ferdinand II. beschäftigt, vollendet worden ist.

worden und hat sich zu diesem Behufe der Unterstützung von Seite des kaiserlichen Hofes und der Mitteilung von Archivalien erfreut[1]). Das Werk trägt dieselben Eigenschaften wie seine früher erschienenen historischen Schriften an sich. Gewandt in der Form, thut sich Priorato in der Ausführung keinerlei Zwang an, sondern zieht in geschwätziger Weitläufigkeit die allgemeinen Begebenheiten der Zeit ohne jede Unterscheidung in den Kreis seiner Erzählung. Von einer tieferen Erfassung der Ereignisse ist keine Rede, und dringt er über die Oberfläche der Dinge nicht hinaus. Das Bedeutende geht in der Masse des vorgetragenen Unbedeutenden vielfach unter. Doch wird vieles Wichtige übergangen. Die beigegebenen Aktenstücke sind wertvoll genug, verlieren aber durch den Umstand, daß sie in italienischer Übersetzung mitgeteilt werden [2]).

Diesem gegenüber kann das Werk Eucharius Gottlieb Rincks, eines deutschen Gelehrten, der die Gesammtgeschichte Leopolds zum Gegenstande einer eingehenden Schilderung gemacht hat, immerhin als ein Fortschritt betrachtet werden [3]). Rinck

---

[1]) Das Werk erschien unter dem Titel: „Historia di Leopoldo Cesare continuente le cose pia memorabili sucosse in Europa dal 1656 foro al 1670“ zu Wien in den Jahren 1670—1674 in 3 Bänden.

[2]) Bekanntlich ist auch dieses Werk den offiziellen Zensurstrichen nicht entgangen. Vgl. Keyßler, Neueste Reisen durch Deutschland u. s. w. Ausgabe I, 1239 ff.

[3]) Rinck (Rink, Rinkh) am 11. August 1670 zu Stötteriz bei Leipzig geboren, zu Leipzig, Altdorf und Halle (unter Thomasius und Steyk) gebildet, begleitete er zunächst einen Grafen von Löwenstein-Wertheim nach Kopenhagen, begab sich 1700 nach Wien, wo er verschiedene Angelegenheiten am Reichshofratsgerichte betrieb und dann als Hauptmann in kaiserliche Kriegsdienste trat. Im Jahre 1707 kehrte er aber wieder in den Dienst der Künste des Friedens zurück und folgte als Wagenseils Nachfolger und Lehrer des deutschen Staatsrechts einem Rufe nach Altdorf, wo er nach einer fruchtbaren Wirksamkeit von der Dauer eines Menschenalters am 9. Februar 1745 gestorben ist. Vgl. Hirsching, hist.-lit. Handbuch berühmter und denkw. Personen 9. Bd. 1. Abt. S. 310 ff. und Rothermunds Fortsetzung Jöchers VI, 2177 nnd die dort angegebene bez. Literatur nebst der Aufzählung von Rincks zahlreichen Schriften.

war ein Mann, der das Leben in mannigfachen, nicht unbedeutenden Verhältnissen kennen gelernt hatte, in verschiedenen Sätteln gerecht war und dem äußere Anerkennung nicht gefehlt hat. Seine literarische Thätigkeit erwies sich hinlänglich ergiebig und war mit Vorliebe der Geschichte zugewendet. Als Nummismatiker und Heraldiker hat er sich die Freundschaft J. D. Köhlers gewonnen. Seine historischen Arbeiten sind meist der Zeitgeschichte gewidmet, er hat eine Geschichte K. Leopolds I., Josephs I., K. Ludwigs XIV. und sogar noch zum Teile des Prinzen Eugen geschrieben. Die meiste Anerkennung hat das erstere gefunden [1]; es hat auch den vergleichungsweise größten wissenschaftlichen Wert [2]. Ein Werk historischer uud überlegter Forschung kann es zwar nicht genannt werden; er benutzt, was übrigens sich von selbst versteht, die Vorgänger, wie Priorato, Pufendorf und die uns bekannten zeitgeschichtlichen Sammelwerke, erhebt sich jedoch zugleich über die Linie gewöhnlicher Kompilation, freilich ohne höheren Ansprüchen irgendwie genügen zu können. Rinck stand so manche Mitteilung zu Gebote, die man nicht in Büchern fand und die er zu verwerten nicht unterließ. Die Darstellung ist in einem dem Kaiser und Östreich durchaus wohlwollenden Sinne, wenn auch ohne Preisgebung der Selbständigkeit, gehalten. Da Rinck überdies das spezifisch biographische Moment im besonderen Grade berücksichtigt, und zugleich ein Verständnis für den Lauf der Welt und die Gänge der Politik verrät, so hat sein Werk ziemlichen Beifall und Verbreitung gefunden, wenn es auch eine nachhaltige Wirkung kaum hervorbringen konnte. Ganz ohne Anfechtung ist es allerdings nicht geblieben, wenn diese auch mehr von persönlichen als allgemeinen Motiven ausgingen. Den hochoffiziösen und kirchlichen Ansprüchen hat er freilich nicht

[1] „Leopolds des Großen, Römischen Kaisers, merkwürdiges Leben und Thaten.“ 2 Teile. Erste Ausgabe 1708. Zweite 1713.

[2] Von Rinck soll auch die sog. „Vorbereitung“, die Ludewigs Sammlung der Geschichtschreiber vom Hochstift Wirzburg als Einleitung vorangeschickt ist, herrühren.

genug gethan, und man hat sich daher in diesen Kreisen beeilt, eine in ihrem Sinne völlig korrekte Geschichte Leopolds und seiner Zeit zwar nicht entgegenzustellen, aber doch folgen zu lassen. Hingegen wird man sagen dürfen, daß eben diese bestimmt war, Pufendorfs Geschichte des großen Kurfürsten zu ergänzen oder zu berichtigen, obwohl man nicht behaupten kann, daß sie gegen das Haus Habsburg feindlich gestimmt sei. Das in Frage stehende Werk kam zugleich mit wesentlicher Unterstützung von Seite des kaiserlichen Hofes zu Stande und so geschah es, daß es dadurch einen sachlichen Wert erhielt, durch welchen die Arbeit Rincks allerdings in hohem Grade überflügelt wurde. Es ist aus der Mitte des Jesuitenordens hervorgegangen, der in jener Zeit in Wien noch mächtig und wohl gelitten war. Der Verfasser, Franz Wagner, war jedoch kein geborener Östreicher, sondern stammte aus der schwäbischen Reichsstadt Isny, war früh in den Orden eingetreten und hat sich dann in Wien als Lehrer der Novizen hervorgethan; er starb hier am 8. Februar 1738. Als Schriftsteller hat er sich mehrfach versucht; seiner Geschichte Leopolds I. verdankt er indes seine Stellung in der Literatur [1]). Seine Geschichte Kaiser Josephs I. ist mit einem Anhang bis zum badener Frieden (1714) ausgestattet [2]). Auch diesen Gegenstand, wie schon berührt, hatte Rinck in ähnlicher Weise wie das Leben Leopolds bearbeitet [3]); doch ist das eine wie das andere längst antiquirt, was man von Wagners Arbeiten, ohne sie zu überschätzen, namentlich der erstgenannten, keineswegs behaupten dürfte.

---

[1]) „Historia Leopoldi Magni Romani Imperatoris: Pars I. Aug. Vind. 1719. P. II. 1731. — Über Wagner zu vgl. Vogel, Specimen Bibl. Germ. Austr. III, 748. 762. Weber, Lit. der d. Staatsgesch. S. 151 Nr. 514, S. 154 Nr. 545, S. 155 Nr. 556. — Dr. Ant. Meyr, Gesch. der geist. Kultur in Niederösterreich. Wien 1878. II, 245.

[2]) „Historia Josephi I. Caesaris aug. Felicis cum appendice usque ad pacem Badensem." Wien 1746. (Das Buch wurde vom Verleger Maria Theresia gewidmet, da der Verfasser das Jahr zuvor gestorben war.)

[3]) „Josephs des Sieghaften, römischen Kaisers, Leben und Thaten" in 2 Teile abgefaßt und mit Bildnissen geziert (Köln und Leipzig 1712).

Wagner brachte in der That mehrere Eigenschaften mit, die ihn zum Geschichtschreiber befähigten. Er besaß den nötigen Grad der allgemeinen Bildung und die Kunst der Gruppirung und Erzählung, die einer historischen Darstellung überall zu gute kommt, zugleich wird er nicht leicht zu weitläufig, was stets dankbar hingenommen wird. An Einsicht in die Natur und den Gang der behandelten politischen Ereignisse und Verhandlungen fehlt es ihm nicht, obwohl die vorsichtige Ängstlichkeit, von welcher er sich leiten läßt, zu Tage liegt. Über seine Quellen ist er zurückhaltend genug; es besteht aber kein Zweifel, daß ihm offizielle Mitteilungen nicht vorenthalten worden sind. Dafür ist sein Werk aber einer gründlichen Zensur unterzogen worden. Und so ist es denn nicht anders, als daß die Rücksicht, die er nimmt, oder die ihn leitet, ihm höher steht, als die unverhüllte historische Wahrheit. Daher seine bereits angeführte Verwunderung über die Offenheit, mit welcher Pufendorf die politischen Geheimnisse seines Fürsten preisgibt [1]). In um so geringerem Grade kann er daher für eine Quelle für die Geschichte jener Zeit angesehen werden als der Geschichtschreiber des großen Kurfürsten. Daß er K. Leopold glorifizirt, läßt sich erwarten, ob er ihn nach allen Seiten hin korrekt und erschöpfend beurteilt, erscheint zweifelhaft; die Darstellung der ungarischen Verhältnisse ist schwerlich unbefangen genug. Die Verwickelungen mit Frankreich werden am glücklichsten geschildert, dagegen über den Sturz der Stuarts in England — für Wagner freilich ein heikler Punkt — zu leichten Fußes hinweggegangen. Das ausführliche Charakterbild, das er am Ende des Werkes — wie Pufendorf von seinem Helden — von Leopold entwirft, wenn es auch von subjektiver Pietät durchdrungen ist, sucht die besten Eigenschaften hervorzuheben und zeigt die nicht geringe Kunst ihres Urhebers in solchen Dingen. Die Geschichte König Josephs I., trägt im allgemeinen dieselben Eigenschaften, indes gelingt es Wagner nicht,

---

[1]) S. oben S. 525 Anm. 1.

den Charakter des Fürsten und seiner Regierung klar zur Darstellung zu bringen. Namentlich die Schilderung der Beziehungen zu dem päpstlichen Stuhle, die bekanntlich bis zur wirklichen Verfeindung sich entwickelt haben, lassen an Vollständigkeit der Zeichnung zu wünschen übrig. Bei Licht betrachtet freilich war das kaum anders zu erwarten. Die evidente Gebundenheit der Stellung des Verfassers und die Forderung der freien Bewegung für den Geschichtschreiber schlossen ein ausgleichendes Zusammenwirken von vornherein aus. Die Geschichte K. Josephs I. war übrigens lange vor Wagner, und nicht bloß von Rinck, wiederholt zum Gegenstande der geschichtlichen Darstellung gemacht worden[1]). Am Schlusse der Reihe dieser draußen im Reiche entstandenen Schriften steht J. J. Mosers „Probe einer Staatshistorie unter der Regierung Kaiser Josephs I.“[2]), die Arbeit eines Mannes, der sich um das deutsche Reichsstaatsrecht und die deutsche Reichsgeschichte vielfach verdient gemacht hat. Auch diese in Frage stehende, recht gelungene Probe ist von diesem publizistischen Gesichtspunkte aus geschrieben und wird bei der Betrachtung der Reichsgeschichte später noch einmal berührt werden. — —

Ehe wir jedoch zu dieser Betrachtung übergehen, erscheint es angezeigt, eine andere historiographische Gattung in das Auge zu fassen, die in dieser Zeit auftritt und in erster Linie mehr eine praktische und publizistische Richtung verfolgt, aber zugleich geschichtlicher Art ist, nämlich die Literatur der europäischen Staatenkunde. Allerdings gemischter Natur, hat sie aber auf die weitere Entwickelung der politischen Geschichte überhaupt und der europäischen Staaten im besonderen einen höchst fruchtbaren und lange nachwirkenden Einfluß ausgeübt und die Entstehung einer eigenen historischen Spezies im Gefolge gehabt —

[1]) Wir erinnern an die biographischen Schriften von J. J. Schmauß (unter dem Pseudonym Pauillini), Curieuses Bücherkabinet 1. u. 2. Teil (Halle 1711—1712); Langen (Leipzig 1712); Joh. Ehrenfried Zschackwitz (Leipzig 1712).

[2]) Züllichau 1738.

die europäische Staatengeschichte, die den im Verlaufe eines Jahrhunderts in dem bekannten Spittler'schen „Entwurf" ihren Höhepunkt erreicht hat.

Es unterliegt keinem Zweifel und ist ja auch bereits oft genug hervorgehoben worden, daß das Zurücktreten der theologischen Interessen und die wachsende Erkenntnis und Pflege der politischen, staatlichen Bedürfnisse seit dem Abschluß der Religionskriege die wuchernde Pflege jener Literaturgattung, die man noch lieber Statistik nennt, hervorgerufen oder doch begünstigt hat. An der Spitze dieser Literatur in Deutschland steht der Zeit und Bedeutung nach Hermann Conring, einer der größten und fruchtbarsten aller Polyhistoriker in diesem polyhistorischen Zeitalter, und, wenn wir Leibniz ausnehmen, als solcher unübertroffen an Urteil, Scharfsinn, Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit. Für unsere Zwecke betrachtet liegt sein Hauptverdienst auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften und der deutschen Geschichte, und dieses werden wir an seinem Orte demnächst klar zu stellen versuchen; es würde aber nicht angehen, an der zunächst in Frage stehenden Erörterung nur hinweisend über ihn zu sprechen. Conring reicht in seiner Wirksamkeit noch in die Zeiten des großen deutschen Krieges zurück und eröffnete dieselbe ungefähr zu derselben Zeit, als der Held des Nordens auf dem Schlachtfelde von Lützen seine große Seele aushauchte[1]). Er war geboren am 9. November 1606 als der Sohn eines

[1]) Zu vgl. Conrings Leichenprogramm seines Kollegen Melch. Schmid zuletzt abgedruckt an der Spitze des 1. Bandes der von J. M. Göbel besorgten Gesammtausgabe seiner Werke. Braunschweig 1730, 6 Bände, mit einem Index universalis als 7. Band. Eine dankenswerte Nachweisung der zerstreuten Briefe Conrings s. O. Stobbe, H. Conring als Begründer der deutschen Rechtsgeschichte (Berlin 1870 S. 27—29, wo sich auch anderweitige Mitteilungen über das in Frage kommende biographische Material finden. Ferner zu vgl. W. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik in Deutschl. S. 254. 268. 305. 343 und Bursian, Gesch. der klass. Philol. in Deutschl. S. 336 ff. — Warum Bluntschli in seiner Geschichte der neueren Staatswissenschaft u. s. w. Conring ganz übergangen hat, bleibt uns dunkel.

Pfarrers zu Norden in Ostfriesland; ein günstiges Geschick führte den frühreifen Jüngling im Jahre 1620 nach Helmstädt, wo er ungefähr fünf Jahre hindurch sich mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigte. Im Jahre 1625, als die Stürme des Krieges den braunschweigischen Landen näher rückten und Helmstädt darunter zu veröden drohte, wendete er sich nach Leiden und trieb hier neben der Theologie mit besonderem Eifer Medizin. Im Jahre 1631 kehrte er nach Helmstädt zurück und erhielt hier das Jahr darauf die Professur der Philosophia naturalis (der Physik würden wir etwa sagen). Vier Jahre später wurde ihm die Professur der Medizin übertragen, welche letztere er bereits vielfach ausgeübt und privatim gelehrt hatte, von der Absicht getragen, sich ihr ausschließlich zu widmen, eine Absicht, der er glücklicherweise nicht ganz treu geblieben ist. An Gelegenheiten, seine Stellung in Helmstädt mit anderen zu vertauschen, hat es ihm dank seinem wachsenden Rufe nicht gefehlt, er hat jedoch diesen Versuchungen widerstanden und auf dem ihm lieb gewordenen Posten bis zu seinem Tode (12. September 1681) ausgehalten. Seine Thätigkeit als Lehrer hat er im Verlaufe der Jahre weit über die Medizin hinaus ausgedehnt. Nachdem er neben seiner Professur der Medizin einige Zeit nachher auch die der Politik übernommen hatte, hielt er medizinische, politische und juristische Vorlesungen und entfaltete zugleich auf dem Felde der Philosophie, Theologie, Geschichte, Politik und Rechtswissenschaft jene so äußerst fruchtbare Wirksamkeit, die immer wieder die Bewunderung und Anerkennung der Nachwelt hervorruft. Auch äußere Ehren konnten einem Manne dieser Art nicht entgehen; leider aber dürfen wir nicht verschweigen, daß er mit der Zahl der Auszeichnungen, die ihm von selbst und rechtlicher Weise zufielen, sich nicht begnügte, sondern seine Überlegenheit an Geist und Kenntnissen mißbrauchte, sich auf unschickliche und feile Weise Fürstengunst und Geld zu erkaufen. Allerdings war und blieb er nicht der einzige unter den deutschen Gelehrten, die so tief

an Charakter sanken, aber um so schwerer fällt das Gewicht des Unrechts auf ihn und seinen Namen zurück, je verschwenderischer er mit Gaben ausgestattet war. Aus selbstsüchtiger Rücksicht hat er wiederholt seine wissenschaftlichen Überzeugungen verleugnet und ist als Anwalt einer von ihm als schlecht erkannten Sache aufgetreten. Sein Verhältnis zu Schweden erweckt schon die gerechtesten Bedenken, aber geradezu unwürdig und schmählich ist sein Benehmen Ludwig XIV. von Frankreich gegenüber. Man kann es nicht anders nennen, er ist nicht davor zurückgeschreckt, das Interesse des deutschen Reiches an Frankreich zu verraten. Und, was das schlimmste, er hat sich nicht etwa aufsuchen lassen, sondern um des schnöden Gewinnes willen seine Dienste dem Hofe von Versailles aus freien Stücken und in zudringlicher Weise angeboten. So konnte ihm denn der gewünschte Sold des Verräters nicht entgehen, und er bezog seit dem Jahre 1664 eine beträchtliche Jahrespension von dem großen König! Und seitdem geht er in seiner Servilität und Verwirrung soweit, daß er keinen höheren Wunsch mehr kennt, als daß Ludwig auch die deutsche Krone erhalte und, ein andrer Karl d. Gr., auch Italien und Spanien in einer Universalmonarchie vereinige[1]). So tief war damals das deutsche Nationalgefühl gesunken, daß gerade die tüchtigsten Männer sich so schwer an ihrem Volke versündigen konnten. Tiefer sank es selbst in der Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft nicht, wo ein Verrat wie der geschilderte angesichts der brutalen Thatsachen wenigstens für schwache Geister noch näher lag. Vielleicht frägt man auch, wie hängen diese, zudem längst bekannten Thatsachen mit der Geschichte der deutschen Geschichtschreibung zusammen? Sie hängen mit ihr gerade soweit zusammen, als ein Mann wie Conring mit ihr zusammenhängt; sie hängen ferner mit ihr zusammen, weil sie den Boden, auf welchem sich dieselbe bewegt, und die Atmosphäre, unter deren Druck sie steht, in die wünschenswerte Beleuchtung

---

[1]) Stobbe a. a. O. S. 20—22 und Nachweise bei G. Cohn in der hist. Zeitschrift von H. v. Sybel XXIII, 1 ff.

setzen; sie hängen endlich mit ihr zusammen, weil der Deutsche nicht oft genug an seine schwache Seite, kraft welcher er sich, ohne gerade erkauft zu sein, von auswärtigen wahren und falschen Größen nur gar zu leicht imponiren läßt, erinnert werden kann! Glücklicherweise vergißt man bei den Schriften des genialen Mannes diesen Makel, der sich an das Gedächtnis seines Namens heftet, um so leichter, als der Wert derselben in verschwindendem Maße davon in Mitleidenschaft gezogen wird. Sein in das Gebiet der Statistik oder Staatenkunde fallendes Werk, das die Reihe dieser Art Schriften in Deutschland überhaupt und in glänzender Weise eröffnet, ist ziemlich umfassender Art[1]). Conring hatte hierin seine Vorgänger, wie den Venetianer Sansovino und den Franzosen d'Avity, aber nicht minder gewiß ist, daß er dieselben an Methode, Auswahl des Stoffes und Kritik der Quellen weit überflügelt hat. Er behandelt der Reihe nach die meisten Staaten Europas, Rußland mit eingeschlossen, fernerhin die spanischen Kolonien in Amerika und aber auch eine Anzahl asiatischer Reiche nebst Fez und Marokko. Deutschland anlangend, so schickt er in 23 Kapiteln eine Untersuchung über die deutschen Fürstentümer im allgemeinen voraus und läßt dann eine besondere Betrachtung nur über das Erzherzogtum Östreich und über Baiern mit der Rheinpfalz folgen. Daran schließen sich die Erörterungen über Böhmen, Mähren, Ungarn u. s. f. Überall, und aus diesem Grunde sprechen wir ja von dieser Schrift, gibt Conring dem beschreibenden Abschnitt eine feste geschichtliche Grundlage, die einen deutlichen Beweis von der Sicherheit ablegt, mit welcher er den

---

[1]) Es führt den Titel: Examen Rerum Publicarum potiorum totius orbis (Opp. IV, p. 47—549), womit die Exercitatio de notitia singularis reipublicae (ib. p. 1—44) und die „Admonitio de thesauro rerum publicarum, Genevae publicato" (ib. p. 44—47) einleitungsweise verbunden ist. Das „Examen" ist aus Vorlesungen entstanden, die Conring wahrscheinlich im Jahre 1660 zu Helmstädt gehalten hat. Die „Admonitio" ist gegen den „Thesaurus rerum publicarum totius orbis" gerichtet, den Ph. Andr. Oldenburger ebenfalls aus Conrings Vorlesungen mit allerlei Zuthaten 1675 zu Genf herausgegeben hat.

historischen Stoff beherrscht und mit welcher Klarheit er sich die neuere Geschichte der einzelnen Staaten deutlich gemacht hat. Was er z. B. in aller Bündigkeit auf einigen Blättern über Baiern vorträgt, ist das beste, was seit Aventin, den er recht gut kennt und würdigt[1]), über dieses Land und zwar in aller Ausführlichkeit gesagt worden ist. Eine treffendere Charakteristik des Kurfürsten Max I., seines älteren Zeitgenossen, ist mit einigen Sätzen in jenen Zeiten sicher niemals entworfen worden. Und ähnliches ließe sich von den historischen Skizzen aller Teile des Werkes sagen, welche die europäischen Staaten behandeln. Man kann es daher bedauern, daß er darauf verzichtet hat, bei dieser Gelegenheit die Zustände und Geschichte der übrigen deutschen Staaten in ähnlicher Weise zu schildern. Conring zeichnet sich eben im besonderen durch das eine aus, was bei allem wissenschaftlichen Schaffen das Entscheidende ist, daß er überall genau erkennt, auf was es ankommt, und daß er sich die Gegenstände, von welchen er handeln zu sollen glaubt, sich und dem Leser nach Kräften deutlich zu machen sucht. Nur ein und das andere Mal mißlingt ihm dieses; die Skizze z. B., die er über die Entwickelung der englischen Geschichte entwirft, spiegelt ein unvollkommenes Bild wieder[2]), wie es denn überhaupt bezeichnend ist, daß man in jenen Zeiten in Deutschland gerade über die Zustände und die Verfassung Englands selten klar sah. Bei der Zeichnung der spanischen und französischen geschichtlichen Verhältnisse kommt Conring der Wahrheit viel näher. Solche Versuche, die Zustände der Staaten Europas, ja der bekannten Erde historisch-statistisch zu schildern, sind dann wiederholt worden, ohne daß man gerade den Nachweis führen könnte, daß sie sämmtlich erst von Conring angeregt worden seien. Wenigstens die betreffenden Werke Joh. Andr. Boses und Joh. Christoph Becmanns — der eine war Professor der Geschichte in Jena,

---

[1]) S. oben S. 277 Anm. 3.

[2]) Opp. a. a. O. IV, 190 sq.

der andere in Frankfurt a. O. — sind doch wohl mehr von dem berührten Bedürfnisse der Zeit hervorgerufen worden[1]). Diese und andere ähnliche Schriften haben stets eine gute Aufnahme gefunden, Conring erreichen sie jedoch weder an Originalität noch Gelehrsamkeit.

Auf diesem Wege begegnen wir auch Pufendorf wieder. Er hatte nämlich noch während seines Aufenthaltes in Lund eine Schrift veröffentlicht, die ganz und gar in die Reihe der hier besprochenen Literaturgattung fällt. Wir meinen seine „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Staaten und Reiche so jetziger Zeit in Europa sich finden“[2]). Wir schicken voraus, daß es sich hierbei nicht um eine wissenschaftliche Arbeit im Wortverstande, nicht um ein Werk der Forschung handelt. Ebenso tritt der statistische und staatswirtschaftliche Standpunkt Conrings wesentlich zurück, wenn es auch sonst an Berührungspunkten nicht fehlt, und es zugleich nicht unwahrscheinlich dünkt, daß ein solcher Vorgänger ihm nicht unbekannt geblieben ist, obwohl er sich darüber nicht ausdrücklich ausspricht. Wie dem aber sein mag, der ausgesprochene Zweck Pufendorfs in diesem Falle war ein lehrhafter und ein praktischer. Die „Einleitung“ ist aus Vorträgen, die er während seines Aufenthaltes in Schweden „einigen jungen Leuten“ gehalten, hervorgegangen, ähnlich wie die erwähnten Schriften Conrings, Boses u. s. f. Pufendorf spricht sich in der Vorrede zum ersten Teile über den Zweck dieser seiner Schrift überdies

[1]) Boses Werk führt den Titel: „Introductio generalis in notitiam rerum publicarum orbis universalis“, und wiederholt im wesentlichen ebenfalls gehaltene Vorlesungen. Bose war am 27. Juni 1626 zu Leipzig geboren und starb am 29. April 1674. Er stand u. a. mit Conring in Briefwechsel. S. Conring Opp. VI, 514 sq. Im Februar 1667 meldet ihm Conring den Tod des Reinesius, der ebenfalls eine Pension von dem „rex Christianissimus“ bezogen hatte, und spricht den Wunsch aus, Bose möge nun in diese Lücke einrücken (1, 515). — Becmann war geboren 1641 zu Zerbst und starb am 6. März 1717. Er schrieb u. a. eine „Historia orbis terrarum geographica et civilis“, zuerst Frankfurt a. O. 1673, und oft wiederholt.

[2]) Zuerst Frankfurt a. M. 1682.

mit hinlänglicher Deutlichkeit aus. Als Beweggrund zur Herausgabe bezeichnet er die Notwendigkeit, in die er sich versetzt fühlt, einer unbefugten Veröffentlichung seiner Vorträge zuvorzukommen und sie so wenigstens in authentischer Gestalt an das Licht treten zu lassen. Auf die neuere Geschichte legt er gegenüber dem praktisch-pädagogischen Zweck das Hauptgewicht. Die Geschichte soll eine Vorschule für die Staatskunst sein, und dazu sei die alte Geschichte weniger geeignet. „Nur kann ich nicht absehen, sagt er in charakteristischer Weise, was Cornelius Nepos, Curtius und die erste Dekade des Livius für ein großes Licht geben können in den Geschäften, so in der heutigen Welt vorkommen, wenn man auch gleich solche auff einen Nagel wüßte herzusagen, und noch dazu über alle Phrases und Sententias einen indicem completissimum gemacht hätte, oder wenn man gleich auff den Fingern herrechnen könnte, wie viel Kühe und Schafe die Römer in den Triumphen de Aequis, Hernicis et Volscis geführet haben. Hingegen, was für einen Vorschub es giebt, wenn man die neue Historie sowol von seinem Vaterlande als den benachbarten Staaten weiß, ist denen genugsam bekannt, die Staatssachen zu handthieren haben." Weil es aber den Ungelehrten an den nötigen Hilfsmitteln fehlt, ohne erhebliche Schwierigkeit und Umwege zu dieser Wissenschaft zu gelangen, hat er sich entschlossen, in diese Lücke einzutreten. Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob Pufendorf in dieser Richtung die Bedeutung der alten Geschichte nicht unterschätzt, und noch weniger wollen wir die oft aufgeworfene Frage wiederholen, ob denn gerade die leitenden Politiker aller Zeiten aus der Geschichte jemals vieles gelernt hatten? Pufendorf war einmal der Meinung, einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenzukommen, und seine Zeitgenossen haben, wie der Erfolg in unzweifelhaftem Grade es bestätigt, sich mit vollem Beifall dieser seiner Meinung angeschlossen. Jedoch kommen nur die zwei ersten von den vier unter diesem Namen laufenden Teilen als sein Werk in Betracht. Der dritte und vierte rühren von anderen Verfassern her und werden uns nicht weiter be-

schäftigen[1]). Pufendorf handelt im ersten Teile zuerst von den Monarchien überhaupt, dann der Reihe nach von Spanien, Portugal, England, Frankreich, Holland, der Schweiz, Deutschland, Dänemark, Polen, Moskau und von des „Papstes geistlicher Monarchie“. Den letzten Abschnitt des ersten Teiles, der von der päpstlichen Monarchie handelt, hatte er übrigens unter einem anderen Namen bereits früher herausgegeben und derselbe ist im Jahre 1714 mit kommentirenden Anmerkungen von Christian Thomasius noch einmal wiederholt worden. Die Untersuchung oder Betrachtung der geistlichen und politischen Stellung des Papstes nimmt seine Aufmerksamkeit in der That im besonderen Grade in Anspruch, und konnten die Leser seines Buches, auf welches es berechnet war, allerdings daraus manch' wichtige Lehre ziehen. Dieser Abschnitt, welcher jedoch die erwähnte aparte Schrift im Grunde nur wiederholt, darf vielleicht als der gelungenste von allen gelten. Die Frage von der damals so vielfach ventilirten Wiedervereinigung der Konfessionen wird ebenfalls mit in die Erörterung einbezogen und als unmöglich und im Sinne Pufendorfs zugleich nicht als wünschenswert bezeichnet, weil er den Preis, den sie den Protestanten gekostet hätte, mit Recht zu hoch fand. Wie denn überhaupt die bekannten Versuche, mit welchen sich angesehene und sonst erleuchtete Männer jener Zeit trugen, leicht mehr einen Beweis von dem guten Willen als der Einsicht in das Erreichbare und Wünschenswerte liefern dürften. Der unbefangene Beobachter begreift zwar, daß ein eifriger Katholik, aber nimmermehr wie ein guter Protestant zu einem solchen Vorschlage gelangen konnte. Wie dem aber auch sein mag, schon

[1]) Der erste Teil erschien zuerst 1682 zu Frankfurt, der zweite im Jahre 1686. Der dritte erschien 1706 und gibt sich allerdings nur als eine Fortsetzung „zu“ Pufendorfs Einleitung; er rührt von Christian Gottfried Frankenstein her. Der Verfasser des vierten ist nicht bekannt und soll aus dem Englischen übertragen sein. Vgl. die Hamburger Biblioth. hist. X. Centuria S. 143 ff., wo auch von den Übersetzungen der beiden Pufendorf'schen Teile die Rede ist.

aus dem prinzipiellen Gegensatze, in welchem Leibniz und Pufendorf in dieser Frage zu einander standen, ergibt sich die grundverschiedene Natur beider Männer, und daß sie einander abstoßen mußten. Zu den Freunden des päpstlichen Stuhles und der von ihm vertretenen Sache gehört Pufendorf überhaupt nicht, ohne daß man ihn darum einen Fanatiker nennen dürfte: er kennt und fürchtet die Macht und die Gefahr, die der Sache der Reformation von dorther, wenn auch unter Anwendung eines anderen Systems, fortgesetzt drohte. Er ist überhaupt ein zu scharfblickender Kopf und zugleich religiös wie politisch zu überzeugter Protestant, als daß er dem bis zum Überdruß wiederholten Satze, daß der Sieg eines Gregor VII. über das Kaisertum im Interesse der Freiheit der Welt erfolgt sei und habe gewünscht werden müssen, Beifall schenken könnte. Er läßt daher die Gelegenheit der Veröffentlichung des zweiten Bandes der Einleitung nicht vorbei, ohne gewisse Behauptungen, die der Franzose Anton Varillas in seinem Werke über die „Histoire de Revolutions arrivées dans l'Europe en matières de Religion“ über die Reformation überhaupt und im besonderen über die Geschichte Schwedens in der kritischen Zeit mit mehr Dreistigkeit als Sachkunde vorgetragen hatte, mit bitterem Ernste zurückzuweisen. Namentlich die im Sinne von Cochläus gehaltene Meinung von Varillas, daß nur profane und selbstsüchtige Beweggründe die Reformation veranlaßt und ihre Fortschritte gefördert hätten, rufen seinen vollen vernichtenden Zorn hervor, und mit Recht wälzt er die Verantwortlichkeit für die, der Reformation auf dem Fuß gefolgten Unruhen und Friedensstörungen auf diejenigen zurück, die sich den eingeführten Verbesserungen und berechtigten Neuerungen nach Kräften widersetzt haben[1]. Wir heben diesen und den anderen oben berührten Punkt hervor, weil es sich hierbei in der That unserer Ansicht nach nicht bloß um religiöse oder praktische, sondern zugleich um historische Fragen handelt, die, je nachdem sie beant-

[1] S. den Anhang zu der centruirten Einleitung (2. Band).

wortet werden, ohne Zweifel ein charakteristisches Licht auf die geschichtliche Denkweise ihres bez. Urhebers werfen. Alles in allem begreift man daher den Erfolg, den die „Einleitung“ gewonnen, vollständig, ohne den Wert derselben als Werk der gelehrten Forschung für den Durchschnitt irgendwie überschätzen zu wollen. Man wird der Wahrheit nahe kommen, wenn man sagt, daß der zweite Band in dieser Richtung dem ersten voransteht. In der Geschichte Schwedens war Pufendorf ja auch am selbständigsten unterrichtet. Darüber, welchen Quellen und Führern er in den verschiedenen Abschnitten des ersten Bandes gefolgt, äußert er sich nicht. Auch Literaturnachweise, Citate u. dgl. finden sich nicht; allerdings hat er einmal seiner Versicherung nach die Absicht gehegt, sie beizufügen, ist aber durch andere Arbeiten abgezogen nicht mehr zur Ausführung derselben gekommen[1]). Da sich bei der Beliebtheit und Verbreitung, die dem Buche wurde, ein derartiges Bedürfnis aber herausstellte, so entschloß sich der spätere Kanzler der Universität Halle, J. P. v. Ludewig, sich mit Zustimmung Pufendorfs dieser Aufgabe zu unterziehen. Jedoch dieser sein Commentar, der einen großen Vorrat von Gelehrsamkeit und Belesenheit aufwendet, behandelt nur die ersten vier Kapitel; die Fortsetzung mit den von Ludewig für nötig befundenen Ergänzungen über das Königreich beider Sizilien ist nicht ausgeführt worden. Was mehr zu bedauern, Ludewig hatte versprochen, die Fortsetzung zugleich mit einer Lebensbeschreibung Pufendorfs auszustatten, und somit unterblieb auch diese. Ludewig war übrigens nicht der einzige unter den angesehenen deutschen Zeitgenossen Pufendorfs, der sich zu einer Erläuterung der Einleitung anregen ließ. Sein Kollege und Nebenbuhler, Nic. Hieronymus Gundling, hat dieselbe zur Grundlage oder zum Ausgangspunkte akademischer Vorträge gemacht, die aber erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse veröffentlicht worden

[1]) So hat er an J. P. Ludewig geschrieben. S. dessen Vorrede zu einer „Erläuterung“ (Leipzig und Halle 1695).

sind[1]). Man kann also nur mit Vorsicht darüber urteilen. Die Manier Gundlings, über welche wir noch eingehender zu sprechen Veranlassung haben werden, ist in diesem Diskurs übrigens nicht zu verkennen; die Vorträge sind zugleich lehrreich insoferne, als man aus ihnen ersehen kann, wie damals die sog. pragmatische Geschichte auf dem Katheder vorgetragen zu werden pflegte. Pufendorf freilich tritt unter der Fülle des mitgeteilten Stoffes vollständig zurück; es ist in der That auch eine ganz andere Art, die Dinge anzusehen und vor allem sie zu behandeln. Die Andeutungen und Winke, die Gundling über die bezügliche historische Literatur gibt, sind nicht das wertloseste darunter und haben gewiß Nutzen gestiftet. Auf diesem Felde war er bekanntlich überhaupt in hohem Grade zu Hause. Als Werk der Geschichtschreibung sollen und dürfen diese Vorträge ja auch nicht gewogen werden; ihre Bedeutung liegt vor allem auch darin, daß sie ein Zeugnis dafür sind, welche Macht der Name Pufendorfs ausgeübt, und in welch' hohem Grade seine „Einleitung", vielleicht über seine eigene Erwartung hinaus, imponirt hat[2]).

Die Nachwirkungen der „Einleitung" haben sich indes auch nach Ludewig und Gundling fortgesetzt. Sie stehen sämmtlich unter der Anregung des einmal hervorgerufenen und fortwuchernden lebhaften Bedürfnisses. So die Arbeit eines Gelehrten, der noch weit in den nächstfolgenden Zeitraum hineinreicht. Der „Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten

---

[1]) S. N. H. Gundlings akademischer Diskurs über des Freiherrn S. v. Pufendorfs Einleitung u. s. w. Frankfurt a. M. 1737.

[2]) Aus dem Nachlasse H. Gundlings ist indessen im Jahre 1683 von J. A. Frankenstein, den wir bereits (S. 537 Anm. 1) als Fortsetzer der „Einleitung" von Pufendorf kennen gelernt haben, ein anderes ähnliches Werk desselben publizirt worden („N. H. Gundling's-Discurs über den jetzigen Zustand der Europäischen Staaten"), das sich zwar nicht als Erläuterung der „Einleitung" Pufendorfs gibt, aber im übrigen ähnlich angelegt ist und als eine erheblich erweiterte Redaktion der Erläuterung zu betrachten und ebenfalls aus nachgeschriebenen Kollegienheften zusammengestellt ist. Stofflich betrachtet ist es höher zu stellen.

Europäischen Reiche und Staaten“ von Gr. Christian Gebauer[1]), der offenbar ebenfalls aus Vorlesungen hervorgegangen ist und solchen seinerseits wieder zu Grunde gelegt werden sollte. Also ein Lehrbuch, das nicht ohne Geschick und Sachkunde angelegt ist, nur daß nicht klar wird, warum gerade Preußen, Italien und die Türkei übergangen sind. Deutschland freilich haben später auch noch Andere bei ähnlichen Gelegenheiten bei Seite gelassen. Das Charakteristische des Buches ist, wie bei Gebauers sämmtlichen Arbeiten, die enge Verknüpfung der Jurisprudenz und der Geschichte. Übrigens hatte er, da das Lehrbuch grundsätzlich recht knapp gehalten war, im Sinne, es nachträglich mit einem ausführlichen Kommentar, wie etwa Ludewig es mit Pufendorfs „Einleitung“ versucht hatte, auszustatten. Dieses Vorhaben ist jedoch beim Vorsatze geblieben, nur im Betreffe Portugals hat er es ausgeführt und (im Jahre 1749) in der Gestalt einer „portugiesischen Geschichte“ veröffentlicht. An Gelehrsamkeit und Kenntnis der Quellen mangelt es Gebauer übrigens auch in diesem Falle nicht. Dieses sein Buch gab fürs erste sicher das zuverlässigste Mittel an die Hand, sich über die Geschichte des in Frage stehenden Staates zu unterrichten; es konnte aber doch nicht ausbleiben, daß es bei der andauernden Vorliebe für die Darstellung der europäischen Staatengeschichte, wenn nicht in der Fülle des herbeigezogenen Stoffes, doch in der Auffassung und Behandlungsweise bald überholt wurde. —

---

[1]) Gebauer war den 26. Oktober 1690 zu Breslau geboren, zu Halle und Altdorf gebildet, wurde 1727 zu Leipzig, 1734 zu Göttingen Professor und starb den 27. Januar 1773. Vgl. über ihn zunächst den Artikel Frensdorffs in der A. D. Biographie. — Der „Grundriß“ erschien zuerst 1733 zu Leipzig; hier noch öfter wiederholt und zuletzt noch von Meusel umgearbeitet.

Drittes Kapitel.

Die historischen Hilfswissenschaften.

Bei der zuletzt angestellten Betrachtung über die europäische Staatengeschichte waren wir bereits einige Male veranlaßt, auch Deutschlands und der Miteinbeziehung seiner Geschichte zu gedenken. Und haben wir schon in den einleitenden Andeutungen zu der Darstellung dieses Zeitraumes darauf hingewiesen, daß gerade innerhalb seiner Grenzen die Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte in verschiedener Gestalt mit erfreulicher Vorliebe und nicht ohne nachhaltige Ergebnisse betrieben ward, so dürfte es jetzt doppelt an der Zeit sein, unsere Aufmerksamkeit dieser Thatsache zuzuwenden und sie in ihren einzelnen Erscheinungen kennen zu lernen.

Zu diesem Zwecke ergibt es sich jedoch als Notwendigkeit, die Entwickelung einer Disziplin, die zwar freilich aufs engste mit der Pflege der deutschen Geschichte zusammenhängt, aber doch zugleich ihr eigenes Leben besitzt, vorauszuschicken, nämlich das Auftreten und die Fortschritte der **historischen Hilfswissenschaften** und in erster Linie der **Diplomatik**. Es empfiehlt sich diese Aussonderung zugleich noch aus dem Grunde, weil die Ausbildung dieser Wissenschaft in Verbindung mit auswärtigen Anregungen und Musterarbeiten vor sich geht, die wieder ihrerseits von deutschen Einflüssen unabhängig erscheinen. Es wird uns im übrigen gestattet sein, uns bei diesem Vorhaben auf das wesentliche zu beschränken und den subsidiären Charakter dieser Disziplin festzuhalten. Kaum wird es nötig sein, einer längere Zeit hindurch verbreiteten Neigung entgegenzutreten, die dahin ging, den Franzosen die ausschließliche Initiative in der wissenschaftlichen Behandlung derselben, im besonderen der Diplomatik zuzuerkennen. So gerne man in Deutschland dem Nachbarvolke bis zu einem bestimmten Grade stets den Vorrang in diesem Falle zugestanden hat, so gewiß bleibt es, daß die Deutschen, noch ehe

jenseits der Vogesen die bekannten grundlegenden Arbeiten an das Licht getreten waren, bereits angefangen hatten, aus eigener Kraft auf diesem Gebiete sich mit Erfolg zu bewegen. —

Es hat ziemlich lange gedauert, ehe zum Zwecke der geschichtlichen Forschung die Bedeutung der Urkunden erkannt, und noch länger, bis die richtigen Grundsätze für ihre Ausnutzung aufgefunden und überall verstanden wurden[1]). Erst in der Zeit des Humanismus fing man auch in Deutschland leise einzusehen an, daß die Kultur der Geschichte des Mittelalters, dem doch die meisten Urkunden angehören, ohne Zuziehung derselben stets nur ein Stückwerk bleiben müsse. Es ist doch wohl nicht zufällig, daß gerade die Geschichtswerke der Zeit, die überhaupt einen Fortschritt in der Geschichtschreibung bedeuten und zugleich an und für sich von Wert sind, wie Aventin, Stumpf, Tschudi, sich durch nachdrücklichere Verwertung der Urkunden hervorthun. Förmliche Urkundensammlungen sind aber bei uns wie anderswo freilich erst später und allmählich entstanden. Das 17. Jahrhundert hat jedoch auch solche und zwar für rein historische Zwecke zu Tage gefördert[2]). Die Veröffentlichung von einer größeren Anzahl von Urkunden war indes noch keineswegs entscheidend. Denn bekanntlich hat gerade die Bedeutung der Urkunden als Rechtstitel den weitverbreiteten Unfug im Gefolge gehabt, vermöge welchem man in der Regel aus gewinnsüchtiger Absicht, öfters allerdings auch aus harmloseren Beweggründen wie z. B. der Eitelkeit, des verkehrten Lokalpatriotismus, der Schmeichelei u. dgl., entweder an und für sich echte Urkunden durch vorsichtig angebrachte Änderungen fälschte oder geradezu mit größerer oder geringerer Kunst neue Urkunden schmiedete. Solche Fälschungen

---

[1]) Vgl. zunächst Th. Sickel, Lehre von den ersten Urkunden der Karolinger (1. Teil der Urkunden der Karolinger). Wien 1876. S. 18ff.

[2]) S. Gatterer, praktische Diplomatik (Göttingen 1799), wo sich (S. 199) ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der älteren Urkundensammlungen findet.

sind in jedem Jahrhunderte des Mittelalters vorgekommen[1]). Solche Fiktionen, und zwar der dreistesten Art, haben Jahrhunderte hindurch Glauben gefunden und sind unglaublich lang unangefochten geblieben. Beides ging offenbar Hand in Hand: je geringer die Fähigkeit war, Fälschungen dieser Art zu erkennen, um so geschäftiger war der Eifer, sie zu erfinden, um so zuversichtlicher die Kühnheit, das nie Gewesene zu einem Thatsächlichen zu machen. Kaum daß gegen einen so frechen Betrug, wie die gefälschten östreichischen Hausprivilegien waren, im 14. Jahrhundert sich eine Stimme wie die Petrarkas vernehmlich machte. Welch' ein Scharfsinn und welch' eine Tapferkeit zugleich gehörten von Seite eines Laurentius Valla dazu, die Echtheit der konstantinischen Schenkung anzufechten! Die Humanisten haben, bei allen ihren offenbaren Verdiensten um die Geschichtschreibung, in Sachen der Kritik, im besonderen der Urkunden, wenig Erhebliches geleistet, obwohl sie angefangen haben, dieselben in den Dienst der historischen Forschung zu stellen. Wie hätte in einer Zeit, in welcher Trithemius seine bekannten Täuschungen wagen durfte, und ein Annius von Viterbo sonst so gescheute Leute wie Aventin blendete, von historischer Kritik viel die Rede sein können. Erst der Eifer der Reformatoren, wie wir dieses an seiner Stelle berichtet haben, hat, indem er die Vergangenheit der Kirche vor Gericht zog, die Frage der Echtheit und Unechtheit der urkundlichen wie der literarischen Überlieferung überhaupt mit Erfolg aufgeworfen. Wenn nun auch weiterhin die angegriffene alte Kirche, so wie sie sich erst von ihrer Entmutigung erholte, den Kampf auch auf diesem Gebiete aufnahm und nicht unberufenen Händen anvertraute, so gelangte man gleichwohl auf diesem Wege, zumal die konfessionellen Zweikämpfe immer einseitiger und unfruchtbarer wurden, zu keinem sicheren wissenschaftlichen Ergebnis, das sich auf alle vorkommenden Fälle

[1]) S. den Noveau traité de diplomatique 6, 110 ff. — Wachsmuth, über die Quellen der Geschichtschreibung in den Berichten der k. s. Gesellschaft d. Wiss. Jahrgang 1857. — Th. Sickel a. a. O. S. 21 ff.

hätte anwenden lassen. Von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ist ein langer Weg und gleichwohl ist auf der ganzen Linie wenig von grundsätzlicher historischer Kritik, und zwar nicht bloß in Deutschland allein, zu entdecken. Erst seit dem angedeuteten Wendepunkte ändert sich dieses und beginnt neben der historischen Kritik überhaupt auch die Urkundenkritik im besonderen. Diese letztere ist indes nicht von unmittelbarem wissenschaftlichem und uneigennützigem Antriebe ausgegangen, sondern hatte ihre Förderung der Polemik, die sich zu praktischen Zwecken über eine oder mehrere Urkunden entspann, zu verdanken[1]). Es sind das die sogenannten bella diplomatica, die diplomatischen oder Urkundenkriege, wie Ludewig diese Prozesse zuerst genannt hat, die auf Grund der Echtheit oder Unechtheit eines oder mehrerer Diplome geführt wurden[2]). Von dieser Art waren die Streitigkeiten, in welche die Abtei St. Maximin bei Trier und die Reichsstadt Bremen mit ihren betreffenden Erzbischöfen, und die Reichsstadt Lindau mit der Frauenabtei daselbst um ihre in Frage gestellte Reichsunmittelbarkeit gerieten. Am berühmtesten ist der zuletzt genannte Streit geworden; es haben an demselben einige ausgezeichnete Gelehrte teilgenommen und die Wissenschaft der Diplomatik hat durch sie die erheblichsten Fortschritte erfahren[3]). Die Diskussion drehte sich um eine angebliche Urkunde Kaiser Ludwigs II., ihre Verwerfung oder ihre Rettung, und zu diesem Zwecke gelangte eine Reihe von wesent-

---

[1]) S. P. Ludewig, reliquiae manuscriptorum omnis aevi diplomatum etc. etc. (Praefatio 1377.) — S. Schönemann, Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen besonders älteren Diplomatik. Hamburg 1801. 1, 55 ff. — Baring, Clavis diplomatica (Hannoverae 1754) S. 26 ff.

[2]) S. Ludewig a. a. O. S. 36. Ihm lag das Buch von Ragnet vor: Historie des contestations sur la diplomatique (Paris 1708).

[3]) S. G. Meyer von Knonau, das bellum diplomaticum Lindaviense (v. Sybels hist. Zeitschrift (Jahrg. 1871) 26, 75 ff. — Die übrigen bereits genannten Schriften berühren den betr. Vorgang ebenfalls, nur mehr oder weniger kurz.

lichen diplomatischen Fragen zum ersten Male zur eingehenden kritischen Erörterung. Die beiden ersten bez. Schriften fallen noch in das vierte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts; die eine ging von Daniel Haider, dem Syndikus der Lindau, die andere von P. Heinrich Wagenneck, S. J., Professor des Kirchenrechts zu Dillingen aus. Von 1646 bis 1672 ruhte der Streit; in diesem Jahre aber nahm ihn einer der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit, der uns schon bekannte Hermann Conring, von der bedrohten Stadt dazu eingeladen, siegreich wieder auf[1]). Ihm und diesen seinen Erörterungen verdankt die Diplomatik eine wesentliche Förderung, die darin besteht, daß bestimmte Grundsätze der historischen Kritik hier deutlich formulirt wurden, daß die Überlegenheit urkundlicher Zeugnisse gegenüber den chronikalisch-annalistischen betont, daß die Glaubwürdigkeit der Annalen und Chroniken nach Alter und Herkunft bemessen und daß in der Kritik der Urkunden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen unterschieden wird[2]). In der Hauptsache war, trotz einzelner unhaltbarer Behauptungen Conrings, durch ihn der Prozeß gegen das Diplom entschieden. Seine geniale schöpferische Kraft hatte sich auch in diesem Falle bewährt; er ist es, der den selbständigen Anteil unserer Nation an der Entwickelung der Diplomatik mit den Waffen verhältnismäßig dürftiger Voraussetzungen um ein großes gefördert hat. Während nun der Streit selbst wieder für einige Zeit in das Stocken geriet, wurde inzwischen von einem anderen Orte her und in einem anderen Zusammenhange die Wissenschaft der Diplomatik um ein beträchtliches weiter entwickelt. Da ist es zunächst Papebroch

---

[1]) S. Censura Diplomatis, quod Ludovico Imperatori fert acceptum Coenobium Lindaviense. Qua simul res Imperii et Regni Francorum Ecclesiasticae ac civiles, seculi cumprimis Carolingici, illustrantur.“ (Zuerst Helmstädt 1672; später in der Göbel'schen Gesammtausgabe der Werke Conrings Bd. II.)

[2]) S. Sickel a. a. O. S. 32—33 und ausführlich bei Meyer v. K. a. a. O.

nebst Bolland, dem Begründer der Acta SS., der an dieser Stelle nicht umgangen werden kann[1]). Es handelt sich hierbei um seine Einleitung zum zweiten Bande der Acta, die, als eine Art kritischer Vorarbeit, im Jahre 1675 gedruckt wurde[2]). Papebroch hat das voraus, daß er keine, wenn auch untadelhafte Nebenzwecke verfolgt und daß es ihm nur um die Erforschung der historischen Wahrheit als solcher zu thun ist. Seine Erörterungen reichen über das Gebiet der bloßen Urkundenkritik zwar hinaus, doch kommen ihm gerade auch um diese im speziellen nicht geringe Verdienste zu, wenn er auch in hohem Grade dieselben durch Zweifelsucht und allzu kühne Schlüsse getrübt hat. Sein bleibendes Verdienst ist, daß er den Umfang der Diplomatik wesentlich erweitert hat, indem er die äußeren Merkmale der Urkunden in den Kreis der Untersuchung zog und über einzelnes, wie über die Gestalt der Monogramme, eine ziemlich fertige Theorie aufstellte[3]). Im Vergleich mit Conring hat er einen Rückschritt gethan, indem er den Chroniken wieder nahezu grundsätzlich den Vorrang vor den Urkunden zugesteht; es hängt dieser Irrtum jedoch mit seiner irrtümlichen Meinung zusammen, daß wenigstens die älteren Urkunden überhaupt geringe Glaubwürdigkeit besäßen. Diese seine Meinung, die er in der Form nahezu eines Dogmas aufstellte und zu begründen suchte, richtete ihre Spitze bekanntlich gegen die ältesten Urkunden der Benediktinerabtei von Saint-Denys und erklärte sie sämmtlich für falsch. Gegen ihn nun erhob sich aus der Mitte des von solchen Doktrinen herausgeforderten Ordens (zunächst zum Zwecke der Verteidigung) der Mönch von St. Germain des Prés, der unvergängliche Ruhm der Congregation des hl. Maurus, Johann Mabillon, mit seinen Genossen und veröffentlichte jenes Werk, welches die Diplomatik ein für alle Mal auf eine von allen Seiten anerkannte und bewunderte Grund-

[1]) S. oben S. 470.

[2]) Unter dem Titel: „Propylaeum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membraneis.“ Acta SS. II. vol. mensis Apr.

[3]) Schönemann a. a. O. S. 26 ff. und Sickel a. a. O. S. 33—44.

lage gestellt hat[1]). Die außerordentlichen Verdienste, welche sich Mabillon und seine Schule um die Förderung der Geschichte des Mittelalters überhaupt durch unermüdliche Arbeiten erworben haben, können hier nur angedeutet werden, das Wesentliche der Bedeutung des angeführten Werkes aber, das im Todesjahre Conrings in die Welt getreten war, muß schon aus dem Grunde kurz umschrieben werden, um die Verdienste der deutschen Gelehrten um die Entwickelung dieser Wissenschaft um so sicherer bezeichnen zu können. Die Diplomatik war die längste Zeit ohne Gesetz und Regeln und auf die Kenntnis eines unzulänglichen Materials angewiesen geblieben. Für letzteres war inzwischen durch die Mauriner in ergiebigstem Maße gesorgt worden. Von dieser Grundlage aus legte Mabillon den Grund zu einer allgemeinen Urkundenlehre und zog zugleich die äußeren Grenzen der neuesten Wissenschaft in einer Weise, daß später wenig mehr daran geändert oder erweitert werden konnte. Als besonders wertvolle Leistungen müssen die Abschnitte von dem Altertum, der Echtheit und Unechtheit der Urkunden, der älteren lateinischen Urkundensprache und der Schriftkunde hervorgehoben werden[2]). Der Anstoß, den Mabillon durch dieses sein Werk gab, ist nach allen Seiten hin und weit über die Grenzen Frankreichs hinaus empfunden worden. Als er im Jahre 1683 Deutschland besuchte, war er längst kein Fremder mehr und wurde meist freundlich aufgenommen. Allerdings sah er nur die südlichen Landschaften, die deutsche Schweiz, Schwaben, Baiern mit Salzburg und Tirol und das Elsaß. Auch verkehrte er, wo es möglich war, meist mit seinen Standesgenossen, wie er ja auch in den Klöstern abzusteigen pflegte; aber gerade hier hat er so manche Stätte betreten, die in der Geschichte unserer mittelalterlichen Geschichtschreibung einen

[1]) „De re diplomatica" (Paris 1681); dazu kam 1704: „Librorum de re diplomatica supplementum" (Paris 1704). — Mabillon war am 23. November 1632 zu Pierremont (Rheimser Sprengel) geboren und starb 27. Dezember 1707.

[2]) Schönemann a. a. O. S. 87—88.

ehrenvollen Platz einnimmt[1]). Die Aufmerksamkeit Süddeutschlands scheint jedoch gerade auch nach Mabillons Mitteilungen in jenen Jahren freilich durch die Belagerung Wiens durch die Türken fast ausschließlich in Anspruch genommen gewesen zu sein. Mabillon weilte mit seinen Gefährten eben bei dem Fürstabte von Kempten, als die erste Nachricht anlangte, daß die Türken siegreich zurückgeschlagen und Wien befreit sei. Kaum daß man wagte, sich dem überraschenden Eindruck der Freudenbotschaft hinzugeben, fügt er hinzu; man hatte einen Erfolg der Art kaum noch zu hoffen gewagt[2]).

Wenn wir nun die weitere Ausbildung und Anwendung des von den Maurinern aufgestellten Systems verfolgen, ergibt sich, daß die Deutschen ihren redlichen Anteil daran genommen haben. Im übrigen wird die Entwickelung einer Disziplin, wie die in Frage stehende, niemals in dem Grade unabhängig von internationalen Einwirkungen gedacht werden können, wie das bei der Geschichtschreibung, der neueren zumal, der Fall ist. Eine unverkennbare Rückwirkung des Mabillon'schen Werkes war die Wiederbelebung der Fehde zwischen der Stadt und dem Frauenstifte zu Lindau durch einen jüngeren deutschen Gelehrten, Wilhelm Tentzel. Dieser hatte schon 1693 in seiner Zeitschrift der „Monatlichen Unterredungen“ die Verteidigungsschrift, die im Interesse der Abtei, aber freilich erst volle zehn Jahre nach Conrings Tode, gegen dessen erwähnte Angriffe erschienen war, einer einläßlichen und treffenden Prüfung unterzogen. Nun, im Jahre 1700, nahm er die Beweisführung Conrings wieder

---

[1]) S. „Jo. Mabillonii Iter germanicum“. Nach dem Kloster Benediktbeuren allerdings war der Ruf seines Namens noch nicht hingedrungen oder man mißtraute ihm hier als Franzosen.

[2]) „Timidior fuit primum de hoc felicissimo nuntio laetitia. Neque enim satis tutum videbatur se nondum firmato animum permittere gaudio tam ingenti, tamque insperato: cum huc usque mali animis plena fuissent omnia. Sanitati nihilominus Christianorum heroum, qui Turcos debellasse ferebantur, propinatum est, sed modeste, ut in tanta fortuitate.“

auf[1]), Schlag auf Schlag wies er eine Behauptung der „justa defensio" nach der anderen siegreich zurück, berichtigte sie, verkehrte sie in ihr Gegenteil und wies zugleich jeden Angriff auf Conrings Person und Andenken mit treffender Schärfe zurück[2]). Eine andere Rückwirkung des von jenseits der Vogesen her gegebenen Anstoßes war der wachsende Eifer, die Publikation von Urkunden zu vermehren und diese dann für die Geschichte zu verwerten. In diesem Zusammenhange war es von Bedeutung, daß in Deutschland gerade jetzt das Studium des öffentlichen Rechts und der Reichsgeschichte lebhaften Aufschwung nahm. So lernte man die Urkunden unter dem doppelten Gesichtspunkte juridischer und geschichtlicher Zeugnisse höher zu schätzen und besser zu verwerten[3]). In dieser Beziehung ist vor allem Joh. Nicolaus Herts Untersuchung über „die Glaubwürdigkeit der deutschen Kaiser- und Königsurkunden" rühmend hervorzuheben[4]). Als der erste gelungene Versuch einer Spezialdiplomatik, kann sie nach dem Urteile kompetenter Kenner zugleich als das erste Kompendium der deutschen Diplomatik gelten. Hert schließt sich freilich enge an Mabillon an, baut jedoch in voller Selbständigkeit auf dem von diesem gelegten Grunde seine eigene Untersuchung auf. Und was die wachsende Zahl von Urkundenveröffentlichungen anlangt, so war es immerhin auch eine Folge der Mabillon'schen Anregungen, daß man anfing, auf derartige Unternehmungen eine größere philologische Sorgfalt zu verwenden. In Deutschland

---

[1]) „Historicae Vindiciae pro Hermanni Conringii censura in diploma fundationis ficticium quod Lindaviense ad D. Virginem coenobium etc. etc. (1700. Lindau; das Buch ist über 500 Seiten stark.)

[2]) Meyer v. Knonau a. a. O. S. 116—123.

[3]) Sickel a. a. O. S. 42.

[4]) J. M. Hert, geboren 1651 zu Niederklee im Fürstentum Nassau, starb 19. Dezember 1710 als Professor und Kanzler zu Gießen. Die betr. Schrift führt den Titel: „De fide diplomatum Germaniae imperatorum et regum" (Gießen 1699), reproduzirt in Barings Clavis diplomat. (Ausgabe von 1754 S. 325—362). — Über Hert ist zu vgl. Jugler, Beiträge zur jurist. Biographie 6, 131 und Strieder, Hess. Gel.-Gesch. 5, 490.

kann man zwar vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum von Urkundensammlungen reden, wenn auch seit längerer Zeit einzelne Urkunden in verschiedenen Geschichtswerken häufig mitgeteilt worden waren[1]). Die betreffenden Veröffentlichungen von Leibniz stehen in dieser Richtung mit obenan, auch aus dem Grunde, weil er mit offenbar größerer Umsicht bei der Auswahl und Behandlung seiner Texte zu Werke ging, ein Verfahren, das sich wenigstens teilweise auf seine Arbeitsgenossen und Fortsetzer fortgepflanzt hat. Die Urkunden bilden in der That seit dieser Zeit ein so wesentliches Moment der gelehrten, historischen Interessen, daß man die Epoche von 1700 als Aevum diplomaticum bezeichnen zu sollen glaubte. In diesem Zusammenhange darf daher das umfassende Sammelwerk Ludewigs, der in den Jahren von 1720 bis 1741 in zwölf Bänden eine ungewöhnliche Anzahl von Urkunden (wenn auch in bunter Mischung) und andrer ungedruckter Schriftstücke herausgab, um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, als er, wie bereits erwähnt, dem ersten Bande eine recht brauchbare Übersicht der Geschichte der Diplomatik vorausschickte[2]). Und schon zeigen sich auch die Anfänge der Regestenliteratur, also eine Spezialität, die in der Folge und im besonderen im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine so hohe Bedeutung gewonnen hat[3]). Schon Mabillon soll die Absicht gehabt haben, seine für andere Zwecke angelegten Urkundenverzeichnisse der Öffentlichkeit zu übergeben. In Deutschland, besonders in in der Umgebung von Leibniz, wurden derartige Absichten wiederholt in Erwägung gezogen. Eingehend und treffend hat sich im Jahre 1722 Christian Gottlieb Buder, der sich um die Bearbeitung des literarischen Apparates zur Geschichte überhaupt

---

[1]) S. Gatterer, praktische Diplomatik (Göttingen 1799) S. 199 gibt eine Zusammenstellung der Urkundenpublikationen, nicht bloß Urkundensammlungen, seit dem Jahre 1500.

[2]) Reliquiae manuscriptorum etc. 12 Tle. Frankfurt und Leipzig 1720—1741.

[3]) Vgl. Sickel a. a. O. S. 51.

erhebliche Verdienste erworben[1]), in einem Sendschreiben an die Gebrüder Pez darüber ausgesprochen[2]). Das Charakteristische an seinen Vorschlägen ist, daß er zum Zwecke der Übersichtlichkeit Scheidung der Urkunden nach Kategorien verlangt und zunächst als Probe ein Verzeichnis von Königsurkunden (K. Otto I.) vorlegt. Er gibt dabei in genügender Ausführlichkeit und sorgfältiger Beibehaltung der urkundlichen Ausdrücke den Inhalt jedes einzelnen Stückes an und vor allem auch den Fundort und die Drucker. Dasselbe Thema hat auch Polycarp Leyser in einem gehaltreichen Schriftchen über die „Herstellung eines Urkundenwerkes zur deutschen Geschichte“ in höchst lehrreicher Weise berührt[3]). Am weitesten in der Ausführung eines Regestenwerkes zur deutschen Geschichte ist der Dresdener Archivar Peter Georgisch (gest. 1747) geschritten, der mit ungewöhnlichem Fleiße, aber freilich zu unterscheidungslos die Zeugnisse für Reichs- und Partikulargeschichte wie die Urkunden von Königen und Päpsten und aber auch andrer Personen sammelte und neben einander stellte[4]). Den weiteren Ausbau der diplomatischen Wissenschaft in Deutschland selbst anlangend, so setzt er sich in ununterbrochener Kontinuität über die Grenzen des gegenwärtigen Zeitraumes hinaus und in steigendem Verhältnisse fort. Als eine Forderung des

---

[1]) Geboren 29. Oktober 1693 zu Kittlitz in der Oberlausitz, gest. 9. Dezember 1763. Seit 1722 war er in Jena zuerst als Bibliothekar, dann als Professor der Rechte und nach Struves Tod auch der Geschichte angestellt. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

[2]) S. seine „Dissertation cula epistolaris — de bibliotheca diplomatica .... studiose conquirenda ad rev. patres dom. Bernard et Hieronymus Pez“ (Jenae 1722).

[3]) S. Polyc. Leyser, de diplometico hist. Germaniae corpore concinnando (Helmstädt 1727). — Leyser, geboren 1690 zu Wunsdorf (Prov. Hannover), starb 7. April 1728 als Professor der Dichtkunst und Geschichte zu Helmstädt. Seine Schriften gehören im übrigen fast alle der Literaturgeschichte an.

[4]) Regesta chronologico-diplomatica, in quibus recensentur omnis generis monumenta et documenta publica litteris consignata. Lipsiae 1741—1744.

einmal befolgten Systems erscheint es jedoch, einige hierher gehörige Werke, die an der Grenzscheide liegen, noch an dieser Stelle zu besprechen. Es sind das das sog. Chronicon Gottwicense und die Heumann'schen Arbeiten. Beide bedeuten in der That einen erfreulichen Fortschritt in der Diplomatik und bewegen sich zum Teile in gleicher oder verwandter Richtung. Das Chronicon Gottwicense knüpft sich an den Namen Gottfried Beßels[1]), des Abtes der Benediktinerabtei Göttweih (Guttewiz) in Niederöstreich an. Es scheint jedoch Thatsache zu sein, daß noch einem zweiten Gelehrten, dem späteren Bamberger Weihbischof, Franz Joseph von Hahn, ein guter Teil des diesem wissenschaftlichen Unternehmen gebührenden Ruhmes zugesprochen werden muß. Johann Beßel war 1672 in dem Hochstift Mainz geboren und hatte an den Universitäten von Wirzburg, Salzburg und Wien studirt. Sein erster Aufenthalt in Göttweih war (1696) eine gute Anzahl von Jahren hindurch unterbrochen worden und eine Thätigkeit zum Teil ganz andrer Art im Dienste des Kurfürsten Franz Lothar von Mainz an die Stelle getreten. Erst im Jahre 1714 kehrte er wieder in das genannte Kloster zurück und wurde sofort zum Abte desselben gewählt. Nach wie vor in kirchlichen und politischen Geschäften vielfach verwendet, starb er hochbetagt am 22. Januar 1749[2]). Als Haupt eines so angesehenen Stiftes, wie Göttweih war, legte sich einem strebenden Geiste, wie er Beßel beseelte, der Gedanke gar leicht nahe, eine wissenschaftlich begründete Geschichte der ihm anvertrauten Abtei abzufassen oder unter seiner Leitung abfassen zu lassen. Denn daß ein so vielfach in Anspruch genommener Mann, wie er, nicht wohl die Zeit fand, ein umfassendes literarisches Unternehmen auszuführen, verstand sich beinahe von selbst. So suchte sich er denn einen Ge-

---

[1]) Sein ursprünglicher Personenname war: Johann Georg.

[2]) S. Horawitz in der A. D. Biographie s. h. v. Beßel ist namentlich mehrfach zu Zwecken der Bekehrung fürstlicher Persönlichkeiten mit Erfolg gebraucht worden.

hilfen und fand diesen in einem jungen Theologen, Franz Joseph von Hahn, einem Schüler von Schannat und Hieronymus Pez, der so für eine Aufgabe der Art vorzüglich vorbereitet war[1]). Es wird sich der Anteil, welcher dem einen und andern der beiden genannten Männer an der Ausführung des in Frage stehenden Werkes zukommt, schwerlich je mit unbedingter Sicherheit oder Aussonderung feststellen lassen, gewiß indes ist, daß Hahn der größere zugesprochen werden muß und daß sich der ursprüngliche Plan des Werkes während der Vorbereitung wesentlich umgestaltet hat[2]). Und darin, daß und wie dieses geschah, liegt eben der wissenschaftliche und bleibende Wert der Sache. Die geplante Geschichte der Abtei kam gar nicht zu Stande, dafür aber der einleitende sog. Tomus prodromus, der 1732 in stattlicher Ausstattung aus der Druckerei des Klosters Tegernsee hervorging[3]). Von dem

---

[1]) Franz J. v. Hahn war am 13. Juli 1699 zu Wirzburg geboren, hatte sich hier während seiner Studienzeit enge an J. F. Schannat, der durch seine Verdienste um die Erforschung der Geschichte des Hochstifts Fulda besonders bekannt geworden ist, angeschlossen und war durch ihn an Hieronymus Pez im Kloster Mölk empfohlen worden, der ihm vor allem in Diplomatik und Paleographie gründliche Unterweisung gab. Von Mölk kam Hahn nach Göttweih zu Beßel. Später wurde Friedrich Karl v. Schönborn, Bischof von Bamberg und Wirzburg auf ihn aufmerksam, zog ihn in seine Dienste und ernannte ihn 1734 zum Weihbischof für Bamberg, wo er am 4. Juli 1748 — also noch ein Jahr vor Beßel — gestorben ist. S. R. Haas, Gesch. der Pfarrei St. Martin zu Bamberg (Bamb. 1845 S. 598—601); den Artikel von K. Th. Heigel in der A. D. Biographie s. h. v.

[2]) Vgl. Schneidawind, Versuch einer statischen Beschreibung des kaiserl. Hochstifts Bamberg. S. 266 ff. (Schneidawind versucht den Beweis zu führen, daß Hahn der eigentliche Verfasser des Chron. Gottw. ist.) — Vgl. (Oberthür), Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik des Frankenlands (Jahrgang 1798 S. 58). — Erhard, Zeitschrift für Archivkunde u. s. w. Hamburg 1836. II, 244 ff.

[3]) Unter dem Titel: Chronicon Gottwicense seu Annales liberi et exempti monasterii Gottwicensis, O. S. B. inf. Austriae, faciem Austriae antiquae et mediae usque ad nostra tempora etc. etc. ex codicibus antiquis membranis et instrumentis tum domesticis, tum extraneis depromptum: pro quorum faciliori intellectu tomus prodromus de Codicibus antiquis manuscriptis, de Impp. ac regum Germ. diplomatibus, de eorundem

Inhalte desselben müssen die vier verschiedenen Bücher, in die es eingeteilt ist, unterschieden werden. Das dritte und vierte Buch beschäftigen sich mehr mit den Altertümern des mittelalter-alterlichen Deutschlands, den Pfalzen und Villen der Könige und der Beschreibung der Gaue u. a., wofür auch bereits Mabillon das Vorbild geliefert hatte; alles dies um so schätzbarer, als gerade für Dinge dieser Art bisher wenig in Deutschland geschehen war. Und während das erste Buch einer höchst eingehenden und umsichtigen Betrachtung der Bücherhandschriften gewidmet ist, liegt der Schwerpunkt des Ganzen im zweiten Buche, das die Urkunden der deutschen Kaiser und Könige von Konrad I. bis auf Friedrich II. inkl. und die verschiedenen einzelnen dabei in Frage kommenden Momente in gründlicher und anschaulicher Weise behandelt und dieses mit einem Reichtum von Kenntnissen und einer Genauigkeit der Durchführung, daß man darin eine höchst fruchtbare Bereicherung und Erweiterung der diplomatischen Wissenschaft erblicken mußte [1]). Einen wesentlichen Fortschritt in der Geschichte der Diplomatik machte Johann Heumann, Professor der Rechte an der Universität Altdorf [2]). Während seine Vorgänger sich überwiegend auf die Würdigung der äußeren Merkmale der Urkunden beschränkt hatten, legte er das Hauptgewicht auf die inneren und behandelte sie in gründlicher und erschöpfender Weise. Was aber noch mehr bedeuten wollte, er räumte zugleich noch den vereinzelt gebliebenen Vor-

---

palatiis, villis et curtibus regiis, atque de Germaniae medii aevi pagis praemittitur etc. etc. Tomus I (Tegernsee 1732).

1) Vgl. Schönemann, Versuch u. s. f. 1, 107—180. — Über den nicht erschienen zweiten Teil des Chronicon Gottwic. s. die Nachweisungen Fr. Blumbergers im Archiv f. ältere d. Gesch. IV, 133.

2) Am 11. Februar 1711 zu Muggendorf in der fränkischen Schweiz geboren, zu Altdorf gebildet, erhielt er hier 1740 die Professur der Institutionen und 1745 des Staatsrechts. Kaiser Franz I. erhob den findigen Rechtsgelehrten und bewährten juristischen Geschäftsmann mit dem Beinamen „von Teutschenbrunn" in den Reichsadelsstand. Heumann starb am 29. September 1760. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

gängen des Engländers Madox[1]), der Betrachtung des Rechtsinhaltes der streitigen Urkunden als eines wesentlichen Kriteriums einen Platz in der Diplomatik ein. Und da seine Untersuchungen ausschließlich eine Spezialdiplomatik der deutschen Kaiser und Könige bezweckte, so fügte er dem oben genannten Vorzuge einen zweiten hinzu, der darin bestand, einmal, daß er ein vollständiges Verzeichnis der echten Urkunden jedes Kaisers oder Königs gab, ferner ein zweites der nur fragmentarisch erhaltenen und endlich ein drittes der unechten mit Angabe der Verdachtsgründe hinzufügte[2]). Leistungen deutscher Gelehrter dieser Zeit über einzelne Theile der Urkundenwissenschaft sind nicht ausgeblieben, aber sie können an dieser Stelle, wie wertvoll sie auch sind, höchstens angedeutet werden, so die Untersuchungen des Joh. Michael Heineccius über die Siegel[3]), von Haltaus über die Chronologie der Urkunden durch sein Calendarium medii aevi[4]), E. Barings für die Graphik durch seine Clavis diplomatica[5]) und J. Ludwig Walthers durch sein Lexicon

---

[1]) S. über ihn Schönemann a. a. O. 1. Bd. § 30 S. 109 ff. Die betr. Schrift Madox' ist bekannt unter dem Titel: Formulare anglicum u. s. w. London 1702.

[2]) Gatterer, praktische Diplomatik S. 101 ff. — S. Schönemann a. a. O. § 31 S. 121 ff. — Th. Sickel a. a. O. S. 37—38. — Die betr. Schrift Heumanns erschien 1745 unter dem Titel: „Commentarii de Re diplom. Impp. ac regum German. inde a Caroli M. temp. adoranti." Noremb. 1745. T. II, die Fortsetzung bis Friedrich II. 1753. Im Jahre 1749 kamen seine Commentarii de Re diplom. Imperatis cum Aug. ac reginarum Germ etc. heraus.

[3]) „De veteribus German. aliarumque nationum sigillis" (Frankfurt 1719). — J. M. Heineccius (nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Bruder J. H. Gottlieb (s. oben S. 435), 1674 zu Eisenberg im Osterlande geboren, seines Berufes Theologe, starb 11. September 1722 als Superintendent zu Halle.

[4]) „Calendarium medii aevi praecipue Germanicum" (Lips. 1729). — Haltenus, 1702 zu Leipzig geboren, bildete sich unter dem Einflusse J. B. Menckes und starb 11. Februar 1758. Kurz vor seinem Tode war das „Glossarium Germ. med. aevi" erschienen.

[5]) Daniel Eberhard Baring, geboren am 8. November 1690 zu Oberg im Hildesheim'schen, seit 1719 Unterbibliothekar in Hannover, starb 19. August

diplomaticum [1]) u. a. m. Und so konnte es bei der hohen Bedeutung, die die diplomatische Wissenschaft zugleich für das Leben und gegebene Rechtsverhältnisse berührt hatte, nicht ausbleiben, daß dieselbe in den Kreis der akademischen Lehrgegenstände aufgenommen und zu diesem Zwecke entsprechende Lehrbücher abgefaßt wurden, die freilich die Wissenschaft selbst, wenigstens vorläufig, nicht erheblich gefördert haben. Schon die bereits erwähnte Abhandlung N. Herts „über die Glaubwürdigkeit der deutschen Kaiser- und Königsurkunden" hatte in diese Richtnng eingelenkt. Den entscheidenden Schritt in dieser Beziehung hat aber Christian Heinrich Eckhard zu Jena gethan [2]), obwohl er ausschließlich sich bei den Ergebnissen der Arbeiten seiner Vorgänger beruhigt und nach ihrem Beispiele die „deutsche Diplomatik" d. h. die Kritik der Urkunden der deutschen Kaiser und Könige abhandelt. Der Versuch Eckhards wurde übrigens gut aufgenommen, wenn auch J. F. Joachim durch seine deutsch geschriebene „Einleitung zur teutschen Diplomatik" demselben den Boden mit Erfolg streitig machte, ohne, mit Ausnahme der Anwendung der deutschen Sprache, ihn irgendwie zu überbieten [3]).

1753. Von besonderem Werte ist die zweite Ausgabe des clavis diplom., erschienen ein Jahr nach seinem Tode.

[1]) Göttingen 1747. — Walther starb 21. März 1752 als Archivsekretär zu Celle. Die letzte Ausgabe hat D. Köhler besorgt.

[2]) Introductio in rem diplomaticam, praecipue Germanicam, in qua regulae idoneae vera diplomata a falsis discernendi exponuntur et luculentis exemplis illustrantur. Jenae 1742. — Eckhard, 1716 zu Quedlinburg geboren, in Jena gebildet, wurde er hier 1743 o. Professor der Beredsamkeit und 1750 ao. Professor der Rechte, starb jedoch bereits am 20. Dezember 1751. Vgl. A. D. Biographie s. h. v. — Er darf mit Johann Georg von Eckhart (Eccard) nicht verwechselt werden.

[3]) Die Schrift Joachims erschien zum ersten Male 1748 zu Halle in vermehrter Ausgabe 1754. S. Schönemann a. a. O. Bd. 1 § 32 S. 103 bis 125). — Joachim, am 23. Juni 1713 zu Halle geboren, bildete sich hier vorzugsweise unter H. v. Ludewig, wurde 1748 ao. Professor „juris et historiarum", 1762 o. Professor, starb aber bereits am 24. Dezember 1768. Wir werden bald noch einmal auf ihn zurückkommen.

Über die übrigen in den Rahmen der historischen Hilfswissenschaften fallenden Disziplinen dürfen wir uns kurz fassen. Sie stehen nach unserem Urteile, mit einer Ausnahme, in einem zu entfernten Verhältnisse zur Geschichtschreibung und sind zugleich zu selbständiger fachmäßiger Natur, als daß wir, obwohl es so herkömmlich ist, es für angezeigt oder ratsam erachten könnten, ein getreues und anschauliches Bild je ihrer Entwickelung geben zu wollen. Der Geschichte am nächsten steht offenbar die Genealogie, die Geschlechterkunde, die man vielleicht ebenso gut unmittelbar in sie einbeziehen kann. Sie selber wieder freilich sieht sich auf die Münz- und Wappenkunde auf das engste angewiesen. Die Genealogie erfreute sich, wie man das leicht begreifen kann, seit langer Zeit einer ausgesprochenen Beliebtheit, die ihrer wissenschaftlichen Behandlung freilich oft mehr geschadet als genutzt hat. Sie wurde zu oft in den Dienst der Eitelkeit genommen. Man weiß, was seinerzeit Rüxner mit seinem Turnierbuch für nachhaltiges Unheil angerichtet hat [1]). Wie schwach hatte sich ein Mann wie Aventin, indem er der Lockung fremder, lügnerischer Phantasiebilder nachgab, in dieser Richtung finden lassen! [2]) So erhielt die eindringende historische Kritik hinlänglich Gelegenheit, gerade auf diesem Felde ihre befreiende Kraft zu beweisen! Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts gelangten im Zusammenhange mit dem allgemeinen Umschwung auf dem Gebiete der Geschichtsforschung in der That auch hierin gesundere Grundsätze zur Geltung, wenn auch von einer wissenschaftlichen Begründung in Wahrheit kaum gesprochen werden kann. Es war aber immerhin schon ein Fortschritt, daß man anfing, die ärgsten Irrtümer der früheren Praxis zu erkennen und zu vermeiden. In dieser Beziehung schlug Nikolaus Rittershausen, Professor der Rechte zu Altdorf, doch schon den richtigen Weg ein [3]). Ein wesentliches Verdienst seiner Untersuchungen liegt in der

[1]) S. oben S. 97.

[2]) S. oben S. 270.

[3]) Geboren 1597, gest. 24. August 1670.

Zurückweisung fabelhafter willkürlicher Geschlechterreihen und Verwandtschaften. Die positiven Aufstellungen und Kombinationen für die dunkleren Jahrhunderte hingegen, die den bloßen Erfindungen nicht geopfert werden dürfen, und wo die Hauptarbeit im Grunde erst beginnt, lagen außerhalb seines Gesichtskreises [1]). Auf Rittershausen folgte Jakob Wilhelm von Imhof, der bekannten Nürnberger Ratsfamilie angehörig [2]). Sein Hauptwerk beschränkt sich verständigerweise auf Deutschland und behandelt mit Sachkunde und Einsicht die Genealogie der großen und vornehmen Fürsten und Herren vom Kaiser angefangen die ganze Skala hindurch bis zu den reichsfreien Grafengeschlechtern herunter [3]). Die Berücksichtigung der geistlichen Fürsten lag in dem ganzen Plane, erscheint indes als ein Vorzug des Werkes, das vielen Beifall fand und mehrere Auflagen erlebt hat; die fünfte und letzte hat J. D. Köhler in den Jahren 1732—1734 veranstaltet und mit Zusätzen vermehrt [4]). Die übrigen genealogischen Schriften Imhofs, die sich mit den Stammbäumen der großen und kleinen Geschlechter in England, Frankreich, Italien u. s. w. beschäftigen, können als eine Bereicherung dieser Disziplin nicht betrachtet werden: er bewegte sich hier doch auf einem ihm zu fremden Boden und war von zu unlänglichen Hilfsmitteln und Nachrichten unterstützt. Köhler selber hat auf dem Gebiete der Genealogie sich mannigfach und in verschiedenen Formen mit Erfolg versucht und war in der strengeren Forschung wie in der Beherrschung eines umfassenden Kreises geschichtlicher Kenntnisse

---

[1]) Rittershausens Hauptwerk ist: „Genealogiae imperatorum, regum ducum, comitum aliorumque procenum orbis christiani (Altdorf 1601).

[2]) Geboren am 8. März 1651 zu Nürnberg, gest. am 20. Dezember 1728 daselbst. Vgl. über ihn Will, Nürnb. Gel.-Lex. II, 241—245. Hirsching, Handbuch u. s. w. 3, 56—58 und Eisenhart in der A. D. Biographie s. h. v.

[3]) Notitia S. R. G. Imperii Procenum, tam Ecclesiasticorum quam recularium, historico-heraldico-genealogica" (Erste Ausgabe. Tübingen 1687).

[4]) Wir werden Köhler noch öfter zu erwähnen haben. Geboren am 18. Januar 1684 zu Colditz, in Wittenberg gebildet, seit 1710 Professor zu Altdorf, 1735 zu Göttingen, wo er am 10. März 1755 gestorben ist. Vgl. zunächst A. D. Biographie s. h. v.

Imhof weit überlegen [1]). Ein noch höheres Ziel in der Behandlung dieser Disziplin setzte sich einer der ersten Historiker der Zeit, nämlich Johann Georg von Eckhart, der als echter Mann der Wissenschaft, die Genealogien der Habsburger, Wettiner und Askanier u. s. f. zum Gegenstande eingehender Untersuchungen machte. Wir werden auf ihn und seine Stellung in der Geschichtschreibung überhaupt an einem anderen Orte zurückkommen. Hier sei zunächst nur das Eine bemerkt, daß er die Genealogie der Geschichtschreibung am nächsten gerückt und sie so veredelt und erweitert hat [2]). Daß eine so anmutende Disziplin der popularisirenden Behandlung überhaupt am wenigsten entgehen konnte, verstand sich wohl von selbst, und dieses um so mehr, als das praktische Bedürfnis sie nahezu herausforderte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind z. B. die bez. Bücher des bekannten Schulmannes Johannes Hübner, des Verfassers der so beliebten „Auserlesenen biblischen Historie“ zu beurteilen [3]).

Die nahe Verwandtschaft der Genealogie mit der Heraldik und weiterhin der Nummismatik gelangt in den Arbeiten Philipp Jakob Speners und des schon genannten J. D. Köhlers in besonderer Anschaulichkeit zum Ausdruck. Der be-

---

[1]) Von seinen hierher gehörigen Schriften sind außer dem „Durchlauchtigsten Welt-, Geschichts-, Geschlechts- und Wappenkalender“ (Nürnberg 1722 bis 1755) — ein periodisches Unternehmen — vor allem seine verschiedenen zahlreichen zerstreuten Dissertationen über die Genealogien karolingischer, sächsischer, fränkischer, staufischer und luxemburgischer Kaiser, weiterhin der Grafen von Meran, Wolfstein (in der Oberpfalz) u. a. m.

[2]) „Origines familiae Habsburgo Austriacae (Leipzig 1721). — „Historia genealogica Principum Sax. superioris.“ — „Origines Anhaltinae“ etc. (Leipzig 1722).

[3]) J. Hübner, am 15. April 1668 zu Türchau in der sächsischen Oberlausitz geboren, wurde zuerst (1694) Rektor des Gymnasiums zu Merseburg, 1711 des Johanneums zu Hamburg, wo er am 31. Mai 1731 starb. Vgl. A. D. Biographie s. h. v. — Er verfaßte u. a. „Genealogische Tabellen“ (Leipzig 1708—1733. 4 Bde.), „Genealogische Fragen“ (Leipzig 1719—1728). Die „Bibliotheca genealogica“ (Hamburg 1729) rührt von seinem Sohne Johann Hübner her. In ähnlich populärer oder pädagogischer Art behandelte Hübner auch die Geschichte und Geographie.

rühmte Theologe und Stifter des Pietismus fand mitten in seinen kirchlichen Bestrebungen seltsamerweise noch Zeit, eine mit denselben unbedingt nicht zusammenhängende geschichtliche Hilfswissenschaft, die Heraldik, systematisch zu begründen und auf eigene Füße zu stellen [1]). Für spätere Mißgriffe und Verirrungen auf diesem Gebiete, die den Eingriffen des Dilettantismus nur gar zu nahe liegen, darf Spener nicht verantwortlich gemacht werden. Die Numismatik der verschiedenen Zeiten und Völker fand in dieser Epoche, dem Umfange nach gewogen, die ergiebigste Pflege und wurde bald der Gegenstand besonderer Liebhaberei. Sie war der Natur der Sache nach von Sammlungen abhängig und es fehlte nicht an Fürsten und wohlhabenden Freunden dieser Disziplin, die solche systematisch anlegten und auch ausbeuten ließen. Zu den besseren Werken gehören D. Köhlers „Historische Münzbelustigungen", deren erster Teil im Jahre 1729 erschien, deren 22. und letzter nach seinem Tode von Gatterer vollendet und herausgegeben wurde. Es dauerte ja nicht lange, so wurde die Münzkunde wie die Diplomatik, mit welcher sie sich an Bedeutung ja doch nicht messen konnte, in die Reihe der universitätischen Studien aufgenommen, Vorlesungen darüber gehalten und Lehrbücher geschrieben. Das beste im Sinne der Wissenschaften mußte freilich erst nachkommen, es ist bei lobenswertem Eifer auch viel leeres Stroh gedroschen worden. Die Hauptsache war vorläufig am Ende doch Erhaltung und Ordnung des gesammelten Materials. Der vergleichsweise meiste Nutzen ist für die Förderung der alten Geschichte aus diesen Beschäftigungen erwachsen. Mannigfachen Vorteil dagegen zog die Geschichte noch immer aus ihrer

---

[1]) Historia insignium Illustrium s. Operis Heraldici. Pars specialis (Frankfurt 1680). Pars generalis (1690). — Theatrum nobilitatis Europaeae (Frankfurt 1668). — Spener, 1635 zu Rappertsweiler im Elsaß geboren, zu Straßburg, Basel, Genf und Tübingen gebildet; seine heraldischen Werke entstanden während seines Aufenthaltes als Senior der Geistlichkeit in Frankfurt a. M. und als Oberhofprediger in Dresden. Im Jahre 1691 ging er als Propst u. s. w. nach Berlin, wo er 5. Februar 1705 starb. Vgl. Hoßbach, Speners Leben (3. Auflage, besorgt von Schweder, 1861).

Verbindung mit der Geographie, die indes eben jetzt anfing, sich zu einer selbständigen Wissenschaft umzubilden. Jene enge Verbindung hatte die Kosmographie von Sebastian Münster und, was Deutschland anlangt, die „Reißbücher“ und Ortsbeschreibungen des Steiermärkers Michael Zeiller (gest. 1661) am deutlichsten anschaulich gemacht. Ein entscheidender Fortschritt vollzog sich aber hierin im Zusammenwirken mit der, gerade bei den Deutschen jetzt mit seltener Fertigkeit gepflegten Kartographie, die den besseren geogrophischen Werken besonderen Wert verlieh. Obenan in dieser Richtung stehen die Leistungen J. B. Homanns und seiner kundigen Genossen, die die Bewunderung besonders auch der Franzosen erworben haben[1]). Diese Bestrebungen künstlerischer und gelehrter Natur zugleich haben denn unter den fortdauernden von Glück gekrönten Anstrengungen von Homanns Schule nicht verfehlt, auch den geschichtlichen Studien einen festeren Boden zu bereiten. In dieser Richtung verdienen vor allem die betreffenden Leistungen des Augsburgers Joh. Matth. Hase, gest. 1742 als Professor zu Wittenberg, hervorgehoben zu werden. Sie haben zugleich eine entschiedene geschichtliche Tendenz und er ist der erste, der den Versuch eines historischen Atlasses zur deutschen Geschichte gemacht hat[2]). Auf diese selbst aber gehen wir jetzt über.

---

[1]) Peschel, Gesch. der Erdkunde (Ausgabe von 1865) S. 596—597. — Homann war zu Krumbach bei Mindelheim (im bairischen Schwaben) 1664 geboren und starb am 1. Juli 1734 zu Nürnberg, wo er sich bei Zeiten niedergelassen und einen Kreis tüchtiger Arbeitsgenossen um sich vereinigt hatte.

[2]) Mappae VII. geographicae pro illustrandis totidem periodis historiae Germaniae. Nürnberg 1752.

Viertes Kapitel.

Die deutsche Geschichte.

Wir haben es schon einmal angedeutet und wiederholen es jetzt, der größte Fortschritt, welchen die deutsche Historiographie in diesem Zeitraume macht, gilt unserer eigenen Geschichte[1]). Es kommt nun darauf an, für diese Behauptung den überzeugenden Beweis zu führen.

Von wesentlicher Bedeutung in dieser Beziehung ist schon die Thatsache, daß von allen Seiten her die rühmlichsten Anstrengungen gemacht werden, die Quellen unserer Geschichte aufzusuchen, zu sammeln und zu veröffentlichen. Zugleich bricht sich allmählich die Ansicht Bahn, daß bei solchen Unternehmungen nach bestimmten Grundsätzen verfahren werden müsse und daß es nicht mehr gestattet sei, eine historische Quelle bei der Herausgabe mit geringerer Sorgfalt und Umsicht zu behandeln, als man bisher „Griechischen und Römischen Scribenten" hatte zu Teil werden lassen[2]). Freilich fehlte viel, daß in dieser Richtung sofort der rechte Weg erkannt oder gar eingeschlagen worden wäre, aber die Sorglosigkeit, die in früheren Zeiten in diesem Gebiete geherrscht hatte, sah sich wenigstens aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Im übrigen wäre es offenbar unbillig, den Maßstab unserer Zeit an die Publikationen jener Tage anzulegen, in welchen, um nur das eine hervorzuheben, die größere Masse des Quellenstoffes zum erstenmale veröffentlicht wurde und eine gute Anzahl der Vorbedingungen, welche die Herstellung eines authentischen Textes nun einmal erheischt, überhaupt noch nicht oder doch höchst unvollkommen gegeben waren. Eines ist gewiß, die Erkenntnis, daß einer fruchtbaren Bearbeitung der deutschen Ge-

---

[1]) S. oben S. 466.

[2]) Vgl. u. a. Bünaus Vorrede zu seiner Geschichte Kaiser Friedrich I. Bd. 2), wenn auch das von ihm angeführte Beispiel nicht zutrifft.

schichte im ganzen und einzelnen vor allem die Bereitlegung eines möglichst ergiebigen Quellenmaterials voraus- und zur Seite gehen müsse, war immer allgemeiner geworden. Sogar einzelne Pläne weitgehendster Art schwebten in der Luft, wenn es auch zu frühe war, zu ihrer Ausführung zu schreiten. Immerhin kam es auf diese Weise, daß ältere Sammlungen aufs neue herausgegeben und zugleich nicht bloß schlechthin wieder abgedruckt wurden: das geschah z. B. mit den Publikationen von Schard[1]), Pistorius[2]), Reuber[3]), Urstisius[4]), M. Freher[5]). Daran schlossen sich dann neue, selbständige Sammlungen, von welchen zwar die meisten im Interesse der einen oder andern Spezialgeschichte veranstaltet wurden, aber im letzten Grunde doch alle der nationalen Gesammtgeschichte dienten. Der Zeit nach steht der jüngere Heinrich Meibom mit seiner Sammlung, deren erste zwei Bände wichtige Quellen zur niedersächsischen Geschichte an das Licht stellten, voran[6]). In den Jahren 1698—1706 veröffentlichte

---

[1]) S. Schardius redivivus sive scriptores rerum Germanicarum varii opera Hieron. Thomae Augustani cum indicibus, 4 T. Giess. 1673. Vgl. oben S. 366.

[2]) Neue (3.) Ausgabe seiner Scriptores durch B. G. Struve, Regensburg 1726. Vgl. oben S. 366.

[3]) Neue Ausgabe von G. Christ. Joannis. Frankfurt 1726. Vgl. oben S. 366.

[4]) Neue Ausgabe Frankfurt 1670. Vgl. oben S. 366.

[5]) Neue (3.) Ausgabe von Frehers „Germ. rerum scriptores aliquot insignes" 3 T. besorgt von B. G. Struve. Straßburg 1717.

[6]) Rerum German. T. 3. Helmstädt 1688. — Der ältere und jüngere Meibom müssen unterschieden werden. Heinrich M. sen. war 1555 zu Lemgo geboren, wurde 1583 Professor der Dichtkunst, 1596 der Geschichte zu Helmstädt und starb 1625. Er war ein in hohem Grade humanistisch gebildeter Mann, der sich als Historiker überwiegend mit der Aufklärung des sächsischen Altertums beschäftigte. (Opuscula historica rer. germ. Helmst. 1661.) Der jüngere Heinrich M., ein Enkel des älteren, war 29. Juni 1638 zu Lübeck geboren, von polyhistorischer Bildung, wurde 1665 Professor der Medizin, 1668 der Geschichte und Poesie zu Helmstädt und starb 26. März 1700. Vgl. u. a. Reimann, Versuch einer Einleitung in die Hist. Lit. der Deutschen III, 3 S. 459 ff. Aus den von ihm veröffentlichten Quellen sind hervorzuheben: I. Bd.: Dietrich von Niem. Gobelinus Persona. Gerhard von Steterburg.

Leibniz, der, wie wir bald genauer hören werden, sich seit längerer Zeit eingehend mit historischen Studien beschäftigte, in zwei Teilen eine Anzahl wichtiger Geschichtschreiber zur sächsischen und deutschen Geschichte [1]). In den Jahren 1707—1711 ließ er in drei Bänden die umfassende Publikation seiner Scriptores rerum Brunsvicensium folgen, die man ohne Übertreibung wohl als das bedeutendste und gehaltreichste Unternehmen dieser Art in jener Zeit bezeichnen kann und die eine lange Reihe der ergiebigsten Quellen zur Geschichte des deutschen, bzw. des sächsischen Mittelalters zum erstenmale oder doch in verbesserter Gestalt mitteilten [2]). Aber noch ehe die große Sammlung von Leibniz erschienen war, hatte (1702) Joh. Schilter die sog. Kulpissische Sammlung, die bereits im Jahre 1685 unter einem zu bescheidenen Titel ausgegeben worden war, mit einer Vorrede ausgestattet und nicht mit Unrecht als Volumen rerum Germanicarum" publizirt. Sie enthielt außer der Geschichte Kaiser Friedrich III., des Eneas Sylvius mehrere recht schätzbare Geschichtschreiber [3]). Eben jener Schilter hat durch seine Ausgabe der

---

Widukind. Hrotuita. II. Bd.: Heinrich Wolter. Schiphauers Oldenburgische Chronik. Die Magdeburger Chronik. Die Rastedter Chronik u. s. f. Der III. Band enthält historische Abhandlungen von ihm und seinem Großvater nebst einigen Chroniken sächsischer Klöster. Eine neue Auflage veranstaltete Maiboms Sohn, Hermann Dietrich, der im Jahre 1745 gestorben ist. Über den älteren Meibom ist auch zu vergleichen Conrings Zuschrift an dessen Enkel, die als Vorwort zum 1. Bande der SS. abgedruckt ist.

[1]) Unter dem Titel: Accessiones historicae, quibus utilia superiorum temporum historiis illustrandis scripta monumentaque nondum edita, inque iis scriptores diu desiderati continentur. Lips. 1698—1700. Der erste Teil enthielt: den sog. Chronographus Saxo. Die Chronik des Johannes von Winterthur. Die Gesta Trevirorum. Das Chronicon vetus Holsatiae. Der zweite das Chronicon Alberici monachi trium fontium.

[2]) Darunter befanden sich u. a. der Poëta Saxo. Ditmar von Merseburg (wiederholt). Helmold und Arnold von Lübeck. Botho. Das Chronicon picturatum. Die Vita Mathildis imperatr., Brunonis, S. Bernwardi, Meinwerci u. s. f.

[3]) So z. B. den Thegan und Nithard, den Albert von Stade, Martinus Polonus und das Chronicon Bavariae des Andreas von Regensburg. Die

Chronik des Königshofen, die im Jahre 1698 erschien, sich um die Geschichte Straßburgs, aber auch zugleich um die Bereicherung der Kenntnis unserer Geschichtschreibung ein nicht gewöhnliches Verdienst erworben. Diese seine Ausgabe zeichnet sich durch die Erläuterung, mit welcher er seinen Autor durch Anmerkungen und Anhänge ausstattete, vor den meisten ähnlichen Unternehmungen aus [1]). Als eine Nachwirkung der Bemühungen von Leibniz für die Eröffnung des geschichtlichen Quellenmaterials kann man die reichhaltige Sammlung seines gelehrten Gehilfen J. G. von Eckhart betrachten, die im Jahre 1723 in zwei Bänden erschien und eine ansehnliche Zahl der wichtigsten Quellenschriften, die zum größten Teile bis dahin ungedruckt geblieben waren, in Umlauf setzte. Die Art und Weise der Edition hat zwar manche Bedenken hervorgerufen, das Verdienst der Veröffentlichung selbst bleibt indes gleichwohl bestehen [2]). Die nächste

---

Kulpissische Sammlung hat ihre eigene Geschichte. Der uns bekannte Böcler (s. oben S. 478) hatte sich bereits mit dem Gedanken getragen, eine Sammlung deutscher Geschichtsquellen zu veranstalten und Vorbereitungen dazu getroffen. Vor allem sollte die Historia Friderici III. imp. des Eneas Sylvius in dieselbe aufgenommen werden. Bereits hatte er die nötigen Erläuterungen zu dieser niedergeschrieben. Als er nun darüber hinwegstarb (1675) ersuchte sein Schwiegersohn Ulrich Obrecht den Straßburger Gelehrten J. G. Kulpis (geboren 1652 zu Alsfeld in Hessen, seit 1683 Professor der Institutionen zu Straßburg), den Plan seines Schwiegervaters auszuführen. Kulpis kam diesem Wunsche nach und gab 1685 die Historia Friderici mit Böclers Anmerkungen und den andern genannten Geschichtsquellen heraus, ohne jedoch diese letzteren ausdrücklich auf dem Titel zu nennen. Als nun der Verleger mit dem buchhändlerischen Erfolge dieses Unternehmens nicht zufrieden war, wurde Joh. Schilter (s. über ihn unten) veranlaßt, der Sammlung einen entsprechenden Titel zu geben und ein Vorwort dazu zu schreiben. (Über Kulpis vgl. Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie I, 1 ff.

[1]) Vgl. K. Hegel in den Städtechroniken Bd. 8, Einleitung S. 72. — Schilter war 1632 zu Pegau im heutigen Königreich Sachsen geboren, in Leipzig und Jena gebildet und 1686 als Professor der Rechte an die Universität Straßburg berufen, wo er 1705 gestorben ist.

[2]) J. G. Eccardus: Corpus histor. medii aevi s. Scriptores res praecipue in Germania . . . gestas enarrantes. 2 Bände. Leipzig 1727. Darunter u. a. die Annalista Saxo. Annales Colonienses. Martinus Januensis. Codex

große Publikation erfolgte durch J. Burkhard Mencke und zu Gunsten der deutschen und der sächsisch-thüringischen Geschichte. Mencke nimmt zwar unter den Geschichtschreibern jener Zeit einen geringen Platz ein, entwickelt aber doch eine so charakteristische Rührigkeit als Gelehrter in historischen Dingen, daß es nicht überflüßig erscheinen wird, an dieser Stelle etwas bei ihm zu verweilen. Er war der Sohn Otto Menckes, des Begründers der Acta Eruditorum, zu Leipzig am 8. April 1674 geboren[1]). Seine gelehrte Ausbildung erhielt er an der hohen Schule seiner Vaterstadt und entschloß sich nach einigem Schwanken, sein Leben der Geschichte im weitesten Sinne zu widmen. Seit dem Jahre 1699 wirkte er in diesem Sinne mit rühmlicher Unermüdlichkeit als Lehrer und als Schriftsteller. Als solcher macht er indes immerhin den Eindruck des Polyhistors, wenn auch der besten Art. Seine bewährte Sammlung kommt der Leibnizischen an Bedeutung nahe[2]). Die Veröffentlichung von Geschichtsquellen wie Ermoldus Nigellus, Cosmas von Prag, Benzo, Eberhard Windeck, des großen Chronicon Sanpetrinum Erfurt., Rothe's Chronik von Thüringen, Hartung Kammermeisters (Erfurter) Annalen, Hermann Kerssenbroich's Geschichte des Aufruhrs zu Münster und anderer mehr, ist von wesentlichem Einfluß auf die Geschichtforschung jener und auch der späteren Tage geworden. Als eigentlicher Historiker hat er sich mit einem Leben Kaiser Leopolds I. versucht[3]), ohne jedoch mit dieser Leistung der freilich nicht leichten Aufgabe gerecht zu werden. Die weiter oben[4]) berührten Werke über diesen Gegenstand, wie man sie sonst be-

---

Udalrici. Hermannus Korner u. s. f. Auf Eckhart selbst kommen wir eingehender zurück.

[1]) S. oben S. 466 Anm. 1. — Vgl. Dr. Richard Treitschke, Burkhard Mencke, Professor der Geschichte zu Leipzig und Herausgeber der Acta Eruditorum. Leipzig 1842.

[2]) In 3 Bänden. Leipzig 1728—1730: Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum.

[3]) Leipzig 1707.

[4]) S. S. 523 ff.

urteilen mag, sind ihm unzweifelhaft überlegen. Die deutsche Sprache, welcher er sich dabei bedient, nimmt sich in seinen Händen unbeholfen genug aus, und man kann aus diesem einen Beispiele recht deutlich ersehen, welch ungeheurer Fortschritt in den nächsten Jahrzehnten durch einen Mann wie Mascou und einige andre in der Anwendung der Muttersprache auf die Geschichtschreibung herbeigeführt worden ist. Genug, auf diesem Felde wuchsen für Mencke keine Lorbeeren. Wer ihn und seine Eigentümlichkeit als Schriftsteller auch über geschichtliche Dinge kennen lernen will, muß ihn bei seinen kleinen Schriften, wie sie in seinen Reden, Programmen und Dissertationen vorliegen, aufsuchen. Von seinen beiden Reden über die „Charlatanerie der Gelehrten", die ihn zu einem weltberühmten Manne machten, soll hier nicht weiter gesprochen werden. Von Interesse dagegen ist es schon, zu lesen, wie er seine Zuhörer für das Studium der Geschichte zu begeistern versuchte [1]). Eine Anzahl seiner Abhandlungen beschäftigen sich mit theoretischen Fragen über die Geschichtschreibung und zeigen in der That, daß seine Theorie seiner Praxis weit voraus war [2]). Von hoher Bedeutung ist seine Abhandlung über die historischen Denkwürdigkeiten [3]); Mencke muß in der That als der erste gerühmt werden, der in Deutschland sich mit dieser Art historischer Literatur eingehend und mit voller Sachkenntnis beschäftigt hat. Hierzu kommmt eine Reihe von Aufsätzen, die einen praktischen Zweck verfolgen, aber doch geschichtliche Fragen zum Gegenstande haben oder streitige Ansprüche staatsrechtlicher Natur mit geschichtlichen Waffen verfechten [4]). Seine literargeschichtlichen Versuche und Bemühungen, in welchen nicht der geringere

---

[1]) In seiner Rede „De contemtis vulgo elegantiarum literarum, Historiarum maxime studiis et contemtus hujus damnis." (1704).

[2]) Z. B. seine Abhandlung: „De eo quod justum est circa testimonia historicorum", oder „De historicorum in rebus narrandis inter se dissidiis."

[3]) „De commentariis historicis", quos Galli ‚Memoires' vocant." (1708).

[4]) S. Treitschke a. a. O. S. 38—41.

Teil seiner Verdienste liegt, werden wir in einem andren Zusammenhange berühren.

Von dieser Abschweifung, für welche wir um Entschuldigung bitten, wenn eine solche nötig ist, kehren wir zu der Betrachtung der Anstrengungen dieses Zeitraums, das geschichtliche Quellenmaterial im weitesten Umfange zu erschließen, wieder zurück.

Wir erwähnen fortfahrend an dieser Stelle zunächst einige Sammelwerke, die zwar gemischter Natur sind und nicht ausschließlich die Veröffentlichung von Geschichtsquellen im technischen Sinne des Wortes beabsichtigen, die aber ebenso gut hier als anderswo zur Sprache gebracht werden können. Wir werden bei dieser Gelegenheit zugleich als die Urheber derselben einige Männer kennen lernen, die zum Teile wenigstens auf die Entwickelung der Geschichtswissenschaft überhaupt von mehr oder minder erheblichem Einfluß gewesen sind. In erster Linie begegnet uns in diesem Zusammenhang Johann Friedrich Schannat. Geboren am 25. August 1683 zu Luxemburg, hatte er in Löwen die Rechtswissenschaft studirt und war weiterhin Rechtsanwalt bei dem Parlamente in Mecheln geworden. Seine innerste Neigung zog ihn jedoch zu den historischen Studien und die Umstände fügten es, daß er ihnen sein ganzes Leben und ein nicht gemeines Talent widmen durfte. Schon im Jahre 1707 hatte er eine „Histoire du comte de Mansfeld“ erscheinen lassen, die freilich längst vergessen ist. Die Neigung zu archivalischen Forschungen, von welchen er mit Recht die fruchtbarste Förderung der geschichtlichen Arbeiten erwartete, bestimmte ihn, der Überlieferung gemäß, in den geistlichen Stand zu treten, weil er sich davon einen leichteren Zugang zu den verschlossenen urkundlichen Schätzen versprach. In der That ist es ihm auf diese Weise nicht schwer geworden, bald genug eine Stellung zu finden, die allen diesen Wünschen und Berechnungen entsprach. Der Fürstabt Constantin von Fulda berief ihn zu sich und erteilte ihm den Auftrag, eine Geschichte seiner Abtei zu schreiben. Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses Auftrages werden wir später zurückkommen. Hervor-

zuheben ist, daß sich Schannat durch ein ungewöhnliches Sammeltalent auszeichnete. So begab er sich im Jahre 1735, dazu von einem andern Kirchenfürsten aufgefordert und unterstützt, nach Italien, wo er in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und in der vatikanischen zu Rom eine reiche Ernte hielt und mit nach Deutschland zurückbrachte. Die beabsichtigte Veröffentlichung derselben hat er jedoch nicht mehr ausführen können, da ihn schon am 6. März 1739 der Tod überraschte [1]). Schannat hat in der gelehrten, namentlich der katholischen Welt jener Tage eine hochangesehene Stellung eingenommen, zum Teil, weil er eine gewinnende Persönlichkeit besaß, zum Teil und vielleicht noch mehr, weil man in den katholischen Kreisen begabte und brauchbare schriftstellerische Talente grundsätzlich aufsuchte und ehrte, um nicht hinter den literarischen Bestrebungen zurückzubleiben, welche das protestantische Deutschland erfüllten. Das Sammelwerk Schannats, von welchem wir ausgegangen sind, waren die Vindemiae litterariae, die in den Jahren 1723 und 1724 in zwei Teilen erschienen sind [2]). Es brachte eine Reihe von Quellenschriften, die nicht bloß für die kirchliche, sondern zugleich auch für die Profangeschichte namentlich Mitteldeutschlands von Wert waren. Schannat ist es auch, der bei dieser Gelegenheit auf die Bedeutung der Totenbücher oder Nekrologien hinwies, indem er aus einem solchen, obwohl nicht gerade einem der wichtigsten, Mitteilungen machte [3]).

---

[1]) Vgl. Joh. Mich. von Loen, ges. kleine Schriften I, 274 ff. — (De la Barre de Beaumarchais) Eloge historique de l'Abbé Schannat in dessen nach seinem Tode veröffentlichter „Histoire abregée de la maison Palatine" (Sendschreiben an J. D. Olenschlager). — Hirsching, hist.-lit. Handbuch X, 1 S. 239.

[2]) „Vind. litterariae, hoc est, veterum monumentorum ad Germaniam sacram praecipue spectantium."

[3]) Von besonderem Werte ist das sog. Chronicon Erfordiense von 1223 bis 1254, das Schannat im ersten Bande der Vind. abdrucken ließ. Es ist dasselbe, das Boehmer in seinen Fontes wiederholte und unter dem Titel „Annales Erfurtenses" in den M. G. H. neu herausgegeben worden ist. Auch die Annales Vetero-Cellenses hat Schannat unter dem Titel „Chronicon

Ein Mann ganz andrer Art, ein ganzer Deutscher, echter Protestant und Preuße war der berühmte Kanzler der Universität Halle, Johann Peter von Ludewig. Er nimmt in der gelehrten Welt jener Zeit eine höchst bedeutende und originelle Stellung ein und hat in seiner Art für die Förderung der deutschen Geschichte produktiv und reproduktiv nach verschiedenen Richtungen hin in der anregendsten und unermüdlichsten Weise gewirkt. Aus diesem Grunde dürfen wir schon in diesem Zusammenhang von ihm des nähern reden. Ludewig ging aus jenen Gegenden Süddeutschlands hervor, die früher und später der deutschen Bildung so viele Kräfte zugeführt haben. Geboren am 15. August 1668 zu Hohenhard bei Schwäbisch-Hall, widmete er sich auf der hohen Schule zu Tübingen zunächst dem Studium der Theologie, ging hierauf nach Wittenberg, wo er den Übergang zu den humanistischen Disziplinen vollzog. Mit Samuel Stryk, dem berühmten Rechtslehrer, dem er sich bereits hier angeschlossen hatte, siedelte er 1692 an die neu gegründete Universität Halle über und habilitirte sich für Geschichte und Philosophie, wurde schon ein paar Jahre darauf zum Professor befördert, erhielt im Jahre 1703 den Lehrstuhl der Geschichte, den ihm Chr. Cellarius [1]) abtrat, und ging 1705 in die juristische Fakultät über. Nahezu vier Jahrzehnte hat er dann in dieser Stellung gewirkt und als Lehrer und Schriftsteller eine Thätigkeit entwickelt, die maßgebend zu dem Glanze der jungen Hochschule beigetragen und sie zur angesehensten Pflegstätte der juristischen Wissenschaft gemacht hat [2]). Äußere Ehren sind dem unermüd-

---

Missnense" nach einer freilich recht inkorrekten Handschrift zum ersten Male veröffentlicht. Vgl. die bez. Emendationen bei Mencke's SS. II, 2176. Die Akribie und Verlässigkeit der Schannat'schen Editionen ist bekanntlich öfters angefochten worden. (Der literarische Nachlaß Schannats ist 1747 von seinem Gönner, dem Fürsterzbischof von Prag, käuflich erworben worden.)

[1]) S. oben S. 484.

[2]) Ludewig ist am 7. September 1743 gestorben. Vgl. über ihn zunächst den Artikel von R. Koser in der A. D. Biographie. — Außerdem die Gelehrtenbiographien von J. P. Niceron in der deutschen Bearbeitung (Halle 1749 ff.) Bd. 20.

lichen Manne unter diesen Umständen nicht versagt geblieben; wir erwähnen nur seine Ernennung zum königlichen Historiographen und (1721) zum Kanzler der Universität. Das Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeiten war das deutsche Staatsrecht, welches er in der von Conring begründeten historischen Methode kultivirte, freilich ohne dessen vorurtheilsfreien Standpunkt zu erreichen. Für den preußischen Hof und dessen Politik war er das geeignete Werkzeug und hat er zur Verteidigung derselben eine Reihe von Staatsschriften abgefaßt. Die berühmteste darunter ist jene Deduktion, in welcher er das Eigentumsrecht der Krone Preußen auf „Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau" zu begründen unternahm. Um die deutsche Geschichte, wie sich noch weiter ergeben wird, hat er, von publizistischen Motiven geleitet, sich unverkennbare Verdienste erworben. Die von ihm veranstalteten Sammelwerke müssen an dieser Stelle zunächst erwähnt werden. Einmal seine „Reliquiae", eine Sammlung von Urkunden, Chroniken und verschiedenen historischen Aktenstücken, die er zugleich mit einer lehrreichen Einleitung ausgestattet hat [1]). Die Sammlung ist nicht systematisch angelegt, sondern wertvolles geschichtliches Material wird, wie es eben in einer langen Reihe von Jahren dem eifrigen Forscher in die Hände kam, mitgeteilt. Ludewig hat sich indes noch durch zwei andre Publikationen verdient gemacht, die der Herausgabe der wirzburgischen und bambergischen Geschichtsquellen gelten. In der Behandlung seiner Texte läßt der Herausgeber zwar vieles zu wünschen übrig, die Veröffentlichung selbst aber mußte immerhin als eine höchst erwünschte begrüßt werden [2]). — Eine dritte Sammlung dieser gemischten

---

[1]) Reliquiae manuscriptorum omnis aevi diplomatum ac monumentorum. 12 Bände. Frankfurt und Leipzig 1720—1731. Zweite Ausgabe, Halle 1733—1741.

[2]) a. „Geschichtschreiber von dem Bischofthum Würzburg", darunter die Chronik von Lorenz Fries (s. oben S. 298), Leipzig 1713. — b. „Novum volumen scriptorum rerum Germ. Vol. 1. complectens scriptores rerum Bambergicarum". Eine erwünschte Ergänzung von N. a. gab in den Jahren 1741—1744 Ignaz Gropp in seiner „Collectio novissima scrip-

Art ließ in den Jahren 1734—1741 Heinrich Christian von Senkenberg erscheinen [1]). Aus dem bekannten Frankfurter Geschlechte dieses Namens (1704) hervorgegangen, zu dessen Ruhm er selbst nicht am wenigsten beigetragen, hatte er seine Ausbildung an mehreren Universitäten, vor allem aber in Halle unter Thomasius, Ludewig, N. H. Gundling und J. Henning Böhmer erhalten. Aus dieser Schule ging er als ein fertiger Jurist und Kenner des deutschen Staatsrechts im Sinne jener Zeit hervor, gelangte rasch der Reihe nach zu verschiedenen bedeutenden Stellungen u. a. an den Universitäten von Göttingen und Gießen und starb im Jahre 1768 als Reichshofrath zu Wien. Bis auf einen gewissen Grad verwandt mit diesen umfassenden Sammlungen sind die Publikationen von B. G. Struve [2]), Chr. G. Buder [3]),

---

torum et rer. Wirceburg." 2 Bände, darunter vor allem die historischen Schriften Michaelis de Leone. — Gropp war 1694 in Kissingen geboren und starb am 19. November 1758. Er war Mönch im Kloster St. Stephan O. S. B. zu Wirzburg. S. die A. D. Biographie s. h. v. und Meusel, hist.-stat.-liter. Magazin, Tl. I, S. 199—205.

[1]) „Selecta Juris et Historiarum" 6 Bände. — Vgl. über ihn Kriegk, die Gebrüder Senkenberg, und Pütter, Literatur des deutschen Staatsrechts I, 446 ff. und vor allem auch die „Vita Henrici Christiani Liberi Baronis de Senkenberg, olim J. C. M. pro rebus imperii Consiliarii aulici ab ipso describi inchoata, a filio Renato Carolo Libero Barone de Senkenberg etc. etc. ad finem perducta. Francofurti ad Moenum MDCCLXXXIII. — Interessant ist das im Anhange dieser Vita mitgeteilte „Itinerarium per Saxoniae inferioris quaedam loca". Senkenberg besuchte u. a. Helmstädt, wo ihm der Kirchenhistoriker v. d. Har und der Theologe Johann Fabricius über die Anfänge von Sagittarius und N. H. Gundling allerlei Charakteristisches mitteilte. In Hannover hörte er u. a. über J. G. von Eckart wenig Erbauliches durch S. F. Hahn. — Außer den Selecta Juris et hist. gab Senkenberg im Jahre 1745 eine Sammlung von „ungedruckten und raren Schriften" (Frankfurt 1745—1751). Ein andres bez. Verdienst von ihm war eine neue Ausgabe von Goldasts „Alamannicarum rerum Scriptores" (Ulm 1727).

[2]) Neu eröffnetes historisches und politisches Archiv. 4 Teile. Helmstädt 1766—1722.

[3]) Nützliche Sammlung verschiedener Schriften u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1731.

S. Friedrich Hahn[1]), lauter Männer, die an der Förderung der deutschen Geschichte rührig mitgearbeitet haben. Hahn hat u. a. die Unrest'sche Chronik zuerst mitgeteilt[2]).

Die Veröffentlichungen von Geschichtsquellen, spezifisch territorialer Natur, waren nicht minder zahlreich. Sie bezeugen in wohlthuender Weise nicht bloß den löblichen Eifer ihrer Urheber, sondern zugleich die ermunternde Teilnahme, welche das gelehrte und gebildete Publikum solchen Unternehmungen entgegenbrachte. Nur einige derselben sollen hier noch namhaft gemacht werden, einzelne sind ohnedem im Vorbeigehen bereits berührt worden.

Wir haben schon einmal angedeutet, daß in den katholischen Ländern in diesem Zeitraume die historische Produktion vergleichungsweise zurücktrat, daß aber wenigstens in der Veröffentlichung des geschichtlichen Quellenmaterials hier mancherlei geleistet wird. Es gilt das ganz besonders von den österreichischen Ländern. Hier sind es in erster Linie die Gebrüder Bernhard und Hieronymus Pez, Mönche der Abtei Melk in Oberösterreich, deren Leistungen auf Auszeichnung Anspruch haben. Beide waren in ihrer Art vorzügliche Männer, von höchst achtungswertem, ernsten Streben und ihre Schuld war es nicht, wenn die österreichischen Benediktiner für die Geschichte nicht so viel geleistet haben wie die Mauriner in Frankreich. Bernhard Pez (geboren 1683, gest. 1735) hat in seinem „Thesaurus anecdotorum novissimus“[3]) eine Reihe von Schriftwerken mitgeteilt, die allerdings mehr der Literar- als der politischen Geschichte angehören[4]). Bernhard Pez war ein unermüdlicher Forscher und von einer Gelehrsamkeit, wie sie in dem Kreise, welchem er angehörte,

---

[1]) Collectio monumentorum veterum et recentium ineditorum. Braunschweig 1724—1726.

[2]) S. oben S. 151.

[3]) Aug. Vindel. 1721—1729, 5 vol.

[4]) Mit Ausnahme des Codex diplomaticus-historico-epistolaris, der den 6. Band bildet. Vgl. über B. Pez überhaupt Dr. A. Mayer, Gesch. der geistigen Kultur in Österreich. 1. Band passim.

selten gewesen ist[1]). Ein größeres Verdienst um die Geschichte im engeren Sinne hat sich sein Bruder Hieronymus (geboren 1685, gest. 1762) durch seine Sammlung österreichischer Geschichtsquellen erworben, unter welchen nebst der Vita Severini die erste Ausgabe der Reimchronik Ottokars von Horneck hervorragt[2]). Freilich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Text, in welchem uns diese Chronik geboten wird, mit Recht als ein höchst ungenügender bezeichnet wird; für jene Zeit mußte die Veröffentlichung gleichwohl als eine höchst willkommene Gabe erscheinen[3]).

Von anderen Landschaften Deutschlands hatten das Erzstift Mainz[4]), Schlesien[5]), die Lausitz[6]) ähnliche Sammlungen erhalten, von welchen freilich die beiden letzteren in der Methode der Mitteilung der Texte vieles zu wünschen übrig ließen. Man mußte sich eben mit dem guten Willen abfinden. Und während die brandenburgisch-preußischen Gebiete in dieser Beziehung leer ausgingen oder doch nichts die Sache wesentlich

---

[1]) Vgl. Sitzungsberichte der Münchener Akademie (1879. II. Bd. 1. Heft. S. 71) über einen Besuch des B. Pez in der Abtei Weihenstephan bei Freising, und seinen eigenen Bericht über diesen Besuch (1717) in der „Dissertatio isogogiae“ zum Thesaurus.

[2]) S. darüber Lorenz in seinen „deutschen Geschichtsquellen“.

[3]) Vgl. über Hieronymus Pez A. Mayer a. a. O. (S. 190. 191 und sonst öfters) und die hier angegebene Literatur.

[4]) S. G. Christ. Joannis: Scriptores Rerum Moguntiacarum. 3 Bände. Frankfurt 1722—1727. — Joannis (Johannis) stammte aus Marktbreit in Franken, geboren 1685, gest. 1735. — Er war längere Zeit Professor in Zweibrücken und ein eifriger, sachkundiger Sammler. (Vgl. A. D. Biographie über ihn). — Sein Sammelwerk ist eines der wertvollsten.

[5]) Silesiacarum rerum Scriptores aliquot inediti von Friedrich W. von Sommersberg. 3 Bände. Lips. 1729—1732. Die Sammlung brachte mehrere wichtige Geschichtsquellen, wie z. B. das Chronicon de principibus Poloniae. Die Art der Behandlung der Texte hat freilich mehrfachen und nicht ungerechtfertigten Tadel erfahren. S. zunächst Klette a. a. O. S. 272). Sommersberg war Bürgermeister zu Breslau, gest. 1756.

[6]) Scriptores Rerum Lusaticarum u. s. f. 4 Teile. Leipzig und Bautzen 1719. (Darunter die Vita Wiperti comitis Goricensis).

Förderndes hervorbrachten [1]), erhielten dagegen die mecklenburgischen und holsteinischen Landschaften durch den holsteinischen Kanzler Ernst Joachim von Westphalen eine durch Fülle des Inhalts und Pracht der Ausstattung sich auszeichnende Sammlung, deren Urheber von dem Umschwung, welchen die nationale Geschichtsforschung in den letzten Menschenaltern zu ihrem Vorteile erfahren hatte, erfüllt war und seiner Überzeugung einen warm empfundenen Ausdruck zu geben verstand [2]). —

Angesichts dieses fruchtbaren und erfrischenden Eifers jenes Zeitalters, die verborgenen Quellen unserer Geschichte an das Licht zu ziehen, kann es uns nicht überraschen, wenn wir hören, daß nun auch Versuche gemacht wurden, sich sozusagen literar-

---

[1]) J. G Krause's „Collectio Scriptorum de rebus Marchiae Brandenburgensis maxime celebrium“ (Frankfurt und Leipzig 1729) gibt etwas andres als man dem Titel nach erwarten möchte, d. h. es enthält nur Abhandlungen.

[2]) „Monumenta inedita Rerum Germ. praecipue Cimbricarum et Megalopolensium“. 4 Bände. Leipzig 1739—1745. Westphalen lebte als holsteinischer Kanzler in Kiel und starb 1759. Seine Sammlung enthält Chroniken und Urkunden. Von ersteren u. a. die hist. Werke Nik. Marschalks (s. oben S. 89) und Tratzigers Chronik der Stadt Hamburg (s. oben S. 423 Anm. 3) in hochdeutscher Sprache. — Wir können nicht umhin, aus Westphalens „Praefatio et Introductio“ zum ersten Bande einige charakteristische Sätze anzuführen. „Repentinam quidem, sed peroptatam eamque felicem rerum dixeris conversionem, quod cum superiori aevo plures Historicorum et Jureconsultorum Germaniae communi fere impetu res patrias despexerint et inculta studiorum adventitiorum pertinaci industria consenuerint, recenti nunc aetate tantum non omnis flagrantissimo patriae ducti studio res domesticas ab interitu et despectu vindicent iisque curam omnem atque operam impendant. Deserta fere nunc tota est provincia eorum, qui antiquitatum historiarumque Romanarum quisquiliis et subobscuris Latii reliquiis capti, ex quolibet stramine peregrino columnam compegerunt etc. etc.... Nunc vero effloruit saeculum Germaniae vere historicum et diplomaticum, quod restauratoribus suis gaudet et gloriatur literatis, qui res historicas et diplomaticas patriae ex conditoriis suis, quibus pulvere et squalore obsitae et veluti humatae delituerant, studio omni et cura eruunt atque adeo ab inferis in superas auras revocant; ut Germania ipsa felicissima vicissitudine et quasi anastasi resurrexisse fere videatur ex tumulis suis atque sepulturis.“

historisch über den angesammelten Stoff zu orientiren, ihn zu ordnen, den Wert der einzelnen Schriftstücke zu bestimmen, und daß diese Versuche, wenn auch in verschiedenen Gestalten, immer häufiger wurden. Von dem Beispiele, das in dieser Richtung Marquard Freher s. Z. gegeben hatte, haben wir an seinem Orte bereits gesprochen [1]). Es erhielt jetzt von J. D. Köhler eine neue vermehrte Ausgabe [2]). Daran reihten sich dann andre Unternehmungen dieser Art. Die betreffenden Arbeiten von Michael Hertz [3]) und J. P. Fincke [4]) erheben sich freilich nicht über die Form einfacher Verzeichnisse und Wegweiser. —

Ein Versuch, der sich eine höhere Aufgabe setzte und zugleich das ganze Gebiet der geschichtlichen Literatur seit den Anfängen der christlichen Zeit umspannt, ging von B. G. Struve aus [5]), und hat denn dank seiner Brauchbarkeit zwei weitere Ausgaben, beziehungsweise Bearbeitungen erfahren. Das Verdienst des Werkes besteht in dem Umstande, daß es zum erstenmale das fast unübersehbare historische Quellenmaterial, das sich seit der Erfindung der Buchdruckerkunst angesammelt hatte, in eine wohlgeordnete und lehrreiche Übersicht brachte. Mit unverkennbarer Sachkunde hat dann der von vielen als Begründer der deutschen Literaturgeschichte gefeierte J. Friedrich Reimmann

---

1) S. oben S. 367.

2) Im Jahre 1729.

3) „Bibliotheca Germanica sive Notitia scriptorum rerum Germanicarum. Erf. 1679.“ — Hertz war im Jahre 1638 zu Schmira bei Erfurt geboren, seit 1674 Lehrer am Gymnasium, das Jahr darauf Professor der Geschichte an der Universität daselbst, und starb als Pastor zu Buckau bei Schneeberg.

4) „Index in collectiones scriptorum R. Germ. Lips. 1737.“

5) „Selecta Bibliotheca historica. Jena 1705.“ Die Neubearbeitungen gingen (1740) von Buder und (1782) von Meusel aus. — Struve, geboren den 26. Mai 1671 zu Weimar, an den Universitäten von Jena, Helmstädt, Frankfurt und Halle gebildet, wurde 1704 Professor der Geschichte zu Jena und Historiograph des Ernestinischen Hauses. Er starb nach einer ungewöhnlich fruchtbaren literarischen Thätigkeit am 28. Mai 1734. Vgl. Jöcher a. a. O. 4. Band. S. 892 ff.

im dritten Teile seiner „Einleitung in die Historiam literariam der Teutschen" die historischen und zum Teile auch die publizistischen Schriftsteller Deutschlands namentlich der vorausgegangenen letzten Jahrhunderte behandelt [1]). Ohne irgendwie erschöpfend sein zu wollen, greift er mit glücklicher Hand in der Mehrzahl die bedeutenderen Autoren heraus und weiß recht oft passendes und zumal für seine Zeitgenossen unterrichtendes zu sagen. Die Form, in welcher er seinen Zweck verfolgt — Frage und Antwort — erscheint heutzutage kindlich, war aber bekanntlich in jener Zeit höchst beliebt und hat in diesem Falle sicher eine praktische Anwendung erfahren. Von einer historischen Entwickelung der Geschichtschreibung ist freilich keine Rede, aber Methode in der Auswahl und Aufeinanderfolge der behandelten Schriftsteller, sowie zutreffendes Urteil können ihm nicht abgesprochen werden. Als recht brauchbar und von nachhaltigem Werte erwies sich der Versuch Christian Gryphius', die Geschichtschreiber des Abendlandes im 16. Jahrhundert im Zusammenhange und mit knappen, meist treffenden Bemerkungen ausgestattet vorzuführen [2]). Gryphius, ein Sohn des in der Geschichte unserer nationalen Dichtung hochangesehenen Andreas Gryphius, war zugleich selbst Dichter und ist insoferne merkwürdig, als er mit der schöngeistigen Richtung die ernste gelehrte Arbeit mit Erfolg zu verbinden wußte [3]). Von ausdrücklich pädagogischen Motiven ging die hamburgische „Bibliotheca historica"

[1]) Reimmann war am 22. Januar 1664 zu Gröningen im Halberstädtischen geboren, studirte als Berufsfach Theologie und starb am 1. Februar 1743 als Superintendent zu Hildesheim. Vgl. seine „Eigene Lebensbeschreibung" mit Zusätzen von F. H. Theunen, Braunschweig 1745.

[2]) „Apparatus s. dissert. isogog. de scriptoribus historiam Saeculi XVII. illustrantibus." Lips. 1710.

[3]) S. Kobenstein-Bartsch, Gesch. der deutschen Nationallit. 2, 149. Gryphius war geboren am 29. September 1649 zu Fraustadt (Prov. Posen), zu Jena und Straßburg gebildet, wurde 1674 Professor der alten Sprachen am Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau, 1686 Rektor am St. Maria-Magdalena-Gymnasium und starb am 6. März 1706. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

aus, die unter den Auspizien Johannes Hübners[1]) und der Mitwirkung von Michael Richey und dem mit Recht berühmten J. Albert Fabricius in den Jahren 1715—1729 zu Hamburg, wo sich damals überhaupt ein reiches geistiges Leben entwickelte, in zehn Teilen erschien[2]). Um die Verbreitung erwünschter Kenntnisse und gesunder Urteile über die historische Literatur der verschiedenen Jahrhunderte hat sich dieses Unternehmen ohne Zweifel in hohem Grade verdient gemacht. Des eben genannten J. A. Fabricius darf an dieser Stelle aber auch um verschiedener andrer seiner literarhistorischen Werke willen mit voller Anerkennung gedacht werden[3]). Neben Schriften dieser Art von mehr oder minder allgemeinerem Charakter fehlt es zugleich nicht an solchen, die sich mit der Geschichtschreibung einzelner deutscher Territorien beschäftigten. So hatte schon im Jahre 1679 Christoph H. Hartknoch eine für jene Zeit wertvolle Übersicht der älteren preußischen Geschichtschreiber veröffentlicht[4]). Über die bairischen Geschichtschreiber insbesondere des 15. bis 17. Jahrhunderts hat Leibniz in der Vorrede zu seiner

---

[1]) S. oben S. 560.

[2]) „Der studirenden Jugend zum Besten zusammengetragen“. Die einzelnen Teile führten den Namen „Centurien“, daher 10 Centurien mit einem Registerband.

[3]) Fabricius war am 11. November 1668 zu Leipzig geboren und gebildet, wurde 1699 Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg, wo er am 30. April 1736 gestorben ist. Vgl. A. D. Biographie s. h. v. — Von Fabricius' auch für die deutsche Geschichte wertvollen Werken sind neben der bekannten großartigen Bibliotheca Mediae et Infirmae Latinitatis (1734 bis 1746) u. a. seine Bibliotheca ecclesiastica (1718) und seine „Centifolium Lutheranum s. Notitia litt. scriptorum omnis generis de Luthero, ejusque vita scriptis et reformatione ecclesiae, 2 Bände (Hamburg 1728—1730) hervorzuheben.

[4]) Hartknoch, geboren 1644 zu Jablonka, zu Königsberg gebildet, lehrte zuerst hier an der Universität und wurde 1677 Professor am Gymnasium zu Thorn, wo er am 3. Januar 1687 starb. Die oben im Texte genannte Abhandlung war in Verbindung mit mehreren die Geschichte Preußens behandelnden Dissertationen der von ihm veranstalteten (ersten) Ausgabe der Deutschordens-Chronik Christians von Dusburg herausgegeben worden.

Ausgabe der bairischen Annalen von Adelzreiter und Brunner mit ebenso großer Sachkunde als Anerkennung behandelt [1]). In diesem Zusammenhange darf endlich auch der uns bereits nicht mehr unbekannte Kanzler von Ludewig nicht übergangen werden, der, überhaupt ein großer Kenner der historischen Literatur, in einem originellen Werke, das der deutschen Geschichte gewidmet ist, die Geschichtschreiber mehrerer deutscher Territorien und Fürstenhäuser, wie Sachsen, Baiern, Kurpfalz, Braunschweig, Preußen mit Verständnis und ausreichender Würdigung verzeichnet [2]). An der äußersten Grenze dieses Zeitraumes, streng genommen bereits jenseits derselben, steht die Zusammenstellung der deutschen Geschichtschreiber, welche Ch. G. Buder seiner Ausgabe von B. G. Struves deutscher Geschichte als schätzbare Zugabe mit auf den Weg gegeben hat [3]). Buder beherrschte das in Frage kommende Material in erschöpfender Vollständigkeit und verstand es zugleich, dasselbe in passender und lehrreicher Weise zu gruppiren und zu charakterisiren. — —

Die Bemühungen, die Quellen unserer Geschichte zu öffnen und zu ordnen, waren jedoch mit den berührten Publikationen noch keineswegs erschöpft und konnten es der Natur der Sache nach auch nicht sein. Es sind die Urkunden im weitesten Sinne des Wortes, die neben den Geschichtsquellen im engeren Sinne den Eifer und die Arbeitskraft der produktiven Forscher in Anspruch nahmen. Schon in dem vorausgehenden Abschnitte haben

---

1) Die Ausgabe erschien zu Frankfurt a. M. im Jahre 1710. Über die betr. Schriften von Adelzreiter und Brunner s. oben S. 385—386 und S. 388. Der wirkliche Verfasser des Adelzreiter zugeschriebenen Werkes ist Leibniz nicht verborgen geblieben. Leibniz beginnt mit einem Lobe des Wiguleus Hund, Gewolds und Raders. Eingehend äußert er sich dann zutreffend über Aventin und weist die von Baronius u. A. gegen denselben erhobenen Angriffe zurück. Ähnlich ergeht er sich über M. Welser und geht dann auf die Verdienste des Kurfürsten Max I. um die bairische Geschichtschreibung über. Vgl. oben S. 342 ff.

2) Es ist die „Germania Princeps“ Ludewigs, auf die wir gleich zurückkommen werden.

3) „Bibliotheca scriptorum rerum German.“ Jena 1753.

wir von dem siegreichen Emporkommen der Urkundenwissenschaft und ihrem wohlthätigen Einfluß auf die Geschichtsforschung gehandelt und dürfen uns genügen lassen, darauf zu verweisen, die Hauptsache ist, daß auf dem einmal gebahnten Wege rüstig weiter gearbeitet und der urkundliche Stoff fortgesetzt vermehrt wurde. Diese Mehrung kam in erster Linie der allgemeinen deutschen, bzw. der Reichsgeschichte, weiterhin der Provinzial- und Spezialgeschichte zu gute. Von den Sammlungen von Schannat und Ludewig, gemischter Natur wie sie sind, haben wir bereits gesprochen [1]). Die beiden Sammelwerke von Leibniz, der sich seines Unternehmens im weitesten Sinne bewußt war und sich ein hohes Ziel setzte, sind bekannt. Niemand in dieser Zeit hat höhere Anforderungen an Publikationen dieser Art gestellt wie er [2]). Ein Teil seiner angestrengten Arbeit auf urkundlichem Gebiet, der für die diplomatische Geschichte des welfischen Hauses bestimmt war, ist erst nach seinem Tode von andern zum Abschluß geführt worden. Eine der vollständigsten und reichhaltigsten Sammlungen hat die deutsche Geschichte durch V. G. Guden in seinem „Codex diplomaticus Moguntinus“ erhalten, dessen erster Band im Jahre 1743 erschienen ist [3]). Guden hatte zugleich von der wissenschaftlichen Aufgabe einer Urkundenedition eine wohldurchdachte Vorstellung und in der Vorrede zum ersten Bande die von ihm befolgten Grundsätze niedergelegt, die dann allgemeine Anerkennung und Nachahmung gefunden haben und noch heutzutage in Geltung sind [4]). Für die Reichsgeschichte unmittelbar ist in

[1]) S. oben S. 567. 571.

[2]) Codex juris gentium diplomaticus. 2 Bände. Hannover 1693. — Mantissa cod. j. g. d. Ibid. 1700. Vgl. die Vorreden zu den beiden Sammlungen.

[3]) Vier Bände erschienen bei Lebzeiten des Herausgebers, der fünfte nach seinem Tode. — Guden war am 19. Juni 1679 zu Mainz geboren, studirte die Rechtswissenschaft und wurde 1724 Reichskammergerichtsassessor zu Wetzlar, gestorben am 9. März 1758. — Joannis in seiner Sammlung der SS. R. Mog. (s. oben S. 575 Anm. 4) hatte ihm und seiner literarischen Uneigennützigkeit wenigstens für die beiden ersten Bände vieles zu verdanken.

[4]) Vgl. Sickel a. a. O. S. 44.

der Veröffentlichung des urkundlichen Materials vieles geschehen. Bei Zeiten ist das Bedürfnis aufgetaucht und ausgesprochen worden, eine urkundliche, aus den Archiven geschöpfte Geschichte der deutschen Reichstage zu besitzen. Johann Christian von Boineburg, der verwaltende Rat am kurfürstlichen Hofe zu Mainz, machte 1662 dem wirtembergischen Kanzler Christoph Forstner[1]) den Vorschlag, aus der Geschichte der alten Reichsverhandlungen die Reichsabschiede zu erläutern. Es war demnach nicht sowohl auf die Veröffentlichung einer Sammlung des Stoffs, sondern auf dessen sofortige Bearbeitung abgesehen; es hätte aber für den Zweck der Ausführung des angeregten Gedankens nicht ausbleiben können, daß das archivalische Material in Abschriften oder doch in Auszügen zusammengebracht worden wäre[2]). Forstner sah sich aber nicht in der Lage, der an ihn gelangten Aufforderung nachzukommen. Vermutlich übersah er zugleich die Schwierigkeit des gestellten Auftrages zu gut, als daß er denselben nicht hätte ablehnen wollen[3]). Ein andrer, hochangesehener Gelehrter der Zeit, H. Böcler in Straßburg[4]), schloß sich dem verneinenden Bescheide Forstners an[5]), und Hermann Conring, an welchen eine ähnliche Aufforderung erging, gab eine ähnliche ablehnende Antwort[6]). So blieb also die Verwirklichung des patriotischen

---

[1]) Forstner war 1598 auf Schloß Birkenstein in Oberösterreich geboren, auf der Universität von Tübingen und Wien und durch verschiedene Reisen gebildet, wurde er 1630 Vizekanzler in Mömpelgard und 1633 wirtembergischer Kanzler, eine Stelle, die er bis zu seinem am 29. Dezember 1667 erfolgten Tode bekleidete. Mehrere in das Gebiet des deutschen Staatsrechts fallende Schriften hatten dazu beigetragen, daß der oben im Texte erwähnte Antrag an ihn gelangte. Vgl. A. D. Biographie s. h. v.

[2]) S. Ranke, S. W. (1864) 6, 1 ff. — Weizsäcker in dem belehrenden Vorwort zu den deutschen Reichstagsakten S. XLVII—VIII.

[3]) S. Boineburgs Brief in Daniel Grubers Commercium epistolicum Leibnitii, tomi prodromi pars altera p. 1004. Forstners Schreiben ebendas. S. 1005—1012.

[4]) S. oben S. 478.

[5]) Böclers Brief bei Gruber a. a. O. S. 1012—1018.

[6]) S. Gruber a. a. O. S. 1020.

Vorschlages der Zukunft anheimgestellt. In der ersten Hälfte des darauffolgenden Jahrhunderts faßte Johann Joachim Müller, Archivar zu Weimar [1]), den umfassenden Plan, die Geschichte der Reichstage von K. Friedrich III. bis K. Rudolf II. zu beschreiben und dieselbe mit vielen noch nicht veröffentlichten Dokumenten auszustatten. Das Werk sollte durch den Titel „Des hl. römischen Reichs, Teutscher Nation, Reichs-Tags-Theatrum“ ausgezeichnet werden. Zunächst ließ er eine Probe, die Jahre 1500—1508 umfassend, erscheinen [2]). Vier Jahre später publizirte er das „Reichstagstheatrum“ der Regierung Kaiser Friedrichs III. (1400—1493) [3]) und fünf Jahre darauf jenes der Regierung Kaiser Maximilians I., das in zwei Bänden die Jahre 1486—1496 und 1496—1508 behandelte [4]). Er fing mit K. Friedrich III. an, weil seine Regierung eine neue Epoche der Reichstagsform bedinge, und wollte mit K. Rudolf II. schließen, weil bei dem Ende seiner Regierung das bekannte Sammelwerk Lundorps sich anschließe [5]). Es war ihm jedoch nicht beschieden, sein Werk über die angegebene Grenze des Jahres 1500, bzw. 1508 hinauszuführen. Etwas vollständiges hat er indes auch so nicht zu Stande gebracht, denn das Weimar'sche Archiv, auf das er sich angewiesen sah, reichte zu einem solchen Unternehmen nicht hin. Wenn das Werk, so weit es vollendet wurde, gleichwohl einen solchen Umfang annehmen konnte, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß er bereits publizirte, darunter sogar unechte Aktenstücke mit aufnahm und historische Exkurse hinzufügte, die sich freilich durch Originalität nicht auszeichnen· Die nötige Befähigung zu seiner Aufgabe hat er überhaupt nicht mitgebracht, guter Wille und un-

---

[1]) Geboren 1665 zu Weimar, gest. 1731. Vgl. Pütter a. a. O. S. 323.

[2]) „Des H. R. R. Teutscher Nation Reichstagsstaat unter K. Max I. von 1500 bis 1508“. Jena 1789.

[3]) „Reichstags-Theatrum, wie selbiges unter K. Friedrich V. (III.) Regierung von 1440—1493 gestanden“. Jena 1713. 2 Bände. Fol.

[4]) „Reichstag-Theatrum, wie selbiges unter K. Max I. Regierung gestanden.“ Jena 1718. 1719. 2 Bände. Fol.

[5]) Über Lundorps Publikation s. oben S. 349.

ermüdlicher Fleiß ist ihm jedoch niemals abgesprochen worden[1]). In diesem Zusammenhange wird es nicht unpassend erscheinen, an das vielbändige Sammelwerk Joh. Christ. Lünigs zu erinnern, das „Teutsche Reichsarchiv", das in der Zeit von 1700 bis 1724 in vierundzwanzig Folianten erschien[2]). Es bringt Aktenstücke und Urkunden aller Art, Grundgesetze, Verträge, Privilegien, Lehenbriefe, Erbverbrüderungen, Bündnisse, Hausgesetze, Eheberedungen u. s. f., und bezieht sich seinem Inhalte nach nicht etwa bloß auf Reichssachen, sondern zugleich auf die einzelnen Reichsstände. Lünigs Zweck war zunächst ein praktischer, aber nicht zu verkennen ist, daß er zugleich der historischen Wissenschaft mit dieser seiner Sammlung einen nicht kleinen Dienst geleistet hat. Die Korrektheit der von ihm mitgeteilten Texte läßt freilich zu wünschen übrig, die Massenhaftigkeit seiner Publikationen allein stand schon einer sorgfältigen Behandlung derselben entgegen[3]). Als Ergebnis der Anstrengung eines Privatmannes hat die Sammlung immerhin auf Dank Anspruch zu machen[4]). — —

Es ist nun Zeit, daß wir uns zu den darstellenden Werken über die deutsche Geschichte selbst wenden. Und so begegnen wir der eigentümlichen Erscheinung, daß so groß auch die Anzahl der Werke ist, welche die Darstellung der ganzen Geschichte des Volkes und Reiches oder doch einer größeren Epoche derselben unternehmen, für die Untersuchung einzelner wichtiger und schwieriger Momente oder die monographische Behandlung von solchen wenig geschieht. Es war als hätte man geglaubt, daß an Vorarbeiten mit der Veröffentlichung von Geschichtsquellen und Urkunden

---

1) S. Ranke a. a. O. S. 4.

2) Lünig, 1662 zu Schwalenberg im Lippe'schen geboren, hatte zu Helmstädt und Jena studirt, weite Reisen gemacht, und wurde zuerst Amtmann in Eulenburg, hierauf Stadtschreiber zu Leipzig, wo er 1740 gestorben ist. Vgl. Pütter a. a. O. S. 308—315. A. D. Biographie s. h. v.

3) S. die Bemerkung Pütters a. a. O. S. 312.

4) Das „T. Reichsarchiv" schließt die Publikation Lünigs nicht ab. Ergänzend reihen sich u. a. daran die „Teutsche Reichskanzley" 8 Bände. — „Codex Italiae diplomaticus. Codex Germaniae diplomaticus" u. s. f.

genug gethan sei. Es ist das eine Thatsache, die bei der Würdigung der größeren in Frage kommenden Werke wohl in Rücksicht gezogen werden muß. Die Schriften, die sich die Aufhellung unseres Altertums zum Ziele setzten, schließen sich zum Teile an die Erläuterung der Germania des Tacitus an, wie z. B. die Commentare von H. Conring[1]), aber selbst der geniale Forscher hat eine Anzahl von Irrtümern, die fast unvermeidlich aus der Unreife der deutschen Philologie flossen, nicht vermeiden können. Die hierher gehörigen Untersuchungen Christian Ulrich Grupen's, eines der fruchtbarsten Rechtsantiquare der Zeit[2]), die von den Zeitgenossen genügend geschützt wurden, hatten das eine unbestreitbare Verdienst, daß sie Gegenstände behandelten, die bis dahin vernachlässigt worden waren, und bis auf die Gegenwart herab die Forscher fortgesetzt beschäftigen, wie z. B. seine Abhandlung „De uxore Theotisca“ und die „Observationes rerum agrariae Germanicae.“ Ihrem Ursprunge nach fallen diese Schriften in die letzte Zeit von Grupen's Leben und in den nächstfolgenden Zeitraum hinein, er wurzelt aber mit seiner ganzen Bildung und Manier so vollständig in der in Rede stehenden Epoche, daß billigerweise an dieser Stelle von ihm gesprochen werden dürfte. Was spezielles für die Geschichte der Völkerwanderung geschehen ist, steht mit dem Verdienste von Leibniz um die Geschichtschreibung im Zusammenhang, und wird an einem andern Orte erwähnt werden. Für die Reichs- und Kaisergeschichte des 10. und 12. Jahrhunderts haben die Gebrüder Gundling monographisch gearbeitet, doch haben ihre betreffenden Schriften meistens noch einen literarhistorischen Wert[3]).

---

[1]) Im ersten Bande der Ausgabe der Werke Conrings von Göbel S. oben S. 530.

[2]) Grupen war im Juni 1692 zu Harburg an der Elbe geboren, erhielt am Gymnasium zu Braunschweig und den Universitäten zu Rostock und Jena seine gelehrte Bildung und wurde 1725 Bürgermeister der Altstadt Hannover, wo er am 10. Mai 1767 gestorben ist. Vgl. Frensdorf in der A. D. Biographie, wo die weiteren Literaturnachweisungen gegeben sind.

[3]) N. H. Gundling ließ zwei Abhandlungen a) de statu reipublicae Germanicae sub Conrado I. Halle 1706, und b) de Henrico aucupe, Fran-

Wir werden aber bald genug bei einer andern Gelegenheit veranlaßt werden, auf beide zurückzukommen. Die wirklich bedeutende historische Monographie dieser Zeit ist unzweifelhaft des Grafen von Bünau Geschichte Kaiser Friedrichs I., die er 1722 als Vorläufer und Probe seiner „Teutschen Kayser- und Reichshistorie" erscheinen ließ. Wir werden sie im Zusammenhange mit dieser näher besprechen. Sie ließ den Fortschritt deutlich ahnen, welchen, man kann sagen, im Laufe eines Menschenalters und halb im Stillen die deutsche Geschichtschreibung gemacht hatte. Das 17. und 18. Jahrhundert haben zwei Werke hervorgebracht, die zu den ergiebigsten stofflichen Bereicherungen unserer historischen Literatur gehören und mit die wichtigsten Erscheinungen unserer Geschichte in ein neues und helles Licht setzen. Sie sind freilich beide überwiegend urkundlicher Natur und hätten daher, wenigstens das eine davon, vielleicht ebenso gut in der vorausgegangenen Betrachtung Platz finden können, denn der eigentlich erzählende Teil beschränkt sich in beiden auf die Herstellung der Verbindung zwischen den mitgeteilten Aktenstücken. Im Jahre 1698 ließ Johann Philipp Datt sein umfassendes Werk „De pace imperii publica"[1]) erscheinen. Er war im Archiv der Reichsstadt

---

ciae orientalis Saxonamque rege (1711). — Jak. Paul von Gundling veröffentlichte im Jahre 1720 „Geschichte und Thaten Kayser Conrad des Dritten". Das bessere an dieser Schrift ist die zweite Hälfte, welche den „Innerlichen Zustand des Teutschen Reichsstaates", die Verfassungsverhältnisse u. ä. behandelt.

[1]) Datt war am 29. Oktober 1654 in der Reichsstadt Eßlingen geboren, studirte seit 1674 in Straßburg unter Obrecht die Rechte und erhielt 1684 in seiner Vaterstadt die Direktion der Kanzleiregistratur übertragen und wurde 1690 zum Konsulenten der Stadt erwählt. Im Jahre 1695 trat er in herzoglich wirtembergische Dienste und starb 1722. Vgl. Pütter a. a. O. S. 297—299 und die A. D. Biographie s. h. v. — Der nähere Titel des Werkes lautete: „Volumen rerum Germanicarum, sive de pace imperii publica libri V ad illustrandam publicae pacis, regimenti, camerae imperialis, vemii rerum Westphaliae iudiciorum, foederum imperii ejusque statum, Suevicae praesertim confoederationis, collectarum et contributionum, comitiorum Wormatiensium anni 1495, statusque seculi XII. XIII. XIV. et XV. publici historiam ex antiquis legibus, rescriptis caesarum, act. et recessibus comitiorum veterum etc. etc. collectis.

Eßlingen auf das Protokoll des Wormser Reichstags vom Jahre 1495 gestoßen, hatte sofort den Wert desselben erkannt und beschlossen, dasselbe bekannt zu machen. Indem er es jedoch zugleich mit Erläuterungen versah, wuchs das Buch zu einem stattlichen Umfange an. Er verfolgt die Landfriedensordnungen, die zu diesem Zwecke geschlossenen Einungen und Bündnisse vom 12. Jahrhundert angefangen bis in das 16. hinein und weiß überall ansehnliches archivalisches Material beizubringen. Zu der Geschichte des schwäbischen Bundes z. B. hat er auf diese Weise den festen Grund gelegt [1]). Von nicht geringerer Bedeutung und ähnlicher Geltung ist das Werk Johann Gottfried von Meyerns (Meyerns) über die Geschichte der Verhandlungen des westfälischen Friedens, auf welches er unmittelbar die Geschichte und Akte der „Nürnbergischen Friedens-Executionshandlungen" folgen ließ [2]). Meyern war am 1. Mai 1692 zu Baireuth geboren und hatte in Halle, wo er Jura studirte, unter Thomasius seine grundlegende Bildung erhalten. Staatsrecht und Völkerrecht waren die Wissenschaften, welchen er seine fortgesetzte Aufmerksamkeit widmete. Im Jahre 1715 erhielt er eine Professur an der Universität Gießen, die er aber fünf Jahre später niederlegte, um in seiner Vaterstadt in markgräfliche Dienste zu treten. Einen weiteren Wirkungskreis eröffnete ihm das Jahr 1726, als der Kurfürst von Hannover, dem er durch seinen ersten publizistischen Versuch empfohlen war, ihn in seine Dienste rief. Der Gunst G. Adolf von Münchhausens verdankte Meyern 1729 seine Ernennung zum Direktor des Königlichen und Kurfürstlichen Archivs in Hannover und sah sich so auf den Platz gestellt, auf welchem

---

[1]) Vgl. auch das Urteil Rankes a. a. O. S. 4.

[2]) „Acta pacis Westphalicae oder Westphälische Friedensverhandlungen und Geschichte". 6 Bände. Hannover 1734—1736. (Das Werk ist vornehm ausgestattet, mit dem Bildnisse des Verfassers an der Spitze.) Die „Acta pacis executionis publica" u. s. w. erschienen in zwei Folianten, Hannover und Göttingen 1736—1737. Daran schlossen sich 1738—1740 die „Acta comitialia Ratisbonensia publica oder Regensburgische Reichstagshandlungen und Geschichte der Jahre 1653 und 1654.

er die Kraft und Neigung seines Geistes vollständig entwickeln konnte. Unter diesen günstigen Verhältnissen entstand das Hauptwerk seines Lebens, das noch jetzt unübertroffen dasteht und ihm eine Stelle in der Geschichte der deutschen Geschichtforschung sichert. Es gehörte kein geringes Maß der Spürkraft und des Fleißes dazu, den massenhaften Stoff, welchen er mitteilt, zusammenzutragen und in die dunkeln Gewölbe und festgemauerten Türme der Archive einzudringen und alle die wertvollen Urkunden, die Gesandschaftsberichte, Instruktionen, die geheimen Protokolle, die Denkschriften und Verträge an das Licht zu fördern, die dort, wie er in der Vorrede zum ersten Bande sagt, „wie Gefangene unter Banden, Schlössern und Siegeln eingekerkert und verschlossen gehalten wurden" [1]). Das wertvollste an dem Werke sind die ausführlichen Protokolle der einzelnen Kongreßsitzungen, über welche Meyern in ihrer ursprünglichen Fassung vollständig verfügte und welche er vor allem seiner Arbeit zu Grunde legte. Es besteht kein Zweifel, Meyern entwirft dank seinem vorzüglichen Material ein lebendiges und fesselndes Bild von der inneren Geschichte, dem Leben und Treiben des Kongresses. Auch die Persönlichkeiten, die sämmtlichen Mitglieder desselben führt er der Reihe nach an uns vorüber. Schritt für Schritt folgt er den mannigfachen, unausbleiblichen Schwankungen und Wandelungen der Konferenzen, in deren Geheimnisse er meist eingeweiht ist. So kam es, daß das Werk gleich bei seinem Erscheinen verdientes und ungewöhnliches Aufsehen machte und alle Forscher bis auf den heutigen Tag dasselbe nicht entbehren können [2]). Meyern

[1]) U. a. wußte sich Meyern die handschriftlichen Berichte Adami's, der als Bevollmächtigter des Fürstbischofs von Corvey nach Münster geschickt war und selbst eine Geschichte der Friedensverhandlungen geschrieben hat, zu verschaffen. S. oben S. 364, und die dort angeführte lehrreiche Schrift von Kurd von Schlözer über die Familie von Meyern u. s. w. S. auch Pütter a. a. O. S. 423—436.

[1]) Zum Schlusse seiner Bemühungen um die Geschichte des westfälischen Friedens veranstaltete Meyern hinterher eine korrekte Ausgabe des betreffenden Friedensinstrumentes, bzw. des „Königlich-Schwedischen und des Kaiserlich-Französischen" Friedensvertrages. S. Schlözer a. a. O. S. 34—36.

selbst hat den Erfolg seiner Anstrengungen noch erlebt und genossen. Am 16. Oktober 1745 ist er gestorben [1]). —

In die Reihe wichtiger, zum Teile bahnbrechender Beiträge zur Aufhellung der deutschen Geschichte verdienen noch eine Anzahl der Abhandlungen und Schriften historischer bzw. rechtshistorischer Natur von Hermann Conring gestellt zu werden [2]). Seine Untersuchungen über den Ursprung des deutschen Rechts [3]) haben ihm den wohlverdienten Ehrennamen des „Begründers der deutschen Rechtsgeschichte" erworben [4]). Dieselbe ist allerdings schon im Jahre 1643 zum erstenmale an das Licht getreten, aber der Eindruck, den sie machte, wie die noch folgende, hier in Frage kommende literarische Thätigkeit ihres Verfassers, weisen ihr ungezwungen in diesem Zusammenhange den Platz an. Für unsere Zwecke das Maßgebende an jener Untersuchung ist, daß Conring die Entwickelung des Rechts bis zum 16. Jahrhundert darstellt, die weitverbreitete Meinung zurückweist, daß das römische Recht in Deutschland schon im 12. Jahrhundert durch Kaiser Lothar III. eingeführt worden sei, und den unanfechtbaren Nachweis führt, daß dasselbe erst im 15. Jahrhundert allmählich immer mehr und mehr zur Geltung gelangt und hauptsächlich aus dem Grunde durchgedrungen sei, weil seit dieser Zeit die auf den Universitäten gebildeten Doktores Juris die Richterstellen erhielten. Es braucht kaum ausgeführt zu werden, was eine solche Beweisführung für die richtige Auffassung der deutschen Geschichte überhaupt zu bedeuten hatte. Conring hat außerdem eine Reihe von Fragen aufgeworfen und erörtert, die für eben diese von der höchsten Wichtigkeit sind. Überall befolgt er dieselbe rationelle Methode, die durch eine stets schlagfertige Gelehrsamkeit, eindringenden Scharfsinn und eine damals seltene Gabe der Präzision und

---

1) In früherer Zeit lautete der Geschlechtsname des Verfassers fast durchgehends Meiern; sein neuester Biograph (v. Schlözer) schreibt Meyern.

2) Sie sind teilweise aufgezählt bei Pütter a. a. O. S. 204—205.

3) „De origine juris Germanici." (Sie ist im ersten Bande seiner ges. Werke abgedruckt.

4) S. die bereits oben S. 530 Anm. 1 angeführte Schrift von Stobbe.

Klarheit sich auszeichnet. Seine ganz besonders einläßliche Schrift „De finibus imperii Germanici“ [1]) behandelt die deutsche Geschichte von der Zeit des fränkischen Reiches bis zur Gegenwart herab von einem einzelnen Gesichtspunkte aus, der aber gerade in diesem Falle mit der wichtigste erscheint. Das Thema fesselt ihn derart, daß, was anfangs eine kurze Abhandlung werden sollte, ihm unter der Hand zu einem umfangreichen Buche heranwächst [2]). Der Gegenstand war freilich für die publizistische Behandlung wie gemacht, Conrings Verdienst ist es aber, daß er die rein geschichtliche Betrachtungsweise niemals verlassen oder verletzt hat. Von dem Vordersatze ausgehend, daß das deutsche Reich nicht eine Fortsetzung des alten römischen sei, sondern aus eigener Kraft der Nation und auf andern selbständigen Grundlagen erwachsen sei [3]), entwirft er ein höchst anschauliches Bild der aufsteigenden und sinkenden Periode unserer Macht, von welcher er die eine bis in die Zeiten Kaiser Friedrichs II. hinein, und die andre von da an bis zur Gegenwart herab erstreckt. Er verwendet bei dieser Erörterung ein ungeheures Material und beherrscht es sichtend und sondernd mit Meisterschaft. Die staatsrechtlichen und die geschichtlichen Gesichtspunkte vermischen sich niemals, sondern ergänzen sich, und es ist einer seiner gewinnendsten Vorzüge, daß er die Zeiten und die in denselben geltenden und sich bewegenden Verhältnisse zu unterscheiden versteht, ein Vorzug, der insbesondere bei den antiquarischen Forschern jener Tage nur allzu oft vermißt wird [4]). Dieselbe auszeichnende Eigenschaft kehrt

---

[1]) Opp. I p. 114—435.

[2]) Ibid. p. 114. „Cum primum scriptioni huic manum appellerem, aliud mihi consilium fuisse atque post reapse egi, ipsamet operis frons indicat etiam me tacente. — Simulac vero coepi argumentum hoc majore nonnihil cura aggredi, sensim mutata sententia, et laxato quasi freno liberior stilo cursus indultus est“ u. s. w.

[3]) Vgl. seine Abhandlung „de Germanorum Romano imperio“ Opp. I p. 26 sq. Er vertauscht daher in der Schrift de finibus etc. grundsätzlich die Bezeichnung „Romanorum“ mit der „Germanorum“.

[4]) Er selber äußert sich in der praefatio in folgender Weise (a. a. O. S. 116): „In opere ipso ita versatus sum, ut universa a prima Imperii

wie überall in seinen Schriften so auch in seiner Abhandlung über die „deutschen Städte" wieder [1]). Ohne verschiedene Irrtümer, welchen wir hier begegnen, zu übersehen, darf man gleichwohl behaupten, daß diese seine Erörterung bei weitem das beste enthält, was über diesen Gegenstand bisher vorgetragen worden war. Er geht den Dingen überall auf den Grund und streift wenigstens die maßgebenden Fragen, wenn er sie auch nicht alle näher verfolgt oder gar löst. Die Bedeutung des „Theseus Germanicus", König Heinrich I., für die Geschichte der deutschen Städte überschätzt er vielleicht in seinen Ausführungen, über den Hansabund kommt er jedoch der Wahrheit nahe genug. Unser deutsches Altertum, wie angedeutet, hat ihn fortgesetzt beschäftigt [2]), wo die mangelnde Sprachkenntnis ihn nicht im Stiche ließ, wie z. B. in den Verfassungsfragen, sah er klar genug; aber auch sonst war er seinen Zeitgenossen auf diesem Gebiete häufig voraus; gegen die schon damals gern gehörte Hypothese von der Identität der Geten und Gothen hat er sich lebhaft erklärt [3]). Das Ergebnis auch dieser Betrachtung ist, daß, wenn Conring auch niemals im technischen Sinne des Wortes als Geschichtschreiber aufgetreten ist, er gleichwohl das Zeug zu einem solchen besaß, und für die Förderung der historischen Forschung und Erkenntnis der deutschen Geschichte in einer Reihe von maßgebenden Fragen richtiger gesehen hat als die meisten seiner mitstrebenden Zeitgenossen [4]).

---

origine arcessiverim, non contentus ultima haec nostri aevi duntaxat prosequi: idque quoniam sentio ipsa haec ultima probe exponi non posse, nisi re omni altius repetita, et prisca tamen illa quadam caligine tecta deprehendi, vix quoquam nostrorum illuc usque excurrente. Observavi porro in omni expositione temporis seriem et veterum regnorum, ex quibus hoc vastum Imperii corpus coaluit, distinctionem: quo major lux et probo ordine lectori affulgeat, evitata omni confusione".

[1]) Exercitatio de urbibus Germaniae." Opp. I p. 445—516.

[2]) Vgl. seine „Exercitatio Historica-Politica de Republica antiqua veterum Germanorum" (Opp. I p. 1—36).

[3]) S. die Corrolloria (N. 11) zu der in der vorausgehenden Note angeführten Exercitatio S. 26.

[4]) Vgl. auch W. von Giesebrecht, über den Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwickelung. Rektoratsrede vom Jahre 1870

In diesem Zusammenhange darf auch ein andrer, von uns schon wiederholt genannter und ausgezeichneter Mann nicht übergangen werden, nämlich Samuel von Pufendorf. Seine vielbesprochene Schrift „de statu Imperii Germanici“, die er unter dem Pseudonym Severinus de Mozambano[1]) zuerst im Jahre 1667 veröffentlichte, ist zunächst allerdings politischer Natur, schildert den Geist der deutschen Verfassung und deckt ihre Mängel auf, aber sie gibt zugleich einen klaren, meist zutreffenden Überblick über die Entwickelungsgeschichte des deutschen Reiches, wie man einen solchen zumal in jener Zeit und in dieser Bündigkeit sonst nirgends finden konnte. Von einem und dem andern Mißverständnis geschichtlicher Natur hat sich Pufendorf zwar hier nicht frei erhalten, wie z. B. (§ 6) über die Nationalität Karls d. Gr., was freilich für den Hauptinhalt der Schrift gleichgiltig ist, im wesentlichen aber muß seine Behandlung der kapitalen Fragen als korrekt und treffend angesehen werden; der Einfluß der Schriften Conrings ist, wenn wir recht sehen, nicht zu verkennen[2]). Pufendorf ist übrigens vielleicht der erste, der bei dieser Gelegenheit mit nachdrücklichen, unverhüllten Worten die auch vor nicht langer Zeit bei uns lebhaft erörterte Frage nach dem Vorteile oder Nachteile der Verbindung Deutschlands mit Italien, wie sie K. Otto I. herbeigeführt, besprochen hat. Er stellt sich unbedingt auf die Seite der Gegner jener Verbindung, die Nachteile derselben erscheinen ihm um so vieles größer als

S. 14. — Zu den literarhistorischen Arbeiten Conrings gehört der Aufsatz: „De Scriptoribus XVI post Christum natum seculorum“. Opp. V. p. 762. Darin werden auch die Geschichtschreiber bedacht.

[1]) Vgl. Bluntschli, Gesch. der neueren Staatswissenschaft u. s. w. 3. Aufl. S. 138 ff. — Dr. Harry Breßlau, Severinus von Monzambano u. s. w. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Berlin 1870. S. 15—20 gibt eine erwünschte Übersicht über die Monzambano-Literatur.

[2]) Conring, den man eine Zeit lang selbst als den Verfasser der offensiven Schrift gehalten hatte, sprach seine Anerkennung derselben mit folgenden Worten aus: „Liber est me judice eximia et hactenus sine exemplo; etsi non omnia probaverim“ s. Gruber, Commercii epist. Leibnit. Tomi prodromi pars altera p. 1194 d. 27. Sept. 1667.

die Vorteile [1]), eine Ansicht, welcher freilich der historische Charakter bis zur Stunde abgesprochen wird, über welche man indes wenigstens nicht mit Pharisäermiene den Stab brechen sollte. Die übrigen Werke staatsrechtlicher Natur, welche zugleich mit der Besprechung der Verfassungsverhältnisse des Reiches dessen Geschichte berühren, können hier nicht weiter verfolgt werden, auch wenn sie, wie Böclers „Notitia S. R. Imperii", noch so beliebt waren [2]). Ein einziges, das mit in diese Gruppe einbezogen werden muß, soll seiner Originalität und Berühmtheit wegen nicht mit Stillschweigen übergangen werden; es hat ja auch einen Mann zum Verfasser, dem wir bereits wiederholt begegnet sind und der vielfach auf die Geschichtswissenschaft jener Tage eingewirkt hat. Die Schrift, die wir im Auge haben, ist die „Germania princeps" von Ludewig, die er zuerst im Jahre 1702 unter dem Pseudonym L. P. Giovanni hat erscheinen lassen. Sie hat einen außerordentlichen Erfolg gehabt und mehrere Auflagen erlebt [3]). Das Werk ist freilich, so zu sagen, über den Anfang nicht weit hinaus gekommen. Dem ursprünglichen Plan des Verfassers gemäß sollte es eine Art von Staatshandbuch der einzelnen deutschen Territorien mit Berücksichtigung der Geschichte, Topographie, Genealogie, Verfassung, Verwaltung und Quellenkunde werden [4]). Gewiß ein ungemein zweckmäßiger und anmutender Gedanke: leider ist es aber ein Stückwerk geblieben und sind nur die Kurfürstentümer und Österreich ausgeführt. Es bleibt dieses im Interesse der Sache durchaus zu bedauern, denn Ludewig war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen und hat sie mit nicht geringerer Umsicht

---

[1]) S. § 15 des Buches.

[2]) S. Pütter a. a. O. S. 246.

[3]) Die letzte Dresden im Jahre 1758. Einen Commentar dazu lieferte in den Jahren 1744—1749 in 6 Bänden Christian Friedrich Hempel unter dem Pseudonym D. H. von Finsterwald. Dieser Commentar bezeugt wenigstens das nachhaltige Ansehen der Germ. Princ. selbst. Vgl. Pütter a. a. O. S. 335.

[4]) S. oben S. 572.

als Einsicht in seinen Gegenstand erfaßt. Soweit der Inhalt historischer Natur ist, kommt derselbe übrigens nicht der Reichsgeschichte als solcher, sondern der Geschichte der einzelnen behandelten Fürstenhäuser und Territorien zu gute [1]). —

Zu einer darstellenden Geschichte im ganzen oder einzelnen Zeitraume ist es nun gleichwohl nicht so schnell gekommen als man vermuten möchte. Zwar wurde, noch ehe der große Krieg zu Ende war, ein umfassendes Werk unternommen, das sich die Aufgabe setzte, die deutsche Geschichte im großen Stile nach dem Muster des Baronius zu schreiben. Der Urheber dieses kühnen Unternehmens war Philipp von Vorburg, der im Jahre 1660 als kurmainzischer Rat gestorben ist [2]). Das Werk ist außerordentlich breit angelegt und spottet aller vernünftigen Ökonomie. Schon der Titel „Historia Romano-Germanica" läßt ziemlich deutlich auf die Absichten des Verfassers schließen. In zwölf Teilen, die in den Jahren von 1645 bis 1660 erschienen, dringt er erst bis zum Jahre 875 vor, und doch hatte er es ursprünglich ganz besonders auf die Bearbeitung der Zeit von den Ottonen

---

[1]) Ein andres, im Kreise der Lehrer des deutschen Staatsrechts entstandenes Werk soll an dieser Stelle wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist des Joh. Friedrich Pfeffingers „Vitriarius illustratus". — Philipp Richard Vitriarius, ein Schüler Böclers in Straßburg, hatte im Jahre 1686 „Institutiones juris publici" erscheinen lassen. Das Buch ist nach der Ordnung der Justinianischen Institutionen eingerichtet und hatte für die Geschichte weiter keinen Wert. Eine Bedeutung erhielt es erst durch den Commentar, mit welchem Pfeffinger (gest. 1738 als Professor und Inspektor der Ritterakademie zu Lüneburg), dasselbe ausstattete. Dieser Commentar trägt mit einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und in erschöpfender Weise im ersten Bande den Stoff für die Kaiser- und Reichsgeschichte, und im zweiten für die Geschichte der einzelnen unmittelbaren Territorien, Reichsstädte und ritterschaftlichen Gebiete aus den Quellen zusammen, so daß Pütter (a. a. O. S. 281—282) sich versucht fühlt, zu sagen, daß man es beinahe als eine Handbibliothek gebrauchen könne, ohne die SS. R. Germ. selbst zur Hand zu haben. Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1695.

[2]) Vorburg war in Solothurn geboren, trat in den geistlichen Stand, und erscheint zuerst in wirzburgischen, bald auch in kurmainzischen Diensten als Rat. Er führt auch den Titel: Praepositus Monasterii Grandis Vallis (d. h. von Stift Münster im Kanton Basel).

angefangen abgesehen [1]). Über den Charakter einer zwar von Gelehrsamkeit und noch mehr von Belesenheit zeugenden, aber ziemlich rohen Kompilation erhebt sich das Werk nicht, und daß der Wissenschaft damit ein erheblicher Dienst geleistet worden sei, läßt sich, beim besten Willen und bei aller Anerkennung des Fleißes Vorburgs, nicht wohl behaupten. Eine selbständige Haltung und kritische Behandlung seines massenhaften Stoffes findet sich nur selten, nur bei der Erzählung der Völkerwanderung und gegenüber dem falschen Hunibald hat er kritische Anwandlungen; im allgemeinen aber kann man seine Methode nur als eine längst überwundene scholastische bezeichnen. In den Kreisen des Mainzer Hofes hatte man sich, wie der Briefwechsel Boineburgs mit Conring bezeugt, viel von Vorburgs Unternehmen versprochen, und der erstere bemühte sich auch nach dem Tode desselben ein günstiges Urteil Conring's in Helmstädt hervorzurufen, aber man merkt es den gewundenen Worten des letzteren ohne Mühe ab, wie schwer es ihm geworden ist, einer zweifelhaften Sache eine halbweg gute Seite abzugewinnen [2]).

Conrings Name steht jedoch auch mit einem andern Versuche über die deutsche Geschichte in Verbindung, dem für jeden Fall die Ehre zugesprochen werden muß, dieselbe zum ersten Male in eine übersichtliche Darstellung gebracht zu haben. Der Urheber dieses Versuches ist Kaspar Sagittarius (Schütze), ein Mann, der in den gelehrten Kreisen jener Zeit nicht den letzten Platz einnimmt, und der als Historiker eine stets breite Geschäftigkeit entwickelt hat [3]). Geboren zu Lüneburg am 23. September 1643, besuchte er nach sorgfältig genossener Vorbildung die Universität Helmstädt und studirte unter dem Einflusse von Calixtus und Conring Theologie und die philologischen und historischen

---

[1]) Lange nach seinem Tode, im Jahre 1717, erschien unter seinem Namen die „Historia Rer. Germ. sub Ottone M., Ottone II. et Ottone III.“

[2]) S. Gruber, Commercium epistol. I, 627.

[3]) S. Jo. Andr. Schmidii „Commentarius de vita et Scriptis Caspari Sagittarii“ etc. etc. Jenae 1713.

Disziplinen. Insbesondere schloß er sich Conring an, dem er in der That eine nachhaltige Teilnahme abgewann. Seit 1668 Schulrektor in Saalfeld, siedelte er 1671 nach Jena über und wurde drei Jahre später Bose's Nachfolger als Professor der Geschichte [1]) und entfaltete seit dieser Zeit zwei Jahrzehnte hindurch als historischer Schriftsteller wie als eifriger Lehrer, ohne irgendwie zu den Talenten ersten Ranges zu gehören, eine nicht gemeine Wirksamkeit. Am 9. März 1694 ist er gestorben. Sein Kompendium über die deutsche Geschichte [2]), das auf Conrings Anregung entstanden sein soll und wie er in der Vorrede selbst sagt, vornehmlich durch dessen Schrift „de finibus imperii Germanici“ hervorgerufen worden ist, kann allerdings neben dem Verdienste, die erste bündige Übersicht über die deutsche Geschichte zu bieten, einen weiteren Anspruch nicht erheben, aber als solche kam es unzweifelhaft einem berechtigten Bedürfnisse entgegen und ist geschickt gemacht, wenn es auch nichts andres thut, als daß es an der Reihenfolge der deutschen Könige und Kaiser seine Aufgabe absolvirt. Das Büchlein ist, wie das nicht Wunder nehmen kann, mit lebhaftem Beifalle aufgenommen und sogar bald auf dem Wege der Übersetzung in Frankreich verbreitet worden [3]). Sagittarius beherrschte übrigens den hierbei in Frage kommenden Stoff vollkommen, wenn auch sein Verdienst als Historiker, wie wir noch hören werden, auf dem Felde der Spezialgeschichte liegt [4]).

Länger, als man vielleicht glauben möchte, hat es gedauert, bis Sagittarius auf dem Gebiete der deutschen Geschichte einen Nachfolger fand. Die ziemlich zahlreichen Lehrbücher zumal über

[1]) Über Bose s. oben S. 535 Anm. 1.

[2]) Es führt den Titel: „Nucleus historiae Germanicae, origines, incrementa ac immunitionem Germanici imperii per singulorum Caesarum historiam ad praesens aevum per Compendium exhibens“.

[3]) J. R. de Rocole nahm die Nucleus in der Übersetzung in seine „Histoire de l'empire de l'Allemagne“ auf.

[4]) Noch ein Jahr vor seinem „Nucleus“ (1674) hat er eine „Dissertatiuncula de praecipuis Germanorum Scriptoribus hist. Germ.“ erscheinen lassen. In die letzte Zeit seines Lebens fällt die Veröffentlichung seiner „Vita Spalatini“ (Jenae 1693).

die Reichsgeschichte gehören doch alle erst dem nächstfolgenden Jahrhunderte an. Und doch war der Eifer unserer Gelehrten fortgesetzt und immer umfassender mit der Erforschung unserer Vergangenheit, namentlich des Mittelalters, beschäftigt. Und sollte man sich gleichwohl nach wie vor bei einer bloßen Kompilation begnügen? Man kann gewiß nicht behaupten, daß das nationale und patriotische Bewußtsein bei der Masse unseres Volkes, soweit dieses hierbei in Frage kam, so lebendig gewesen wäre, daß aus diesen Kreisen heraus das nachdrückliche Verlangen nach einer zugänglichen Darstellung seiner Gesammtgeschichte laut geworden wäre. Die Kläglichkeit unserer politischen Existenz ging ja nach wie vor so hoch, daß von einem halbweg zuversichtlichen nationalen Selbstgefühl schlechterdings keine Rede sein konnte. Aber in den gebildeten, zumal den gelehrten Kreisen der Nation war so viel idealer Sinn vorhanden, das Bedürfnis nach einer umfassenden Darstellung unserer Geschichte mächtig zu empfinden, und so viel Gemeingeist, mit vereinten Kräften das Unternehmen wagen zu wollen. Denn die Anschauung war durchgedrungen, daß für die Ausführung desselben die Kräfte eines Einzelnen unbedingt nicht ausreichten. Die Frage, ob man bei einem solchen Vorhaben den bloßen guten Willen und die bloße patriotische Gesinnung nicht zu hoch anschlage, und ob gegenüber der geplanten Mitwirkung einer größeren Anzahl doch unvermeidlich verschiedenartig angelegter Gelehrter die nötige Einheit des beabsichtigten Werkes nicht von vorneherein gefährdet würde, ist über dem mächtigen Zauber, den der Gedanke, sowie er einmal ausgesprochen war, auf die Gemüter ausübte, gar nicht zum Worte gekommen. Genug, es sollte zu dem gedachten hohen Zwecke eine Gesellschaft von berufenen, gleichgesinnten Männern gegründet werden, wie ähnliche im Interesse der deutschen Sprache und der Förderung der nationalen Gesinnung seit dem Anfange des (17.) Jahrhunderts bereits mehrere bestanden [1]). Aus diesen Voraussetzungen ist das sogenannte

---

[1]) Vgl. Koberstein-Bartsch 2, 27 ff.

historische Reichskolleg, „Collegium historicum imperiale", herausgewachsen. Dasselbe hat nun allerdings mit einem Mißerfolge geendigt und das ihm zugemutete Werk nicht zu stande gebracht, aber es hat doch eine Reihe von Jahren hindurch die Aufmerksamkeit und Teilnahme hervorragender Männer beschäftigt und ist in seinem Entstehen wie in seinem Verlaufe für die Signatur der Zeit so ungemein lehrreich, daß wir in diesem Zusammenhange billigerweise darüber nicht stillschweigend hinweggehen dürfen [1]).

Die erste Anregung zu diesem Experiment ging allerdings nicht von einem der ersten Männer der Nation aus. Es war das vielmehr ein Gelehrter untergeordneten Ranges, von Haus aus Arzt, freilich zugleich ein äußerst fruchtbarer Polyhistor, nebenbei ein vollendeter Streber und Projektenmacher, dessen Charakter aber bei näherem Zusehen keineswegs gewinnt und der doch vielen zu imponiren wußte — Franz Christian Paullini. Geboren zu Eisenach im Jahre 1643, zum Arzte bestimmt und in verschiedenen Orten in und außerhalb Deutschlands gebildet, mit reger Lernbegierde ausgestattet, erwarb er sich neben der Arzneikunde die mannigfaltigsten Kenntnisse und verstand es mit ungemeiner Gewandtheit, nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen. Kaum gab es eine gelehrte Gesellschaft, die ihn nicht als ihr Mitglied aufgenommen hätte. Nach vielem Hin- und Herwandern gewann es endlich den Anschein, als solle der Unstete sein Schifflein in einen sicheren Hafen geleiten. Der bekannte streitbare Fürstbischof Bernhard (von Galen) von Münster, zur Zeit zugleich Administrator von Corvey, ernannte ihn um das Jahr 1676 zu seinem Leibarzte und zum Historiographen der genannten Abtei, ohne daß sich derselbe in geschichtlichen Dingen gerade schon hervorgethan hätte. Als nun B. v. Galen schon das Jahr darauf starb, fuhr Paullini zunächst fort, an der ihm übertragenen Herstellung einer Geschichte von Corvey zu arbeiten und vollendete

---

[1]) Vgl. „Der Chronist Friedrich Lucä" von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt 1854. S. 330ff. — Wattenbach, deutsche Geschichtsquellen (3. Aufl.) S. 11—12. — Meinen Aufsatz „Im Neuen Reich" 1881.

die Handschrift im Jahre 1681. Im Zusammenhange mit dieser seiner Arbeit ist es geschehen, daß sein Name nachträglich in den bekannten literarischen Prozeß über die Echtheit des Chronicon Corbeiense verwickelt worden ist [1]). Von Corvey, wo seine Stellung bald unhaltbar wurde, ging er nach Braunschweig, und als sich hier ähnliches wiederholte, kehrte er in seine Vaterstadt Eisenach zurück, wo er bald genug das Amt eines herzoglichen Stadtphysikus erhielt, welches er dann bis zu seinem Tode bekleidet hat. In dieser Zeit hat er eine dem Umfange nach ungemein fruchtbare literarische Thätigkeit entwickelt. Seine Schriften gehören teils der Medizin und den Naturwissenschaften, teils der Historie im weitesten Sinne an. Sie sind überwiegend populärer und zugleich kompilirender Natur. Von ausgebreiteter Belesenheit zeugend, sind sie ganz im Geschmacke der Epoche gehalten, der bekanntlich nicht immer der feinste und oft sogar recht unsauber war. Schon die Titel mancher seiner Schriften sind bezeichnend: „Bauernphysik", „Anmuthige Langeweile", „Zeitkürzende erbauliche Bilderlust" u. dgl. Diese sind sämmtlich mehr noch auf die Unterhaltung als die Belehrung seiner Leser berechnet [2]).

Das also war der Mann, von welchem der entscheidende Anstoß zur Gründung des historischen Reichskollegs ausgegangen ist. Mag nun eine Persönlichkeit der Art nicht die geeignetste zu einem solchen Unternehmen erscheinen, seine Zeitgenossen haben, wohl oder übel, anders darüber gedacht. Vielgeschäftig und erfinderisch, wie Paullini ohne Zweifel war, Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, voll des lebhaften Dranges, sich wichtig zu machen, und historischen Dingen nicht fremd, lag ihm ein solcher Gedanke nahe genug. Und war er erst auf dieses Projekt verfallen, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß er es nicht

---

1) S. Wigand, Archiv für westfälische Geschichte I. 1, 189 ff.

2) Seine geschichtlichen Aufsätze sind in Struve's „Bibliotheca historica" ed. Meusel an ihrem Orte verzeichnet. Seine „Syntagma rerum et antiquitatum German." erschien 1698 und bestand aus einer Anzahl meist von ihm selbst herrührender Chroniken und Ausführungen.

leicht wieder fallen ließ, da ihm die Stimmung der Zeit dabei offenbar entgegenkam. Das, so zu sagen, offizielle Geburtsjahr des Unternehmens ist 1687; Paullini erzählt indes selbst, und wir dürfen ihm das glauben, daß bereits im Jahre 1677, während seines Aufenthaltes in Corvey, der erste Gedanke dazu in ihm erwacht sei. Derselbe begleitete ihn nach Eisenach, und hier hat er schon in der nächsten Zeit die ersten Schritte zu dessen Verwirklichung gethan. Er täuschte sich nicht darüber, daß er vor allem sich der Zustimmung und Unterstützung einer und der andern gelehrten Größen der Nation versichern müsse, ehe er mit einem solchen Vorschlage in die Öffentlichkeit trat. Und so erscheint es kein übler Griff, daß er zu diesem Zwecke seine Absicht zuerst Hiob Ludolf, einem der angesehensten Gelehrten jener Tage, mitteilte [1]). Ludolf hatte längere Zeit im Dienste Herzog Ernsts des Fr. von Gotha gestanden und einige Zeit nach dem Tode desselben sich nach Frankfurt a. M. zurückgezogen, wo er seitdem, zwar nicht ganz befreit von Geschäften, in erster Linie seinen großen wissenschaftlichen Zwecken hingegeben lebte. Auf die deutsche Geschichte waren seine gelehrten Studien allerdings bisher nicht gerichtet gewesen, aber er war notorisch der Mann allgemeiner Interessen und eines regen, vaterländischen Sinnes. So kam es, daß er, als Paullini ihm sein Projekt vorlegte, dasselbe beifällig aufnahm und seine eventuelle Mitwirkung zusagte. Und nun säumte der Ungeduldige auch nicht mehr länger, ein Programm seines Planes zu entwerfen und es als Delineatio collegii u. s. w. zu veröffentlichen. Das Hauptgewicht wurde schon jetzt auf die Herstellung von Annalen der deutschen Geschichte, von den Anfängen bis auf die Gegenwart herab, als die wesentliche Aufgabe des zu stiftenden Vereines, gelegt, und zwar so, daß die einzelnen Mitglieder desselben die Bearbeitung der einzelnen Jahrhunderte oder von Abschnitten derselben übernehmen sollten; das gegenseitige neidlose Zusammenwirken und die wechselseitige

---

[1]) S. oben S. 497.

Förderung zu dem gemeinsamen großen Zwecke wurde nachdrücklich dabei vorausgesetzt. Damit war der erste Wurf geschehen und es kam nur auf den Erfolg desselben an; die Schwierigkeiten mancherlei Art, die einem Unternehmen dieser Art nicht erspart werden konnten, haben übrigens weder Paullini noch Ludolf sich im ersten Enthusiasmus klar gemacht. Waren überhaupt die Kräfte vorhanden, die dasselbe voraussetzte, und wenn, waren sie geneigt, sich dem gemeinsamen Werke zur Verfügung zu stellen und unterzuordnen? Die erste Aufnahme, welche das verführerische Programm namentlich im protestantischen Deutschland fand, war durchaus sympathisch und ermutigender Art. Einzelne Gutachten, wie z. B. das von Joh. Ulrich Pregitzer, z. Z. Professor der Geschichte und Politik in Tübingen, lauteten vortrefflich und eröffneten eine reizende Perspektive. Nur ein paar dissentirende Stimmen, wie z. B. die von Veit L. von Seckendorf, erhoben sich, blieben aber unbeachtet. Bei jenem abstrakten, wenn auch noch so anmutenden Optimismus konnte man indes nicht stehen bleiben. Mehrfache brennende Erwägungen, in erster Linie die Konstituirung und Organisation der Gesellschaft, die Wahl eines Präsidenten u. dgl., meldeten sich unerbittlich an. Dabei stieß man auf die Frage, soll man auch Katholiken zum Beitritt einladen? — es war noch kein Menschenalter seit dem westfälischen Frieden verflossen — und man entschied sich am Ende aus einem guten Grunde dafür. Nach Paullini's wie Ludolfs Meinung sollten für das historische Reichskolleg die kaiserlichen Privilegien, die kaiserliche Konfirmation, womöglich das kaiserliche Protektorat gesucht werden, wie hätte man unter diesen Umständen die Katholiken, zu welchen doch auch der Kaiser gehörte, von der Einladung ausschließen können? Nur die Jesuiten, gegen welche in den protestantischen Kreisen ein nicht ganz unbegründetes Mißtrauen herrschte, wollte man zwar zum Beitritt nicht auffordern, aber, da sie an den katholischen Höfen so mächtig seien, grundsätzlich auch nicht geradezu ausschließen. Indes haben beide Beschlüsse niemals eine praktische Bedeutung erlangt, insoweit man in diesem

Falle überhaupt von einer solchen sprechen darf. Die katholischen Provinzen und Gelehrten haben sich, trotz allem Entgegenkommen, bis zuletzt abseits gehalten. Die Erwerbung des kaiserlichen Protektorats anlangend, wiesen einzelne Stimmen statt dessen auf den Kurfürsten von Brandenburg hin, als den Fürsten, unter dessen Schutz sich das werdende Reichskolleg stellen, und auf Pufendorf, welchem man das Präsidium des Vereines anbieten müsse. Pufendorf, der gerade jetzt von Stockholm nach Berlin übersiedelte, war übrigens in den Kreisen der zeitgenössischen Gelehrten mehr gefürchtet als geliebt und das Bedenken war nicht ungegründet, daß sein Name eher eine abschreckende als gewinnende Wirkung ausüben würde. Genug, es blieb dabei, daß das kaiserliche Protektorat gesucht und Ludolf als Präsident an die Spitze gestellt werden sollte. Dieser nahm vorläufig wenigstens diese Last auf sich, während Paullini sich den Geschäften des Sekretärs und Archivars der Gesellschaft unterzog. Beitrittserklärungen von verschiedenen Seiten waren bereits erfolgt und noch mehrere in Aussicht gestellt. Daß diese Gesellschaft, wie jede andre, ihre Gesetze haben müsse, verhehlte man sich nicht, und Ludolf hielt es für seine Pflicht, sie auszuarbeiten. Bald aber erkannte er, daß es bei der sonst herrschenden Ungewißheit noch zu frühe sei, schon mit solchen hervorzutreten und entschloß sich, statt dessen eine vorläufige „Propositio“ zu veröffentlichen, die zunächst Licht in das Unternehmen bringen und aufgetauchte Zweifel zerstreuen sollte, damit auf diesem Wege wenigstens jedermann deutlich erfahre, um was es sich eigentlich handle; wer die Propositio unterschreibe, soll als wirkliches Mitglied der Gesellschaft betrachtet werden. Der Gedanke an sich war nicht unzweckmäßig; diese Propositio war nur in ihrer Tendenz und ihrem Inhalte eine erweiterte Delineatio und das gemeinsame Werk Ludolfs und Paullini's. Sie ist zuerst im Juli 1688 veröffentlicht und bald darauf mit einigen redaktionellen Änderungen wiederholt worden. Sie stellte noch einmal die Aufgabe und Organisation des Kollegs fest. Nach wie vor wird die Herstellung „Allgemeiner deutscher

Annalen" an die Spitze gestellt. Sie sollen in lateinischer Sprache abgefaßt werden, weil ihre Wirkung über die Grenzen Deutschlands hinaus berechnet wird. Außer der Beteiligung an den Annalen sind auch Beiträge von einzelnen Untersuchungen, Mitteilung urkundlichen Materials u. dgl. erwünscht: alles aber müsse der Zensur der Gesammtheit unterliegen. Nach dem Vorbilde der Kreiseinteilung des Reiches wird sich auch das Reichskolleg nach Kreisen gruppiren, deren jeder sich einen Adjunkten wählt, der die Verbindung mit dem Präsidium unterhält. Endlich wird die bereits früher bestandene Absicht, den Kaiser um die Erteilung der Privilegien und die Übernahme des Protektorates zu bitten, zum Beschusse erhoben. Der Erfolg dieses Schrittes war ein günstiger. Es meldeten sich neue Mitglieder und einzelne bezeichneten bereits den Teil der Annalen, welchen sie bearbeiten wollten. Pregitzer in Tübingen erklärte sich bereit, das zweite Jahrhundert der Annalen und die Adjunktur im schwäbischen Kreise zu übernehmen. Ohne Zweifel war er einer der Wenigen, die für die Zwecke der Gesellschaft das richtige Verständnis mitbrachten, und besaß zugleich die Fähigkeit, seinen übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Es liegt aus dem handschriftlichen Nachlaß von Leibniz der eingehende Bericht Pregitzers über eine wissenschaftliche Reise vor uns, die er im Sommer des Jahres 1688 im Interesse des Reichskollegs und der historischen Forschung überhaupt, durch einen Teil der Schweiz, des Elsasses und durch die Freigrafschaft Burgund unternommen hat. Das Jahr darauf machte er zu ähnlichen Zwecken einen Ausflug in mehrere Klöster der Schweiz und hat auch darüber an Leibniz eine Mitteilung gemacht. Jener erste Bericht legt von der Einsicht seines Urhebers das beredteste Zeugnis ab; man wird dabei an ähnliche gelehrte Reisen, die in unserem Jahrhundert in Sachen der Monumenta G. H. gemacht und beschrieben worden sind, lebhaft erinnert. Die leitenden Freunde der Gesellschaft waren zu dieser Zeit überhaupt des besten Mutes und meinten, auf dem rechten Wege zu sein. Leider hat der pfälzische Krieg, der im Herbste 1688 den

Südwesten des Reichs mit unerhörten Räubereien und Verwüstungen heimsuchte, diese hoffnungsvolle Stimmung recht empfindlich getroffen. Und doch eröffnete sich gerade um diese Zeit die Aussicht, daß die Hoffnungen, die man von Anfang für die Zukunft des Reichskollegs auf den kaiserlichen Hof gesetzt hatte, in Fluß kommen würden. Hatte doch der einflußreiche kaiserliche Bibliothekar D. Nessel, der Amtsnachfolger von Lambecius, die erste ihm über dasselbe gemachte Mitteilung mit wohlwollenden Worten erwidert. Und nun bot sich als Vermittler am kaiserlichen Hofe kein Geringerer als Leibniz dar. Dieser war von Ludolf, mit welchem ihn so viele gemeinsame Interessen verbanden[1]), bei Zeiten in das Unternehmen eingeweiht worden, und hatte dasselbe zustimmend begrüßt. In diesen Jahren bereits ernsthaft mit seinen Forschungen über die Geschichte des welfischen Hauses beschäftigt, die ihn immer tiefer in die deutsche Geschichte hinüberführten, dachte er unbefangen genug, ein Projekt, wie das in Frage stehende, von der günstigsten Seite her anzusehen. Für Ludolf persönlich war er überdies von der aufrichtigsten Verehrung erfüllt. Eben im Begriffe, eine wissenschaftliche Reise zunächst nach Wien anzutreten, erklärte er sich bereit, daselbst für das Kolleg seinen Einfluß einzusetzen, und hat Wort gehalten. Auch weiterhin und bis zuletzt hat er der Gesellschaft seine Teilnahme bewahrt. Allerdings ist er derselben niemals als Mitglied beigetreten, und hat es vorgezogen, seine eigenen Wege zu gehen und sich nicht zu zersplittern. Das hat ihn aber nicht abgehalten, sie mit Rat und That zu unterstützen. Ist es doch vorzugsweise er gewesen, der nachweisbar das Programm derselben auf die richtige Basis stellen half; er hat auf das Beispiel der Leopoldiner hingewiesen, der „Naturforschenden Gesellschaft“, die aus dem gleichen Triebe der Assoziation hervorgegangen war und die zur Stunde noch besteht. Nachdrücklich

[1]) Vgl. Jobi Ludolfii et G. Guil. Leibnitii Commercium epistolicum. Recensuit Aug. Bened. Michaelis. Gottingae 1845, und Guhrauer, Kurmainz in der Epoche von 1672. 2 Teile. Beilage X. S. 188—241.

hat er darauf gedrungen, die Herstellung von „Annalen der deutschen Geschichte" als die Hauptaufgabe des Reichskollegs festzuhalten, Beiträge andrer Art aber nicht auszuschließen, und zugleich hat er gewarnt, ja nichts zu übereilen und nicht etwa auf die Abfassung eines eleganten „Compendiums" auszugehen, sondern eine im ernsthaften Stile gehaltene und auf der festen Grundlage gesicherter Zeugnisse, nach dem Muster des Baronius aufgebaute Geschichte herzustellen; die Popularisirung des so Geschaffenen könne ein späterer dann leicht ausführen[1]). Diese Grundsätze haben, wie schon angedeutet, denn auch die verdiente Zustimmung gefunden und sind mit in die Statuten derselben aufgenommen worden. Das eine gab er zu, daß die Gunst des Kaisers und der Fürsten nicht entbehrt werden könne, gab aber zugleich den Rat, auch in dieser Beziehung vorsichtig zu Werke zu gehen. In den letzten Wochen des Jahres 1688 traf er in Wien ein und schon kurze Zeit darauf gab er Nachricht über die von ihm in dieser Sache unternommenen Schritte. Diese lautete nicht gerade entmutigend, wenn er auch nicht verschweigen konnte, daß der Ernst der Lage nicht schon in der nächsten Zeit eine Entscheidung, wie man sie wünschte, erwarten lasse. Gewiß ist, daß sowohl der Kaiser selbst als verschiedene wichtige Herren aus seiner Umgebung sich wohlwollend über das Reichskolleg ausgesprochen haben. Auf polizeiliche Bedenken wie in unserem Jahrhunderte Pertz, als er für die Beteiligung des Kaiserstaates an den Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichts-

---

[1]) Leibniz an Ludolf d. Wien 2/12. Dezember 1668 „Caeterum deliberandum putaverim, utrum praestet annales Germanicos scribi stilo quodam aequaliter fluente, quali in annalibus ecclesiasticis usus est Cardinalis Baronius. Atque huc ego potius inclinarem. Aliud enim scribi compendium aliquod elegans et floridum historiae, aliud dari vastum corpus: quod non ideo elaboratur, ut tempori fallendo legatur, sed ut praesens aetas thesaurum quendam relinquat posteritati, unde quisvis postea secure fundamenta historiae petere possit. Atque ita etiam tutius scribitur et certius veritati litatur." (Ludolfi et Leibnitii comm. epist. p. 16—17.)

kunde in Wien zu wirken versuchte[1]), ist Leibniz wenigstens nicht gestoßen. Aber mehr als wohlwollende und artige Worte wollten sich nicht erreichen lassen. Leibniz verließ schließlich Wien, und schlug den Weg nach Italien ein, um seine eigenen, gelehrten Zwecke weiter zu verfolgen und Ludolf und Paullini sahen sich wieder auf sich selbst angewiesen. Sie begriffen es endlich, daß ihnen unter diesen Umständen wohl oder übel nichts andres übrig blieb, als von den Entschlüssen des kaiserlichen Hofes vorläufig abzusehen und die endgiltige Konstituirung der Gesellschaft nicht länger hinauszuschieben. So übernahm denn Ludolf im Dezember 1690 auf Grund der Wahl von 18 Mitgliedern definitiv das Präsidium und veröffentlichte die von ihm längst vorbereiteten Statuten der Gesellschaft, die das Grundgesetz des historischen Reichskollegs bilden sollten[2]). Und somit galt dieses für konstituirt — freilich ohne durch die kaiserlichen Privilegien bestätigt zu sein. Das Jahr darauf, im Januar 1691, feierte eines der eifrigsten Mitglieder, der Bibliothekar Joachim Feller zu Leipzig, die vollzogene Gründung der Gesellschaft in einer akademischen Rede, deren Verbreitung sich Paullini eifrigst angelegen sein ließ[3]).

So schien der Rubikon überschritten zu sein. Auch Ludolf scheint gewähnt zu haben, daß ein solcher Schritt, wie die Konstituirung war, eine vollendete Thatsache schaffen und die weitere günstige Entwickelung des Kollegiums beschleunigen würde. Indes haben sich solche Voraussetzungen nicht erfüllt; es trat vielmehr in der nächsten Zeit eher ein Stillstand ein. Da drang die im

---

[1]) S. Pertz, das Leben des Freiherrn Karl von Stein 5, 581 ff.

[2]) Sie wurden zuerst in W. Tenzels „Monatlichen Unterredungen" abgedruckt, das Jahr darauf (1691) erschien eine separate Ausgabe. Tenzel war einer der eifrigsten Anwälte des Reichskollegs

[3]) Joachimi Felleri dissertatio solennis de fratribus calendariis (cui historia, ritus et progressus Collegii Hist. imp. succincte praemissa et inexa est. Notis vero illustrata et edita a Chr. Franc. Paullini. Francof. ad M. 1692.

Grundsatz gewiß richtige Ansicht durch, der sicherste Weg, die andauernde Gleichgiltigkeit zumal des kaiserlichen Hofes zu brechen, würde sein, wenn man die Arbeiten selbst nachdrücklich in Angriff nähme und einen Teil der Annalen möglichst bald vollendete. Ludolf, der das „Exordium“ zu dem Ganzen übernommen hatte, wollte es bis zum Ende des Jahres 1691 zum Abschluß bringen und daran sollten sich die Annalen der ersten drei Jahrhunderte reihen; so würde man nicht mit leeren Händen kommen und dürfe man mit größerer Zuversicht die alten Wünsche erneuern. Jedoch gerade dieser an sich so verständige Beschluß stieß in der Ausführung auf unleidige Schwierigkeiten. Dr. Otto in Ulm hatte die Bearbeitung des 2. Jahrhunderts der Annalen übernommen; er lieferte sein Pensum nun auch wirklich ab, aber bei näherer Prüfung ergab sich, daß die Arbeit nicht zu brauchen sei. Und Otto war und blieb der Einzige von allen, der seiner übernommenen Verpflichtung wenigstens nach Kräften nachkam[1]). So rächte sich der schwere Fehler, den man trotz erfolgter Warnungen begangen hatte, daß man bei der Aufnahme der Mitglieder und mehr noch bei der Verteilung der Arbeiten zu sorglos verfahren war und die Leistungsfähigkeit der Einzelnen nicht vorsichtiger in Erwägung gezogen hatte. Überhaupt, man durfte sich nicht täuschen, eine peinliche Teilnahmslosigkeit fing im Schoße der Gesellschaft um sich zu greifen an. Selbst für mehrere protestantische Reichskreise wollten sich die statutenmäßigen Adjunkten nicht finden; Männer, wie der jüngere Maibom in Helmstädt[2]) und K. Schurzfleisch in Wittenberg[3]), weigerten sich fortgesetzt, in das Kollegium einzutreten. Die Korrespondenz wird matter, inhaltsloser.

---

[1]) S. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. Ulm 1798. S. 414.

[2]) S. oben S. 564.

[3]) Schurzfleisch schrieb bereits um November 1688 in folgenden Worten eines Ungläubigen an Otto Mencke in Leipzig: „Collegium Historiae Germanicae magnum vix nascitur, quum extinguitur, conatusque laude finitur et consummatur“. S. a. a. O. Schurzfleischii, Epp. Arcanae. Halle 1711. S. 632.

Der Eifer eines Pregitzer erlischt und Tenzel, der als eine Säule der Gesellschaft gegolten hatte, verstummt seit Ende des Jahres 1693. Wer möchte es Ludolf verdenken, daß unter diesen Umständen seine Verstimmung wächst. „Keiner der Großen“, klagt er, „will einen Pfennig geben!“ Überall bleibt er auf sich allein angewiesen. In der That, man muß sich billigerweise wundern, daß er nicht schon jetzt verzweifelnd die Flinte in das Korn wirft. Nur Paullini verließ der Gleichmut nicht; er fand sogar Zeit und Lust, immer wieder neue Projekte zweifelhaften Wertes zu ersinnen. Verständiger war es immerhin, daß er im Jahre 1694 mit Ludolfs Ermächtigung ein Lebenszeichen der Gesellschaft ausgehen ließ, nämlich den „Kurzen Bericht von Anfang und bisherigen Fortgang des vorhabenden Historischen Reichskollegs“ [1]. Freilich schlimm genug, daß man statt der Thaten auch jetzt nur Worte bieten konnte. Und so wurde an dem Schicksale des Kollegiums weder durch diese noch andre Bemühungen etwas geändert. Ludolf gab jetzt, um den Namen eines Präsidenten der Gesellschaft nicht umsonst zu führen und andern zugleich ein gutes Beispiel zu geben, die Geschichte der ersten 30 Jahre des Jahrhunderts „durch alle Teile der Welt“ in deutscher Sprache heraus, aber auch er hätte offenbar besser gethan, seinen längst verheißenen Tomus prodromus der Annalen fertig zu stellen und zu veröffentlichen [2]. So aber wartete er unentwegt auf die noch ausstehenden Bearbeitungen der ersten drei Jahrhunderte und wartete nach wie vor vergeblich. Was hätte bei solchen Verhältnissen die Autorität und das Protektorat des Kaisers helfen können? Auch an Leibniz wendete sich Ludolf von Zeit zu Zeit in seiner Not. Dieser hatte dem Kollegium seine ursprüngliche Sympathie bewahrt und erklärte sich bereit, es mit seinen urkundlichen Sammlungen zu unterstützen. Bei der Vorbereitung seiner Accessiones historicae [3]) hatte er ausdrücklich an die

---

[1]) Frankfurt a. M. 1694.

[2]) S. oben S. 497.

[3]) S. oben S. 565 Anm. 1.

literarischen Bedürfnisse der Gesellschaft gedacht[1]); aber auf dieser Linie blieb er nach wie vor stehen. So sanken die Hoffnungen auf eine fruchtbare Entwickelung des Reichskollegiums immer tiefer und der ursprüngliche Optimismus Ludolfs schlug zuletzt in Verbitterung um. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts kann man zugleich die Geschichte dieser Gesellschaft, so weit man von einer solchen sprechen kann, als abgeschlossen betrachten. Der letzte Brief Ludolfs an Paullini stammt vom September 1689; die noch übrigen schwachen Lebenszeichen reichen bis in das Jahr 1703 und schon das Jahr darauf ist Ludolf gestorben. Paullini hat ihn um acht Jahre (bis 1711) überlebt und in dieser Zeit seine uns bekannte literarische Geschäftigkeit fortgesetzt, freilich ohne seine Verdienste dadurch zu erhöhen.

Die Gründe des Mißerfolges des historischen Reichskollegiums sind leicht zu erkennen. Der Grundgedanke war ja gewiß löblich und entsprach dem Interesse der Nation, aber die Mittel, welche allein zum Ziele führen konnten, waren allzu ungenügend bemessen. Von übler Vorbedeutung war schon, daß man auf den kaiserlichen Schutz zu viel Gewicht legte und ein Verständnis oder eine Sympathie für das Unternehmen suchte, wo weder das eine noch das andre vorhanden war. Noch schlimmer war die Täuschung, in welcher auch ein Mann wie Ludolf in Betreff der geistigen Kräfte, auf welche man dabei angewiesen war, lange Zeit verstrickt war. So viele bewährte Historiker zählte das Deutschland von damals nicht, als die Durchführung der Annalen erheischt hätte, und dazu kam noch, daß diejengen, die etwa vorhanden waren, lieber ihre eigenen Wege gingen, statt sich an eine zweifelhafte Genossenschaft zu ketten.

Es kam also darauf an, was auf andere Weise und durch die Kraft einzelner für die deutsche Geschichte geleistet werden konnte.

---

[1]) Vgl. sein Schreiben an Ludolf, d. 21. März 1695 (Comm. epist. a. a. O. S. 103).

Und hier liegen die Dinge nun ganz anders. Der Kanzler Ludewig erzählt gelegentlich, daß zur Zeit, als er in Wittenberg studirte — das war im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts — man für das Studium der deutschen Geschichte keine anderen Hilfsmittel gehabt habe, als Lehmanns Speirische Chronik[1]) und Böclers[2]) verschiedene Dissertationen. Hierin tritt nun ein vollständiger Umschwung ein und folgen sich seit dem Anfange des neuen (18.) Jahrhunderts in ununterbrochener Reihe Werke der verschiedensten Art über die deutsche Geschichte oder einzelne Epochen derselben, die alle zusammen zunächst bezeugen, wie wuchtig das Verlangen der Nation nach der Kenntnis ihrer Geschichte bereits oder endlich wieder geworden war. Insoferne waren die Männer des historischen Reichskollegs entschieden auf der rechten Fährte gewesen. Die große Mehrzahl der betreffenden Werke geht von den Universitäten des protestantischen Deutschlands aus; es sind mit den wenigsten Ausnahmen die Juristen, die den in Aufnahme gekommenen Gegenstand in kompendiöser Form und im steten Hinblick auf das deutsche Staatsrecht als „Reichshistorie" behandeln, aber das Monopol in dieser Richtung haben sie keineswegs so ausschließlich behauptet, als man gerne zu glauben scheint; die Reihe der gediegensten Werke, welchen die Förderung der deutschen Geschichte am meisten und auf die Dauer allein etwas zu verdanken hat, sind gleichzeitig, aber außerhalb der Schranken jener Schulforderungen entstanden.

Von den Universitäten sind es Wittenberg, Halle, Jena, Helmstädt, Leipzig und zuletzt noch das eben erst gegründete Göttingen, von welchen in Vorträgen und weiterhin durch Schriften die deutsche Geschichte bzw. die Reichshistorie die fruchtbarste Pflege erfahren hat. Der Reihe nach ist hier zuerst C. S. Schurzfleisch zu nennen[3]). Es sind weniger einzelne Werke als die ganze

---

[1]) S. oben S. 402.

[2]) S. oben S. 478.

[3]) Er war geboren 1642 zu Corbach in der Grafschaft Waldeck, zu Gießen und Wittenberg gebildet, wurde 1671 Professor der Geschichte zu

Summe seines Wirkens und die von ihm ausgegangenen Anregungen, die ihm einen Platz an dieser Stelle sichern. Die meisten seiner Schriften sind erst aus seinen Vorträgen nach seinem Tode veröffentlicht worden. So auch seine „Fundamenta Historiae Germaniae" [1]), die in kompendiöser Form eine Übersicht der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1200 bieten. Eine besondere Bedeutung kommt dem Buche nicht zu. Wertvoller sind einzelne Abhandlungen des gelehrten Mannes, wie über das ältere Königreich Burgund, zumal des Gegenstandes wegen, wenn sie auch als längst antiquirt betrachtet werden muß [2]). Ein Polyhistor wie er war, hat er sich viel und gerne mit literarhistorischen Aufgaben beschäftigt [3]). Außerdem hat er sich mit noch verschiedenen Plänen, wie mit der Veranstaltung einer Sammlung deutscher und sächsischer Geschichtschreiber u. dgl. m. getragen, ohne jedoch die Hand an die Ausführung zu legen [4]). Aus seinem Nachlasse ist endlich auch eine „Germania Princeps" veröffentlicht worden [5]). Es sind das Vorträge, die er im Jahre 1690 in Wittenberg gehalten hat und die sich über die Mehrzahl der weltlichen Staaten

---

Wittenberg und starb hier am 7. Juli 1708. Vgl. J. W. Bergers Memoria in der zweiten Ausgabe der Epp. sel. Schurzfleischs und Adolf Clarmunds: Lebensbeschreibung des weltberühmten Polyhistors C. S. Schurzfleisch" 2c. Dresden und Leipzig 1710. Ferner Sch.'s „Epp. arcanae", von seinem Bruder H. L. Schurzfleisch (Halle 1711) herausgegeben.

[1]) Im Jahre 1728 aus dem Manuskript von C. G. Hoffmann herausgegeben.

[2]) Historia Veteris Regni populique Burgundiorum" (Wittenberg 1729). Vgl. auch seine Dissertat. acad. varii generis. Wittenb. 1729 und seine Opp. hist. polit. Leipzig 1699.

[3]) S. „Schurzfleischiona", herausgegeben von G. Wagner (Wittenberg 1731).

[4]) Seine in die alte Geschichte einschlägigen Abhandlungen werden wir später berühren.

[5]) „Germania Princceps sive discursus Historico-Politicus de Germaniae principum nonnullorum originibus" u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1745. Der Titel „Germ. princeps" ist offenbar von dem Herausgeber nachträglich im Hinblick auf die bereits weiter oben (S. 593) von uns besprochene Schrift Ludewigs gewählt worden.

Deutschlands erstrecken. Ihr Herausgeber meint, Ludewig sei durch diese Vorträge, die er allerdings höchst wahrscheinlich mit angehört haben kann, zu seinem berühmten, aber unvollendet gebliebenen gleichnamigen Werke angeregt worden. Wenn diese Vermutung begründet ist, so wird gleichwohl dem Verdienste Ludewigs dadurch in keiner Weise ein Abbruch gethan, denn eine nähere Vergleichung stellt die zweckmäßige Anlage seines freilich unvollendeten Werkes wie seine literarische Überlegenheit überhaupt unzweifelhaft fest[1]).

Von unverkennbarer Erheblichkeit für die Förderung der in Frage stehenden Sache war der Streit, der im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an der Universität Halle über die Behandlungsweise der deutschen Geschichte ausgebrochen ist. Die Streitenden kennen wir: es waren die beiden ausgesprochenen Nebenbuhler Peter von Ludewig und N. H. Gundling. Der letztere war am 25. Februar 1670 in dem nürnbergischen Dorfe Kirchsittenbach als Sohn eines Predigers geboren. Er war der ältere Bruder des zu trauriger Berühmtheit gelangten J. Paul von Gundling, auf welchen wir noch zurückkommen werden. In Altdorf, Jena und Leipzig zunächst für die Theologie ausgebildet, ging er in Halle unter dem Einflusse von Chr. Thomasius zur Jurisprudenz über und entschied sich (1703) für den akademischen Beruf. Seit 1705 Professor der Philosophie und bald auch der Beredsamkeit, trat er einige Zeit darauf für die Professur des Natur- und Völkerrechtes in die juristische Fakultät ein. Nach einer von Erfolg gekrönten Wirksamkeit ist er am 9. Dezember 1729 gestorben[2]). Gundling gehört unzweifelhaft zu den Polyhistoren der Epoche und nimmt einen der ersten Plätze unter ihnen ein.

---

[1]) Von Schurzfleisch existirt u. a. auch eine kurze Fortsetzung des Buches Sleidans „de quatuor summis imperiis" vom Jahre 1668—1676. Die dazwischen liegende Lücke von 1519—1668 hatte der Wittenberger Professor Ägidius Strauch (gest. 1682) ausgefüllt.

[2]) Pütter, Literatur des deutschen Staatsrechts I, 352 ff. und A. D. Biographie, wo sich die übrige bez. Literatur angegeben findet.

Als originelle Persönlichkeit wetteiferte er mit seinem Kollegen Ludewig und übertraf ihn. Seine Gelehrsamkeit war erstaunlich und mit der Gabe gewandter Darstellung und meist treffendem Urteile verbunden. Er war einer der angesehensten Lehrer jener Tage an der Halle'schen Hochschule und hat neben Thomasius, J. H. Böhmer, den beiden Stryk, Christian Wolf und Ludewig zum Glanze derselben mit am meisten beigetragen. Eine bahnbrechende Leistung nach irgend einer Richtung liegt von ihm zwar keineswegs vor; über die verschiedensten Gebiete, wie es nun einmal Gewohnheit war, dehnte er seine literarische Thätigkeit aus, wirkte er anregend überall, wo er das Wort nahm. Unermüdlich war er in der Publikation von Abhandlungen, die teils einzeln, teils in fortlaufenden Sammlungen erschienen [1]). Sein Gegner Ludewig hat ihm dafür den Beinamen des „Bagatellisten" aufgebracht. Für die deutsche Geschichte hat er sich auf diesem Wege durch seine Monographie über „König Heinrich I." ein ehrendes Verdienst erworben [2]). Es ist ein Werk sorgfältiger Forschung, wie man damals nur wenige kannte. Es klingt hier die Opposition gegen Ludewig und dessen Anschauungen noch vernehmbar durch. Der unmittelbare Zusammenstoß mit letzterem hatte kurz vorher stattgefunden. Im Jahre 1707 hatte Ludewig seinen „Entwurf einer Reichshistorie" publizirt, ein Kompendium für den mündlichen Vortrag in die katechetische Form eingekleidet, aber mit der Beschränkung, daß die Antworten auf die Fragen der mündlichen Erläuterung vorbehalten blieben. Die Fragen sind jedoch mit unleugbarem Takt gestellt, wenn die Vorliebe des Verfassers für gewisse Meinungen öfters auch beeinträchtigend wirkt. Dieser Schrift setzte nun im folgenden Jahre (1708) Gundling einen andern „Entwurf einer Reichshistorie" entgegen,

---

[1]) „Otia" (1706—1707). Observationes selectae (1707), Gundlingiana" von 1715, 44 Stücke bis zu seinem Tode.

[2]) S. oben S. 585. — Gundling hat sich um die deutsche Geschichte u. a. auch durch eine Ausgabe von Aventins Annales b. g. und des Nikolaus Burgundus Historia Bavaria (s. oben S. 86 Anm. 3) verdient gemacht.

der nach dem Urteile mancher seinen Nebenbuhler aus dem Felde schlug. Nun kann man zugeben, daß Ludewig noch zu viel an den willkürlich systematisirenden Sätzen Cocceji's[1]) hing, aber nicht minder gewiß bleibt, daß er vor seinem Gegner den freieren Überblick und trotz seiner Neigung zu Hypothesen vielfach treffenderes Urteil voraus hatte. Die Hauptsache war, daß die „teutsche Reichshistorie" durch den Streit der beiden Gegner von nun an als eigene Disziplin festgestellt war. Es muß auch zugegeben werden, daß das Beispiel, welches die beiden Nebenbuhler durch Lehre und Schrift gaben, nach beiden Seiten hin anregend gewirkt, und die späteren Schriften über die Reichshistorie von ihrem Vorgang beeinflußt sind[2]). Ludewig und Gundling hatten sich beide bei der Abfassung ihrer „Entwürfe" der deutschen Sprache bedient; gewiß kein Zufall und ein erfreulicher Fortschritt, der nicht ohne Nachahmung geblieben ist, und im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung unserer nationalen Literatur den Gebrauch der lateinischen Sprache aus dem Gebiete der Geschichtschreibung bei uns im Laufe des Jahrhunderts fast ganz verdrängt hat. Das der Zeit nach nächste und nicht unbedeutende Werk folgt in dieser Richtung allerdings noch dem alten Herkommen[3]). Der Verfasser derselben ist Jakob Karl Spener, ein Sohn des berühmten Theologen und Heraldikers[4]). Es reicht von den ersten Anfängen des deutschen Volks bis in die Zeiten Kaiser Karl VI. hinein. Über seine Zwecke spricht sich Spener

[1]) S. Pütter a. a. O. S. 284 ff.

[2]) Schon Pütter (a. a. O. S. 346) hat auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Ähnlich äußert sich D. Köhler in der Einleitung zu seiner kurzgefaßten gründlichen teutschen Reichshistorie.

[3]) „Historia Germaniae universalis et pragmatica brevita ac perspiene exposita cum perpetuis notis. 2 Teile. Halle u. Leipzig 1716—1717.

[4]) S. oben S. 560. — J. K. Spener war den 1. Februar 1681 zu Frankfurt a. M. geboren und hatte zu Halle und Helmstädt Theologie, zu Leiden unter Vitriarius die Rechte studirt, wurde 1710 Professor zu Halle, 1718 für das Lehenrecht zu Wittenberg, und starb hier am 12. Juni 1730. Vgl. Jugler, Beyträge S. 254 ff. und Pütter a. a. O. S. 374.

in der Vorrede deutlich genug aus. Er nennt seine Geschichte eine „pragmatische", weil er die Förderung der Kenntnis des öffentlichen Rechts sich zur Hauptaufgabe macht [1]). Er nennt sie eine „allgemeine", weil er sie in ihrem ganzen Verlaufe und überdies die verschiedenen Erscheinungen und Zustände des geschichtlichen Lebens, das Profane und Heilige, das Allgemeine und Spezielle und die Schicksale der einzelnen Territorien und ihrer Fürsten darstellen will [2].) Es ist also der staatsrechtliche, nicht der rein geschichtliche Standpunkt, der hier vorwaltet und scharf ausgesprochen wird. Das Werk hat indes trotz des ausgesprochen „pragmatischen" Standpunktes für die Behandlung der deutschen Geschichte doch einen bestimmten Wert. Es macht zum ersten

---

[1]) „Historiam Germaniae nostrae semper judicavi parum utilem, saltem vix nisi parandae notitiae et iocunditati aptam, nisi inde juris nostri publici prudentia instruatur atque adparetur. Cum isti fini unicam meo opere dederim operam, et praeter frequentes a rerum narratione digressiones, quibus continuo lectorem, ut animum ad verum historiae usum attendat, monui, singularia singulis libris capita publicis destinaverim docendis juribus, qualia una alteraque aetate in Germania sunt servata: inde arbitror, non perperam meam me historiam adpellasse Pragmaticam, totamque adeo ad publicum usum et status nostri prudentiam instruendam paratam non incommode me profeteri".

[2]) Universalem vocavi historiam meam, quod nullum non Germaniae notum et celebratum tempus silentio praetereo; et maxime, quod complectendi omnia, et profana et sacra, et generalia et singularia, et regionum et populorum fata, occasionem tradidi et suppeditavi. Historiam finium et populorum Germaniae in principiis librorum persequi statui, quod non leviter illa nostri status prudentiam juvare potest. Praeter universalem totius Germaniae notitiam singulares quandoque regiones salutavimus, ne imperatorum regumque tantum historiam, verum et principum notitiam, commendasse videamur. Quod ad sacrum Germaniae nostrum statum in extremis singulorum librorum paginis contuiti sumus; non nobis simplex fuit causa. Sacra et profana diu arcto foedere connexa unus in Germania imperator consilio principum populique moderatus est; unde improbe optima parte historiam nostram mulctari puto, dum sejunguntur sacra. Deinde, licet scismate illo, quod appellant, inter sacerdotium et regnum facta adprime rerum status variatus fuerit, res tamen imperii nunquam non plurimum commercii cum sacris habuisse, cuilibet rerum nostrarum vel modice perito satis abundeque constat."

Male, kann man sagen, den Versuch, die Darstellung des allgemeinen und des besonderen, des politischen und kirchlichen Momentes in der Entwickelung unserer Geschichte miteinander zu verbinden und verliert dabei den Fluß der Ereignisse niemals aus den Augen. Das Buch soll übrigens nur ein Handbuch sein, läßt jedoch an Kenntnis der Literatur nichts zu wünschen übrig und bewährt in der Gruppirung und Beurteilung seines Stoffes eine unverkennbare Selbständigkeit. Und aus diesem Grunde zugleich mußte hier näher von ihm gesprochen werden, wo es sich um die Begründung der von ihm vertretenen Spezies handelt. Von einer kritischen Sichtung der aufgeführten Thatsachen war in diesen wie in ähnlichen Fällen freilich keine Rede. — Ein Jenaer Gelehrter, dem wir bereits einige Male begegnet sind, B. G. Struve[1]), hatte bereits im Jahre 1715 ein „Syntagma Historiae Germaniae“ erscheinen lassen, aus welchem dann ein umfassendes Lehrbuch[2]) herauswuchs, das sich längere Zeit nicht mit Unrecht großer Beliebtheit erfreute. Der Stoff ist mit unverkennbarer Sachkenntnis und Vollständigkeit zusammengetragen, die Form die rein erzählende, annalistische, ohne Raisonnement. Struve läßt den pragmatischen Gesichtspunkt einigermaßen zurücktreten, und sucht auch nicht, wie Spener that, verschiedene Aufgaben, wie die Geschichte des Reichs und der einzelnen Territorien, neben einander zu behandeln. Die Schilderung der ältesten Zeit ist, wie bei Spener, der schwächere Teil; sowie Tacitus sie im Stiche läßt, versandet der Fluß oder gehen sie in die Irre. Manche der „teutschen Reichshistoriker“ ließen überhaupt die Epoche von Karl d. Gr. ganz fallen, weil, wie sie meinten, doch alles Voraus-

[1]) S. oben S. 573.

[2]) Corpus hist. Germanicae a prima gentis origine usque ad a. 1730. 2 vol. Jenae 1730. — Die zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe besorgte 1753 Ch. G. Buder und versah sie mit der höchst lehrreichen Übersicht über die deutsche historische Literatur, von welcher wir oben (S. 577) gesprochen haben. Struves Corpus h. G. hat gleich nach ihrem Erscheinen eine deutsche Bearbeitung durch ihn selbst als „Einleitung in die teutsche Reichshistorie“ erfahren. (Jena 1732.)

gegangene ein entbehrliches Vorspiel sei. So z. B. Simon Friedrich Hahn in seiner „Vollständigen Einleitung zu der teutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie und dem daraus fließenden jure publico“ [1]). Daß dieser Standpunkt auf einer irrigen Voraussetzung beruhte, braucht heutzutage freilich nicht mehr erwiesen zu werden. In jener Zeit bedeutete er soviel als den Unterschied zwischen Reichs- und Volksgeschichte. Hahn spricht sich darüber in der Vorrede mit deutlichen Worten aus: „Ich schreibe ja keine Historie des teutschen Volkes, sondern der teutschen Kaiser, der teutschen Könige, mit einem Worte des teutschen Reichs, welches unter Caroli Regierung ohnstreitig zu seiner völligen Größe gekommen und eine ganz neue Gestalt gewann.“ Sehen wir aber von diesem prinzipiellen Mißverständnisse ab, so unterliegt keinem Zweifel, daß Hahn einer der fähigsten Männer war, die in jenen Zeiten über deutsche Geschichte geschrieben haben. Der günstige Einfluß der Halle'schen historisch-staatsrechtlichen Schule tritt bei ihm auf das klarste hervor. Er ist nicht bloß ein gelehrter, sondern zugleich kritischer Kopf, und daher jenes sein Werk noch keineswegs entwertet. Nur seine welfischen Sympathien trüben z. B. bei der Darstellung der Geschichte Heinrichs des Löwen seinen sonst hellen Blick. Im übrigen bewährt er sich als selbständigen Forscher und hat er unter den bisher erwähnten Reichs- und Kaiserhistorien unstreitig das nachhaltendste geleistet [2]). Er ist freilich zugleich ausführlich und hat es nicht auf ein bloßes Lehr- oder Handbuch, sondern auf eine wirkliche Geschichte abgesehen. Die deutsche Sprache, welcher er sich bedient, weiß er

---

[1]) Halle und Leipzig 1721. — Hahn war am 28. Juni 1692 in Kloster Berg bei Magdeburg geboren, in Halle unter Gundling und noch mehr unter Ludewig gebildet. Im Jahre 1717 wurde er, an J. G. von Eckarts Stelle, Professor der Geschichte in Helmstädt; 1725 als Bibliothekar und Historiograph nach Hannover berufen, wo er schon am 18. Februar 1729 gestorben ist. — Hahns „Einleitung“ reicht bis in das Zwischenreich hinein und umfaßt vier Teile. Über seine Collectio mon. ined. s. oben S. 574 Anm. 1.

[2]) Vgl. Wilh. Bernhardi, Lothar von Supplinburg (Leipzig 1879). Vorwort.

zwar nicht als ein Meister, aber leidlich geschickt zu handhaben. Sein früher Tod blieb im Interesse der Wissenschaft aufrichtig zu bedauern. Einer solchen Erscheinung gegenüber treten die gleichzeitig auftauchenden Kompendien und Lehrbücher vollends zurück, zumal schon ihre Existenz allein ihnen keine Bedeutung mehr verleiht. Ob man die Reichsgeschichte, wie Hahn, mit Karl d. Gr., oder, wie Köhler mit K. Ludwig d. D. begann, darauf kam am Ende wenig an [1]). Die Verdienste des letzteren wie die von Schmauß, der durch seinen „Kurzen Begriff der Reichshistorie“ sich zwar als einen gewandten und scharfblickenden Kopf bewies, liegen auf einer anderen Seite [2]).

Das vorzüglichste, was in dieser Zeit für die deutsche Geschichte geleistet wurde, und woran zum guten Teile wir noch heute uns erfreuen, ist indes, wie angedeutet, nicht auf dem Wege der Unterordnung der Volksgeschichte unter die Bedürfnisse des Reichsstaatsrechtes, sondern durch die Umkehr dieses Verhältnisses, durch die Zurückgabe der Geschichte an sich selbst und ihre Befreiung von jeder andern Herrschaft als der der Wissenschaft und ihrer Gesetze erreicht worden. Es sind die Namen Mascou, Bünau und Leibniz, an welche sich dieser Umschwung, dieser Fortschritt knüpft. Jedoch darf das nicht so verstanden werden, als bewegten sich die Leistungen dieser drei Männer auf ganz

---

[1]) Es wird sicher genügen, sie genannt zu haben: 1. Gottfried Langens „Einleitung zu der Geschichte und dem daraus fließenden jure publico des hl Röm. Reichs Teutscher Nation“ (1. Ausgabe 1707). — 2. Joh. Jak. Schmauß, Kurzer Begriff der Reichshistorie in einer akkuraten chronologischen Ordnung von den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtige, aus den bewährtesten Scribenten“. Vormals zum Gebrauch der akad. Lektoren verfaßt (1. Ausgabe 1721). — 3. Ad. Friedrich Glafey, „Historia Germaniae polemica oder Kern der teutschen Reichsgeschichte“ (1722). — 4. Joh. David Köhler, „Kurzgefaßte und gründliche teutsche Reichshistorie“ vom Anfang des teutschen Reichs mit Ludwig dem Deutschen bis auf den Badenschen Frieden“ (1714). — Erschien 1735.

[2]) Über Köhler s. oben S. 561. — Über Schmauß vgl. Pütter a. a. O. S. 5—9. Sein „Kurzer Begriff der Reichshistorie“ erlebte in der Zeit von 1721 bis 1751 vier Auflagen.

denselben Voraussetzungen oder wären ihrer Natur und Wirkung nach sich gleich; das ihnen gemeinsame Moment besteht vielmehr hauptsächlich in dem Umstande, daß sie die Geschichte vor allem um ihrer selbst willen schreiben und zugleich ihrer Nation einen Dienst erweisen wollen, indem sie das Bild ihrer Vergangenheit vor ihr aufrollen. Bünau betont in der Vorrede allerdings auch die Rücksicht auf das geltende Staatsrecht, jedoch in der Ausführung tritt dieselbe gerade so weit zurück, als sie nicht schon in der Natur der Sache liegt. Ebenso ausschließlich wie Mascou, man kann vielleicht sagen ausschließlicher, dient Leibniz und sein Hauptwerk der Wissenschaft allein. Die dazwischen spielenden dynastisch-genealogischen Motive ändern daran nichts, denn sie bleiben denselben Gesetzen unterworfen wie alles übrige. Die berühmte geschichtliche Hauptleistug des großen Denkers ist zwar seinen Zeitgenossen und den darauf folgenden Geschlechtern nicht zu gute gekommen, weil ein neidisches Geschick bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts herab mit Verborgenheit bedeckt dasselbe hielt: in unserem Falle aber, wo es sich darum handelt, die Entwickelung unserer Geschichtschreibung historisch darzustellen, darf uns das nicht abhalten, das Werk in dem Zusammenhange und an dem Orte zur Sprache zu bringen, wo allein es nach Verdienst gewürdigt werden kann. Bei aller Anerkennung aber, welche wir dem Verdienste der drei Gelehrten um die deutsche Geschichte von vorneherein zollen, bleibt das eine zu konstatiren und zu bedauern, daß ihre betreffenden Werke sämmtlich unvollendet geblieben sind und daß der Nation so die Genugthuung vorenthalten blieb, ein vollständiges Bild ihrer Vergangenheit in dem Umfange zu erhalten, welchen sie ursprünglich in das Auge gefaßt hatten.

Indem wir nun zunächst mit Leibniz beginnen, ist es nicht unsere Absicht und kann es nicht sein, seine allgemeine Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes auch nur summarisch dem Leser in das Gedächtsnis zurückrufen zu wollen. Die Kenntnis dieser Dinge dürfen wir ja wohl auch als bekannt voraus-

setzen[1]). Daran dürfen wir uns erinnern, daß schon sein Vater in dem wißbegierigen frühreifen Knaben das Interesse für die Profan- und Kirchengeschichte teils durch mündliche Erzählung, teils durch Mitteilung aus Büchern, die Liebe für die Geschichte erweckte[2]). Diese Neigung nahm mit den Jahren wunderbar zu und er ruhte nicht bis er alle deutschen Geschichtsbücher, die ihm in die Hände fielen, durchgelesen hatte[3]). An der Lektüre des Livius und dem thesaurus chronologicus des Sethus Calvisius[4]) vervollkommnete er seine noch dürftige Kenntnis der lateinischen Sprache[5]). Aus der Zeit seiner Universitätsstudien in Leipzig, Jena und Altdorf vernehmen wir zwar nichts

---

[1]) Vgl. Guhrauer, G. W. Freiherr von Leibniz. Eine Biographie. 2 Teile. Breslau 1842. — K. Fischer, Gesch. der neueren Philosophie. 2. Bd. 2. Auflage (1867). — L. Grote, Leibniz und seine Zeit (Hannover 1870). — Edmund Pfleiderer, Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger (Leipzig 1870). — Ed. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie seit Leibniz (München 1873). — A. Pichler, die Theologie des Leibniz. 2 Teile (München 1869—1870). — Gerhard, Geschichte der Mathematik in Deutschland (München 1876). — Bluntschli, Geschichte der neueren Staatswissenschaft. 3. Auflage (1881) S. 165—189. — Prantl in der A. D. Biographie, wo auch die weiteren Nachweisungen über die Ausgabe der Leibnizischen Werke, seines Briefwechsels u. dgl. zu finden. — Über „Leibniz als Geschichtsforscher" s. H. A. Erhard in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde (Westfalens). Münster 1847. 10, 234 ff.

[2]) S. „Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata" bei G. H. Pertz, Leibnizens Ges. Werke rc. 1. Folge 4. Bd. S. 165 ff. (von O. Klopp in seiner Ausgabe der Leibniz'schen Werke 1. Reihe 1. Bd. Vorwort S. XXXII wiederholt). Leibniz erzählt (Pertz a. a. O. S. 165): „... duo tantum memini, unum cum mature legere discerem, ipsum patrem id studiose egisse, ut historiae sacrae atque profanae amorem mihi tum variis narrationibus, tam exhibito Germanico libello conciliaret. Quod ei ita successit, ut egregia sibi promitteret in futurum".

[3]) Pertz a. a. O. S. 166: „Ego crescente aetate atque viribus mirifice historiarum lectione delectabar, librosque germanicos nactus non dimittebam, quam perlegissem totus.

[4]) S. oben S. 392.

[5]) Pertz a. a. O. S. 166: „Hos (sc. Livium et thes. chronol. Calvisii) nactus statim devoravi, ut Calvisium quidem facilius intelligebam quod haberem librum historiae universalis Germanicum, qui saepe eodem dicebat."

besonderes über den Eifer, den er etwa u. a. der Geschichte zuwendete, aus seiner publizistischen Thätigkeit aber, zu welcher er bald genug überging, und welche wir übersehen können, darf und kann man mit gutem Recht den Schluß ziehen, daß er die geschichtlichen Studien niemals aus den Augen gelassen hat und sie seit seiner durch Boineburg mit Kurmainz angeknüpften Verbindung (1667) mit anhaltender Umsicht betrieb. Die publizistische Thätigkeit selbst, die Leibniz im Sinne Boineburgs und des Mainzer Hofes in diesen Jahren entwickelte, braucht für unsere Zwecke nicht näher geschildert zu werden [1]). Wenn er es, wie man annimmt, wirklich war, der im Auftrage Boineburgs eine Widerlegung von Pufendorfs berühmter Schrift de statu imperii germanici [2]) veröffentlichte, so tritt bereits jetzt der scharfe Gegensatz zu Tage, welchen er noch später und bis zuletzt in den wichtigsten Fragen und im besonderen auch mit seiner Ansicht über das Wesen der Geschichtschreibung zu diesem Manne gestanden hat [3]). Leibniz ist gegenüber diesem vollendeten Realisten der Mann des Idealismus, dem es eben darum so schwer wurde, ihm gerecht zu werden. Es läßt sich in der That kein vollendeter gegensätzlicher Standpunkt ersinnen, als der war, von welchem aus jeder dieser so verschiedenartig angelegten Geister das deutsche Reich von damals betrachtete und beurteilte! Die Stellung Leibnizens in Mainz, die ihn in das Getriebe der hohen Politik hineingeführt, aber auch in etwas zerstreut hatte, neigte sich mit dem Tode des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn (1671) dem Ende zu und er fühlte, daß es Zeit sei, sich nach einer andern Stätte umzusehen. An eine Unterkunft in Wien hat er schon jetzt gedacht und es wohl für möglich gehalten, als Historiograph dorthin gerufen zu werden. Bei seiner ganzen Denkweise und seiner erprobten gut kaiserlichen

---

[1]) Vgl. auch Guhrauer, Kurmainz in der Epoche von 1672. Die betr. Schriften Leibnizens sind zum guten Teile neuerdings bei O. Klopp gedruckt.

[2]) S. oben S. 592.

[3]) S. oben S. 512.

Gesinnung lag ein solcher Wunsch ja nahe genug; für uns hat derselbe zugleich die Bedeutung, wie vertraut sich Leibniz bereits in diesen Jahren mit dem Gedanken gemacht hatte, seine Zukunft auf diese Basis und in den Dienst der Geschichtschreibung zu stellen. Indes war die Lage der Dinge in Wien so geartet, daß er jenen Wunsch ebenso schnell wieder fallen lassen mußte, als er ihn gefaßt hatte. Seiner Verwirklichung standen Schwierigkeiten entgegen, die auch einen noch so optimistisch gesinnten Mann zurückschrecken mußten. Und Leibniz war doch eben erst eine aufsteigende Größe, vorausgesetzt, daß am Wiener Hofe eine Sehnsucht nach Größen selbst so versöhnender Natur überhaupt bestand. So wendete er sein Auge denn nach Hannover; mit dem hier regierenden Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg hatte er bereits seit einiger Zeit Verbindungen angeknüpft, die endlich im Jahre 1676 zu dem Ergebnis führten, daß der Herzog ihm die Stelle des Vorstandes der Bibliothek in Hannover unter leidlichen Bedingungen anbot. Leibniz nahm jetzt den Ruf an, traf gegen Ende des zweiten Jahres an seinem neuen Bestimmungsorte ein, an welchen so sein ganzes übriges Leben geknüpft wurde und wo er im Laufe von vier Jahrzehnten die geistige Thätigkeit entfaltete, die ihm die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erweckten. Sein Herr und Beschützer, der Herzog Johann Friedrich, war seit dem Jahre 1665 regierender Fürst und zeichnete sich durch lebhaften Sinn für künstlerische und wissenschaftliche Interessen aus. Daß er vor längerer Zeit zum Katholizismus übergetreten war und es jetzt geschehen ließ, daß die päpstliche Propaganda ihren Sitz in seiner Residenz aufschlug, konnte für einen Mann wie Leibniz, der vordem dem Mainzer Hof gedient hatte und einen streng konfessionellen Standpunkt niemals geteilt hat, kein Grund sein, an einem solchen Dienstverhältnis etwa keinen Gefallen zu finden. Der konvertirte Herzog hütete sich überdies wohl, seine protestantischen Unterthanen dem Bekehrungseifer der Propaganda preiszugeben. So war denn Leibniz ein Mann nach seinem Herzen und dieser wiederum hat ihm über

das Grab hinaus seine unwandelbare Verehrung bewahrt. Die Reichspolitik des Herzogs, die in der Erhaltung eines guten Einvernehmens mit dem alle bedrohenden Frankreich gipfelte, ahmte das Beispiel des verstorbenen Kurfürsten Johann Philipp von Mainz nach und stand also mit den Anschauungen seines Bibliothekars, der vordem dieselbe vertreten hatte, in keinem Widerspruch. Daß das publizistische Talent des letztern bei der damaligen Lage der politischen Verhältnisse und dem Ehrgeize des Herzogs nicht unbenutzt liegen blieb, ließ sich vorhersehen. Auf dem Nymwegener Kongreß nahm Johann Friedrich den alten Kampf seines fürstlichen Hauses gegen den Vorrang der Kurfürsten auf und ließ die Ansprüche desselben durch Leibniz in dessen vielberufener umfangreichen Schrift, die unter dem Pseudonym „Caesarini Fursteneriiˮ erschien [1]), verteidigen. Es war das eine staatsrechtliche, keine geschichtliche Arbeit. Es liegt indes auf der Hand, daß der Verfasser seine Waffen vor allem auch aus der Geschichte holen mußte. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn diese zum Schutze zweifelhafter oder unklarer Ansprüche angerufen wird, erging es auch hier, die Thatsachen, selbst wenn sie an sich gesichert erscheinen, werden gar zu gerne in einen falschen Zusammenhang gestellt, denn etwas andres ist es Anwalt, und wieder etwas andres Historiker zu sein. Eine noch so große Gelehrsamkeit, und diese hat Leibniz hier in der That entwickelt, kann unter solchen Umständen nicht vor Fehlgriffen schützen [2]), so wenig als das ein vermittelnder Standpunkt vermag, zu welchem er sich schon der Grundbestimmung seiner Natur gemäß gedrängt sieht. Von Paradoxen und Spitzfindigkeiten, die man dem Historiker nicht verzeihen würde, hat er sich unter diesen

---

[1]) Der Tractatus Caesarini Fursteneri de Jure suprematus ac legetionum Principum Germaniae“ ist zuletzt bei Klopp a. a. O. Bd. IV abgedruckt. Er erschien zuerst 1677 zu Amsterdam und erfuhr binnen kurzer Zeit fünf Auflagen (zu vgl. Pütter a. a. O. S. 249—253).

[2]) Dabei denken wir nicht an den lapsus c., daß er gelegentlich im 10. Jahrhundert von Landgrafen von Thüringen spricht u. dgl.

Umständen nicht frei gehalten. Es ist z. B. gewiß nicht richtig, wenn er die Behauptung aufstellt — und hier handelt es sich um eine rein geschichtliche Frage — daß die sog. deutsche Libertät (die souveräne Hoheit der deutschen Fürsten) älter sei als der Niedergang der kaiserlichen Macht, so wenig als er auf allgemeinen Beifall der Männer von Fach rechnen durfte, wenn er die staatsrechtliche Stellung der deutschen und der ober- und mittelitalienischen Fürsten geradezu auf eine Linie stellte [1]). Betrachten wir die Schrift vom publizistischen Standpunkte aus, was ja nicht mehr als billig ist, so wird es schwer, dem Urteile jener zu widersprechen, die sie als Meisterwerk gepriesen haben und preisen; und erscheint sie, mit dem geschichtlichen Maßstabe gemessen, nicht frei von Schwächen, so blickt doch zugleich überall neben der Gelehrsamkeit ein so entschiedener Beruf Leibnizens zum Historiker durch, daß man nur wünschen konnte, ihn diese Bahn betreten zu sehen. Indes hat er, so lange Herzog Johann Friedrich lebte, sich auf diesem Felde nicht unmittelbar versucht. Erst der Tod dieses Fürsten [2]) brachte die Veränderung hervor, die Leibniz auf die Wege der Geschichtsforschung führte. Wir meinen selbstverständlich nicht das Lebens- und Charakterbild, das er aus Veranlassung des Hinscheidens Johann Friedrichs und zu offiziellen Zwecken von demselben in deutscher Sprache entwarf [3]). Leibniz gab bei dieser Gelegenheit seiner persönlichen Verehrung für den heimgegangenen Fürsten Ausdruck; die bittere Kritik, die seinerzeit Spittler davon gibt, übersieht, was sonst Begründetes an ihr sein mag, daß zu einem Totengericht nicht Zeit und Ort war, auch wenn sich der Verfasser dazu berufen gehalten hätte. Der neue Landesherr war Ernst August, bisher Bischof von Osnabrück, der Gemahl der durch Geist und Bildung ausgezeichneten Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der,

---

[1]) Vgl. Klopp a. a. O. cap. L—LV S. 236 ff.

[2]) Er starb am 28. Dezember 1679.

[3]) S. Pertz a. a. O. IV, 1—42, wiederholt unter dem Titel „Funeralien" von O. Klopp a. a. O. IV, 498 ff. Zu vgl. Guhrauer a. a. O. I, 336 ff.

weil er die Hand nach der böhmischen Krone ausstreckte, seine angeerbten Länder durch einen habsburgischen Gewaltstreich verloren hatte. Leibniz war von Ernst August in seinem Amte ohne Bedenken bestätigt worden. Er that wohl auch das Seinige, das Vertrauen des neuen Landesherrn zu gewinnen. In die Bestrebungen desselben, in seinem Hause die Primogenitur einzuführen, wurde er insoweit verflochten, daß er für die Einleitung dieser Aktion einige Schriftstücke verfaßte, die zum guten Teile in die ersten Jahre des Herzogs fallen [1]). Viel wichtiger für unsere Zwecke erscheinen die Anträge und Propositionen, die er bald nach dem Regierungsantritte Ernst Augusts an ihn gebracht hat. Erfinderisch und unermüdlich in Entwürfen der verschiedensten Art, wie er ja überhaupt sein ganzes Leben hindurch im kleinen und großen war, wendete er sich schon im Jahre 1680 mit einer Reihe von Vorschlägen an den Fürsten, ohne Zweifel auch nebenher in der erlaubten Absicht, denselben für sich zu interessiren [2]). Der Herzog war ein hochstrebender Herr, der Glanz und die Erhöhung seines Hauses gingen ihm über alles. So fiel es wohl nicht ganz auf den Boden, wenn Leibniz ihm jetzt u. a. die Veranstaltung eines „Corpus ordinationum dieses hochfürstlichen Hauses" und die Errichtung einer herzoglichen Druckerei an das Herz legte. Im Zusammenhang mit dem ersten Vorschlage verlangte er weiterhin eine Revision und Neuordnung des Archivs und die Verbindung desselben mit der Bibliothek, welcher er ja selbst vorgesetzt war. Und in diesem Zusammenhange, so viel wir sehen, spricht er zum erstenmale das Wort aus, das dann weiterhin für ihn und die Sache von so großen Folgen geworden ist: d. h. er erklärt die Abfassung einer urkundlich „besterkten" Geschichte des welfischen Hauses für notwendig [3]). Er hat es

---

[1]) S. Klopp a. a. O. V, 183 ff. und S. 112.

[2]) Klopp a. a. O. V, 50.

[3]) Klopp a. a. O. S. 56, § 11: „So wäre auch nöthig abzufassen, eine kurze aber gründliche Historī dieses fürstlichen Hauses, welche überall mit genugsamen Dokumenten zu besterken. Absonderlich aber weren alle Dinge,

dabei mehr auf die neuere als ältere Geschichte der Welfen abgesehen. Er sagt auch mit keinem Worte, daß er selbst der Mann für eine solche Aufgabe sei, aber nicht minder gewiß erscheint, daß, wenn der Herzog auf den Plan einging, dieser sich zum Zwecke der Ausführung kaum an jemand andern wenden konnte als an den Urheber des Vorschlags. Und das eine geht mit Sicherheit aus dem Wortlaut dieses Vorschlags und der ihm vorhergehenden und nachfolgenden Anregungen hervor, daß Leibniz über dieses Thema gründlich nachgedacht hatte und daß es ihn fortgesetzt lebhaft beschäftigte. Nun hört man freilich nichts davon, daß Ernst August diese Anregung sofort aufgegriffen und festgehalten habe. Es tritt vielmehr in diesem Punkte für mehrere Jahre ein Stillstand ein, obwohl man mit Sicherheit annehmen darf, daß Leibniz, wenn auch im stillen, immer wieder darauf zurückgekommen ist. Das Eine steht ja jetzt unantastbar fest, daß, als ihm dann wirklich der Auftrag wurde, die Geschichte der Welfen zu schreiben, die Initiative zu demselben nicht von dem Fürsten, sondern von ihm selbst ausgegangen ist [1]). Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich in den Jahren, die auf jene Vorschläge folgten, bereits näher mit der welfischen Genealogie beschäftigt hat. Hatte doch der bekannte Weingartener Mönch Gabriel Bucelin noch dem Herzoge Johann Friedrich eine Schrift gewidmet, in welcher er jenes Thema eingehend behandelte und eine bestimmte, wenn

---

so sich in diesem seculo bey dem fürstlichen Hause begeben, soviel möglich genau zu untersuchen und zu beschreiben und sonderlich bey deren novissimis zu insistiren, welche sich von Herzog Georgens, des jetzigen regierenden Fürsten Herrn Vaters, Tod an begeben, welches alles denn aus den Geheimrath-Protokollen, instructionen, relationen und dergleichen zu nehmen."

[1]) Leibniz sagt dieses in seinem Rechtfertigungsschreiben an König Georg I. (von England) d. Hannover, 18. Dezember 1714 (bei R. Döbner, Leibnizens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff u. s. w. Hannover 1882 S. 97) mit nachdrücklichen Worten selber: „Mais quand je n'aurais jamais mis la main à la plume pour l'histoire de la Serenissime Maison de Bronsvic (à la quelle je m'étais appliqué premièrement de mon propre mouvement, la voyant si mal menée par les auteurs) etc. etc.

auch nicht haltbare Meinung über die Abstammung der Welfen aufstellte [1]), die Leibniz selbst ursprünglich nicht von der Hand gewiesen hat. Man weiß, welcher Wert in jenen Zeiten noch an den Höfen auf solche genealogische Untersuchungen gelegt wurde, namentlich wenn sie der Eitelkeit derselben zu schmeicheln wußten. Auch Herzog Ernst August hielt man nicht frei von dieser Liebhaberei. Als er im Jahre 1685 Venedig besuchte, überreichte ihm ein belgischer Edelmann, Abt von St. Maria de Castro und St. Martha, Theodor Demaidemus, eine handschriftliche Genealogie seines Hauses, in welcher er den Ursprung der Welfen auf die römischen Anicier und auf Cäsar Octavius Augustus zurückführte und seine Verwandtschaft mit diesem in einer ununterbrochenen Linie vom ersten Jahre der Erbauung Roms bis zum Jahre 1645 nachgewiesen zu haben sich vermaß [2]). Als Leibniz von diesen abenteuerlichen Aufstellungen Kenntnis erhielt, wendete er sich in einem Schreiben an den Herzog, worin er jenem dreisten Phantasiegebilde eine eigene und neue Hypothese gegenüberstellte, die er übrigens schon als Cäsar Fursterenius gestreift hatte [3]). Kraft derselben stammen die Welfen und die Este's nicht aus italienischem, sondern aus deutschem Geblüte; diesen Satz gründete er auf die Etymologie des Namens ihres gemeinschaftlichen Ahnherrn Azo, der so viel als Adelbert bedeute [4]). Mit dieser Vermutung war nun freilich noch nichts entschieden, aber der ganze Hergang hatte

---

[1]) S. Scheid, Origg. Guelficae, I. vol. Praefatio p. 19, Anm. 1. — Die in Frage stehende Schrift war übrigens nicht gedruckt. — Bucelin, geboren 1599, gest. 9. Juni 1681, war der Verfasser der „Germania topo-chrono-stemmatographica", die in drei Teilen in den J. 1662—1665 erschienen, deren Aufstellungen und Resultate jedoch von sehr gemischtem Werte sind. Das welfische, bzw. das Haus Este leitete Bucelin mittels König Lothar II. von den Karolingern ab.

[2]) S. Scheid a. a. O. I, Praefatio p. 19 sq., der auch die kostbar ausgestattete Handschrift beschreibt.

[3]) Caes. Furstenerii tractatus de Jure Suprematus etc. bei Klopp a. a. O. IV, 227.

[4]) S. Scheidt a. a. O. I, Praefatio p. 33 und Anm. z. — Das betr. Schreiben Leibnizens war in deutscher Sprache abgefaßt; Scheidt hat nur ein Bruchstück davon zu Gesicht bekommen.

offenbar die eine wichtige Folge, daß der Herzog, einmal angeregt, dieser Angelegenheit eine lebhaftere Teilnahme zuwendete, die denn damit zunächst endete, daß er Leibniz den Auftrag erteilte, eine Geschichte des welfischen Hauses abzufassen. Dieser war sich darüber längst klar, daß, insoweit es sich um die Genealogie der Welfen handelte, vor allem, wegen des Zusammenhanges mit den Este's, die italienischen Archive zu Rate gezogen werden müßten. Er wendete sich daher zu diesem Zwecke zunächst an den großen Florentiner Antonio Magliabechi, der ihm in der That die gewünschten Aufschlüsse gab und auch später ihm fördernd entgegenkam [1]). Es ergab sich jedoch trotzdem bald genug für Leibniz die Notwendigkeit, zum Zwecke der Ausführung jenes Auftrages, den er gleich im weitesten und höchsten Sinne faßte, eine größere Reise zu unternehmen und die Bibliotheken und Archive Süddeutschlands und Italiens zu durchforschen. Wohl vorbereitet und mit Empfehlungen seines Fürsten ausgerüstet, machte er sich im Oktober 1687 auf den Weg. Ganz in seiner Art war er zugleich noch von mehreren andern Gedanken und Entwürfen erfüllt, die indes unsere Kreise nicht berühren. In Frankfurt verkehrte er zumeist mit Hiob Ludolf und besprach mit ihm die Förderung des eben im Entstehen begriffenen historischen Reichskollegs, indem er zugleich versprach, am Wiener Hofe für dasselbe zu wirken [2]). Im Februar 1688 kam er nach München, wo er besonders mit der Durchforschung des handschriftlichen Nachlasses Aventins sich beschäftigte; er hegte für diesen eine lebhafte Vorliebe, ohne sich über die Schwächen desselben zu täuschen [3]). Im Mai 1688 traf er in Wien ein. Es waren be-

[1]) Leibniz' erster Brief an Magliabechi ist vom 4. Januar 1686 datirt. S. „Clarorum Germanorum ad Ant. Magliabechium Epistolae". (Publizirt im Jahre 1745 von Giovanni Targioni-Tozzeti.) Zu vgl. Beiträge zur Ital. Gesch. von Alfred von Reumont: „Magliabechi, Muratori und Leibniz" III, 218—271.

[2]) S. oben S. 597 ff.

[3]) Vgl. die Vorrede zu seiner Ausgabe der Annales Boicae gentis von J. Adlzreiter und A. Brunner (aus dem Jahre 1710), wo er seine Ein-

deutende Tage, die er hier verlebte und er trat, wenn nicht dem Kaiser, so doch dessen nächster Umgebung nahe genug. Er vergaß auch nicht, seine gegebene Zusage einzulösen und das historische Reichskolleg Leopold und seinem mächtigen Minister, dem Grafen von Königseck nachdrücklich zu empfehlen. Er suchte dem Vorhaben, dessen Ungesichertheit er deutlich genug einsah, dem Hofe dadurch zu empfehlen, daß er ausführte, daß durch die Begünstigung der Zwecke des Reichskollegs das praktische Interesse des Kaisers und des Reiches gefördert werden dürfte, wenn dasselbe nach seinem Ratschlage es sich auch zur Aufgabe machte, in einer Zeitschrift eine möglichst große Anzahl von öffentlichen Urkunden, Aktenstücken u. dgl. zu veröffentlichen, welche sonst verloren liegen blieben und, wenn sie zunächst auch nur die Interessen eines Territoriums oder Reichsstaates angingen, doch zugleich zur Aufklärung der Rechte des Reiches dienen könnten [1]). Diese Denkschrift, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, ist weniger für die Geschichte des Reichskollegs als zur Charakteristik Leibnizens merkwürdig. Daß das ganze Unternehmen binnen kurzer Zeit sich im Sande verlor und der kaiserliche Hof sich zu einer that-

---

sichtnahme der zahlreichen Aventin'schen Kollektionen in München erwähnt und seine Anerkennung der Annales Boiorum ausspricht. In der Darstellung der ältesten Zeiten seien sie allerdings nicht frei von Fabeleien, die übrigen Epochen seien aber sorgfältig, zuverlässig und mit Geschmack dargestellt. Baronius und Genossen hätten ihn zwar wegen seiner kritischen Haltung gegen die fabulöse Überlieferung der römischen Kirche getadelt, aber das beweise nichts u. s. w.

[1]) S. Klopp a. a. O. VI, 11: „De usu Collegii imperialis historici arcaniore, cogitatio.“ — S. 4—9 ist hier auch die „Propositio“ (s. oben S. 602) abgedruckt, die Leibniz aber mit vorgelegt hat. Gegen das Ende der Cogitatio heißt es (S. 16): „Haec sunt quae de arcaniore usu Collegii Imperialis Historici paucis notanda duxi. Posset eidem collegio fortasse non inutiliter (meo judicio) committi Renovatio Diarii Europaei nuper interrupti, atque Theatri Europaei inspectio non minus ac laboris Lundorpiani continuati et Relationum sive Semestrium, sive Menstruarum: ita enim Auspiciis imperatoriis majore quam antea circumspectione plurima acta publica elimata edi possent, quae conservari et publice exstare e re Germaniae esse videretur.“

sächlichen Begünstigung desselben nicht entschloß, ist bereits weiter oben berichtet worden, ebenso, daß Leibniz zwar der Gesellschaft niemals beigetreten ist, ihr aber bis zuletzt seine Teilnahme bewahrt hat [1]). Zwischen diesem und dem Wiener Hofe spielte aber in dieser Zeit noch eine andre Angelegenheit, bei welcher es sich um seine definitive Festhaltung in Wien und seine Ernennung zum Historiographen Kaiser Leopolds handelte [2]). Leibniz hatte schon früher einen solchen Wunsch gehegt und befreundete sich jetzt um so lebhafter damit, als die Umgebung des Kaisers und dieser selbst den Plan in ernsthafte Erwägung zogen. Darüber konnte man sich ja nicht täuschen, und Leibniz hatte Beweise genug gegeben, daß seine Dienste in mehr als einer Beziehung in hohem Grade erwünscht sein müßten [3]). Ihn selbst lockte ohne Zweifel der größere Wirkungskreis, der hier für ihn in Aussicht stand. Übrigens sprach er es offen aus, daß er unter allen Umständen zuerst seiner dem Hause Braunschweig gegenüber eingegangenen Verpflichtung, die Geschichte desselben zu schreiben, gerecht werden

---

[1]) S. oben S. 604. 609.

[2]) S. Klopp a. a. O. VI, 1 ff.

[3]) Darüber lassen die von Klopp (a. a. O.) mitgeteilten Aktenstücke keinen Zweifel bestehen. Charakteristisch ist, daß Leibniz die Geschichte K. Leopolds in lateinischer Sprache geschrieben wissen wollte, und die Motivirung dieser seiner Ansicht. Es heißt (bei Klopp a. a. O. S. 16, am Ende): „Ipsam vero Leopoldinam Historiam, qua nescio an ullam posteritate digniorem multa viderint secula, ab uno homine et aequabili stylo elaborari praestat, idque latino etiam sermone. Quamquam enim spernenda non sint, quae italico praesertim idiomate prodiere (G. Gualdo Priorato, s. oben S. 523 ist gemeint), et suam laudem merito tueantur, hoc tamen inter linguas recentes nostras et latinam aliasque vetustate nobiles interesse arbitror, quod inter corpora viva et Mumias balsamica quadam conditura servatas; licet enim viventia sint gratiora oculis, in eo tamen inferiora sunt, quod corruptionibus adhuc mutationibusque variis subjiciuntur. Idem de linguis viventibus et fato suo functis dicendum est. Etsi enim vernoculae magis vulgus lectorum afficiant, intra paucos tamen annos mutata dicendi ratione omnem gratiam amittunt. Latina vero non tantum praesenti sua majestate, sed et securitate futuri et serae posteritatis praesumto judicio commendatur.“

wolle[1]). So blieb denn sicher auch aus diesem Grunde die Frage vorläufig unentschieden und Leibniz trat Ende Februar 1689 die Reise nach Italien an, um seine nächstliegenden wissenschaftlichen Zwecke wieder aufzunehmen. An die neun Monate hatte er in der Kaiserstadt in fortgesetzter Arbeit zugebracht; jene selbst haben dabei sicher geringe Förderung erfahren, dagegen war er für die Verwirklichung eines Lieblingswunsches seines Herrn, die Erlangung der Kurwürde für das welfische Haus nachdrücklich thätig gewesen. Über Venedig und Ferrara ging er nach Rom, von hier nach Florenz, Bologna und langte endlich Ende des Jahres 1689 in Modena an. In Florenz hatte er viel und mit Nutzen mit Magliabechi verkehrt, in Modena, wo seiner dank den ihm gewordenen Empfehlungen ein freundlicher Empfang harrte und der Zugang zu dem Archive geöffnet wurde, nahm er mit verstärktem Eifer seine genealogischen Forschungen auf und fand er sich in seinen bereits geschöpften Vermutungen über den Ursprung der Markgrafen von Este und ihren Zusammenhang mit den Welfen „certis demonstrationibus diplomatum et monumentorum“ glänzend bestätigt. Im Mai 1690 traf er über Venedig und Wien nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder in Hannover ein. Nebst einer reichen Sammlung von Urkunden und Denkmälern brachte er die Überzeugung mit, daß das Haus Este auf

[1]) In einem Schreiben an K. Leopold (Klopp a. a. O. S. 23), das vor seiner Abreise von Wien nach Italien geschrieben ist, sagt Leibniz u. a.: „Interea cum ipsa honestate ac fide ita jubente cogar adhuc agere, quod domi injunctum est, etsi felicitatem meam, quam in Vestrae Serenissimae Majestatis gratia colloco, differri agnoscam, necesse est, ut breve in Italiam iter ingrediar ac Mutinae ducis oblata benignitate fruar, qui archivi usum aliquem ad illustrandas Brunsvicensium et Ferrarensium Ducum communes origines pollicetur“ etc. etc. Damit ist zu vgl. sein Schreiben an den Sekretär des Kaisers, Consbruch, aus der letzten Zeit des Jahres 1691 (bei Klopp a. a. O. S. 29), in welchem er mit deutlichen Worten daran erinnert, daß der Kaiser s. Z. erklärt habe, ihn in seine Dienste nehmen zu wollen, und daß er, Leibniz, unter dem Vorbehalt eingewilligt habe, daß er zuerst die übernommene Geschichte des Hauses Braunschweig vollenden dürfe.

den fränkischen Grafen Bonifazius zurückzuführen sei, welcher in der Geschichte Kaiser Ludwigs des Frommen als Befreier der welfischen Judith aus der Haft von Tortona bekannt ist [1]).

In die Heimat zurückgekehrt, trat er einerseits mit erneutem Eifer seiner geschichtlichen Aufgabe näher, andrerseits behielt er fortgesetzt die ihm eröffnete Aussicht, in Wien eine ihm angemessene Stellung zu finden, im Auge [2]). Er hielt nach wie vor daran fest, daß er zuerst sein in Hannover gegebenes Wort einlösen müsse, meinte aber schon im Dezember 1691, daß er in dieser Arbeit das schlimmste hinter sich habe und so bald daran denken könne, die Bearbeitung der Geschichte K. Leopolds vorzubereiten, vorausgesetzt, daß in Wien noch die früheren Absichten in Betreff seiner beständen [3]). So gewiß es nun ist, daß Leibniz seit seiner Rückkehr in dieser Richtung angestrengt arbeitete, so würde ein Ruf aus Wien, wenn ein solcher in der nächsten Zeit wirklich an ihn gekommen wäre, ihn selbst überzeugt haben, daß er von dem ihm gesetzten Ziele doch noch weiter entfernt war, als er glaubte; indes ein solcher Ruf ist nicht an ihn gelangt, und er mußte, wie schwer es ihm auch werden mochte, diese Hoffnung fahren lassen. Die historische Wissenschaft vor allem kann sich nur Glück wünschen, daß es so und nicht anders gekommen ist;

---

[1]) Vgl. Pertz, Leibnizens Ges. Werke. Erste Folge 1, XI.

[2]) S. die bei Klopp a. a. O. VI, 27—39 abgedruckten bez. Schreiben Leibnizens an den Grafen Windischgrätz, den kaiserlichen Sekretär Consbruch und P. W. von Boineburg aus dem Jahre 1691.

[3]) Leibniz an Boineburg (Klopp a. a. O. S. 36): „Depuis ce tems (d. h. seit den in Wien ihm eröffneten Aussichten) j'ay travaillé fort et ferme, et je suis presque sorti de la partie la plus spineuse de mon entreprise qui est l'ancienne histoire de Bronsvic où il a fallu consulter quantité de vieux Diplomes et Manuscrites des Archives. Maintenant que je me dispose à entrer dans le beau champ de l'histoire moderne, j'auray les mains plus libres, je seray moins attaché et je puis me preparer à satisfaire aux voeues que son Exce paraissait avoir, particulierement à l'égard de l'histoire du regne glorieux de Sa Majesté. Il importe donc de sçavoir maintenant, si les dispositions precedent subsistent encore" etc. etc.

wir würden außerdem so gut als gewiß um die gesammte Förderung, die Leibniz der Erkenntnis der mittelalterlichen Geschichte in den noch übrigen fünfzehn Jahren seines Leben zu teil werden ließ, ärmer geblieben sein. Eine noch so gründliche und reichhaltige Geschichte Kaiser Leopolds hätte uns schwerlich einen tröstenden Ersatz dafür bieten können. In Wien hat man sich ohne Zweifel nach wie vor nicht entschließen können, einem noch so untadelhaft kaiserlich gesinnten Protestanten einen solchen Auftrag anzuvertrauen; ein Mann wie Franz Wagner mußte hierzu freilich geeigneter erscheinen [1]).

Wie dem jedoch sei, Leibniz hatte sich durch solche Wünsche und Pläne nicht abhalten lassen, die für das welfische Haus übernommene Aufgabe ernsthaft anzugreifen. Über die Erfolge seiner wissenschaftlichen Reise nach Süddeutschland und Italien hatte er seinem Fürsten bald nach seiner Heimkehr einen Bericht abgestattet [2]). Im Verlaufe des Jahres 1690, wie zu vermuten steht, entwarf er zuerst in lateinischer Sprache eine Skizze der welfischen Geschichte und ließ darauf eine solche in deutscher Sprache folgen [3]). Nach der ersteren beabsichtigte er sein Werk von den Zeiten Karls d. Gr. bis auf den Herzog Ernst August herab zuführen, doch schon hier spricht er es aus, daß er die Geschichte nicht bloß der Dynastie, sondern auch des Landes schreiben wolle [4]). Diesen Plan änderte er aber in dem deutsch geschriebenen Entwurfe dahin ab, daß er, abwärts steigend, seine Darstellung nur bis zum Ende Kaiser Otto's IV., bzw. bis zu dessen gleichnamigen Sohn, unter welchen dem welfischen Hause (1235) die herzogliche

[1]) S. oben S. 527.

[2]) S. Pertz a. a. O. IV, 255 ff.

[3]) Pertz a. a. O. IV, 227 und 240. Die Zeit des Ursprunges des Entwurfes in deutscher Sprache läßt sich allerdings nicht mit unbedingter Sicherheit angeben; daß er späteren Datums ist, ergibt sich übrigens von selbst. Das wahrscheinlichste ist, daß er im Verlaufe des Jahres 1691 entstanden ist.

[4]) Pertz a. a. O. S. 228.

Würde erteilt wurde, ausdehnen wollte[1]). Aber auch diesen Plan hat er, wie wir weiter hören werden, nicht festgehalten. Dagegen war es jetzt seine Absicht, weit über Karl d. Gr. und bis in die Zeiten zurückzugehen, die wir gegenwärtig der Spezies der Prähistoriker überlassen. Sein wiederholter Aufenthalt im Harz hatte ihn zu geologischen Beobachtungen, Untersuchungen und Reflexionen angeregt, die ihn auf solche Gedanken führten. Es war eine Art von physikalischer Vorhalle oder Einleitung, die mit seiner Protogäa geliefert werden sollte[2]). Er hat diese seine Ideen im Jahre 1691 auch wirlich ausgeführt, der Versuch ist aber liegen geblieben und erst nach seinem Tode veröffentlicht worden[3]). Von diesem Vorhaben Leibnizens reden wir wegen der Originalität, die demselben unstreitig zukommt, und der Vollständigkeit wegen. Das Eine wissen wir aber gewiß, daß er schon im Januar 1691 es wenigstens für möglich hielt, binnen zwei Jahren mit seiner Arbeit zum Ziele zu kommen und sie bis zu dem angedeuteten Abschnitt des Jahres 1235 auszuführen[4]). Freilich mußte er bald erfahren, daß, je kräftiger er die Sache anfaßte, die Möglichkeit einer so raschen Vollendung immer mehr in die Ferne rückte. Es ist indes ein rühmlicher Beweis für seinen hohen wissenschaftlichen Sinn, daß er sich durch den Eifer

---

[1]) Pertz a. a. O. S. 240 ff.

[2]) S. Pertz a. a. O. IV, 240: „Ich fange an von den höchsten Antiquitäten dieser Lande, ehe sie vielleicht von Menschen bewohnt worden, und o alle Historie übersteigen, aber aus den Merkmahlen genommen werden, so uns die Natur hinterlassen."

[3]) Einen kurzen Überblick der Protogäa veröffentlichte er 1693 in den Actis Erud.

[4]) Darüber äußert sich Leibniz in einem Schreiben vom 5. Januar 1691 an den Herzog Ernst August aufs bestimmteste. S. Döbner, Leibnizens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff u. s. w. (Hannover 1882, S. 174—176) „... je voudrais lui pouvoir presenter pour estreine l'Histoire de sa S^{me} maison, mais ce n'est pas encore une chose possible, et je me tiendray heureux, si je le puis faire comme j'en fais estat, avec l'aide de dieu, dans deux ans d'icy. Si dieu me conserve la santé, et si j'ay ce qui est resquis pour cet effect, je ne doute point d'en venir à bout dans cet intervall."

seiner Forschung immer weiter treiben ließ, aber der Kelch bitterer Verdrießlichkeiten, welche die Ungeduld hoher Gönner gegenüber der auch unverschuldeten Verzögerung in der Ausführung eines übernommenen Auftrages schon so manchem Gelehrten erweckt hat, ist ihm zuletzt bis auf die Neige gereicht worden. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er sich im Anfange die Ausführung zu leicht gedacht hat und daß er sich, was freilich das begreiflichste ist, über die Natur seiner Aufgabe und was sich aus ihr gestalten ließ, erst allmählich klar wurde. Zu den in dem Wesen der Sache liegenden Schwierigkeiten und Hemmungen kam zugleich mitwirkend der Umstand, daß Leibniz fortgesetzt im Interesse des fürstlichen Hauses mit Arbeiten andrer Art beladen war und aber auch, daß ein Geist, wie der seine war, überhaupt nicht lange ausschließlich sich auf einen einzigen Gegenstand konzentriren konnte. So hat er im Jahre 1692 eine Denkschrift „über den Unterschied zwischen dem Reichs-Haupt-Banniere und der Würtembergischen Sturmfahne“ abgefaßt, eine Erörterung, die mit der Unterstützung der noch nicht zum Ziele gelangten Bewerbung des hannöver'schen Hofes um die Kurwürde zusammenhing. Im darauffolgenden Jahre veröffentlichte er als erste Frucht seiner urkundlichen und archivalischen Forschungen den „Codex juris gentium diplomaticus“, der allerdings mit der welfischen Geschichte wenig zu thun hatte. Das Werk auf drei Teile berechnet, erhielt aber nun noch im Jahre 1700 in der „Mantissa codicis iuris diplomatici“ noch einen Nachtrag. Leibniz hatte ausgesprochenermaßen bei der Auswahl der mitgeteilten Aktenstücke in erster Linie die Interessen des Reiches im Auge und äußerte sich in der Vorrede zur Mantissa mit erlaubtem Selbstgefühl über diesen Vorzug seines Unternehmens. Mit um so größerem Rechte glaubte er sich darüber beklagen zu dürfen, daß man gerade in Wien seine gute Absicht so wenig verstanden und unterstützt hatte [1]).

[1]) Vgl. sein Schreiben an den ostfriesischen Gesandten von Greiffencranz in Wien bei Klopp a. a. O. VI, 448 ff. Es heißt hier u. a.: „D'ailleurs j'ay quelque honte que, travaillant dans l'Empire, et principalement

Er konnte aus dieser Thatsache den naheliegenden Schluß ziehen, wie wenig er in den Augen der maßgebenden Kreise, wie hoch man ihn sonst auch achtete, zum Historiographen K. Leopolds angelegt erschien. Die Vorrede zum Codex selbst erweist sich als merkwürdig und lehrreich genug. Man ersieht daraus, wie Leibniz das Gebiet, welches er hier betrat, bereits nach allen Richtungen hin vollständig beherrschte. Eben hier hat er seine Theorie von einer doppelten Art der Geschichtschreibung, die wir bei der Erörterung seines Verhältnisses zu Pufendorf schon erwähnt haben, niedergelegt[1]). Vor allem hat er die Bedeutung der Urkunden aller Art für die Geschichtschreibung auf das nachdrücklichste ausgesprochen. Nicht als sei ihm zuerst diese Erkenntnis aufgegangen, aber kaum hat jemand vor ihm dieselbe in so treffender und eindringlicher Weise begründet[2]). Diese Überzeugung von der Wichtigkeit der Urkunden und öffentlichen Aktenstücke hielt ihn indes nicht ab, das chronikalische Material, zunächst für seine geschichtlichen Zwecke, in wachsendem Umfange zu sammeln. So erwuchsen jene Sammelwerke, welche wir bereits erwähnt und gewürdigt haben[3]). Die Sammlung der braunschweigischen Ge-

---

pour l'Empire, je n'ay rien obtenu pour mon dessin de la cour imperiale. Effectivement j'ose dire qu'il n'y a peutêtre point de livre depuis longtems, qui contienne tant de pieces authentiques propres à établir ou conserver les droits et pretensions de l'Empire“ etc.

[1]) S. oben S. 483. — Die Praefatio zum Codex j. g. d. hat Klopp a. a. O. VI, 457 ff. wieder mit abdrucken lassen.

[2]) Klopp a. a. O. S. 461: „Sunt igitur Actorum publicorum Tabulae pars Historiae certissima, quibus perinde ac Numismatibus et lapidum inscriptionibus, rerum fides transmittitur posteritati. Et reperta Typographia factum est, ut tutius chartae quam saxis aut metallis credas.“ — S. 462: „Ex his intelligitur Tabulas Actorum non minus curioso quam negotioso lectori prodesse ad cognoscenda rerum gestarum potissima momenta.“ S. 463: „— Sed ut ad usum summatius comprehendam: prosunt ista ad Politicas artes, ad Historiam, ad eruditionem reliquam, sed imprimis ad intelligenda gentium jura.“

[3]) Die „Accessiones historicae“ und die „Scriptores R. Brunsvic.“ S. oben S. 565 Anm. 1.

schichtsquellen betrachtete er bald als eine Lebensaufgabe und kaum minder wichtig als die Fertigstellung des in Aussicht genommenen Geschichtswerkes [1]). Er hat es seinen Mandataren gegenüber auch durchgesetzt, daß sie dieser seiner Anschauung beipflichteten und weiterhin für die Drucklegung der Scriptores eine Geldunterstützung bewilligten. Einzelne kleinere Untersuchungen und Publikationen geschichtlicher Natur sind nebenher in diesen Jahren entstanden. So im Jahre 1695, aus Veranlassung der Vermählung einer Tochter des verstorbenen Herzogs Johann Friedrich mit dem Herzoge von Modena eine „Lettre sur la connexion ancienne des maisons de Brunsvic et Este", worin er den ihm bereits geläufig gewordenen Gegenstand in gewandter und anziehender Weise behandelt. Im Jahre 1697 ließ er das „Specimen Historiae arcanae Alexandri VI. papae seu excerpta ex diario Joh. Burchardi" erscheinen, welches Tagebuch auf die unsittlichen Zustände am päpstlichen Hofe kurz vor dem Auftreten Luthers bekanntlich ein so vernichtendes Licht wirft und das denn sein Amanuensis J. G. Eckhardt im ganzen Umfange veröffentlicht hat [2]). Eine andere Schrift kritischer Haltung und die aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls in diese Zeit fällt, beschäftigt sich mit der Sage von der Päpstin Johanna, die er auch später wieder berührt hat [3]). Es muß nun hier daran erinnert

[1]) Im Jahre 1708, 25. Mai, sagt er in einem Promemoria über die Förderung seiner historischen Arbeiten (Döbner a. a. O. S. 37): „Es bestehet aber die historische Arbeit hauptsächlich in zwey Punkten, die Erste betrifft Scriptores Brunsvicensia illustrantes samt dazu gehörigen monumentis, welches Werk die probationes und fundamenta dargibt, so guten theils inedita oder weniger bekannt geweßen ... Der andere Punct betrifft die Hauptarbeit an sich selbsten —".

[2]) In der Vorrede unterläßt es Leibniz nicht, sich gegen die eventuelle Unterstellung feindseliger Absichten gegen den päpstlichen Stuhl überhaupt zu schützen: „Improbitatem hominis (d. h. des Papstes Alex. VI.) agnoscunt, qui nemini in colenda Romana ecclesia concedunt. Quia potius interest Pontificii nominis, apparere, quanto intervallo praesens Romae facies distet ab illa quae ducentis abhinc annis fuit."

[3]) „Flores sparsi in tumulum Johannae papissae." — Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß, nach einem Schreiben Leibnizens vom 27. Januar 1695

werden, daß Leibniz bei Zeiten daran gedacht hat, sich für seine geschichtlichen Zwecke Gehilfen zur Hand zu nehmen, welchen er vor allem die Vorarbeit des Sammelns, Exzerpirens u. dgl. zu überlassen pflegte. Der bedeutendste unter diesen seinen Helfern, der beinahe zwei Jahrzehnte in seiner Umgebung gelebt hat, war der oben erwähnte Johann G. Eckhart[1]. Dieser Mann zählt unzweifelhaft zu den berufensten Talenten, die sich in dieser Zeit der Geschichte gewidmet haben. Er war am 7. September 1664 zu Duingen im Kalenbergischen Amte Lauenstein geboren, zu Schulpforte und Leipzig gebildet. Von Haus zur Theologie bestimmt, zogen ihn bald die historischen und philologischen Studien so mächtig an, daß er zuletzt der Theologie vollständig absagte.

(Klopp a. a. O. S. LXVIII), der Leipziger Buchhändler Thomas Fritsche, bestimmt durch den Eindruck, welchen der Codex juris gentium diplomaticus machte, ihn aufgefordert hatte, für seinen Verlag eine kurz gefaßte deutsche Geschichte von Karl d. Gr. bis auf die Gegenwart herab zu schreiben, oder, wie Leibniz anführt, ein Werk, „darinn nehmlich die substanz oder der Kern der teutschen Histori von Caroli M. Zeit an biß auf uns nervose verfaßet —". Leibniz entschuldigte sich mit der Überhäufung mit anderen Arbeiten; und als Fritsche ihn ersuchte, ihm eine andere geeignete Persönlichkeit dafür vorzuschlagen, empfiehlt er C. S. Schurzfleisch (s. oben S. 610) mit folgenden Worten a. a. O.: „— so solte ich meinen, niemand wäre dazu bequemer als H. Professor Schurzfleisch. Ja ich halte dafür, daß er zu diesem Zweck ohngleich besser zu gebrauchen als der sel. Herr Pufendorff selbst, der es übernehmen wollen. Denn, ob dieser gleich artig und populariter geschrieben und also bequem gewesen dasjenige was ihm suppeditiret worden, vorzustellen, so ist es doch gar ein anderes, wenn man die Dinge aus den ruderibus eruiren soll, sonderlich, wenn man mit solchen materien noch nicht umbgangen. Dahingegen H. Schurzfleisch in den scriptoribus medii aevi trefflich erfahren". — Das Urteil, das Leibniz bei dieser Gelegenheit über Pufendorf abgibt, ist bezeichnend über das Verhältnis der beiden Männer zu einander. Ob Pufendorf in den letzten Jahren seines Lebens, denn an diese Zeit muß man in diesem Falle denken, sich bereit gefunden, ein populäres Kompendium der deutschen Geschichte zu schreiben, muß freilich dahingestellt bleiben; daß er aber das Zeug dazu überhaupt, und sicher in höherem Grade als der noch so gelehrte Schurzfleisch besessen, beweist ein Blick auf seine oben (S. 592) besprochene Schrift „de statu Imperii Germanici".

[1] Ursprünglich schrieb er sich Eccard, später, bzw. seit seiner Nobilitirung „(von) Eckhart".

Die erste Stellung fand er als Sekretär des Grafen Flemming, kursächsischen Staatsministers und Feldmarschalls in Dresden. Nachdem sich weiterhin die Aussicht auf eine Professur in Wittenberg nicht erfüllt hatte, wendete er sich im Jahre 1694 nach Hannover und verstand es, die Aufmerksamkeit Leibnizens, der ja in diesen Jahren schon ganz von seinen geschichtlichen Studien in Anspruch genommen war, auf sich zu ziehen. Es dauerte nicht lange, so nahm er ihn, als Joachim Feller sich von ihm trennte, als seinen Amanuensis an. Gewiß, er hätte nicht leicht einen fähigeren und brauchbareren Gelehrten zu diesem Zwecke finden können. Eckhart hatte zugleich auch über die deutsche Sprache und das deutsche Altertum ergiebige Forschungen angestellt, eine Neigung, in welcher er sich wiederum mit Leibniz begegnete [1]). Nur eines gibt dieser Wahl einen herben Beigeschmack. Eckhart ließ, darüber ist kein Zweifel gestattet, im Punkte des Charakters ebenso viel zu wünschen übrig, als er in seiner Eigenschaft als Gelehrter auch hohen Ansprüchen genügte [2]). Freilich hat sich diese dunkle Seite seines Wesens erst später entwickelt oder, richtiger gesagt, enthüllt, doch früh genug, daß Leibniz selbst sich ein Urteil bilden konnte. Fürs erste war er offenbar mit der Hilfe, die Eckhart ihm brachte, zufrieden; er entsendete ihn mit wissenschaftlichen Aufträgen an Bibliotheken und Archive oder ließ sich von ihm auf seinen eigenen gelehrten Reisen begleiten. Um das gleich hier anzuschließen, Eckhart wurde im Jahre 1706 auf seines Gönners Empfehlung zum Professor der Geschichte in Helmstädt

[1]) Über Eckharts literarische Verdienste in dieser Richtung s. R. von Raumer, Gesch. der deutschen Philologie S. 104.

[2]) Man braucht bloß die urkundlichen Mitteilungen zu kennen, die Döbner in der angeführten Schrift über Leibnizens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff macht, und man wird das im Texte ausgesprochene Urteil nicht zu hart finden. Indes ist das nicht alles und werden wir noch einige andre Momente zu erwähnen haben, die die Sache Eckharts nicht besser machen. So hat er sich nicht mit Unrecht nachreden lassen müssen, daß er in mehr als einem Falle sich mit Leibnizens Federn geschmückt habe. Vgl. als die längste Zeit unbekannt die Beschwerde des letzteren beim Staatsministerium in Hannover (d. 16. Juni 1708) bei Döbner a. a. O. S. 38.

befördert, ohne darum die einmal bestehende geschäftliche Verbindung mit Leibniz abzubrechen. In dieser seiner neuen Stellung, die bis zum Jahre 1713 dauerte, gab er zum Nutzen seiner Zuhörer eine „Kurze Einleitung in die deutsche Geschichte“ heraus, welche man am besten als eine Quellenkunde zur deutschen Geschiche bezeichnen kann und die einige Ähnlichkeit mit Dahlmanns bekanntem Buche in der ursprünglichen Gestalt verrät [1]). Im Jahre 1713 endlich siedelte Eckhart dauernd nach Hannover über, erhielt bald darauf den Titel eines kurfürstlichen Historigraphen und 1715 wurde ihm die Verwaltung der k. Bibliothek zu Hannover unter Leibniz' Oberleitung anvertraut, aber gerade von dieser Zeit an und bis zum Tode desselben nimmt seine Haltung gegen diesen an Zweideutigkeit in sträflichem Grade zu [2]).

In demselben Jahre, in welchem Eckhart als Gehilfe in die Dienste Leibnizens trat, am 23. Januar 1698, starb Ernst August von Hannover, der nicht lange vorher und nicht ohne erfolgreiche Mitwirkung seines Historiographen endlich den sehnlichsten Wunsch seines Herzens und seines Hauses durch die Erlangung der Kurwürde der Erfüllung nahe geführt gesehen hatte. Leibnizens Amt war es auch jetzt, wie bei dem Tode des Herzogs Johann Friedrich, die sog. „Personalien“ oder „Funeralien“ des verstorbenen Fürsten abzufassen. Er that das wiederum mit seinem erprobten Takte und entwarf ein Lebensbild Ernst Augusts, das zwar einige heikle Punkte aus der Geschichte des hannöver'schen Hofes jener Zeit umgeht, im übrigen aber den Werth einer zeitgenössischen Quelle besitzt [3]). Die amtliche Stellung Leibnizens erhielt durch diesen Thronwechsel zwar keine Veränderung, aber der Nachfolger, Kurfürst Georg Ludwig, der einige Jahre

---

[1]) „Brevis ad historiam Germaniae Introductio in usum auditorum conscripta“ (Helmstädt s. a.).

[2]) Man sehe nur den Brief, welchen er einen Tag vor Leibnizens Tode an den Minister Bernstorff gerichtet hat (Döbner a. a. O. S. 166—167).

[3]) Abgedruckt bei Pertz a. a. O. IV, 13 ff. Wiederholt bei Klopp a. a. O. VI, 497 ff.

später den englischen Thron bestieg, brachte ihm doch von Anfang an ein wesentlich geringeres Maß der Sympathie entgegen, das sich überdies im Laufe der Jahre eher verringert als gesteigert hat. Der neue Kurfürst nahm zwar den Leibniz erteilten Auftrag, die Geschichte des welfischen Hauses zu schreiben, nicht zurück, verlangte aber, wie der Hof zu Celle, eine raschere Förderung des Werkes und bemaß darnach die früher gemachte Bewilligung einer materiellen Unterstützung desselben [1]). In Hannover wie in Celle war man nämlich mißtrauisch gegen die Verbindung, in welche Leibniz inzwischen mit dem Berliner Hofe getreten war, und befürchtete, daß dieselbe den Interessen des welfischen Hauses nachteilig und für die Ausführung des in Frage stehenden Geschichtswerkes hemmend wirken möchte. Eine Frucht dieser Beziehungen war die Gründung der „Societät der Wissenschaften" in Berlin (1700), deren Stiftungsbrief, von Leibniz entworfen, bekanntlich die Pflege der deutschen und preußischen Geschichte mit wohlthuendem Nachdruck ihr zur Aufgabe macht [2]). Die Ungeduld der beiden genannten Höfe ließ sich indes um so weniger beschwichtigen, als Leibniz allerdings nach wie vor seine Kraft und sein Interesse auf die geschichtliche Aufgabe nicht konzentrirte und namentlich der Kurfürst von Hannover einen so hohen und vielseitigen Geist durchaus nicht zu würdigen verstand. So kamen denn immer wieder dringliche Mahnschreiben, aus welchen allerdings zugleich hervorging, wie großes Gewicht man in Celle wie in Hannover auf das Zustandekommen der bestellten Hausgeschichte legte [3]). Endlich, im Jahre 1707, erschien der erste Band der Braunschweigischen Geschichtsquellen und es war damit der unbezweifel-

[1]) S. Döbner a. a. O. S. 5—7.

[2]) S. oben S. 468—469. Den Stiftungsbrief hat Klopp a. a. O. S. 325 wieder abdrucken lassen. Es heißt da, indem der Societät die Pflege der deutschen Sprache an das Herz gelegt wird, „... also daß sie eine teutsch gesinnte Societät der Scientzien sei, dabey auch die ganze teutsche, und sonnderlich Unserer Landen Weltliche- und Kirchen-Historie nicht verabsäumet werden soll."

[3]) S. Döbner a. a. O. S. 24—25.

bare Beweis gegeben, wie ernst er seine Aufgabe angegriffen und was weiterhin, auf so soliden Grundlagen aufgebaut, für das Hauptwerk von ihm zu erwarten sei. Indes die Stimmung des Hofes wurde dadurch wenig gebessert, auch nicht als im Jahre 1711 der dritte und letzte Band folgte und die ganze Edition von dem allgemeinen und wohlverdienten Beifalle des gelehrten Europa's begrüßt wurde. Namentlich eine Reise nach Wien, die Leibniz im Jahre 1713 ausführte, und ein ziemlich langer Aufenthalt, welchen er daselbst nahm, steigerten den Unmut des Kurfürsten, der, bald nach der Besteigung des englischen Thrones, in dem schärfsten Tone Leibniz an seine Verpflichtung erinnern ließ [1]). Leibniz besaß berechtigtes Selbstgefühl genug, sich gegen die erhobenen Vorwürfe mannhaft zu verteidigen, aber es fehlte viel, daß er damit mehr als einen vorübergehenden Erfolg erzielte. Die Ungeduld des Königs war so groß, daß er beschloß, von sich aus und über Leibniz hinweg Wiederaufnahmen der genealogischen Untersuchungen in Italien zu betreiben [2]). Kein Geringerer als Ludwig Anton Muratori war es, auf welchen er hierbei sein Auge richtete; derselbe war im Jahre 1700 von Mailand nach Modena übergesiedelt und als Archivar in die Dienste des Herzogs getreten. Man weiß, was dieser Mann für die gelehrten historischen Studien Italiens, ja des gebildeten Abendlandes bedeutet [3]). Der ausgezeichnete Mann hat zunächst für sein Vaterland im Gebiete der geschichtlichen Forschung und Produktion aus eigener Kraft alles das geschaffen, wovon wir in Deutschland damals und später vergeblich das eine oder das andere zu Stande zu bringen uns angestrengt haben. Zur Zeit als der König von England ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete, war er eben mit

---

[1]) Döbner a. a. O. S 93ff.

[2]) S. von Reumont, Magliabechi, Muratori und Leibniz. Beiträge zur italienischen Geschichte 3, 252ff.

[3]) Muratori, am 21. Oktober 1672 zu Vignola (südlich von Modena) geboren, wurde Priester, 1693 an der Ambrosiana zu Mailand als Bibliothekar angestellt, folgte 1700 dem Rufe nach Modena und starb 23. Januar 1750. Vgl. über ihn A. Dove in „Im Neuen Reich" Jahrgang 1872.

sorgfältigen Vorarbeiten für die Geschichte des Hauses Este beschäftigt. Das Vorgehen des Königs hatte indes doch keine störenden Folgen und führte zu einer engeren Verständigung zwischen Leibniz und Muratori. Leibniz und Muratori hatten sich längst die Hand gereicht. Aus dem Jahre 1709 stammt die Anknüpfung der Beziehungen zwischen ihnen, und die Welfisch-Estische Genealogie war das Band, das sie geknüpft hatte. Der Briefwechsel zwischen ihnen hat bis in den Juli 1716 gedauert [1]. Muratori hatte gleich anfangs an Leibniz ein Schreiben über den Zusammenhang der beiden Linien der Este's gerichtet und dieser es mit einem Begleitschreiben an die Spitze des dritten Bandes der Scriptores gestellt und ihm im Jahre 1712 davon Nachricht gegeben. Und hatte der König zuerst unmittelbar die genealogischen Forschungen Muratoris gefördert, so kam es durch des Ministers Bernstorff Eingreifen doch schnell dahin, daß der Herzog von Modena gestattete, daß die Handschrift der Este'schen Altertümer Muratoris vor dem Drucke an Leibniz zur Einsicht gesandt wurde und ersterer die Weisung erhielt, sich mit diesem stets bei seinen Publikationen ins Einvernehmen zu setzen [2]. Leider ist durch schlecht angebrachte Zwischenträgerei und die Thatsache, daß Leibniz die gedachte Handschrift um einiges länger bei sich behielt, als man in Modena erwartet hatte, hier der Verdacht entstanden, als habe er den Druck desselben absichtlich verzögern und sich die Priorität in den fraglichen Untersuchungen und Entdeckungen sichern wollen. Muratori selbst hat sich von diesem Verdachte nicht frei erhalten [3]. In der Vorrede zu dem ersten Bande seiner Este'schen Altertümer, der ein Jahr nach Leibnizens Tode erschien, hatte er freilich anders und würdiger von seinem Nebenbuhler, wenn derselbe ja so heißen soll, gesprochen.

[1] Dutens in seiner Ausgabe der Opera Leibnitii VI, 231 ff. hat 21 Briefe desselben an Muratori veröffentlicht.

[2] Reumont a. a. O. S. 254—255.

[3] Reumont a. a. O. S. 256 ff. — 23 Jahre nach Leibnizens Tode (1739) schrieb Muratori über ihn: „... Anche il Leibnizio è stato grand' uomo: tuttavia faceva facilmente suo l'altrui, se poteva."

Seit seiner Rückkehr aus Wien und gegenüber dem ungeduldigen und oft verletzenden Drängen des Königs-Kurfürsten hatte Leibniz seine fast ungeteilte Kraft der Fertigstellung der Annalen gewidmet. Einen Anfang hatte er mit der Geschichte des 8. und 9. Jahrhunderts schon nach 1707 gemacht. Seinem ursprünglichen Entwurf hatte er, wie schon angedeutet, immer engere Grenzen gezogen. Zuletzt wünschte er nur mehr, das Werk bis zum Tode Kaiser Heinrich II. zu führen. Dagegen hatte sich der Plan aus einer Haus- und Landesgeschichte zu einer Geschichte des Reiches und bis auf einen gewissen Grad des Abendlandes erweitert. Die Geschlechtsgeschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses bis auf die neueste Zeit sollte dagegen sein Gehilfe Eckhart ausführen. Aus dieser Aussonderung sind die „Origines Guelficae" herausgewachsen, die freilich erst geraume Zeit nach beider Tode vollendet und veröffentlicht worden sind. Mit den Annalen war Leibniz bis zum Jahre 1005 gelangt, als der Tod dazwischen trat und ihm Schweigen auferlegte. Mit den Worten: „... quos ex tenebris eruendos aliorum diligentiae relinquo" [1]) bricht die Darstellung ab. —

So war es also ein immerhin unvollendetes Werk, das Leibniz hinterließ, und es kam nun darauf an, ob es zu Ende geführt oder doch, so wie es nun einmal war, der Öffentlichkeit übergeben werden würde. An Beides dachte man in den maßgebenden Kreisen und J. G. von Eckhart war es, an welchen als die ausführende Kraft gedacht wurde [2]). Er trat ja nun auch förmlich als Bibliothekar statt Leibnizens ein, sowie er bereits vordem zum Historiographen des (welfischen) Gesammthauses ernannt worden war. Eckhart nahm in der That im Sinne der Anweisungen, die er von Hannover und Wolfenbüttel erhielt, die Revision der Annalen mit einigen willkürlichen

---

[1]) Die Worte beziehen sich auf einen Bischof und einen Abt, die er in den Quellen erwähnt fand, ohne sie näher bestimmen zu können.

[2]) S. Pertz, Annales, Vorrede S. XXVI ff.

Änderungen vor [1]). Er hielt es für möglich, bereits im Jahre 1717 die Herausgabe derselben zu bewerkstelligen [2]); aber andere gelehrte Arbeiten, an welchen zwar Leibniz noch einen größeren oder geringeren Anteil gehabt hatte, deren Veröffentlichung er aber jetzt ausführte, nahmen inzwischen seine Zeit in Anspruch, sowie auch die Anfertigung von Zeichnungen und Kupfertafeln den Druck verzögerten, und als dann dieser wirklich in Angriff genommen wurde, verließ Eckhart plötzlich Hannover und es trat ein Stillstand des Begonnenen ein. Spätere Versuche, die Herausgabe der Annalen wieder aufzunehmen, sind zwar noch gemacht worden, aber ebensowenig zur Verwirklichung gediehen [3]), erst unser Jahrhundert hat bekanntlich die Ehrenschuld der Publikation abgetragen. Eckharts fluchtartiges Verschwinden aus Hannover hing, wie es scheint, überwiegend mit seinen zerrütteten ökonomischen Verhältnissen, zum Teile aber sicher mit seiner sittlichen Haltlosigkeit zusammen, die ihn schon in der nächsten Zeit unter dem Schutze und der Anleitung der Kölner Jesuiten in die weit ausgestreckten Arme des Katholizismus führte [4]). Wir werden ihm in Wirzburg

---

[1]) S. Pertz, Annales a. a. O. Es bleibt immerhin merkwürdig, die Korrekturen, welche das hannöver'sche Ministerium innerhalb der Jahre 769 bis 849 verlangte, kennen zu lernen.

[2]) Vgl. Acta Erudit. Lips. 1717, p. 361.

[3]) S. Pertz a. a. O. S. XXVIII und XXIX.

[4]) Zur Charakteristik Eckharts überhaupt und seines Benehmens Leibniz gegenüber im besonderen vgl. man Döbner a. a. O. S. 166 ff. die Schreiben N. 121. 122. 123. 124. — [Als ich vor Jahren den Artikel J. G. von Eckhart in der A. D. Biographie schrieb, waren mir die seitdem von Döbner veröffentlichten, für ihn so höchst ungünstigen Zeugnisse noch nicht bekannt. Es soll daher nicht übergangen werden, daß Eckhart in der Bibliothek zu Hannover nicht den besten Nachruhm hinterlassen hat, wenn wir H. Chr. Senkenberg glauben, der im Jahre 1728 Hannover besuchte, die Bibliothek sah und dessen Mitteilungen von Eckharts Amtsnachfolger S. Hahn herrühren (s. oben S. 617 und den Anhang zu Senkenbergs Autobiographie S. 13 ff.). Was dieser sonst noch von Hahn über Eckharts Benutzung der Arbeiten von Leibniz sagt (ebendas. S. 20) ist auch schon von Anderen behauptet worden und soll hier nicht weiter verfolgt werden. Das Mißverhältnis erscheint um so betrübender, als Eckhart, wenn er sich selbst treu blieb, nicht nötig hatte, sich mit fremden Federn zu schmücken.]

als Geschichtschreiber Ostfrankens und in selbständiger literarischer Wirksamkeit wieder begegnen. —

Wir haben die Entstehungsgeschichte der geschichtlichen Hauptleistung Leibnizens nach der Meinung manch eines Lesers gewiß zu weitläufig erzählt; dieselbe erscheint uns aber in mehr als einer Beziehung für die äußere Geschichte der Geschichtschreibung jener Zeit höchst lehrreich und charakteristisch, so daß wir es uns nicht versagen zu sollen glaubten, etwas länger dabei zu verweilen. Im folgenden soll nun Leibniz als Historiker geschildert und seine Annales in möglichster Bündigkeit gewürdigt werden [1].

Leibniz hatte, um damit zu beginnen, von der Bestimmung der Geschichte eine hohe Vorstellung: sie gewährt die Befriedigung der Erkenntnis der einzelnen Dinge, sie gibt nützliche Vorschriften für das Leben, endlich lehrt sie den Ursprung der Gegenwart aus der Vergangenheit, weil man alles am sichersten aus seinen Ursachen verstehen lernt. Überdies entflammt der Hinblick auf die Nachkommen die Menschen zu rühmlichen Thaten, so daß, wie sie ihrerseits an den Beispielen der Alten sich erbauen, sie selbst wieder den kommenden Geschlechtern zum Vorbild dienen [2]. Das Hauptgewicht legt er jedoch offenbar auf das durch die Geschichte getragene Gesetz der Kontinuität, kraft welchem die Gegenwart nur aus der gründlichen Kenntnis der Vergangenheit verstanden und die Zukunft als ein Erzeugnis der beiden, der Vergangenheit und der Gegenwart, erscheint [3]. Die Nichtbeachtung

---

[1]) Vgl. Fried. Guil. Lange: De Imperii Historiis inde a saeculi XVIII initio usque ad Joh. Steph. Puetterum conscriptis, quomodo percensendae sint et illustrandae. Berolini 1763. Inaug. Diss. (Die Ausführung beschränkt sich ausschließlich auf Mascov, Bunau und Leibniz.)

[2]) S. die Vorrede zu den Access. hist., die mit folgenden Sätzen beginnt: „Tria sunt quae expetimus in Historia: primum voluptatem noscendi res singulares, deinde utilia inprimis vitae praecepta; ac denique origines praesentium à praeteritis repetitas, cum omnia optime ex causis noscantur. Accedit, quod spes posteritatis homines ad praeclara gerenda inflammat, ut quemadmodum legunt veteres, ita ipsi vicissima secuturis leguntur“.

[3]) S. Leibniz' deutsche Schriften von Guhrauer. Berlin 1840. II, 49. (Von dem Verhängnis.) — Théodicée, P. III, § 360: C'est une des règles

dieses Gesetzes macht die Entwickelung der Dinge unverständlich und dunkel. Die Welt ist in diesem Falle voller Lücken, welche das große Prinzip des genügenden Grundes zerstören und zwingen, bei der Erklärung außerordentlicher Erscheinungen zu Wundern oder zum reinen Zufall Zuflucht zu nehmen [1]). Er bekennt sich sogar zur Meinung, daß die göttliche Offenbarung für diejenigen nicht zu begreifen sei, welchen die heilige und Profangeschichte fremd geblieben ist [2]). Aus diesem Grunde tritt er mit Nachdruck für das Studium der Kirchengeschichte und ihre unparteiische wissenschaftliche Behandlung ein. Und auf diesem Wege gelangt er auf den Wert der historischen Kritik überhaupt. Er dringt gegenüber den zahlreichen Fabeleien und Fälschungen der geschichtlichen Überlieferung auf eine strenge Scheidung der Poesie und Geschichte [3]). Den Verfall des Geschichtsstudiums datirt er von der Zeit des späteren Mittelalters. Bis zum Beginn der Reformation, findet er nicht ganz mit Unrecht, habe Deutschland nicht in so hoher wissenschaftlicher Blüthe gestanden, als in dem Jahrhundert der sächsischen Kaiser, welches die Franzosen durch ihre Trägheit, die Italiener durch ihre Sittenlosigkeit in Verruf gebracht haben [4]).

---

de mon système de l'harmonie générale, que le présent est gros de l'avenir. — Nouveaux Essais. Avant-propos (Erdmann, Leibn. Opp. philos. Berol. 1840, p. 197): „Le présent est plein de l'avenir et chargé du passé. — Und ebendas. II. c. i. p. 225, b: „L'avenir dans chaque substance a une parfaite liaison avec le passé." — Zu vgl. Leibniz' Aufsatz „de rerum originatione radicali" bei Erdmann a. a. O. S. 150.

[1]) S. Leibniz' Brief vom 16. Oktober 1707 bei König: Appel au public du jugement de l'académie royale de Berlin. 2. ed. Leide 1733, p. 167.

[2]) Leibniz an P. Ph. Grimaldi, S. J. bei Dutens, L. Opp. Omnia V, 75: „Scio per gradus eundum esse in animis hominum capiendis, neque facile esse ea, quae Deus humano generi per Christum revelavit, iis per argumenta persuadere, quibus nostra historia sacra et profana non satis est explorata demonstrataque." Ähnlich Dutens a. a. O. V, 459: „Unus historiae pariter ac criticae artis usus necessarius est ad stabiliendam religionis veritatem".

[3]) Annales Imp. I. vol. ad a. 778 § 12 p. 75: „... neque enim semper vivaciores libri, qui meliores. Adeo secernenda sunt historiae et poeseos jura".

[4]) Ann. Imp. III. vol. ad a. 1002 § 20 p. 802: „Neque Germania sibi ipsi comparata unquam magis bello et pace, armis et moribus et (si no-

Mit dem 13. Jahrhundert aber geht selbst die Erinnerung an die Vergangenheit zu Grunde, die guten Geschichtschreiber verschwinden und durch die Bettelmönche ist das Reich der Finsternis vermehrt und schließlich die Gestalt des Reiches selbst verändert worden [1]). Von einem Studium der Quellen sei wenig mehr die Rede gewesen; bei jenen unwissenden Menschen habe alles für sehr alt gegolten, was über ihre eigene Erinnerung hinaufreichte, und was nur um ein oder zwei Jahrhunderte über ihre Zeit hinaus gelegen, sei ihnen so weit entfernt erschienen, als den Gelehrten die mythische Zeit und die Fluth des Ogyges [2]). Und was Leibniz gelegentlich von einem besonderen Falle bemerkt, daß er aus dem Wuste der albernen Fabeln die Perlen der Geschichte heraussuchen müsse, war gewiß ebenso gut ganz allgemein gesagt und gemeint [3]). Daher sein hohes Lob der Kritik und seine laute Klage darüber, daß das Geschlecht der Kritiker, wie er meint, in bedenklichem Grade in der Abnahme begriffen sei. Er ist sogar geneigt, sich mit den religiösen Kontroversen zu befreunden, weil sie eine bestimmte Art kritischer Regsamkeit begünstigt haben [4]).

---

vissimas binas annorum centurias demas, quibus mutata est facies generis humani) etiam literis floruit, quam seculo Ottonum, id est decimo, quod aliae gentes ab hodiernis suis moribus diversae, Galli torpore, Itali etiam probris infame fecere."

[1]) Ann. Imp. ad a. 996 P. III § 58 p. 662: „... obscurata etiam rerum memoria, cessantibus bonis historicis, auctoque per Mendicantes regno tenebrarum, mutatam denique imperii faciem fuisse."

[2]) Ebendas. S. 663: „... neque enim seculo XIII et XIV ullum in historiarum studiis apud Germanos inde a Caroli M. aevo jejunius fuit. Scilicet inter omnes parum peritos, et monumentorum veterum negligentes, valde antiquum habebatur illud, de cujus origine nihil meminerunt ipsi; et unius ulteriusve seculi intervallo dissita ab ipsorum aevo, tam illis remota videbantur, quem unditis tempus mythicum et Ogygis cataclysmus."

[3]) Ann. imp. ad a. 869 § 12 p. 680: „Ita ex coeno ineptiarum margaritas historiae legimus."

[4]) In einem Schreiben vom Jahre 1679 (Dutens a. a. O. V, 459) sagt er u. a.: „Haec quotiens mecum cogito, toties doleo, illam eruditorum familiam, quam criticos vocant, quae custodiendis monumentis in republica

In dieser seiner Forderung der Kritik macht ihn das Urteil des bekannten Jesuiten und Geschichtschreibers L. Maimbourg nicht irre, der da meinte, eine solche kritische Methode passe sich für den Geschichtschreiber nicht; das heiße so viel als unter dem Vorwande einer eleganten Darstellung sich für willkürliche Fiktionen die Thüre offen halten zu wollen [1]). Er spricht sich daher auf das entschiedenste und lebhafteste für den Zweifel und sogar noch lieber für den fingirten Zweifel aus, der, wie der Streitapfel in die Mitte der Tafelnden geschleudert, nicht bloß zu entschuldigen, sondern auch nutzbringend sei [2]). Gleichwohl ließ er sich

literaria praefecta est, imminui admodum, ut metus sit, ne aliquando exstinguatur. Florebat ea sub initium hujus saeculi et propemodum sua foecunditate laborabat, neque eruditus habebatur, nisi qui ingeminaret illud: deleo, corrigo, ego habeo antiquum codicem, hunc locum librarii corrupere; quod studii genus, si dicendum quod res est, controversiis de religione alebatur. Nullum enim malum est, cujus non sit aliquis fructus."

[1]) So schreibt Leibniz (1689) an H. Ludolf (Dutens VI, i. S. 96): „Nec me Maimburgii judicium movet, qui κριτικώτερον illud scribendi genus et historicum docere negat et historico admisceri non vult. Id enim est sub praetextu elegantiae fingendi portam apertam sibi servare velle."

[2]) Kortholt, G. W. Leibnitii Epp. ad diversos, IV, 199: „Mihi vero in melius omnia, qua licet, trahenti audacior dubitatio, vel, quod malim, dubitandi simulatio, tamquam iactum in medium eridos pomum, non tantum excusabilis, sed etiam utilis videtur, ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι." Was Leibniz an dieser Stelle weiter sagt und womit er seine Vorliebe für den Zweifel, d. h. für die Kritik, rechtfertigt, soll hier nicht weiter erörtert, aber mit seinen Worten angeführt werden. Er fährt nämlich unmittelbar darauf fort: „Poterit enim (dubitatio) excitare viros doctrina et indicio praeditos ad condendam, quae nondum extat, Historiae scientiam, quam ita accipio, ut ipsa eius principia muniantur, demonstrationibus, quas fert natura rei, quales vulgo moralis certitudinis esse dicuntur: ostendendo ex iis, quae nunc extant, ea quae olim extitere; siue supersint monumenta vetustatis, ut saxa et metalla verbis figurisque inscripta, sigilla item, membranae, chartae coaevae rebus gestis; sive sint per imitationem repetitam ad nos delata, ut in codicibus saepe transcriptis, in scripturis, quas adpellant transumptas, in linguarum denique et narrationum per manus traditarum propagatione contingit; ubi veritatis notas et gradus fidei historicae definire magna mea opinione pars artis criticae foret."

durch seine grundsätzliche Vorliebe für die sondernde Kritik keineswegs zu einem Anhänger des geschichtlichen Pyrrhonismus bekehren. Diese Frage wurde gerade im letzten Jahrzehnt Leibnizens lebhaft erörtert. So war F. W. Bierling mit mehreren Abhandlungen hervorgetreten, welche dieselbe nicht ohne Geist und Scharfsinn behandelten und im besonderen Grade anregend wirkten, ohne darum des Guten zu viel zu thun [1]). Neigte nun diese Richtung leicht zu einer pessimistischen Beurteilungsweise, so erklärte sich Leibniz, bei aller hohen Achtung vor der Aufgabe der Kritik, kraft seiner allgemeinen Denkungsart zu dem System des Optimismus. In Zweifelsfällen, sagt er mehr als einmal, und wo keine zwingenden Beweise vorlägen, ziehe er vor, das Bessere zu glauben und anzunehmen. Die bloße Lust zu tadeln und zu schmähen geht wider seine Natur. Daher findet ein schmähsüchtiger Geschichtschreiber wie Liutprand von Verona keine Gnade vor seinen Augen [2]). Aber auch ein Geschichtschreiber wie Baronius erfreute sich, wenn auch nicht aus den gleichen Gründen, keineswegs seines unbeschränkten Beifalls. Er vermißt an ihm die Unbefangenheit, ohne die er sich eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte eben nicht denken kann. Wie

---

[1]) Friedrich Wilhelm Bierling, 1676 zu Magdeburg geboren, war seit 1717 Professor zu Rinteln und starb am 25. Juli 1728. Vgl. Strieder, Hess. Gel.-Geschichte, 1, 405 ff. Seine betreffenden Abhandlungen sind: a) De judicio historico (Rinteln 1703); b) De Pyrrhonismo historico (Rinteln 1707). — Seine übrigen, ziemlich zahlreichen, in dieses Gebiet fallenden Schriften sind in der Biblioth. hist. von Struve-Buder-Meusel I, 1 S. 13 ff. verzeichnet.

[2]) Leibniz schreibt an Bierling über dessen Schrift über hist. Pyrrhonismus (Kortholt a. a. O. IV, 6): „Pyrrhonismi historici argumentum tractasti eleganter et docte. In circumstantiis Historiarum remotarum, et in caussis interioribus rerum etiam propinquarum saepe haereri nemo dubitat. Ego tamen cum sufficientia non sunt contraria indicia, in meliorem partem propendendum censeo.“ — In den Ann. ad a. 896 P. II § 2 p. 157 sagt er: „Mihi mos est, ambigua in melius interpretarii“, und ebendas. ad a. 993 P. II § 7 p. 157: „Ego, etsi comperta vitia, ubi opus est, non dissimulaverim, in apologias me quam in convicia proniorem fateor, nec fere nisi in eos dicere paratum, qui in alios male dixere, quod innoscentes aliter defendi non possunt.“ — Über Liutprand im besonderen s. ebendas.

gerne er auch die Gelehrsamkeit, den Fleiß und das Urteil desselben anerkennt, so widerstrebt ihm gleichwohl dessen in Vorurteilen verstrickter Geist, gemäß welchem er glaubt, keine andre Pflicht zu haben, als sich den Beifall Roms zu verdienen [1]). Er könne, fügt er hinzu, die Augen nicht dagegen verschließen, wie dieser und seines gleichen, der Partei der Italiener zugeschworen, von Zorn gegen uns Nördliche erfüllt sind, von welchen sie ihre betrügerischen Ränke, womit sie die Welt in Verwirrung setzten, zerstört sehen. Sie greifen, wie es zu gehen pflegt, aus Mangel an Gründen zur Schmähung, schelten uns bei jedem dritten Worte Häretiker und können keine billige Zurechtweisung ertragen [2]). An Baronius läßt er, wie bemerkt, wenigstens die Gelehrsamkeit gelten, an seinen Nachfolgern aber, an Bzovius und Raynaldus, vermißt er nebst der Mäßigung und Redlichkeit auch die Gelehrsamkeit, so daß zuletzt nur noch der Fleiß und der große Eifer für die römischen Parteiinteressen übrig geblieben sei [3]). Aber Leibniz ist gerecht denkend genug, um seinen Tadel

[1]) Annales ad a. 963 P. III § 33 p. 125: „Etsi doctrinam, diligentiam, judicium in Baronio agnoscam, preoccupatum tamen animum laudare non possum, id unum sibi negotium datum credentis, ut, quae scripsit, Romae placerent."

[2]) Ebendas.: „Nec possum, quia saepe videam et hujus et similium quorundam Italorum partibus addictorum iras in septentrionales nostros, a quibus eversas suas machinas indignantur, quibus orbem circumagebant. Itaque, ut fit, rationum inopia in maledicentiam versi tertio quoque versu haereticos crepant neque aequa admonentes ferunt."

[3]) Ann. ad a. 996, § 25 P. III p. 651 sq., wo er der unbegründeten Überlieferung von der Einsetzung der sieben Kurfürsten durch P. Gregor V. Erwähnung thut, ergeht er sich in folgender Weise: „Certe omnis veterum autoritas vulgari sententiae deest. Posteriores de re jam recepta, tamquam vetusta scripserunt, ut solent tenebrosis temporibus antiquitatis ignari et incuriosi. Renuscentibus literis diu magis Graeca et Romana quam nostra tractata sunt. Primus fere Aventinus in hunc quoque non minus quam de papissa errorem publicum animadvertit, animadverso veterum silentio, quos inter nominat Romerium quendam, nobis ignotum, ejusque sententiam Pavinius, diligens et apertus scriptor, est secutus non sine laude viri, frendente Baronio, et Aventinum, de Germania meritissimum, bestiam haeresis scabie infectam ridicula indignatione appel-

nicht auf eine einzige Partei zu vertheilen. Erscheint er auf der einen Seite von Veit L. von Seckendorfs Reformationsgeschichte im höchsten Grade befriedigt [1]), so hält ihn das auf der andern Seite nicht ab, über ein Buch wie Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzergeschichte“ ein strenges Gericht zu halten. Er vermißt daran die Unbefangenheit und Wahrheitsliebe, und erkennt in ihr weiter nichts als eine Tendenzschrift, die sich mit allen Anforderungen der Wissenschaftlichkeit und Unparteilichkeit in unerträglichen Widerspruch setzt [2]). Leibniz hat aber gerade von der Kirchengeschichte und ihrer Aufgabe einen so hohen Begriff, daß jede in seinen Augen verkehrte und willkürliche Behandlung derselben stets seinen schärfsten Tadel hervorruft.

Fragen wir nun, worin im Zusammenhange mit der systematischen Anwendung des kritischen Verfahrens das Wesentliche der historischen Methode Leibnizens liegt, und wodurch er gegenüber der bisher herrschenden Praxis einen fundamentalen Fortschritt in der deutschen Geschichtschreibung bedeutet, so erscheint als die Hauptsache, daß ihm die Geschichte eine voraussetzungslose, eine Erfahrungswissenschaft ist, und daß er nachdrücklich auf exacte Forschung dringt, die sich überall auf echte Zeugnisse zu stützen hat [3]). „Ich habe gelernt“, sagt er einmal, „daß man

lante, et tantum non Onuphrium accusante, qui utinam opus Historiae ecclesiasticae susceptum absolvisset, cujus curia postea in Baronium, non doctrina fortasse et industria, sed moderatione et candore imparem translata est, tandemque in Bzovios et Raynaldum etiam eruditionis praesidiis destitutos, degeneravit; ut sola postremo diligentia, et magnus ardor pro Romanis partibus superesset.“

[1]) S. Leibnizens Briefwechsel mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels (Frankfurt a. M. 1847), 2, 296.

[2]) In den „Monatlichen Auszügen neuer Bücher“, eine Zeitschrift, welche in den Jahren von 1700 bis 1702 in Hannover erschien und im wesentlichen von Leibniz selbst geschrieben worden ist, wenn auch Eckhart als Herausgeber genannt wurde. Vgl. Guhrauer, Leibnizens Biographie, 2. Teil S. 139.

[3]) Vgl. Erdmann, nouveaux essais, p. 177: „Je tiens, qu'il faut se defier de la raison toute seule — car l'experience est à l'égard de la raison ce que les épreuves sont à l'égard des opérations arithmétiques.“

sich in der Mathematik auf den Scharfsinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf die Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muß[1]). Das gedankenlose Anlehnen an die ungesicherte Überlieferung und die willkürliche Behandlung der Thatsachen sind es, die er unerbittlich verwirft. Daß die exacte Forschung erst jungen Ursprungs ist, weiß er recht gut[2]) und nicht umsonst hat er seinerseits die höchsten Anstrengungen gemacht, im großen Maßstabe die echten Zeugnisse und Quellen zu erschließen und ihre Bedeutung für die Geschichtsforschung theoretisch und praktisch anschaulich zu machen. Es war aber nicht seine Meinung, sein Leben lang seine Kräfte in dieser Richtung auf die Herausgabe von Urkunden und Quellenschriften zu verwenden[3]); er war ein viel zu produktiver Kopf, als daß er nicht eine unmittelbare, selbständige Hervorbringung auch auf dem Gebiete der Historie gesucht hätte: diese liegt in den Annales imperii occidentis Brunsvicenses vor, die wir als ein Hauptwerk seines Lebens zu betrachten haben und an welchen, trotz der scheinbar langsamen Ausführung und der damit für ihn verbundenen Verdrießlichkeiten, gleichwohl sein Herz gehangen hat. In ihnen hat er ein unvergängliches Muster seiner berühmten Grundsätze über die historische Forschung im großen Stile geschaffen.

[1]) Leibniz schreibt im Jahre 1688 (s. J. G. Feder, Commercii epistolici Leibnitii — selecta specimina. Hann. 1805): „Didici in mathematicis ingenio, in natura experimentis, in legibus divinis humanisque auctoritate, in historia testimoniis nitendum esse.“ — Zu vgl. die Einleitung in den Cod. dipl. gent. und die accessiones histor.

[2]) Feller, Otium Hannoveranum p. 126: „... Aussi n'y a-t-il pas long temps qu'on fait une exacte recherche des histoires.“

[3]) Feder a. a. O. S. 59 (an Basnage, d. 1693): „Je n'ai pas été d'humeur à faire le transcripteur.“ (Es handelt sich um die ihm gemachte Zumutung einer vollständigen völkerrechtlichen Urkundensammlung, Gedrucktes und Ungedrucktes, zu unternehmen.) „... Et vous, Monsieur, ne pensez-vous pas que vous me donnez un conseil semblable à celui d'une personne, qui voudrait marier son ami à une mechante femme. Car c'est marier un homme, que de l'engager dans un ouvrage, qui l'occuperait toute sa vie.“

Ein universeller Geist, wie Leibniz überhaupt war, hielt er auch in den historischen Dingen bei aller grundsätzlich sorgfältigen Behandlung des Einzelnen seinen Blick stets auf das Große und Ganze gerichtet. Man darf wohl behaupten, daß so manche der fundamentalen und fruchtbaren Fragen, die uns heute noch in Spannung erhalten, von ihm geahnt, formulirt und oft beleuchtet worden sind [1]). Man braucht bloß seine Korrespondenz sich darauf anzusehen, um sich zu überzeugen, daß nichts seiner Aufmerksamkeit entging, und er weiß, auch nur daran streifend, das rechte Wort dafür zu finden. Vermochte er sich ja auch seine besondere geschichtliche Aufgabe nur im Zusammenhang mit der gesammten Entwickelung zu denken und hatte sich vorgenommen, denselben auch thatsächlich herzustellen. So ist es zu verstehen, wenn er, wie wir bereits hervorgehoben haben, in seiner Protogäa seinen Annalen eine Einleitung vorgeschichtlichen Charakters geben wollte. So machte er den Ursprung der Völker im allgemeinen und der Germanen im besonderen zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung [2]). Die Verschiedenheit der Kelten und Germanen wurde ihm allerdings nicht deutlich, aber er war gewiß im Recht, wenn er den Satz vertrat, daß die Germanen nicht aus

[1]) Es darf hier doch daran erinnert werden, daß Leibniz wenigstens den Gedanken ventilirte, ob nicht aus der alten Mythologie gewisse historische Thatsachen und Wahrheiten gewonnen werden könnten? Der Versuch erschien ihm jedoch zugleich gewagt, weil das Wahre und Falsche nur schwer zu unterscheiden sei. Vgl. sein Schreiben an Sparenfeld bei Kortholt a. a. O. III, 360: „Je me suis toujours imaginé, que les guerres des Titans et des Géans avec les Dieux ne signifient que les irruptions des Scythes ou Celtes, dans l'Asie ou dans la Grèce, gouvernées par des Rois qu'on a appelé Dieux depuis. Et Prometheus attaché au mont Caucase ne signifie peut-être que l'exclusion des peuples Scythiques par le moyen des troupes mises au portes Caspiennes pour les garder et Prométhée était compté parmi les Titans etc. — — Mais la chose me paraît extrêmement difficile, à cause des sciences: que les poètes ont prises, qui ont tout embrouillé tellement, qu'on ne sçaurait presque plus distinguer le vrai du faux. C'est comme si la véritable Histoire était perdue, et qu'on voulait retablir les livres des Romains."

[2]) Dutens a. a. O. IV, 198 ff.

Skandinavien, sondern vielmehr die Schweden das äußerste Glied der Einwanderung aus Asien gewesen seien und die vorgefundene finnisch-lappische Bevölkerung unterjocht und zurückgedrängt hätten[1]). Eine umfassende Untersuchung von dem Ursprung der Germanen, ihren ältesten „Colonien, Wanderungen und Thaten" hatte ihn lange Zeit beschäftigt; sie sollte das Bindeglied zwischen der Protogaea und den Annalen bilden; er ist jedoch nicht mehr zur Ausführung dieses Vorhabens gelangt und hat sein Gehilfe Eckhart dieselbe übernommen[2]). Man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß zum mindesten die Grundzüge des Werkes bereits von Leibniz vorgezeichnet waren. Seit den Arbeiten Philipp Klüwers, die sich freilich eine wesentlich engere Aufgabe gesetzt hatten, ist unzweifelhaft über unser Altertum und die älteste Geschichte Deutschlands nichts so Erschöpfendes und Gehaltvolles zu Tage gefördert worden, wie viel Unhaltbares und Gewagtes man auch mit in den Kauf nehmen muß. Es erhalten namentlich auch die inneren Verhältnisse der deutschen Völker, Religion, Verfassung u. dgl. eine Berücksichtigung, deren Ergebnisse freilich zum größten Teile längst überwunden sind, die indes in der Entwickelung der Kenntnis unseres Altertums einen anerkennungswerten Fortschritt bedeuten. Leibniz, dem man unter allen Umständen einen Anteil an dem Verdienste dieses Werkes vorbehalten

---

[1]) Zuerst bei Feller, Monum. varia inedita und wiederholt von Dutens a. a. O. IV, 2. S. 198ff.

[2]) Von Scheid im Jahre 1750 aus Eckharts Nachlaß herausgegeben: „Joh. Georgii Eccardi V. C. de Origine Germanorum eorumque vetustissimus coloniis migrationibus ac rebus gestis libri duo."

[3]) Ph. Klüwer, gewöhnlich Cluverius genannt, der Begründer der wissenschaftlichen historischen Geographie Deutschlands, war 1580 in Danzig geboren und starb 1623 als Professor zu Leiden. Die erste Probe seiner Leistungsfähigkeit gab er (1611) in seinem „Commentarius de tribus Rheni alveis et ostiis, item de quinque populis quondam accolis scilicet de Taxandris, Batavis, Corinefatibus, Frisiis ac Marsacis!" Darauf folgte (1616) das umfassende Werk über die alte Geographie Deutschlands: „Germaniae antiquae libri III. Adjectae sunt Vindelicia et Noricum" Vgl. Bursian in der A. D. Biographie und in seiner Gesch. der klassischen Philol. 1. Hälfte, S. 265.

muß, hat endlich noch über die Herkunft zweier der wichtigsten deutschen Stämme im besonderen gehandelt. In der Vorrede zu seiner von uns bereits erwähnten Ausgabe der bairischen Geschichtschreiber Adlzreiter und Brunner kommt er auf die Anschauungen über die bis in die neueste Zeit herab immer wieder aufgenommene Frage vom Ursprung der Baiern zu sprechen[1]). Zum Ziele trifft er in diesem Falle allerdings so wenig, als in seiner Untersuchung über die Herkunft der Franken[2]). Dort hindert ihn die Verkennung des gründlichen Unterschiedes zwischen der keltischen und deutschen Nationalität, hier u. a. das Übersehen des Verhältnisses der Sikambern und der Franken zu einander nebst einer mißverständlichen Auslegung der Vorrede zur lex Salica, und diese wieder hängt mit einer unzureichenden Kenntnis unserer alten Sprache zusammen, so begründet es sonst auch war, wenn er die Sprache als ein wesentliches Hilfsmittel zur Aufklärung der ältesten Zustände der Völker verkündigte.

Der Unterbau, welchen Leibniz seinem geschichtlichen Hauptwerke zu geben beabsichtigt hatte, ist also nicht oder doch nur unvollständig ausgeführt worden; wenden wir unsere Betrachtung nun diesem selbst zu. Wir werden uns dabei um so kürzer fassen dürfen, als wir die Grundsätze der Leibniz'schen Geschichtschreibung bereits kennen gelernt haben, und es sich hier nur um die Anwendung derselben handelt. Daß die Annalen in lateinischer Sprache abgefaßt sind, ist ihm, der mit so viel packendem Feuereifer für die Muttersprache wiederholt eingetreten ist, wie ein schwer verständlicher Widerspruch angerechnet worden; etwas Auffälliges hat die Thatsache auf den ersten Blick unleugbar an sich. Indes erklärt sie sich schon hinlänglich durch die Erwägung, daß Leibniz ein schlechthin gelehrtes, kritisches, erörterndes Werk im

---

[1]) S. oben S. 565. — Diese Vorrede ist ebenfalls von Dutens a. a. O. IV, 2 S. 64—73 wiederholt.

[2]) Zuerst selbständig (Hannover 1715) erschienen: „De origine Francorum disquisitio". — Zuletzt wiederholt von Dutens a. a. O. IV, 2 S. 146 ff.

Auge hatte, für welches unsere Sprache kaum schon die nötige Brauchbarkeit und Biegsamkeit entgegenbrachte; daß es in erster Linie auf die internationale gelehrte Welt berechnet war, und endlich daß es nach seiner ganzen Haltung auf Seite der nicht gelehrten Kreise, in welches sprachliche Gewand es auch gekleidet auftrat, überhaupt nur geringe Anziehungskraft hätte ausüben können. Daß es eine Reihe von Menschenaltern hindurch im Staube der Bibliothek vergraben liegen bleiben würde, hat ja weder er noch Andere voraussehen können.

Einen, man erlaube uns zu sagen, wohlthuenden Eindruck haben die Annalen auf uns stets durch den Umstand gemacht, daß Leibniz in seiner Darstellung die verschiedenen Tagesfragen, die ihn fortgesetzt so lebhaft beschäftigten, nicht mit hinein getragen hat. Wie oft er auch wenigstens scheinbar abschweift, er verliert den Faden niemals aus der Hand und weiß jede sich etwa aufdrängende, nicht zur Sache gehörige Erwägung ferne zu halten. Wer sich daran erinnert, wie er im Leben der römischen Curie gegenüber verbindlich auftrat und zu Kompromissen geneigt erschien, erstaunt über die scharf anticurialistische Haltung, die sein Geschichtswerk durchgehends kennzeichnet. Es ist der unbestochene, echt wissenschaftliche, kritische Geist, der sein Werk durchweht. Wie oft muß sich nicht Baronius einen Tadel, eine Zurechtweisung gefallen lassen. Die Schwächen des mittelalterlichen Kirchentums und Papsttums haben an ihm einen strengen, aber keinen ungerechten oder befangenen Richter gefunden. Er hat an das Papsttum denselben Maßstab wie an eine andere geschichtliche Erscheinung angelegt. Er war nicht so gutmütig, wie mancher der neuesten deutschen Geschichtschreiber, in Gregor VII. trotz alledem nur einen Martyrer und um die Sittlichkeit hoch verdienten Papst zu erblicken [1]), und zwischen Cölibat und Sittlichkeit

[1]) Ann. ad a. 1000 P. III § 31 p. 761: „Gręgorio VII., homini ambitiosissimo, et per fas nefasque ad summam potentiam grassanti, quis sine teste fidem adhibeat?"

erlaubt er sich einen wesentlichen Unterschied zu machen [1]). Die Schärfe seiner Kritik entwickelt Leibniz am meisten bei der Zurückweisung von schlecht begründeten Ansprüchen, die das Papsttum so gerne erhoben hat, und bei der Aufdeckung von bedenklichen Mitteln, die es zu diesem Zwecke gebraucht hat. Ein und das andre Mal hat ihn sein Scharfsinn dabei wohl auch getäuscht — z. B. in Fragen über Urkunden von zweifelhafter Echtheit [2]) — aber für unfehlbar hat er sich niemals gehalten und er wenigstens durfte es mit Recht aussprechen, daß auch der Irrtum, insofern er oft zur Wahrheit führt, seine Berechtigung habe. Bloße Rechthaberei war nicht seine Sache [3]). Bis zu kleinlichen historischen Anschauungen und Urteilen vergißt er sich fast nie: ein einziges Mal ist ihm dieses, aber in einem ernsten Falle begegnet, der uns an der Schwelle seines Werkes entgegentritt und die Wahrheit jenes trivialen alten Satzes bestätigt, daß auch der gute Homer manchmal schläft. Man könnte sogar wünschen, Leibniz hätte jene Worte niemals geschrieben! Er kann nämlich Kaiser Friedrich I. nicht verzeihen, daß er Heinrich den Löwen gestürzt und einen Theil der welfischen Hausgüter an sich gebracht hat. Er geht so weit, daß er behauptet, Friedrich habe den (rebellischen) Herzog vernichtet, um sich den Besitz des usurpirten unrechten Gutes zu sichern. Er geht noch weiter und erinnert an die rächende Nemesis,

[1]) Wer die Haltung der Annalen von dieser Seite her näher kennen lernen will, nehme zunächst A. Pichlers „Theologie des Leibniz" Bd. 1 u. 2 zur Hand. Uns würde es zu weit führen, wollten wir diese Dinge hier eingehender verfolgen.

[2]) Z. B. hat er u. a. das Privilegium K. Ottos I. für die römische Kirche vom Jahre 962 für unecht gehalten, während nach der neuesten zuverlässigen Untersuchung es als echt erscheint. Vgl. Sickels im Jahre 1883 über diese Frage erschienene Untersuchung. Lehrreich in dieser Richtung ist ferner Leibniz' Erörterung über die von Karl M. bestätigte Schenkung Pipins (Ann. ad a. 774, P. I p. 41—59.

[3]) Er sagt in dieser Beziehung einmal (Felleri, Mon. V. Inedita p. 132): „Mihi autem ultra partium studia affectusque attolenti animum, et patriam communem humani generis intuenti contendere argumenta argumentis placet, aequali lucro, utra pars vicerit, dum veritatis cognitio augeatur."

die dem Nachkommen des siegreichen Kaisers in Italien ein tragisches Ende bereitet, dagegen den Sohn des gestürzten Herzogs den Kaiserthron besteigen ließ (!), während das Haus Braunschweig, wenn auch mit verminderter Macht, durch seine Tüchtigkeit der ehemaligen Größe Ruhm bewahrt habe[1]). Zu solch einer Verdunkelung eines sonst unvergleichlich erleuchteten Verstandes vermochte beklagenswerterweise ein zufälliges persönliches Verhältnis zu führen! Es macht diese Verblendung Leibnizens einen um so peinlicheren Eindruck, als sein Werk außerdem durchgehends von warmer und stets schlagfertiger nationaler Gesinnung erfüllt ist. Bei jeder Gelegenheit bricht sie durch und macht sich im besonderen gegen die Verdrehungen und Anmaßungen von Seite der Curialisten und ihrer Anwälte laut vernehmbar. In der Geschichte der karolingischen Zeit, noch mehr aber der Epoche der sächsischen Kaiser tritt uns überall diese nationale Wärme wohlthuend entgegen, ohne daß man sagen dürfte, daß er ihr jemals irgendwie die Wahrheit zum Opfer brächte. Mit der ganzen Fülle des kritisch beherrschten Materials rollt er das Gemälde von fast dritthalb Jahrhunderten vor uns auf und versteht er es, wie viel auch die annalistische Form dem zuwider zu sein scheint, durch lichtvolle Darstellung, fließende Erzählung und kunstvolle Zeichnung der hervorragenden Menschen unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Nicht bloß die äußeren Vorgänge, sondern in gewinnender

---

[1]) S. die einleitenden Worte zu den Annalen I, 8: „... Sed Italicas Suevicasque ditiones sibi relictas orbus et senex (Welf VI.) in Friderici augusti liberos sorore genitos transtulit, pecunia blanditiisque solicitatus, sed injurius patruus in Henricum Leonem liberosque ejus et omnea Guelfam domum ipse, non gente, sed nomine ultimus Guelforum. Fridericus imperator injuste acta alia iniquitate defendit, et, ut usurpata retineret, adversarium evertit; Bojoariaque et ditionibus exuit, quibus poterat, id est, quas antiquo Germanis allodii jure proprias Leo non tenebat. Sed acrior nemesis incubuit posteritati victoris, tristi exitu in Conradino, cui per Italiam non unius seculi sanguine a Gibellinis parentatum est; Guelfi non tantum in Ottone IV. imperii solium ascendere, sed et modicis licet opibus retentis mutato in Brunsvicenses nomine superstites, pristinae magnitudinis famam virtute conservant.“

Vollständigkeit weiß er auch das geistige Leben der Zeiten zu schildern. Muß man wählen zwischen den zwei großen Hälften des Werkes, deren eine der Zeit der Karolinger, deren andre der Epoche der Liudolfinger gewidmet ist, so kann kaum ein Zweifel darüber aufkommen, daß der letzteren der Preis gebührt. Sie theilt alle Vorzüge der historischen Methode ihres Urhebers, hat aber das große Verdienst voraus, daß sie einen Zeitraum unserer Geschichte, dessen wahre Natur und Bedeutung bis dahin verkannt war, zum erstenmal an der Hand der gesichteten und korrekt gedeuteten Thatsachen in überzeugender Weise in das rechte helle Licht stellt und die ältere, unselbständige Auffassung stürzt. Mit offenbarer Vorliebe behandelt Leibniz u. a. auch chronologische und genealogische Fragen, wobei die welfische Genealogie, wie das in der Natur der ihm ursprünglich gestellten Aufgabe lag, nicht zu kurz kommt, obwohl die ausführliche und systematische Darstellung derselben grundsätzlich von den Annalen ausgeschieden und von Eckhart ausgeführt werden sollte und ausgeführt worden ist. Es sind das die sog. Origines Guelficae, die im Jahre 1750 durch Scheid mit Unterstützung des englischen Hofes in einer Prachtausgabe veröffentlicht worden sind [1]). Es ist gewiß und notorisch, daß Leibniz auch an dieser umfassenden Arbeit ein grundlegendes und wesentliches Verdienst zukommt; es ist urkundlicher Natur und ist durch alle die Vorzüge der vollendeten Sachkenntnis und des Scharfsinnes ausgezeichnet, die wir an ihm schon wiederholt gerühmt haben. Dieser Vorbehalt will keineswegs den gebührenden Anteil Eckharts an dieser Publikation, dessen wissenschaftliche Befähigung ja über allen Zweifel erhaben ist und der sie gerade an genealogischen Untersuchungen bereits erfolgreich dokumentirt hatte, in Frage stellen, sondern nur Leibnizens maßgebende Mitwirkung sicher stellen. Genug,

[1]) „Origines Guelficae“ etc., opus praecunte DN. G. W. Leibnitio stilo DN. Joh. G. Eccardi literis consignatum etc. Hanoverae 1750—1753. 4 Bände, nebst einem Ergänzungsband mit einem doppelten Register von Joh. Heinrich Jung (Hanov. 1780).

jene Ausscheidung hatte für die Herstellung der Annalen das Gute, daß die Einheit der Ausführung gewahrt blieb und durch keinen Nebenzweck unterbrochen wurde. Anderen, in der Sache selbst liegenden Abschweifungen ist Leibniz ohnedem und absichtlich nicht aus dem Wege gegangen, wie z. B. der Erörterung über die Entstehung des Kurfürstenkollegiums [1]), die, wenn sie auch nicht vollkommen das heutzutage als das Richtige Anerkannte trifft, doch das eine sicher beweist, daß Leibniz gerüstet war, seine Annalen auch über das Jahr 1025 hinaus in derselben hohen Wissenschaftlichkeit und erschöpfenden stofflichen Vollständigkeit fortzusetzen, in welcher die vollendeten Teile gehalten sind [2]). —

Wir sind bei Leibniz und seiner Stellung in der deutschen Geschichtschreibung so lange verweilt, weil dieselbe, soweit wir zu sehen vermögen, bis jetzt nur andeutungsweise gezeichnet worden ist [3]) und oft noch vielfach unzutreffende oder doch unzulängliche Vorstellungen über dieselbe in Umlauf sind. Es hat aber nicht lange gedauert, so sind ein paar andre Werke über die älteren Jahrhunderte unsrer Geschichte an das Tageslicht getreten, die gleichfalls alles in dieser Richtung Vorausgegangene weit hinter sich lassen. Die Annalen von Leibniz lagen ihrem Verfasser nicht vor, das eine von ihnen hört sogar dort auf, wo jene beginnen; und wenn man billigerweise auch zugeben muß, daß die hundertfachen Anregungen, die von Leibniz ausgegangen sind, für sie nicht verloren waren, so bezeugt doch die selbständige Entstehung und Ausführung dieser Schriften, wie kräftig und fruchtbar der

---

[1]) Ann. Imp. ad a. 996 P. III § 25 sq. p. 651.

[2]) Es sei der Vollständigkeit wegen noch daran erinnert, daß Leibniz sich auch an der Diskussion über das Lindauer Diplom beteiligt und im Sinne Conrings und Tenzels sich ausgesprochen hat. S. „Epistolae G. G. L. B. de Leibniz nec non B. G. Struvii etc. etc. super valore famosi diplomatis Ludoviciari Lindaviensis. Lindaugiae 1712. Seine Ausführungen sind in hohem Grade selbständig und lehrreich.

[3]) Wie z. B. in der Dissertation von F. G. Lange, de imperii Historiis inde a saeculi XVIII. initio usque ad Joh. Puetterum conscriptis quomodo praecensendae sint et illustrandae (Berolini 1863).

historische Geist bei uns seit einem halben Jahrhundert sich entwickelt hatte.

Es sind Mascou und Bünau, die wir schon genannt haben [1]), deren bezügliche Leistungen diesen Fortschritt bezeichnen und mit welchen wir uns an dieser Stelle eingehender zu beschäftigen haben. Als Altersgenossen sich nahestehend, sind sie aus sehr verschiedenen Verhältnissen hervorgegangen und haben sich ihre Lebensläufe, soviel man weiß, so nahe sie sich räumlich kamen, persönlich niemals berührt. Kein Zweifel, daß Mascou der bedeutendere von beiden ist; es ist ihm gelungen, ein historisches Werk zu schaffen, das nicht bloß in seiner Zeit Epoche machte, sondern zugleich heutzutage noch von der Forschung nicht wohl umgangen werden kann, und überdies, was viel mehr sagen will, noch öfters um seiner selbst willen gelesen wird. Der Lebenslauf Johann Jakob Mascou's war der einfache eines vor allem seinen Pflichten und der Wissenschaft lebenden Gelehrten [2]). Geboren am 26. November 1689 zu Danzig, besuchte er zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1709 die Universität Leipzig. Die alte Literatur hatte von früh an seinen Geist gefesselt und er ist dieser Neigung auch niemals untreu geworden, als Berufsfach widmete er sich aber vorerst voll Eifer der Theologie. Nach einiger Zeit änderte er aber seinen Entschluß und wendete sich auf den Rat angesehener, ihm gewogener Männer dem Studium des deutschen Staats- und Privatrechts, und

---

1) S. oben S. 618.

2) S. J. Aug. Ernesti, Memoria viri ill. etc. etc. Joh. Jacobi Mascovii Icti etc. etc. — Pütter, Lit. des deutschen Staatsrechts 1. Teil S. 388. — Rich. Treitschke „über J. J. Mascov und seine Zeit" in Ad. Schmidts Allgem. Zeitschrift für Geschichte 8, 140—184, und G. Voigt, J. J. Mascov. Eine akad. Antrittsrede im 15. Band der hist. Zeitschrift von H. v. Sybel S. 327—358, und F. W. Lange, de imperii historiis etc. S. 1—18. (An dieser Abhandlung ist nur das eine auffallend, daß der Verfasser S. 17 sagt, er habe die Commentare Mascovs über die deutsche Geschichte unter Lothar II. und Konrad III. nicht einsehen können.) — Ein jüngerer Bruder Mascou's, Gottfried, Rechtsgelehrter, war zuerst Professor in Göttingen und später in Leipzig, gest. 1760.

weiterhin der Geschichte, die ja noch immer als dienende Helferin jener juristischen Disziplinen betrachtet wurde. Unter den Lehrern der Leipziger Hochschule trat er Burkard Mencke [1]) näher, der ihn ohne Zweifel in seiner Vorliebe für die Geschichte bestärkte und ihm auch außerdem nützlich wurde. Von Bedeutsamkeit für den jungen Mascou und seine allgemeine Ausbildung war, daß es ihm durch günstige Kombinationen vergönnt wurde, die Welt zu sehen und als Begleiter junger adeliger Herren die große Tour durch Europa zu machen. Nach Leipzig zurückgekehrt, gewann er hier kraft seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit, seiner Gewandtheit und seiner Kenntnisse rasch die Anerkennung und Stellung, die seinen Neigungen und seiner Vorbildung entsprachen. Im Jahre 1718 wurde er außerordentlicher Professor in der rechtswissenschaftlichen Fakultät, nachdem er in Halle sich durch eine Abhandlung „De originibus officiorum Aulicorum S. R. J.“ den juristischen Doktorgrad erworben hatte. Seine praktische Befähigung wird durch seine Wahl zum Stadtrate und Stadtrichter bezeugt. Die übrigen Ämter und die wohlverdienten Ehren, die ihm zufielen, übergehen wir der Kürze wegen; doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß er siebenmal als Abgeordneter zum Landtag nach Dresden entsendet worden ist. Von hoher Bedeutung war seine Thätigkeit als Lehrer; er hat als solcher nach allem eine in ungewöhnlichem Grade anziehende und anregende Wirksamkeit entwickelt und zur Blüte der Hochschule in jener Zeit nicht wenig beigetragen. So hat er denn auch Verbindungen nach den verschiedensten Seiten hin geknüpft und unterhalten. Sein wohl unterrichteter Biograph Ernesti berichtet, es habe kaum einen ausgezeichneten Mann gegeben, mit welchem Mascou nicht im Briefwechsel gestanden und der nicht seine seltene Gelehrsamkeit gewürdigt hätte. Schade darum, daß von der Korrespondenz Mascou's so gut als nichts bekannt geworden ist. Vom höchsten Werte aber sind seine wissenschaftlichen Leistungen,

---

[1]) S. oben S. 567.

von solchem Umfang und solcher Gediegenheit, daß man sich wundern muß, wie er, von seinen verschiedenen Berufsgeschäften so vielfach in Anspruch genommen, die Muße zu ihrer Ausführung hat finden können. Allerdings begünstigte und hob ihn zugleich seine Stellung auf der einen Seite, wenn sie auf der andern auch ihn zwang seine Kräfte zu teilen. Er soll es zugleich verstanden haben, sich seine gesellige Freiheit zu wahren und eitlen Zerstreuungen auszuweichen. Dazu kam eine hohe Arbeitskraft, die die längste Zeit von einem gesunden und rüstigen Körper unterstützt wurde. Erst seit dem Jahre 1755 wurde er empfindlich an seine Sterblichkeit gemahnt und am 21. Mai 1761, mitten unter dem Gedränge des siebenjährigen Krieges, ist er gestorben.

Um nun die Stellung, die Mascou in der deutschen Geschichtschreibung zukommt, nachweisen und seine Eigentümlichkeit bestimmen zu können, wird es sich empfehlen, zunächst seine Schriften, die hierbei in Frage kommen, aufzuführen. Seiner akademischen Abhandlungen sind ziemlich viele; sie sind teils mehr staatsrechtlicher, teils mehr geschichtlicher Natur [1]). Einzelne unter den letzteren verdienen, im Gedächtnis behalten zu werden. So z. B. seine Rede vom Jahre 1719 über den „Ursprung und die Ausbildung des öffentlichen Rechts in Deutschland“ [2]). Ferner die Abhandlungen „Über die Verbindung des burgundischen Reichs mit dem Römisch-deutschen Reiche“ (1720) und über „Die Verbindung Lothringens mit dem deutschen Reiche“ (1728) [3]). Sein „Staatsrechtlicher Versuch über das Recht des deutschen Reichs im Großherzogthum Toskana“ darf, wenn dabei auch das politische Interesse überwiegt, in diesem Zusammenhang nicht mit Stillschweigen übergangen werden [4]). Mascou entwickelt hier überall eine gründliche Gelehrsamkeit, eine treffende Urteilskraft, einen

[1]) Vgl. R. Treitschke a. a. O. S. 168.

[2]) „De ortu ac progressu juris publici in Germania.“

[3]) „De nexu regni Burgundici cum Imperio Romano-Germanico“ und „De nexu Regni Lotharingico cum Imperio Rom. Germ.“

[4]) „Exercitatio juris publici de jure Imperii R. G. in Magnum Ducatum Etruriae.“

weiten Gesichtskreis und eine löbliche patriotische Gesinnung, die jedoch stets gemessen und zurückhaltend im Ausdruck bleibt [1]. An diese Abhandlungen schließen sich zwei kompendiöse Darstellungen der Reichsgeschichte, deren Bestimmung war, seinen Lehrvorträgen an der Universität zu Grunde gelegt zu werden [2]. Für Mascous wissenschaftliche Würdigung kommen sie am Ende nicht weiter in Betracht, doch bezeugen sie u. a. das eine, daß seine Seele von der höchsten Vorstellung von der Bedeutung und dem Reize der deutschen Geschichte erfüllt war [3]. Bei dieser Stimmung seines Geistes ergab es sich wie von selbst, daß er seine ganze Kraft auf die Bearbeitung dieses ihm so theueren Gegenstandes verwendete. Und so sind jene Werke entstanden, die seinen Namen mit einem immer wieder frischem Ruhmeskranze schmücken. Ursprünglich war es wohl seine Absicht, die gesammte mittelalterliche Geschichte Deutschlands bis in das 15. Jahrhundert hinein in eingehender Weise darzustellen. Diese Absicht hat er nun freilich nur teilweise zur Ausführung gebracht, ohne daß jedoch der Anspruch auf Dank und Anerkennnng, den er sich dadurch erworben, eine Minderung erlitte. Es sind aber zwei Gruppen von Schriften, auf welche es hierbei ankommt. Die erste behandelt in zwei Abteilungen und in deutscher Sprache die „Geschichte der Teutschen" von den ersten Anfängen in zwei Abteilungen bis zum Abgang der Merovinger [4], die zweite in drei Abteilungen

[1]) Die Abhandlung „De primatibus, metropolitanis et reliquis episcopis Germaniae" verrät eine gründliche Kenntnis der Entwickelung und Einrichtungen der deutschen Kirche.

[2]) Das zweite Kompendium ist übrigens im Grunde nur eine mehr ausführende Bearbeitung des ersten: a) „Abriß einer vollständigen Historie des Römisch-Teutschen Reichs bis auf gegenwärtige Zeit" (Erste Ausgabe 1722); b) „Einleitung zu den Geschichten des R. Teutschen Reichs bis zum Absterben Kaiser Karl VI. (1. Ausgabe 1747).

[3]) Man vgl. namentlich die Vorrede zur in der vorhergehenden Anmerkung unter N. b) angeführten „Einleitung".

[4]) Unter dem Titel: 1. Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie in zehn Büchern verfaßt von Dr. J. J. Mascov (Leipzig 1726); 2. Geschichte der Teutschen bis zu Abgang der Merovingischen Könige in sechs Büchern fortgesetzt von Dr. J. J. Mascov (Leipzig 1737).

und in lateinischer Sprache die deutsche Geschichte von König Konrad I. bis zum Tode K. Konrad III [1]). Es besteht also eine Lücke zwischen den beiden ausgeführten Abteilungen, insofern als die karolingische Epoche ausgefallen ist, die er, nach seinen eigenen Worten, in derselben Weise bearbeiten gewollt hat [2]).

Um nun zu einem Urteile über Mascou zu gelangen, werden wir zunächst die „Teutsche Geschichte", so weit sie nun eben einmal vollendet vorliegt, ins Auge fassen. Wir haben in ihr, um es gleich auszusprechen, die erste würdige, umfassende, wissenschaftliche und im Grunde doch volkstümliche Darstellung der ersten acht Jahrhunderte der Geschichte unseres Volkes. Von staatsrechtlichen Gesichtspunkten, von welchen sich die früheren Reichs-

[1]) a) „J. J. Mascovii Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici Conrado primo usque ad obitum Heinrici tertii" (Leipzig 1741). — b) „Commentarii de rebus I. R.-G. sub Henrico IV. et V." (Leipzig 1748). — c) „Commentarii de rebus I. R.-G. sub Lothario II. et Conrado III." (1753).

[2]) Nach Stenzel in „Grundriß und Literatur zu Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (Breslau 1832 S. 40) läge in der Universitätsbibliothek zu Breslau Mascou's handschriftliche Geschichte der Deutschen unter den Karolingern. Es ist zu bedauern, daß von den Breslauer Gelehrten bisher keiner diese Handschrift näher untersucht hat. Der Fall bedürfte in der That der Aufklärung. In der Vorrede zum 2. Teile der „Teutschen Geschichte" lesen wir am Schlusse Folgendes, was wir zur Charakteristik Mascou's überhaupt anführen: „Nach dem Plan, den ich mir von Anfang an gemacht, die alte Historie der Teutschen zu erläutern, bleibet also noch der dritte Periodus übrig, welcher die Geschichte unter den Kaisern und Königen vom Carolingischen Stamm enthält, bis auf die Zeit, da derselbe in Teutschland mit Ludovico, Arnulphi Sohn, aufgehöret. In demselben verdienet Carolus M. die meiste Aufmerksamkeit, und insonderheit, wie er das Longobardische Reich, und das römische Kaiserthum an die Franken bringet. Aus den erfolgten Theilungen der Könige entstehen verschiedene Staaten, und endlich theilet sich die Historie, wie die Monarchie der Franken selbst. Alsdann wird eigentlich Germanien ein besonderes Reich, das unter Ottone M. wiederum die Kaiser-Würde, und Crone von Italien erwirbet, und daher das Römische Teutsche Reich genennet wird. Weil aber der gegenwärtige Theil bereits so stärker gerathen ist, als der erste, werde die Geschichte der Teutschen, unter den Carolingern, in einem besonderen Bande folgen." Nach der allgemein herrschenden Annahme hat Mascou diesen 3. Teil überhaupt nicht mehr ausgearbeitet oder vollendet.

historien, soweit sie die ältere Zeit berücksichtigten, mehr oder weniger leiten ließen, ist hier im Ernste keine Rede mehr. „Die Absicht ist gewesen“, sagt er, „den Grund sowohl zu einer allgemeinen Historie von Teutschland, als zu den besonderen Historien der Länder und Völker, die dazu gehören, zu legen; und was man von dem Ursprunge der Teutschen Völker, ihren Wohnungen, Wanderungen, Einbrüchen in die Römischen Provintzen, einheimischen Kriegen, und zugleich von ihrer Regierungs-Form, Gemüthseigenschaften, Religion, Sitten, Waffen u. s. w. bei den alten Historicis findet, in einige Ordnung zu bringen: damit man die Dinge, von welchen eine Gewißheit zu erlangen, in ihrem rechten Lichte sehe; bei den übrigen aber Vorrath und Anlaß zu wahrscheinlichen Muthmaßungen bekomme“ [1]. So wenig sonst bei Mascou von einer außerhalb der Sache liegenden Tendenz die Rede ist, so meint er doch, das lebende Geschlecht könnte aus der Geschichte seiner Vorfahren eine „Moral“ ziehen. „Der Schauplatz ist zwar ganz anders ausgezieret; die Actores sehen gantz anders aus, und haben gantz andere Arten; aber die innerlichen Bewegungen rühren von eben den Begierden und Leidenschafften der Menschen her; und ziehen auch eben die Wirkungen in den Veränderungen der Reiche und Völker nach sich. Insonderheit aber kann den Teutschen die Betrachtung, wie ihre Vorfahren zu einer Zeit, da die Nachkommen sie wohl selbst als Barbaren ansahen, die Macht der Römer aufzuhalten, und endlich zu bezwingen gewußt, nicht unangenehm seyn. Je größer die Feinde, je mehr hat dazu gehört, ihnen überlegen zu werden: und man wird nicht ungeduldig, so viel von der Teutschen Niederlagen bei den Römischen Scribenten zu lesen, nachdem man vorher weiß, daß sie doch endlich überwinden. Es kann dieses zugleich die Nation aufmuntern, ihren eigenen Genie dergestalt auszuüben, daß, wenn man auch was von Fremden annimmt, der Grund doch allemal unser bleibt.“ So hat sich der Gebrauch

[1]) Vorrede zum 1. Teile.

der deutschen Sprache hierbei ihm ganz von selbst verstanden. Er äußert sich darüber nicht näher, als daß er, „was die Schreib-Art anbetrifft", auf den Grafen von Bünau verweist, der in seinem Leben Kaiser Friedrich I. „auch in diesem Stück gewiesen, wie viel man inskünfftige von einem, der sich an die Teutsche Geschichte macht, fordern könne". Daß in den gelehrten Kreisen Deutschlands der Gebrauch der deutschen Sprache noch immer für etwas Gewagtes und Außerordentliches angesehen wurde, bewies eine sonst höchst anerkennende Besprechung des ersten Teiles in der damals den Ton angebenden Zeitschrift der Acta Eruditorum, indem sie an dem Werke so wenig auszusetzen fand, „daß man wünschen möchte, es sei in lateinischer Sprache geschrieben" [1]). In der That zeichnet sich Mascou durch einen edlen historischen Stil in deutscher Sprache wohlthuend aus, und es muß dieses um so höher angeschlagen werden, als er sich denselben erst hat schaffen müssen. Bünaus angeführte Schrift abgerechnet, fehlte es ihm an jedem Vorbilde, das ihm hätte zum Muster dienen können. Es wollte etwas heißen, eine solche ungeheure Masse des Stoffes in eine klare, fesselnde Form zu gießen und doch den reinen geschichtlichen Ton der Darstellung niemals zu verletzen. Er hat zwar die leuchtenden Beispiele der Historiker der Römer, namentlich des Tacitus und auch einiger Franzosen, wie Rapin und Vertot, vor Augen, behauptet aber, zumal dem letzteren gegenüber, grundsätzlich seine eigenartige, besonnene Selbständigkeit. Man kann nicht sagen, daß er ein Künstler in der Darstellung ist, aber er versteht doch in hohem Grade gut zu erzählen, oft auch zu schildern, und uns einzelne Persönlichkeiten durch Zeichnung ihres Wesens näher zu rücken. Doch auch in solchen Fällen ist er vorsichtig, wenn er glaubt, daß seine Quellen ihn dabei nicht genug unterstützen. „Ausputzung und Annehmlichkeit ist nicht wohl zu suchen", sagt er in der Vorrede zum ersten Teile, „wo man nicht alle Umstände der Sache dargestellt

[1]) Jahrgang 1728.

vor sich hat, daß man diejenigen, die sich am leichtesten mit einander verbinden lassen, aufsuchen kann; wo man nicht alle Personen deutlich genug kennet, und die Vornehmsten so abbilden kann, daß der Leser an dem, was ihnen begegnet, Theil nimmt. Die Portraits sind nicht so leicht zu machen, als diejenigen glauben, welche die Personen, zu deren Gesichte die Historie kaum einen oder andern Zug an die Hand giebt, sofort, als wenn sie vor ihrem Pinsel gesessen hätten, abmahlen. Doch habe ich bisweilen, wo die Alten Anleitung geben, und die Geschichte weitläuffig, und umständlich genug gewesen sind, es auch wohl gewaget, die Hauptpersonen deutlicher abzubilden, wie unter andern an Arminio, Marobodo, Athaulfo, Genserico, Attila und Theodorico II. geschehen. Man muß auch hierbei nicht aus den Augen setzen, daß es in der Historie, wie in allen andern Wissenschaften, gewisse Stücke gibt, wo der schlechte (schlichte) Vortrag, wenn er natürlich ist, so gute Wirkung hat, als in andrer Kunst und Zierrath." Die „Natürlichkeit seines Vortrags" gehört in der That zu den anziehendsten Eigenschaften seiner Darstellung; jede Affektirtheit und Manier weist er weit von sich. Im übrigen läßt sich vielleicht nicht in Abrede stellen, daß hier und da ein größeres Maß von Wärme und Schwung in der Behandlung bedeutender Ereignisse und in der Zeichnung maßgebender Charaktere sich vermissen läßt. Vom zweiten Teile, wo die Quellen reichlicher flossen, gilt diese Bemerkung, die aber kein Tadel sein soll, mehr als vom ersten. Die gewaltigen Persönlichkeiten, die da auftreten, wie z. B. der Ostgothenkönig Theodorich, der Merovinger Chlodewig, Karl Martell, sucht Mascou offenbar aus der Menge herauszuheben, aber es fehlt ihm die plastische Kraft, ohne welche solch ein Beginnen niemals vollständig gelingt. Das Maß Phantasie, welches man sonst auch dem Geschichtschreiber wünscht, ist ihm vielleicht versagt geblieben. Doch kommt, um diese Erscheinung zu erklären, noch ein anderes Moment hinzu, das mit seinen Vorzügen zusammenhängt, nämlich das Bedenken, auf solchem Wege der historischen Wahrheit zu nahe zu treten. „Ich

habe mich", sagt er einleitend, indem er seine Methode auseinandersetzt, „um so sorgfältiger gehütet, nicht etwan anstatt der Historie einen Roman zu machen, je unvermerkter es hätte geschehen können. Es haben sich nicht allein viel Neuere dergleichen Freyheit genommen, sondern es findet sich schon in den alten Historien der Sachsen und Franken viel Abendtheuer. Man sehe in den unwissenden Zeiten dergleichen Schreib-Art als eine Kunst, den Leser durch Verwunderung aufmerksam zu machen, an; und es dorffte einer erzählen, was er nur wollte, so fanden sich Leute, die, weil sie noch wenige Fähigkeit nachzudenken hatten, es willig glaubten. Wenn die Connexion sich nicht von selbst ergeben, habe man lieber in der Erzählung die Ecken etwas herfür ragen lassen, als die Umstände, in welchen sie sich gleichsam verliehren möchten, erdencken wollen. Man muß gar vieles hier ebenso ansehen, wie in der Mahlerei die entfernten Sachen vorgestellt werden." Bei solchen Grundsätzen unseres Geschichtschreibers kann man sich ohne Zweifel zufrieden geben, zumal er es vortrefflich versteht, seinen umfassenden und zum Teile recht verschlungenen Stoff übersichtlich zu ordnen und zu gruppiren. Es ist nicht eine verworrene Masse von Erscheinungen und Ereignissen, die er uns vorführt, sondern er beherrscht sie und läßt sie in lichtvoller Reihe sich vor uns entwickeln. Es ist bekannt, daß Mascou es ist, der zum erstenmal eine klare und anschauliche Darstellung der verwickelten und schwer zu übersehenden Begebenheiten gegeben hat, die man unter dem Namen der Völkerwanderung zusammenfaßt. Ein so urteilsfähiger Mann wie Lessing hat diese Eigenschaft an Mascou (wie an seinem Zeitgenossen Bünau) gut erkannt und nur bedauert, daß sie sich in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Es wäre außerdem „nur eine Kleinigkeit, was ihnen zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde" [1]). Diese „Kleinigkeit" nennt er freilich nicht, und

---

[1]) S. Lessings sämmtliche Schriften, herausgegeben von K. Lachmann 6, 145 (Briefe, die neueste Literatur betreffend). Die ganze Stelle ist für unsere Zwecke wichtig genug, um sie uns in das Gedächtnis zurückzurufen. „... Mit

es bleibt seinen Auslegern überlassen, sein Wort zu deuten. Ob jener Vorbehalt, was Mascou anlangt, auf die spezifisch wissenschaftliche und kritische Methode zu beziehen sei, muß billig bezweifelt werden. Mascou darf in dieser Richtung allerdings nicht Leibniz gleich gestellt werden, aber er bewährt sich in den hierbei in Frage kommenden Grundsätzen und deren Anwendung doch zu seinem unverkennbaren Vorteile. Er weiß es recht gut, daß die Zuverlässigkeit die erste Anforderung an den Geschichtschreiber geworden ist. „Die Alten", sagt er, „sehen die Historie an beynahe als ein Werk der Wohlredenheit, wie insonderheit Cicero sich darüber ausließ. Die neueren erfordern mehr Gewißheit. Die Wunderzeichen, welche einem alten Historico zu Diensten stehen, und die Schönheit in den eingemischten Reden rühren sie nicht so sehr, als sie begierig sind, alle Umstände genau zu wissen,

Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu geben. — Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen. Doch nein — lassen Sie uns nicht ungerecht sein; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascou zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber!"

und fast einen jeden Grad der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit abzumessen“ [1]). Er wendet sich daher in der Regel zu den echten und primären Quellen, mißtrauisch gegen die Überlieferung von zweiter und dritter Hand und skeptisch gegen die Ansichten andrer Forscher [2]). Er verlangt nicht, daß man ihm auf das Wort glaube, sondern läßt seine Gewährsmänner selbst reden, indem er die betreffenden Beweisstellen sorgfältig anführt. „Zwar hat ein Historicus“, sagt er, „wenn er die Autores, denen er folget, treulich anzeiget, seiner Schuldigkeit schon ein Genüge gethan. Ich habe aber die meisten Stellen, so verstellt und verstümmelt auch einige sind, selbst beyfügen wollen. Auf solche Art hat der Leser den Beweiß, und zwar nach eben den Übersetzungen und Editionen, die man gebraucht, sofort zur Hand: und mir kann es bisweilen, wo die Erzählung zu kurz scheinet, zur Entschuldigung dienen, wenn man siehet, daß bei den Alten selbst nicht mehr vorhanden.“ Von den damals vorhandenen und erreichbaren Quellen und Hilfsmitteln aller Art, die er noch dazu den beiden Abteilungen der „Geschichte der Teutschen“ vorausschickt, ist kaum etwas entgangen: er kennt sie nicht bloß, er hat sie alle sorgfältig verglichen und benutzt: seine Gelehrsamkeit umspannt den weitesten Gesichtskreis und er sieht deutlich, wo in der Sammlung des geschichtlichen Materials Lücken geblieben sind. Allerdings begegnet es ihm, daß er den absoluten Unterschied, der zwischen gleichzeitigen und späteren Quellenschriften besteht, nicht immer streng beobachtet, oder er hält es für zulässig, daß er einem Dichter wie Claudian neben rein geschichtlichen Darstellungen wie des Paulus Orosius und Cassiodor einen Platz, ja sogar den Vorzug einräumt; oder endlich vermeidet er, zwischen von einander abweichenden Aussagen verschiedener Quellen die glaubwürdigeren herauszufinden, und versucht es vielmehr, einen Ausgleich zwischen ihnen herzustellen [3]). In der Regel leitet ihn

[1]) Vorrede zum 2. Teile der „Geschichte der Teutschen“.
[2]) Vgl. G. Voigt a. a. O. S. 341.
[3]) Vgl. die Dissertation von F. W. Lange a. a. O. S. 4–6.

jedoch sein gesundes Urteil richtig und weiß er sich vor lockenden Abwegen zu hüten. Wie Leibniz verlangt er überall eine echte Zeugenaussage und weicht Hypothesen auch berechtigter Art lieber aus. Den genialen Gedanken des eben genannten Forschers, die Sprachwissenschaft bei der Untersuchung über die Herkunft der Völker und ihre dunkelste Geschichte zu Hilfe zu rufen, verschmäht er aus demselben Grunde sich anzueignen. Er beginnt daher seine Geschichte erst von da an, wo er festen Boden unter den Füßen fühlt. „Ich habe mich nicht tiefer", sagt er, „als so weit die alten Historici vorangehen, gewaget. Ich komme nicht eher zu den Teutschen, als da sie schon in Germanien wohnen, und bin die streitigen Muthmaßungen von ihrem ersten Anzuge mit Fleiß aus dem Wege gegangen. Den Anfang machen die Cimbern und Teutonen u. s. w." [1]). In der Wertschätzung der alten Quellen ist er in der Regel glücklich und selbständig, auf neuere Hilfsmittel stützt er sich nicht ohne Vorbehalt und nur in seltenen Fällen. A. Pagi für die Chronologie; Tillemont, Muratori, Cluwer, Eckhart finden, wenn auch nicht ungeprüft, Gnade vor seinen Augen; am liebsten geht er seine eigenen Wege. Über die französische Geschichte des Jesuiten Gabriel Daniel, die in Frankreich hohe Achtung genoß, denkt er ungefähr ebenso ungünstig wie Leibniz [2]). Im zweiten Teile seiner „Geschichte der Teutschen" nimmt er wiederholt Veranlassung, die Behauptungen desselben zu berichtigen. Eine andere und wichtige Frage ist die, in welcher Weise er als Geschichtschreiber der Aufgabe der Darstellung

---

[1]) „Die beste Methode ist in der Historie", heißt es in den einleitenden Sätzen der ersten Abteilung, „wie in anderen Wissenschaften, daß man den Anfang machet von dem, was deutlich und zu erweisen ist, als worauf sich alle Muthmaßungen gründen müssen, die hernach in anderen Stücken den Mangel an Gewißheit ersetzen sollen."

[2]) Chr. Kortholt, Leibnitii Epp. ad diversos 1, 434: „Le Père Daniel ne m'a gueres satisfait sur les endroits de l'Histoire de France dont j'ay besoin. Il me sembloit qu'il effleuroit les matières, et evitoit les difficultés."

der inneren Zustände der deutschen Völker in Religion, Verfassung, Kriegswesen und der Kultur überhaupt gerecht wird? In der Schilderung der äußeren Seite der Geschichte hat er in der That jene konstitutive Kraft entwickelt, die den echten Historiker ausmacht und die diesem seinem Werke das nie welkende Ansehen verschaffte. Was nun die beregte Frage anlangt, so scheint sie uns dahin beantwortet werden zu müssen, daß Mascou sich der Pflicht des Historikers, die angedeuteten inneren Zustände und Einrichtungen neben der äußeren Geschichte nicht zu vernachlässigen und ihres Zusammenhanges untereinander vollkommen bewußt war, immerhin aber fühlt man sich zur Meinung gedrängt, daß er sich in der Behandlung der letzteren stärker und fruchtbarer erweist als in der Darstellung der ersteren[1]). Zum Teile konnte das gar nicht anders sein. Er litt wie andere vor ihm unter der Thatsache, daß eine deutsche Philologie noch nicht bestand. Besondere Untersuchungen über die Verfassungsgeschichte und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse waren ebenfalls noch nicht angestellt worden; was die verschiedenen Reichshistoriker in dieser Beziehung geleistet hatten, reichte nicht aus und so sah er sich in der Hauptsache auch in diesem Falle auf sich selbst angewiesen. Das Wesen des deutschen Charakters und die Grundlage, auf welcher das Emporkommen der Deutschen beruhte, hat er ganz gut erkannt, nur die Wandlungen, welche die Umbildung der ursprünglichen Zustände herbeiführten, die freilich erst in ihren Anfängen begriffen waren, scheinen ihm dunkel geblieben zu sein. Aber gleichwohl möchte man, allgemein geurteilt, in diesen Dingen dem zweiten Teile, der Geschichte der merovingischen Zeit, beinahe den Vorzug geben. Die Einführung des Christentums z. B. bei den deutschen Völkern hat er mit offenbarer Vorliebe, mit

---

[1]) Bloß der Vollständigkeit wegen sei an dieser Stelle auf die Excurse hingewiesen, die Mascou unter dem Namen von Anmerkungen dem zweiten Teile beigegeben hat. Diese Untersuchungen treffen zwar keineswegs immer in das Schwarze, legen aber von dem Forschergeiste ihres Urhebers ein rühmliches Zeugnis ab.

wohlthuendem Takte und mit sichtlicher Unbefangenheit zur Darstellung gebracht. Ohne sich über manche unerfreuliche Erscheinung, die diese Umwälzung begleitete, zu täuschen, ist er weit entfernt, die verkehrte ungeschichtliche Beurteilung des Christentums zu teilen, die im Verlaufe des 18. Jahrhunderts mit wachsender Gewalt herrschend wurde. So sieht er auch in dem Sturze des römischen Reiches, in dem Emporkommen neuer deutscher Reiche weder den unmittelbaren Finger Gottes, noch das Walten eines blinden Verhängnisses, aber er ahnt oder glaubt doch an ein höheres Gesetz, aus welchem sich diese Erscheinungen erklären lassen.

Während nun diese seine „Geschichte der Teutschen" Mascous Namen siegreich auf die Nachwelt trug und ihn fortgesetzt nicht bloß der Forscher, sondern auch der ernst strebende Gebildete in Ehren hielt [1]), lebten seine Commentare, welche, wie erwähnt, die deutsche Geschichte von K. Konrad I. bis zum Tode K. Konrad III. behandeln, nur in der stillen Anerkennung der gelehrten Welt fort. Uns erscheint es, um es von vorneherein auszusprechen, nun keinem Zweifel unterworfen, daß dieselben der „Geschichte der Teutschen", was den wissenschaftlichen Wert anlangt, vollkommen an die Seite gestellt werden dürfen; die Geschichte des Reiches ist es, die er ausschließlich darstellen will, wie er ausdrücklich bemerkt [2]). Er tritt also mit diesem Unternehmen in das eigentliche Mittelalter ein und findet, daß der Geschichte desselben bisher ihr Recht nicht geschehen sei, teils wegen des Dunkels, das dasselbe überschattet, aber zum Teil auch aus Schuld der Ge-

[1]) Nicht mit Stillschweigen soll ein Wort Friedrichs des Großen über Mascou übergangen werden. Es steht in seiner Schrift „De la Littérature Allemande" (Oeuvres — Berlin 1847 — VII, 93): „Si je repasse les historiens, je ne trouve que l'histoire d'Allemagne du professeur Mascou que je puisse citer comme la moins défectueuse."

[2]) In der Praefatio zum 1. Teil der Commentare: „Praecipuum consilium fuit, deligere, atque apte componere, que ad universi Imperii statum, et conversiones pertinerent, atque illum Historiae, ut ita dicam, torrentem, incertis vadis evagatum, intra ripas alveumque suum coërcere."

schichtschreiber, die weder auf die Auswahl der Dinge, noch auf die Ordnung der Zeitfolge die erforderliche Sorgfalt verwendet haben [1]). Er gebraucht diesmal den bescheidenen Titel „Commentare", weil, wie er meint, der dürftige und zerrissene Stoff keine mit Fülle und Schmuck geschriebene Geschichte gestattet [2]). Indes kann diese Bescheidenheit den hohen Wert der Commentare in keinem anderen Lichte erscheinen lassen, als daß sie ein grundlegendes und für alle späteren Bearbeitungen dieser Zeiten maßgebendes genannt werden müssen [3]). Sie stehen in Sachen der Forschung auf der Höhe der Zeit und eilen ihr zugleich weit voraus. Aber nicht bloß dieses, sondern die treffende Beurteilung der Ereignisse und der geschilderten Jahrhunderte sind es, die die verschiedenen Teile des Werkes in ganz besonderem Grade auszeichnen. Es gilt das von der Zeit der sächsischen Kaiser, wie K. Konrad II. und Heinrich III.; die Epoche des letzteren bezeichnet schon er als den Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Reiches. Den Kampf zwischen K. Heinrich IV. und P. Gregor VII. erzählt er mit hoher Unparteilichkeit, die sich beinahe Gewalt anthut, seine eigene Meinung von den dargestellten Verwickelungen durchblicken zu lassen, worüber indes gleichwohl kein Zweifel bleibt. Mit lehrreicher Ausführlichkeit sind die Zeiten K. Heinrichs V.,

---

[1]) Ebendas.: Res autem medii aevi magnis involutae sunt tenebris praecipue quidem vetustatis, sed aliqua tamen et scribentium culpa: qui nec in delectu rerum, nec in tempore ordine servando, quod est clarissimum Historiae lumen, curae satis posuerunt."

[2]) Ebendaselbst.

[3]) W. von Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit 1, 757 (1. Auflage), äußert sich über die Commentare mit folgenden Worten: „Ein durch Forschung und Darstellung sehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgenden Behandlungen der Geschichte dieser Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen seinen Werth behält." (Stenzel in seiner „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" hat die Commentare Mascous vielfach benutzt, aber leider, soviel uns bekannt, es unterlassen, sich über sein Verhältnis zu denselben näher auszusprechen, wozu noch im 2. Bande Gelegenheit gewesen wäre.) — Von den Einschränkungen der Anerkennung der Commentare bei F. G. Lange a. a. O. sind einige der Berücksichtigung wert.

Lothars III.[1]), Konrads III. behandelt und am Schlusse überhaupt jeder Abteilung die Verhältnisse des Reiches, der Kirche und der Reichsstände sowie die merkwürdigsten Erscheinungen des Kulturlebens skizzirt[2]). Auch an Exkursen in den einzelnen Bänden unter der Firma von Anmerkungen fehlt es hier wiederum nicht, nur daß die für den zweiten Band berechneten ausgefallen und im dritten, wenn auch in Aussicht gestellt, nicht mehr nachgeholt worden sind. In dem Vorwort zum ersten Teile der Commentare spricht Mascou wieder ausdrücklich aus, daß er, mit Zurückweisung aller unsicheren Vermutungen, nur die geschichtliche Wahrheit gesucht habe, einzig und allein auf die Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber und echter Urkunden gestützt. So hat er denn in der That dieses Mal mit treffender Wahl all die verschiedensten Hilfsquellen von überall her zu Rate gezogen; nicht bloß die deutschen, sondern auch die italienischen Quellen, Staatsschriften, die Konzilien-Akten, Heiligenleben, Briefe und vor allem auch die Urkunden. Man dürfte zwar nicht behaupten, daß die Commentare in dem Maße ein urkundliches Werk sind wie die Annalen von Leibniz, der sie im weitesten Umfange zu Grunde gelegt und viele im Wortlaute seiner Darstellung eingefügt hat — darauf war ja Mascous Werk gar nicht angelegt —: aber es bleibt nichtsdestoweniger Thatsache, daß er sich über die Bedeutung derselben für die geschichtliche Forschung nicht bloß vollkommen klar ist, sondern zugleich sie trefflich auszunutzen versteht. Was Zeugenunterschriften, was ein aus den Urkunden hergezogenes Itinerar der Kaiser für die Geschichte überhaupt an Sicherheit bringen kann, hat er einsichtsvoll ausgesprochen. So bleibt nur zu bedauern, daß Mascou mit seinen Commentaren bei dem Tode K. Konrad III. innehielt; es wäre ein köstlicher Gewinn gewesen, wenn seine Kraft noch ausgereicht hätte, die Hand an die Geschichte der übrigen Staufer, in erster Linie Kaiser Friedrichs I., zu legen.

[1]) Mascou entscheidet sich dafür, ihn als den Zweiten zu bezeichnen und sucht das in der Vorrede zum 3. Teile zu rechtfertigen; indes ist er bekanntlich mit dieser Zählung nicht durchgedrungen.

[2]) G. Voigt a. a. O. S. 340.

Freilich, eine Geschichte dieses Kaisers von andrer Hand war bereits im Jahre 1722 erschienen und Mascou hatte sie in der Einleitung zur ersten Abteilung seiner „Geschichte der Teutschen" als Muster historischer Schreibart rühmend hervorgehoben. Dieses Werk hatte sich aber bereits als „Probe einer genauen und umständlichen Teutschen Kayser- und Reichs-Historie" angekündigt und im Jahre 1728, zwei Jahre also nach dem Erscheinen des ersten Teiles von Mascous „Geschichte der Teutschen", trat der erste umfangreiche Band an das Licht. So war es immerhin ein bedeutsames Zusammentreffen, daß fast zu derselben Zeit und vollständig unabhängig von einander zwei berufene Männer es unternahmen, die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung zu machen. Das allgemeine Urteil reicht heutzutage, wenn es beide unwillkürliche Nebenbuhler vergleicht, Mascou den Preis. Es hebt überdies neben allem andern noch das eine hervor, daß er durch seine ganze objektive, rein sachliche Behandlung die deutsche Geschichtschreibung von der Bevormundung, unter welcher sie gegenüber andern Disziplinen, wie der Theologie, des Staatsrechts, gestanden, befreit und sie sich selbst zurückgegeben habe. Bis auf einen gewissen Grad ist das begründet, obwohl, wenn man die Verdienste Leibnizens als Historiker gekannt hätte, oder diese zur rechten Zeit bekannt geworden wären, jenes Lob um ein wesentliches hätte eingeschränkt werden müssen. Betrachten wir nun, welche Stellung Bünau in diesem Kreise einnimmt, und vor allem, in wie weit er den Wettkampf mit Mascou aufnehmen durfte.

Man hatte in Deutschland bisher öfters geklagt, daß handelnde Staatsmänner, die an dem praktischen politischen Leben ihren Blick geschärft und Erfahrungen gesammelt, nicht als Geschichtschreiber aufzutreten den Ehrgeiz entwickelten. In Bünau sah man nun diesen Wunsch erfüllt. Kam es in dem Grade, wie manche meinten, darauf an, so war von ihm, nachdem er überhaupt einmal die Bahn des Historikers beschritt, immerhin etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Heinrich von Bünau war 2. Juni 1677

zu Weißenfels geboren, in Schulpforta und Leipzig gebildet [1]). Hierauf ging er auf Reisen und trat überall in Verkehr mit den bedeutendsten und geistreichsten Männern des Tages. Literarische Neigungen sind in ihm früh erwacht und den Plan zu dem Hauptwerke seines Lebens hat er von der Universität hinweg mit in das Leben hinausgenommen. In die Heimat zurückgekehrt, stieg er, durch seine Fähigkeiten wie durch günstige Familienverbindungen getragen, rasch von Stufe zu Stufe auf der Leiter der hohen Ämter des kursächsischen Staates und war einmal nahe daran, an den Platz gestellt zu werden, welchen zum Unheile Sachsens dann Brühl erhielt. Als man ihn jedoch auf einem abgelegenen Posten lahm legen wollte, quittirte er und trat in die Dienste des Kaisers Karl VII., der ihn namentlich in diplomatischen Geschäften verwendete und zum Reichsgrafen erhob. Nach des Kaisers Tode kehrte Bünau nach Sachsen zurück, entschlossen, auf seinen Gütern Dahlen und Nöthnitz (bei Dresden) ganz seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen, und vor allem seinen geschichtlichen Arbeiten zu leben. Wie sehr auch in diese vertieft, ließ er sich 1751 noch einmal bewegen, seine Zurückgezogenheit zu opfern, übernahm die vormundschaftliche Statthalterschaft des Herzogtums Sachsen-Eisenach und gewann nach dessen Vereinigung mit Sachsen-Weimar (1756) als leitender Minister unter dem Herzoge Konstantin, dem Vater Karl Augusts, eine Stellung, welche er auch nach dem Tode desselben (1758) noch ein Jahr lang bekleidete. Er kehrte aber auch dann nicht mehr nach Sachsen zurück, sondern verbrachte den Abend seines Lebens auf dem Gute Osmanstädt bei Weimar, das später längere Zeit Eigentum Wielands gewesen ist. Hier ist er am 7. April 1762 gestorben.

Der Nachruhm Bünaus ist gleichwohl an seine wissenschaftliche Thätigkeit geknüpft: seine staatsmännische kam ja in den

---

[1]) S. J. Fr. Burscher, Leben Bünaus in den von ihm herausgegebenen posthumen „Betrachtungen über die Religion". Leipzig 1769. — C. Sahrer von Sahr auf Dahlen, Biographie Bünaus. Dresden 1869. 2 Bde. — Flathe in der A. D. Biographie.

größeren Verhältnissen nicht zur vollen Entwickelung und sah sich später, wo er selbständig handeln durfte, auf einen so engen Kreis der Wirksamkeit und dies auf so kurze Zeit angewiesen, daß hier größeres ohnedem kaum zu erzielen war. Gewiß aber darf man es als das Zeichen einer starken und großen Seele betrachten, daß er bereits in den Tagen seiner Jugend sich ein so hohes Ziel, wie die Herstellung einer Geschichte des deutschen Reiches und seiner Kaiser, setzte und daß er diesem Gedanken bis zu seinem Ende treu blieb, unbeirrt von den Ansprüchen, die das öffentliche Leben an ihn machte, und nicht abgezogen von den Genüssen des Lebens, wozu das Geschick ihm die Mittel reichlich gewährt hat. Die Geschichte K. Friedrichs I., die er im Jahre 1722 als Probe in die Welt ausgehen ließ und die freundlich genug aufgenommen worden ist, darf allerdings nur als ein Versuch betrachtet werden, welchen der noch jugendliche Verfasser, wie um sich von seinem Berufe zum Geschichtschreiber belehren zu lassen, der öffentlichen Beurteilung unterstellte. Das Interessante dabei ist, daß es anderthalb Jahrhunderte gedauert hat, bis endlich eine würdige, der Größe des Gegenstandes entsprechende Darstellung der Geschichte dieses Kaisers zur Verwirklichung gelangte. Von der Schrift Bünaus kann man dieses ja nicht behaupten, sie trägt alle Schwächen des Anfängers an sich. Seine Praxis ist nicht so gut als seine Theorie, die er in der Vorrede niederlegt. Es ist doch mehr Chronik als wirkliche Geschichte, die wir erhalten. Die Ausführung ist zugleich zu ungleichartig, die zweite Hälfte im Vergleich zur ersten viel zu kurz behandelt; es lassen ihn da eben die reichlich fließenden Quellen, wie Otto von Freising und Ragewin, im Stich. Das historische Material in Quellen und Material hat er sich, soweit es damals überhaupt zu erreichen war, in genügender Vollständigkeit verschafft, nur verfährt er in der Unterscheidung und Benutzung desselben nicht überall sorgfältig und methodisch genug. Auf Urkunden legt er mit Recht ein besonderes Gewicht und hat die „vornehmste" davon, „so theils von Kayser Friedrich I. selbst, theils aber von anderen geist- und

weltlichen Herren unter seiner Regierung verfertigt worden", mit löblichem Fleiße zusammengestellt, aber in der Auslegung und Anwendung derselben ist er nicht immer glücklich. Den österreichischen Hausprivilegien gegenüber verhält er sich zwar skeptisch, aber doch zugleich ratlos. Das historische Urteil erscheint noch ungeübt und trifft oft neben das Ziel. Die Darstellung des Sturzes Heinrichs des Löwen z. B. und die damit zusammenhängende Beurteilung Friedrichs, wobei freilich auch ein Mann wie S. Hahn gestrauchelt ist [1]), zeigt uns Bünau in seiner noch nicht überwundenen Unreife. Gleichwohl war diese Monographie in jener Zeit ein Fortschritt, wenn auch der günstige Eindruck, den sie machte, zum guten Teile auf die Anwendung der deutschen Sprache und die beregte angenehme „Schreibart" zurückgeführt werden muß [2]). —

Was nun das Hauptwerk, die „Genaue und umständliche Teutsche Kayser- und Reichshistorie" anlangt, so ist zunächst daran zu erinnern, daß wir, soweit sie gedruckt vorliegt, wie bei Mascou einen Torso vor uns haben. Es sind vier Quartanten, die während Bünaus administrativer und diplomatischer Thätigkeit entstanden und in den Jahren von 1728 bis 1743 vollendet worden, bzw. erschienen sind. Sie stellen die deutsche Geschichte von den ersten Anfängen bis zum Jahre 918, d. h. bis zu dem Tode K. Konrads I. dar. Es war nun keineswegs die Meinung Bünaus, hier stille zu stehen, er hat vielmehr, nach seinem Rückzuge von den Geschäften, die erlangte Muße benutzt, das Werk fortzusetzen. Eine Reihe von Kaisern sind sogar druckfertig gestellt worden, namentlich K. Heinrich I. und die drei Ottonen, die vollständig ausgearbeitet, mit allen Belegstellen und Beilagen handschriftlich in Dresden liegen; das Manuskript

[1]) S. oben S. 617.

[2]) Als Anhang hat Bünau (S. 338—390) sieben genealogische Tabellen mit den nötigen Erläuterungen beigegeben, von welchen die Mehrzahl als Beweismittel für den Text gewiß willkommen waren, zumal sie, wenn auch nicht überall zutreffend, mit Sorgfalt gearbeitet sind.

K. Heinrichs II. befindet sich in Privathänden. In Dresden befindet sich zugleich abschriftlich die Geschichte Kaiser Heinrich VII. und ein unvollendeter Entwurf der Zeit K. Friedrichs III. Die „Geschichte Chlodwigs, des Stifters der fränkischen Monarchie“, hat Bünau nach dem Jahre 1752 noch einmal neu und ausführlicher bearbeitet und hat sich dieselbe handschriftlich ebenfalls erhalten. Ob auch anderes, zwischen den gedachten Abschnitten liegendes in Angriff genommen oder gar vollendet war, muß auf sich beruhen. Wenn man frägt, warum von den fertig gestellten Teilen der Fortsetzung nichts mehr veröffentlicht worden ist, so wird diese Thatsache zunächst daraus erklärt, daß der siebenjährige Krieg, der bekanntlich die kursächsischen Gebiete infolge der verkehrten Politik des Hofes besonders schwer heimsuchte, auch die Einkünfte Bünaus so empfindlich schädigte, daß er die Mittel zur Drucklegung nicht mehr aufzubringen im Stande war[1]). Immerhin kann man sich wundern, daß sich von den Dresdener Gelehrten so lange keiner finden wollte, der über den literarischen Nachlaß des Grafen näheren Bericht erstattet hätte. Noch ein anderes Verhältnis Bünaus zu seinen geschichtlichen Arbeiten mag gleich an dieser Stelle abgethan werden. Er gebrauchte nämlich dabei Hilfsarbeiter, deren Aufgabe war, ihm Material bereit zu legen, die Auszüge aus den Quellen zu machen und die Belegstellen zu sammeln. Bünau besaß selbst eine ausgezeichnete unvergleichlich reichhaltige und kostbare Bibliothek, welche er seit dem Jahre 1725, wahrscheinlich im steten Hinblick auf seine Reichsgeschichte, gesammelt hatte[2]). Unter diesen Hilfsarbeitern treffen wir keinen Geringeren als den Begründer der Kunstgeschichte, J. J. Winckelmann, der vom Jahre 1748 bis 1757 in dieser Stellung in der Umgebung des Grafen lebte und in welchem sich auf diesem Wege eine höchst fruchtbare Vorliebe für die politische Geschichte entwickelte. Es ist damals in ihm wirklich der lebhafte Gedanke

---

[1]) S. Carl Justi, Winckelmann u. s. w. Leipzig 1866. 1, 196 ff, 512, wo über diese Dinge erwünschte Mitteilungen zu finden sind.

[2]) Vgl. Justi a. a. O. S. 202 ff.

erwacht, sich ganz derselben zu widmen. Unzweifelhaft ist diese Beschäftigung für ihn eine wohlthätige Vorschule für seine späteren, Epoche machenden kunstgeschichtlichen Studien und Werke geworden [1]). Sein Anteil an den geschichtlichen Arbeiten Bünaus, wie weit er immer gegangen sein mag, ist jedoch nur auf die ungedruckt gebliebenen Teile der Reichsgeschichte zu beziehen, denn erst fünf Jahre nach dem Erscheinen des vierten Bandes ist er in die Dienste des Grafen getreten. Wir aber haben es an dieser Stelle nur mit den veröffentlichten Teilen zu thun [2]).

Bünau hat, wie ja auch Mascou, nicht unterlassen, über seine Vorstellung von der Aufgabe des Geschichtschreibers und eine Anzahl damit zusammenhängender Fragen sich näher auszusprechen [3]). Will man diese Erörterung auch nicht gerade ungewöhnlich originell finden, sie ist gleichwohl zur Beurteilung des

---

[1]) Justi a. a. O. S. 191—302 und Anhang VI und VII (S. 510—520).

[2]) Der erste Band, wie bereits erwähnt, erschien 1728, der zweite im Jahre 1732, der dritte im Jahre 1739, der vierte im Jahre 1743 (Leipzig, Gladitsch). — Der erste Band behandelt in zwei Büchern die Geschichte Deutschlands bis zum Tode Chlodwigs. Das dritte Buch schildert die Thaten der „Teutschen Könige, Fürsten und berühmten Männer von dem Anfang des Teutschen Volkes bis 561. Der zweite Band erzählt in zwei Büchern die Geschichte vom Tode Chlodwigs bis zum Tode Karls d. Gr. Das dritte Buch bringt die erläuterten Geschlechtsregister „der von den Teutschen Völkern abstammenden Könige und Fürsten" (der Ostgothen, Westgothen, Vandalen, Thüringer und Burgunder). Ein Anhang verzeichnet die „Vornehmsten Diplomata, Briefe, Documente u. a. öffentliche Urkunden, so theils von K. Carolo M. selbst, theils aber von anderen geist- und weltlichen Herren unter seiner Regierung verfertigt worden". Der dritte Band erzählt in zwei Büchern die Geschichte Deutschlands von 814 bis zum Jahre 876, d. h. bis zum Tode K. Ludwig des Deutschen; im dritten Buche werden die Urkunden der Kaiser Ludwig I., Lothar I. und Ludwig II. verzeichnet. Der vierte Band stellt im ersten Buche die deutsche Geschichte der Jahre 876—911, d. h. bis zum Tode K. Ludwig des Kindes, im zweiten Buche die Jahre 911—918, d. h. die Geschichte K. Konrads I. dar. Diesem zweiten Buche ist ein umfangreicher Anhang (S. 289—420) beigegeben, in welchem die „Wanderungen der teutschen Völker, die von ihm errichteten Königreiche, sonderlich aber das Wachsthum und der Verfall von Franken" geschildert wird. Das dritte Buch enthält erläuternde genealogische Tabellen der „Merovingischen Könige, der Franken und der Herzoge zu Bayern."

[3]) S. die Vorrede zum ersten Teile.

Geschichtschreibers von Bedeutung. „Der behandelte Gegenstand", sagt er, „soll von hinlänglicher Wichtigkeit sein; der Autor ferner soll uns wahres oder doch wahrscheinliches mitteilen; endlich soll der Vortrag und die Erzählung ordentlich, deutlich und, nach Erforderung der Sache davon gehandelt wird, in allen Stücken eingerichtet sein." Derjenige, der allen diesen drei Anforderungen genügt, ist ihm das Ideal eines Geschichtschreibers; welcher ihm aber nur teilweise entspricht, kann keinen Anspruch auf den Namen eines „guten Scribenten" erheben. Es wird sich ergeben, in wie weit Bünau seinen eigenen Anforderungen gerecht geworden ist. Auffallen kann es, daß von Mascou bei ihm niemals die Rede ist, obwohl der erste Teil von dessen „Geschichte der Teutschen" bereits zwei Jahre (1726) vor dem ersten Bande der Kaiser- und Reichsgeschichte erschienen war, und der erste Teil der Commentare, der auch die Geschichte K. Konrads I. behandelt, zwei Jahre vor dem vierten Bande der Kaiser- und Reichsgeschichte (1743) erschienen ist. Es ist denkbar, daß dieser Zurückhaltung eine wohl überlegte Diskretion um so gewisser zu Grunde liegt, je näher der Gedanke einer Vergleichung für ihn wie für Andere lag. Hat ja auch Mascou es sicher nicht zufällig unterlassen, in seinem zweiten Bande der „Geschichte der Teutschen" sich über Bünau zu äußern, dessen Bearbeitung der fränkisch-merovingischen Geschichte doch bereits vorlag. Durch Eines unterscheidet sich nun Bünau von seinem unwillkürlichen Nebenbuhler — um zunächst nur davon zu reden —, nämlich daß er nicht, wie dieser im Grunde doch gethan hat, die Geschichte mehr nur um ihrer selbst willen und höchstens aus meist ganz leise betonten patriotischen Motiven darstellt, sondern den „allgemeinen Nutzen" derselben ausdrücklich und wiederholt betont. Es ist dieses der Pragmatismus seiner Methode, der schon von Anderen hervorgehoben wurde, aber ein charakteristischer Zug derselben [1]). Dieser didaktischen Richtung begegnen

[1]) Vgl. F. G. Lange a. a. O. S. 27. — Theoretisch spricht sich Bünau schon in der Vorrede zum ersten Bande über diese seine Denkweise deutlich aus. „Dahingegen dasjenige ein richtiges Geschicht-Buch zu nennen, welches uns lauter

wir überall bei ihm, sie mag wohl mit seiner länger dauernden praktischen Thätigkeit zusammenhängen, die gar leicht zu solchen lehrhaften Anläufen führt. So kommt er auch ausdrücklich wieder auf die Bedeutung zurück, welche die deutsche Geschichte für die Kenntniß des Reichs-Herkommens und das „sich darauf gründende Staats-Recht" hat. Auf die Hauptsachen hat indes diese Tendenz keinen ungünstigen Einfluß. Das Wesentliche ist, daß er, wie Mascou, den Schwerpunkt in die Zuverlässigkeit, in die Wahrheit legt. „Sondert man von der Historie die Wahrheit ab, so beraubet man sie ihres Lebens, Lichts und Nutzens; was dann so übrig bleibet, ist ein todter und vermoderter Körper, der zu nichts zu gebrauchen." Um diese oder zum mindesten die Wahrscheinlichkeit zu finden, hat er in der That keine Mühe gescheut; er hat das Material zu seinem Bau so vollständig als möglich zusammengetragen und steht hierin niemanden nach. Auch sein Urteil über einzelne Quellenschriften und Geschichtschreiber läßt nichts zu wünschen übrig [1]). Seine kritische Methode, sein kritisches Urteil steht nicht hinter Mascou zurück. Er beherrscht und bewegt einen fast unübersehbaren Stoff mit Leichtigkeit und sucht durch die Vergleichung der verschiedenen Angaben mit angestrengter Sorgfalt die Wahrheit aus denselben zu gewinnen. Freilich ist es die kritische Methode des 18. Jahrhunderts, die nicht erst die Quellen selbst zuvor näher untersucht und würdigt; manchmal streift er aber auch an diese. In der Ausnutzung der Urkunden, wie schon vordem erwähnt, geht er so weit als die Wissenschaft und Er-

---

solche Sachen vorträget, die einen allgemeinen Nutzen geben" u. s. w. — In der Vorrede zum zweiten Bande sagt er u. a.: „Denn da der Endzweck der Historie nicht darinnen bestehet, daß man das Gedächtniß bloß mit Nahmen, Jahr-Zahlen und Erzehlungen anfülle, sondern vornehmlich darauf zu sehen ist, was die Geschichte in politischen Betrachtungen, in Untersuchungen des Staats-Rechtes, und endlich in der Verbesserung der Sitten und Kenntniß des Weltlaufes vor Vortheil schaffen können: So würde gar leicht zu erweisen seyn, daß die Sachen, so in diesem Theil fürgetragen werden, zu Erlangung dieses bey der Historie gesuchten Nutzens gar gute Dienste leisten."

[1]) Man vgl. z. B. das Vorwort zum zweiten Bande.

fahrung seiner Zeit ihm nur erlaubte. Die Energie, mit welcher er die Masse seines Materials zusammenhält und den Strom der Erzählung regelt und in Bewegung hält, seine Art der Darstellung, oder wie er es nennt, seine „historische Schreibart", ist klar und kräftig, er war sich wohl bewußt, was sie für den Geschichtschreiber zu bedeuten habe. Er ließ es daher seinerseits an Sorgfalt hierin nicht fehlen [1]). Er erzählt häufig sehr gut und einzelne Persönlichkeiten treten greifbar genug aus der Fülle der Ereignisse heraus, wenn er in dieser Beziehung auch nicht so bewußt vorging, wie Mascou es that. Was dieser vor Bünau vor allem voraus hat, ist, daß er die Einheit seines Planes sich fest vorgezeichnet hat und durchführt, während jener darauf weniger hält, wie er z. B. die Völkerwanderung in der Geschichtserzählung selbst mit darstellt, dann aber noch einmal sie selbständig behandelt. Ein anderes, was Bünaus Erfolg beeinträchtigt hat, ist die zu große Breite und häufige Weitschweifigkeit, die oft ermüdend wirkt und auch unwesentliches in den Bereich der Erzählung einbezieht, obwohl er recht wohl wußte, daß nicht alles was geschehen ist der Nachwelt überliefert zu werden braucht [2]). Den Glanzpunkt des Werkes bildet die Geschichte des Emporkommens und des Sinkens der Karolinger, und im besonderen Karls d. Gr. selbst, und zwar sowohl in der Darstellung als in der wissenschaftlichen Begründung und Durcharbeitung [3]). Diese im Auge konnte Lessing wohl

[1]) Vorrede zum zweiten Teile: „Nur glaube daß in der Historischen Schreibart nicht viel gutes, viel weniger vollkommenes in Teutscher Sprache aufzuweisen sei. Ich hoffe daher um so viel mehr entschuldiget zu werden, wenn ich es noch zu keiner Vollkommenheit bringen können, da ich beynahe der erste bin, der solches in einem weitläufftigen Werke unternimmt; dabey mir aber sehr angenehm seyn wird, wenn ich andere dadurch ermuntern kann, es in diesem Stücke höher zu treiben, und mir weit vor zu thun."

[2]) Vorrede zum ersten Bande: „Denn nicht Alles was sich in der Welt zugetragen, ist von der Wichtigkeit, daß es der Nachwelt zum Andenken aufgezeichnet zu werden verdiene."

[3]) S. J. F. Böhmer, Regesta chronologico-Diplomatica Karolorum (Frankf. a. M. 1833) Vorrede S. VII: „Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß des letzteren (Bünaus) deutsche Kaiser- und Reichshistorie bei Weitem das

sagen, daß Bünau nur eine Kleinigkeit zu einem vollkommenen Geschichtschreiber gefehlt habe. Gegenüber der Hierarchie und den römischen Päpsten ist Bünau weniger zurückhaltend und schonend als Mascou und hätte sicher nicht mit einer Ruhe wie dieser die Kämpfe zwischen K. Heinrich IV. und Gregor VII. erzählt.

Fünftes Kapitel.

Die Landesgeschichte.

Indem wir einen Übergang von der deutschen Geschichte zur Landesgeschichte suchen, bietet sich ganz von selbst als der geeignetste J. G. von Eckhart und sein Werk über die Geschichte Ostfrankens dar [1]). Denn dieses gehört sachlich ebenso gut der deutschen als der Geschichte des Hochstifts Wirzburg an. Es hat für die letztere eine grundlegende Bedeutung, darf aber, was die erstere anlangt, den besprochenen Leistungen von Leibniz, Mascou und Bünau unbedenklich an die Seite, zum Teile über sie, gestellt werden. Eckhart hat sich durch diese seine Commentare einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Historiographie erobert und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, durch dieses Verdienst die von peinlicher Zweideutigkeit nicht freie Haltung gegen

beste Werk über die fränkische Geschichte in der karolingischen Periode ist. Die seitdem hieraus erlernten Hauptgrundsätze geschichtlicher Forschung: Ausschluß der nicht gleichzeitigen Autoren und Mitbenutzung der Urkunden sind schon von Bünau beobachtet. Eigentlich möchte ich ihm eine neue Bearbeitung wünschen."

[1]) „Commentarii de rebus Franciae Orientalis et Episcopatus Wirceburgensis, in quibus regum et imperatorum Franciae veteris Germaniaeque, episcoporum Wirceburgensium et ducum Franciae orientalis gesta ex scriptoribus coaevis, bullis et diplomatibus genninis, sigillis, nummis, gemmis, veteribus picturis monumentisque aliis exponuntur et figuris aeri incisis illustrantur." Wirceburgi 1729.

Leibniz wieder gut gemacht, insofern ein sittliches Unrecht durch wissenschaftliche Leistungen ausgeglichen werden kann.

Nach Leibnizens Tode war Eckhart sein Nachfolger in der Oberleitung der k. Bibliothek zu Hannover geworden [1]). Er beschäftigte sich jetzt angelegentlich mit der Vollendung der Annales imperii bis zum Jahre 1024 und bereitete die Herausgabe derselben, wobei er nach seiner eigenen Angabe von „königlicher Majestät", d. h. König Georg I. von England nachdrücklich unterstützt wurde. Zugleich beschäftigte er sich fortgesetzt ernsthaft mit der Vollendung der Origines Guelficae, zu welcher, wie wir wissen, Leibniz ebenfalls bereits den Grund gelegt hatte [2]). Jedoch es dauerte nicht lange, so fühlte er sich in Hannover nicht mehr befriedigt. Die Erhebung in den Adelstand von Seite Kaiser Karl VI., dem er seine Origines Austriacae gewidmet, vermochte an dieser Verstimmung nichts zu ändern. Es war, so weit man sehen kann, in erster Linie die Zerrüttung seiner ökonomischen Lage mit den Verlegenheiten, die sie ihm bereiteten, die ihn zuletzt zu dem verzweifelten Entschluß trieb, seine Stellung in der welfischen Kapitale aufzugeben und mit seiner Vergangenheit zu brechen. Im Dezember 1723 flüchtete er aus Hannover. Es trat damit eine tiefgreifende Wendung in seinem Leben ein. Von Geburt Protestant und bisher einem protestantischen Fürstenhause dienend, suchte er sich jetzt eine neue Zukunft zu begründen, indem er sich dem Katholizismus in die Arme warf. Ob ein solcher Gedanke schon länger in ihm gelegen und jetzt erst plötzlich Gestalt gewann, ist schwer zu sagen; die innere Wahrscheinlichkeit spricht mehr für als gegen eine solche Annahme; vollständig klar liegt aber der ganze Vorgang nicht vor uns und an Widersprüchen zwischen seinen eigenen Aussagen fehlt es nicht [3]). Genug, er verbrannte seine Schiffe hinter sich und ging über Corvey nach Köln, wo er am 2. Februar 1724 im Kollegium der Jesuiten,

---

[1]) S. oben S. 644.

[2]) S. oben S. 668.

[3]) Vgl. A. D. Biographie 5, 628. 629.

die ihn mit offenen Armen aufgenommen hatten, zur römischen Kirche übertrat. Bei seinem wissenschaftlichen Namen und angesichts der Sympathie, die ihm sein Übertritt überall in der katholischen Welt erweckte, konnte es ihm an Gönnern und an einer erwünschten neuen Stellung nicht fehlen. Von mehreren Seiten, auch von Wien und Rom her, wenn wir recht berichtet sind, wurden ihm in der That in nächster Zeit Anerbietungen gemacht, er aber entschied sich für Wirzburg, wohin ihn der Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn als Historiographen und als Hof- und Universitätsbibliothekar mit einem ansehnlichen Gehalte berief. Hier ließ sich zunächst alles gut an; schon in der nächsten Zeit wurde er auch zu den Regierungsgeschäften mit beigezogen. Schönborns Nachfolger, Fürstbischof Christoph Franz von Hutten, verbesserte seine Stellung und erhöhte seinen Rang, indem er ihn (Oktober 1724) zum geheimen Rate ernannte. Seine Hauptkraft verwendete Eckhart aber auf die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe der Abfassung einer Geschichte des Bistums und Hochstifts Wirzburg. Die reichen urkundlichen Schätze, welche das bischöfliche und Domkapitel'sche Archiv enthielt, wurden ihm zur Verfügung gestellt. Auch einige kleinere Schriften, wie z. B. eine Streitschrift gegen Schannat, im Interesse des Hochstifts abgefaßt, sind in dieser Zeit entstanden. Indes gleichwohl stieß Eckhart auch hier auf Widerstand und mußte in der Gnade seiner Fürsten — er erlebte noch die Succession Karl Friedrichs von Schönborn — und in dem Verkehre mit den „Herren Cavaliers" vom Hofe den Trost suchen, welchen ihm etwa seine angestrengte wissenschaftliche Thätigkeit zu gewähren nicht vermochte (s. sein Schreiben an den k. großbritannischen Hofrat und Leibmedikus Joh. Hugo zu Hannover)[1]. Mancherlei Verdruß blieb ihm freilich nicht erspart, wie z. B. das schroffe Vorgehen des Domkapitels und der Zensoren, welche in der Zeit des Interregnums — nach Franz Christoph von Huttens Tode — der Veröffentlichung des ersten Teiles der

[1]) Bei Will, hist.-diplomat. Magazin, Bd. 1 Stück 2 S. 159.

Commentare Schwierigkeiten in den Weg legten. Indessen trat er gerade in diesem Falle mit solcher Entschlossenheit auf, daß die Überlieferung, er habe aus Unmut seine Stellung in Wirzburg wieder aufgeben und nach Hannover zurückkehren wollen, schon aus diesem Grunde keinen Glauben verdient[1]). Indes, wie er auch seine Lage betrachtet haben mag, seine Tage waren gezählt. Er erlag bereits am 9. Februar 1730 einer kurzdauernden Krankheit, erst 66 Jahre alt. Noch auf dem Krankenlager hat ihn die Korrektur der letzten Bogen seiner Commentare beschäftigt und mitten in der Vorrede (zum ersten Teile) erlahmte seine Hand[2]). So ist denn sein in Frage stehendes Werk ebenfalls ein Torso geblieben. —

Eckhart war also die Aufgabe gestellt, eine Geschichte des Bistums und des Hochstifts Wirzburg zu schreiben. Es bezeichnet den wahren Historiker, daß er sich dieselbe nur im engsten Zusammenhange mit der Geschichte des fränkischen Reiches denken konnte. In diesem Sinne hat er sie auch ausgeführt. Die eingehende Darstellung der Geschichte des fränkischen und weiterhin ostfränkischen Reiches bildet den kostbaren Rahmen, innerhalb welchem er die Geschichte des Bistums und Hochstifts Wirzburg erzählt. Diese Kombination ist originell und äußerst geschickt und kunstvoll durchgeführt. Leider bricht es mit dem Tode K. Konrads I. und mitten in der Geschichte des Bischofs Dietho (gest. 931) ab. So müssen wir uns an dem, was vollendet vorliegt, erbauen. Der noch übrige Stoff, von K. Heinrich I. bis auf seine Zeit herab, sollte in zwei noch folgenden Bänden absolvirt

---

[1]) J. C. Harenberg ist die Quelle dieser unwahrscheinlichen Nachricht. S. seine „Anecdota ecclesiastici et litteraria de Jo. Ge. Eccardo in den Symbolae literariae Haganae etc. Class. secundae Fasc. Primus. Hagae comitum p. 151 sq. und dessen Historia Gandersh. Hann. 1734.

[2]) Vgl. den Zusatz des Herausgebers zur „Praefatio“ und des „Epitaphium“, wie es im ersten Teile unmitelbar nach der Vorrede abgedruckt ist. (Der Druck beider Bände der Commentare mit Ausnahme der Vorrede war offenbar vor Eckharts Tode vollendet; als Zeit der Herausgabe ist sogar das Jahr 1729 angegeben.)

werden; daß das neidische Geschick dies vereitelte, bleibt ewig zu beklagen; Eckhart dachte sich dieses sein Werk als einen Teil einer Germania sacra, deren Nichtvorhandensein er in der Vorrede im Hinblick auf die Gallia Christiana und die Italia sacra Ughellis nachdrücklich bedauert[1]). Der kritische Überblick über die vorausgegangenen einzelnen Leistungen auf diesem Gebiete in Deutschland ist ebenso lehrreich als zutreffend. Er legt zugleich auf die politische Bedeutung der Bistümer das gebührende nachdrückliche Gewicht, und diese Erkenntnis hat ihm die Notwendigkeit, die Geschichte des Bistums Wirzburg in engster Verbindung mit der Reichsgeschichte darzustellen, nahe gelegt. Er hat sich der letzteren Aufgabe, wie bemerkt, mit Auszeichnung entledigt. Fremd waren ihm diese Dinge von Haus aus nicht; seine Beteiligung an den Forschungen Leibnizens hatte ihn in diese Studien tief genug eingeführt, wenn auch die Reichsannalen desselben erst ein paar Jahrhunderte später als seine Commentare beginnen. Es muß aber ausgesprochen werden, daß er auch neben Leibniz sich sichtlich durchaus selbständig bewegt. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat er das zerstreute Material aufgesucht und mit außerordentlichem Scharfsinn es gesichtet und ausgenutzt. Das rühmende Urteil eines vorzüglichen Forschers unserer Tage, der zugleich als der beste Kenner der Geschichte des 10. Jahrhunderts gilt, wenn es zunächst auch nur im Hinblick auf die Behandlung der Epoche seit K. Ludwig d. D. (826) ausgesprochen ist, darf wohl, ohne fehl zu greifen, auch auf die vorausgehenden Abschnitte angewendet werden[2]). Der Ausführung der wirzburgischen Bischofs- und

---

[1]) „Germania opere hujus generis adhuc caret, magno suo detrimento. Nec sunt qui Episcoporum acta, prout mererentur, exposuerunt. Plerique traditionibus vulgaribus contenti, minoris momenti rebus folia implerunt, majores et quibus de Ecclesiae es reipublicae Germanicae conditione et statu instruimur, aut omittunt, aut per transennam saltem attingunt.“

[2]) S. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs. 1. Bd. Vorwort S. VIII: „Die umfänglichste aller vorhergehenden Geschichten dieser Zeit sind des Johann Georg Eckhart Commentare über das ostfränkische Reich, ein Werk des

Stiftsgeschichte muß ohne Übertreibung dieselbe Anerkennung zuerkannt werden. Ihr Verdienst ist insofern noch größer, als Eckhart in diesem Falle so gut als keine brauchbare Vorarbeit zu Gebote stand. Das Werk von Lorenz Friese über den gleichen Gegenstand hat er in der Vorrede hinreichend gewürdigt und es, Vorzüge und Mängel sorgfältig abwägend, auf seinen wirklichen Wert zurückgeführt. So mußte er in der That im Grunde von vorne anfangen und hat für die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte des Hochstifts einen festen Grund gelegt. Er hat die erste wissenschaftliche Behandlung derselben geliefert. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß doch wohl der offiziöse Charakter seines Werkes ihn auf Kosten der unbefangenen Kritik zu einigen Verstößen verleitet hat. So stimmt z. B. seine Ausführung über die den Wirzburger Bischöfen bereits bald nach der Gründung des Bistums angeblich verliehene herzogliche Gewalt über Ostfranken nicht mit den Ergebnissen der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung zusammen [1]). In diesen und ähnlichen Fragen erscheint es ratsam, ihn mit Vorsicht zu benutzen. Die Form der Darstellung ist durchaus einfach gehalten, ohne weitere Ansprüche zu erheben. Erzählung und Erörterungen gehen neben einander her, wie das bei einem Unternehmen nahe liegt, das bloß ein Werk der gelehrten Forschung liefern will. Von hohem Werte sind die Beilagen, mit welchen Eckhart seine Commentare ausgestattet hat. Sie sind sämmtlich urkundlicher und stofflicher Natur, stehen zum Teile mit dem Texte selbst in entfernter Verbindung, ohne daß jedoch der warme Dank, den wir Eckhart für diese Mitteilungen schulden, im geringsten vermindert wird. Der findige Forschergeist Eckharts erhält durch dieselben eine glänzende, eine unvergängliche Bestätigung [2]). —

---

emsigsten Fleißes und glänzenden Scharfsinns, an Reichhaltigkeit des Stoffes Leibnizens Jahrbüchern vorzuziehen und noch immer brauchbar."

[1]) Commentarii Fr. Or. I, 393—394. 399.

[2]) Von rein geschichtlichen Mitteilungen heben wir hervor (aus dem ersten Bande): Chronicon Wirceb. Baluzianum. — Anonymi Chronicon Wirceb.

Des weiteren ist es nicht unsere Absicht, die territorial- und spezialgeschichtliche Literatur dieser und der kommenden Epochen erschöpfend vorzuführen, wir werden uns im Gegenteile darauf beschränken, mehr nur das wirklich Bedeutende und Charakteristische hervorzuheben.

Um vom Südwesten des Reiches unsere Betrachtung zu beginnen, so erinnern wir uns, daß am Wiener Hofe unter Kaiser Leopold ein reges Interesse für die Geschichte des Landes und noch mehr der Dynastie vorhanden war [1]). Diese Vorliebe führte jetzt zu einer höchst merkwürdigen Reproduktion eines Werkes des 16. Jahrhunderts, das vorzugsweise der Verherrlichung des Hauses Habsburg gewidmet war, nämlich des „Österreichischen Erenwerks" von Hans Jakob Fugger [2]). Über das Verhältnis des ungedruckten Werkes Fuggers und seiner Neubearbeitung ist man lange im Unklaren gebieben, bis in neuester Zeit auch hierin Licht geworden ist [3]). Aber eine zuverlässige Quelle über die Umstände, welche diese Reproduktion begleitet haben, hat man sich doch entgehen lassen. Nachdem der Kaiser beschlossen hatte, eine Neubearbeitung des „Erenwerkes" zu veranlassen, und man die geeignete Persönlichkeit für diese Aufgabe suchte, fiel die Wahl auf einen Mann, der sich bereits als Dichter im Geschmacke der Zeit selbst in den höchsten Kreisen mannigfache Anerkennung erzielt, als Geschichtschreiber jedoch noch nichts geleistet hatte. Es war das Sigismund von Birken [4]). Mit dem Wiener Hofe

— Ven. Bedae Presbyteri Liber de ratione temporum. — Vita S. Chrodegangi. — Aus dem zweiten Bande: Diplomata Wirceburgensia — Specimen Breviarii Rerum Fiscalium Caroli M. una cum Capitulari de villis. — Annales breves Colonienses etc. — Ein guter Teil der Mitteilungen bezieht sich auf Geschichte der deutschen Sprache und Poesie; mit das bedeutendste darunter das Hildebrandslied. Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der germ. Philologie S. 168—173.

[1]) S. oben S. 524.

[2]) S. S. 279—280.

[3]) S. oben die Note 3 auf S. 279.

[4]) Birken war am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger geboren; der ursprüngliche Geschlechtsname war Birkner, nach der Sitte der Zeit in Be-

stand er allerdings seit längerer Zeit in naher Verbindung. Schon Kaiser Ferdinand III. hatte ihn wegen seiner dichterischen Leistungen, die sich durch einen hohen Grad von Hingebung und Schmeicheleien auszeichneten, im Jahre 1654 in den Adelstand erhoben und zum kaiserlichen gekrönten Pfalzgrafen ernannt. So bildete sein protestantisches Bekenntnis kein Hindernis, ihn mit dem in Rede stehenden Auftrage zu beehren. Er hat denselben auch zur Zufriedenheit des Kaisers ausgeführt und der „Ehrenspiegel“ — so war der ursprüngliche Titel verändert — erschien in entsprechender Ausstattung zu Nürnberg im Jahre 1668 im Druck. Nun stimmen alle Unterrichteten heutzutage überein, daß der „Ehrenspiegel“ im Vergleiche mit dem „Ehrenwerk“ eher einen Rückschritt als einen Fortschritt bedeutet und daß die Umarbeitung die Vorzüge des Originals gründlich verwischt habe. Das gedruckte Buch erweist sich vielmehr nur als eine Compilation Birkens, statt als eine bloß formale Erneuerung des Fugger'schen Werkes [1]). Dieser Thatsache gegenüber brauchten wir uns nicht weiter dabei aufzuhalten. Birkens Umarbeitung hat aber, wenn wir so sagen dürfen, eine Geschichte, die in bestimmter Rücksicht zu lehrreich oder charakteristisch ist, als daß wir sie ganz übergehen möchten. Birken hat nämlich, was im Grunde nicht verwundern kann, unter strenger Zensur seines Auftraggebers, bzw. der Vertrauensmänner des Kaisers gearbeitet. Ein selbständiger, wissenschaftlicher Mann

---

tulius umgewandelt. Sigismund hat erst seit jener Erhebung in den Adelsstand diesen seinen Familiennamen mit dem deutschen „von Birken“ vertauscht. Den größeren Teil seines Lebens hat er ohne amtliche Stellung in Nürnberg zugebracht. Frühzeitig trat er in den „Blumenorden“ und in die Gesellschaft der „Pegnitzschäfer“ ein, deren „Oberhirte“ er sogar im Jahre 1679 geworden ist. Als Dichter hochgefeiert, starb er daselbst am 12. Juni 1681. Seine Stellung in der Geschichte der deutschen Dichtkunst anlangend, verweisen wir u. a. auf Gervinus, Gesch. der deutschen Nat.-Literatur, 5. Aufl. III, 384 ff. — Goedekes Grundriß II, 463. — Tittmann, die Nürnberger Dichterschule (Göttingen 1847); Koberstein, Grundriß, 5. Aufl. II, 126. — Vgl. auch A. D. Biographie II, 660—661.

[1]) Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 2. Abschnitt V. und S. W. 4. Aufl. 1, 343 ff.

würde sich einer solchen Bevormundung und Überwachung schwerlich unterworfen haben. Die betreffenden Akten liegen seit mehr als einem Jahrhundert offen vor, ohne daß man sie, so viel wir sehen, bis jetzt beachtet hätte [1]). Da wird dem Pegnitzschäfer denn an die Hand gegeben, „Alles dasjenige, so etwan wider Ihre Päbstliche Heiligkeit, die Geistlichen, Venedig, Bayern, Schweiz und andere hohe Häupter geschrieben, und etwan mit absonderlichem Eifer erzehlet worden", auszulassen [2]). Dann wird ihm der Rat erteilt, „Politische Urtheile, bey einer oder anderen Geschichts-Erzehlung, in so weit zu umgehen, soweit dieselben etwan einen Verlurst habender Zuneigung nach sich ziehen könnten" [2]). Es werden ihm historische Hilfsmittel, wie Lazius und Gerhard de Roo, Guillimann u. A. m. zur Verfügung gestellt. Es war kaiserlicher Majestät höchst eigener und in diesem Falle gerechtfertigter Wunsch, daß die Überlieferung, kraft welcher Kaiser Heinrich VII. im Abendmahl durch einen Dominikanermönch vergiftet worden sei, unterdrückt und dafür die entschuldigende Erzählung in den Annalen des Spondanus, des Fortsetzers des Baronius, aufgenommen werde [4]). Freilich war dieser Wunsch nicht von kritischen Gründen, sondern von nahe liegenden Rücksichten eingegeben. Noch war Birken mitten in der Arbeit begriffen, als der k. Bibliothekar Peter Lambecius das Amt des Zensors des Ehrenspiegels aufgetragen erhielt. Es war nicht in Abrede zu stellen, dieser hatte in ganz anderm Sinne als seine Vorgänger das Recht, in historischen Dingen ein Wort mitzureden

[1]) Das in Frage stehende Material ist in der Sekularschrift des Pegnitzerordens vom Jahre 1744 zu finden. Sie heißt: „Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang" u. s. w., von Amarantes (d. h. Joh. Herdegen). Nürnberg 1744. S. 123—152.

[2]) Historische Nachricht u. s. f. S. 127. Es ist der „Hofrath und Niederösterreichische Canzler" Sättinger, der zunächst die Korrespondenz mit Birken führt. An seine Stelle trat noch im Jahre 1662 J. W. Manngetta, S. K. M. Historiograph."

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Ebendas. S. 134.

und schon vordem in einem Schreiben an Birken seine abweichende Meinung deutlich ausgesprochen [1]). Er dachte offenbar wenig günstig über den Beruf desselben zu dem ihm übertragenen Werke, an welchem er, soweit es nicht bereits gedruckt war, nachträglich fast auf jedem Blatte Änderungen und Zusätze angebracht hat [2]), die freilich den Grundcharakter, welcher ihm nun einmal aufgedruckt war, nicht mehr modifiziren konnten. —

An selbständigen Arbeiten über die österreichisch-habsburgische Geschichte ist in dieser Zeit vieles entstanden, jedoch nicht alles dieser Art hält mit den inzwischen vollzogenen Fortschritten der historischen Wissenschaft gleichen Schritt. Es sind, wie sonst mehr nur in den geistlichen Staaten, fast ausschließlich Kleriker und Mönche, die hier der Geschichte sich annehmen. Die verdienstvollen Editionen der Gebrüder Pez haben wir schon erwähnt [3]). Darstellende Schriften wie die der Jesuiten Anton Steyrer [4]) und des schärfer blickenden Sigmund Calles [5]) haben die Sache, der sie dienen wollten, doch immerhin um einiges gefördert. Gerade in dieser Zeit wurde in Österreich auf dem Wege der Fiktion der Versuch gemacht, vier Chronisten, die niemals existirt haben, der gelehrten Welt als echt aufzudrängen. Der Urheber dieser Fälschung war der Cisterciensermönch Chrysostomus

---

[1]) Das lehrreiche Schreiben steht a. a. O. S. 138—143 (Anmerkung). Auf Lambecius kommen wir noch einmal zurück.

[2]) Ebendas. S. 151. Der Verfasser beruft sich hierbei auf die ihm vorliegende Handschrift.

[3]) S. oben S. 574.

[4]) Steyrer war geboren zu Brunneck in Tirol 1673 und starb 1741. Er schrieb eine „Historia domus Austriae“ und „Commentarii pro historia Alberti II ducis Austriae cognomento sapientis.“ Vgl. über ihn u. a. Dr. Anton Mayer, Gesch. d. geistigen Kultur in Österreich 1, 256 Anm.

[5]) S. Calles, im Jahre 1696 zu Wien in N.-Österreich geboren, starb 1761. Er schrieb Annales Austriae von den Anfängen bis zu den Habsburgern, 2 Teile. — Celles ist es, der in dem Vorwort zu diesen seinen Annalen gegen die gleich anzuführenden Fälschungen Henthalers den ersten Verdacht aussprach und die erste davon, Ortilonis de Lilienfeld Liber de exordio Campililii, bereits beseitigte.

Henthaler, der in seinen „Fasti Campililienfeldenses“ eine umfassende Geschichte Österreichs von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab abgefaßt hat [1]). Das Werk, von welchem nur die beiden ersten Bände gedruckt erschienen, bezeugt allerdings die große Belesenheit und eine unverkennbare literarische Geschicklichkeit seiners Urhebers. Diese fand in den berührten Fälschungen ihren tadelnswerten Ausdruck und hat durch diese zunächst mannigfache Verwirrung angerichtet, dann aber, als die Kritik sie aufdeckte, seinen Namen mit einem bleibenden Makel belastet [2]).

Eine wirkliche Förderung hat die Genealogie und Geschichte des habsburgischen Hauses durch die Anstrengungen Marquard Herrgotts erhalten. Diese seine Arbeiten stehen im engsten Zusammenhang mit der fruchtbaren literarischen Thätigkeit, die sich in der Benediktinerabtei St. Blasien auf dem Schwarzwalde, unter den Nachwirkungen des von den französischen Maurinern gegebenen Beispiels im Laufe des 18. Jahrhunderts auf verschiedenen Gebieten des Wissens, vornehmlich aber der geschichtlichen Forschung entwickelt hat, und Herrgott steht an der Spitze derselben [3]). Er war 9. Oktober 1674 zu Freiburg i. Br., der Hauptstadt von Vorderösterreich geboren, in Straßburg gebildet und wurde im Jahre 1715 Mönch im Kloster St. Blasien. Sein Abt schickte ihn zum Zwecke weiterer Ausbildung zu den Benediktinern von Saint Germain nach Paris, dem Zentralsitze der durch Mabillon begründeten gelehrten Schule. Hier bildete sich Herrgott zum Geschichtsforscher aus und erhielt die Richtung, die

---

[1]) Henthaler war am 14. Januar 1690 zu Marsbach bei Ried in Oberösterreich geboren, trat in das Cistercienserkloster Lilienfeld am Wiener Wald und starb am 2. September 1754. Vgl. über ihn zunächst Krones in der A. D. Biographie, wo sich die weitere Literatur angeführt findet.

[2]) Ortilo de Lilienfeld, die „Aloldus Pechlariensis, Leopoldus Campililiensis“ und Rikardus Newnburgensis sind die angeblichen Urheber der von Henthaler erfundenen Werke. Vgl. Wattenbach, deutsche Geschichtsquellen, Beilage II zum 2. Bande.

[3]) Vgl. Jos. Bader, das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrtenakademie. Freiburg i. Br. 1874.

dann für sein ganzes Leben maßgebend geworden ist. Nach Hause zurückgekehrt, arbeitete er eine „Urkundliche Geschichte der Abtei St. Blasien“ aus, die jedoch ungedruckt bleiben mußte, weil, wie das damals und auch später häufig vorkam, ängstliche Rücksichten auf die Interessen des Klosters die Veröffentlichung derselben verhinderte. Zum Bibliothekar des Stifts ernannt, trug er sich mit der Ausführung anderer, verwandter literarischer Unternehmungen, als eine plötzliche Unterbrechung dieser seiner Studien eintrat. Ein gewandter Geschäftsmann, wie er war, erhielt er 1728 von seinem Fürstabte eine diplomatische Sendung an den Wiener Hof und machte sich dort derart nützlich, daß die Breisgauischen Stände ihn zu ihrem ständigen Vertreter daselbst ernannten. Dieser Wechsel seiner Lebensstellung gab nun auch seinen geschichtlichen Forschungen eine andere Wendung. Er stellte sich eine wissenschaftliche Aufgabe, die im Einklang mit seinen Neigungen seinem gegenwärtigen Mandat entsprach und deren Förderung von Seite des kaiserlichen Hofes er mit Grund erwarten durfte. So ist im Verlaufe von acht Jahren seine „Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae“ entstanden, die im Jahre 1737 in drei stattlichen Foliobänden zu Wien erschien. Bei den unumgänglichen Vorarbeiten zu diesem Werke hat ihn namentlich sein gelehrter Mitbruder von St. Blasien, P. Stanilaus Wülberz, durch Aufsuchung und Herbeischaffung des urkundlichen Materials wirksam unterstützt. Der Erfolg der „Genealogia“ war groß genug und Kaiser Karl VI. ließ es an Anerkennung nicht fehlen. Aber auch die Wissenschaft gab trotz mancher Einwendungen die ihr gewordene Förderung zu. Die gediegene Schule, aus welcher Herrgott hervorgegangen war, ließ sich nicht verkennen, wenn auch nicht geleugnet werden konnte, daß er, namentlich in der Feststellung der ältesten Epoche der habsburgischen Genealogie, vielleicht mit Rücksicht auf gewisse Lieblingsmeinungen des Wiener Hofes, nicht kritisch genug verfahren war. Was aber die Hauptsache, Herrgott fühlte sich durch diesen Erfolg angespornt, ein noch großartigeres und umfassen-

deres Werk über die Geschichte des habsburgischen Hauses zu unternehmen, nämlich die „Monumenta augustae domus Austriacae", deren erster Teil nach zwölf Jahren wirklich an das Licht getreten ist. An dem Eifer Herrgotts für das neue Unternehmen änderte der Umstand nichts, daß er infolge einer politischen Differenz mit dem Wiener Hofe auf den Wunsch Maria Theresias von seinem Prälaten abberufen und durch eine bequemere Stellung zu Hause entschädigt ward [1]). Wenn er vielleicht auch den anregenden Aufenthalt in der Kaiserstadt ungerne aufgegeben hatte, so fand er jetzt um so freiere Muße, die in Angriff genommenen Monumenta auszuführen. In der That bildet den Hauptinhalt seines noch übrigen Lebens die Ausarbeitung und Vollendung derselben. Herrgott hat sogar nebst den Opfern der Zeit und Mühe derselben zuliebe sehr reale Opfer gebracht: ein Beweis daß er bei diesem Unternehmen zugleich von einem höheren Gedanken geleitet war. Die drei ersten Bände erschienen in fünf Teilen noch bei Lebzeiten ihres Verfassers, der letzte, in der Handschrift ebenfalls nahezu vollendete, aber erst nach seinem Tode gedruckt, ging in der großen Feuersbrunst der Abtei (1769) vollständig zu Grunde, so daß er noch einmal ausgearbeitet werden mußte. Bei der Herstellung der Monumenta hat sich Herrgott vornehmlich durch den St. Blasianer P. Rusterus Heer unterstützen lassen, den er sich als Gehilfen herangezogen hat [2]). Das Werk hat gleich beim Erscheinen des ersten Bandes gerechtes Aufsehen gemacht, von der Pracht, mit der es ausgestattet war, nicht zu reden. Es kommen darin die Siegel, Schilde, Münzen, die Genealogie und zuletzt die Taphographie, d. h. die Beschreibung der Gräber der österreichischen Fürsten, nicht bloß aus den habsburgischen, sondern auch aus dem babenbergischen Hause der Reihe nach behandelt vor [3]). Es besteht kein Zweifel, daß wir in diesen

---

[1]) Vgl. Bader a. a. O. S. 80 und A. D. Biographie 2, 213.

[2]) S. über Heer die A. D. Biographie 11, 241—242.

[3]) Die Taphographie (4. Band) war im Brande zu Grunde gegangen und ist erst durch den Abt Gerbert wieder hergestellt worden.

Monumentis ein Werk nicht bloß seltener künstlerischer Ausstattung, sondern auch wissenschaftlichen Wertes vor uns haben. Schon die Herbeischaffung und Veröffentlichung des reichen urkundliches Stoffes war kein geringes Verdienst; aber auch die beigegebenen Erörterungen und Abhandlungen sind nicht minder wertvoll und verraten ein nicht bloß flüchtig erworbenes Verständnis der auftauchenden wissenschaftlichen, vor allem der Diplomatik zustehenden Fragen. An kritischem Blick fehlt es Herrgott und seinen Gehilfen nicht, wie namentlich der mit den Gelehrten des Klosters Muri wegen der zweifelhaft gewordenen Echtheit der Acta Murensia geführte Streit beweist. Aber auch Anfechtungen der von Herrgott zumal in der genealogischen Abteilung aufgestellten Behauptungen sind nicht ausgeblieben. Anerkennende Achtung in der gelehrten Welt ist Herrgott nicht entgangen; er liebte es, lebhafte Verbindungen mit Männern wie Schöpflin und den Historikern der Pfälzer Akademie zu unterhalten; am 16. Oktober 1672 ist er gestorben. —

Von dem benachbarten Baiern ist aus dieser Epoche, wie schon einmal bemerkt, eine in das Auge fallende Förderung seiner Geschichte nicht zu verzeichnen. Die unter dem Namen Adlzreiters im Jahre 1662 erschienenen Annales Boicae gentis haben wir bereits weiter oben erwähnt und besprochen; sie fallen jedoch in den Kreis der vom Kurfürsten Maximilian I. hervorgerufenen bairischen Geschichtschreibung [1]). Dagegen hat das Hochstift Freising in dieser Zeit einen Geschichtschreiber erhalten, nämlich Karl (Georg) Meichelbeck [2]). Derselbe hatte sich zu dieser

[1]) S. oben S. 388—389.

[2]) Meichelbeck war am 29. Mai 1669 zu Oberdorf im Allgäu geboren, trat 1687 in das Kloster Benediktbeuren O. S. B., dem er, trotz längerer Abwesenheit bis zum Ende seines Lebens angehörte. Er starb am 2. April 1734. S. seine Biographie von seinem Mitbruder Heidenfeld vor dem im Jahre 1753 veröffentlichten Chronicon Benedictoburonum. — Baader, Lexikon bairischer Schriftsteller I. 2, 20 ff. — Oberbayerisches Archiv III, 365 ff. — Die Münchener Hof- und Staatsbibliothek besitzt das Autograph einer bündigen Autobiographie Meichelbecks, welche ich gelegentlich veröffentlichen werde.

Aufgabe durch Neuordnung des Archivs und die Abfassung einer (erst nach seinem Tode veröffentlichten) Geschichte seines Klosters vorbereitet. Zum Zwecke der Herstellung der Historia Frisingensis für das tausendjährige Jubiläum des Bistums ist er 1722 eigens nach Freising berufen worden. Der erste Band erschien rechtzeitig im Jahre 1724, der zweite, der den Faden der Geschichte bis 1726 führt, im Jahre 1729. Meichelbeck erwarb sich durch diese umfangreiche Arbeit verdiente Anerkennung bei seinen gelehrten Zeitgenossen. Sie ist breit angelegt und wesentlich urkundlicher Natur und die zahlreichen Urkunden, teils in den Text eingedruckt, teils jedem Bande in einer eigenen Abteilung beigegeben, verleihen ihr bis auf den heutigen Tag den Wert eines brauchbaren Quellenwerkes [1]).

Die Anzahl der Schriften dieser Art, die sich mit der Geschichte der geistlichen Staaten beschäftigen, ist überhaupt ziemlich groß, das wirklich bedeutende darunter befindet sich freilich in der Minderzahl [2]). Der Natur der Dinge gemäß drang der vorbereitete oder schon eingetretene Umschwung in der Geschichtsforschung von den großen Hauptpunkten aus nur langsam und nicht im gleichmäßigen Schritte in die einzelnen, zumal abgelegenen Punkte des Reiches vor. J. G. von Eckharts Commentare über die Geschichte Ostfrankens haben wir schon an einem anderen Orte erwähnt; sie sind ja für die deutsche Geschichte ebenso wichtig und ergiebig. Eine Art von Nebenbuhler war Joh. Friedrich

[1]) Die Schrift: Meichelbecks Geschichte der Stadt Freising und ihrer Bischöfe, neu in Druck gegeben und fortgesetzt bis zur Jetztzeit von Fr. Ant. Baumgartner (Freising 1854) ist eine Art von Auszug der Hist. Frising. in deutscher Sprache.

[2]) Zu der Geschichte des Erzstiftes Salzburg legte Joseph Metzger, Prior zu St. Peter daselbst, den Grund: „Historia Salisburg." Salzburg 1692, fortgesetzt von seinen Brüdern Franz und Paul. Jos. Metzger war zugleich Prokanzler der Universität. Vgl. Zauner, Salzb. Chronik. 2. Teil S. 499. Hier wird auch erzählt, daß Mabillon am 28. August 1682 nach Salzburg kam und in St. Peter abstieg, wo ihn J. Metzger empfing. Sie disputirten über das Zeitalter des hl. Rupert, ohne sich über dasselbe einigen zu können.

Schannat durch seine Arbeiten über die Geschichte des Hochstifts und der Diözese Fulda, deren Interessen bekanntlich sich mannigfach durchkreuzten. Wir kennen ihn bereits [1]. Nun ist nicht zu leugnen, daß seine betreffenden Schriften und Publikationen doch Dank verdienen, wenn er an Scharfblick sich auch nicht mit Eckhart und an Gediegenheit nicht mit Brower messen kann [2]. Seine Schriften bleiben doch nicht an der Oberfläche hängen, und das Verdienst bleibt ihm unbenommen, eine stattliche Fülle wertvollen urkundlichen Materials verwertet und zum Teile veröffentlicht zu haben [3].

Eine wesentliche Förderung erhielt in dieser Zeit die Geschichte des Hochstifts Paderborn; sie schließt sich an die Namen des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg und des P. Nikolaus Schaten S. J. an. Der Fürstbischof, geboren am 21. Oktober 1626 zu Bilstein in Westfalen, an verschiedenen Orten bei den Jesuiten gebildet, hatte frühe eine lebhafte Vorliebe für die Geschichte seiner sächsischen Heimat gefaßt, welche auch ein längerer Aufenthalt in Rom nicht nur nicht abgeschwächt, sondern erhöht hatte. Von früher Jugend an zum geistlichen Stande bestimmt, im Besitze der Gunst des Papstes Alexander VII., wurde er 1661 zum Fürstbischof von Paderborn und auf den Stuhl des hl. Meinwerc berufen und in den letzten Jahren seines Lebens zugleich an die Spitze der Diözese Münster als Coadjutor gestellt. Von einer Schilderung seiner bischöflichen und landes-

---

[1]) S. oben S. 569. — Es ist doch bezeichnend, daß Eckhart in der Vorrede zum ersten Bande seiner Commentare, worin er die geschichtlichen Arbeiten über die deutschen Kirchenstaaten registrirt und beurtheilt, Schannat mit Stillschweigen übergeht.

[2]) S. oben S. 406.

[3]) „Corpus traditionum Fuldensium." Leipzig 1724. — Diocesis Fuldensis cum annexa sua hierarchia. Frankfurt 1726. — Fuldischer Lehenhof s. de Clientela Fuldensi beneficiaria nobili et equestri. — Historia Fuldensis. Frankfurt 1729. — Im Jahre 1724 hat Schannat auch eine „Historia Episcopatus Wormatiensis" erscheinen lassen, die nach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet ist.

herrlichen Wirksamkeit müssen wir hier absehen; den Verwickelungen gegenüber, welche die bewegten Zeitläufte auch über ihn verhängten, bestand er nicht durchweg die Probe und ließ er sich z. B. durch die Triumphe Ludwigs XIV. über die Holländer derart zur Bewunderung des allerchristlichsten Königs hinreißen, daß Conring, mit dem er korrespondirte und welchem er diese seine Empfindung mitteilte, ihm in höflicher, aber nichtsdestoweniger deutlicher Form seine Mißbilligung ausdrückte, und Conring, wie wir uns erinnern, gehörte doch selbst nicht zu den Fanatikern des Patriotismus [1]). Sein inneres Regiment war ohne Zweifel rühmlicher, fruchtbar, aber von gegenreformatorischer Einseitigkeit nicht frei. Die historischen Studien in bezug auf sein Land hat er mit löblichem Eifer und mit anerkennenswertem Verständnis gepflegt. Ein humanistisch gebildeter Mann wie er war, legte er selbst die Hand an und die Frucht seiner sorgfältig geführten Untersuchungen über die Geschichte des Paderborner Landes waren die Monumenta Paderbornensia, welche die Vergangenheit des Hochstifts und zugleich seines Geschlechtes zu verherrlichen bestimmt waren, und wofür aufgeboten wurde, was Prosa, Poesie und Kunst den Verfasser leisten ließ [2]). Die Denkmäler tragen einen historisch-antiquarischen Charakter, erfüllten in der Zeit ihres Erscheinens ohne Zweifel ihren Zweck, gegenüber dem Stande der Forschung von heutzutage erscheinen sie gleichwohl und vor allem aus dem Grunde veraltet, weil die Begeisterung des Fürstbischofs nicht immer gleichen Schritt mit den Anfor-

---

[1]) S. oben S. 531. — Außer mit Conring stand Fürstenberg auch mit Joachim Joh. Mader in Verbindung, dem man u. a. eine Ausgabe Ditmars von Merseburg verdankte. Mader war am 7. August 1626 zu Schöningen geboren, zu Helmstädt gebildet und wurde 1651 Rektor an der höheren Schule in seinem Geburtsorte. Er starb am 17. August 1680. Vgl. A. D. Biographie 10, 29.

[2]) Die erste Ausgabe erschien 1667, eine Prachtausgabe 1671; eine dritte Ausgabe 1713, eine vierte 1714. Eine deutsche Bearbeitung, mit einer Biographie Fürstenbergs versehen, im Jahre 1844 zu Paderborn von Franz Joseph Micus.

derungen der Kritik gehalten hat. Er ist am 26. Juni 1683 gestorben [1]).

Ferdinand von Fürstenberg hat sich jedoch nicht bloß unmittelbar um die Erforschung der Vergangenheit des altsächsischen Landes und seines Hochstiftes im besonderen verdient gemacht, ein noch größeres erwarb er sich durch die Ermutigung und Unterstützung, die er einem wirklichen Talente, nämlich dem Jesuiten Nikolaus Schaten angedeihen ließ [2]). Schaten gehört ohne Zweifel zu der besten Art von Forschern, die in diesen Kreisen aufgetaucht sind. Seine beiden Hauptwerke, die er in den Jahren von 1668 bis 1676 unter dem Schutze Fürstenbergs abgefaßt hat, sind die Historia Westphaliae und die Annales Paderbornenses [3]). Schaten fand, als er nach Paderborn kam, allerdings schon vieles vorgearbeitet und Material angesammelt, aber die Hauptsache mußte doch erst gethan werden. Die Paderborner Annalen können schon dem Stoff nach auf eine höhere Wertschätzung Anspruch machen, denn die Urkunden, welche er hier verwendet, kamen bei der Geschichte Westfalens, die mit dem Tode Karls d. Gr. abschließt, überhaupt nur wenig in Betracht. Schaten versteht nun offenbar recht gut zu erzählen, aber was mehr sagen will, er ist ein feiner kritischer Kopf und können es in dieser Beziehung

---

[1]) Vgl. die Einleitung von Micus zu seiner Übersetzung der Monum. Paderb. über Fürstenbergs Leben und den Artikel Nordhoffs in der A. D. Biographie 6, 702.

[2]) Schaten war am 6. Mai 1608 im Dorfe Heek bei Nieborg im Münsterlande geboren, zu Münster gebildet, trat 1627 in den Jesuitenorden, wirkte seit 1638 am Gymnasium zu Münster, folgte dann einem Rufe des Kardinalbischofs Franz Wilhelm von Osnabrück, wo er u. a. das Archiv ordnete. Nach des Kardinals Tode kehrte Schaten nach Münster zurück und wurde zum Historiographen ernannt, von welcher ihn wenig anmutenden Aufgabe er 1668 durch einen Ruf nach Paderborn befreit wurde. Hier gab er sich dem Wunsche Fürstenbergs gemäß fast ausschließlich historischen Arbeiten hin, starb aber schon am 24. August 1676, ehe seine beiden Hauptwerke im Drucke erschienen waren. Vgl. Micus a. a. O. in der Einleitung S. 15—57.

[3]) Die Hist. Westph. erschien 1690 zu Münster, die Annales Pad. (Bd. 1 u. 2) 1693—1698 ebendaselbst, der dritte Band ist nicht das Werk Schatens.

nur wenige der zeitgenössischen Historiker mit ihm aufnehmen[1]). Während seines Aufenthaltes in Münster war Schaten, wenn die Überlieferung begründet ist, im Auftrage des streitbaren Fürstbischofs Bernhard von Galen mit einer Geschichte dieses Hochstifts beschäftigt, aber zur Vollendung ist sie sicher nicht gelangt[2]). Bernhard von Galen hatte auch einmal die Absicht gehabt, durch Franz Christ. Paullini, der uns nicht mehr fremd ist, eine Geschichte, wenn nicht seines Hochstifts, so doch der Abtei Corvey, deren Administrator er eine Zeit lang war, herstellen zu lassen[3]). Paullini hat das Werk in der Handschrift auch vollendet, dasselbe ist aber, vielleicht nicht zum Schaden der Wissenschaft, niemals veröffentlicht worden. Mit der Corveyer Geschichte hat sich zugleich ein allerdings beträchtlich jüngerer viel berufener Zeitgenosse Paullinis, Joh. Friedrich Falcke, eingehend beschäftigt, ohne jedoch vielen Dank dafür zu verdienen[4]). Sein

---

[1]) „Er gehört zu den besten Kritikern" (seiner Zeit) sagt mit Recht G. Waitz (Jahrbücher des deutschen Reichs unter K. Heinrich I. Neue Bearbeitung. S. 258 Anm. 13). Aber auch die Zeitgenossen haben das ausdrücklich anerkannt, wie z. B. Ludewig, Germ. princeps (s. oben S. 593). — In neuerer Zeit hat Schatens literarische Integrität im Hinblick gewisser von ihm reproduzirter Urkunden Anfechtungen erlitten; von dem Vorwurfe der Fälschung ist er wohl durch Ad. Eug. Grahns („Zur Ehrenrettung des Jesuiten Nikolaus Schaten, Paderborn 1880) befreit worden. Vgl. was J. G. von Eckhart über ihn im allgemeinen in seiner schon öfters angezogenen Praefatio äußert.

[2]) Vgl. J. Eckhart a. a. O., der hinzufügt, daß der Dekan der Münsterer Kirche, Bernhard Mallinkrodt, das betreffende Manuskript Schatens gesehen habe. Dieser B. Mallinkrodt (gest. 1664), ist derselbe, der durch seine Schrift „De archicancellariis S. R. Imperii" (1665) sich das Recht erworben hat, in der Geschichte der deutschen Geschichtsforschung nicht ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. Vgl. Th. Sickel, Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger (S. 36 Anm. 1). Von der genannten Schrift Mallinkrodts hat B. G. Struve im Jahre 1715 eine neue Auflage veranstaltet. Vgl. über die Lebensumstände desselben zunächst die A. D. Biographie 20, 143, wo aber seine literarischen Verdienste unberücksichtigt geblieben sind.

[3]) S. oben S. 598.

[4]) Falcke, am 28. Januar 1699 zu Högte geboren, studirte Theologie und wurde zuletzt Pfarrer in Evesen im Hildesheimischen, wo er am 6. April 1756 starb. Vgl. A. D. Biographie 6, 547—548.

„Codex Traditionum Corb.“ hat in Rücksicht auf die Zuverlässigkeit des Textes und der Brauchbarkeit der Erläuterungen vielfache Anfechtung erfahren. Den meisten Staub aber hat das bei Gelegenheit jener Publikation veröffentlichte „Chronicon Corbejense“ aufgeworfen, weil die Kritik unseres Jahrhunderts dasselbe als eine Fälschung erkannt und gebrandmarkt hat. Indes ist es nicht ganz ausgemacht, ob der Vorwurf der Fälschung auf Falcke oder nicht besser auf Paullini lasten bleibt [1]). Die Geschichte niedersächsischer Stifter hat übrigens noch manche Bereicherung erfahren, die hier freilich höchstens angedeutet werden kann. So behandelte Nikolaus Staphorst auf urkundlicher Grundlage die Hamburger Kirchengeschichte [2]). Joh. Georg Leuckfeld beschrieb u. a. die „Alterthümer“ der Cistercienserabtei Walkenried, der Klöster Michaelstein und Ilefeld [3]). Ebenderselbe hat aber auch die Geschichte der Bischöfe von Halberstadt in deutscher Sprache geschrieben und mit Urkunden und Münzen erläutert [4]).

Für die Geschichte der weltlichen Territorien ist, von einem und dem andern bereits Erwähnten abzusehen, in dieser Zeit und ganz ihrem arbeitsamen Charakter entsprechend, dem Umfange nach gemessen, vieles geleistet worden. Wir können es

---

[1]) S. Wedekind, Noten I S. 37 und 799. — Wigand, die Corveyschen Geschichtsquellen (1841). Hirsch und Waitz in den Jahrbüchern der deutschen Gesch. von Ranke (Berlin 1839) III, 1, wo die Unechtheit des Chron. Corv. überzeugend nachgewiesen ist. Vgl. Wattenbach, deutsche Geschichtsquellen II, 361.

[2]) „Hist. eccl. Hamb. diplomatica“ in fünf Bänden. Staphorst war Prediger zu Hamburg, geboren 1669, gest. 1731.

[3]) Leuckfeld war zu Heringen in der goldenen Aue am 4. Juli 1668 geboren, zu Leipzig gebildet, wurde 1700 Sekretär der Abtissin von Gandersheim und 1702 Pastor primarius zu Gröningen im Halberstädtischen, gest. 24. April 1726. Die Berliner k. Societät hatte ihn 1712 zu ihrem Mitgliede ernannt. Vgl. A. D. Biographie 18, 481.

[4]) Der Geschichte des Hochstifts Bamberg hatte sich noch im 16. Jahrhundert (1590—1600) der bischöfliche Archivar Martin Hofmann angenommen, freilich ohne für eine feste urkundliche Grundlage gesorgt zu haben. S. von Ludewig, SS. R. Bamberg.

aber nur wiederholen, vorzügliches oder auch nur die mittlere Linie überragendes weniges. Die großen Werke von Pufendorf und Wagner, haben wir bereits in einem anderen Zusammenhange besprochen [1]), weil sie sich, wenn auch nicht in gleichem Grade und mit gleichem Erfolge, über den Kreis der bloßen Landesgeschichte erheben. Was die Bemühungen des Berliner Hofes um die Geschichte des Hauses und Landes anlangt, haben wir noch einiges nachzutragen. Der Gedanke, gleichsam von Staats wegen einen Geschichtschreiber zu bestellen, der in der Berufung Pufendorfs seinen glänzendsten Ausdruck gefunden hat, war nämlich in Berlin keineswegs neu; der große Kurfürst hatte bereits erheblich früher an die Bestellung eines brandenburgischen Historiographen gedacht [2]). Die wiederholten Versuche Friedrich Wilhelms, eine geeignete Persönlichkeit für die Abfassung einer Geschichte des brandenburgischen Staates zu gewinnen, waren die längste Zeit von keinem Erfolge gekrönt [3]). Den Anfang machte er (1650) mit der Bestallung Joachim Hübners, der den Auftrag erhielt, als brandenburgischer Historiograph „des Kurhauses historiam zu schreiben". Hübner arbeitete aber dem Kurfürsten zu langsam und wurde aus diesem Grunde endlich entlassen, und nicht bloß, weil er den Kirchenbesuch absolut verweigerte [4]). Ein Gelehrter von bewährter Bedeutung, welchen Friedrich Wilhelm 1659 als Staatshistoriographen annahm, war Joachim Pastorius, der Verfasser des „Florus Polonicus", welchem wir

---

[1]) S. oben S. 499 und S. 426.

[2]) S. Zeitschrift für preußische Geschichts- und Landeskunde XV, 373—430, Dr. Ernst Fischer, die offizielle brandenburgische Geschichtschreibung zur Zeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten (1640—1688). Nach den Akten des geh. Staatsarchivs dargestellt.

[3]) Zu vgl. J. K. K. Oelrichs, Commentatio de historiographis Brandenburgensis in dessen Commentationes historico-liter. etc. Berolini 1752 und das „Supplementum ad Commentationem de Historiogr. Brandenburgensis. Berolini 1752.

[4]) Vgl. Riedel, die Chatulle des großen Kurfürsten, in den märkischen Forschungen II, 306 ff.

bereits begegnet sind [1]). Aber auch diese Bestallung blieb ergebnislos, und man vermutet nicht mit Unrecht, daß der Kurfürst damit weiter nichts bezweckte, als was er wirklich erreicht hat, nämlich daß Pastorius ihn in den späteren Auflagen seines genannten Werkes mit sichtlicher Achtung behandelte [2]). Größeren Erfolg erzielte der Kurfürst mit der Berufung des Utrechter Martin Schrock, der sich bereits als Schriftsteller über die Verfassung der vereinigten Niederlande einen Namen gemacht hatte [3]). Er war überwiegend von polyhistorischer Anlage, aber es wurde ihm bei aller Gelehrsamkeit schwer, das Wesentliche und Unwesentliche der Thatsachen und Erscheinungen zu unterscheiden. Er hat — in lateinischer Sprache — in verschiedenen Werken der ihm gewordenen Aufgabe nachzukommen versucht [4]), nachdem er in einem eigenen Memoriale dem Kurfürsten seine historischen Grundsätze und den Plan einer märkischen Geschichte vorgelegt hatte. Das wenigste von dem, was er vollendet hat, ist jedoch gedruckt worden, obwohl der Kurfürst mit unmittelbarer Teilnahme den Fortgang der Arbeit begleitete, Schrock ist nämlich schon im Frühjahr 1664 gestorben. So sind diese seine zwar nicht mit hinlänglichem Urteil, jedoch mit unermüdlichem Fleiße ausgeführten Schriften totes Material geblieben, nur Paul Gundling hat mehreres davon in seiner Geschichte König Friedrich I. benutzt. Es soll

---

[1]) S. oben S. 363 Anm. 1.

[2]) Fischer a. a. O. S. 381. — Pistorius starb 1681. Vgl. Hoppius de SS. Histor. Polon. Danzig 1787.

[3]) Schrock (Schrokius), 1614 zu Utrecht geboren, war Professor zuerst zu Deventer, dann zu Groningen; 1664 erhielt er den Ruf des Kurfürsten Fr. Wilhelm und wurde Professor an der Universität Frankfurt a. O., starb aber bereits 1668. Vgl. Fischer a. a. O. S. 490.

[4]) a) De vita et rebus gestis Friderici Wilhelmi, libri IV. (Nur ein Bruchstück. Vgl. Droysen, Gesch. der preußischen Politik III. 1 S. 246.) b) Historiae electorum Brandenb. ex familia Hohenzoll. libri I—XX. c) Historiae marchiae antiquae 1124. (Die ersten acht Bücher und der Anfang des neunten bei Schmeltzeysen, SS. R. Brandenb. Frankfurt 1742.) d) Specimen Flori Marchici inchoeti a Frederico I Electore e domo Zoller. (Fragment.)

übrigens erwähnt werden, daß zu vermuten steht, daß der Kurfürst die Absicht gehegt hat, von Schrocks märkischer Geschichte eine deutsche Übersetzung zu veranstalten, weil sich von dem ersten Buche der „Geschichte seines Lebens und seiner Thaten“ eine Übersetzung in hochdeutscher Sprache von unbekannter Hand bei den Akten seines Nachlasses vorgefunden hat [1]). Den Auftrag, Schrocks Werk fortzusetzen und „ein compendium oder Florum Marchicum“ herzustellen, erhielt nach dessen Tode der Danziger Kaspar Herdreich, der 1667 als Professor der Geschichte an die Universität Frankfurt berufen worden war. Aber auch er sollte, wie das bereits in den früheren Fällen ausdrücklich bestimmt worden war, nichts durch den Druck veröffentlichen, ehe die Genehmigung des Kurfürsten eingeholt wäre; doch sollte ihm, wie seinem Vorgänger, das Archiv zu seinem Zwecke geöffnet werden. Indes auch von seinen umfangreichen Arbeiten ist das wenigste publizirt worden [2]). Aber dieses reicht gerade aus, um daraus die Überzeugung zu schöpfen, daß eine wesentliche Förderung des Gegenstandes durch Herdreichs Arbeiten nicht gegeben ward. Einen noch weniger günstigen Erfolg erreichte der Kurfürst, der sich durch die bisher in dieser Beziehung gemachten wenig ermunternden Erfahrungen nicht abschrecken ließ, durch die Ernennung des Franzosen Jean Baptiste de Rocolle's zum Staatshistoriographen, die im Jahre 1673 erfolgte [3]). Wollen wir einen weiteren schwachen Versuche Friedrich Wilhelms mit dem

---

[1]) Fischer a. a. O. S. 408.

[2]) Vgl. Fischer a. a. O. S. 409. Von den „Annallium Marchiae Brandenburg. libri III“ ist das erste Buch bei Schmeltzeysen a. a. O. I, 165 ff. und bei G. G. Küster, opusc. hist. March. 6. und 7. Stück gedruckt. Zu vgl. Kletke, die Quellenschriftsteller zur Gesch. des preußischen Staates S. 15. 18. 42.

[3]) Rocolle (Rocole), durch Schwerin dem Kurfürsten empfohlen, ursprünglich katholischer Priester in angesehener Stellung in Paris unter Ludwig XIV. und ebenfalls schon k. Historiograph, war 1672 in Genf zum Protestantismus übergetreten. Er verließ Berlin bereits zwei Jahre nach seiner Anstellung. Seine „Zoller-Brandenb. Elect. familiae Historiarum libri V“ sind, nach allem was man weiß ohne Nachteil der Wissenschaft, ungedruckt geblieben.

Königsberger Martin von Kempen nicht weiter berühren [1]), darf dagegen das Werk des bekannten, viel schreibenden Historikers Gregorio Leti über die „Geschichte des Hauses Brandenburg" nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Leti hat dieses sein Geschichtswerk im Jahre 1687 zwar ohne förmliche Beauftragung und gegen den Willen des Kurfürsten durch den Druck veröffentlicht, aber dieser empfand über die beiden prächtig ausgestatteten Bände am Ende doch eine lebhafte Genugthuung und belohnte den Verfasser nach der Meinung seiner Umgebung in zu freigebiger Weise [2]). Leti, der niemals die Bestallung als Historiograph erhalten hatte, verstand es bekanntermaßen, gut und elegant zu schreiben, im übrigen gibt sich dieses, wie die meisten seiner anderen Werke, als überwiegende Kompilation, deren Unwert längst erkannt ist. Friedrich Wilhelm ist, obwohl er gegen Leti sich so dankbar bewies, offenbar von dessen Leistung nichts weniger als befriedigt gewesen, denn gerade in dieser Zeit war er aufs angelegentlichste damit beschäftigt, einen Mann als den Geschichtschreiber seines Hauses zu berufen, der himmelhoch über allen den anderen stand, mit welchen er bisher sein Glück versucht hatte: nämlich Samuel Pufendorf. In welcher originalen und nachhaltigen Art dieser dem ihm erteilten Auftrag gerecht geworden

---

[1]) S. Fischer a. a. O. S. 417—419. Kempen, 1642 zu Königsberg geboren, starb am 31. Juli 1683 daselbst. Er war 1679 zum ao. Professor in Königsberg ernannt worden, nachdem er sich zuvor selbst zu dem Amt eines Staatshistoriographen gemeldet und 1672 auf Probe angenommen worden war. Dieses „specimen" lieferte er bereits das Jahr darauf mit dem „Brandenburgischen Adler", der aber niemals gedruckt worden und dessen Handschrift verschollen ist. Kempen hatte, so viel man weiß, vorher sich als Geschichtschreiber nicht versucht.

[2]) Gr. Lati war 1630 zu Mailand geboren und hatte mitten in einem ziemlich bewegten Leben eine äußerst fruchtbare literarische, meistens historische Thätigkeit entwickelt. Er starb 1701. Sein bez. Werk führt den Titel: „Ritratti Historici ... della casa ... Elettorale Brandenburgo." 2 Teile. Der zweite Teil reicht bis tief in die Geschichte des großen Kurfürsten, dem er auch gewidmet ist, hinein. Eine französische Übersetzung, unter Latis Aufsicht angefertigt, erschien zu Amsterdam in demselben Jahre 1687. Näheres über Lati u. a. bei Fischer a. a. O. S. 427—430.

ist, haben wir bereits weiter oben eingehend darzustellen unternommen und wollen wir hier kurzweg darauf verweisen [1]).

Man hätte wohl denken mögen, daß unter Friedrich I., des großen Kurfürsten Sohn, der sich die Königskrone auf das Haupt setzte, dem die Bedeutung der Pflege der geistigen Interessen für den Staat nicht entging und an dessen Hofe Leibniz so hohe Wertschätzung genoß [2]), der Kultur der Geschichte besondere Beachtung zugewendet werden würde. Man kann zwar nicht sagen, daß dieselbe geradezu vernachlässigt oder ihre Macht verkannt worden sei, aber die Hingebung in der Art Friedrich Wilhelms wurde ihr nicht mehr gewidmet. Der Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde allerdings die Pflege der deutschen und brandenburgischen Geschichte mit als Hauptaufgabe gestellt [3]), wir haben oben erzählt, daß der noch von dem großen Kurfürsten berufene Pufendorf nicht bloß die Geschichte desselben im Genusse der Gunst seines Nachfolgers ausführte und zugleich den Auftrag erhielt, auch dessen eigene Geschichte in gleicher Weise zu schreiben, aber wir haben auch hinzufügen müssen, daß, freilich erst nach dem Tode desselben, diese Stimmung umschlug und dem Hauptwerke desselben die erwiesene Gunst entzogen wurde [4]). Inzwischen wurde ein bekannter Literat jener Tage, Anton Teissier aus Amsterdam, nach Berlin berufen, um eine lesbare Geschichte des brandenburgischen Staates herzustellen, aber das Werk, das er zu Stande brachte, entbehrte in zu hohem Grade des Strebens nach Wahrheit, wie ihm Friedrich d. Gr. später mit Recht vorgeworfen hat [5]). Dabei hatte es mit diesen Plänen

---

[1]) S. oben S. 499 ff. — Über die Beziehungen des gr. Kurfürsten zu anderen gleichzeitigen Historikern, wie z. B. zu Eberhard von Wassenberg, F. E. Mezeray, Gualdo Priorato, Abraham Viquefort und dem Theatrum Europaeum s. Fischer a. a. O. S. 420 ff.

[2]) L. von Ranke, Genesis des preußischen Staates. Leipzig 1874. S. 451 ff. — Stenzel, Gesch. des preußischen Staates. 3. Band.

[3]) S. oben S. 469 Anm. 1.

[4]) S. oben S. 522.

[5]) Memoires de la maison de Brandenbourg, Avant-propos.

noch keineswegs sein Bewenden. Unter dem König Friedrich Wilhelm I. griff man sie wieder auf, und hat in dieser rauhen Zeit die brandenburgische Geschichte durch eine Reihe von Monographien eine nicht unwesentliche Förderung erfahren, und zwar durch einen Mann, der den Unarten des Lebens am Berliner Hofe jener Tage handelnd und leitend nahe genug gestanden hat, nämlich durch Paul Gundling, einem Bruder des Haller Professors dieses Namens, mit welchem wir uns bereits beschäftigt haben [1]). Die seltsamen Lebensverhältnisse Gundlings setzen wir hier voraus, wie charakteristisch sie auch für ihn wie für den König sind [2]). Gundling hat sich zwar auch auf dem Gebiete der deutschen Reichsgeschichte versucht und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Zeit des Zwischenreiches durch die Geschichte der Könige Konrad IV., Wilhelms von Holland und Richard Cromwells dargestellt. Doch sind diese Versuche jetzt veraltet. Sein bleibendes Verdienst liegt in seinen Schriften über die Geschichte der Kurmark Brandenburg und im besonderen einzelner Markgrafen und Kurfürsten. Denn es besteht kein Zweifel darüber, Gundling war nicht bloß ein gelehrter Mann, sondern ein wirklicher Forscher, der sich vollkommen bewußt war, worauf es bei historischen Arbeiten ankommt. Daran soll nur erinnert werden, daß er sich mit der Geographie der Kurmark eingehend beschäftigte, wie sein „Brandenburgischer Atlas“ deutlich bezeugt [3]). Die Anregung zu seinen Arbeiten über die brandenburgische Geschichte ist allerdings von Friedrich Wilhelm I. ausgegangen und hat er auch in seinen letzten Jahren die „Geschichte der Kurmark in neun Büchern“

---

[1]) S. oben S. 652.

[2]) Er war geboren am 19. August 1673 zu Hersbruck bei Nürnberg, hat die Universitäten Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, machte als Führer junger Edelleute große Reisen und erhielt 1705 eine Stellung als Professor der Geschichte und Literatur und des bürgerlichen Rechts an der Adelsakademie zu Berlin. Er starb nach eigenartigen Schicksalen im Jahre 1730. Vgl. zunächst Isaacsohn in der A. D. Biographie 10, 126. Ferner G. E. Waldau, Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg 1, 368 ff.

[3]) Berlin 1724. Vgl. G. G. Küster, Bibliotheca Brandenburgica p. 26.

bis in das 14. Jahrhundert ausgeführt; dieselbe war bereits im Druck begriffen, als sein Tod die Fortsetzung unterbrach, welche er ebenfalls bereits in Angriff genommen hatte [1]). Sein gelungenstes Werk ist aber ohne Zweifel die Geschichte der Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II., die er ebenfalls auf Befehl seines königlichen Herrn unternommen hat [2]). Der Wert dieser Werke ruht vor allem in ihrem urkundlichen Charakter und in einer annähernd vollkommenen Beherrschung des Stoffes, so daß auch heutzutage man noch zu ihnen greift. In der Kritik erweist sich Gundling allerdings nicht immer so stark als es zu wünschen wäre, aber in der urkundlichen Begründung von monographischer Darstellung einzelner Fürsten ist er doch mit einem rühmlichen Beispiel vorangegangen. Ähnliches gilt auch von seinem „Auszug brandenburgischer Geschichten Joachim I., Joachim II. und Johann Georgs“ [3]). Unter den Archiven, die Gundling zugänglich waren, befand sich nicht bloß das von Berlin, sondern auch jenes auf der Plassenburg, das für die Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung war. Eben er hat sich wohl auch mit dem Gedanken getragen, die Geschichte einerseits Albrecht Achills und andrerseits König Friedrich Wilhelm's I. selbst zum Gegenstande einer eigenen Behandlung zu machen, aber diese wie andere Pläne sind unausgeführt geblieben. Nach Gundlings Tode sollte D. Faßmann, den wir bereits als Verfasser zeitgeschichtlicher Schriften kennen gelernt haben [4]), in seine Stelle

---

[1]) Küster a. a. O. S. 373. 386. — Im Jahre 1726 erschien von ihm eine „Dissertatio de origine Marchionatus Brandenburg., fide diplomatum suffulta“, von welcher die Leipziger Acta eruditorum einen neuen Abdruck veranstaltete.

[2]) „Leben und Thaten Friedrichs, ersten Churfürsten zu Brandenburg. Halle 1715. — Leben und Thaten Friedrichs des Andern, Churf. zu Br., aus den Archiven, Originalien, Archivischen Nachrichten, Diplomatibus, Urkunden, Traktaten, Registern, Briefschaften und damaligen Autoren, auf hohen Befehl abgefaßt. Potsdam 1725.“

[3]) Mit dem Zusatze „bei Gelegenheit der Beschreibung Lampert Distelmeyers“. Halle 1722.

[4]) S. oben S. 495.

treten, jedoch es kam nicht dazu, er verließ Berlin, ließ aber im Jahre 1735 eine Schrift über das „Leben und die Thaten" Friedrich Wilhelms erscheinen, die zwar keineswegs als ein wirkliches Geschichtswerk im würdigen ernsten Stile betrachtet werden darf, die aber insoferne für jeden Fall bedeutend ist, als sie der korrekten Beurteilung dieses Königs von Seite der nächstkommenden Geschlechter nur allzu lange präjudizirt hat [1]). Das Buch hatte indes gleich bei seinem Erscheinen einen großen Erfolg, der durch die Verbote und Verfehmung, die von Berlin aus über dasselbe erging, wesentlich unterstützt wurde. Für die Zeitgenossen bestand der Wert und Reiz des Buches in einer Menge von charakteristischen Zügen, Hofgeschichten, oft indiskreten Anekdoten, die er zum erstenmale preisgab und die zu sammeln er während seines Berliner Aufenthaltes hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte. Von Anregungen solcher Art unabhängig, war bereits am Anfange des 18. Jahrhunderts eine „Preußische und Brandenburgische Reichs- und Staatshistorie" an das Licht getreten, deren Verfasser, Kaspar Abel, der Reihe nach an verschiedenen Orten Niederdeutschlands lebend, auch sonst in der historischen Literatur genannt worden ist [2]). Seine „Deutschen und sächsischen Staatsalterthümer" haben mit Ausnahme eines dritten Bandes „Sammlung etlicher noch nicht gedruckter alter Chroniken" zur Erhöhung seiner Verdienste freilich nur wenig beigetragen [3]). Sein erwähntes Geschichtswerk, eine Jugendarbeit, hat zwar keine selbständige wissenschaftliche Bedeutung, aber den Wert einer fleißigen popu-

---

[1]) „Leben und Thaten des allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi bis auf die gegenwärtige Zeit beschrieben." Hamburg und Breslau 1735 (anonym). Hierzu kam 1741 ein zweiter Band, der die wichtigsten gesetzgeberischen Akten des Königs reproduzirte. Über Faßmann zu vgl. Droysen, Gesch. d. pr. P. IV, 4. S. 19ff.

[2]) Abel, am 14. Juli 1676 zu Hindenburg in der Altmark geboren, in Braunschweig und Helmstädt (für die Theologie) gebildet, wurde, nachdem er einige andere Stellen bekleidet hatte, im Jahre 1718 Prediger zu Westdorf bei Aschersleben, wo er am 11. Januar 1763 gestorben ist.

[3]) Sie erschienen in drei Bänden in den Jahren 1729—1732.

lären Behandlung eines anziehenden Gegenstandes [1]). Am Schlusse dieser Betrachtung muß noch eines Gelehrten Erwähnung geschehen, der sich um die gründliche Erforschung und Behandlung der brandenburgischen Geschichte in besonders hohem Grade verdient gemacht hat, ein Muster echten treuen Fleißes und voller Hingebung an seine Aufgabe: nämlich Georg Gottfried Küster, der Verfasser der „Bibliotheca historica Brandenburgica", die im Jahre 1743 erschien [2]), ein mit Verständnis angelegtes, erschöpfendes Repertorium, welches bis auf den heutigen Tag durch Vollständigkeit und Übersichtlichkeit seinen Wert behauptet. Schon im Jahre 1729 hatte er eine sorgfältige Ausgabe der Werke Nikolaus Leutingers [3]) veranstaltet und in den Jahren 1727 bis 1731 und 1733—1753 eine Sammlung älterer noch ungedruckter oder selten gewordener Schriften zur Geschichte der Kurmark herausgegeben. Er ist nach einem wohlangewandten Leben in hohem Alter (am 28. Februar 1776) zu Berlin gestorben [4]). Zu den um die brandenburgische Geschichte mehrfach verdienten Männern zählt endlich noch Joh. Christoph Bec-

---

[1]) Die erste Ausgabe erschien 1701, eine zweite vermehrte 1735. K. Abel veröffentlichte 1711 eine „Preußische und Brandenburgische Staats-Geographie" u. s. w., wohl ein Seitenstück zu seiner Brandenb. Reichs- und Staatshistorie.

[2]) Küster, 1695 zu Halle geboren, daselbst gebildet, zum Theologen bestimmt, früh zu historischen und humanistischen Studien neigend, wirkte er von 1723 bis zu seinem Tode (1776) als Schulmann in Berlin. Einem vorübergehenden Aufenthalte in Tangermünde entsprangen seine Antiqq. Tangerm. Sein spätestes und sehr verdienstliches Werk ist „Altes und Neues Berlin" (4 Bände), eine geschichtlich-beschreibende Chronik von Berlin, wobei er allerdings zum Teile einen Mitarbeiter hatte. S. Nova acta, hist. eccles. 1768 VIII, 694—1718; s. zunächst A. D. Biographie 17, 436. (Zur Bibl. hist. sind 1769 „Accessiones" erschienen.)

[3]) S. oben S. 439.

[4]) Eine Sammlung „Scriptores R. Brandenb., quibus historia marchia Brandenb. ejusque variae mutationes et transitus rerum ab origine gentis ad nostra usque tempora necensentur et illustrantur. 2 Tom. Frcf. ad V. 1742—1753 hat Joach. Ludw. Schmelzeysen (Schmelzeisen), Syndikus an der Universität zu Frankfurt herausgegeben. (Es sind meist ältere und neuere Abhandlungen, die hier reproduzirt werden. Eine spezifizirte Aufzählung des Inhalts s. bei Kletke a. a. O. S. 17—20).

mann (Beckmann), dessen „Historische Beschreibung der Kurmark Brandenburg“ übrigens erst geraume Zeit nach seinem Tode veröffentlicht worden ist[1]). Seine in Frage stehenden Verdienste beschränken sich jedoch keineswegs auf diese Leistung. Er war ein nach Art der Polyhistorie nicht in gewöhnlichem Maße gebildeter Gelehrter und ein in den verschiedensten Fächern versuchter Schriftsteller, das beste hat er aber doch wohl im Gebiete der Staatswissenschaft[2]) und der Geschichte geleistet, daher Küster ihm das Prädikat des „vir ἱστορικοτατος“ erteilt. Eine Geschichte der Kurmark hatte er begonnen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung derselben gehindert. Ein paar kleinere Abhandlungen wie „Von dem Bischofthum itzo Amt und Stadt Lebus“ und seine „Anmerkungen von dem ritterlichen Johanniter-Orden und dessen absonderliche Beschaffenheit in dem Herren-Meisterthum desselben in der Mark, Pommern u. s. w.“ waren voraus gegangen. Von nicht geringem Werte ist seine Schrift über die Universität Frankfurt[3]), als das bedeutendste gilt aber mit Recht seine „Historie des Fürstenthums Anhalt“ (1710) nebst den sechs Jahre später darauf folgenden Accessiones, die (auch in deutscher Sprache) überwiegend urkundlicher, stofflicher Natur sind. Wir dürfen aus nahe liegenden Gründen gleich in diesem Zusammenhange von diesen Werken reden. Becmann schrieb es im Auftrage und ohne Zweifel auch mit Unterstützung des anhaltischen Fürstenhauses. In der Entwickelung der deutschen Partikulargeschichten bezeichnet es einen erfreulichen Fortschritt und darf für jene Zeit als eine „Musterarbeit“ charakterisirt werden. Breit angelegt und oft schwerfällig

---

[1]) Sie ist erst im Jahre 1751 von einem seiner Nachkommen herausgegeben worden. — Becmann, geboren 1761 zu Zerbst, in Frankfurt a. O. gebildet, wurde 1667 Professor der griechischen Sprache, im Jahre 1678 der Geschichte, weiterhin der Politik und zuletzt sogar noch der Theologie an der genannten Universität. Er starb am 6. März 1717. Vgl. A. D. Biographie 2, 240.

[2]) S. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik in Deutschland S. 319.

[3]) „Memoranda Francofurtana Notitia Universitatis, de initiis, privilegiis, ordine, statutis etc. etc. (1707).

gehalten, wie es ist, erscheint die Aufgabe einer Fürsten- und Landesgeschichte in würdiger und einsichtsvoller Weise durchgeführt. Wir lernen auch die inneren Zustände des Landes in einer Anschaulichkeit kennen, wie sie damals überall noch selten war. Der Verfasser ist zugleich auf die Archive zurückgegangen und hat einen guten Teil des urkundlichen Materials zum erstenmal verwertet und manches davon unmittelbar mitgeteilt. In der historischen Kritik, zumal der älteren Zeit ist er allerdings nicht ganz sicher, wie die Mehrzahl auch der besseren Forscher jener Tage; er scheint indes, wohl oder übel, bei seiner Schonung der zur Herrschaft gelangten Überlieferung zugleich von leicht zu erratenden Rücksichten bestimmt gewesen zu sein. —

In dem benachbarten Pommern ist in dieser Zeit für die Landesgeschichte mancherlei gearbeitet worden, doch mit dem wenigsten war der Wissenschaft viel gedient. Freilich war in der Zwischenzeit hier eine Veränderung eingetreten, die für diesen Fall sicher nicht wirkungslos bleiben konnte. Noch vor dem Ende des großen deutschen Krieges war das pommer'sche Fürstenhaus gänzlich ausgestorben und Brandenburg und Schweden teilten sich in den Besitz des Landes. Wir wissen aber, was der Einfluß einer einheimischen Dynastie zu allen Zeiten auf die Partikulargeschichtschreibung zu bedeuten hatte. Indes ist schnell genug der Übergang zum neuen Stand der Dinge auch hierin gefunden worden. Es sind nur zwei Werke, die wir aus der größeren Anzahl hervorzuheben haben. Das eine davon ist des M. Johannes Micrälius „Altes Pommerland"[2]). Es hat zunächst das Verdienst, daß es die Pommer'sche Geschichte bis zum Tode des Herzogs Bogislav XIV, d. h. bis zum Aussterben des Fürsten-

[1]) Vgl. Kletke a. a. O. S 218 ff.

[2]) Joh. Micrälius, 1597 zu Köslin geboren, gebildet in Stettin, Königsberg, Greifswald und Leipzig, wurde 1623 Subrektor und Professor am Pädagogium zu Stettin, 1627 Rektor der Ratsschule daselbst, zuletzt Professor der Philosophie und Theologie am Pädagogium, starb 1658. — Das „alte Pommerland" erschien erst längere Zeit (1723) nach dem Tode des Verfassers im Druck.

hauses herab führt. Für die Epoche des 16. und noch mehr des 17. Jahrhunderts bis 1637 ist das Werk am wichtigsten und selbständigsten, während Micrälius vorher überwiegend von seinen Vorgängern, wie z. B. Kantzow[1]) u. a. abhängig ist. Die letzten 10 Jahre sind am ausführlichsten dargestellt. Kritik macht übrigens keinen seiner hervorstechenden Vorzüge aus, namentlich erweist er sich bei aller ihm sonst anhaftenden Verständigkeit ganz ungemein abergläubisch. Das 6. Buch liefert ein anmutendes Gemälde des alten Pommerns, reichhaltiger als seinerzeit Kantzow im 14. Buch seiner „Pomerania" es geliefert hatte. Neben und nach Micrälius ist Günther Heilers „Pommer'sche Chronik" zu nennen[2]). Derselbe hat seit seiner Berufung in das Land das Material für dieses sein Werk sorgfältig gesammelt. Ausführlich angelegt, mit Kupfern und Karten reich ausgestattet, beschrieb er in drei Büchern Land und Volk, den Staat und die Kirche, sie sind aber die längste Zeit ungedruckt geblieben[3]). Er selbst hat seiner Chronik den Namen eines „Corpus historiae Pomeranicum" gegeben. Das Werk erscheint zum größeren Teil als eine geschickte Überarbeitung des verkürzten Kantzow[4]), mit reichlicher Benutzung

---

[1]) S. oben S. 307. — Zu seinen Quellen gehört auch Joh. Engelbrechts (gest. vor 1601) „Genealogia" des pommer'schen Fürstenhauses, die Handschrift geblieben ist. S. Kletke a. a. O. S. 211. Indes ist Engelbrecht nicht viel mehr als ein Auszug aus Kantzow.

[2]) M. G. Heiler, am 13. Januar 1645 zu Halle a. S. geboren, studirte in seiner Geburtsstadt und in Leipzig Theologie, wurde 1666 Hofprediger in Birkenfeld, später Hauptpastor in Lüneburg und schließlich (1667) vom großen Kurfürsten zum Generalsuperintendent für Hinterpommern und Camin ernannt. Er starb am 26. Oktober 1707. Vgl. Dr. Hermann Müller über „G. Heilers Pommer'sche Chronik" in der Zeitschrift für preuß. Gesch. und Landeskunde 14, 437 ff.

[3]) Erst in neuester Zeit hat H. Müller (s. die vorhergehende Anm.) das sehr umfangreiche 1. Kapitel des 2. Buches mitgeteilt, das von den „alten Herzogen von Pommern" handelt; aber eben dieses hat sich auch allein abschriftlich erhalten, während die Originalhandschrift verschollen ist. Zu vgl. Böhmer (in den baltischen Studien III): Übersicht der pommer'schen Chroniken seit Kantzow. v. Bülow in der A. D. Biographie 11, 315.

[4]) S. oben S. 308.

des Micrälius [1]). Die Darstellung erweist sich übrigens, soweit man urteilen kann, geschickt und sachgemäß und, was ein Wesentliches ist, verrät gut brandenburgische Gesinnung. Leider sind die Abschnitte, welche die neuere Zeit behandeln, verloren. —

In dem eigentlichen Preußen ist es dieses Mal ein einziger Name, welchen wir auszuzeichnen haben. Christoph Heinrich Hartknoch [2]). Das Werk, welches hauptsächlich seinen Ruhm begründet hat und seine Erwähnung in diesem Zusammenhang begründet, ist sein schon im Jahre 1684 erschienenes „Altes und Neues aus Preußen"; es behandelt die gesammte Alterthumskunde und Geschichte Preußens vor und nach der Ankunft des deutschen Ordens. Die Schrift überragt durch ernsthaftere Anwendung einer wissenschaftlichen Kritik Hartknoch's Vorgänger und hat anderthalb Jahrhunderte lang die preußische Geschichtschreibung beherrscht; heutzutage freilich hat sie wenig anderen als einen literarhistorischen Wert [3]). Die zwei Jahre später erschienene „Preußische Kirchen-Historie" Hartknochs kann als eine Ergänzung jenes seines ersten Werkes betrachtet werden; sie behandelt die älteste wie die neueste Zeit, ist im übrigen wesentlich als Materialiensammlung zumal für das 16. und 17. Jahrhundert von Bedeutung.

---

[1]) Außer Micrälius (s. oben S. 717 Anm. 2) hat Heiler noch Cosmas von Simmerns pommer'sche Chronik benutzt, die im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts entstanden ist und einen Teil seiner „Historischen, Genealogischen Cosmographie oder Weltbeschreibung" bildet. S. Böhmer in den baltischen Studien III und Kletke a. a. O. S. 266.

[2]) S. oben S. 579 Anm. 4.

[3]) Es sei hier wenigstens erwähnt, daß auch Christian Schöttgen, auf welchen wir in einem anderen Zusammenhang, aber bald genug, weiter zu reden kommen werden, während seines Aufenthaltes in Stargard (1718—1727) in Sachen der pommer'schen Geschichte gearbeitet hat. Ich erinnere hier an seine „Historia Pomeraniae Politica", welche die pommer'sche Geschichte von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1714 herab darstellt und, ohne sich durch tiefere Forschung auszuzeichnen, den Vorzug einer präzisen und bündigen Fassung hat (herausgegeben von Dr. Hermann Müller. Anklam 1874), und an seine periodische Schrift „Altes und neues Pommerland", wovon in den Jahren 1721—1727 Stück 1 bis 5 erschienen sind.

Was das eigentliche Niedersachsen in dieser Epoche aufzuweisen hat, ist nicht gerade vieles, doch müssen einige Leistungen namhaft gemacht werden. In erster Linie dürften hierbei die „Origines Hamburgenses“ des berühmten Polyhistors Peter Lambecius (Lambeck) hervorzuheben sein [1]). Dieser Gelehrte ist u. a. dadurch bekannt, daß er mehrere großartig angelegte Werke unternommen, aber keines zu Ende geführt hat. Daß er zu Arbeiten nicht bloß der Literaturgeschichte, sondern auch der politischen Historie berufen war, kann nicht wohl einem Zweifel unterliegen. So hat er sich denn auch mit dem Plane von umfassenden Annalen der deutschen Geschichte nach der Art des Baronius getragen, lange ehe das historische Reichskollegium auf Anraten Leibnizens diesen Gedanken, freilich ohne ihn auszuführen, gefaßt hatte [2]). Zu seiner Darstellung der origines seiner Vaterstadt hatte ihn Conring [3]) mit ermuntert, mit dem er in literarischer Verbindung stand [4]). Es ist ein wesentlich urkundliches Werk, das wir hier vor uns haben, und das die Geschichte von Hamburg an der Hand zahlreicher

---

[1]) P. Lambeck, am 13. April 1628 zu Hamburg geboren, starb am 4. April 1680 zu Wien. Seine große gelehrte Bildung hat er sich vor allem an den holländischen höheren Schulen und auf Reisen, namentlich auch durch längeres Verweilen in Paris und Rom erworben. Im Jahre 1651 wurde er Lehrer der Geschichte am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1660 rector perpetuus desselben. Zwei Jahre darauf gab er diese Stellung auf, ging über Wien nach Rom und trat daselbst zur katholischen Kirche über. Als Belohnung dieses Schrittes wurde er noch in demselben Jahre von K. Leopold I. zum kaiserlichen Historiographen und Bibliothekar ernannt, ein Amt, für welches er allerdings seinen Kenntnissen zufolge wie einer berufen war. Vgl. Halm in der A. D. Biographie 17, 513—536.

[2]) S. oben S. 597 ff. — Die betr. Äußerungen Lambecks finden sich in seinem schon einmal (s. oben S. 696) angezogenen Schreiben an S. von Birken: „Qua quidem de re (Zurüstung zu einem historischen Werke) prolixius agam, in apparatu corporis historiae Germanicae, quem novis Rerum Germanicarum annalibus, eadem fere methodo, qua Card. Baronius in Historia ecclesiastica usus est, rite conscribendis, instar protreptici ad omnes per orbem eruditos praemissurus sum.“

[3]) S. oben S. 530.

[4]) Briefe von Conring an Lambeck sind dem 2. Bande der Origg. vorgedruckt.

Urkunden weit in das 15. Jahrhundert hinein führt. Lambecius ist entschieden ein kritisch angelegter Kopf, Albert Kranz[1]) wird vielfach korrigirt, aber auch Tratziger[2]), dem er in den holsteinischen Dingen sonst gerne folgt, muß sich Widerlegungen gefallen lassen. Der zweite Band geht auf die Geschichte der Stadt als Republik, ihre Wandelungen, Erhaltung und Gesetze tief genug ein[3]).

Über die Anregungen des hannöverschen Hofes für die Bearbeitung der Geschichte der Dynastie und des Landes haben wir bereits oben eingehend gehandelt; die Ergebnisse jener Anregungen haben sich in den Händen von Leibniz zu einer äußerst fruchtbaren Förderung der deutschen Geschichte erweitert, während die ausgesonderte welfische Hausgeschichte noch immer auf ihre Vollendung und Veröffentlichung harrte[4]). Doch ist an dem genannten Hofe, unabhängig von allen gelehrten Bestrebungen, noch ein anderes historisches Denkmal entstanden, das wir, gemäß der von uns befolgten Grundsätze, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen: wir meinen die „Denkwürdigkeiten" der Herzogin und späteren Kurfürstin Sophie von Hannover[5]). Die Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, die Freundin von Leibniz und Stammmutter der Könige von Preußen und England, eine geistvolle und erleuchtete Frau, hat in den Tagen der Verstimmung und Vereinsamung den Entschluß gefaßt, zu ihrer eigenen Genugthuung die Erinnerungen ihres Lebens aufzuzeichnen und sich so von ihrer Verbitterung zu befreien, ähnlich wie ihre Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, durch ihren ausgebreiteten Briefwechsel sich an den Unbilden ihres Schicksals zu entschädigen suchte. Die Kurfürstin

---

1) In seiner Metropolis Saxon. S. oben S. 85.

2) S. oben S. 423.

3) Die erste Ausgabe der Origg. erschien 1660; eine zweite veranstaltete J. Alb. Fabricius (Hamburg 1706).

4) S. oben S. 688.

5) In französischer Sprache geschrieben, herausgegeben von Dr. Köcher im 4. Band der Publikationen der preußischen Staatsarchive.

schreibt in erster Linie aus dem Gedächtniß, hat aber zugleich einige andere Hilfsmittel, wie Briefe, Tagebücher u. dgl. mit zugezogen. Nicht große Politik und Zeitgeschichte sind es, wofür sie unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, sondern ihr persönliches Schicksal, ihre Zuneigung und ihr Haß, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, aber alles lebhaft witzig, warm, glaubwürdig oder doch nur mit leicht erkennbaren Irrtümern versetzt. Wie mit Recht bemerkt worden ist, herrscht allerdings weniger die sanfte Sprache der Weiblichkeit als die scharfe Zunge vor, „die den Gegner vernichtet, auch den Freund nicht schont und selbst der Mutter gegenüber die schuldige Pietät vergißt“ — ein Umstand, der jedoch weder den Genuß noch die Belehrung abzuschwächen vermag, welche diese Bekenntnisse, die in ihrem Jahrhundert in Deutschland einzig dastehen, uns entgegenbringen.

Aber auch die braunschweig-lüneburgische Landesgeschichte hat in jener Zeit eine, lange beliebt gebliebene und ziemlich umfassende Bearbeitung erfahren [1]). Der Verfasser ist Philipp Julius Rethmeyer, dessen Werk jedoch zum guten Theile auf den älteren Arbeiten von M. H. Bünting und Joh. Letzner beruht [2]). Es ist mit Unterstützung des braunschweigischen Hofes geschrieben und gedruckt. Aber auch der Rath der Stadt Braunschweig hat ein wesentliches Verdienst daran, insofern als er ihm das städtische Archiv zu seinen gelehrten Zwecken geöffnet hat; einzelne Urkunden sind gelegentlich in ihrem Wortlaute ein-

---

[1]) „Braunschweig-Lüneburgische Chronik, geschrieben durch die beyden gelehrten Theologo-Historicos, M. Heinrich Bünting und Joh. Letzner, nunmehr aber in richtige Ordnung gebracht, vermehrt und bis auf ietzige Zeiten continuirt.“ Braunschweig 1722. Fol. 3 Bände.

[2]) Bünting, geboren zu Hannover 1545, gest. 30. Dezember 1606, von Haus aus praktischer Theologe, hatte u. a. auch ein „Braunschweig-Lüneburgisches Chronikon“ verfaßt. Über Letzner vgl. die Vorrede Rethmeyers zum ersten Bande seiner Chronik und oben S. 422 nebst der A. D. Biographie S. 465. — Rethmeyer, am 21. Februar 1678 zu Schlierstädt (Kreis Wolfenbüttel) geboren, zu Jena und Helmstädt gebildet, wurde 1708 Pastor zu St. Michaelis zu Braunschweig (gest. 1729). Vgl. Götten, das jetzt lebende gelehrte Europa 1, 642.

geschaltet. Erscheint Rethmeyers Werk nun überwiegend als eine Kompilation — mit Ausnahme der Fortsetzung, die aber fast das ganze 17. Jahrhundert behandelt —: so bleibt ihm immer das Verdienst, das hinterlassene literarische Erbe seiner Vorgänger dankbar und kräftig reproduzirt und mit Einsicht in schlichter Form vermehrt zu haben.

Für die Aufklärung und Vertiefung der thüringisch-obersächsischen Geschichte ist in dieser Zeit vieles und nicht ohne wissenschaftliche Förderung der Sache geschehen.

Um die Geschichte Thüringens im besonderen hat sich C. Sagittarius, welchen wir bereits als den Verfasser der ersten kompendiösen Darstellung der deutschen Geschichte kennen gelernt haben [1]), vielfach verdient gemacht. Er hat zwar mit seiner rührigen Schriftstellerei die Geschichte verschiedener deutscher Territorien und Städte und auch des römischen Altertums behandelt [2]), das Gedächtnis seines Namens ist aber doch überwiegend an seine Arbeiten über die Vergangenheit Thüringens, der Landgrafschaft, der Stadt Gotha, der Grafen von Gleichen u. s. w. geknüpft [3]). Er ist manchmal von einer gewissen Hast in seinen Schriften nicht frei zu sprechen, doch hat er den Wert der Urkunden für die geschichtliche Forschung gut zu schätzen gewußt und ist ihnen fleißig nachgegangen. Namentlich das herzogliche Archiv zu Gotha, wo der Hof Sinn für die Geschichte des Landes besaß, hat er fleißig benutzt. Die nach seinem Tode aus

[1]) S. oben S. 595.

[2]) Vgl. Bursian a. a. O. S. 335.

[3]) „De antiquo statu Thuringiae“ (1675). — „Antiquitates regni Thuringici“ vom Zustand des Thüringer Landes (1684). — „Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici“ (1685). — „Memorabilia hist. Gothanae“ (1689). — „Historia Gothana“ (1700). — „Historia Jo. Friderici Elect. Saxon.“ (1678). Gründlicher Bericht vom Landgrafen Heinrichen in Thüringen Röm. Königswahl. — Das Verhältnis seiner „Geschichte der Grafen von Gleichen“, zu welcher ihn der Herzog von Gotha aufgefordert hatte, zu des Paul Jovius gleichnamiger handschriftlicher Arbeit betreffend s. oben S. 441 Anm. 5. Ob gegen Sagittarius hierin geradezu der nackte Vorwurf des Plagiators erhoben werden darf, läßt sich ohne Einsicht der Akten nicht

seinem Nachlaß herausgegebene „Geschichte der Landgrafen von Thüringen" ist auch heutzutage noch nicht ganz veraltet. Seine Untersuchung über die beiden Markgrafen Eccard von Meißen sollte auch jetzt noch nicht völlig übersehen werden. Neben Sagittarius hat der um einiges jüngere Wilh. Tenzel Anspruch auf Namhaftmachung seiner Leistungen auf diesem Gebiete. Er hat sich durch seine „Monatlichen Unterredungen von allerhand Büchern" (1689—1698), und die „Curieuse Bibliothek", eine Art von Fortsetzung derselben, um die Verbreitung literarischer Kenntnisse gerade auch in historischen Dingen ein wohl zu schätzendes Verdienst erworben; nicht minder durch seine Supplemente zu Sagittarius' historia Gothana und noch mehr durch sein „Leben Friedrichs mit der gebissenen Wange"[1]). Im letzteren Falle ließ er freilich noch vieles zu thun übrig, obwohl es ihm sonst an gesundem Urteil und kritischem Scharfblick nicht fehlte und er besonders auch Urkunden gut zu schätzen und zu verwerten wußte[2]). Er war von Gotha als Historiograph nach Dresden berufen worden, fiel aber dort, wie überliefert wird, als ein Opfer der dynastischen Empfindlichkeit in schwere Ungnade, als er in seiner Genealogie der Grafen von Beichlingen den Stammbaum derselben bis auf den sächsischen Wittekind zurückführte. Ist das richtig, so übernahm der kursächsische Hof, wie unberufen er auch hierzu sein mußte, das Amt des Rächers in dem seltenen Falle, in welchem Tenzel gegen die Grundsätze der Kritik gesündigt hatte[3]). Die

---

entscheiden; eine gründliche und stille Benutzung der älteren Arbeit scheint freilich vorzuliegen. Doch vgl. J. Andr. Schmidii Commentarius de vita et scriptis C. Sagittarii, p. 92. — Ein seinerzeit sehr beliebtes und in der That nützliches Werk war Sagittarius' „Introductio in historiam ecclesiasticam et singulas ejus partes, sive notitia Scriptorum veterum atque recentium, qui vel hist. ecclesiasticam universam vel regnorum aliarumque provinciarum, urbium, archiepiscoporum, episcoporum etc. etc. historiam illustrant." 2 Teile. Jena 1718.

[1]) Bei Menken, SS. II.

[2]) Seine Beteiligung am Bellum Lindaviense s. oben S. 553.

[3]) T. starb 1707. Vgl. seine Lebensbeschreibung von dem Pseudonym Adolph Clarmund (=M. Joh. Christ. Rüdiger). Dresden und Leipzig 1708.

meißnisch-sächsische Geschichte hat, was die Vermehrung des historischen Stoffes anlangt, vor allem durch Joh. Christ. Schöttgen und Gr. Christoph Kreyßig eine wesentliche Bereicherung erfahren [1]). Der Bedeutendere von beiden war Schöttgen. Er hat zugleich selbständig produzirt, obwohl seine Monographien über den Markgrafen Konrad von Wettin, den Grafen Wiprecht von Groitsch und seine Vaterstadt Wurzen nur mehr insofern einen Wert haben, als er sie auf neuem, damals noch unverwertetem Material aufbaute, also der inzwischen siegreich aufgekommenen Richtung auch seinerseits Rechnung trug. Sein mühsamstes und verdienstvollstes Unternehmen war das „Inventarium diplomaticum historiae Saxoniae superioris", welches alle, auf die Geschichte von Obersachsen bezüglichen Urkunden aus der Zeit von 500 bis 1747 in Regestenform reproduzirte. Die kursächsische Regierung hatte ihm für seine Zwecke im Jahre 1730 die Benutzung des Staatsarchivs gestattet. Zur Herausgabe der „Diplomatischen und curieusen diplomatischen Nachlese der Historie von Obersachsen", 12 Teile (1730—1733), und der „Diplomataria et SS. historiae Germ. medii aevi" (3 vol. 1753—1760) hatte er sich mit Kreyßig vereinigt [2]). Auch in dem letzteren Sammelwerke ist die thüringisch-obersächsische Geschichte in erster Linie berücksichtigt. — Der „Kern der Geschichte des Chur- und fürstlichen Hauses zu Sachsen" von Adam Friedrich Glafey, übrigens

---

[1]) Schöttgen (s. oben S. 719, Anm. 3), am 14. März 1687 zu Wurzen geboren, gebildet zu Pforta und Leipzig, wurde 1715 Rektor an der Stadtschule zu Frankfurt a. O., 1719 Rektor und Professor am sog. Collegium Groeningianum, endlich 1721 Rektor der Kreuzschule zu Dresden, wo er am 17. Dezember 1751 starb. — Kreyßig, geboren 1697 zu Kranzahl bei Annaberg, starb am 13. Januar 1758 als Bücherauktionator in Dresden. — Über Schöttgen st zu vgl. Götten im Gel. Europa II, 295 ff. und III, im Supplement S. 809. Ferner H. G. Francke im 3. Band der Dipl. et SS. R. G. von Schöttgen und Kreyßig. Endlich Karl Gautsch im Archiv für sächs. Gesch. Neue Folge. 4. Bd. (Leipzig 1871) S. 339 ff. — Kreyßig gab für sich allein heraus: „Historische Bibl. von O.-Sachsen (1732). — Beyträge zu Historie deren kur- und fürstlich Sächs. Lande."

[2]) Der 3. Teil ist von G. H. Francke besorgt.

im „Kern“ nur die Überarbeitung eines Werkes dritter Hand, ist zunächst der Erwähnung insofern würdig, als er gleichfalls auf urkundlicher Grundlage ruht, und weiterhin interessant, weil die kursächsische Regierung wegen angeblich darin enthaltener Indiskretionen, die übrigens zahm genug sind, anfangs auf das Buch sehr erbittert war: ein Maßstab dessen, was an gewissen Höfen damals in solchen Dingen erlaubt erschien [1]). —

Werfen wir nun von hier aus einen fragenden Blick in das benachbarte Schlesien hinüber, so stoßen wir wenigstens auf einen Namen, welchen wir auch aus allgemeinen Gründen nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen: es ist das Friedrich Lucä, dessen erloschenes Gedächtnis erst in neuester Zeit durch die Veröffentlichung seiner Autobiographie dem lebenden Geschlechte wieder nachhaltig in Erinnerung gebracht worden ist [2]). Lucä war ein vielseitig angeregter Mann. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat er mit einer theologischen Schrift eröffnet, ist aber dann bald zur Geschichte übergegangen. Er stand mit Leibniz in Verbindung und Korrespondenz, dem historischen Reichskolleg hat er seine wärmste Teilnahme zugewendet, seine versprochenen Beiträge sind freilich so gut als die der übrigen Mitglieder niemals ausgeführt worden. Seine Arbeiten über die schlesische Geschichte reichen

[1]) Glasey, geboren am 17. Januar 1692 zu Reichenbach im Voigtlande, starb als kurf. geh. Archivar am 14. Juli 1753 zu Dresden (s. über ihn oben S. 618 Anm. 1). Vgl. zunächst Flathe in der A. D. Biographie 9, 205.

[2]) „Der Chronist Friedrich Lucä u. s. w.“ nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen von Dr. Friedr. Lucä. Frankfurt a. M. 1854. — Lucä war 1644 zu Brieg in Schlesien geboren, studirte in Heidelberg, Utrecht und Leyden Theologie und wurde später Hofprediger zu Liegnitz. Als aber nach dem Aussterben der herzoglichen Linie Liegnitz-Brieg das Haus Österreich Besitz von dem Lande ergriff, verweigerte es dem reformirten Bekenntnisse jede Duldung und Lucä wanderte daher nach Hessen aus, wo er in verschiedenen Kirchen — Kassel, Spangenberg und zuletzt in Rotenburg als Oberpfarrer und Metropolitan der Diözese fungirte. Er starb 1708. Vgl. Grünhagen in der A. D. Biographie 19, 337, und G. Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ (Bd. II), der einige charakteristische Kapitel aus Lucäs Autobiographie mitteilt.

über Fleiß und guten Willen nicht weit hinaus [1]). Auch was er historisches sonst versuchte, wie der deutsche „Grafensaal" und „Fürstensaal", erweisen sich, und zwar nicht einmal als geschmackvolle Kompilation. Das bedeutendste bleibt daher immer seine Autobiographie. Die Beschreibung des merkwürdigsten Teiles seines Lebens liegt ja vollendet vor uns. Der Bericht über seine Studienzeit, seine Reisen, die so lehrreichen Zustände in Brieg und Liegniz, seine Verdrängung von letzterem Orte durch die österreichische Unduldsamkeit, endlich seiner Wirksamkeit in Kassel liefern Bilder, die ihre Wirkung niemals verfehlen.

Wenden wir uns von Mitteldeutschland südwärts, so sind es Nürnberg und das Hochstift Eichstädt, an welchen wir nicht vorbeigehen dürfen. Die ältere Geschichte der Reichsstadt hatte die längste Zeit keine kritische Beleuchtung erfahren. Von den patriotischen Stadthistorikern konnte das auch jetzt nicht erwartet werden. Diese „Wohlthat" wurde ihr vielmehr durch diejenigen erwiesen, welche als Feinde der Stadt galten, nämlich den brandenburgischen und preußischen Historikern, deren Deduktionen die Ansprüche der Hohenzollern gegen Nürnberg begründen wollten [2]). Bei dieser Gelegenheit begegnet uns der Hallische Kanzler von Ludewig wieder, der in seiner „Vollständigen Erläuterung der goldenen Bulle" [3]) u. a. der Behauptung von der glänzenden Vorzeit und uralten Reichsfreiheit der Stadt die andere zwar einseitige, aber gewiß richtigere entgegensetzte, daß sie schwerlich vor dem 11. Jahrhundert entstanden, als ein unansehnliches Burgstädtchen den Burggrafen auf der Veste unterworfen und lange Zeit nur bairische und schwäbische Landstadt gewesen sei und erst im 14. Jahrhundert so oder so sich ihre kostbaren

---

[1]) Die relativ wichtigeren sind „Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten oder vollkommen schlesische Chronica." Frankfurt a. M. 1689, 7 Teile. Vgl. Kletke a. a. O. S. 288. 289.

[2]) S. Karl Hegel in den Städtechroniken 1. Bd. (Nürnberg) Einleitung S. XXXVII.

[3]) S. oben S. 571. — Die Schrift erschien 1719. S. 2. Teil S. 950 ff. 571.

Privilegien verschafft habe. Ludewig ging sogar so weit, daß er die von ihm zum erstenmal veröffentlichte lateinische Chronik S. Meisterlins [1]) als Beweis dafür anführte, daß die ganze alte Geschichte Nürnbergs nur auf der Fälschung dieses von dem Rat gemieteten Schriftstellers beruhe, welchem nachher alle Späteren blindlings gefolgt seien [2]). Seine Absicht, der traditionellen Geschichte Nürnbergs eine kritische gegenüber zu stellen, hat er zwar nicht ausgeführt; sie ist aber von einem seiner nicht um vieles jüngeren Zeitgenossen, Joh. Heinrich von Falckenstein, aufgenommen und freilich mit noch größerer Einseitigkeit, zugleich aber nicht ohne Gewinn für die Säuberung der in Frage stehenden unkritischen Überlieferung durchgeführt worden [3]). Dieser selbst hat in seinen positiven Behauptungen keineswegs schon das Richtige getroffen, aber mit der alten Herrlichkeit von Herkules und dessen Sohn Norikus, dem angeblichen Erbauer der Stadt, von den Römerfürsten Tiberius und Drusus Nero, als zweiten Gründern der Stadt, hat er gründlich aufgeräumt [4]). Diese Schrift hat er in seiner Eigenschaft als brandenburgisch-ansbachischer Historiograph geschrieben. In einer ähnlichen und doch wieder ganz verschiedenen Stellung hat er sein bekanntestes historisches Werk, die Antiquitates Nordgavienses verfaßt [5]). Er war nämlich um den Preis des Übertrittes zum Katholizismus in die Dienste des Fürstbischofs Anton I. von Eichstädt genommen worden und hatte den Auftrag erhalten, eine Geschichte dieses Hochstiftes zu schreiben. Es sind ihm zu diesem Zwecke die Archive und Registraturen geöffnet worden [6]). Das Ergebnis waren aber jene

---

[1]) S. oben S. 49.

[2]) S. seine Praefatio zum 8. Bande der Reliqu. manuscript. p. 16 (vgl. oben S. 572 Anm. 1).

[3]) Falckenstein gab die „Wahre und Grundhaltende Beschreibung der heutigen Tages weltberühmten des H. R. R. freien Reichsstadt Nürnberg" (1750) unter dem Pseudonym „Johannes ab Indagine" heraus.

[4]) S. Karl Hegel a. a. O.

[5]) Erschienen im Jahre 1733. Der 2. Teil ist der Urkundenband.

[6]) Falckenstein war am 6. Oktober 1682 geboren, doch schwanken die Angaben über den Ort seiner Geburt und seine Herkunft. Im Jahre 1714 wurde

„Nordgauischen Alterthümer". Ein gewisses Maß von Verdienst kann ihnen nicht abgesprochen werden. Die Geschichte dieses Gebietes und des Hochstiftes Eichstädt hat durch ihn die erste umfassendere Bearbeitung erfahren. An Heranziehung und Mitteilung urkundlichen Materials hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Er hat jedoch nicht ohne Befangenheit geschrieben, insofern als er im Unmut von Eichstädt geschieden ist, daher das Werk zu lebhaften Rekriminationen und Erwiderungen Veranlassung gab. Heutzutage hat es doch nur mehr einen stofflichen und literarhistorischen Wert [1]). Falckensteins Arbeiten über die Geschichte Thüringens und Erfurts sind nicht derart, um seinen Ruhm zu vermehren [2]).

Was die Gegenden Rheinfrankens und der Pfalz jetzt Erwähnenswertes hervorgebracht haben, ist kurz gesagt [3]). Das

---

er Direktor der erneuerten Ritterakademie zu Erlangen, dann trat er als adeliger Hofrat in Eichstädtische Dienste, 1730 stellte ihn der Markgraf Wilh. Friedr. von Ansbach als Hofrat und Historiographen an und beschäftigte ihn kurze Zeit (1738—1739) als seinen Residenten in Erfurt. Ein Anerbieten, als Archivar in bairische Dienste zu treten, soll F. abgelehnt haben. Zuletzt zog er sich nach Schwabach zurück, wo er am 3. Februar 1760 gestorben ist. Vgl. Falckensteins Leben und Schriften im Journal von und für Franken von J. C. Siebenkees 1, 640—686. Hirsching, hist.-lit. Handbuch II, 1 S. 186—190.

[1]) Falckenstein war übrigens ein ziemlich fruchtbarer Schriftsteller, vgl. u. a. Baader, Lexikon bairischer Schriftsteller I, 1, wo S. 160—162 seine Schriften aufgezählt sind.

[2]) „Thüringische Chronica", 2 Bände 1738—1839. — „Civitatis Erfurtensis historia critica et diplomatica." 2 Teile (1739—1740.)

[3]) In der Landgrafschaft Hessen sind es keine grundlegenden Arbeiten, die in dieser Zeit entstanden sind. Die „Analecta Hassicca" Joh. Phil. Kuchenbeckers (geb. 1703, gest. 1746) enthalten in zwölf Kollektionen einzelne brauchbare Abhandlungen (vgl. Strieder a. a. O. III und A. D. Biographie 17, 285). — Kuchenbeckers Vorgänger im Amte eines Bibliothekars zu Kassel war Joh. Hermann Schminke (geb. 1684, gest. 1743), von welchem eine Anzahl zerstreuter, nicht ohne Sachkunde geschriebener Abhandlungen über hessische Geschichte existiren. Er darf nicht mit seinem Sohne, Friedr. Christoph Schminke (geb. 1724, gest. 1795), dem Herausgeber der Monumenta Hassicca verwechselt werden. Auch die „Beschreibung der Fürstenthümer

Hochstift Mainz und die wichtigen Sammelwerke von Gudenus und Joannis sind schon berührt[1]). Die Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt hat einen Geschichtschreiber erhalten, Achilles Aug. von Lersner, dessen Werk jedoch, überwiegend kompilatorischer Natur, die Linie einer Chronik wenig überschreitet. Sie hat aber die Bedeutung, daß sie, von lebhaftem Lokalpatriotismus eingegeben wie sie ist, eine große und nachhaltige Beliebtheit in seiner Vaterstadt sich erworben hat[2]). Die Rheinpfalz hat von Paul Hachenberg, zuerst Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Heidelberg, eine Biographie des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz erhalten, die aber bald überholt worden ist[3]). Eine wirkliche Förderung hat die pfälzische Geschichte durch die Historia Palatina Karl Ludwig Tolners (1660—1715) erhalten, der auf urkundlicher Basis die Anfänge der rheinischen Pfalzgrafschaft älterer Ordnung bis in die Zeit Karl d. Gr. zurückverfolgte und dann die Geschichte der Pfalzgrafen von Konrad I. bis auf Rudolf von Habsburg folgen ließ. Tolner war ein fachmännisch gebildeter Historiker, in der Geschichte des Reichsstaatsrechts wohl erfahren und der Verwertung urkundlicher Zeugnisse wie einer kundig. Sein Werk war durch diese Eigen-

---

Hessen und Hersfeld" von Joh. Justus Winckelmann (Bremen 1697) 5 Teile mit historischen Dispositionen hatte den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Winckelmann hatte u. a. auch zu Leibniz Beziehungen, der auf seine hessischen Geschichten gespannt war.

[1]) S. oben S. 581 und S. 575 Anm. 4.

[2]) Lersner, geboren am 29. April 1662, starb am 29. Dezember 1732. Lersner gehörte dem Frankfurter Patriziate an und war der Reihe nach Ratsmitglied, Schöffe und Bürgermeister. Vgl. Dr. Eduard Heyden, der Chronist A. A. v. L. mit einem Bildnisse L.'s. (Neujahrsblatt des Vereins für Gesch. und Altertum zu Frankfurt a. M. 1860.)

[3]) Hachenberg (geb. 1652, gest. 1681) aus Steinfurt i. W. hat sich bemerkbarer gemacht durch seine „Germania media, in qua mores, ritus, leges sacrae profanaeque ceremoniae a Trojano ad Maximilianum recensentur (Heidelberg 1675); jedoch erweckte das Werk Erwartungen, die es wenig befriedigt. Vgl. über ihn auch Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg II, 191. 206.

schaften auf lange hinaus vor Veraltung geschützt[1]). Es gehört zu den grundlegenden Leistungen.

Das Gebiet des alten Herzogtums Schwaben steht in dieser Zeit, was die Förderung seiner Geschichte anlangt, auffallend zurück. Die „Neue wirtembergische Chronik" von Joh. Ulrich Steinhofer, die im Grunde ihrer Entstehung nach schon jenseits der Grenzen dieses Zeitraumes liegt, ist zum größten Teile nichts anderes, als eine Reproduktion der Gabelkoverschen Geschichte und Topographie Wirtembergs und der Zusätze und Fortsetzung des Sohnes (Johann Jakob) desselben[2]), während der selbständige Teil seiner Arbeit im Interesse der Sache bedauern ließ, daß ihm nicht auch hier eine ähnliche Vorarbeit zum Führer gedient hat[3]). Auch von Augsburg ist im Grunde nichts auszuzeichnen[4]), dagegen ist es vergleichungsweise um Straßburg besser bestellt, d. h. es findet doch ein Fortschritt statt[5]). Die ungedruckte „Summarische Chronik und Zeitregister der statt Strasburg" von Johannes Wencker, bis zum Tode des Autors (1697) fortgeführt, erweist sich für ihre Zeit wertvoll in der Darstellung der älteren Epoche durch Benutzung der Quellenschriften und Urkunden, der spätere Teil, welchen sein Enkel Jakob Wencker bis 1709 fortgesetzt hat, gewinnt wachsend an Wichtigkeit, seit beide Autoren aus der vollen Kenntnis der Dinge, die sie ihrer amtlichen Stellung verdankten, als Mitlebende berichten[6]). Mit dem Plane einer umfassenden Beschreibung und Geschichte des Elsasses trug sich Ulrich Obrecht, für welche

---

[1]) Beide Bände der Hist. Palat. erschienen zusammen 1700. Der Cod. diplom. reproduzirt 230 Urkunden u. dgl.

[2]) S. oben S. 395—396. Die Steinhofersche „Neue Chronik" erschien 1744—1758

[3]) Die bez. Arbeiten Ulrich Pregitzers, eines tüchtigen Gelehrten. sind doch nicht der Art, daß wir näher darauf einzugehen hätten.

[4]) S. D. Städtechroniken 4, XLVI.

[5]) S. D. Städtechroniken 8. Bd. A. Einleitung (S. 71—73) von K. Hegel.

[6]) Joh. Wencker war Rathsherr und 1644 Ammeister in Straßburg, gest. 1659. Sein Enkel Jakob Wencker war seit 1706 ordentlicher Archivar und gelangte mehrfach zu den höchsten städtischen Würden, gest. 1743.

er als Vorläufer 1681 den „Prodromus Alsaticarum rerum" ein Jahr nach der Vergewaltigung der Stadt erscheinen ließ [1]).

Werfen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtung noch einen Blick nach der Schweiz hinüber, so machen wir die Wahrnehmung, daß hier in dieser Zeit die Landesgeschichte, im Vergleich mit der vorausgegangenen Epoche, was die Lust und Kraft der Produktion anlangt, beinahe einen Rückschritt gemacht hat. Ein irgendwie hervorragendes Werk ist nicht namhaft zu machen. Es war, als ruhten die Geister aus, um Kräfte zu sammeln für neue, große Leistungen in der Geschichtschreibung. Die „Beschreibung helvetischer Geschichten" von J. J. Lauffer, bis zum Jahre 1656 reichend, ist im Auftrage des Berner Rates geschrieben, weitläuftig angelegt, auch in der Form keineswegs glücklich, aber die Verwertung sonst schwer zugänglicher Quellen gab dem Werke doch eine unleugbare Bedeutung und machte es auf lange hinaus für seine Nachfolger unentbehrlich [2]). Lauffer war der Lehrer Albrecht von Haller's und man scheint mit Recht zu vermuten, daß er überhaupt durch seine Vorträge das Interesse für Geschichte in weiteren Kreisen erweckt hat. —

---

[1]) Obrecht war ein geborner Straßburger, seit 1673 Professor der Geschichte an der Universität, dann katholischer Konvertit und Überläufer zu Ludwig XIV. Ein gelehrter Mann und zugleich Diplomat, aber zweideutigen Charakters, der aus der Geschichte gerne Waffen für seine publizistischen Zwecke holte und dabei nicht immer gewissenhaft verfuhr (s. Hegel a. a. O. S. 73). — Ein Verdienst Obrechts war es, daß er die Berufung Joh. Schilters, des Herausgebers der Chronik von Königshofen, bewirkte (s. oben S. 565). Von Obrecht dürfte bei dieser Gelegenheit noch sein „Apparatus iuris publici et historiae Germanicae (Acta depositionis Wenceslai et electionis Ruperti regis Romanorum" Argentorati 1696 (Neue Ausgabe von Jo. Christ. Fischer. Francf. et Lips. 1754) zu erwähnen sein. — Der Vollständigkeit wegen sei hier noch die erst im Jahre 1877 von Rud. Reuß veröffentlichte „Straßburgische Chronik der Jahre 1667—1710" von Franziskus Reißeißen erwähnt, die in schlichter tagebuchartiger Form die kritische Zeit der französischen Usurpation wiedergibt.

[2]) Lauffer, 1688 zu Zofingen geboren, wurde 1718 Professor der Geschichte und Eloquenz zu Bern, gest. 23. Februar 1734. Vgl. A. D. Biographie 18, 42.

Sechstes Kapitel.

Die alte, die Kirchen- und Literaturgeschichte.

Wir stellen hier diese drei Arten der Geschichtschreibung neben einander, nicht als bestände ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen, sondern aus Gründen der bloßen äußeren Zweckmäßigkeit der lokalen Disposition. In der alten Geschichte ist in dieser Zeit so wenig Bedeutendes zu Tage gefördert worden, daß wir sie unmöglich auf sich selbst stellen können. Das Größte und wirklich Große darunter, das doch auch in den Rahmen unserer Aufgabe fällt, wird besser im nächstfolgenden Zeitraume seine Besprechung finden. Anderes, was sich mit der Geschichte der klassischen Völker des Altertums berührt, hängt noch enger mit der Entwickelung der klassischen Philologie zusammen und hat von berufener Hand vor nicht langer Zeit seine Würdigung gefunden [1]). Von der Bearbeitung der alten Geschichte als einem Teile der Universalhistorie, wie z. B. von Chr. Cellarius, ist schon weiter oben gesprochen worden [2]). Die Straßburger philologische Schule hat noch am ehesten ein Recht, auch hier nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Männer wie Mathias Bernegger, Johannes Freinsheim, J. H. Böcler haben die Aufhellung der römischen Geschichte in ergiebiger Weise gefördert. Freinsheims Ergänzung der verlorenen Bücher des Livius war eine Leistung, die wegen der Sorgfalt der Forschung und des Reichtums des Inhalts Bewunderung verdient und weithin befruchtend gewirkt hat [3]). Das Nachwirkendste zunächst für die kritische Behandlung der römischen Geschichte, weiterhin aber

---

1) S. Bursian, Gesch. der klassischen Philol. 1. Häfte. S. 300 ff.

2) S. 484 ff.

3) M. Bernegger, geboren 1582, gest. 1640, war Professor der Geschichte und Eloquenz in Straßburg. Freinsheim, geboren in Ulm 1608, gestorben zu Heidelberg 1660. Über Böcler s. oben S. 593. Des Näheren s. Bursian a. a. O. S. 325. Über Freinsheim noch zu vgl. Barth. Niebuhr, Vorträge über römische Gesch. (Berlin 1846) I, 20.

der Förderung der historischen Kritik überhaupt, ist aber von einem Gelehrten ausgegangen, der freilich Deutschland im politischen Sinne nicht mehr angehörte, jedoch namentlich durch eine seiner Schriften auf die geschichtliche Wissenschaft in Deutschland, wenn auch spät, von Einfluß geworden ist, und aus eben diesem Grunde hier nicht übergangen werden darf, nämlich Jakob Perizonius[1]). Es ist hier nicht der Ort, die allgemeine literarische Thätigkeit des Mannes zu schildern, sie reicht über das Gebiet der alten Geschichte hinaus in die neuere herüber, verfolgt aber überall eine reinigende, kritische Richtung. Die letztere muß als das Charakteristische, Bedeutendste dabei ausgezeichnet werden. Diejenige seiner Arbeiten, die wir hier im besonderen im Auge haben, sind seine Animadversiones Historicae, die im Jahre 1685 zuerst an das Licht getreten sind[2]). Sie enthalten eine Kritik der römischen Geschichte, die sich aber nur auf einzelne Teile derselben erstreckt. Perizonius hat u. a. zuerst den fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß die ältere römische Geschichte aus Liedern entstanden sei, wie die Geschichte der jüdischen Nation[3]). Davon aber abgesehen, das Buch ist heutzutage noch nicht veraltet. An diesem einen Beispiel mochte ersehen werden, wenn das ja nötig war, was die alte, bzw. römische Geschichte von der Philologie zu gewinnen hatte. Die griechische Geschichte konnte eine ähnliche Förderung nicht aufweisen. Auch anderswo, wo die klassischen Studien überhaupt in erfreulicherem Gedeihen standen als in Deutschland, mußte Griechenland gewöhnlich zurückstehen. Es dauerte aber nicht mehr lange, so änderte sich dieser Zustand gerade bei uns und trat hierin ein gewaltiger Umschwung ein. —

---

[1]) Perizonius, in Appingadam im Gröningischen 1651 geboren, unter Cuper, Grävius und Th. Ryk gebildet, wurde 1682 Professor der Geschichte an der Universität Franecker, 1693 zu Leiden, wo er am 6. April 1715 starb. Vgl. Gustav Kramer: Elogium Perizonii (Berlin 1828) und Niebuhr a. a. O. S. 71.

[2]) Eine spätere Ausgabe besorgte im Jahre 1771 (Altenburg) mit einer Einleitung über Perizonius und seine Schriften Th. Christoph Harles.

[3]) Vgl. Niebuhr a. a. O. und cap. VI der animadv.

Erhebliche Veränderungen und Fortschritte hat die Behandlung der Kirchengeschichte in diesem Zeitraum erfahren, die, zum guten Teile wenigstens, mit der Entwickelung der Profangeschichte in äußerem Zusammenhang stehen. Einige Andeutungen über diese Wendung dürfen wir uns sicher nicht ersparen. Obenan in dieser Beziehung, wie der Zeit nach, steht Veit Ludwig von Seckendorf mit seinem „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo seu de reformatione religionis" [1]). Es unterliegt keinem Zweifel, Seckendorf war eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des damaligen politischen und literarischen Deutschlands; omnium nobilium christianissimus et omnium christianorum nobilissimus nannten ihn seine Zeitgenossen. Im Jahre 1655 erschien sein „Teutscher Fürstenstaat", der ihm in der Geschichte der Deutschen Nationalökonomik eine hervorragende Stelle sichert [2]). Zum Kirchenhistoriker hat ihn sein eigener frommer Sinn und der Wunsch des ihm geistesverwandten Herzogs Ernst gemacht. Mit einem Kompendium der Kirchengeschichte hat er diese seine Thätigkeit schon vergleichungsweise früh begonnen [3]); erst ein Vierteljahrhundert später ist sein gedachtes Hauptwerk, dank der ihm in seinen späteren Jahren vergönnten Muße, vollendet worden. Aber auch hierzu hatte ihn Herzog Ernst auf-

[1]) Leipzig 1688. Supplement 1689: Ein deutscher Auszug von Elias Frick erschien zu Leipzig 1704. — Geboren 1626 zu Herzogenaurach in Franken, am Hofe zu Gotha unter Herzog Ernst d. Fr. erzogen, erhielt er an der Universität Straßburg, vor allem unter Böcler (s. oben S. 593) seine grundlegende Bildung, kehrte 1646 nach Gotha zurück und stieg hier von Stufe zu Stufe, trat aber 1665 in Sachsen-Zeitzische Dienste über. Im Jahre 1682 zog er sich auf seine Besitzung Meuselwitz bei Altenburg zurück, folgte aber nach 10 Jahren einem Rufe des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zur Übernahme der Kanzlerwürde an der neu gegründeten Universität Halle, starb jedoch noch in demselben Jahre (18. Dezember 1692). Zu vgl. Dr. G. Schreber, historia vitae ac meritorum V. L. a Seck. Leipzig 1734, und Schröckh, Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrter, 2. Teil. S. 269 ff.

[2]) Roscher a. a. O. S. 238 ff.

[3]) Compendium hist. ecclesiasticae decreto S. Ernesti, Sax. J., in usum Gymnasii Goth. compositum. Gotha 1660—1664.

gefordert und ihm das Beispiel Hortleders vorgehalten[1]). Seckendorf hatte sich hoch verwundert, daß eine vollkommene urkundliche Geschichte der Reformation von einem der ausgezeichneten Männer Obersachsens noch nicht geschrieben worden sei. Den Grund davon erblickte er in dem Umstande, daß auch die politische Geschichte nach jener Epoche, genau und vollständig wie sie sein soll, noch vergeblich auf sich warten lasse. Die Vorschläge, die er macht, wie diesem Mangel abzuhelfen sei, haben wir bereits weiter oben berührt[2]). Sleidan's uns bekannte Commentare will er nicht verdrängen, sondern sie nur ergänzen und, wie er sagt, „eine Ährenlese anstellen nach so reicher Ernte[3]). Aber auch hierzu hätte er sich angesichts der Schwierigkeit des Unternehmens nicht entschlossen, wenn nicht die Dazwischenkunft des berufenen Buches des französischen Jesuiten Louis Maimburg über die Geschichte des Luthertums ihn dazu angetrieben hätte. Und die gründliche Widerlegung dieses widerlichen Tendenzbuches, dem er Schritt für Schritt folgt, ist ihm in der That vortrefflich gelungen. So hat sein Werk allerdings einen apologetischen Charakter erhalten — darüber war er sich selbst vollständig klar[4]) — aber Entstellung und Verdrehung der Thatsachen zu Gunsten seines Gegenstandes wird man mit Recht ihm nicht vorwerfen können. Und nicht bloß den Insinuationen Maimburgs, sondern auch Pallavicino's[5]) und Varillas' geht er nach

---

[1]) S. das Praeloquium zu dem Commentarius. Über Hortleder vgl. oben S. 370 ff.

[2]) S. die weiter oben (S. 490 Anm. 1) angeführte Stelle aus dem Praeloquium.

[3]) Vgl. in Betreff Sleidans die Additio I zum Praeloquium des Commentarius. — Über Hortleder spricht sich Seckendorf im Praeloquium gebührend aus.

[4]) „Sic mixtum aliquod scripti genus enatum est inter Historicum et Apologeticum."

[5]) Sforza Pallavicino: Istoria del concilio di Trento. (2 Teile). Roma 1656—1657. — Pallavicinus starb 1667 als Kardinal. — Ant. Varillas: Hist. de revolut. arrivées en Eur. en matière de relig. 6 vol. Paris 1686—1689.

und enthüllt sie. An urkundlicher Materie hat es Seckendorf nicht gefehlt; das Sachsen-Ernestinische Archiv stand ihm als sichere Voraussetzung zu Gebote — er hat u. a. die Kollektaneen Spalatins fleißig benutzt [1]) — aber auch der kursächsische Hof zeigte Teilnahme für sein Werk und unterstützte es aus seinen Archiven. So darf man mit Fug behaupten, daß Seckendorfs Commentare unsere Kenntnis der deutschen Reformationsgeschichte um ein beträchtliches gefördert und der geistige Urheber derselben einen gewandten und zugleich überzeugten Anwalt in ihm gefunden hat. Von einer der Form nach rein historischen Darstellung konnte bei dieser Anlage des Werkes keine Rede sein, obwohl Seckendorf gut zu schreiben und zu berichten versteht. Daß ein staatsmännisch gebildeter und erfahrener, ein politischer Kopf sich dieses Mal der Sache angenommen hat, blickt überall durch und ist, wenn wir dieses noch ausdrücklich hervorheben sollen, z. B. von Leibniz, der zu der Ausführung des Commentars einiges beigetragen hat, nachdrücklich ausgesprochen worden [2]).

[1]) S. oben S. 230ff.

[2]) Vgl. Leibnizens Briefwechsel mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, ed. Rommel, Bd. 2 S. 27. 296 (d. 1691) äußert sich Leibniz hier noch vor der Vollendung des Commentars in hinterher vollständig bestätigter Anerkennung über denselben weitläuftig genug: „Cet ouvrage sera excellent par plusieurs raisons, car outre que le stile est poli et satisfait aux oreilles delicates, il y aura une infinité des choses non imprimées ou peu connues auparavant, et il y paraitra une grande sincerité et solidité accompagnée d'une honeste modestie etc. etc. Leibniz hat, um zunächst dem zweifelnden Landgrafen einen besseren Vorgeschmack von Seckendorfs Werk beizubringen, einen Bericht darüber an die Acta Eruditorum eingesandt. Ferner wollte er denselben ermuntern, einen Auszug aus seinem Werke für Ungelehrte und zum Übersetzen in verschiedenen Sprachen zu verfassen (Rommel a. a. O. S. 371). Ein solcher Auszug in deutscher Sprache ist ja auch wirklich erschienen. — Leibniz hat aber, ganz in seiner abwägenden Weise, zugleich den Wunsch ausgesprochen (a. a. O. II, 296—297), es möchte von katholischer Seite ein Seitenstück zu Seckendorfs Werk mit denselben Vorzügen der „Gründlichkeit und Mäßigung" aufgestellt werden, denn der Eifer und doch wieder die Nachlässigkeit des Raynaldus seien nicht erbaulich. — —

Seckendorfs Commentar hat übrigens bald nach seinem Erscheinen eine Schrift E. W. Tenzels, den wir ja kennen (s. oben S. 724), hervor-

Die Kirchengeschichte im ganzen hat zwei originelle Leistungen aufzuweisen, von welchen die zweite zugleich wissenschaftlich einen unverkennbaren Fortschritt bedeutet. Die eine davon ist die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Gottfried Arnold [1]). In der Entwickelung der kirchlichen Geschichtschreibung gilt dieses Werk als epochemachend, weil es den ehernen Reif sprengte, in welche die engherzige Orthodoxie bisher die Behandlung der Kirchengeschichte geschmiedet hatte. Es ist vor allem eine Erweiterung derselben, die Arnold herbeiführte, indem er auch die nicht orthodoxen Erscheinungen, die im Verlaufe der kirchlichen Entwickelung zu Tage getreten waren, die Häresien, als ein inhärirendes, gleichberechtigtes Moment der Kirchengeschichte verkündigte und darstellte. Mit der an die Spitze gestellten

---

gerufen, die unter dem Titel „Historischer Bericht vom Anfang und ersten Fortgang der Reformation Lutheri zur Erläuterung des Hrn. v. Seckendorff Historie des Lutherthums mit großem Fleiß erstattet" von E. S. Cyprian mit einer längeren Vorrede und durch eine ziemliche Anzahl von „nützlichen Urkhunden" vermehrt (1717) herausgegeben wurde. Die Schrift Tenzels ist gut geschrieben und von stramm lutherischer Gesinnung diktirt. In dem historischen Material ist er für seine Zwecke vollständig orientirt und ergänzt den Text mit zahlreichen und weitläufigen Anmerkungen. Die Kritik gegenüber der alten Kirche dürfte vielleicht hier und da im Interesse der Billigkeit umsichtiger sein. Des Myconius hist. ref. (s. oben S. 228) scheint Tenzel vorgeschwebt zu haben, er bringt übrigens in seinem Bericht über die ersten Anfänge der Reformation nicht hinaus (1527). — Der Herausgeber der geb. Schrift Tenzels, Ernst Salomon Cyprian, hat übrigens auch selbständig an der Aufhellung der Reformationsgeschichte mitgewirkt, wie er überhaupt ein fruchtbarer Schriftsteller war (vgl. über ihn u. a. Schröckh, Lebensbeschreibungen VI, 1). Wir haben von ihm eine „Historie der Augsb. Confession" (1730), die zwar, streng genommen, nicht als eine Geschichte, aber urkundlich, wie sie ist, als ein schätzbarer Beitrag zu dem beregten Thema gewürdigt zu werden verdient. — Cyprian war geboren 1673 zu Ostheim a. d. Rhön, Kirchenrat und Bibliothekar, zuletzt Vizepräsident des Consistoriums in Gotha. Er starb 1745.

[1]) Arnold war 1666 zu Annaberg geboren, in Wittenberg gebildet, durch Spener für dessen theologische Richtung gewonnen, erhielt 1697 den Ruf als Professor der Geschichte nach Gießen, resignirte aber noch in demselben Jahre, wurde 1700 Hofprediger zu Sachsen-Eisenach, 1705 Prediger zuerst zu Werben in der Altmark, dann zu Perleberg, starb 30. Mai 1714. Vgl. Dr. Franz Dibelius, Gottfried Arnold. Berlin 1873.

Unparteilichkeit ist es freilich zweifelhaft bestellt, da er einen zeitlichen Gegensatz, den Spener'schen Pietismus und die orthodoxe Dogmatik, in die älteste und ältere Epoche der Kirche hineinträgt und mit einer aprioristischen Thesis, daß es nämlich, wie es damals war, immer so in der Kirche gewesen sei, seiner gesammten Auffassung und Beurteilung unterlegt. Er sieht nur in den zwei ersten Jahrhunderten der Geschichte den wahren Geist des Christentums leuchten, von da ab fortgesetzte und wechselnde Verfinsterung; die Reformation bringt eine kurze Unterbrechung dieses trostlosen Zustandes, bald aber, teilweise noch durch Luther und vor allem durch Melanthon, wird die Kirche Christi wieder in die Finsternis zurückgeworfen. Haben die Centuriatoren den Grund des Übels überall in dem Papsttum erkannt und nachzuweisen versucht, so Arnold noch viel mehr in dem „Pfaffentum", in welcher Gestalt und unter welcher Form es auch auftreten mag. Es war unvermeidlich, daß er auf diesem Wege weder der altprotestantischen Kirche und ihren Größen noch der mittelalterlichen Hierarchie und dem Papsttum, auch da, wo sie um die menschheitliche Civilisation unbestreitbare Verdienste haben, gerecht zu werden vermag. Es ist in dieser Richtung derselbe ungeschichtliche Standpunkt, den wir bereits von seinen Anfängen an verfolgt haben, immer nur auf einer Seite Licht und auf der anderen Seite Dunkel und Finsternis zu erblicken. Es ist mit einem Worte eine durchweg dualistische Geschichtsbetrachtung; sie ist zugleich durchaus und unbedingt subjektiv, unfähig, das Objektive in den geschichtlichen Dingen und Evolutionen zu erkennen und zu würdigen, indem sie an alles den Maßstab seines persönlichen Urteils und vorgefaßter Meinung anlegt und überall bei den Gegnern die niedrigsten Motive voraussetzt. Von einer wissenschaftlichen Haltung des Werkes, von einem Fortschritt in der Durchdringung und dem Verständnisse der auf einander folgenden Erscheinungen und Umbildungen ist also, trotz alles Fleißes, mit welchem Arnold sein Material zusammengetragen, schlechterdings keine Rede. Die historische Kritik steht unter dem lähmenden Banne einer im

höchsten Grade beschränkten und verdunkelnden Denkweise. Der Form nach ist das weitschichtige Werk doch nur eine schwerfällige, ungegorene Materialiensammlung [1]).

Ganz anders liegen die Dinge bei Mosheim, bei welchem der Einfluß der siegreich vordringenden freien Denkweise und Bildung des 18. Jahrhunderts sich vernehmlich geltend macht [2]). Uns kommt es bloß darauf an, die Förderung, welche durch ihn und in seinen kirchengeschichtlichen Darstellungen die Geschichtschreibung überhaupt erfahren hat, mit einigen Andeutungen klar zu stellen [3]). Will man die Bedeutung Mosheims kurz bestimmen, so kann man sagen, daß er die neuere kirchliche Geschichtschreibung eröffnete, deren charakteristisches darin gefunden wird, daß die Kirchengeschichte das feierliche kirchenväterliche Kostüm von nun an ablegte und sich in wachsendem Maße in das leichtere, moderne Gewand der politischen Geschichte kleidete [4]). Er verfährt aber im Gegensatz

---

[1]) S. F. Chr. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung S. 85 ff. — L. F. Köhler in der Zeitschrift für hist. Theologie 1871 S. 3 ff. — Frank, Gesch. der protest. Theologie II, 303 ff. — Dibelius a. a. O. S. 263—278.

[2]) Mosheim, geboren 1694 zu Lübeck, wurde 1721 Professor zu Kiel, 1723 zu Helmstädt, 1747 Kanzler der vor kurzem gegründeten Universität Göttingen, wo er 1755 gestorben ist. S. Meusels Lexicon der verst. Schriftst. 9, 347. — Henke in der Erlanger theol. Realencyclopädie s. h. v.

[3]) S. Baur a. a. O. S. 118 ff.

[4]) S. Baur a. a. O. S. 119. — Mosheim schrieb zuerst Institutiones hist. eccles. Novi Testamenti (1726), auf 4 Bücher angelegt, von welchen aber nur drei ausgeführt wurden. Eine neue Ausgabe waren die Institut. hist. antiquioris (1737), und auf diese folgten (1741) als besonderes Werk die Instit. hist. recentioris. Im Jahre 1739 hatte er angefangen, in den Instit. hist. eccles. saeculi primi major. die Kirchengeschichte neu zu bearbeiten. Daran reihen sich dann die beiden Hauptwerke: De rebus Christianorum ante Constantinum M. Commentarii (1753) und Institutionum hist. eccles. antiquae et recentioris libri IV (1755), und diese letzteren in der deutschen Übersetzung sind die eigentliche Mosheim'sche Kirchengeschichte. Vgl. Lücke, Narratio de Jo. Laur. Moshemio, Programm zur Säkularfeier der Gött. Universität (1837) S. 37 ff. Was Schlosser (Gesch. des 18. Jahrh. 5. Aufl. I, 192. IV, 90. 95) über Mosheim sagt, will nichts bedeuten; ob die Insinuation, daß Mosheim sich der lateinischen Sprache aus „Vorsicht“ bedient habe, zutrifft, mag dahin gestellt

zu seinen Vorgängern methodisch und geht vom Begriff der Kirchengeschichte selbst aus. Er definirt sie als die klare Erzählung dessen, was sich in der Gesellschaft der Christen äußerlich und innerlich ereignet hat, und zwar so, daß wir aus dem Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen die göttliche Vorsehung bei ihrer Stiftung und Erhaltung kennen lernen und weiser und frömmer werden. Er vergleicht diese Gesellschaft mit einem Staat, dessen Zustand sich sowohl durch das, was ihm von außen begegnet, als auch innerlich, auf verschiedene Weise ändert, und macht daher die Unterscheidung des Äußeren und Inneren zur Haupteinteilung der Kirchengeschichte. Die äußere hat zu erzählen, was der Kirche glückliches oder unglückliches widerfahren ist, die innere bezieht sich auf das Christentum als Religion und auf die Veränderungen, die in dieser Beziehung vor sich gegangen sind. Auch hier wird die Analogie mit dem Staate zu Hilfe genommen, um alles, was zum Inhalt der Kirchengeschichte gehört, in sachentsprechender Weise einzuteilen und zu ordnen. Mosheim, indem er diese Parallelisirung weiter durchführt, nimmt der Kirchengeschichte das spezifisch kirchliche Interesse, das die Kirchenhistoriker älterer Ordnung ausschließlich beherrscht hatte. Die Kirche ist ihm ein Verein von Menschen wie der Staat, ja die Kirche wird ihm zum Staat. Von diesem Standpunkte aus zieht Mosheim nur den großen Vorteil, daß er sich in der Lage sieht, sich zur Kirchengeschichte in ein rein objektives Verhältnis zu setzen und mit der auf diesem Gebiete überlieferten subjektiven Auffassungsweise gründlich zu brechen. Daß in der Durchführung dieses Standpunktes ein wissenschaftlicher Fortschritt liegt, ist unzweifelhaft, obwohl die Interesselosigkeit und Kühlheit, welche auch sonst aufregenden Vorgängen gegenüber eine Folge desselben sind, nicht immer wohlthuend berühren. Daß Mosheim bei solchen Grundsätzen den Begriff der Kirche

---

bleiben. Zu vgl. Hettner (Gesch. der deutschen Literatur im 18. Jahrh. III, 1 S. 298—301). — Ehrenfeuchter in d. Göttinger Professoren S. 11 ff.

veräußerlicht und verweltlicht, muß allerdings zugegeben werden, er ersetzt diesen Mangel durch eine Reihe von Vorzügen, die denselben wieder aufwiegen. Er führt die Kirchengeschichte aus der polemischen und pietistischen Beschränktheit eines Arnold auf die Höhe eines freieren und weiteren Gesichtskreises. Er bestrebt sich, sie aus der Welt- und Religionsgeschichte und der Geschichte der Philosophie zu beleuchten, und sie besonders durch genauere Erforschung solcher Momente, die sich auf die Entwickelung des Dogma und das innere Wesen des Christentums beziehen, mit einem neuen geistigen Inhalt zu bereichern[1]). Er strebt nach einer pragmatischen Behandlung der Geschichte. Da nun seine Geschichtsanschauung eine politische ist, mußte in seinen Händen auch der Geschichtspragmatismus einen politischen Charakter annehmen. Die Geschichte soll nach ihm nicht bloß sagen, was, sondern auch wie und warum es geschehen ist, d. h. die Ereignisse aus ihren Ursachen erklären. Der Geschichtschreiber muß also neben allen anderen literarischen Hilfsmitteln die menschliche Natur genau kennen, denn wer mit dem Geistigen, den Charakteren, Neigungen und Begierden der Menschen und der Macht ihrer Leidenschaften bekannt sei, werde auch das Geschehene um so leichter erklären können. Diese Art Pragmatismus, der sich unter Mosheims Nachfolgern noch nachdrücklicher entwickelte, hat zwar selbst wieder der subjektiven Beurteilungsweise der handelnden Menschen die Thüre zu weit geöffnet, aber im Vergleich mit der vorausgegangenen, in der Geschichtschreibung überhaupt herrschenden mechanischen und leblosen Manier muß sie als eine fruchtbare Förderung begrüßt werden. Ein gleiches gilt von Mosheims Veräußerlichung oder Verweltlichung des Begriffes der Kirchengeschichte, von welcher wir bereits gesprochen haben. Man kann zugeben, daß er vielleicht auch hierin des Guten zu viel gethan hat, aber die Erweiterung desselben an sich ist bestehen geblieben und von Geschlecht zu Geschlecht festgehalten und eben dadurch legitimirt

---

[1]) S. Baur a. a. O. S. 132.

worden. Sie hat zugleich auf die Behandlung der politischen Geschichte zurückgewirkt und zur Ausdehnung ihrer Grenzen beigetragen.

Die Literaturgeschichte in dieser Zeit hat zwar auch nur entfernt kein Werk wie Mosheims Kirchengeschichte aufzuweisen, es kann indes gleichwohl zugegeben werden, daß sie einen ansehnlichen Schritt vorwärts gethan hat. Bis auf einen gewissen Grad war dieser Fortschritt auch von dem Grade der Entwickelung der Literatur selbst bedingt. Im übrigen war der Gewinn doch mehr stofflicher als geistiger Natur. Es ist nicht unsere Absicht, auf einzelne Leistungen einzugehen, und zwar aus dem Grunde, weil, vom historiographischen Gesichtspunkte aus beurteilt, kein Werk vorliegt, von welchem sich behaupten ließe, daß es auf die Entwickelung der Geschichtschreibnng überhaupt fühlbar eingewirkt habe, wie das Mosheims Kirchengeschichte in der That gethan. Die umfassenden Arbeiten eines J. G. Morhof[1]) und J. F. Reimann[2]) waren für ihre Zeit höchst fördernd und Ergebnisse einer unermüdlichen Arbeitskraft, aber einen höheren Standpunkt haben sie nicht gewonnen. Es war vielleicht die Zeit dazu noch nicht gekommen. Das schließt nicht aus, daß wir die Arbeitskraft und den rührenden Fleiß dieser Männer rückhaltlos anerkennen und nie vergessen, wie sie durch ihre Schriften das Interesse für die Teilnahme der Gebildeten der Nation an den geistigen Arbeiten derselben nachhaltig geweckt haben[3]). Wir wissen recht gut, was Spätere gerade diesen ihren Vorgängern auf diesem Gebiete zu verdanken gehabt haben. Als eine wesentliche Vertiefung und Erweiterung der Literaturgeschichte sollen die literarhistorischen Werke Hermann von der Hardts

---

[1]) Morhof, geboren 1639 zu Wismar, gest. 1691 zu Kiel. Die erste Ausgabe seines Polyhistor erschien 1688.

[2]) Über Reimann s. oben S. 577.

[3]) Wer sich über die einzelnen Leistungen dieser Zeit auf dem literarhistorischen Gebiete näher orientiren will, s. Wachler a. a. O. I, 2 S. 879 ff. und II, 1 S. 329 ff.

nicht unerwähnt bleiben, schon weil sie sich mit der Kirchengeschichte nahe berühren und mit die wichtigste Epoche unserer Geschichte, nämlich die Zeit der Koncilien und der Reformation betreffen. S. v. d. Hardt, aus der Schule Speners stammend, schöpfte, darf man sagen, aus der Tiefe seines warmen religiösen Glaubens die Kraft zu seinen umfassenden Arbeiten [1]). Allerdings war er überwiegend Sammler, unermüdlich in seinem Eifer, aber ohne zu einer wirklichen Verarbeitung seines überreichen Stoffes zu gelangen [2]). So ist denn auch die Fortsetzung seiner Literaturgeschichte der Reformation, wie die Acta des Basler Koncils ungedruckt geblieben. Es sind Magazine höchst wertvoller Materialien, für die Geschichte der Koncilien und noch mehr der Reformation, auch nur insoweit sie gedruckt vorliegen, noch zur Zeit nicht ganz überflüßig geworden.

[1]) v. d. Hardt, aus Melle im Hochstift Osnabrück, 1660 geboren, 1690 Professor in Helmstädt, starb 1746. Vgl. Rathlef, Gesch. jetzt lebender Gelehrter I, 105 ff. IV, 477 ff. VIII, 434 ff.

[2]) Acta Concilii Constanciensis (1700). — Hist. litteraria Reformationis (1717). Acta Concilii Basiliensis.

Viertes Buch.

Die deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter der klassischen Nationalliteratur.

Von Friedrich d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen.

Ich weiß nicht, ob ich auf allgemeine Zustimmung rechnen darf, indem ich in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Historiographie eine Epoche konstituire, die sich an die Blütezeit unserer klassischen Nationalliteratur anlehnt. Wenigstens wüßte ich keinen anderen sachgemäßen Vorschlag zu machen. Die siegreiche Entfaltung der nationalen Literatur in verschiedenen Gestalten bildet doch die charakteristische, wenn auch nicht ausschließliche Signatur der Zeit. Sie zieht alle übrigen geistigen Erscheinungen in ihren Kreis und überläßt sie, gestärkt und veredelt, ihrer weiteren selbständigen Entwickelung. Man wird kaum in Abrede stellen wollen, daß gerade die Geschichtschreibung diese Einwirkung in hohem Grade an sich erfahren und auf diesem Wege eine höhere Stufe ihrer Gestaltung erklommen hat. Dieser Fortschritt betrifft zunächst, so weit Form und Inhalt überhaupt zu trennen sind, allerdings mehr nur die formale Seite ihrer Erscheinung, jedoch bleibt es gewiß, daß nur diejenigen Geschichtschreiber, die sich dieser Einwirkung nicht entzogen haben, wenn wir so sagen dürfen, in das allgemeine Bewußtsein der Nation übergegangen sind. Wir werden zwar einzelne Forscher hoch zu rühmen haben, aber den Gebildeten unseres Volkes sind sie bald fremd geworden, weil sie es nicht verstanden oder es verschmähten, nach jenem goldenen Preise zu ringen. Der wissenschaftliche Wert ihrer

Leistungen hat durch diesen Verzicht sicher keinen Abbruch erfahren, aber es fehlt doch nicht an Beispielen, daß Werke des angestrengtesten Fleißes durch ihre Formlosigkeit in vollständige, fast unbillige Vergessenheit geraten sind. Es muß hinwiederum allerdings zugegeben werden, daß auf Grund der bloß formalen Kunst manche Scheingröße erwachsen ist, indes das richtende Urteil, wenn nicht der Mitwelt, so doch der Nachwelt, das zugleich nach dem Kerne frägt, welchen die gefällige Schale verbirgt, hat schnell genug den bestechenden Zauber gebrochen. Nun wird es aber keinem Denkenden in den Sinn kommen, zu glauben oder behaupten zu wollen, jener Einfluß der allgemeinen literarischen Bewegung auf die Geschichtschreibung habe sich auf die formale Veredlung und die bloße Außenseite der Dinge beschränkt. Erst indem sie die Form zugleich mit höheren Gesichtspunkten und tieferer Durchdringung der erforschten Thatsachen erfüllte, indem sie lehrte, den Zusammenhang derselben aufzusuchen und die verschiedenen Kräfte des menschheitlichen und Völkerlebens zu ergründen, entstanden Werke, welche mit den vorausgeeilten und überlegenen Leistungen der Mehrzahl der übrigen Kulturvölker des Abendlandes den Wettkampf wagen durften. Jedoch nicht bloß dieses. Die gebildeten Kreise unsrer eigenen Nation fingen erst seit dieser Zeit an, für unsere Geschichtschreibung eine lebhaftere Teilnahme zu bezeugen. Das Interesse derselben an der aufblühenden Dichtkunst freilich stand die längste Zeit in erster Linie, zuletzt indes ist doch eine Art von Teilung in dieser Neigung eingetreten. Bald umschlingt nicht mehr die Poesie die ganze Aufmerksamkeit der Geister, sie muß sie mit der Philosophie, der Kunstgeschichte, der Altertumswissenschaft und eben der Geschichtschreibung teilen. Und was vordem mehr nur ausnahmsweise geschehen war, die besten Köpfe der Nation wenden sich ihr in wachsendem Umfange jetzt zu und sichern ihr gerade auch aus diesem Grunde eine höhere Stellung oder doch einen nachhaltigeren Erfolg. Es ist nicht ein Gefallen an dem Scheine und die Genugthuung an Äußerlichkeiten, wenn wir stolz und rühmend hervorheben, daß

die ersten Männer der Nation, wie König Friedrich d. Gr., Geister wie Herder und Schiller, jeder in seiner Weise, in die Reihe der Geschichtschreiber eintreten, nicht zu reden von so manchem hochbetagten Staatsmann, der unmittelbar und mittelbar sich die Förderung der geschichtlichen Produktion angelegen sein läßt: die Akademien und Hochschulen, wie die von Berlin und Halle, fahren fort, sich an diesen Studien zu beteiligen, oder es werden neue gegründet: die Akademien zu München (1759) und Mannheim und die Universität Göttingen. Die Geburtsstunde der letzteren liegt wie schon erwähnt, um ein weniges jenseits des neu beginnenden Zeitraumes. Sie hat auf die Entwickelung der historischen Wissenschaft, in erster Linie über ein halbes Jahrhundert lang den fruchtbarsten Einfluß ausgeübt. Es gereicht ihr zur Ehre, daß sie die erste der deutschen Hochschulen ist, an welcher ein historisches Institut gegründet worden ist. Die Publikationen der mit der Universität enge verbundenen Societät der Wissenschaften stehen mit diesem Vorgange im engsten sachlichen Zusammenhange. An Fürstenhöfen hat die Geschichtschreibung dieser Epoche nur in wenigen Fällen erhebliche, direkte Förderung erfahren. Friedrich d. Gr. hatte von der deutschen Literatur eine viel zu geringe Vorstellung, als daß er, wenn er auch selbst in seiner Art Geschichte schrieb, sie hätte in Schutz nehmen sollen. Der kleine Hof zu Weimar that sein Möglichstes in der Beschützung der schönen Literatur, und wäre es unbillig gewesen, noch ein weiteres von ihm zu verlangen. Andere wieder glaubten mit der Unterstützung der Sammlung und Veröffentlichung des historischen Materials sich genug gethan zu haben, und wieder Andere konnten sich einer gelinden Scheu vor einer unabhängigen, freien Geschichtschreibung nicht erwehren. Nur der Wiener Hof macht insoferne eine Ausnahme, als er die Durchführung des Werkes über die deutsche Geschichte, das dann lange Zeit das verbreitetste und beliebteste seiner Art gewesen ist, begünstigt hat. Dieses allerdings in der Gewißheit, daß es mit dem dort herrschenden Systeme nicht in Widerspruch geriet.

Deutschland hatte übrigens Ursache genug, auf diesem wissenschaftlichen Gebiete sich aufzuraffen und seine Kräfte anzuspannen. Was auch bisher hierin einzelnes Bedeutendstes geleistet worden war, die Franzosen und zum Teile auch die Engländer waren ihm im großen und ganzen noch immer voraus. Den weitreichendsten Einfluß hat Frankreich ausgeübt: den Spuren Montesquieus und Voltaires, von anderen vorläufig gar nicht zu reden, begegnet man auf allen Wegen; es wäre eine tadelnswerte Lücke, wollte man darüber hinwegsehen; man wird aber ohnedem von selbst immer wieder auf sie zurückgeführt. Es wäre über alle Maßen kleinlich und ungebührlich, an dieser packenden Einwirkung nur ein Jota ändern zu wollen. Selbst der gefeiertste deutsche Historiker der Epoche, Johannes von Müller, hatte nach seinem eigenen Geständnisse, den Urhebern des „Geistes der Gesetze" und des „Jahrhunderts Ludwigs XIV." recht vieles zu verdanken oder abgesehen. Der ausgesprochene kosmopolitische Geist des Jahrhunderts erleichterte diese Annäherung einer Nation an die andere ohnedem in hohem Maße. Man würde gerade auch die deutsche Geschichtschreibung der Zeit schwerlich gebührend zu würdigen wissen, würde man solche Einwirkungen auf sie nicht in ihrem ganzen Umfange überschauen. Diese Einwirkung fand freilich an dem ursprünglichen Charakter unsrer Nation ein beinahe präjudizirendes Entgegenkommen: die damit zusammenhängende Gabe, die verschiedensten Nationalitäten und geschichtlichen Erscheinungen zu verstehen und ihnen gerecht zu werden, fließt unmittelbar aus dieser Quelle und hat uns mehr als jedes andere Volk befähigt, die Geschichte der Menschheit, die allgemeine Geschichte mit unendlich treffenderen und nachhaltigeren Ergebnissen zur Darstellung zu bringen, als jedes andere Volk dies vermocht hat. Mit der erwähnten kosmopolitischen Richtung des Jahrhunderts berührt sich der humanitäre, aufklärende Geist, der nicht minder zur Signatur desselben gehört, aufs engste. Beide haben ja unverkennbar auch an ihren Schwächen getragen. Die eine trat der korrekten Erkenntnis und Würdigung

des nationalen Elementes oft hemmend in den Weg, die andere erschwerte in ihrer Selbstüberschätzung das erforderliche Verständnis und die gebührende Wertschätzung des Mittelalters. So hat man es vielleicht mit zu wenigem Vorbehalte ausgesprochen, daß jenem Jahrhundert der geschichtliche Sinn in gar zu hohem Grade verloren gegangen sei. So viel Begründetes an diesem Vorwurfe überhaupt ist, das Gebrechen hat sich allmählich ausgeglichen und ist zuletzt in das Gegenteil umgeschlagen. Indes bei näherem Zusehen war es in diesen Dingen bei uns vielleicht doch nicht durchweg so schlimm bestellt, als man sich eingeredet hat. Noch innerhalb des in Rede stehenden Zeitraumes ist das Mittelalter vollauf zu seinem Rechte gekommen, und wie schlimm es auch in der Wirklichkeit mit unserer politischen Nationalität beschaffen gewesen sein mag, es hat auch damals nie ganz an Männern gefehlt, die für sie mit historischen und publizistischen Waffen eintraten, nachdrücklich auf den Urquell des deutschen Wesens hinwiesen und den gesunden Patriotismus den verschwommenen internationalen Gesinnungen Anderer gegenüberstellten. Dafür, wir bezweifeln das nicht, wird auch unsere Erörterung Zeugnisse aufbringen. Die deutsche Philologie hat in dieser Zeit doch hinlängliche Fortschritte aufzuweisen. Wenn sie auch vielleicht in einer Beziehung hinter den Ergebnissen der vorausgegangenen Epoche zurückbleibt, so streift sie dafür doch manchen überlieferten Irrtum gerade in der Auffassung unseres Altertums mitten unter dem Andrang neuer Verkehrtheiten siegreich ab und beschreitet die Bahn der echten Geschichtlichkeit. Außerdem, die glückliche Erweiterung der Kenntnis unserer mittelalterlichen Dichtung, wie z. B. der Minnesänger, der Nibelungen u. s. w. hat zum genaueren Verständnis des deutschen Mittelalters überhaupt doch Wesentliches beigetragen [1]).

Die Frage liegt in diesem Zusammenhange nahe, welche Arten der Geschichtschreibung im Zeitalter Friedrichs d. Gr. überhaupt

[1]) Vgl. R. v. Raumer, Gesch. der german. Philologie S. 204 ff.

in erster Linie stehen, bzw. welche Bereicherung denselben jetzt in dieser Richtung zu teil geworden ist? Den fruchtbarsten Umschwung hat ohne Zweifel die Behandlung der alten Geschichte durch die Begründung der klassischen Altertumskunde erfahren. Dieser Umschwung erweist sich als ein ganz außerordentlicher und hat nicht verfehlt, auf die Geschichtschreibung im Großen fördernd zurückzuwirken. Weiterhin wird die Darstellung der „Allgemeinen Geschichte“ reformirt und erhält durch das Emporkommen der Philosophie der Geschichte, womit bis jetzt nur ein leiser Anfang gemacht worden war, eine ungemein wohlthätige und weittragende Vergeistigung. Die wissenschaftliche Erforschung und Behandlung der mittelalterlichen Geschichte, als einer Epoche für sich und doch wieder als Glied der gesammten Entwickelung, hält allerdings nicht gleichen Schritt mit der Förderung der alten Geschichte, wir haben aber bereits angedeutet, daß im Verlaufe dieses Zeitraumes auch für sie, soweit es dabei namentlich auf die Erkenntnis und Würdigung der Bedeutung derselben ankommt, bessere Tage anbrechen. Die „Europäische Staatengeschichte“, deren Genesis uns weiter oben beschäftigt hat [1]), erfreut sich fortgesetzter, zunehmender Pflege, sie ist aus praktischen Gründen ein bevorzugter Gegenstand der geschichtlichen Vorträge an den Universitäten, bis am Ende das bestehende europäische Staatensystem selbst in die Brüche geht [2]). Die neue und die Zeitgeschichte, die sich damit einigermaßen berühren, nehmen, was hervorragende Leistungen anlangt, freilich keinen breiten Platz ein. Es fehlte uns eben doch das anregende, öffentliche politische Leben, ohne welches diese Frucht nirgends recht gedeihen kann, doch sind auch auf diesem Gebiete einzelne Werke zu verzeichnen, die nicht bloß im Vergleiche mit den verwandten Leistungen früherer Zeiten ein Fortschreiten bekunden, das uns mit Genug-

---

[1]) S. oben S. 529 ff.

[2]) Einige lehrreiche Bemerkungen über diesen Gegenstand finden sich bei D. Michaelis, Raissonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland 1. Teil S. 184 ff.

thuung erfüllen darf. Wenn daher Lessing mit seinem Satze, daß am Ende nur der den Namen eines Geschichtschreibers verdient, der die Geschichte seiner Zeit behandelt, Recht behielte, so würden wir wenigstens nicht mit ganz leeren Händen vor seinem Richterstuhl zu erscheinen brauchen. Nicht ohne jede Befriedigung blicken wir auf das Schicksal hin, welches der deutschen Geschichte zu teil wird. Käme es dabei bloß auf den Umfang des Hervorgebrachten an, dürfte dieselbe sogar eine lebhafte sein; die „Reichsgeschichte" und das Vorherrschen der staatsrechtlichen Gesichtspunkte setzen sich zwar fort, aber der selbständigere, freiere Geist dringt doch auch hier unverkennbar ein und nebenher entsteht doch eine „Geschichte der Deutschen", die den Standpunkt der Volksgeschichte mit Erfolg zur Geltung bringt und auf lange hin in den gebildeten Kreisen der Nation sich einen Platz erobert. Die höchste Zeit war es, denn es mußte für die deutsche Geschichtschreibung doch gar zu beschämend erscheinen, daß eine geistvolle deutsche Fürstin, die das Bedürfnis eines lesbaren Buches über die deutsche Geschichte in ihrer Art lebhaft fühlte, sich an Voltaire wendete und den Bereitwilligen aufforderte, diese Lücke auszufüllen. Die Bearbeitung der Geschichte einzelner deutscher Staaten und Länder hat auch jetzt nicht aufgehört, eine besonders kräftige Anziehungskraft auf unsere Historiker auszuüben. Der Partikularismus entwickelte neben dem Kosmopolitismus doch die ganze Zeit über noch eine gewaltige Lebenskraft. Zwar ist auf diesem Felde nach wie vor viel Mittelmäßiges zu stande gekommen, aber doch zugleich auch einzelnes Vortreffliches, das sich bis auf den heutigen Tag in seinem Werte behauptet. Der ehrliche, entsagende deutsche Fleiß ist gerade auf diesem Felde in mehr als einem Falle nachdrücklich zu Tage getreten. Und wiederum, von einer dieser Spezialgeschichten ist eine ungewöhnlich kräftige Einwirkung auf die Behandlung der älteren deutschen Geschichte selbst ausgegangen, die, was man später gegen die Haltbarkeit derselben eingewendet hat, unter allen Umständen der höchsten Beachtung würdig bleibt. Eine andere dieser

Landesgeschichten, die der schweizerischen Eidgenossenschaft, hat in den Augen wenigstens der Zeitgenossen das Höchste geleistet, was die Geschichtschreibung überhaupt zu leisten vermochte, und hat ihren Urheber, allerdings im Zusammenwirken mit anderen Ursachen, an die Spitze der deutschen Historiker gestellt. Sie vor allem hat einer treffenden Auffassung und gerechteren Beurteilung des Mittelalters vorgearbeitet, wie sie durch die romantische Schule, die am Ende dieser Epoche sich konstituirt, dann in ein System gebracht und durch die Epigonen derselben nahezu in Mißkredit gebracht wurde, ein Schicksal, vor welchem sie nur durch eine neue Wendung der geschichtlichen Wissenschaft in unserem Jahrhundert bewahrt worden ist. In den Reihen der Spezialhistoriker erblicken wir aber auch wieder einen Mann, der, wie von der Hand Lessings berührt, allen Illusionen abgewandt, ein nüchterner, abwägender Kopf, so gut wie der Verfasser der Schweizergeschichte, auf der Höhe der historischen Wissenschaft stand und nur aus dem Grunde um so viel weniger volkstümlich geworden ist, weil er den Ehrgeiz und aber auch die Gabe nicht besaß, daher sich auch niemals versucht fühlte, anderweitige Zwecke zu verfolgen, die, wie berechtigt sie auch waren, jenseits der Grenzen seiner Wissenschaft lagen.

Die Kirchengeschichte arbeitet auf der Grundlage weiter, welche noch unter Mosheim gelegt worden war. Sie ist durch eine Anzahl von Werken vertreten, die an Bedeutung der politischen Geschichte Konkurrenz machen, bei welcher die letztere sogar in die Schule gegangen ist und von welcher sie die fruchtbarsten Anregungen erfahren hat. Der kritische Geist, der mit der Begründung der Kirchengeschichte durch die Centuriatoren in die geschichtliche Forschung eingeführt worden ist, wuchert auf diesem Felde fortgesetzt mit unerschöpfter Kraft und gibt ein weithin leuchtendes, nicht verlorenes Beispiel. So ist es denn auch kein Zufall, daß mehr als einer der besseren Profanhistoriker dieser Epoche von der Kirchengeschichte ausgegangen ist. Die Bedeutung dieses Verhältnisses würde am deutlichsten werden, wollte man

das Vordringen der historischen Kritik im Zusammenhange darstellen; aber auch so, hoffen wir, wird sie nicht im Dunkeln bleiben. Es ist eine Thatsache, die nicht immer die Würdigung gefunden hat, die sie verdient, daß gerade in der zweiten Hälfte des in Frage stehenden Jahrhunderts, trotz der weitverbreiteten Neigung zu Illusionen und Abstraktionen, der kritische Geist in der geschichtlichen Forschung viel kräftiger und erfolgreicher arbeitete, als man in der Regel anzunehmen beliebt. Die Begründung einer selbständigen historischen Wissenschaft, wie sie in unserem Jahrhundert sich vollzog, wäre ohne diese Anticedentien nicht zu denken, wenn auch das Mißverständnis zurückgewiesen werden muß, als wäre diese Begründung schon jetzt erfolgt. Dazu war ein viel zu geringer Zusammenhang in der ganzen historiographischen Bewegung vorhanden, waren eine Reihe von Grundsätzen der geschichtlichen Forschung noch nicht erkannt, war die Kunst der Auffindung und Anwendung aller Hilfsmittel derselben noch viel zu jugendlich und unentwickelt, endlich der politische Geist und das Urteil der Nation im großen selbst noch zu unreif und unerfahren. Wie hätte man außerdem ohne Vorbehalt den Geschichtschreiber für einen der größten aller Zeiten halten mögen, dem bei allen anderen unvergleichlichen Vorzügen der kritische Geist in viel zu geringem Umfange mit in die Wiege gelegt worden war.

Daß die moderne Literaturgeschichte in dieser Epoche geschaffen worden ist, braucht nicht noch einmal ausdrücklich wiederholt zu werden, und ebensowenig, von welchen fruchtbaren Folgen dies für die Vertiefung der Geschichte im allgemeinen geworden ist. Von höchster Bedeutung aber ist die Begründung der Kunstgeschichte für die Entwickelung der Geschichtschreibung überhaupt geworden [1]). Mit unendlich stärkerem Nachdruck, als es in Betreff der Kirchengeschichte bereits geschehen ist, muß das von derselben ausgesprochen werden. Winckelmann in seiner „Geschichte der Kunst

[1]) Winckelmann war geboren 1717, gest. 1768. Vgl. im allgemeinen Justi's bereits angeführtes Werk über ihn.

des Alterthums" hat zuerst den Nachweis geführt, daß das Außerordentliche und Typische, was die Griechen auf dem Gebiete der Kunst erreicht haben, nicht bloß eine Frucht der besonderen Organisation dieses Volkes ist, sondern zugleich mit dem Himmelsstriche, unter welchem es gelebt, seiner Denkart, seinen Sitten, seinen Staatsverfassungen, überhaupt seiner gesammten Kultur auf das engste zusammenhängt, und daß die Entwickelung und das Schicksal der Kunst, an die allgemeinen Gesetze aller Entwickelung gebunden, in ihrem Emporsteigen und in ihrem Sinken mit der Kultur und den Schicksalen des Volkes gleichen Schritt gehalten hat. Diese so fruchtbare Wahrheit, die uns Nachgeborenen so geläufig erscheint, hat Winckelmann, nach Goethe's Ausdruck ein neuer Columbus, zuerst entdeckt [1]) und in seinem berühmten Werke ausgeführt. Für unsere Zwecke sind eben erwähnte Grundansicht und die damit enge zusammenhängende Methode das Bedeutende: denn sie sind nachher von Anderen auf die Darstellung der Entwickelung verwandter Kulturerscheinungen, im besonderen und auf die Völkergeschichte im großen übertragen worden. Herders berühmtes geschichtsphilosophisches Werk z. B., wie vielfach es auch einen anderen Ton anschlägt, hat unverkennbar mit unter dem Eindrucke von dem Beispiele Winckelmanns gestanden, während dieser selbst in Deutschland in solchen Dingen schlechterdings keinen Vorgänger, und außerhalb Deutschlands, in England und Frankreich, höchstens allgemeine Anregungen für seine spezielle Betrachtungsweise vorgefunden hat [2]).

Es hängt mit dem allgemeinen literarischen Aufschwung der Nation zusammen, daß neben den berührten Hauptarten der Geschichtschreibung noch verschiedene Spielarten derselben auftreten, die wir an dieser Stelle nicht sämmtlich ausdrücklich namhaft zu machen brauchen. Die Biographie und die historische Mono-

---

[1]) S. „Winckelmann und sein Jahrhundert" S. W. (1840) 30, 1 ff.

[2]) Vgl. J. W. Loebell, die Entwickelung der deutschen Poesie u. s. w. Braunschweig 1865. 3, 97 ff. Die „Geschichte der Kunst des Altertums" erschien zuerst 1764.

graphie müssen aber doch hervorgehoben werden; sie waren bisher am weitesten zurückgeblieben. Die Geschichtschreibung breitet sich eben nach den verschiedensten Richtungen hin aus und zieht, erobernd vorwärts dringend, alles in ihre Kreise. Ein kräftigeres Zeichen der in ihr sich entwickelnden Lebenskraft und durchbrechenden Mündigkeit wüßten wir kaum anzuführen. —

Indem wir nun den Versuch wagen, den historiographischen Gehalt dieser Epoche vor Augen zu führen, kann es nicht mehr unsere Absicht sein, die wachsende Masse der geschichtlichen Literatur auch nur annäherungsweise berücksichtigen zu wollen. In den vorausgegangenen Büchern ist dieses bis auf einen gewissen Grad geschehen, weil die Arbeit unseres Volkes auf diesem Gebiete bei der oft herrschenden Unfruchtbarkeit nicht wohl anders zur Anschauung gebracht werden konnte, und weil wir es für unsere Aufgabe hielten, zu zeigen, daß auch unter erschwerenden Umständen der historische Geist der Nation nicht völlig verstummt ist und sich manchmal über die Ungunst der Zeiten erhoben hat. Wir zweifeln nicht, daß mancher Leser oder Beurteiler der Meinung sein wird, daß an Hervorbringungen von oft so vorübergehendem Werte, wie sie uns mitunter beschäftigt haben, Raum und Zeit verschwendet sei, und müssen es darauf ankommen lassen, ob die angedeutete Begründung unseres Verfahrens Zustimmung findet. Wie dem aber sei, von nun an tritt uns bereits des Bedeutenden, ja des Vorzüglichen so vieles entgegen, daß das Mittelmäßige darüber vollständig und ohne Gefahr in den Hintergrund geschoben und übergangen werden darf. Auf diese Weise wird es uns zugleich möglich sein, den Fortschritt nnd Charakter unserer Geschichtschreibung in dieser Zeit anschaulich zu machen, ohne die Grenzen der Darstellung zu weit zu spannen. Vieles, was subsidiärer Natur ist, darf bei der Schilderung dieser helleren und näher liegenden Epoche ja als bekannt angenommen werden, was vordem nur wenig vorausgesetzt werden durfte. Die Anordnung und formale Behandlung des gegebenen, wenn auch noch so sorgfältig gesichteten Stoffes trägt ohnedem Schwierigkeiten genug

in sich, und doch möchten wir, soweit unsere Kräfte dazu reichen, gerade für diesen Zeitraum unsrer Historiographie die Teilnahme der Gebildeten unserer Nation wenigstens mit nachhaltigerem Erfolge erwecken, als dies bis zu diesem Augenblick geschehen ist.

Erstes Kapitel.

Die historischen Hilfswissenschaften.

Wir stellen dieses Mal diese Betrachtung voran, während wir sie in dem vorausgehenden Abschnitte in engster Verbindung mit der deutschen Geschichte behandelt haben. Die historischen Hilfswissenschaften, nachdem sie einmal ihre feste Begründung erhalten hatten, haben einerseits für unsere Zwecke nicht mehr die fundamentale Bedeutung, die wir ihnen angesichts ihrer Genesis beizulegen veranlaßt waren, andrerseits stehen sie in ihrer weiteren Entwickelung mit der deutschen Geschichtsforschung nicht mehr in so engem, nahezu ausschließlichem Zusammenhange, und endlich erweitern sie und verallgemeinern sie ihren Inhalt und erhalten aus diesem Grunde schon an der Schwelle des gegenwärtigen Buches ihren Platz. Die Erweiterung besteht vorzugsweise in dem erfolgreichen Anbau der Geographie, in der wissenschaftlichen Begründung der Genealogie und der Erhebung der Statistik zu einer Wissenschaft. Auch die Vertiefung der Politik, als einer selbständigen Disziplin, im engsten Anschluß an die Geschichte darf hierher bezogen werden: haben doch auch die große Mehrzahl der angesehensten Geschichtschreiber entweder selbst über Politik geschrieben oder unmittelbar eine politische Wirksamkeit ausgeübt.

Die Universität Göttingen hat an der fruchtbaren Gestaltung auch dieser Dinge einen hervorragenden Anteil genommen. Abgesehen von den allgemeinen Antrieben der Zeit hängt diese

hinlänglich bekannte und gewürdigte Thatsache mit der Richtung zusammen, welche diese Hochschule von Anfang an genommen hat [1]). Eine Reihe von Namen sind es, die uns hier entgegen treten: Gatterer, Schlözer, Achenwall, Sartorius, selbst Spittler [2]) hat sich als Theoretiker der Politik versucht. Es sind indes zunächst die drei zuerst Genannten, von welchen in diesem Zusammenhang je nach ihren Leistungen auf den in Frage stehenden Gebieten gesprochen werden muß.

Gatterer ist als Geschichtschreiber vielleicht eine Zeit lang überschätzt worden, in Sachen der historischen Hilfswissenschaften hat er sich lang nachwirkende Verdienste erworben. Geboren am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg, hatte er höchst ungünstige Verhältnisse zu überwinden, bis es ihm möglich wurde, seinen Drang nach höherer Ausbildung zu befriedigen. Die moralische Kraft, mit welcher er sich emporgearbeitet hat, flößt die vollste Achtung vor seinem Charakter ein, und dies in um so höherem Grade, als ein besonderer Schwung seines Geistes sonst nicht zu entdecken ist. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, wendete er sich in Altdorf bald genug auf jede Gefahr hin den philologischen und historischen Studien zu, obwohl er gerade für letztere an dem offiziellen Vertreter des Faches geringe Anregung fand. Um so fruchtbarer wurden ihm diese bei Johann Heumann, der seit 1740 als Lehrer des römischen und des Staatsrechts in Altdorf lehrte und dessen Verdienste um die Förderung der Diplomatik wir bereits erwähnt haben [3]). Im übrigen sah sich Gatterer für seine Lieblingsstudien auf sich selbst angewiesen. Bereits jetzt trug er sich mit umfassenden literarischen Plänen, wie z. B. der Herstellung einer „Germania sacra“, als deren Vorläufer seine Habilitationsschrift aus dem Jahre 1752 gelten konnte [4]). Indes sein Entschluß, der akademischen Laufbahn

[1]) Zu vgl. E. Rößler, die Gründung der Universität Göttingen (1855).

[2]) S. W. Bd. 15.

[3]) S. oben S. 555.

[4]) „Dissertatio praeria de adornanda in posterum Germania sacra medii aevi.“

seine Zukunft anzuvertrauen, wurde unmittelbar nach seiner Habilitation wankend gemacht. Die Reichsstadt Nürnberg bot ihm eine gesicherte Stellung zuerst als Lehrer der Geographie und Geschichte am Gymnasium und nach einigen Jahren zugleich die Professur der Reichshistorie und der Diplomatik am Auditorium Aegidianum — einer Art von Lyceum. In diese Epoche seines Lebens fällt die schriftstellerische Thätigkeit, die dann für seine Zukunft entscheidend geworden ist. Von kleineren Schriften abgesehen, kommt hierbei in erster Linie seine „Genealogische Geschichte der Herrn von Holzschuher", eines Nürnberger Patriziergeschlechtes, in Betracht[1]). In diesem Buche ist wohl zum erstenmal die Geschichte eines bedeutenden Geschlechtes auf urkundlicher Grundlage und in erschöpfender Weise zur Darstellung gelangt. Gatterer geht einleitend von allgemeinen Gesichtspunkten aus und erörtert die Frage von der Genesis des städtischen Adels mit spezieller Beziehung auf das Nürnberger Patriziat. Daß er hierbei und in Betreff der Turnierfähigkeit desselben in der früheren Zeit gelegentlich eine etwas nachsichtige Kritik walten ließ, darf übrigens nicht verschwiegen werden. Dasselbe Thema im großen, die Geschlechtsregister des hohen und niederen Adels in Franken, hat fast gleichzeitig Johann Gottfried Biedermann in einer Reihe von Bänden behandelt; da er aber mit seinen Genealogien den Beifall der betreffenden, in der Regel recht anspruchsvollen Familien nicht verscherzen wollte und sogar die von ihnen vorgelegten Stammreihen gerne zu Grunde legte, so entbehren seine Geschlechtstafeln für die älteren Zeiten der zuverlässigen Grundlage[2]). Von solchen Verirrungen hat sich Gatterer in

---

[1]) Historia genealogica dominorum Holzschuherorum etc. Patriciae gentis etc. Norimb. 1755. Text nebst einem umfassenden Codex diplomat. Eingezogenen Nachrichten zufolge liegt die Fortsetzung des Werkes handschriftlich im Familienarchive der Herrn von Holzschuher.

[2]) Biedermann, im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zu Plauen im Voigtlande geboren, studirte Theologie und wurde 1736 evangelischer Pfarrer in Kitzingen, später in Aufseß (dem Stammsitze des bekannten Geschlechtes

seinem Falle durchaus frei gehalten. Der Erfolg des Werkes war durchschlagend, es hat ihm auf einen Schlag den Ruf eines gewiegten Forschers und Urkundenkenners eingetragen. Er war aber nicht der Meinung, auf diesen Lorbeeren thatenlos auszuruhen. Er beabsichtigte im Gegenteil, sie durch neue Arbeiten zu vermehren. Zunächst wollte er eine Geschichte König Heinrichs VII., des Sohnes Kaiser Friedrichs II., schreiben und hierauf seine ungeteilte Kraft der Ausführung der schon während seines Aufenthaltes in Altdorf in Aussicht genommenen Germania sacra zuwenden [1]). Diese Entwürfe wurden aber durch eine plötzliche, ehrenvolle Wendung in seiner öffentlichen Stellung und seines Berufes unterbrochen. Gatterer erhielt nämlich im Jahre 1759 den Ruf als Professor der Geschichte und als D. Köhlers Nachfolger an die Universität Göttingen und leistete ihm ohne weiteres Folge. So sah er sich plötzlich auf einen weithin sichtbaren Punkt und in einen lockenden Wirkungskreis mitten in die jugendliche Georgia Augusta hinein versetzt. Volle vierzig Jahre hat er hier lehrend und schreibend zugebracht, und man kann nicht umhin, diese seine Wirksamkeit als eine bedeutende und ergiebige anzuerkennen. Seine fortgesetzte literarische Produktivität hat sein Ansehen in der wissenschaftlichen Welt und der studirenden Jugend gegenüber in den ersten Jahrzehnten außerordentlich gehoben und erst weiterhin, als er die Konkurrenz von Schlözer und Spittler zu bestehen bekam, ist dasselbe allmählich verdunkelt worden. Im übrigen ist das äußere Leben Gatterers seit seiner Übersiedelung nach Göttingen in der Gestalt eines spezifischen Gelehrtenlebens verlaufen. Nach allem, was man weiß, hat er sich, anspruchslos wie er war, niemals vorgedrängt, und als ein jüngeres Geschlecht ihm den Kranz des Erfolges als Lehrer wirksam streitig

---

d. R.) und endlich in Untersteinach bei Kronach (in Oberfranken), wo er am 11. Juli 1766 gestorben ist. Seine genealogische Schriftstellerei hat er seit dem Jahre 1739, als er vorübergehend ohne Stellung war, begonnen. Er behandelte der Reihe nach die fränkischen Fürsten- und Adelsgeschlechter.

[1]) S. die Praefatio zur Hist. geneal. Holzsch.

machte, sich ganz auf sein Haus und sich zurückgezogen. Vielleicht ist, was man sich von seiner Gleichgültigkeit gegenüber den laufenden Zeitereignissen erzählt, nicht alles begründet, jedoch erscheint es allerdings glaubwürdig, daß die welterschütternden Ereignisse, welche der französischen Revolution auf dem Fuße folgten, eine zurückstoßende und niederschlagende Wirkung auf ihn übten. In irgend einer Art Politik zu treiben, dazu hätte er sich ja niemals versucht gefühlt. Sein Trost bis zuletzt verblieb die stete Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Bis zu seinem Ende, man darf es sagen, ist er ihr unentwegt treu geblieben. Noch am Morgen seines Sterbetages hatte er sich auf seine Vorlesung vorbereitet. In der Nacht vom 4. April 1799 ist er gestorben[1]). Sein bleibender Ruhm liegt in seinen Verdiensten um die Förderung der historischen Hilfswissenschaften, in erster Linie der Diplomatik. Wir haben die Entstehung dieser Disziplin und ihre Einbürgerung in Deutschland kennen gelernt[2]). Es war seitdem ununterbrochen an ihrem Ausbau gearbeitet worden. D. E. Barings Clavis diplomatica z. B. war ein Jahr nach seinem Tode (gest. 1753) in einer neuen Bearbeitung noch einmal aufgelegt worden[3]). Gatterers Arbeiten auf diesem Gebiete haben aber alle anderen überflügelt. Er hat in Göttingen zuerst über die Urkundenlehre Vorträge gehalten und eben hierdurch hat er für die Einbürgerung derselben in Deutschland maßgebend gewirkt. Er hat hierin eine förmliche Schule gegründet. Es sind eine Reihe von kleineren und größeren Schriften, Abhandlungen und Lehrbüchern, in welchen

---

[1]) S. Heyne, „Elogium J. C. Gattereri" in den Comment. Soc. Gotting. XIV p. 399. — Pütter, Versuch einer akad. Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen Bd. 1. 2. 3 (stellenweise). — Heeren, hist. Werke VI, 450—468. — Malchus in den Zeitgenossen I, 2 S. 177—197. — Kruse in der „Allgem. Encyklopädie" von Ersch und Gruber I, 54 S. 376. — Göttinger Historiker von G. Waitz in „Göttinger Professoren" (Gotha 1872) S. 237. Zu vgl. H. Wesendonk, die Begründung der neueren deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer. Leipzig 1876.

[2]) S. oben S. 550 ff.

[3]) S. oben S. 556.

er für diese Disziplin anregend und nachhaltig wie kein anderer gewirkt hat. Noch in seinem Todesjahre (1799) erschien seine „Praktische Diplomatik" — wohl die gelungenste aller seiner Schriften in dieser Richtung —, nachdem er früher eine „Theoretische Diplomatik" hatte vorausgehen lassen. Er zuerst hat nicht bloß in Deutschland ein System dieser Wissenschaft aufgestellt und namentlich auch die Paläographie in Beziehung auf die Urkunden um ein wesentliches gefördert [1]). Im ganzen sind es fünf Handbücher, die Gatterer in den Jahren von 1756 bis 1799 veröffentlicht hat. Die bezüglichen Arbeiten der Franzosen, die er gewiß nicht unterschätzte, hat er zugleich vollständig überschaut. Man darf nur seine Besprechung des Nouveau traité in seiner „Allgemeinen Historischen Bibliothek" lesen, um sich von seiner Ebenbürtigkeit und oft von seiner Überlegenheit in diesen Dingen zu überzeugen [2]). Im Zusammenhange mit seinen Lehrzwecken steht das von ihm begründete „Historische Institut", eine Art von historischem Seminar, dem zwar nicht die Wirksamkeit beschieden war, die er selbst erwartet hatte, das aber schon darum merkwürdig genug bleibt, weil es der erste Versuch einer Einrichtung war, die sich später, in unserem Jahrhundert, und gerade in Göttingen, so ungemein fruchtbar erwiesen hat. Aber er hat ihr zugleich noch höhere Ziele gesteckt, denn mit dieser seiner Schöpfung stehen zwei Zeit-

[1]) S. C. T. G. Schönemann, Versuch eines Systems der Diplomatik 1, 55 ff. — Zu vgl. Fr. Aug. Huch, Versuch einer Litteratur der Diplomatik. Erlangen 1792. 2 Teile. — Vgl. auch Gatterers Ausführung über „die wesentlichen Eigenschaften, die man bei der Herausgabe eines Urkundenbuches mit Recht fordern kann" bei Gelegenheit einer Besprechung von Ph. W. Gerkens Diplomataria veteris Marchiae Brandenburgensis (1765) (Allgemeine Hist. Bibliothek 3, 255.

[2]) S. den 1. Bd. S. 1 ff. der genannten Zeitschrift. — Der „Nouveau traité de diplomatique" etc. etc. war das Werk zweier französischer Benediktiner, der Mauriner Ch. Fr. Toustaint und René Fr. Tassin aus der nachwirkenden Schule Mabillons. Er war in den Jahren 1750—1769 in 6 Bänden in Paris erschienen und bald deutsch bearbeitet. Vorausgegangen (1750) war das bekannte Werk „L'art de verifier les dates", für die diplomatische Chronologie grundlegend und unübertroffen.

schriften im Zusammenhange, die er der Reihe nach herausgegeben hat: die schon erwähnte „Allgemeine Historische Bibliothek“ und das „Historische Journal“, mit den historischen Zeitschriften späterer Zeit zu vergleichen [1]). Beide Zeitschriften haben für die Förderung der Geschichtswissenschaft und die Anregung des Interesses an ihr auch in weiteren Kreisen, ohne je den fachmännischen Charakter zu verlieren, ihr gutes Teil geleistet. Gatterer hat zwar nicht ausschließlich, aber zum größeren Teile den Inhalt für beide Unternehmungen selbst geliefert. Es sind teils kritische Besprechungen fremder Arbeiten, teils eigene selbständige Abhandlungen und Untersuchungen, welche die einzelnen Bände füllen. Manche von den letzteren verdienen noch jetzt gelesen zu werden: Gatterer entwickelt in sochen kürzeren Aufsätzen ein ausgebildeteres Form- und Darstellungstalent, als in seinen größeren Schriften. Die Frage der historischen Kunst hat ihn überhaupt lebhaft beschäftigt. Seine Abhandlung „Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen“ enthüllt insbesondere seine Gedanken über dieses Thema, dessen Förderung mit die Aufgabe der Zeitschrift war [2]). Es ist darum zu bedauern, daß er sich nicht entschloß, eine förmliche Encyklopädie der Geschichtswissenschaft herzustellen, für welche er die einzelnen Bausteine der größeren Mehrzahl nach bereits gestellt hat. Seine „Abrisse“ und „Grundrisse“ der „Heraldik“ [3]) und „Chronologie“ sollen hier nur erwähnt werden; wichtiger und nachhaltiger sind seine Schriften und Untersuchungen über die Genealogie geworden, deren wissenschaftliche Begründung in Deutschland vor allem sein Werk ist und trotz so mancher vorausgegangenen glück-

---

[1]) Die „Allgemeine Hist. Bibliothek“ erschien in den Jahren 1767—1771 in 16 Bänden, und das „Historische Journal von 1771 bis 1782 in ebensovielen Bänden.

[2]) Allg. Hist. Bibliothek 1, 15 ff., damit zu vgl. das Fragment „Vom historischen Gewissen“. Ebendas. S. 90—96.

[3]) Das sog. „Siebmacher'sche Wappenbuch“, das zuerst im Jahre 1605 erschienen war, erhielt 1734 eine neue Bearbeitung (durch Weigel) und eine neue Auflage in 6 Bänden 1776—1791.

lichen praktischen Anwendung bis jetzt noch nicht versucht worden war. Wir erinnern uns ja, wie vorteilhaft er sich mit einem umfassenden Buche angewandter Genealogie in der gelehrten Welt eingeführt hat. Er hat in der That die wesentlichen Forderungen, die vom Standpunkt der Sicherheit und Zuverlässigkeit der Forschung aus auf diesem Gebiete erhoben werden müssen, theoretisch und überzeugend formulirt. An Mitarbeitern auf diesem Gebiete hat es der Natur der Sache nach nicht gefehlt. Von solchen, die den Gegenstand höher faßten, ist Johann L. L. Gebhardi nebst seinem Sohne Ludwig Albrecht auszuzeichnen [2]). Doch steht der Vater in dieser Beziehung obenan. Die „Genealogische Geschichte der erblichen Reichsstände in Teutschland", die der Sohn mit eigenen Zuthaten herausgegeben hat, sind von wissenschaftlichem Wert und noch heutzutage brauchbar. Die Verdienste Gatterers um die physische Geographie wurden zu seiner Zeit mit Recht hochgeschätzt und sind auch in neuester Zeit nach Gebühr gewürdigt worden. Er gehört auch auf diesem Felde zu den Bahnbrechern [3]). Von unmittelbaren

---

[1]) Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik. Nürnberg 1759 bis 1769. — Abriß der Genealogie. Göttingen 1788. — Von der Evidenz der Genealogie (1769) in der Allg. Hist. Bibliothek 12, 3—17. Dazu in unmittelbarem Anschlusse (S. 48—46) ein Beispiel zur Erläuterung der Gatterer'schen Methode in der Genealogie.

[2]) Joh. L. L. Gebhardi, am 19. Mai 1699 zu Braunschweig geboren, war in Helmstädt und Jena unter Ludewig und Gundling zu Halle gebildet. Im Jahre 1727 erhielt er den Ruf als Lehrer an die Ritterakademie zu Lüneburg, wo er am 10. November 1764 gestorben ist. — Die besten Nachrichten über Gebhardi's Leben und Schriften stehen im 3. Teile der von seinem Sohne L. Albrecht herausgegebenen Hist. geneal. Abhandlungen und in dessen Einleitung zum 1. Bande der „Genealogischen Geschichte der erblichen Reichsstände in Teutschland" (Halle 1776—1785, 3 Bände). — Ludwig Albr. Gebhardi, am 13. April 1735 zu Lüneburg geboren, in Göttingen gebildet, wurde zuerst (1765) Lehrer an derselben Anstalt in Lüneburg und später Bibliothekar und Archivar in Hannover, gest. 26. Oktober 1802. Vgl. Rotermund, Gel. Hannover.

[3]) S. Peschel, Gesch. der Erdkunde S. 687. — Vgl. Löwenberg, Gesch. der Geographie (Berlin 1840, S. 367—368).

Schülern Gatterers ist in erster Linie Karl Treugott Gottlob Schönemann zu nennen [1]). Sein „Grundriß einer Encyklopädie der historischen Wissenschaften" ist ein konzentrirter Wiederhall der zerstreuten Lehren seines Meisters; dagegen verrät sein „Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders älteren Diplomatik" [2]) nicht bloß gleichfalls noch deutlich die Schule, aus welcher das Werk hervorgegangen, sondern ist äußerst geschickt angelegt und hat sich, ohne vollendet oder originell zu sein, für die Popularisirung dieser Disziplin, wenn man diesen Ausdruck nicht mißverstehen will, sich Jahrzehnte hindurch vortrefflich bewährt.

Wie Gatterer in seinen geographischen Arbeiten im besonderen darauf ausging, die Erdkunde in die engste Verbindung mit der Geschichte zu setzen, so nehmen seine numismatischen Studien dieselbe historische Richtung [3]). Die Hauptarbeit für die Förderung dieser Disziplin sowohl des Altertums als des Mittelalters ist freilich von anderer Seite geleistet worden. Der Begründer der wissenschaftlichen Numismatik des klassischen Altertums ist Joseph Hilarius von Eckhel geworden, der, mit einem geübten kritischen Auge gewappnet, sie den Entstellungen des Dilettantismus entrückte und zu einem integrirenden Teil der Altertumskunde erhob [4]). Die mittelalterliche Münzkunde hat kein

---

[1]) Geboren 1766 zu Eisleben, gest. 2. Mai 1802 als Professor in Göttingen.

[2]) Hamburg 1801. 2 Bände.

[3]) Von Gatterer existirt ein „Grundriß der Diplomatik". Ferner hat er zu dem letzten Teil der D. Köhler'schen „Historischen Münzbelustigungen" (s. oben S. 561) den Schluß mit einer Vorrede hinzugefügt. Die Allg. Hist. Bibliothek 1, 97—158 enthält von ihm „Beyträge zu einer Theorie der Medaillen".

[4]) Eckhel, geboren in Niederösterreich 13. Januar 1737, gest. 16. Mai 1737. Er gehörte dem Jesuitenorden bis zur Auflösung desselben an und hatte rechtzeitig eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung, zuletzt auch an der Wiener Universität gefunden. Sein Hauptwerk „De doctrina nummorum veterum" erschien kurz vor seinem Tode im Druck. Vgl. Bergmann, Pflege der Numismatik in Österreich im 18. Jahrhundert. Sitzungsberichte der Wiener

ähnliches fundamentales Werk aufzuweisen, wenn auch Nachwirkungen der Anregungen, die D. Köhler gegeben hatte, nicht geradezu ausblieben [1]).

Eine durchschlagende Ausbildung und, wenn man will, Umbildung, die für unsere Zwecke von besonderer Bedeutung ist, erhielt dagegen jetzt eine Disziplin, deren Entstehung in Deutschland im 17. Jahrhundert unter der Gestalt der europäischen Staatenkunde wir bereits an seinem Orte besprochen haben [2]). Hat sich nun einerseits die Spezies der „Europäischen Staatengeschichte" aus derselben losgelöst — auf welche wir noch eingehend zu sprechen kommen werden —: so bildet sie sich selbst zugleich, ohne ihre ursprüngliche Grundlage zu verlassen, in die selbständige, zukunftreiche Wissenschaft der Statistik um. Gerade in dieser ihrer ersten Epoche hat sie aber die enge Fühlung mit der Geschichte festgehalten, und aus diesem Grunde und kraft einer nicht zu erkennenden Wechselwirkung der einen auf die andere darf in diesem Zusammenhange das Aufkommen und das nächste Schicksal dieser neuen Wissenschaft nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Als ihr Begründer und „Vater" wird allgemein Gottfried A. Achenwall anerkannt [3]). Wie er sich selbst auch als Historiker versucht hat, bezeichnet er die Statistik

Akademie 1857 Bd. 24. — Friedrich Kerner, J. Hil. von Eckhel. Ein Vortrag. Wien 1871. Derselbe in der A. D. Biographie 15, 633. — Bursian, Gesch. der klassischen Philologie S. 497 ff.

[1]) Ein Schüler J. D. Köhlers (s. oben S. 561), G. S. A. von Praun (geb. 1701 zu Wien, gest. am 1. Mai 1786 als Minister zu Braunschweig), nahm sich in ein paar Jugendschriften der deutschen Münzkunde an: „Gründliche Nachricht von dem teutschen Münzwesen" (Göttingen 1739), welche Schrift er (1741) auf das germanische Münzwesen erweiterte.

[2]) S. oben S. 529 ff.

[3]) Achenwall war geboren am 20. Oktober 1719 zu Elbing, in Jena, Halle und Leipzig gebildet, folgte 1748 einem Rufe nach Göttingen, wo er nach reicher Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller am 1. Mai 1772 starb. Vgl. Weidlich, Zuverlässige Nachrichten II, 74; Pütter, Göttinger Gelehrtengeschichten I, 149. II, 37. — Göttinger Professoren S. 238—239. — R. v. Mohl, Gesch. und Literatur der Staatswissenschaften 3, 638. — Bluntschli, Gesch. der neueren Staatswissenschaft. 3. Aufl. S. 477 ff.

nicht bloß als „eine gründliche Kenntnis der wirklichen Merkwürdigkeiteu eines Staates", sondern verlangt zugleich die Darlegung der Ursachen derselben, eine Forderung, die selbstredend wieder auf die Geschichte zurückweist [1]). Noch deutlicher tritt dieser Zusammenhang bei Ludwig August Schlözer hervor. Dieser merkwürdige Mann wird demnächst in noch viel höherem Grade unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wo es gelten wird, seine Bedeutung als Historiker festzustellen, es wird jedoch gestattet sein, gleich an dieser Stelle seine äußeren Verhältnisse kurz in Erinnerung zu bringen [2]). Er stammte aus dem südlichen Ostfranken und dem heutigen Nordwirtemberg. Geboren am 5. Juli 1735 als der Sohn eines Pfarrers in dem damals Hohenloh-Kirchbergischen Dorfe Gappstadt [3]), besuchte er, frühreif, die Universitäten von Wittenberg und Göttingen, um Theologie zu studiren. An letzterem Orte stand er zunächst unter dem Einflusse Mosheims, weiterhin des seinerzeit originellen alttestamentlichen Exegeten J. D. Michaelis und Gesners und wendete sich von der Theologie ab, allgemeineren, philologischen und historischen Studien zu. Ein beweglicher und weitstrebender Geist, wie er war, erfüllte ihn der lebhafte Wunsch, die Welt

---

[1]) Achenwalls Lehrbuch der Statistik erschien zuerst 1749, und in 2. Auflage unter dem Titel: „Staatsverfassung der Europäischen Reiche im Grundrisse".

[2]) Vgl. A. L. Schlözers öffentliches und Privatleben, von ihm selbst geschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Dienst in Rußland, 1761 bis 1765. Göttingen 1802. — Pütter, Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen. — Heeren, A. L. v. Schlözer (Hist. Werke) 6. Teil S. 498 ff. — Christian von Schlözer, A. L. v. Schlözers öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden. 2. Teil. Leipzig 1828. — Ad. Bock, Schlözer, ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hannover 1844. — R. v. Mohl, Gesch. und Literatur der Staatswissenschaften 2, 438 ff. — Göttinger Professoren S. 239. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomie S. 582 ff. (Bluntschli in seiner „Gesch. der neueren Staatswissenschaft hat Schlözer auffälligerweise ganz übergangen.) Zu vgl. C. F. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts. 5. Aufl. Bd. 4 (stellenweise).

[3]) Nicht „Jagstadt" oder „Jagdstadt", wie Neuere seit Wachler irrtümlich schreiben.

und vor allem den Orient zu sehen und verlegte er sich zu diesem Zwecke mit einem wahren Feuereifer auf das Erlernen der arabischen Sprache. Hätte sich ihm dieser Wunsch erfüllt, wer weiß, wie sich sein weiterer Lebensgang gestaltet hätte. Indes seine Privatverhältnisse zwangen ihn, sich vorerst zu bescheiden und er ging als Hauslehrer nach Stockholm, welches er vorübergehend auf eigene Faust mit Upsala vertauschte. So betrat er den Boden, der für seine wissenschaftliche Zukunft so wichtig werden sollte. Sofort fing er an, von richtigem Triebe geleitet, sich der Kenntnis der nordischen Sprachen zu bemächtigen und sich zugleich seine literarischen Sporen zu verdienen [1]). Darauf ließ er — in schwedischer Sprache — eine freilich etwas hastig gearbeitete „Geschichte des Handels und der Schiffahrt der Alten“ folgen. Im April 1759 ging er nach Göttingen zurück, seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Es scheint, daß er inzwischen zur Erkenntnis gelangt war, daß er noch manches nachzuholen habe. Aber nicht bloß Michaelis, Pütter, Achenwall und Gesner hörte er mit jugendlichem Eifer, sondern auch mathematische, naturwissenschaftliche und medizinische Vorlesungen fesselten seine hoch angespannte Aufmerksamkeit. Diese Energie des Willens ist um so nachdrücklicher anzuerkennen, als er nebenher durch Erteilen von Unterricht und durch Schriftstellerei, auf sich selbst gestellt wie er war, seine Existenz zu sichern gezwungen war. Das Jahr 1761 brachte ihm insofern eine Erlösung, als er einer Einladung nach St. Petersburg folgte, um bei dem russischen Reichshistoriographen G. F. Müller [2]) die Stellung eines Erziehers zu übernehmen. Es ist das die zweite erfolgreiche Wendung in Schlözers Leben. Hatte ihn der Aufenthalt in Stockholm in die Sprache und Geschichte Skandinaviens wie von selbst eingeführt, so that jetzt sein Verweilen in der russischen Hauptstadt für seine Hingebung an die Sprache und Geschichte Rußlands das nämliche. Schlözer hatte sich ja von

[1]) „Neueste Geschichte der Gelehrsamkeit in Schweden.“ 5 Hefte. (1756 bis 1760)

[2]) Geboren zu Herford in W. 1705, gest. 1783.

Haus aus, was seine wissenschaftliche Zukunft anlangt, kein bestimmtes ausschließliches Ziel gesetzt. So wie er einerseits auf die Erwerbung der verschiedenartigsten gelehrten Kenntnisse ausging und nicht frei von einem polyhistorischen Zuge war, so ließ er bei der Wahl der Gegenstände, deren Erforschung und Bearbeitung ihn dann nicht wieder losließen, gerne den Zufall und die Umgebung auf sich wirken. Acht Jahre lang hat er es in Rußland ausgehalten. Er konnte sich zudem über sein Schicksal nicht beklagen. Dank der Vorliebe der Zarin Katharina für die Literatur überhaupt und die Geschichte im besonderen gelangte er schnell zu einer Stellung, wie sie seinen wissenschaftlichen Neigungen unter den gegebenen Voraussetzungen nur entsprechen konnte. Daß er sich gleichwohl darin auf die Dauer nicht gefiel, kann uns freilich nicht Wunder nehmen. Sein autokratischer Charakter mußte in dem Reiche der Autokratie, des Despotismus sich abgestoßen fühlen. So folgte er 1769 mit höchster Genugthuung einem Rufe nach Göttingen als Lehrer der Statistik, Politik und der europäischen Staatengeschichte. Man mag zugeben, daß sein Aufenthalt in Rußland in verschiedensten Richtungen nicht spurlos an ihm vorübergegangen ist: ein Irrtum wäre es jedoch zu glauben, daß seine oft besprochene Abneigung, die idealen Kräfte in der Geschichte und im Völkerleben nach Gebühr zu würdigen und seine einseitige Schätzung der realen Elemente und Erscheinungen auf die in Rußland empfangenen Eindrücke zurückzuführen sei: diese Eigenschaft floß vielmehr aus seiner innersten Natur und ist mit seiner gesammten ursprünglichen Art zu denken und zu urteilen auf das engste verwachsen. In letzter Konsequenz, wenn man uns nicht mißverstehen will, hängt mit diesem seinem Charakterzug sogar die oft besprochene Stillosigkeit seiner Schriften zusammen: die realistische Anlage herrscht eben bei ihm überall vor. In Göttingen erwartete ihn übrigens eine ausgedehnte Wirksamkeit als Lehrer wie als Schriftsteller und nahezu vier Jahrzehnte hat er einen guten Teil zu dem Ruhme und Glanze der Hochschule mit beigetragen,

wenn der Wechsel der Zeiten und die Nachfolge eines jüngeren Geschlechtes auch an ihm nicht machtlos vorüberging [1]). Auf seine Arbeiten rein geschichtlicher Natur kommen wir weiter unten zu sprechen: hier sei seine, mehr auf das unmittelbare Eingreifen in das Leben gerichtete literarische Thätigkeit erwähnt. Gerade durch sie unterscheidet er sich so gründlich von Gatterer, dessen Tendenzen über den Rahmen der stillen gelehrten Arbeit kaum jemals hinausgriffen und der die Heftigkeit seines streitbaren Kollegen gelegentlich ebenfalls zu empfinden bekommen hat. Denn das war Schlözer, eine in steter Bewegung begriffene streitbare Natur, der es eben darum nicht gelungen ist, ihre reichen Kräfte auf die vollständige Durchführung einer großen wissenschaftlichen Aufgabe zu konzentriren. Den weitreichendsten Namen und den bis in die höchsten Kreise dringenden Einfluß hat er ja doch durch seine publizistische Thätigkeit und seine politisch-statistischen Zeitschriften errungen [2]). Doch ist diese seine Thätigkeit so oft und treffend geschildert und gewürdigt worden, daß wir schon aus diesem Grunde darauf verzichten dürfen, länger dabei zu verweilen. Angesichts des engen Zusammenhanges zwischen der Geschichte einerseits und den Staatswissenschaften andrerseits, in deren Verbindung in der That Schlözers charakteristische Stärke besteht [3]), wäre es immerhin eine Unterlassungssünde, wollten wir wenigstens nicht mit allem Nachdruck darauf hingewiesen haben. Indem er rücksichtslos die Sonde an die öffentlichen Zustände legte und die verschiedensten Gebrechen herausfordernd zur Sprache brachte, hat er nicht bloß den gerne schlummernden politischen Geist der Nation geweckt oder wach erhalten, sondern zugleich die Teilnahme derselben an der Zeitgeschichte aufs nachdrücklichste angeregt. Damit soll nicht etwa zugestanden sein, daß sein Urteil von den

---

[1]) Schlözer ist am 9. September 1809 gestorben.

[2]) Es kommen hierbei in Betracht: 1. Briefwechsel, meist politischen und historischen Inhalts Bd. 1—10. Göttingen 1770—1780. 2. Staatsanzeiger Bd. 1—18. Göttingen 1783—1793.

[3]) S. Roscher a. a. O. S. 582.

zeitgeschichtlichen Vorgängern stets zutreffend und seine Beurteilung vergangener Zeiten immer korrekt gewesen sei. Den echten geschichtlichen Sinn läßt er in großen Fragen öfters vermissen, wie das von einer einseitig gesinnten Natur, wie die seinige war, kaum anders zu erwarten stand. Man hat mit Recht gesagt, er bewährt sich eben vielfach als der Mann seines Jahrhunderts in dessen guten und bösen Richtungen [1]). Der Mann der Aufklärung, der Humanität, des Hasses gegen Despotismus, Aristokratie und Pfaffentum, nur daß er in letzterer Beziehung gar zu gerne das Kind mit dem Bade ausschüttet. Hat man ihn daher hierin mit einer Art von Recht mit Voltaire verglichen, so erinnert er hingegen wiederum an einen seiner jüngsten Zeitgenossen, der noch zu seinen Füßen gesessen hat und dessen Popularität als Geschichtschreiber (vornehmlich des 18. Jahrhunderts) zum guten Teil aus denselben Eigenschaften erklärt werden muß, welchen Schlözer als Publizist seine Berühmtheit zu verdanken hatte, wobei freilich der Unterschied zwischen der einen und der anderen Thätigkeit nicht übersehen werden darf. Schlözer selbst hat sich übrigens nicht bloß als Publizist und Journalist, sondern auch als Systematiker mit dem Staate, mit der Politik beschäftigt. Seine hier in Frage stehenden Schriften sind in neuerer Zeit mit gebührender Anerkennung ausgezeichnet worden. Geistvoll, oft bis zur Intuition, hat er die nur so viel später aufkommende Wissenschaft der Gesellschaft bereits geahnt und sie unter dem freilich verkehrten Namen der Metapolitik in kurzen Umrissen skizzirt. Dagegen steht er in der kritischen Frage von der Entstehung und dem Wesen des Staates auf dem Boden der beliebten Vertragstheorie, ohne sich über ihre Ungeschichtlichkeit Kummer zu machen [2]).

---

[1]) S. R. von Mohl a. a. O. S. 442.

[2]) Schon im Jahre 1773 ließ er im „Systema politices“ erscheinen. Das wichtigere aber ist die „Staatsgelehrtheit nach ihren Hauptteilen im Auszug und Zusammenhang“, eine Encyklopädie der Staatswissenschaften. Vgl. R. v. Mohl a. a. O. 1, 75. 148 u. 3, 446—447.

In nächster Verbindung mit der Politik behandelte Schlözer die Doktrin der Statistik, wobei er unmittelbar dem Anstoße folgte, welchen Achenwall gegeben hatte [1]. In ebenso regem Zusammenhange aber standen diese Arbeiten und Anschauungen mit seiner Vorstellung von dem Wesen der Geschichte. Die junge Wissenschaft der Statistik hatte gleich bei ihrem ersten Hervortreten mächtigen Anklang gefunden, wenn es auch eine längere Zeit dauerte, bis man sich über ihre Natur und Aufgabe bis auf einen gewissen Grad verständigte. Gatterer hatte sich bereits im Jahre 1773 mit einem „Ideal der Weltstatistik" an diesem Gegenstande versucht, freilich aber damit weit über das Ziel des Möglichen hinaus gegriffen. Das Kindliche seines Wesens, möchte man sagen, kam bei dieser Gelegenheit wieder so recht deutlich zum Ausdruck. Aber man konnte aus diesem einen Falle doch lernen, welche Zukunft in dieser Disziplin schlummerte, wenn ein sonst dem praktischen Leben so abgewandt stehender Geist von ihr, wenn auch nur vorübergehend, ergriffen wurde. Schlözer packte die Sache freilich ganz anders an. Zunächst suchte er die „Theorie" der Statistik festzustellen. Sie ist nach ihm die Wissenschaft der Staatsmerkwürdigkeiten. Sie besteht aber, und das ist das Zweite, ausschließlich aus Ergebnissen der Geschichte: die Statistik, sagt er geradezu, ist eine stillstehende Geschichte, und die Geschichte eine in Bewegung gesetzte Statistik. Damit ist allerdings die endgültige Formel nicht gegeben, aber für Schlözer ist sie höchst charakteristisch und der Kern der Sache ist doch mit glücklichem Griffe darin ausgedrückt. An die Feststellung der Theorie schließt sich die Darstellung statistischer Stoffe an, Ausführungen, wie sie vor allem seine schon genannten Zeitschriften so zahlreich enthalten und die mit seiner bereits berührten publizistischen und journalistischen Wirksamkeit zusammenfallen. Die Wissenschaft als solche

[1] Seine betreffende Hauptleistung, die „Theorie der Statistik nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt" (Göttingen 1804) bildete den zweiten Teil der „Staatsgelahrtheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang".

hat von diesen seinen, meist nicht zusammenhängenden oder gar zu einem Ganzen verarbeiteten Mitteilungen den geringeren Vorteil gezogen, wie sie einen noch viel geringeren aus seinem Zeitungs- und Reisekollegium zog: bei Schlözer floßen eben alle diese Bestrebungen in eine zusammen und widerstreben sich wenigstens in seinem Geiste in keiner Weise, während sie unsere Zeit unzweifelhaft von einander scheiden würde und müßte. Uns aber wird es nach diesen Vorbemerkungen leichter werden, ihm und den mit ihm Wirkenden seinen Platz in der Geschichtschreibung selbst anzuweisen.

Zweites Kapitel.

Die allgemeine Geschichte. Die Kulturgeschichte. Die Philosophie der Geschichte.

1. Die allgemeine Geschichte.

Indem wir die Umwandlungen und Fortschritte in das Auge fassen, welche die Behandlungsweise der allgemeinen Geschichte in dieser Zeit erfahren und gemacht hat, wird es nicht unangemessen erscheinen, zunächst die Versuche in Erinnerung zu bringen, welche gemacht worden sind, die Theorie der Geschichtschreibung zu kultivieren und auszubauen. Alles in allem genommen, wird man kaum behaupten wollen, daß der Einfluß dessen, was in dieser Richtung geleistet worden ist, für ungewöhnlich hoch oder gar entscheidend angesehen werden darf; die guten Beispiele haben auch in diesem Falle fruchtbarer gewirkt als die heilsamsten Lehren und die bestbegründeten Theorien. Indes liegen doch Schriften dieser Art vor, welchen man eine hohe Bedeutung nicht absprechen kann, und die eine Anregung gegeben haben, die man nicht unterschätzen darf. Deutschland selbst zwar hat in dieser Beziehung nicht das Wesentliche hervorgebracht, sondern England

und Frankreich sind es, die hierin weit vorausgeeilt sind, aber gerade die Lehren, die von ihnen ausgegangen sind, haben bei uns tiefen Eindruck gemacht. Überhaupt vermag sich der aufmerksame Beobachter dieser Epoche der Wahrnehmung nicht zu entziehen, daß die geistige Wechselwirkung zwischen den drei literarisch produktivsten Nationen des Abendlandes eine ungemein lebhafte war, wenn uns nicht alles täuscht, lebhafter nicht bloß als man sie bis dahin gekannt, sondern auch wie sie in den ersten Dingen und wenigstens in der Geschichtschreibung später keine erlebt haben. Freilich ist Deutschland dabei in hohem Grade mehr die Rolle des Empfangenden als des Gebenden zugefallen, nur daß es, wie wir uns erinnern, auf solche Anregungen nicht eben zu warten gebraucht hätte, um Geschichtswerke hervorzubringen, welchen nicht nur nicht bloß vorübergehender Wert zuerkannt werden muß. Überdies darf bei der richtigen Beurteilung dieses Hergangs nicht übersehen werden, daß bei der in Frage stehenden Einwirkung es sich unendlich weniger um die wissenschaftliche Forschung im technischen Sinne, als um die historische Beurteilung und um die Geschichtschreibung gehandelt hat.

Und da ist es England, das auf dieser Bahn vorangegangen. Die Briefe Lord Henry Bolingbrok's über „das Studium und den Gebrauch der Geschichte" stehen zeitlich an der Spitze dieser Literatur [1]). Der geistvolle Minister der Königin Anna, von dessen politischem Charakter hier nicht weiter die Rede sein soll, hatte weiterhin das eine voraus, daß er mitten in dem politischen Leben einer großen Nation, der einzigen, die damals sich eines solchen rühmen durfte, gestanden hat. Welchen

[1]) Bolingbroke war geboren 1672, starb am 15. November 1751. Seine bezügliche Schrift „Letters on the study and use of history" erschien zuerst 1738, in das Deutsche übersetzt 1794. — Über Bolingbroke ist u. a. zu vgl. F. Chr. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts. 5. Aufl. 1, 413—425. — Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1. Bd. — Wer Bolingbrokes Ansichten über Geschichte näher kennen lernen will, darf aber auch seine „Remarks on the history of England" nicht übersehen.

Antheil er an der freidenkerischen Bewegung des 18. Jahrhunderts genommen, ist bekannt genug, seine „Briefe" stehen in einigem Zusammenhang mit derselben; der Zweck des Geschichtsstudiums ist ihm ein praktischer, wie er denn mit seinen Briefen in erster Linie praktische Zwecke verfolgt. Dasselbe soll bessere Menschen und Bürger bilden. Daher dringt er auf philosophische und politische Behandlung der Geschichte. Diese ist ihm eine durch Beispiele wirkende Philosophie. Die bloß gelehrte Geschichtschreibung und der stille Fleiß des unpolitischen Forschers finden vor seinen Augen keine Gnade. In dieser Beziehung konnte sein Beispiel in keiner Weise wohlthätig wirken, wie er vermöge seiner gesammten Geistesrichtung unfähig war, das Mittelalter zu verstehen. Auf der anderen Seite war das Mißtrauen, das er gegen die theologische Überlieferung und Glaubensseligkeit innerhalb der Geschichte predigte, im Grundsatze weder überflüssig noch unberechtigt und hat trotz der stets mitwirkenden Einseitigkeit seines Standpunktes doch zugleich wohlthätig gewirkt. Das wirklich Große und Erfolgreiche seiner Lehre war, daß er mit packendem Nachdruck die Bedeutung der neuen Geschichte verkündigte, die nebst der römischen Geschichte nach seinem Urteil allein die Teilnahme der Denkenden verdient, weil man aus ihr allein für das Leben etwas lernen kann. Daher ist Macchiavelli sein Mann, der in seiner „Florentinischen Geschichte" das echte Muster der Geschichtschreibung aufgestellt hat. Auf Grund dieser Anschauung, die Bolingbroke zugleich in der Betrachtung des politischen Systems des neuen Europas versinnlicht, ist er der Schöpfer des lehrhaften historischen Pragmatismus geworden, wie er auch in Deutschland, recht und falsch verstanden, bis tief in unser Jahrhundert hinein, gelehrige Nachahmer gefunden hat. An Bolingbroke schließt sich noch eine Reihe von Schriftstellern an, die sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts in England mit der Theorie der Geschichtschreibung beschäftigt und in Deutschland Beachtung gefunden haben. So Jakob Moor (gest. 1799) mit seinem „Versuch über die historische Composition", welche Gatterers historische

Bibliothek in einer Übersetzung wiedergegeben hat[1]). Moor geht auf Lucian und Polybius zurück und sucht die Ökonomie in der Darstellung eines geschichtlichen Gegenstandes durch Vergleichung der historischen und epischen Komposition anschaulich zu machen; in der einen wie in der anderen mußte die Einheit des Zwecks, oder der alles umfassende Strebepunkt festgehalten werden. Von größerer Bedeutung und Fruchtbarkeit sind die Erörterungen Joseph Priestleys, des berühmten Dissenters, über die Propädeutik des geschichtlichen Studiums, das er mit Sachkunde nicht bloß von der wissenschaftlichen, sondern auch der ethischen Seite aus beleuchtet[2]). Seine Schrift hätte wohl eine unmittelbare Verbreitung in Deutschland verdient. Den wirksamsten Einfluß haben theoretisch und, wie bereits angedeutet, praktisch in diesen Dingen die Franzosen ausgeübt. Es wäre nicht schwer, aus Voltaires historischen Schriften ein Bild seiner Doktrin von der Aufgabe der Geschichtschreibung zu entwerfen, indes versparen wir uns dieses auf die Gelegenheit, bei welcher wir von jenen Schriften selbst und ihrem Einfluß diesseits des Rheins sprechen werden. Rousseau ist unmittelbar nicht als Historiker aufgetreten, aber seine ungeschichtliche Denkungsweise, die den Mittelpunkt seiner Weltanschauung und seiner Lehren bildet, hat ihre verwirrende Wirkung mächtig genug nach Deutschland getragen und hallt auch aus einem Teile der historischen und noch mehr der politischen Literatur deutlich wieder. In seinem „Emil" kommt der Verfasser des Gesellschaftsvertrags direkt auf die Geschichtschreibung zu sprechen und trägt vom pädagogischen Gesichtspunkte aus seine Meinung über sie vor[3]). Er spricht sich wenig günstig über die neueren Historiker aus und verrät gegenüber den durch die Überlieferung verzeichneten Thatsachen eine Skepsis, die auch

---

[1]) Hist. Bibliothek (1768) 5, 38 ff. — Moors Versuch war in einer Sammlung von „Essays read to a litterary society" im Jahre 1759 erschienen.

[2]) „Lectures on history and general policy" etc. (1788).

[3]) Emile IV, 1.

spätere, wohlgeschulte Fachmänner nicht unterdrückt haben. Thukydides ist nach seinem Sinne das wahre Muster eines Geschichtschreibers; er erzählt nach ihm die Thatsache ohne Raisonnements und läßt doch keinen Umstand unberührt, der uns selbst zu einem Urteile nötigen könnte. Es ist also die sog. objektive Geschichtschreibung, die Rousseaus Beifall hat. Im übrigen findet er an der herkömmlichen Art, Geschichte zu schreiben, überhaupt kein Gefallen. Die bloß äußeren, geräuschvollen Vorgänge, woran sich dieselbe klammert, erschöpft, meint er, die Sache nicht und übersieht die stillere Entwickelung, die am Ende das beste in der Geschichte der Menschheit thue und die äußeren, scheinbar entscheidenden Thatsachen vorbereite. Aber auch das Systematisieren und Philosophieren der Geschichtschreiber, wie es damals Mode wurde, die „Systemwuth" findet keine Gnade vor seinen Augen; „keiner will die Dinge sehen, wie sie sind, sondern wie sie in sein System passen". Für seine Zwecke schlägt er daher Biographien vor und ist ihm nebst Montaigne Plutarch sein Mann. In Wahrheit erweist sich Rousseau's in Frage stehende Doktrin mehr negativ als positiv. In Deutschland ist sie offenbar trotz der außerordentlichen Verbreitung seiner Schriften wenig beachtet worden, weil sie in der Masse seiner Lehren als etwas Nebensächliches verschwindet. Dagegen haben die Theorien eines anderen Franzosen über die Art und Kunst der Geschichtschreibung weite Verbreitung und nicht unverdiente Anerkennuug gefunden. Wir meinen Georg Bonnot de Mably[1]). Die Historiker des klassischen Altertums stehen ihm in erster Linie und weist er auf sie wie auf die ausschließlichen idealen Muster hin. Damit wird freilich ein unverkennbar einseitiger Standpunkt gegeben, und eine gerechte Beurteilung der modernen Historiker nahezu unmöglich. Da aber Mably, indem er auf der einen Seite mit dem erdenkbarsten Nachdruck die Geschichtschreibung als Kunst postulirt, auf

[1]) De l'etude de l'histoire (1778). — De la manière d'écrire l'histoire (1783). — In das Deutsche übersetzt mit einer Vorrede von Schlözer (1783). — Mably, geboren 1709, starb 1785.

Gründlichkeit und exakte Forschung als die unumgängliche Voraussetzung derselben das höchste Gewicht legte, so konnten seine Erörterungen und Forderungen gerade in Deutschland nur wohlthätig wirken, denn gerade hier war eine Richtung die längste Zeit kaum schon vollständig überwunden, die in der geistlosen Anhäufung massenhaften, gut und schlecht gesichteten Stoffes die wahre Bestimmung des Historikers erblickte.

Es hat zwar auch hier nicht an Versuchen gefehlt, die theoretischen Fragen über das Wesen und die Aufgabe der Geschichtschreibung aufzuklären. Ein jüngerer Freund Mascous, J. A. Ernesti in Leipzig, hat in einer Untersuchung über die „historische Glaubwürdigkeit" in ausgezeichneter Weise alle die Gesichtspunkte geltend gemacht, die noch heutzutage zu Recht bestehen [1]). Er behandelt zwar nur die äußere Glaubwürdigkeit zunächst der verschiedenen Berichterstatter, aber dieses mit einer Feinheit und einem Scharfsinn, die immer zum Ziele treffen und die für jene Zeit seltene klassische Bildung in jeder Zeile und mit jedem Satze verraten. Solchen ein bestimmtes Ziel verfolgenden Erörterungen gegenüber wollte der Versuch des Johann Martin Chladenius, die Geschichtschreibung auf allgemeine philosophische Grundsätze zurückzuführen und so eine Wissenschaft der Geschichte zu begründen, wenig bedeuten [2]); er war zum mindesten verfrüht. Im übrigen lag die Beschäftigung mit der Theorie und Kunst der Geschichtschreibung in der Luft; hat doch ein Mann wie Gatterer, von Natur nicht gerade zum Künstler angelegt, wiederholt über dahin gehörige Fragen gehandelt [3]); auch andere haben sich in ähnlichen Erörterungen gefallen; durchschlagendes und zum Ziele treffendes ist innerhalb des Rahmens der bloßen Theorie weiter nicht zu Tage gefördert worden. Sehen wir daher, was die Praxis geleistet hat.

---

[1]) „De fide historica recte aestimanda" (1746).

[2]) „Allgemeine Geschichtswissenschaft." Leipzig 1752. — Chladenius, geboren 1710, gest. 1759, war zuerst Professor zu Leipzig, dann zu Erlangen.

[3]) S. oben S. 762.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte hat in dieser Zeit eine ungemein lebhafte Thätigkeit geherrscht. Die Produktion war eine nahezu massenhafte, die Anforderungen an diese historische Art hat sich erheblich gesteigert, man hat die Natur und Aufgabe derselben theoretisch wie in der Anwendung untersucht, und ihre Einteilung dauernd festgesetzt. Auswärtige Einwirkungen sind dabei nicht ausgeschlossen geblieben, wie wir bereits angedeutet haben. Namentlich die Spuren der Franzosen sind deutlich zu entdecken. Bossuet, Montesquieu, Voltaire kommen hierbei in Frage. Des Ersteren „Discours sur l'histoire universelle“ war zuerst bereits im Jahre 1681 erschienen und hatte in den religiös gestimmten Kreisen überall tiefen Eindruck gemacht[1]). Es führt die Erzählung zunächst bis auf die Zeiten Karls d. Gr., als dem Abschlusse der alten Welt[2]). Das Charakteristische und Neuernde an ihm ist, daß Bossuet die Geschichte der Juden in die Mitte der Betrachtung stellt und die der übrigen Völker nur insoweit berücksichtigt, als sie zu dem auserwählten Volke Gottes in Beziehung stehen. Der Gedanke ist originell, mit außerordentlicher Kraft des Wortes durchgeführt, leidet aber vom historischen Standpunkte aus an zu Tage liegender Einseitigkeit. Fast der ganze Orient bleibt bei diesem System ausgeschlossen, davon gar nicht zu reden, daß die supernaturalistische Auffassung bestimmend vorherrscht, die Einsicht fehlt, daß das Menschliche auch Wert an sich hat, daß jede Rücksichtnahme auf die Äußerungen des natürlichen Lebens, der Künste, der profanen Wissenschaft, des Gewerbes oder gar der Philosophie vermieden ist[3]). Es dauerte übrigens eine Zeit, bis dieser, mit unleugbarem Glanz vorgetragenen theologischen Geschichtsbetrachtung ein erfolgreiches Korrektiv entgegengestellt und der reine historische Weg betreten

---

[1]) J. B. Bossuet, 1627 geboren, starb 1704 als Bischof von Meaux.

[2]) Die Fortsetzung, dem Umfange nach größer, reicht bis 1661. Das Wichtigste ist indes der 1. Teil.

[3]) Vgl. über Bossuet u. a. Rocholle, die Philosophie der Gesch. Göttingen 1878. S. 34.

wurde. Es geschah dies unter dem Einfluß des englischen Geistes, wie er seit der Revolution das Jahr 1688 sich daselbst mächtig und befreiend entfaltete und im Hinblick auf die Geschichte in Bolingbroke ein so beredtes Organ gefunden hatte. Das kleine Buch von Montesquieu, „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer" und sein umfassenderes über den „Geist der Gesetze" haben, von ihrer politischen Bedeutung abgesehen, auch in der Behandlung der Geschichte einen weithin wirkenden und leicht erkennbaren Umschwung hervorgerufen [1]. In dem ersten Buche tritt der wirkliche historische Pragmatismus, der von dem lehrhaften, wenn wir so sagen dürfen pädagogischen, wohl unterschieden werden muß, auf einen großen Gegenstand angewendet und in eine geistvolle, fesselnde Form gekleidet, überhaupt zum erstenmal auf. Der „Geist der Gesetze", aus echtem Boden politischer und historischer Betrachtung erwachsen, ist für unsere Zwecke zunächst durch den Umstand von hoher Bedeutung, daß Montesquieu hier u. a. uns doch wieder als der Erste den Einfluß der physischen, der natürlichen Verhältnisse des Bodens, des Klimas, der Nahrung u. dgl. auf die Entwickelung der Völker und ihre Geschichte anschaulich und eindrucksvoll nachweist. Dieser Grundgedanke, sollte man meinen, habe ungemein nahe gelegen, und doch war es Montesquieu vorbehalten, ihm in der eindringlichsten Anwendung zu seinem Rechte zu verhelfen. Daß das gelegentlich mit einer unverkennbaren Einseitigkeit geschieht, muß zugegeben werden, indes ist dieses bekanntlich das Schicksal aller neuen Ideen in der Geschichte. Der Erfolg war ein außerordentlicher, und überall ist, wo überhaupt unter irgend einer Form Geschichte geschrieben wurde,

---

[1]) Montesquieu, geboren 1689, starb 1755. Die Schrift „sur les causes de la grandeur et de la decadence des Romains" erschien zuerst 1734. Das Werk „De l'esprit des lois" u. s. w. zuerst (Genf) 1749. — Vgl. über Motesquieu von deutschen Schriften u. a. Schlosser a. a. O. I, 504—510; II, 427—437. — Hettner a. a. O. II, 237 ff. — R. Flint, the philosophy of history in Europe. I, 93 sq. — Rocholle a. a. O. S. 57 ff. — Bluntschli S. 298 ff.

Montesquieus Einfluß zu verspüren. Winckelmann, wie wir bereits zu verstehen gegeben haben [1]), und Herder, wie wir noch hören werden, stehen offenbar unter dem Eindruck dieses von den Franzosen ausgegangenen Beispieles. Eine noch umfassendere Einwirkung auf die deutsche Geschichtschreibung hat aber Voltaire ausgeübt. Noch viel weniger als Montesquieu Historiker von Fach, ist er der eigentliche Begründer einer historiographischen Richtung geworden, mit welcher zwar mancher Mißbrauch getrieben worden ist und die oft Mißverständnissen ausgesetzt war, deren Fruchtbarkeit und hohe Berechtigung jedoch gleichwohl über allen Zweifel erhaben ist [2]). Von Voltaire rührt zwar mit ziemlicher Gewißheit der Ausdruck „Philosophie der Geschichte" her, gleichwohl dürfte er seinen Platz mit größerem Rechte auf einer anderen Seite finden, als in der Reihe jener Männer, die sich um die genannte Wissenschaft verdient gemacht haben. Die bei aller Verwandtschaft von dieser doch zugleich wieder recht verschiedene Kulturgeschichte ist es, die in ihm ihren Urheber anzuerkennen hat [3]). Er zuerst hat auf die geistigen Seiten alles geschichtlichen Lebens, auf die sog. inneren Zustände, Gesetze, Sitten, Literatur, Kunst u. s. w., wie auf die natürlichen Kräfte des Daseins und der Entwickelung den gebührenden Nachdruck gelegt und in einem großen Beispiele die Anwendung davon gegeben. Auf das einzelne seiner Ausführungen und die zahlreichen Irrtümer, Flüchtigkeiten und Mißverständnisse kommt es dabei

---

[1]) S. oben S. 754.

[2]) Voltaire, geboren 1694, starb 1778. — Vgl. über ihn u. a. Schlosser a. a. O. I (stellenweise), und über seine historischen Werke II, 420—425. — Hettner a. a. O. S. 211 ff. — Rocholle a. a. O. S. 62 ff. — Flint a. a. O. S. 116 ff. — D. Strauß, Voltaire. 2. Aufl. S. 204 ff. — R. Mahrenholtz, Voltaire-Studien. Oppeln 1882. S. 1 ff.

[3]) Von Voltaires historischen Schriften kommen hierbei vor allem in Betracht: „Abregé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charles V. (1753) und, als das Wichtigste, der „Essay sur l'histoire générale et sur les mœurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu'à nos jours (1756). — Endlich das „Siècle de Louis XIV". Auf andere historische Schriften Voltaires kommen wir an einem anderen Orte zu reden.

gar nicht an; er hat, wieder von Bolingbroke angeregt und im ausgesprochenen scharfen Gegensatze zu Bossuet, die Endlichkeit als Gebiet und die Grenzen der Geschichte bestimmt und behandelt. In einer so umfassenden Weise vom Standpunkte der Kultur, der Bildung, des geistigen Lebens war die Geschichte bisher noch niemals dargestellt worden. Materialistisch darf man die Geschichtsanschauung Voltaires trotz allem nicht nennen, wie leidenschaftlich und oft einseitig er das Christentum, wo es in der Gestalt der Hierarchie und vor allem der Unduldsamkeit auftritt, verfolgt und bloßstellt, er kann sich der Einsicht nicht entziehen, nicht bloß daß die äußeren Ereignisse von über ihnen stehenden Ideen regiert werden, sondern daß hinter oder vielmehr über diesen doch eine weitere, unsichtbare Macht waltet, die er aber mit Recht bei seinen historischen Betrachtungen außer dem Spiele gelassen hat. In Deutschland ist die Rückwirkung von Voltaires geschichtlicher Methode, wir wiederholen es, eine mächtige gewesen. Selbst ein so selbstherrlicher Geist wie Schlözer hat das zugegeben, und ein Mann wie Johannes von Müller, der bald über alle Geschichtschreiber diesseits des Rheins erhoben wurde, hat die Macht, welche das Beispiel Voltaires auf ihn geübt, laut und gerne eingestanden. Das Beste hat man übrigens für die zutreffende Würdigung kultureller Zustände aus ihm lernen können, für politische Fragen brachte er weniger Verständnis mit. Für die zu niedrige Schätzung des Mittelalters hat er seinesteils mit beigetragen; aber auch dieses hatte nebenher sein Gutes, die zu hohe Schätzung konnte leicht verderblichen Schaden stiften. Verbreitung der Humanität und Aufklärung, Liebe zur Wissenschaft und Kunst sind vor seinen Augen das Endziel aller geschichtlichen Entwickelung; was dem entgegensteht, wird in Acht und Bann gethan. Diese Richtung oder Stimmung läßt sich in der deutschen Geschichtschreibung wiederum bis in unser Jahrhundert herein verfolgen und hat sich erst allmählich einer Modifikation durch das Prinzip der Nationalität unterwerfen müssen. Wenn wir oben die Bemerkung einfließen ließen, Voltaire dürfe,

streng genommen, nicht in die Reihe der Geschichtsphilosophen gestellt werden, so war unser Grund hierfür die Überzeugung, daß gerade sein dabei in Frage kommendes Hauptwerk in zu geringem Grade ein durchschlagendes Prinzip der Entwickelung der Menschheit deutlich nachzuweisen versucht oder verstanden hat. Darauf kam es aber, wie sich bald ergeben wird, bei dieser Disziplin vor allem an. In der Kulturgeschichte tritt diese Forderung nicht in demselben Grade in den Mittelpunkt; sie sucht viel weniger ein herrschendes Prinzip der Entwickelung innerhalb der verschiedenen Zeiträume aufzusuchen, als die Fülle des Inhaltes jedes einzelnen derselben aufzudecken. In dieser Richtung hat nun gerade in der Behandlung der Universalgeschichte, und zwar nicht ohne Einwirkung der erwähnten französischen Muster, ein wesentlicher Fortschritt stattgefunden.

Die Methode, die Allgemeine oder Weltgeschichte darzustellen, hatte sich seit Chr. Cellarius nicht um vieles verändert[1]. Das von ihm siegreich eingeführte System der Einteilung derselben hatte sich, wenn auch nicht ohne Widerstand, behauptet. Im übrigen tritt für einige Zeit geradezu ein Stillstand ein. Die verschiedenen älteren und neueren Hand- und Lehrbücher der Weltgeschichte von Hübner, Curas, Bünau, Essig, Hederich, Zopf und wie sie alle heißen, mit ihren bloß pädagogischen Zwecken und ihrer oft nahezu kindischen Haltung können hier nicht weiter in Frage kommen, wie beliebt auch einzelne von ihnen über den Tod ihrer Verfasser hinaus sein mochten. Es ist darum auch nicht zu billigen, wenn jemand die deutsche Geschichtschreibung jener Zeit überhaupt an solchen Leistungen illustriren zu sollen glaubt. Die gesammte Stimmung des Jahrhunderts verlangte aber nach einer umfassenden und zugleich wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Weltgeschichte, und da Deutschland einem solchen Verlangen eine Befriedigung zu gewähren nicht im stande war, suchte man auswärts, was zu Hause wohl oder übel vorläufig

---

[1]) S. oben S. 484.

nicht zu finden war. In England war seit dem Jahre 1730 durch das Zusammenwirken einer Anzahl englischer Gelehrter ein solches Werk entstanden, das erste, darf man sagen, dieser Art in umfassender gelehrter Darstellung. Im übrigen kein Meisterwerk, in den verschiedenen Abteilungen von verschiedenem Werte, wie das unter den gegebenen Umständen nicht wohl anders zu erwarten war [1]). An Ausführlichkeit ließ dieses Unternehmen nichts zu wünschen übrig und doch hat diese seinem Erfolge keinen Eintrag gethan. In die meisten europäischen Sprachen ist das Kollektivwerk übersetzt worden, und seit 1744 auch in die deutsche. Der bekannte Hallenser Professor der Theologie S. J. Baumgarten hat sich zunächst an die Spitze der Herausgabe der Übersetzung gestellt und ist vom 30. Bande an von J. S. Semler in diesem Amte abgelöst worden [2]). Semler war in historischen Dingen in der That hinlänglich und besser wie mancher Andere orientirt, aber den ursprünglichen Geist des Werkes konnte auch er nicht ändern und so ergab es sich jedoch zuletzt, daß es besser sei, sich an das schwerfällige, unmäßig weitläufige und nur mit Mühe genießbare Urbild nicht länger zu binden und einen selbständigen Weg einzuschlagen. Mit anderen Worten, man wählte vom 31. Bande an das System der freien Bearbeitung der Geschichte der einzelnen Staaten und Völker durch einheimische Gelehrte und gab so den Grundgedanken einer einheitlichen „Allgemeinen Welthistorie“ vollständig auf. Zu einer wirklich organischen einheitlichen Darstellung der Universalgeschichte war es ja ohnedem von Hause aus nicht recht angelegt. Verschiedene deutsche Gelehrte, darunter ein Mann wie Schlözer, haben sich an dieser selbständigen Fortsetzung und Ausführung beteiligt, wir werden

[1]) „An universal history from the earlist Account of time to the present, compiled from original authors and illustrated with maps, cuts, notes, tables.“

[2]) Baumgarten hatte im Jahre 1747 den 1. Band von Erläuterungsschriften und Zusätzen zur Allg. Welthistorie von verschiedenen Verfassern erscheinen lassen. Sie erschwerten aber den Ballast des Unternehmens noch um ein erhebliches.

aber von einigen der entstandenen einzelnen Werke besser in einem anderen Zusammenhange reden. In der Zwischenzeit hatte sich aber auch in England das Bedürfnis geltend gemacht, die ursprüngliche „Allgemeine Welthistorie" zugänglicher zu machen und einen Auszug aus derselben hergestellt zu sehen. Zwei englische Gelehrte, John Gray und William Guthry, unternahmen in Verbindung mit mehreren Genossen diese Arbeit und entledigten sich derselben mit offenbarem Erfolg, der freilich mehr auf die formalen Vorzüge als auf den wahren wissenschaftlichen Wert zurückgeführt werden muß [1]). Auch dieser „Auszug" fand wieder eine deutsche Bearbeitung, die unter die Leitung von Th. G. Heyne in Göttingen gestellt wurde. Bald genug wurde auch jetzt auf eine organische Darstellung der allgemeinen Geschichte verzichtet und löste sich das gesammte Unternehmen wieder in eine Reihe selbständiger Einzelngeschichten auf, die von verschiedenen Verfassern, die teilweise recht glücklich ausgewählt waren, bearbeitet sind. Fast die ganze alte Geschichte rührt von Heyne selbst her, die Geschichte der Schweiz von Johannes von Müller u. s. w. Eben weil es ein dünnes Band ist, das die verschiedenen Einzelnarbeiten verknüpft und jede am Ende für sich besteht, versparen wir die Würdigung auch dieser Werke auf die Gelegenheit, wo wir von den gelungenen Leistungen dieser Zeit über die Geschichte einzelner Staaten und Völker handeln oder eine Charakteristik ihrer Verfasser versuchen werden. Beide Unternehmungen haben ja auch nur von dem Augenblicke an für die Wissenschaft eine Bedeutung, wo sie sich von ihren Vorbildern emanzipiren und sich auf die eigenen Füße stellen. Die große englische „Allgemeine Welthistorie" als solche ist ihrem Gehalte nach längst der Vergessenheit anheimgefallen und verbleibt ihr nur mehr ein literarhistorischer Wert. Außer dem Gray-Guthry'schen Auszug

---

[1]) Das Werk erschien seit dem Jahre 1764 in einer vergleichungsweise mäßigen Reihe von (12) Bänden, die freilich für einen „Auszug" noch viele genug sind, unter dem Titel: „A general History of the world from the creation to the present time" etc. etc.

und dessen deutscher Bearbeitung ist noch ein drittes Unternehmen der Art, ebenfalls eine Bearbeitung der englischen Allgemeinen Welthistorie in einem „pragmatischen Auszug", von Gatterer durch eine empfehlende Vorrede eingeführt, versucht worden. Der Herausgeber war Friedrich Eberhard Boysen, der sich auf dem Felde der geschichtlichen Literatur durch sein „Allgemeines historisches Magazin" bekannt gemacht hat [1]). Die alte Geschichte ist von Boysen selbst bearbeitet, für die neue, resp. deutsche, war Franz D. Häberlin gewonnen. Das Interessante an der Sache ist zunächst, daß ursprünglich ein, in der deutschen Literatur jener Tage mit Ehren genannter, schöne Hoffnungen erweckender und dann im Frühling seines Lebens hinweggeraffter Mann für die Abfassung der alten Geschichte im Rahmen dieses Unternehmens bestimmt war: nämlich Thomas Abbt [2]). Er hat nichts Nachhaltiges als Historiker geleistet und von der beabsichtigten Darstellung der alten Geschichte hat sich nur ein Bruchstück erhalten [3]), aber, nachdem er einmal sich von der Theologie zu den allgemeinen Wissenschaften gewendet, fühlte er sich bald auch zur Historie hingezogen und trug sich mit verschiedenen Plänen, bei deren Ausführung allerdings noch Ehre genug zu holen gewesen wäre. Der Freund Lessings und Mösers brachte gerade die lite-

---

[1]) Boysen, geboren 1720 zu Halberstadt, starb 1800 als Oberhofprediger und Konsistorialrat im Reichsstift Quedlinburg. Es existirt von ihm eine eigene Lebensbeschreibung, die aber leider nur bis zum Jahre 1760 reicht und 1795 erschienen ist. Der 1. Band des pragmatischen Auszuges erschien 1767.

[2]) Abbt, geboren 25. November 1738 zu Ulm, starb 3. November 1766 zu Bückeburg. Vgl. zunächst die A. D. Biographie 1, 2—4. Abbt war 1760 Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O. geworden, das Jahr darauf zu Rinteln, seit 1765 Hof-Regierungs- und Konsistorialrat in Bückeburg. Seine vermischten Werke hat Nicolai in sechs Bänden herausgegeben, wobei aber seine Beiträge zu den Literaturbriefen fehlen.

[3]) „Fragment der ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes." Mit einer Vorrede herausgegeben von D. Joh. Miller. Halle 1767. Zu vgl. Gatterers Hist. Bibliothek VI, 114—137 (Anzeige von Nicolais „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt") und IV, 229 ff. Anzeige des gedachten Fragmentes.

rarischen Gaben mit, die in der Reihe der deutschen Geschichtschreiber jener Zeit noch selten genug waren. Wie philosophischen besaß er auch politischen und nationalen Sinn, verbunden mit der wünschenswerten Freiheit und Vorurteilslosigkeit des Geistes. Dabei erwies er sich in jungen Jahren als Meister der deutschen Prosa, wie das schon seine ersten Schriften „Vom Tod für's Vaterland“ und „Vom Verdienst“ mit überzeugender Deutlichkeit ankündigen. Er beabsichtigte auf Mösers Anregung hin u. a. eine Geschichte Kaiser Maximilians I. zu schreiben, auch die Abfassung einer Braunschweigischen Geschichte hat ihn einmal vorübergehend beschäftigt. Als Muster schwebten ihm namentlich Voltaire und neben ihm Hume und Robertson vor, welch letztere eben jetzt in Deutschland viel gelesen zu werden anfingen. In den Berliner Literaturbriefen hat er eine Zeit lang gerade auch historische Werke besprochen und der denkende Kopf blickt überall durch. Historischen Blick kann man ihm nicht absprechen. Zu einem wirklichen Erfolg auf diesem Felde hätte ihm nur noch ein bestimmtes Maß technischer, fachmäßiger Vorbildung gefehlt. Das Aneignungsvermögen war groß und daß er hoher historischer Konzeptionen fähig war, bezeugt das schon erwähnte Fragment, das überdies beweist, daß unter seinen Händen der „pragmatische Auszug“ aus der Welthistorie wesentlich eine andere Gestalt gewonnen hätte, als das bei allen anderen Mitarbeitern der Fall war. Er faßte die Aufgabe als eine einheitliche, nicht sich in so und so viele Teile zersplitternde, wie der philosophische Kopf, der diesen Gegenstand angreift, das ja in Wahrheit nicht anders thun kann.

Auf dem geschilderten Wege der „Allgemeinen Welthistorie“ im großen oder im Auszug war offenbar nicht zum Ziele zu gelangen und das vorhandene Bedürfnis nicht zu befriedigen. Nun stellten allerdings zu derselben Zeit ungefähr zwei anerkannte deutsche Gelehrte, Gatterer und Schlözer, zu wiederholten Malen und in verschiedenen Gestalten den Versuch an, den ungefügen, massenhaften Stoff, jeder mit eigener Kraft, zu bewältigen und in eine leicht übersehbare Form zu gießen.

Diese Versuche verdienen ohne Zweifel unsere Aufmerksamkeit. Sie haben zwar materiell die historische Erkenntnis nicht in erheblicher Weise gefördert, aber sie haben die Frage, wie überhaupt die Weltgeschichte zu behandeln sei, in den Vordergrund gerückt und bei manchem Mißverständnis sie zum Teile um ein gutes Stück vorwärts gebracht. Von Gatterer haben wir sieben verschiedene Bearbeitungen der Universal- und Weltgeschichte, aber keine hat er zu Ende geführt, bis über die Grenzlinie des Mittelalters hinaus und in die neue Geschichte hinein ist er im Grunde überhaupt niemals gelangt [1]). Umfassende Gelehrsamkeit ist ihm ohne Zweifel zu Gebote gestanden; er ist, soweit seine Kräfte reichten, überall auf die Quellen zurückgegangen. In der alten und in der mittleren Geschichte war er offenbar am gründlichsten orientirt; die neuere trat ihm ferner, was vielleicht mit dem Umstande zusammenhängt, daß er kein Politiker war. In der Art und Weise, die historischen Quellenschriften zu beurteilen, ist er entschieden über die bisher geltende Methode hinausgeschritten; er sah deutlich ein, nicht bloß, daß nicht jede Quelle so viel wert sei als die andere, und daß sie nicht bloß nach Zeit und Herkunft unterschieden werden solle, sondern daß zugleich jede an sich selbst gemessen und ihre Glaubwürdigkeit aus dem geschöpften Gesammteindrucke festgestellt werden müsse [2]). Wie selb-

[1]) a) Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprung der meisten heutigen Reiche in Europa (1. Aufl. 1761). — b) Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange bis auf unsere Zeiten fortgesetzt. Des 2. Teiles 1. Band (1764). — c) Abriß der Universalhistorie (1765). — d) Synopsis hist. univers., sex tabulis comprehensa (1766). — Editio IIa aucta et emendata (1769). — e) Einleitung in die synchronistische Universalhistorie; zur Erläuterung seiner Tabellen. 1. u. 2. Teil 1778. — f) Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfang. 1. Teil 1785, 2. Teil 1. Stück 1787. — g) Kurzer Begriff der Weltgeschichte. 1. Teil 1786. — h) Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika (1792).

[2]) Vgl. u. a. seine Abhandlung „Vom Plan des Herodots“. (Allg. Hist. Bibliothek II, 46 ff. und „Vom Plan des Trogus und seines Abkürzers, des Justinus“ ebendas. III, 18 ff. — „Vom Standort und Gesichtspunkt des Geschichtschreibers, oder der deutsche Livius.“ Ebendas. V, 3 ff.

ständig und gründlich er die historischen Hilfswissenschaften beherrschte, haben wir ohnedem bereits gehört. Die Form des „Handbuches", „Abrisses" oder „Versuches" hat er bei seinen verschiedenen universalhistorischen Schriften niemals verlassen, eine lebendige Behandlungsweise, künstlerische Gestaltung des Stoffes niemals angestrebt, das war ja durch die erwähnte kompendiöse Form von vorneherein abgeschnitten. Er spricht zwar von diesen Dingen gelegentlich oft und gerne, hat sich aber niemals darin versucht. Wir werden ihm nicht Unrecht thun, wenn wir die Meinung aussprechen, daß sein Geist überhaupt nicht dazu angelegt war. Auch die Kritik ist nicht seine stärkste Seite; gerade in jenem Teile der Geschichte, wo ihre Anwendung am dringendsten gefordert erschien, d. h. in der Sichtung der ältesten geschichtlichen Überlieferungen, ist er am zaghaftesten zu Werke gegangen. Er gibt seine wiederholte Darstellung derselben zwar keineswegs als etwas Gesichertes und rein Historisches, aber er versuchte auch nicht, den Kern, welchen die Schale birgt, aus dieser herauszuholen. Sein Verdienst liegt in erster Linie in der Erweiterung des universalhistorischen Stoffes, indem er eine Anzahl von Völkern, die bis dahin in der allgemeinen Geschichte übergangen oder doch nicht zu ihrem Rechte gekommen waren, in den Kreis seiner Darstellung einbezieht oder eingehender behandelt, als das seine Vorgänger gethan hatten, und weiterhin in der geschickten übersichtlichen Gliederung derselben, die an Gedrungenheit und Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und hierin eher des Guten zu viel als zu wenig thut. Der lehrhafte, pädagogische Zweck aller dieser seiner Schriften hat ihm wie von selbst diesen Weg gewiesen. Die großen Ruhepunkte in der Entwickelung der abendländischen Völker, wie es z. B. die Völkerwanderung und die Entdeckung der neuen Welt sind, erkennt er deutlich und hat er durch sein Beispiel zur Einbürgerung derselben ein gutes Teil beigetragen. In der Art und Weise, die behandelten Völker vorzuführen, schwankt er freilich zwischen der ethnographischen und synchronistischen Methode und zu einer wirklich organischen Darstellung

der Weltgeschichte hat er sich nicht emporgeschwungen. Ähnlich ist es ihm mit der Chronologie ergangen, bei welcher er ebenfalls keines der beiden damals noch mit einander ringenden Systeme einheitlich durchführt. Er hat ohne Zweifel vor allem von Voltaire gelernt, daß die Geschichte der Menschheit oder eines einzelnen Volkes nicht mit der Kenntnis der politischen Ereignisse und Wandlungen erschöpft ist; er schenkt den kulturellen Momenten eine ebenso eingehende Aufmerksamkeit; er geht hierin, möchten wir meinen, sogar zu weit, indem er Einrichtungen und Verhältnisse schildert, die doch besser für sich selbständig behandelt werden, wie ja in dieser historiographischen Richtung die Gefahr liegt, Dinge mit einander vereinigen zu wollen, die wenig oder gar keinen inneren Zusammenhang mehr haben. Diesen Zusammenhang fühlbar nachzuweisen, hat er sich auch gar nicht gedrungen gefühlt. So behandelt er in seinem „Versuche einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika", welcher, wenn nicht alles täuscht, als sein reifstes Werk der Art angesehen werden muß, wie es auch der Zeit nach das späteste ist, die „Völkergeschichte" und die „Menschengeschichte" in den einzelnen Epochen vollständig getrennt von einander und gelingt es ihm nicht, die Wechselwirkung der einen auf die andere, gar nicht zu reden von der Einwirkung eines Volkes auf das andere, zur Anschauung zu bringen. Vielleicht ist die Forderung eines solchen Nachweises für jene Zeit zu hoch gespannt und konnte ihre Erfüllung von Lehr= und Handbüchern gar nicht erwartet werden. Ein Verdienst bleibt Gatterer unter allen Umständen unbestritten, durch seine redliche, verständige, unermüdliche Arbeit den massenhaften universalhistorischen Stoff gelichtet und ihn in eine bestimmte, lange nachhaltende Ordnung gebracht zu haben.

Allerdings kommt dieses Verdienst nicht ihm allein zu. Er hat einen Nebenbuhler gerade auch auf diesem Felde, der ihm in mehr als einer Beziehung überlegen ist: A. L. Schlözer.

Es ist weniger leicht, diesen Mann gerade als Historiker überhaupt kurz und bündig zu charakterisiren, als das bei Gatterer

der Fall ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine in Frage stehende Thätigkeit sich nicht bloß mit der seines Kollegen in den von beiden behandelten Gegenständen keineswegs deckt, sondern noch viel mehr, weil er den gerechten Ansprüchen, die man auch damals an den Historiker machen durfte, unzweifelhaft in mancher Beziehung viel näher kam. Den Preis eines großen Geschichtschreibers kann man freilich auch ihm nicht zuerkennen, schon weil er vor der historischen Komposition eine viel zu geringe Achtung hat und diese doch bekanntermaßen mit der gesammten Behandlungsweise nicht bloß oberflächlich zusammenhängt [1]). Dagegen kommt ihm der Ruhm zu, daß er einer der ersten, wenn nicht der erste der deutschen Historiker ist, der sich als Geschichtsforscher wirklich ausgezeichnet hat und dessen Wahrheitsliebe durch einen gewiegten kritischen Scharfblick erst recht fruchtbar gemacht wird. Was nun seine universalhistorischen Arbeiten anlangt, von welchen wir zunächst zu sprechen haben, so stehen sie in Betreff des Umfanges hinter jenen Gatterers allerdings zurück, jedoch nach ihrem inneren Werte sind sie ihnen überlegen. Gatterer war zwar der Zeit nach um mehr als ein Jahrzehnt früher als Universalhistoriker aufgetreten, indes besteht gleichwohl nicht der mindeste Zweifel, daß Schlözer in voller Unabhängigkeit von ihm seinen Weg gegangen ist [2]). Wo sie sich zunächst berühren, das

---

[1]) Bekannt genug ist die Antwort, die er gelegentlich (März 1772) seinem Schüler Johannes von Müller gab, als ihm dieser seines Stiles Erwähnung that (s. Briefe an J. von Müller, herausgeg. von Maurer-Constant 3, 32): „Wenn Sie sich Mühe geben wollen, für mich wegen seines Styls bei Kennern Apologieen zu halten, so kommt mir das eben so vor, als wenn Sie ein Mädchen, das häßlich ist, und es weiß, und sich völlig darob tröstet, zu einer Beauté demonstriren wollen. Der Himmel weiß, ich habe all meine Tage keinen Anspruch auf den Ruhm eines Stylisten gemacht; ich weiß gar nicht, was Styl ist; denn ich schreibe blos wie mir der Schnabel gewachsen ist; und wunderte mich manchmal, wenn Leute gut von meinem Styl sprechen."

[2]) Von Schlözers Schriften kommen hierbei folgende in Betracht: a) Vorstellung der Universal-Historie (1772). Dazu kam schon das Jahr darauf als 2. Teil als Antikritik die „Vorstellung seiner Universal-Historie". Die 3. ziemlich

ist die scharfe Betonung und Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Momente, hierbei jedoch stehen sie unter dem Einflusse eines gemeinsamen dritten Vorbildes und brauchte keiner erst von dem anderen angeregt zu werden. Als Schlözer an die Bearbeitung der Universalhistorie ging, hatte er sich bereits schriftstellerisch mit der nordischen und russischen Geschichte beschäftigt, Gebiete, auf welchen er weiterhin besonderen Ruhm geerntet hat [1]). Und zwischen seine verschiedenen Schriften über die Universalhistorie fallen immer wieder Arbeiten über die Geschichte des Nordens und Rußlands, so daß er vor einseitiger Hingabe, sei es an die allgemeine oder besondere Geschichte, gesichert blieb und sich so seinen freien Überblick bewahrte. Die Beschäftigung mit der russischen Geschichte hatte ohnedem schon an und für sich das Gute, daß angesichts der weiten und wachsenden Dimensionen dieses Reiches sein Blick sich nicht leicht verengen konnte. Will man ihn und seine Verdienste als Universalhistoriker kennen lernen, so braucht man bloß sein „Ideal der Weltgeschichte", eine Erörterung, die er seiner „Vorstellung der Welt-Geschichte" beigegeben hat, und seine Erwiderung auf die herbe Beurteilung, welche diese von Seite Herders in dem „Frankfurter Gelehrten-Anzeiger" [2]) gefunden hat, zu Grunde zu legen. Schlözer hat noch viel weniger als Gatterer sich an einer ausführlichen Darstellung der Universalhistorie versucht und die Grenzen des Lehr- und Handbuches niemals überschritten. Aber in jener seiner „Vorstellung" und in seinem „Ideal" hat er in der That eine

veränderte Ausgabe Teil I erschien 1785 unter dem Titel: Weltgeschichte nach ihren Hauptabteilungen. — (Die sog. „Kleine Weltgeschichte. St. 1: Korsika. St. 2: Rußland" war bereits 1770 erschienen und zwar St. 2 bereits 1768 im Petersburger hist. Kalender als „Tableau de l'histoire de la Russie"). — b) Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder. 1. Teil. Zuerst 1779, 2. Aufl. 1802, ein 2. Teil ist nicht erschienen. — c) Weltgeschichte nach ihren Hauptteilen im Auszug und Zusammenhang. 1. Teil 1785. 2. Teil 1789. Von dem 1. Teil erschien 1772 eine neue Auflage.

[1]) S. oben S. 767 und seine „Proben russischer Annalen" (1764).

[2]) Stück 60 des Jahrganges 1772.

Methode in der Behandlung der Weltgeschichte skizzirt und verkündigt, die alles Vorausgegangene weit hinter sich ließ und der gegenüber auch seines Kollegen betreffende Leistungen entschieden zurücktreten mußten. Er spricht zwar von diesen begreiflicherweise niemals, von Bossuet denkt er gar nicht hoch, die „Englische Welthistorie“ bezeichnet er als eine „herrliche Vorarbeit“, was in seinem Munde eben nichts weiter sagen will, als daß sie sich um die Zurechtlegung des Stoffes einiges, um die Behandlung desselben gar kein Verdienst erworben hat. Sein außerordentlicher Vorzug ist der ungemein sichere Überblick über das gesammte Gebiet der Geschichte der Menschheit, und man kann nicht leugnen, er gräbt in die Tiefe so gut, als sein Auge in die Höhe und in die Ferne dringt. Er zieht nicht bloß die verschiedenen Völker, welche man die längste Zeit vernachlässigt hatte, in den Kreis seiner Darstellung — das haben auch andere bereits vor und neben ihm gethan — er versteht es wie kaum ein anderer, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Völkern und die Wechselwirkung der einen auf die anderen, auch wo sie scheinbar sich nicht berührt haben, aufzufinden und anzudeuten: dieses gelingt ihm, weil er fortwährend die gesammte Geschichte als etwas Lebendiges, Gegenwärtiges vor Augen hat [1]). Im einzelnen und über einzelnes ließe sich ja leicht mit ihm streiten, auch darüber,

[1]) S. die „Vorstellung“ S. 273: „Aber, wird man sagen, diese allgemeine Verbindung aller Völker und Zeiten wird doch keine Welthistorie jemals vollständig zeigen können: jeder Welttheil, in jedem Zeitraume, wenigstens vor Christoph Colom, wird seine großen Distrikte haben, die abgeschieden von allen anderen, keine andere als ihre eigene Wirkungssphäre zu haben scheinen. Ich antworte: manche Nationen können in sehr naher, obgleich mittelbarer, Verbindung gestanden sein, ohne daß wir's jetzo wissen; aber Spuren finden sich doch in den noch vorhandenen Jahrbüchern der Welt, in denen manches steht, was noch kein Historiker darinnen gelesen hat. Und wären durch die Zeit auch bei vielen Völkern alle Spuren verblichen; so schließe ich analogisch, etwa wie jener Weltweise von den ihm unbemerkbaren Schönheiten der Welt: „Überall wo ich Licht und Helle der Geschichte über den entferntesten Ländern finde, sehe ich Verbindnng, gegenseitige Wirkungen und Einheit unter ihnen; ich glaube also, auch da sind Verbindungen, wo ich keine sehe“, u. s. w.

was er über die verschiedenen Methoden der Universalgeschichte, die synthetische, synchronistische, ethnographische u. s. w. vorträgt: aber auch in dieser Beziehung hat er einen großen Schritt vorwärts gethan und kam der Linie nahe, auf welcher heutzutage in der Verbindung beider letzteren die Universalhistorie sich fast übereinstimmend bewegt und wohin sie ohne seinen Vorgang vielleicht nicht so bald gekommen wäre. Daß Schlözer in der Anwendung einer zweckmäßigen und bleibend festgehaltenen chronologischen Ordnung, kraft welcher er die Jahre von Christi Geburt rückwärts und vorwärts zählt, mit dem Beispiel vorangegangen ist, soll ihm nicht vergessen werden; wie nahe der Gedanke auch gelegt war, es wäre nicht ein jeder damit durchgedrungen. Indes sind solche Dinge am Ende von mehr untergeordneter, wenn auch gewiß nicht gleichgültiger Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß Schlözer sich nicht begnügt, Licht und Ordnung in die Massen der Universalhistorie zu tragen, er dringt, wir wiederholen es, in den Sinn und Zusammenhang der Begebenheiten ein, er gibt, wenn auch nur im Entwurfe, eine wirkliche Geschichte der Menschheit; er weist nicht bloß den Fortgang, sondern auch den Fortschritt, die Veredlung und nach Umständen die Entwicklung derselben nach. In seinen Augen beginnt die Universalgeschichte erst mit der Gründung des persischen Reiches; erst mit ihr, sagt er ausdrücklich, „wird die Welt universalhistorisch“ [1]); er schließt sie zugleich mit der Entdeckung von Amerika ab; das Weitere will er der Spezialgeschichte überlassen. Bei dieser Abgrenzung wird sich nun freilich nicht jedermann beruhigen; sie scheint zum Teil aus der Erwägung hervorgegangen, daß das Endziel der neuen Geschichte noch im unklaren vorlag. Wie man darüber aber denken mag, die Motivirung dieser Grenzbestimmung ist ausgezeichnet und für sich allein im stande, ihm das Zeugnis des echten Historikers aus-

---

[1]) S. Vorstellung der Universal-Historie 12. Aufl. S. 279 § 30. Auf S. 270—271, in einer Anmerkung zu § 25, erklärt er diesen Satz dahin: „seitdem erst kommt das Menschengeschlecht in mehrere Verbindung und Bekanntschaft unter sich“.

zustellen [1]). Überhaupt, das versteht Schlözer überall vortrefflich, mit ein paar kurzen Sätzen die entscheidenden Wendepunkte im

---

[1]) Da ich Grund habe anzunehmen, daß die „Vorstellung der Universal-Historie" nur mehr in wenigen Händen sich befindet, scheint es mir angezeigt, Schlözers eigene Worte in diesem Falle anzuführen (S. 291 § 71): „Die Natur hat hier selbst einen Abschnitt gemacht, es entsteht eine neue Welt, Asien erhält seine heutige politische Verfassung, Europa bekommt seine heutige Kultur, und die Kenntnis der alten Welt wird mit einer ganz neu entdeckten bereichert. Die Staaten von Europa waren fast alle bereits begründet, und großenteils aus den Trümmern des im 5. Säc. zerstörten abendländischen Reiches erwachsen; aber ihre heutige Verfassung, der hohe Grad von Cultur, worinn sie alle Staaten nicht bloß der übrigen heutigen, sondern auch der ganzen alten Welt übertreffen, und die erstaunlichen Progressen, die seitdem der menschliche Verstand in ihnen gemacht hat, schreiben sich erst aus dem 15. und den angrenzenden Jahrhunderten her. Da drengten sich in unserm kleinen Weltteile eine Menge neuer Entdeckungen zusammen, die seine Gestalt umschufen, und auch auf die übrigen Weltteile Einfluß hatten. Papier, Pulver, Kompaß und Wechselhandel waren zwar vorher schon erfunden; aber nun erst, in die Reihe anderer Entdeckungen eingeschichtet, richteten sie Revolutionen an. Guttenberg erfand die Buchdruckerei. Die Osmanischen Türken, bereits Herrn von vielen Staaten, die vormals die Araber den Byzantinern entrissen hatten, überwältigten endlich Konstantinopel selbst, errichteten eine neue fürchterliche Macht in Europa, und jagten die griechischen Künste und Wissenschaften in die westlichen Gegenden desselben vor; so wie 200 Jahre vorher die Mongolen die arabische Gelehrsamkeit nach Delhi verscheuchet hatten. Diaz fand den Weg nach Ostindien um das Kap herum; Colom entdeckte Amerika; und die Reformation stürzte den Papst. So nahm Europa im ganzen eine neue Gestalt an; nächst dem gingen noch zu gleicher Zeit in einzelnen Teilen desselben wichtige Veränderungen vor. Spanien entschüttete sich der Araber völlig, und vereinte sich in Einem Staat. Frankreich verfeinerte sich durch Wissenschaften. Für Deutschland ward die Errichtung des Landfriedens eine Epoche seiner Menschlichkeit. Rußland entzog sich dem Joche der Mongolen, und fing an, über seine Tyrannen zu herrschen. Und Skandinavien zerfiel, nach der Zertrümmerung der kalmarischen Union wieder in zwei selbständige Reiche." — „Auch Asien kam damals erst zu seiner jetzigen Konsistenz." — „In Amerika endlich stürzen die wütenden Spanier die beiden einzigen Throne dieses Weltteils, in Mexiko und Peru, um. Nun kommen die vier Weltteile in eine Verbindung, die sie seit der Schöpfung nie gehabt haben. Der handelnde Europäer segelt an die äußersten Enden derselben, in Osten, Süden und Westen; er führt ihnen seine Religion, seine Künste und Laster zu, und tauscht dafür ihre Schätze, Produkte und Krankheiten ein. Lauter Hauptbegebenheiten; lauter Erkenntnisquellen von dem Zustande unserer

großen und in der Geschichte der einzelnen Völker zu bezeichnen und übersichtlich zu ordnen; man sehe sich z. B. in seiner „Vorstellung" die betreffenden Abschnitte über die Normannen, die Slaven, die Araber darauf hin an. Die Art, wie er einzelne Völker, ihre Natur und Bedeutung beurteilt, hat freilich und mit Recht den lauten Widerspruch herausgefordert. Sein derber Realismus und auch manches politische Vorurteil haben ihn bekanntlich mehr als einmal zu groben Mißverständnissen verleitet. Bei den Griechen und in der griechischen Geschichte sieht er nur die dunkeln Seiten und verkennt das unvergleichlich Große und Einzige in ihrer Entwickelung. „Sie, Historiker," schreibt er einmal an Johannes von Müller, „sprechen auch noch von republikanischer Tugend der großen Griechen? Packvolk waren diese Griechen (einige wenige ausgenommen), wie weiland Polnische Conföderirte, wie weiland Schwedische Reichsstände!"[1]) Die Zerstückelung derselben in eine große Anzahl von Staaten mit meist demokratischer Verfassung widerte den, an die weiten Dimensionen des russischen Reiches gewohnten Mann an und forderte seinen Widerspruch heraus, so gut als er in den Unabhängigkeitskampf der englischen Kolonien in Nordamerika für das monarchische Mutterland Partei genommen hat[2]). Am

---

heutigen Welt in mehreren Teilen derselben, die alle in Einen Zeitraum fallen und folglich einen natürlichen Abschnitt machen."

[1]) Briefe an J. v. Müller, ed. Maurer=Constant, S. 37. Der Brief ist vom 13. September 1772 datirt.

[2]) Im 2. Teil der „Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang" S. 267 steht u. a. zu lesen: „Die Griechen waren freie Menschen; kein Sultan hemmte ihre Geistesthätigkeit; aber ihre Freiheit grenzte an Anarchie, die sie eines haltbaren Vereins unfähig machte. Sie waren in unzählige souveräne Staaten zerstückt, die meist klein und einzeln ohnmächtig waren, und dabei noch eine unglückliche ochlokratische Regierungsform hatten. Beides setzte sie außer Stand, einen langen Zeitraum hindurch die planmäßigen Werke großer Staaten zu thun; und letztere(s) war besonders Ursache, daß die holländischen Patrioten unserer Tage keine Thorheit, keine Büberei, begehen konnten, die nicht schon irgend eine alte griechische Republikette begangen hätte. Vorzüglich stürmisch und räuberisch und mörderisch ging es bei den unsterblichen Athenern her."

wenigsten Gnade finden daher die Athener vor seinen Augen. „Welch ein verworfener Pöbel waren sie schon, seit dem verruchten Perikles her! Wie eifersüchtig und verräterisch unter sich und gegen ihre Landsleute, ohne alles Gefühl von wahrem Freiheitssinn, bloß für Eigennutz und Faktion wirksam, und immer bereit, Vaterland und Alles jedem Mächtigen, und wenn es auch der persische Erbfeind war, aufzuopfern! — Von jeher dachten die Griechen zu sinnlich; ihr Geist haftete sich zu sehr an geringfügige Gegenstände, und ihre Feinheit ward darüber Frivolität. Mit unnachahmlichem Glücke bearbeiteten sie alle schönen Künste: aber was haben sie in den höheren Wissenschaften selbst erfunden, oder auch nur ausgebildet?“ u. s. w. Man sieht, welchen Streich dem realistischen Geschichtschreiber seine utilisirende Denkweise spielt, vermöge welcher er geradezu unfähig wird, die welthistorische Bedeutung des Griechentums zu verstehen und die fortgesetzte Einwirkung desselben auf die Geschichte aller bildungsfähigen Völker zu würdigen. Insoferne begreift es sich, wenn ein Mann wie Herder sich von solchen geschichtlichen Mißverständnissen abgestoßen und zu einer Berichtigung derselben erhoben hätte. Jedoch sein bereits erwähnter Angriff in dem „Frankfurter Gelehrten-Anzeiger“ richtete sich leider mehr gegen die Stärke als die Schwächen der „Vorstellung“ und kehrte seine Spitze in erster Linie gegen den Umstand, daß Schlözer bloß einen Entwurf und nicht auch die Ausführung des Entwurfes und damit die Rechtfertigung desselben gegeben habe. So war dem Angriffenen die Verteidigung ziemlich leicht gemacht, der noch überdies bescheiden genug war, andeutungsweise einzugestehen, daß, weil er den Plan zu dem Gebäude entworfen, er damit keineswegs zugleich den Anspruch erhoben habe, denselben den höchsten Anforderungen gemäß auch ausführen zu können. Herder hat übrigens in späterer Zeit, muß man annehmen, sein Urteil über Schlözers Beruf zum Universalhistoriker wesentlich geändert und gelegentlich den wohlgemeinten Wunsch ausgesprochen, derselbe möge seine

Weltgeschichte, von welcher aber nie mehr als zwei Teile erschienen sind, fortsetzen [1]).

Um aber von Schlözer als Historiker ein gültiges Urteil zu gewinnen, ist es geboten, zugleich seine übrigen geschichtlichen Arbeiten, die es nicht mit der Universalgeschichte zu thun haben, in das Auge zu fassen [2]). Seine Bedeutung als Forscher und Kritiker, die übrigens allgemein anerkannt ist, tritt gerade in ihnen deutlich zu Tage, während sie in den universalhistorischen Schriften bei der skizzenhaften Anlage derselben nur selten vornehmlich zum Worte kommt. In der Behandlung der ältesten römischen Geschichte allerdings drückt er sich auch hier unumwunden genug aus. Er stellt sich hier teilweise auf den Standpunkt Beauforts, der die Glaubwürdigkeit der Geschichte Roms in den ersten fünf Jahrhunderten mit Geist und oft mit Erfolg bestritt [3]). Seine anderen, hier in Frage stehenden Schriften behandeln zunächst die Geschichte des Nordens und Lithauens. Die „Allgemeine Nordische Geschichte" bildet den 31. Band der

---

[1]) Vgl. Herders S. W. ed. B. Suphan 20. Bd., wo sich S. 303—306 die Herder'sche Anzeige zweier Schriften Schlözers („Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" und „Kritisch-historische Nebenstunden" aus den Jahren 1797 und 1798) reproduzirt findet. Am Schlusse der Anzeige der zweiten genannten Schrift (S. 306) heißt es: „Es (d h. das dem Buche vorgedruckte Schreiben Schlözers an Meusel) spricht von der bisherigen Bearbeitung der asiatischen Geschichte und gewährt uns die Freude, diese Nebenstunden als eine Vorarbeit zum „dritten Theil der Schlözerschen Weltgeschichte" ansehen zu können. Werde sie bald erfüllt, diese Hoffnung! Hora ruit." (Die „Weltgeschichte" war übrigens keine besonders erweiterte Ausführung der „Vorstellung".)

[2]) Die „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (2 Bändchen) ist wenigstens originell, für Schlözer's wissenschaftliche Wertschätzung trägt sie jedoch nichts ein. Sie hat mehrere Auflagen erlebt, zum Beweise, wie sich in solchen Dingen, glücklicherweise muß man gerade in diesem Falle sagen, die Ansprüche ändern. Sie handelt von den Veränderungen der Erde und der Menschen, von Erfindungen, Regierung und Gesellschaft, gelangt indes nur bis zur Sündflut. Die Schrift ist zugleich in das Russische, Französische und Ungarische übersetzt worden.

[3]) Louis de Beaufort: „Dissertation sur l'incertitude des cinq prémiers siècles de l'histoire romaine". (Zuerst 1738.)

deutschen Bearbeitung der englischen allgemeinen Welthistorie[1]) und sollte die Einleitung zu der Spezialgeschichte der einzelnen Völker des Nordens sein. Sie besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Abteilungen; die erste davon reproduzirt des Dänen G. Schöning in das Deutsche übersetzte und von Schlözer mit Anmerkungen ausgestattete Abhandlung über die Kenntnisse der Alten von den nördlichen Ländern, und erst die zweite enthält seine eigene „Allgemeine Nordische Geschichte", aber auch in diese hat er Untersuchungen anderer Gelehrter zum Teile im Wortlaut mit aufgenommen[2]). Jedoch bleibt als sein unmittelbares Eigentum noch einiges und genug übrig, um ihm ein originales Verdienst an diesen Untersuchungen zu sichern[3]). Schon das Unternehmen an sich war dankenswert und die Anlage desselben zeugt von geschickter, in den Gegenstand tief eingeweihter Hand. Die Zusätze und Berichtigungen, welche Schlözer gelegentlich dem Texte oder den Anmerkungen der reproduzirten Abhandlungen beifügt, zeugen nicht bloß dafür, sondern zugleich, daß er seinen Mitarbeitern in diesen Dingen weit überlegen ist. Man lese z. B. seinen „Versuch einer richtigeren Auslegung der geographischen Nachrichten des Plinius vom Norden" (S. 103—123), die er Schönings Abhandlung vom „Begriff der Kenntniß der alten Griechen und Römer vom Norden nach Christi Zeiten" u. s. w. beigegeben hat,

---

[1]) Wir haben die Ausgabe des Werkes von 1771 vor uns.

[2]) So von den Dänen G. Stritter über die „Geschichte der Slaven von 495 bis 1222" (S. 347—391) und J. E. Fischer den „Allgemeinen Abriß des asiatischen Nordens" (S. 391—437), von Schöning die „Nähere Beschreibung des Finnischen Nordens, besonders in Ansehung Skandinaviens" (S. 437—491) und endlich die „Nähere Beschreibung des Russischen Nordens im 10. Säculo" von Bayer. Kap. 7. Von der Reise der Skandinavier nach Konstantinopel und in andere Ländern, seit dem 9. Säculo von dem Schweden Joh. Then und dem Dänen Erichsen.

[3]) Schlözer gehört eigentümlich an: II. Allgemeine Nordische Geschichte. Kap. 1. Abriß der Nordischen Geschichte überhaupt in ihrem ganzen Umfange. — Kap. 2. Von den Stammvölkern des europäischen Nordens (S. 209—344). — Kap. 8. Von der Schreibkunst in Skandinavien, oder von den Runen (S. 572—618).

um sich von diesem Verhältnis zu überzeugen. Indem er dann zur Sache selbst, d. h. zur Darstellung der Allgemeinen Nordischen Geschichte übergeht, zeigt er sich bereits in seiner ganzen eigentümlichen Kraft, indem er die Bezeichnung „Nordische Geschichte", die damals noch im Schwange war, nachdrücklich zurückweist und die der drei Hauptgruppen der „nordischen" Völker, die skandinavische, die lettische, die slavische, an ihre Stelle setzt. Darin besteht überhaupt Schlözers Virtuosität, das Einzelne zu unterscheiden, zu bestimmen, zu gruppiren, gerade wie er in der Universalhistorie den Scharfblick verlangt, der „die Völker bloß nach ihrem Verhältnisse zu den großen Revolutionen der Welt schätzt." In diesem Falle kam ihm nebst seinem kritischen und sondernden Vermögen zugleich die glückliche Kenntnis der in Frage kommenden Sprachen zu gute, die in jener Zeit noch eine Seltenheit war. Seine kritische Anlage äußert sich u. a. auch darin, daß er der sagenhaften älteren Geschichte des Nordens, d. h. der Überlieferung gegenüber entschlossen und rücksichtslos auftritt und erst dort einsetzt, wo er festen, gesicherten Boden unter den Füßen fühlt, also alles, was man jenseits des 9. Jahrhunderts wissen will, über Bord wirft. Das Schlußkapitel „Von der Schreibkunst im Norden" beschäftigt sich hauptsächlich mit den Runen. Zu einem endgültigen Ergebnisse gelangt Schlözer hierin nicht; die betreffende gesammte Literatur jener Zeit, die nicht unbedeutend war, beherrscht er jedoch vollständig und mit genügender Kritik, die so manchen, die sich mit dem Gegenstande beschäftigt hatten, gefehlt hat. Auch durch den einen ihn überhaupt leitenden Gesichtspunkt zeichnet er sich aus, daß er, trotz der festgehaltenen Verwandtschaft der kontinentalen und der skandinavischen Germanen, verschiedene Entwickelungsstufen der beiden voraussetzt.

Schlözers Geschichte von Lithauen[1]) ist in der Hauptsache eine kompendiöse Reproduktion der Historia Litoana des Jesuiten

[1]) Mit dem Zusatze „als einem eigenen Großfürstenthume bis zum Jahre 1569" (1785) den 50. Band der Allg. Welthistorie bildend.

Kojalowicz, die ihrerseits wieder auf einer polnischen Vorarbeit ruht. Sie kann in keiner Weise zu den selbständigen Werken ihres Verfassers gezählt werden.

Ein bleibendes Verdienst hat sich Schlözer durch die „Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ [1]) und durch die „Kritisch-historischen Nebenstunden“ (1797) erworben. Die erste Schrift ist eine seiner gelungensten Arbeiten, in welcher sich nationales Gefühl mit kritischem Scharfblick vereinigt. Der weite Blick, dem auch die entfernteste Analogie nicht entgeht, macht immer wieder eine erobernde Wirkung. Die zweite beschäftigt sich mit der Geschichte der Türkei, der Kritik der Quellen derselben und schließt daran den Entwurf zu einer „Allgemeinen türkischen Geschichte“, in den treffenden großen Zügen, wie man solches an ihm gewöhnt ist. Der 4. Abschnitt mit den „Origines Osmanicae“ war grundlegend und ist auch heutzutage noch keineswegs vergessen [2]). Schlözers Verdienste um die russische Geschichte sind bekannt. Seine nachhaltigste Leistung in dieser Richtung ist seine deutsche Bearbeitung und kritische Ausgabe von Nestors Russischen Annalen [3]). Nestor, Mönch im Peczarischen Kloster zu Kiew, gestorben nicht lange nach dem Anfange des 12. Jahrhunderts, verfaßte diese erste russische Chronik in der slavonischen Kirchensprache; sie erhielt sodann eine Reihe von Fortsetzungen, die bis über das Mittelalter heraufreichen. Schlözer hatte bereits während seines Aufenthaltes in St. Petersburg an die Bearbeitung und Herausgabe dieses zumal für die ältere russische Geschichte

1) 3 Stücke. 1795—1797.

2) Von anderen darstellenden Werken Schlözers erwähnen wir noch: 1. Summarische Geschichte von Nordafrika (1775), im Sinne des Verfassers eine kurze, nicht gerade inhaltsschwere Übersicht über die Geschichte der muhamedanischen Herrschaft in Nordafrika. — 2. Ludwig Ernst, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. 2. Ausgabe 1707. Osmanische Parteischrift, aber reich an Thatsachen und Belegen. — 3. Kleine Chronik von Leipzig. 1 Teil (1776) bis 1466 reichend. Das, worauf es bei solchen Dingen im Grunde ankommt, die Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt, läßt uns im Stiche.

3) Nestors Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache verglichen, gereinigt, übersetzt und erklärt. Bd. I—V. Göttingen 1802—1809.

fundamentalen Werkes gedacht. Die schon einmal erwähnte „Probe russischer Annalen“ aus dem Jahre 1768 sollte der Ausführung jenes Planes gleichsam den Weg bahnen. Der Gedanke, wenn er auch nicht sofort sich ausführen ließ, hat ihn nicht mehr verlassen und vierzig Jahre später seine Verwirklichung erhalten. Allerdings ist die Bearbeitung nicht vollendet und erstreckt sich nur bis zum Jahre 980, weil äußere Umstände die Fortsetzung verhinderten. Bei der Übersetzung und dem Commentar hat sich Schlözer der deutschen Sprache bedient und in dem letzteren einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit und Scharfsinn niedergelegt. Er hat sich durch dieses Werk und einige andere kleinere Schriften den Ruhm eines Begründers der russischen Geschichtsforschung mit Recht erworben; ein paar andere deutsche Gelehrte, die in Petersburg noch vor ihm eine Stellung gefunden hatten, Gottlob Siegfried Beyer (gest. 1738) und Gerhard Friedrich Müller (dessen wir bereits gedacht haben)[1], waren ihm in diesen Bemühungen allerdings vorausgegangen, aber ihre bezüglichen Verdienste sind durch seine Leistungen doch unverkennbar überholt worden. Anlangend die Ausgabe der Nestor'schen Annalen, so herrscht nur eine Stimme darüber, daß ihr, nicht bloß für ihre Zeit, der Preis der Meisterschaft gebührt. Schlözer hat damit ein kostbares Muster der kritischen Bearbeitung und Herausgabe einer geschichtlichen Quellenschrift gegeben, welches für das heranwachsende Geschlecht nicht verloren gegangen ist. Hatte sich schon der um so viel weniger kritische Gatterer in dieser Frage dem entscheidenden Ziele genähert, so wird man ohne Übertreibung behaupten dürfen, daß Schlözer in das Schwarze getroffen hat. Die Grundsätze, die er bei dieser Gelegenheit deutlich formulirt und weiterhin anwendet, gelten in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag: der später zur Herrschaft gelangten analytischen Methode in der Untersuchung der Quellen und der Herstellung eines originalen Textes hat er, für den Finder klar genug, den

[1]) S. oben S. 767.

Weg gewiesen[1]). Es bleibt nach allen diesen bündigen Andeutungen und Ausführungen kein Zweifel übrig, daß Schlözer in der Entwickelung der deutschen Geschichtswissenschaft in dieser Zeit, für das Aufkommen einer sicheren Methode der Forschung und der kritischen Sichtung des historischen Materials überhaupt ebenso viel und noch Vorzüglicheres geleistet hat als die Universalgeschichte, die Vertiefung ihres Wesens und die Vergeistigung ihrer Aufgabe ihm zu verdanken hat. —

Nun ist es, um zu der letzteren zurückzukehren, nicht unsere Absicht, die verschiedenen Welt- und Universalgeschichten, die zu gleicher Zeit mit Gatterer und Schlözer oder bald nach ihnen aufgetaucht sind, hier einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Es wird genügen, auf das Vortrefflichste oder doch Eigentümliche aufmerksam zu machen. In diese Reihe fallen die allgemeinen Geschichten von J. Chr. Volz, Leonhard Offerhaus, Gottlob August Baumgarten-Crusius und wie sie heißen mögen, mit nichten. Ähnliches gilt von dem Lehrbuche der „Allgemeinen Geschichte" Joh. Martin Schröckhs, nur mit dem Unterschiede, daß dieser seinem Stoffe viel selbständiger gegenüber stand[2]). Er hat sich, äußerst fruchtbar wie er als Schriftsteller war — von seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten hier ganz abgesehen —, an der deutschen Bearbeitung der Guthrie-Grayschen Weltgeschichte fleißig beteiligt und die Geschichte Englands, Frankreichs, Italiens und der Niederlande für sie geliefert. In seinen universalgeschichtlichen Arbeiten wie sonst fast überall legt

[1]) Spittler (S. W. 4, 323) sagt: „Wie die Annalisten kritisch bearbeitet und kritisch benutzt werden müssen, hat Schlözer zu allererst recht gezeigt, und seine Übertragung der erprobten und auch in der südeuropäischen Geschichte längst angewandten Grundsätze von Kritik auf die Russische und Allgemeine Nordische Geschichte konnte endlich dieser Geschichte eine brauchbare Grundlage verschaffen".

[2]) Schröckh, geboren zu Wien 1733, gebildet in Göttingen unter Michaelis und Mosheim, in Leipzig unter Christ und Ernesti, Professor zu Wittenberg, starb 1. August 1808. — Sein gedr. Lehrbuch soll eine Neubearbeitung des weit verbreiteten Lehrbuches von Hilmar Curas sein.

er das Hauptgewicht auf den Nützlichkeitsstandpunkt, d. h. der Probirstein aller Geschichte ist ihm die Anwendbarkeit der Begebenheiten auf die Gegenwart. Das ist es, was er und Andere den historischen Pragmatismus zu nennen pflegten. Es lag ihm daher der Gedanke um so näher, eine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder“ herauszugeben und zwar ungefähr zu derselben Zeit, als Schlözer seine „Weltgeschichte für Kinder“ veröffentlicht hat[1]). So hat er denn auch auf eigene Faust eine „Allgemeine Biographie“[2]) unternommen, die freilich den Gegenstand lange nicht erschöpft. Zum Biographen im vollen Sinne war er aber doch nicht angelegt, wie es überhaupt ziemlich lange gedauert hat, bis sich diese historiographische Kunstform bei uns mit Erfolg entwickelt hat. Daß es die Universitäten sind, von welchen immer wieder solche Lehrbücher der Allgemeinen Geschichte ausgehen, bedarf keiner weitern Erklärung. So haben denn auch Gelehrte, deren größeres Verdienst zum Teile auf einer anderen Seite liegt, es sich nicht versagen können, der universalhistorischen Literatur ihren Tribut darzubringen. So Johann Gottfried Eichhorn, der Orientalist, mit einer Weltgeschichte von fünf Bänden, die u. a. den Vorzug einer geschmackvollen Darstellung vor vielen voraus hat[3]). Die „Anleitung zur genaueren Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völker-Geschichte“ von Christian Daniel Beck[4]) steht wieder vollständig auf dem unmittelbar

[1]) Vier Teile (der letzte in 3 Bänden). Leipzig 1779—1784.

[2]) Berlin 1767—1791. 8 Bände.

[3]) Das Werk erschien in den Jahren 1801—1814. Über J. G. Eichhorn vgl. zunächst die A. D. Biographie 5, 731—737. Er war geboren am 16. Oktober 1752 zu Dürrenzimmern im Fürstentum Hohenlohe-Öhringen, gebildet zu Göttingen unter Michaelis, Schlözer, Heyne, Walch, wurde 1771 Professor zu Jena, 1788 zu Göttingen, starb 25. Juni 1827.

[4]) Beck, geboren zu Leipzig 1757, starb 13. Dezember 1832. Im Jahre 1745 wurde er an der Universität daselbst Professor der griechischen und lateinischen Literatur, 1819 Professor der Geschichte und kehrte 1825 zu der erstgenannten Professur zurück. Er hat eine fast unabsehbare Fruchtbarkeit, in erster Linie auf dem Gebiete der klassischen Literatur entwickelt. Seine oben

lehrhaften Standpunkte und trägt in den erläuternden Zusätzen, welche die einzelnen Paragraphen des Textes begleiten, ein kaum übersehbares Material, soweit es damals überhaupt zu haben war, der Reihe nach zusammen, allerdings ohne es mit dem wünschenswerten kritischen Blicke zu sichten und zu befruchten. In der sorgfältigen Zusammenstellung des massenhaften historischen und literarischen Stoffes liegt das Eigentümliche des Werkes, das übrigens nur bis zur Entdeckung von Amerika reicht. Im Gegensatze zu solchen schwer beladenen Lehrbüchern der allgemeinen Geschichte erschienen immer wieder Versuche, diese zu popularisiren und sie in faßbarer Gestalt den Kreisen der Jugend, ja der Kinder zurecht zu legen. Von Schlözers und Schröckhs Büchern der Art haben wir bereits gesprochen, der Eindruck, den sie machten, ist ein vorübergehender gewesen. Es folgten bald darauf aber ein paar Unternehmungen in dieser Richtung, die sich eines nachhaltigeren Beifalles zu erfreuen hatten. Mit der Wissenschaft haben Schriften dieser Art freilich wenig oder nichts zu schaffen, jedoch erscheint, wenn uns nicht alles täuscht, in unserem Falle die Frage mit nichten gleichgültig oder gar überflüssig, welcher Nahrung das einmal vorhandene Bedürfnis in dieser Richtung den Vorzug einräumte. Es sind zwei Werke, welche hierbei nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Sie sind mit anfänglich fast gleichem Erfolge beinahe gleichzeitig an das Licht getreten, das eine hat aber dann das andere, allerdings nicht ohne sich zugleich in eine neue Gestalt zu kleiden, auf die Dauer überflügelt. Die „Umständlichere Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte“ von G. G. Bredow erschien zuerst im Jahre 1803 und ist mehrmals wiederholt worden. Der Verfasser, ein gelehrter und

---

im Texte genannte „Anleitung“ erschien in den Jahren 1787—1807 in 4 Bänden. Im Jahre 1813 erschien eine neue Bearbeitung, die jedoch bei dem 1. Bande stehen blieb. Einen Auszug ließ er als „Kurzgefaßte Anleitung“ (1788—1790) in 2 Bänden erscheinen. Vgl. über ihn zunächst Eckstein in der A. D. Biographie 2, 210—212.

von warmer patriotischer Gesinnung erfüllter Mann, hat auch sonst im Felde der alten und neuen Geschichte gearbeitet[1]). Es mußte immerhin als höchst erwünscht betrachtet werden, wenn von solcher Seite her populäre Geschichte geschrieben wurde. Von bleibendem Erfolge war „die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer“ von Karl Friedrich Becker begleitet[2]). Schon der Umstand, daß weiterhin sich Männer wie Woltmann, K. Ad. Menzel, Löbell, Ad. Schmidt an der Umarbeitung dieses Werkes der Reihe nach beteiligt haben, müßte für uns ein Grund sein, es überhaupt zu erwähnen. Die wahre Bedeutung desselben liegt jedoch zunächst in der ursprünglichen naiven Fassung und treffenden Auswahl, die durch spätere stoffliche Erweiterung und Vertiefung nicht ersetzt werden konnten. Es begreift sich daher, daß man auch in der neuesten Zeit die genuine Gestalt wieder in das Leben zurückgerufen hat. Becker war wie Bredow ein Schüler F. A. Wolfs, der seine Sympathie für den zu früh verstorbenen hoffnungsvollen Jüngling — den Verfasser von „Geliebten Geschichten für die Jugend“ — seinerzeit ausdrücklich ausgesprochen hat[3]). Unter diesen „Geliebten Geschichten“ hat Wolf offenbar Beckers „Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend“ verstanden[4]), deren ursprünglicher Charakter durch die nachfolgenden Ausgaben glücklicherweise nicht verändert worden ist.

Von allen den im vorausgehenden besprochenen Schriften über die allgemeine Geschichte ist es aus den verschiedensten Ursachen keiner gelungen, sich zu der Höhe eines Werkes nicht bloß der gelehrten, sondern der nationalen Literatur emporzuschwingen

[1]) Gottfried Gabriel Bredow, geboren 1773, unter F. A. Wolf zu Halle als Philologe gebildet, wurde 1804 Professor in Helmstädt, 1809 in Frankfurt a. O., starb aber schon am 5. Dezember 1814. Vgl. J. G. Kunisch, Schriften von G. G. Bredow. Ein Nachlaß. Neue Ausgabe. Breslau 1823.

[2]) Becker, geboren 1777 zu Berlin, ist am 15. März 1806 ebendaselbst als Privatgelehrter gestorben.

[3]) S. F. A. Wolfs „Litterarische Analekten“ II, 387.

[4]) Drei Bände. Halle 1801—1803.

und sich, wie gewaltig auch in der nachfolgenden Zeit der materielle Fortschritt der historischen Forschung und Wissenschaft sein mochte und war, sich in dieser Stellung dauernd zu behaupten. Einer unserer Dichterfürsten, Friedrich von Schiller, hat sich zwar eine Zeit lang eingehend mit dem Problem der Weltgeschichte beschäftigt, aber der Schüler Kants war kein Historiker von Fach und suchte auf dem Wege der Spekulation dem Geheimnisse der Universalgeschichte beizukommen. Wir werden daher in einem anderen Zusammenhange von diesen seinen Aspirationen zu reden haben. Dagegen hat ein Mann, dessen wechselvolles Leben zwar nicht von der ununterbrochenen und ungemischten Hingabe an die „Braut seiner Jugend", d. h. die Geschichtschreibung [1]), ausgefüllt wurde, dessen reichbegabter Geist und hochstrebende Seele aber von früh an den Lorbeer des Geschichtschreibers als sein begehrenswertestes Ziel sich gesetzt hatte und der wirklich bald genug als der erste Geschichtschreiber unsrer Nation von seinen Zeitgenossen gefeiert wurde, — Johannes von Müller [2]), — mit meisterhafter Hand ein Bild der allgemeinen Geschichte gezeichnet, welchem alle jene oben erwähnten Vorzüge zugesprochen werden müssen. Das Werk ist zwar erst nach seines Verfassers Tode der Öffentlichkeit übergeben worden, es war aber nicht bloß von ihm ausdrücklich dazu bestimmt, sondern, früh geplant und entworfen, wie es war, hat die Ausführung desselben ihn fast sein ganzes bewegtes Leben hindurch begleitet; so oft er es auch bei Seite legte, er kehrte doch immer wieder mit erneuter Vorliebe zu ihm zurück, und nur die letzte verhängnisvolle Wendung seines Geschickes trug die Schuld daran, daß nicht er selbst noch es seinen Zeitgenossen in die Hände legen durfte. Für die Bedeutung des Buches möchte schon die eine Thatsache sprechen, daß, obwohl Müllers Nachruhm als Geschichtschreiber

---

[1]) S. Bd. I S. XX der sämmtlichen Werke von Johannes von Müller, Ausgabe von 1831, nach welcher wir stets zitiren werden.

[2]) „Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der europäischen Menschheit."

in erster Linie an seine Schweizergeschichte geknüpft zu werden pflegt, in weiteren Kreisen gleichwohl seine 24 Bücher Allgemeiner Geschichte bis zur Stunde um ein beträchtliches bekannter und gelesener sind. Es würde indes zu nichts führen, wollten wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, diese Schrift Müllers, aus der Gesammtheit seiner menschlichen und literarischen Erscheinung losgerissen, besprechen und würdigen wollen; es wäre dieses sogar unmöglich, denn auch sie steht in der engsten Verbindung mit dieser so gut als jede andere seiner schriftstellerischen Leistungen und muß daher in zusammenhängender Betrachtung ihr Verständnis und ihre Würdigung finden. Indem wir diesen Weg beschreiten, bemerken wir jedoch zugleich ausdrücklich, daß wir bei der Schilderung der äußeren Schicksale Müllers, seiner literarischen und noch mehr seiner politischen Wirksamkeit uns auf das schlechterdings Nothwendige beschränken werden. Es wäre ja in hohem Grade verführerisch, bei dieser Gelegenheit, wenn auch nur in einer anschaulichen Skizze, ein Lebens- und Charakterbild des merkwürdigen Mannes zu entwerfen, der bei aller strengen Beurteilung, die er bei seinen Zeitgenossen und der Nachwelt gefunden, die Teilnahme und den Scharfsinn der Psychologen und Forscher doch immer wieder aufs neue herausfordert und beschäftigt; indes wissen wir recht gut, daß nichts weniger am Platze wäre als ein solches Beginnen, und daß es weit über die Grenzen, die uns in diesem Falle gesteckt sind, unbillig weit hinausführen würde. Die Bemerkung wird aber gestattet sein, daß es den Eingeweihten mit gerechter Verwunderung erfüllen muß, daß Müller noch keinen Biographen gefunden hat, der sich die Aufgabe gesetzt hätte, auf Grund des reichsten, zum größten Teile bereit liegenden Materials eine erschöpfende Schilderung seines Lebens und Wirkens in weitestem Umfange zu entwerfen und so einen Beitrag zur literarischen und politischen Geschichte seiner Zeit und Zeitgenossen zu liefern, mit welchem sich, wenn die Aufgabe in die rechten Hände fiele, wenige andere ähnliche messen können würden. Freilich dürfte

hierbei der schriftliche Nachlaß Müllers, der, noch wenig ausgebeutet, in der Stadtbibliothek seiner Vaterstadt liegt, in erster Linie mit zu Hilfe genommen werden [1]). —

Müller war am 2. Januar 1752 zu Schaffhausen als der Sohn eines Geistlichen geboren. Zwei Motive, die für den sittlichen und idealen Inhalt seiner Zukunft von ernster Bedeutung geworden sind, melden sich in enger Wechselwirkung bereits in seinen Knabenjahren an: die warme Liebe zu seinem schweizerischen Vaterlande und zu der Geschichte desselben. Schon fing seine Umgebung, seine Eltern, seine Lehrer an, außerordentliches von dem aufstrebenden Jünglinge zu erwarten. Zugleich traten die leichte Erregbarkeit seiner Phantasie, die Gabe, künstlich irgend eine Manier sich anzueignen, frühzeitig bei ihm hervor. Die Vorstellung von einer großen, wenn auch noch unklaren Zukunft erfüllte vor der Zeit seine ohne Mühe in Schwung zu setzende Seele. Daß alles dies auf dem Wege geistiger Anstrengung errungen werden müsse, war ihm allerdings eine ausgemachte Sache. Zur Theologie bestimmt, bezog er (1769), noch nicht achtzehn

[1]) Für unsere gegenwärtigen Zwecke wird es genügen, bloß die wichtigste Literatur über J. von Müller hier anzugeben. In erster Linie die von seinem Bruder, Georg Müller, veranstaltete Sammlung seiner sämmtlichen Werke, in welcher auch seine Korrespondenz enthalten ist. Dazu die bereits oben (S. 790 Anm. 1) angeführte Sammlung seiner Passiv-Korrespondenz von Maurer-Constant. Ein Verzeichnis alles dessen, was bis zum Jahre 1869 von J. von Müller und über ihn erschienen war, findet sich in der Schrift von C. M. (Mägis): Die Schaffhauser Schriftsteller (Schaffh. S. 50—57). Weiterhin zu beachten: Bibliographie der Schweizergeschichte u. s. w. von Dr. G. R. Ludwig von Sinner (Bern u. Zürich 1851. S. 2—9. — Julian Schmidt, Gesch. der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 4. Aufl. (Leipzig 1858) 1, 111 ff. 217 ff. 2, 109 ff. — J. C. Mörikofer, die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1861. S. 458 ff. — J. Vogel, Schweizergeschichtliche Studien (Bern 1884) S. 1—62. — F. C. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts 5. Aufl. Bd. 3. 4. 6. 7, stellenweise. — H. W. J. Thiersch, über J. von Müller, den Geschichtschreiber, u. seinen handschriftlichen Nachlaß. Augsburg 1881. — Von jüngeren Zeitgenossen Müllers haben u. a. Heeren (Hist. Werke 6. Tl. S. 469) und K. L. Woltmann (Berlin 1810) über Müller geschrieben. Die letztere Schrift ist noch mehr für ihren Verfasser selbst als für ihren Gegenstand charakteristisch. —

Jahre alt, die Universität Göttingen, wo man schnell auf den regsamen, begabten jungen Mann aufmerksam wurde. Von den theologischen Disziplinen fühlte er sich am meisten zur Kirchengeschichte hingezogen, wendete sich aber mit ausgesprochener Vorliebe bald der Profangeschichte zu. Schon im Jahre 1770 trat er in Gatterers historische Gesellschaft ein. Daß dieser Gelehrte einen tieferen Einfluß auf Müller geübt habe, könnte man jedoch nicht behaupten; um so bestimmender war dagegen die Einwirkung des energischen Schlözers auf ihn. Die Thatsache, daß dieser in entscheidender Weise Müller für die Geschichte gewonnen, muß als ein nicht unwichtiger Zug in dem Gemälde seiner Wirksamkeit festgehalten werden, wie sonderbar es auch erscheinen mag, daß dem derben, realistischen Schlözer eine solche Macht über die weiche, von stets gährendem Idealismus erfüllte Seele Müllers zufallen konnte. Und gleichwohl ist nichts gewisser, als daß jene Eigenschaft, die Schlözers Stärke mit bedingte, die kritische Schärfe, niemals auf seinen sonst so empfänglichen Schüler übergegangen ist. Allerdings, die angeborene und anerzogene feste Gläubigkeit Müllers hat in Göttingen einen empfindlichen Stoß erhalten, dessen Wirkungen erst nach einiger Zeit sich wieder ausgeglichen haben. „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire — erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll.“ So schreibt er noch von Göttingen aus an seinen Vater [1]). Schon in dieser Zeit ist in ihm der Gedanke, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, entstanden und hat er den Auftrag erhalten, für die deutsche Bearbeitung des Auszuges aus der englischen Weltgeschichte von Guthrie und Gray [2]) die Geschichte der Schweiz zu liefern. Vorläufig war er aber, einer Anregung Schlözers folgend, mit einer quellenmäßigen Geschichte des „cimbrischen

[1]) S. Mörikofer (a. a. O. S. 461), der, wie Jak. Vogel (a. a. O.) J. Müllers handschriftlichen Nachlaß in Schaffhausen benutzt hat.

[2]) S. oben S. 784.

Krieges“ in lateinischer Sprache beschäftigt, die er nach der Rückkehr in seine Heimat vollendet herausgab (1772)[1]. Mit Recht knüpfte man an diese erste Probe des historischen Talentes Müllers hohe Erwartungen von der Leistungsfähigkeit seiner Zukunft. Seine Ansicht von der angeblich (keltischen) Nationalität der Cimbern hat sich freilich nicht als haltbar erwiesen, aber, ihren allgemeinen Wert anlangend, hat B. Niebuhr — der jene Meinung teilte — sie als eine „Jugendschrift“ bezeichnet, „welche in ihrem Verfasser eine philologische Anlage zeigte, die leider nachher abstarb[2]). Übrigens davon abgesehen, kann, wer genau zusieht, wenn uns nicht alles täuscht, die ganze spätere Darstellungsweise Müllers wie im Keime in diesem Versuche erkennen, das, was man als seine Manier bezeichnet hat, nicht ausgenommen. Aber zugleich noch ein anderer bezeichnender Zug seines Wesens, der ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat, tritt bei dieser Gelegenheit zum erstenmal deutlich zu Tage. Er sehnt sich aus den engen Schranken seiner Vaterstadt heraus und verlangt, getragen von dem Glauben an eine höhere Bestimmung, nach einem größeren Wirkungskreise, nach einer angesehenen Stellung. So sandte denn der Zwanzigjährige seine Erstlingsschrift an K. Joseph II., mit einem Begleitschreiben, das die innere Unruhe und den geheimen Wunsch seiner Seele mit klaren Worten ausspricht. „Bei einer kaiserlichen Bibliothek“ heißt es u. a., „bei mehr Bequemlichkeit und Aufmunterung, im Umgange der größten Männer, täglich nahe bei großen Dingen, unter Joseph oder Friedrich, wollt' ich wichtigere Plane ausführen. Auf Adlersflügeln erhübe sich mein Geist zur Sonne der Weisheit, Funken des Feuers zu stehlen, das die Alten zu unsterblichen Thaten und Werken erwärmte: dann schriebe ich die Annalen der Menschheit, dann die Geschichte und Thaten

[1]) „Bellum Cimbricum.“ Vgl. S. W. 33, 205 ff. S. 234 ff. schließt sich ebendaselbst die deutsche Übersetzung des Schriftchens an, welches H. K. Dippold auf Müllers Wunsch im Jahre 1805 angefertigt hat.

[2]) Niebuhr, Vorträge über die römische Geschichte. 3. Band.

Ew. Majestät“ [1]). Ob und welche Antwort Müller auf diese Zusendung erhalten, wissen wir nicht; aber in dem Bekenntnisse, daß er, sei es „unter Joseph oder Friedrich“, einer hervorragenden Stellung bedürfe, um großes auszuführen, war bereits zugestanden, daß er sein Leben lang von den äußeren Verhältnissen abhängen und immer neuen Schwankungen unterworfen sein würde. Und es besteht kein Zweifel, in seiner Seele regte sich bereits der Gedanke, daß er nicht bloß zum Geschichtschreiber, sondern zugleich und vielleicht noch in höherem Grade zum handelnden Staatsmanne berufen sei. Diese beiden Neigungen seiner Natur, die wissenschaftliche und die staatsmännische, begleiten mit der Kraft eines ungebrochenen Dualismus sein ganzes übriges Leben und liegen, man muß es sagen, so oft sie scheinbar sich auch berühren, doch fortgesetzt im Kampfe mit einander, bis zuletzt die eine den nahezu vollständigen Sieg über die andere gewinnt und zum Schicksale seines Daseins wird. Das unter günstigen Umständen und an und für sich gewiß nicht Unvereinbare, ihm ist es, und zwar nicht zufällig, nicht gelungen, und er schließlich daran gescheitert. —

In den Verhältnissen, welchen er sich nach seiner Heimkehr in seiner Vaterstadt gegenüber gestellt sah, vermochte er keine Befriedigung zu finden. Zunächst entsagte er dem geistlichen Berufe und erhielt die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium übertragen. Was aber seinen Geist zur Zeit fast ausschließlich beschäftigte, war der Plan der Schweizergeschichte, der ihn von Göttingen in die Heimat begleitet hatte. Er verstand es, für diesen Zweck die Teilnahme und Unterstützung der weitesten Kreise zu erwecken und jede etwa auftauchende Zurückhaltung zu überwinden. Unter den Beziehungen, die er zu diesem Zwecke anknüpfte, ist die zu Johann Heinrich Füßli mit die wichtigste [2]). Müller hatte diesem, der sich bereits einigen Ansehens

[1]) Aus Müllers handschriftlichem Nachlaß bei Mörikofer a. a. O. S. 461

[2]) J. H. Füßli, geboren 3. Dezember 1745 zu Zürich, gest. 26. Dezember 1832 daselbst. Von einer Reise in Italien, wo er Winckelmann näher getreten

als Forscher in helvetischen Dingen erfreute, seinen Plan, eine Geschichte der Eidgenossen zu schreiben, vorgelegt und war von demselben in seinem Vorhaben bekräftigt worden [1]). Darauf gestützt, machte er ihm den Vorschlag einer gemeinsamen Bearbeitung der Schweizergeschichte, in der Art, daß Füßli besonders die neueren Jahrhunderte übernehmen sollte [2]). Dazu ist es nun wohl oder übel nicht gekommen, aber das innige Verhältnis zwischen beiden blieb nichtsdestoweniger bestehen. Es sei hier erwähnt, daß sich seit einiger Zeit in der Schweiz wieder eine lebhaftere Regsamkeit in Sachen der vaterländischen Geschichte zeigte. Zwar hatte es im Lande der „Freiheit" unter Umständen auch sein bedenkliches, sich mit diesem Gegenstande zu befassen. Bodmer z. B. hatte einige Zeit vorher von der Züricher Regierung den Auftrag erhalten, die Schweizergeschichte von Anfang des 18. Jahrhunderts an zu schreiben; als er aber die ersten Abschnitte seiner Arbeit der zu solcher Kontrole bestellten Kommission vorlegte, wurde der ihm erteilte Auftrag zurückgezogen, denn Bodmer hatte dabei nicht die Rücksichten beobachtet, wie sie seine Obrigkeit verlangen zu müssen glaubte [3]). Aber kurz zuvor (1735) hatte Johann Konrad Füßli den „Thesaurus Historiae Helveticae" veröffentlicht, in welchem eine Reihe älterer Quellen der Schweizergeschichte, mit recht brauchbaren Einleitungen

---

war, in die Heimat (1765) zurückgekehrt, widmete er sich mit warmem Ernste historischen Studien und wurde 1775, an Bodmers Stelle, Professor der Geschichte und Politik. Durch die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten von der Ausführung größerer selbständiger Schriften abgehalten, erwarb er sich das Verdienst der Gründung des „Schweizerischen Museums" (1783 bis 1790) und des „Neuen Scheizerischen Museums" (1793—1796), worin er eine Reihe kleiner, auf die Geschichte der Schweiz bezüglicher Abhandlungen niederlegte. Vgl. „Joh. H. Füßli, Altrathsherr von Zürich", von seinem Freunde Ign. H. von Wessenberg (Trogen 1836) und Meyer von Knonau in der A. D. Biographie 8, 263.

[1]) J. Vogel a. a. O. S. 8.

[2]) Ebendas. S. 9.

[3]) S. Mörikofer a. a. O. S. 141—142.

versehen, wieder abgedruckt wurden [1]). Die „Helvetische Gesellschaft", die vor nicht langer Zeit im Interesse der vaterländischen Dinge gegründet worden war, trug namentlich auch durch die wiederkehrende persönliche Berührung der Vaterlandsfreunde zur Förderung derselben vieles bei. Müller nahm im Jahre 1773 an der Zusammenkunft in Schinznach teil und lernte hier mit die angesehensten oder tüchtigsten Männer der deutschen Schweiz kennen; außer J. H. Füßli, Breitinger, Lavater, Joh. Kaspar Hirzel, Isaak Iselin, Peter Ochs und K. Viktor von Bonstetten; mit letzterem hat er bei dieser Gelegenheit den Freundschaftsbund geschlossen, der für ihn bald genug so wichtig geworden ist und die schwärmerische Anlage seiner Seele in Bewegung setzte [2]). Nebst den Vorstudien für die Schweizergeschichte fand er noch Zeit, an der allgemeinen deutschen Bibliothek, an deren Herausgeber, Nicolai, ihn Schlözer zu diesem Behuf empfohlen hatte, und die damals als kritisches Tribunal hohes Ansehen genoß, als Rezensent mitzuarbeiten. Er hat hier (1772) u. a. Lessings Berengarius von Tours und Semlers Tertullian eingehend besprochen. Es verdient angemerkt zu werden, daß er hierbei in Sachen der historischen Kritik den orthodoxen Anschauungen gegenüber einen mehr als skeptischen Standpunkt vertritt, so daß selbst ein so nüchterner Mann wie Nicolai ihm den Rat gab, er möge sich auf das Gebiet der Profanhistorie beschränken. Müller stand eben noch unter dem Einflusse der glänzenden, aber mehr negativen französischen Literatur, ohne übrigens nach irgend einer

---

[1]) Es befanden sich darunter u. a.: Joannes Vitodurani, Chronicon. — Pirkheimer, descriptio belli Helvetici. — Simler, respublica Helvetiorum. — Guillimanni, Habspurgica. — Suicer, Chronologia Helvetiorum etc. Die Prolegomena sollen von J. Jak. Breitinger herrühren. Vgl. G. E. von Haller, Bibliothek der Schweizer Gesch. IV, 149. — Joh. K. Füßli, geboren 1704 und starb 1775 als Pfarrer zu Veltheim im Kanton Zürich. Er war vor allem auch auf dem Gebiete der Kirchengeschichte thätig. Vgl. über ihn Meyer von Knonau in der A. D. Biographie 8, 256.

[2]) J. Vogel a. a. O. S. 13—14.

Seite in seinen Anschauungen bereits klare und feste Grundsätze gewonnen zu haben. Lavater hatte ganz Recht, wenn er (im Jahre 1773) über ihn an Spalding nach Berlin schrieb: „Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will.“ So erklärt es sich auch, daß man schon in dieser Zeit in seinen Briefen kurz nach einander die sich widersprechendsten Äußerungen vorgetragen findet. Bald verwünscht er seine Stellung in Schaffhausen, bald schwört er, „dem Vaterlande zu dienen, sollte es mich auch tödten.“ Gerade damals waren seine Gedanken auf Berlin gerichtet und hatte er durch eine vermittelnde Hand bei Friedrich d. Gr. Schritte gethan, um dort eine Anstellung zu erhalten [1]). Als ihm aber durch den Minister v. Zedlitz das Rektorat des Joachimthaler Gymnasiums mit einem für jene Zeit leidlichen Gehalte angeboten wurde, lehnte er ohne Umstände ab [2]). Das war eben nicht die Stellung, nach welcher seine Seele schmachtete.

Gleichwohl vollzog sich, freilich nach einer anderen Richtung hin, gleich darauf eine Änderung seiner Lage. Er hatte die Schweizergeschichte in keiner Weise aus den Augen gelassen. Es hob immerhin seine Seele, als er wahrnahm, daß sein angekündigtes Vorhaben fortgesetzt die allgemeine Erwartung und Teilnahme lebendig erhielt. „Ich beschreibe diese Woche“, meldet er voll Selbstgefühl an Füßli, „die Zäringer nach Schöpflin, erkenntlich gegen die Providenz, welche Schöpfline, Herrgotte, Gerberte, Beßels, Fäsi, mit einem Worte Knechte sendet, welche den Schutt wegräumen und die Baumaterialien ordnen, damit die Söhne der Götter, voll Geist und Herz, wirken für die Unsterblichkeit und für die Menschen gebieten können: Werdet.“ In-

[1]) Er hatte kurz vorher an einen Freund geschrieben: „Ich bin entschlossen, Schaffhausen zu verlassen. Im Frühling meiner Jahre möchte ich mich einem Monarchen weihen, Kenner und groß genug, das werdende Verdienst zu prüfen, hervorzuziehen und an seinen bequemsten Standort zu stellen“.

[2]) Er schrieb an denselben Freund: „Je serais bien déplacé dans une école, j'ai l'esprit trop impatient et trop ignorant des subtilités des grammairiens“ (Mörikofer a. a. O. S. 464).

zwischen hatten seines neugewonnenen Freundes Bonstetten emsige Bemühungen ihm eine lockende Stellung als Erzieher in dem Hause Tronchin zu Genf eröffnet. In den ersten Tagen des Monats Februar 1774 traf Müller dort ein, wogegen die Regierung von Schaffhausen seine Professur offen hielt. Während Genf ihm eine Fülle der fruchtbarsten Anregungen zumal im Verkehr mit bedeutenden Männern bot, hinderten ihn zugleich die übernommenen Pflichten in keiner Weise, seine geschichtlichen Arbeiten fortzusetzen und seinen Geist an dem Studium der großen Schriftsteller der neueren Zeit, wie Macchiavelli, Rousseau, Montesquieu und der Engländer, wie Blackstone u. dgl. weiter zu bilden und zu erfrischen. Überall und stets aber beherrscht ihn der Gedanke des Ruhms, der Wunsch nach einer Wirksamkeit in das Große. Sein Freund Bonstetten, mit ruhigerem Gemüte begabt, unterließ nicht, ihn von diesen ins weite schweifenden Anwandlungen bei Zeiten zu warnen: „Du sprichst unaufhörlich von Ruhm. Dieser Gedanke wird Dich oft peinigen. Dein Genie wird Dich auf die oberste Stufe der Menschheit setzen; aber die Bahn ist nicht so glänzend, so paradiesisch, als Du glaubst. Ich wollte, daß Du die Belohnung Deiner Eigengröße mehr in Dir selbst als in dem veränderlichen Urteile der Menschen suchen würdest. Diese Tugend wirst Du Dir aneignen, wenn Du unverrückt Deine Seele auf große Gedanken richtest und nie auf das, was anderen so erscheint" [1]). Ein anderes Mal schreibt er seinem allzu beweglichen Freunde: „Ich würde es gern sehen, wenn Dein Genie auf Deinen Charakter Einfluß hätte, wenn Du nie etwas thun würdest, was Du nicht offen bekennen darfst... Wenn das Bewußtsein Deines herrlichen Talentes ein wohlthuendes Gefühl ist, so glaube mir, daß das Bewußtsein einer großen und edlen Seele nicht minder erhebend ist" [2]). Immerhin, die Beschäftigung mit theoretischer Politik gehörte gerade in dieser

---

[1]) Bei J. Vogel a. a. O. S. 30 und Müllers handschriftlichem Nachlaß.
[2]) Ebendas. S. 31.

Zeit zu seinen liebsten Studien und es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten schon jetzt einen merkwürdigen politischen Scharfblick entwickelte. Der letzte Wunsch und das letzte Motiv seiner Seele ist aber stets auf die Eventualität einer praktischen, staatsmännischen Thätigkeit gerichtet [1]). Zu seiner großen Befriedigung gereichte es ihm, als es ihm (1775) möglich gemacht wurde, das Amt eines Erziehers mit einer freieren Stellung zu vertauschen, ohne seinen Aufenthalt in Genf darum aufzugeben. In diese Zeit fallen die ersten Vorlesungen über allgemeine Geschichte, die er (1778 auf 1779) vor einem auserwählten geschlossenen Kreise hielt und dann einige Male wiederholt hat: aus ihnen sind dann als reife Frucht im Verlaufe der Zeit und auf Grund fortgesetzter Studien und erneuter Umarbeitung die „Vierundzwanzig Bücher Allgemeiner Geschichte“ herausgewachsen, von welchen wir bei dieser Betrachtung ausgegangen sind. Der Gedanke, einmal eine aus den Quellen geschöpfte Weltgeschichte zu schreiben und sie durch fortgesetzte gründliche Studien vorzubereiten, hatte übrigens schon einige Jahre zuvor in ihm Gestalt gewonnen, wie er denn später gelegentlich die Schweizergeschichte seine ältere, die allgemeine Geschichte seine jüngere Tochter genannt hat. Es gewährte ihm lebhafte Befriedigung, sich in diese universalhistorischen Studien zu vertiefen. „Es ist ein unbegreifliches Vergnügen, alle Zeiten und Völker zu durchwandern und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sei. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen, ich sehe nun einen ausgedehnten Kreis, und bemerke besser, was zur Kenntnis unsrer Länder nöthig ist“. In diesem Zusammenhange ließ er seinen forschenden Blick immer weitere Kreise umspannen. Der Plan einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte dämmerte in ihm auf: „Mein Collegium hat mich zu genauerer Betrachtung des Zustandes aller Staaten veranlaßt. Ich habe zu dem Ende

[1]) Mörikofer a. a. O. S. 467.

seit letztem Christmonat 131 Traktate über diese Geschichte gelesen. Diese Arbeit führe ich fort und lese alle Briefwechsel der Staatsminister und Ambassadoren und alle Nachrichten von den letzten dreihundert Jahren und was Leibniz, Bayle und hundert andere in allen Ländern zerstreut über diese Materie herausgegeben haben, worauf ich über die dreihundert letzten Jahre ein Buch herausgeben will, welches mit Wahrheit und Freimüthigkeit abgefaßt werden muß". Zur Ausführung dieses Planes ist es nun freilich niemals gekommen, aber in den letzten Büchern seiner Allgemeinen Geschichte liegen die Früchte dieser in die Tiefe gehenden Forschungen Müllers vor. Ist es überhaupt ein charakteristischer und rühmlicher Zug an seiner Art, Geschichte zu schreiben, daß er überall mit unermüdlichem Fleiße auf die ersten Quellen zurückging und vor der Bewältigung eines massenhaften Materials niemals zurückgeschreckt ist, so muß diese Anerkennung zugleich dahin erweitert werden, daß er sich bei dem überlieferten Stoffe niemals begnügte, sondern daß er zugleich auf die Vervollständigung der gegebenen Quellen durch Aufsuchung und Benutzung neuer ausging. Wie seine oben angeführten Worte bezeugen, hat er bereits in dieser Zeit die Bedeutung der Gesandtschaftsberichte für die neuere Geschichte vollständig erkannt; diese Erkenntnis ist fortschreitend gewachsen, und noch in den letzten Jahren seines Lebens, kurz ehe er von Berlin nach Kassel übersiedelte, hat er sich mit der Absicht getragen, aus den venetianischen Relationen, die handschriftlich in der Bibliothek zu Berlin liegen, eine Auswahl herauszugeben [1]).

Mittlerweile war der erste Band der Schweizergeschichte vollendet worden und erschien im Jahre 1780. Er ist in dieser Gestalt bekanntlich ein Torso geblieben [2]). Die Vorrede schildert die frühere Geschichtschreibung der Schweiz, entwickelt den Gang

[1]) Vgl. L. v. Ranke, Fürsten und Völker 1, 21 Anm. 1.

[2]) Unter dem Titel: „Geschichten der Schweiz durch Joh. Müller". Das erste Buch. Boßer (Bern) 1780. Vgl. L. von Sinner a. a. O. S. 2—4, wo der Inhalt spezifizirt ist. Er reicht von 1114—1388.

der europäischen Politik und Kriegskunst, feiert Friedrich d. Gr. und schließt mit den Worten: „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs; jene muß er haben, nach diesen streben". Das Buch war mit keinem gelehrten Apparat ausgerüstet, vermutlich um die beabsichtigte populäre Wirkung dadurch nicht zu beeinträchtigen. Auf die Form hatte Müller außerordentliche Sorgfalt verwendet. „Ich habe das Ganze wohl sechsmal vernichtet und wieder umgeschrieben", heißt es in einem Briefe an einen Züricher Freund. Auch eine französische Übersetzung des Werkes wollte er veröffentlichen und hatte er sich bereits an die Arbeit gemacht, gab aber auf Bonstettens Rat den Gedanken wieder auf. Sein einsichtiger Freund meinte mit Recht, er solle dieses Geschäft den Übersetzern überlassen und sein Hauptaugenmerk auf die Vervollkommnung seines Stiles richten [1]). Dieser und die gesammte Schreibart überhaupt erfuhr hier und da Tadel; man fand sie zu schwerfällig und meinte zugleich, daß er in der Nachahmung der Alten, zumal des Tacitus, des Guten zu viel gethan habe. Auch mit der Aufnahme, die das Buch in Deutschland fand, war Müller nicht durchweg zufrieden. Eine im Grunde recht anerkennende Besprechung desselben von Spittler in dem Göttinger Gelehrten Anzeiger, die eben auf die schwachen Punkte, wenn auch in wohlwollender Weise, deutlich hinwies, rief seinen lebhaften Unmut hervor [2]). Der scharfblickende Rezensent hat u. a. nicht mit Unrecht den Mangel an durchdringender Kritik, einen zu engen Anschluß an Tschudi u. dgl. hervorgehoben. Das hat er aber gerne zugegeben, daß es sich dabei um eine ungewöhnliche Leistung handle und daß die deutsche historische Literatur durch das Werk eine kostbare Bereicherung erfahren habe. Denn vieles von dem, was nun einmal mit die Stärke Müllers als Historiker ausmachte, fand bereits in dem Buche seinen packenden Ausdruck: die Kunst,

---

[1]) J. Vogel a. a. O. S. 41.

[2]) S. Spittlers S. W. 14, 466.

sich mit aller Voraussetzungslosigkeit in die geschilderten Zeiten zu versetzen, ein anziehendes Bild derselben durch die lebendige Wiederherstellung der erforschten Thatsachen zu entwerfen und es durch die gerechte Beurteilung der verschiedenen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens zu veredeln. Ein bestimmtes Maß des patriotischen und sittlichen Pathos, auf welches Müller niemals verzichtet hat, ja das zu den Eigentümlichkeiten seiner historiographischen Manier gehört, durchweht auch bereits in diesem Falle die Darstellung und verfehlt des Eindruckes nicht. Von den spezifisch kritischen Beurteilungen abgesehen, konnte er sich über die Aufnahme, die dem Buche im großen, vorab in der Schweiz, zu teil wurde, nicht beklagen. Die Erwartungen, die man hier auf dasselbe gesetzt hatte, galten für befriedigt. Freilich war die Befriedigung nicht überall die gleiche; es fehlte auch nicht an reagirenden Empfindlichkeiten, wie z. B. in Zürich, wo man der Meinung war, daß er der Zunftverfassung in demselben Grade zu nahe getreten sei, als er die Berner Aristokratie zu viel verherrlicht habe. Indes war es ihm nichts Neues mehr, daß das freie Wort unter Umständen in einer Monarchie besser gesichert sein kann als in einer Republik. Die ältesten und älteren Zeiten der Schweizergeschichte werden übrigens in dieser ersten Redaktion übergangen; sie beginnt mit dem 12. Jahrhundert und der Entstehung des Schweizerbundes und führt die Erzählung bis zur Schlacht von Näfels (1388). Der Teil, der die Entstehung des Schweizerbundes behandelt, besteht vor der forschenden Kritik am wenigsten, aber gerade er hat bei den späteren Umarbeitungen die geringsten Veränderungen erfahren.

Müller getraute sich jetzt, gestützt auf den eben errungenen Erfolg als Geschichtschreiber, außerhalb der Schweiz eine ihm zusagende, am liebsten politische Stellung zu finden, die ihm bisher entgangen war. Er richtete sein Auge wieder auf Berlin und auf Friedrich d. Gr. Zu diesem Zwecke ließ er im Anfange des J. 1781 die „Essais historiques", nicht zufällig in französischer Sprache, erscheinen, die ihm den Weg zu dem großen

52*

Könige bahnen helfen sollten. Das Wichtigste darunter ist die Allgemeine Übersicht der politischen Geschichte Europas im Mittelalter [1]), welche in der That die Mehrzahl der wesentlichen, maßgebenden Momente der mittelalterlichen, politischen und kulturellen Entwickelung der europäischen Staaten in treffender Auswahl und Übersicht an uns vorüberführt. Die Wirksamkeit und Pläne der römischen Hierarchie werden mit Nachdruck und, was wir betonen, ohne Auftragung fascher Farben, geschildert. Dagegen tritt die Bedeutung des Lehenwesens über Gebühr zurück. Bekanntlich haben die Hoffnungen, die Müller auf den Besuch in Berlin und die Audienz bei Friedrich d. Gr. mit einer Enttäuschung geendigt und er mußte sich mit einem bescheidenen Loose, das ihm General von Schlieffen in Kassel vermittelte, begnügen. Zwei Jahre ungefähr hat er hier ausgehalten, nicht ohne sichtbare Förderung seines „geistigen Wachsthums", welche die unwillkürliche Muße begünstigte. Wie lebhaft freilich er sich fortgesetzt nach einer höheren, einflußreicheren Stellung sehnte, darüber gestatten ein paar kleine „Versuche", die in dieser Zeit entstanden sind, keinen Zweifel. Die Skizze „Allemagne" [2]) will, scheint es, doch vor allem deutlich machen, daß man kein „Professor" zu sein braucht, um ein großer Schriftsteller zu werden, und daß die Wissenschaften durch eine unabhängige Stellung der Gelehrten, welche ihnen das Glück, die Freundschaft oder die Gunst erleuchteter Fürsten gewähren, viel besser gedeihen. Die bekannter gewordene Schrift „Die Reisen der Päpste", wie man sie sonst beurteilen mag, hängt unverkennbar mit dem Verlangen ihres Urhebers nach einem größeren und höheren Wirkungskreise zusammen. Das ist ja richtig, Müller ist in dieser Zeit zu den positiven, gläubigen Anschauungen seiner Kindheit zurückgekehrt und hat sie seitdem nicht wieder verlassen. Sie haben sehr bald seine ganze Auffassung der weltgeschichtlichen Entwickelung umgewandelt und be-

[1]) „Vue Générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen âge."

[2]) S. W. 25, 263–273.

dingt [1]). Ein Besuch, den er im Jahre 1782 bei Herder machte, soll hierbei nicht ohne Einfluß geblieben sein. Soweit es sich hierbei um seine persönliche Beruhigung handelt, ist sicher gegen eine solche Bekehrung nicht das Mindeste einzuwenden, man kann sich sogar daran erfreuen. Das alles aber hat, um das ausdrücklich zu bemerken, mit der Beurteilung der gedachten Schrift nicht das Mindeste zu thun, und doch ist eben sie für seine Würdigung als Geschichtschreiber von Bedeutung. Es handelt sich in diesem Falle nicht um die geschichtliche Auffassung des Christentums, sondern des Papsttums und der römischen Hierarchie. Hält man es nicht mit Unrecht für ein wesentliches Verdienst Müllers als Geschichtschreiber, daß er im Gegensatze zu der verflachenden Denkweise des 18. Jahrhunderts einer gerechteren und treffenden Auffassung des Mittelalters die Bahn gebrochen habe, so legt sich zugleich die Frage nahe, ob er hierin nicht zugleich des Guten zu viel gethan habe? Solches geschieht ja bekanntlich gerne, wenn es sich um den Übergang von einer Ansicht zu einer entgegengesetzten anderen handelt. Und es unterliegt, dünkt uns, keinem Zweifel, daß solches in diesem Falle auch Müller begegnet ist. Er hat bei der unternommenen Richtigstellung einer verkehrten Anschauungsweise mehrfach über das Ziel hinausgeschossen. Sein Endurteil z. B. über Papst Gregor VII. vermag der ruhig abwägende und den Zusammenhang der Zeiten und Ereignisse im Auge behaltende Historiker nicht zu unterschreiben [2]). Überhaupt kommt die sorgfältig erwogene geschichtliche Wahrheit nicht immer zu ihrem Recht. Über lauter Bestreben, gegen die Päpste gerecht zu sein, wird Müller ungerecht gegen Andere. Die Darstellung der Reise Papst Innocenz' IV. nach Lyon und die Behandlung Kaiser

---

[1]) Vgl. auch „Das Christenthum, Gespräch mit Frau v. B. in Geißmar". (Geschrieben 1782) S. W. 25, 187—200.

[2]) S. W. a. a. O. S. 33: „So kühn gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und die Reichsfreiheit: er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzbaren Rang; und er erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die teutschen Provinzen gelegt".

Friedrichs II. fordern entschieden zum Widerspruch heraus: eine solche Einseitigkeit des Urteils kann nur dazu beitragen, das erwähnte unbestreitbare Verdienst um die zutreffendere Würdigung der Hierarchie um einiges herabzumindern. Es ändert wenig daran, daß Müller nach seinem Geständnisse mit dieser Skizze nur der laut empfundenen Genugthuung des freidenkerischen Europas über das Vorgehen K. Josephs II. im Interesse der Freiheit gegenüber dem zugreifenden Despotismus einen Dämpfer aufsetzen wollte [1]. Die Schrift war eben doch eine Tendenzschrift, zumal es leicht nachweisbar ist, daß ihr Verfasser in dieser Zeit vorübergehend mit dem Gedanken spielte, ein zweiter Winckelmann, in Rom eine ihm, seinen politischen und wissenschaftlichen Neigungen zusagende Stellung zu finden. Nicht umsonst hatte er dafür gesorgt, daß die Schrift dem heiligen Vater vorgelegt wurde [2]. Freilich gingen solche Anfälle bedenklicher Natur fast ebenso schnell als sie gekommen waren, aber man merkt die Absicht und wird verstimmt. Die Frage, ob Frankreich nicht eine Messe wert sei, hat er wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Versuchung ist übrigens nicht näher an ihn herangetreten; später, in Wien, als sie es that, hat er siegreich

---

[1] S. seine betr. Worte in einem Schreiben an Tronchin bei Mörikofer a. a. O. S. 172.

[2] Vgl. S. W. 35: „Ce qui me fait pencher pour Rome, c'est le prodigieux développement du génie de Winckelmann, depuis qu'il y fut. Vous rappelez-vous la platitude des lettres, qu'il écrivait en Allemagne. Les pays du sud sont ceux de l'imagination. J'écris mieux, que W., avant qu'il fût à Rome; que ne ferais-je à sa place? Et moi aussi j'ai un Albani et d'autres encore; je suis plus connu à Rome, que W. avant, qu'il y arriva; mon genre d'études leur importe beaucoup. Là oú je suis, mon feu s'est éteint, pour la rallumer, le soleil du midi ne serait pas de trop“. — Weiterhin folgt der Zusatz: „Dans la lettre, que tu m'écriras sur tout ceci, n'oublie pas une consideration à mon avis essentielle. Dans quel sens Fénélon a-t-il dit à Ramsais, que pour être chrétien philosophe, il faut être catholique? Ramsay s'est fait catholique là-dessus.“ — Damit vgl. man den Brief Müllers vom 14. Mai 1782 an seinen Bruder und vom 11. Mai an einen der Kardinäle. Die Sprache des Briefstellers in letzterem ist zum Teile noch deutlicher.

widerstanden. Ob ein längerer Aufenthalt in Rom, unter dem Schatten des Vatikans — denn so beiläufig stellte er sich die Sache doch vor — auf seine literarische Entwickelung einen so überaus günstigen Einfluß, wie er meinte, ausgeübt haben würde, darf billigerweise dahingestellt bleiben.

Wir würden über diese römischen Aspirationen Müllers hier kein Wort verloren haben, wenn sie bloß eine biographische Bedeutung hätten und nicht mit seinen historischen Deduktionen in Zusammenhang stünden. Welche Hoffnungen er jedoch auf den Erfolg der in Frage stehenden Schrift gesetzt haben mochte, sie erfüllten sich nicht. Ein längeres Verweilen in Kassel widerstrebte ihm jedoch vollständig und so kehrte er (1783) zunächst nach Genf zurück, wo sich ihm das gastliche Haus Tronchin wieder öffnete und er die Vorträge über allgemeine Geschichte wieder aufnahm. Indes, auch jetzt hielt er es hier nicht lange aus und ging von da (1784) zu V. von Bonstetten auf dessen Landsitz und weiterhin (1785) nach Bern. An beiden Orten nahmen ihn die Fertigstellung des 1. Bandes seiner umgearbeiteten Schweizergeschichte, welcher er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes hingab, und Vorträge über die Geschichte der alten Welt vollauf in Anspruch. Die letzteren sind im wesentlichen in den ersten Teil seiner Allgemeinen Geschichte übergegangen, an welcher er fortgesetzt arbeitete, zu deren Veröffentlichung er sich jedoch niemals entschließen konnte. Der 1. Band der umgearbeiteten Schweizergeschichte erschien im Jahre 1786 [1]) und machte ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Mann. Wir werden weiter unten das Werk im Zusammenhange besprechen, hier sei nur das eine hervorgehoben, daß wir damit eine vollständig neue Arbeit vor uns haben. Die fünf Jahre, die zwischen dem Erscheinen des ersten Entwurfes und der neuen Bearbeitung lagen, hatten seinen Gesichtskreis doch ungemein erweitert und die Anforderungen, die er an sich selber stellte, um ein erhebliches gesteigert, wenn

[1]) Leipzig, Weidmanns Erben.

auch an seiner Grundauffassung wenig geändert worden war. Die „Zuschrift an alle Eidgenossen", die den (1.) Band eröffnet, und die im wesentlichen bereits in seiner zu Bern gehaltenen Schlußvorlesung enthalten gewesen war, ist voll patriotischen und politischen Schwunges und setzt ohne Verhüllung die Mängel der eidgenössischen Verfassung aus einander. Als noch in demselben Jahre der 2. Band an das Licht trat, war mit der Stellung seines Verfassers bereits eine große Veränderung vor sich gegangen. Er hatte einen Ruf zunächst als Bibliothekar nach Mainz erhalten und denselben angenommen. Die ihm befreundeten, gelehrten Mönche von St. Blasien hatten ihn dem Kurfürsten empfohlen und waren dabei von Sömmering und Heyne unterstützt worden. Freilich hatte Müller, in seiner Unzufriedenheit mit seiner ungewissen und unbefriedigenden Lage in seinem Heimatslande, die Initiative dazu ergriffen.

Es ist der entscheidende Wendepunkt in Müllers Leben, vor welchem wir stehen. Schon in kurzer Zeit wird ihm, wonach er sich so lange vergeblich gesehnt hatte, eine politische Stellung in nicht unbedeutenden Verhältnissen. Daß es ein katholischer, ja ein geistlicher Hof ist, an dem und in dessen Interesse er wirken sollte, erweckte ihm nicht das geringste Bedenken: das System, das zur Zeit in Mainz sich der Herrschaft erfreute, war ja so wenig engherziger Natur, daß ein Protestant, wie Müller, ohne sich untreu zu werden, demselben dienen zu können glauben mochte. Überdies war er ja auch nicht der einzige Protestant, der in Mainz eine Stellung gefunden hatte. Und hinwiederum freilich hatte er selbst bereits den Beweis geliefert, daß der Katholizismus nichts von ihm zu fürchten hatte.

Die politische Wirksamkeit, die Müller in den sieben Jahren seines Aufenthaltes in Mainz entfaltete, geht uns hier nur insoferne an, als sie mit seiner literarischen Thätigkeit, oder diese mit ihr, zusammenhängt. Noch im Verlauf des Jahres 1786 erschien der 2. Band der Schweizergeschichte, mit einer Widmung an seinen Herrn, den Kurfürsten von Mainz. Er führte das Thema nur

um ein weniges weiter, als es in der ursprünglichen Anlage des Werkes geschehen war [1]). Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Schweizergeschichte erst in dieser Gestalt und erst jetzt den Ruf Müllers als Geschichtschreiber begründete und in weitere Kreise trug. Sie unterschied sich von der ersten Bearbeitung u. a. zugleich dadurch, daß die Quellenbelege, die man in jener vermißt hatte, nun reichlich genug mit beigegeben waren. Der politischen Thätigkeit Müllers, die sich um den von Preußen hervorgerufenen Fürstenbund und in diesem Zusammenhang um die Betreibung der Kandidatur Karl Theodors von Dalberg für die Nachfolge im Mainzer Kurstuhle bewegte, verdanken zwei Schriften ihren Ursprung, die bei seiner Würdigung als Geschichtschreiber, die eine davon freilich in ungleich höherem Grade, in Frage kommen. Die erste von ihnen führt den Titel: „Briefe zweier Domherren“, die sich trotz mancher Illusionen über die deutsche Reichsverfassung durch den Scharfblick auszeichnet, mit welchem Müller das Schicksal der geistlichen Staaten andeutet, das sie eventuell bei der nächsten schweren Krisis treffen könne und wirklich getroffen hat [2]). Die „Darstellung des Fürsten-Bundes“, aus demselben Jahre, 1787, ist stets als eine der „besten historisch-politischen Schriften, die wir haben“, betrachtet worden [3]). Die deutsche Reichsverfassung wird freilich auch hier mit unverkennbarem Optimismus dargestellt. Die Auffassung der Reichsgeschichte fordert oft zum Widerspruche heraus. Wir begegnen derselben zu günstigen Beurteilung Papst Gregors VII. und der Hierarchie, die uns schon in den „Reisen der Päpste“ aufgefallen ist. Die Art und Weise, in der er z. B. von den Staufern und im besonderen von K. Friedrich I. spricht, möchten wir nicht unterschreiben, sie ist unbillig und trifft nicht zum Ziele [4]). Dagegen faßt er

[1]) S. oben S. 817 Anm. 2.

[2]) S. W. 25, 47 ff. S. 50 heißt es gesprächsweise: „... der nächste Krieg wird auf unsere Unkosten verglichen werden“.

[3]) Die im Texte angeführten Worte rühren von L. von Ranke her (Fürsten und Völker 1, 127).

[4]) S. W. 24, 34—36.

den rheinischen Bund Johann Philipps von Schönborn mit zu sanften Händen an. Einzelnes in seinen historischen Erörterungen und Charakteristiken ist allerdings ausgezeichnet, wie z. B. die Schilderung Wilhelms von Oranien. Den Habsburgern wird nicht gerade geschmeichelt und namentlich K. Ferdinand II. und seine auf eine despotische Universalmonarchie gerichteten Tendenzen erfahren eine hinlänglich strenge Zensur [1]). An historischem Wissen und umfassender Kenntnis des deutschen Staatsrechts, wie sie Müller in dieser Schrift entfaltet, mochten ihm wenige seiner Zeitgenossen gleichkommen. Überhaupt, die Universalität seines Blickes und seines Gedankenganges verleihen seinen Auseinandersetzungen eine fesselnde Kraft. Das gelungenste ist ohne Zweifel die Darstellung der Veranlassungen des Fürstenbundes und die ganze Geschichte desselben. Er galt seit der Zeit nicht mit Unrecht als der erste Publizist in Deutschland. Zu dem Zwecke, die Geneigtheit der Kantone seines Vaterlandes zum Eintritt in den Fürstenbund zu erforschen, bereiste Müller im Auftrage des preußischen Kabinets, aber in geheimer Sendung, im Sommer 1787 die Schweiz und legte hinterher in einem ausgezeichneten Bericht Rechenschaft über die Ausführung des erhaltenen Auftrages ab [2]). Man ersieht daraus u. a., daß er die Relationen der venetianischen Gesandten nicht umsonst studirt hatte. In jener Zeit hat er sich wohl mit der Hoffnung getragen, auf Grund dieses kräftigen und geschickten Eintretens für die preußische Politik eine ihm zusagende Stellung in Berlin zu finden. Als aber der Berliner Hof bald darauf vor den Tendenzen des Fürstenbundes zurückwich, modifizirte Müller zugleich seine Sprache und pflanzte er das Banner seiner Hoffnung nach einer anderen Richtung hin auf [3]). Der Ton, welchen er in der anonym erschienenen

[1]) S. W. a. a. O. S. 56—59.

[2]) Der Bericht ist im Jahre 1866 in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ des Hist. Antiqu. Vereins des Kanton Schaffhausen (2. Heft) im Druck veröffentlicht worden.

[3]) S. W. 24, 259 ff.

Schrift „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund“ anschlug, ist ein verschärfter, nur daß er mit Anderen die Illusion festhielt, daß auf der Grundlage der alten Reichsverfassung überhaupt eine politische Erneuerung der deutschen Nation sich noch erzielen lasse, und daß man einen gesunden „Vaterlandsgeist“ mit Wahlkapitulationen und dergleichen Veranstaltungen hervorrufen könne. Im übrigen teilt diese kleinere Schrift in hohem Maße die Vorzüge, die allgemein der größeren zuerkannt werden.

Trotz der angestrengten politischen und diplomatischen Thätigkeit Müllers in diesen Jahren hatte er noch Zeit gefunden, an seiner Schweizergeschichte weiter zu arbeiten und im Jahre 1788 die 1. Abteilung des 3. Teiles erscheinen zu lassen. Sie behandelt die Epoche von 1414 bis 1436, d. h. bis in die Zeiten des Constanzer Konzils hinein. Er hat in diesen Jahren wohl noch daran gedacht, das Werk bis auf die Gegenwart herabzuführen, wie viel andere Pläne auch fortgesetzt seinem an solchen Dingen fruchtbaren Gehirne entsprangen und freilich ebenso schnell wieder von anderen abgelöst wurden [1]). Er hatte übrigens Augenblicke, wo er sich sagte, daß alle sog. politische Arbeit „eitel und nichtswürdig“ sei, „in Vergleichung mit gelehrter“, und wo er Herder Recht gab, der ihm warnend zugerufen hatte, „nicht über der Politik die Bestimmung seines Lebens zu vergessen“ [2]). Nun brach aber — noch dazu so nahe bei Mainz — die französische Revolution aus und stellte bald alles in Frage. Müller ist nicht gerade von ihr überrascht worden und hat öfters den drohenden Sturm mit erstaunlicher Sicherheit vorausgesagt. Bekanntlich hat er zunächst die tumultuarische Bewegung auch in ihren Gewaltakten mit zustimmendem Beifall begrüßt und erst allmählich den Rückzug angetreten. Als dann der Strom über die Ufer trat und Mainz

[1]) Vgl. die Vorrede zur 1. Abteilung des 3. Teiles (Leipzig 1788). S. XXIV. XXV. (Die beiden ersten Teile der Schweizergeschichte sind zugleich als Teile der Guthrie-Gray'schen Weltgeschichte erschienen.)

[2]) S. W. 30, 172.

den Franzosen in die Hände fiel, war er gerade zu einem Besuche in Wien abwesend. Um so leichter wurde ihm der Entschluß, ein Anerbieten des Wiener Hofes, unter ehrenvollen Bedingungen in seine Dienste überzutreten, nicht abzulehnen. Für den Anwalt des Fürstenbundes war es allerdings ein weiter Sprung von Mainz nach Wien, aber in solchen, sogar noch größeren Sprüngen, hat sich auch sein späteres Leben bewegt, von Wien nach Berlin, von Berlin nach der Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Und scheinbar wenigstens konnte die Übersiedelung nach Wien für ihn mit keiner geringeren Selbstüberwindung verknüpft sein als für den Wiener Hof, ihn in seine Dienste zu nehmen. Lange genug, über zwölf Jahre hindurch, hat Müller in der neuen Stellung ausgehalten. Die Voraussetzungen, unter welchen er dahin gegangen war, haben sich ihm freilich nicht erfüllt, so wenig als er den stillen Hoffnungen, die bei seiner Berufung notorisch mitgespielt hatten, eine Enttäuschung ersparen konnte. — Um den Preis des Übertrittes zum Katholizismus würde sich freilich alles nach seinen anderweitigen Wünschen gestaltet haben. Da er aber seit den „Reisen der Päpste" in dieser Frage doch größere Sicherheit gewonnen hatte, widerstand er der sich eifrig an ihn herandrängenden Versuchung und blieb der Religion seiner Väter treu. Dafür mußte er u. a. die nahezu unglaubliche Erfahrung machen, daß ihm sogar bezüglich der Veröffentlichung der Fortsetzung seiner Schweizergeschichte von Seite der Wiener Zensur Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Müller hat nämlich in diesen Jahren, je sparsamer aus den angedeuteten Gründen man ihn mit politischen Arbeiten und Geschäften bedachte, mit um so hingebenderem Eifer seine geschichtlichen Studien und Zwecke verfolgt. Er trug sich jetzt mit dem Gedanken einer ausführlichen, aus den Quellen geschöpften Universalgeschichte und traf dazu die umfassendsten Vorbereitungen. Indes sah er bald genug ein, daß er auf diesem Wege nicht so schnell zum Ziele gelangen würde, und zog es vorläufig vor, dem Rate Herders u. A. zu folgen, und seinen, aus seiner Genfer Zeit stammenden Entwurf einer Weltgeschichte deutsch zu

bearbeiten [1]). Diese Redaktion ist die Grundlage seiner „24 Bücher Allgemeiner Geschichte" geworden, und hat später, namentlich in Berlin, mit unwesentlichen Zusätzen die Gestalt erhalten, die auf die Nachwelt gekommen ist. Bekanntlich macht die Erzählung vor den Umwälzungen der großen Revolution Halt.

Man wird trotz der Resignation, welche ihm die Zurückhaltung der Wiener offiziellen Kreise auferlegte, nicht erwarten, daß Müller sich gutwillig in dieselbe fügte und daß er seine Blicke nicht unausgesetzt auf den großen Gang der Dinge gerichtet gehalten habe. Namentlich das Schicksal der Schweiz, das sich in jenen Jahren mit dem Untergange der alten Kantonsverfassung erfüllte, hielt ihn ununterbrochen in Atem und gab vorübergehend auch seinen nie erloschenen Wünschen nach einer ansehnlichen politischen Stellung neues Leben. Im Jahre 1797 bereiste er mit Aufträgen Thuguts, des Leiters der österreichischen Politik, die Schweiz, also zu einer Zeit, in der das französische Direktorium bereits die brutalste Vergewaltigung derselben vorbereitete. Das Benehmen, das er bei dieser Gelegenheit entwickelte, scheint nicht das glücklichste und vorsichtigste gewesen zu sein, und hat ihm schon damals gleich nach seiner Rückkehr nach Wien und in neuester Zeit in verschärfter Gestalt die heftigsten Vorwürfe der Zweideutigkeit, des Buhlens mit der Revolution, ja des Verrates an seinem Vaterlande, eingetragen. Er hat sich gleich damals auf die sich erhebenden Vorwürfe zu verteidigen gesucht [2]), die in neuester Zeit gegen ihn erhobenen Anklagen haben bis jetzt von Seite seiner Verehrer, so viel wir wissen,

---

[1]) Seine vor allem für die beabsichtigte große Universalgeschichte angelegten umfassenden Kollektaneen, namentlich auch aus den arabischen und byzantinischen Quellen, hätte er gerne von einer jüngeren Kraft bearbeitet gesehen. Zugleich beschäftigte er sich mit dem Gedanken, dieselben zu einem historischen Wörterbuch im Anschluß an P. Bayles Dictionnaire hist. et crit. auszuarbeiten und gab sogar ein Programm mit Proben heraus. Proben eines solchen hist. Wörterbuches hatte er übrigens schon im Jahre 1785 niedergeschrieben.

[2]) S. W. 31, 210—212.

noch keine Widerlegung erfahren [1]). Eines erscheint aber schon jetzt gewiß, der heißblütige, allen Eindrücken offene Mann konnte unter Umständen zu Einfällen und Zugeständnissen fortgerissen werden, die er schon am Tag darauf gerne zurücknahm oder anders auslegte.

In den maßgebenden Kreisen Wiens scheinen Anklagen dieser Art — begründet oder nicht begründet — keine Wirkung gehabt zu haben. Doch zieht sich Müller seitdem für einige Zeit immer mehr von der offenen Teilnahme an der großen Politik zurück und gibt sich um so eifriger seinem Amte an der Bibliothek und seinen wissenschaftlichen Studien und Arbeiten hin. Die Schweizergeschichte hat er jetzt bis zu dem Anfange der Burgunderkriege geführt. Anregende Einwirkungen auf jüngere Talente, worauf er sich sein Leben lang gut verstanden hat und worin ein Teil seiner Bedeutung in der Geschichte der Historiographie mit beruht, hat er auch in Wien mehrfach ausgeübt. Wir erinnern nur an Hormayr und Hammer-Purgstall, mit welch letzterem er bis zu seinem Tode in engster Verbindung geblieben ist. Die vermittelnde Einmischung des ersten Konsuls in seinem Vaterlande hat er aus der Entfernung mit Beifall begrüßt, in Wien selbst galt er als Führer der deutschgesinnten Partei, die eine neue Koalition gegen den französischen Diktator und zu diesem Zwecke eine Annäherung Preußens an Rußland und Österreich herbeigeführt wissen wollte. Im Interesse dieses Planes unternahm er im Anfange des Jahres 1804 eine Reise nach Dresden, die er dann bis nach Berlin ausdehnte. Er wurde hier, obwohl er vor 12 Jahren die angeknüpften Beziehungen in auffallender Weise abgebrochen hatte, entgegenkommend aufgenommen und machte bald die Wahrnehmung, daß an der Spree doch eine freiere und frischere Luft wehe als an der Donau. Das Endergebnis war, daß er seine Stellung in Wien aufgab und als Historiograph des königlichen Hauses und bestän-

[1]) Vgl. H. v. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit (1879) 5, 58—59.

diger Sekretär der Akademie u. s. w. in die preußischen Dienste übertrat.

Es beginnt damit der anziehendste und zum Teile wichtigste Abschnitt in Müllers Leben. Zunächst schien er sich überwiegend auf seine wissenschaftlichen Pläne und Aufgaben beschränken zu wollen. Er nahm die Ordnung seiner Sammlungen über die große allgemeine Geschichte wieder auf, fing an, sich in die Studien über die preußische Geschichte zu vertiefen, bereitete eine neue Auflage der ersten drei Bände der Schweizergeschichte vor und legte an den 4. Band die letzte Hand an. Zu alle dem hin übernahm er noch die Herausgabe der historischen Schriften Herders und schrieb die bekannte geschichtliche Einleitung zum „Cid". Seine Studien über die preußische Geschichte konzentrirten sich bald, dem Wunsche des Königs gemäß, in der Absicht, vor allem die Geschichte des großen Königs zu schreiben. Seine akademische Vorlesung über „die Geschichte Friedrichs II." hatte dazu die nächste Veranlassung gegeben [1]). Damals hat er auch in Verbindung mit Woltmann den Plan einer systematischen Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters nachdrücklich erwogen [2]). Hierzu kam eine umfassende Thätigkeit als Kritiker und Rezensent insbesondere in der Jenaer Literaturzeitung, für welche ihn Goethe, der ihm warm zugethan war, und zugleich das Andrängen namentlich der jüngeren Schriftsteller, einigermaßen vielleicht auch eigene Neigung bestimmte. Sein Einfluß auf die heranreifende Generation der Historiker war im Steigen; eine Reihe von solchen, wie Woltmann, Luden, Bredow, Dippoldt, Raumer verehrten ihn als Meister und Leitstern, und er selbst brachte dieser Zuneigung ein unermüdliches, stets bereites Wohlwollen entgegen. Man kann also nicht mit Unrecht

---

[1]) S. W. 25, 78 ff. — In dieser Rede wird die Aufgabe eines Geschichtschreibers des großen Königs erörtert. Vgl. aber das Urteil Schillers über diese Rede in seinem Briefwechsel mit Goethe (N. 998, der 2. Ausgabe N. 990).

[2]) S. die Schrift Woltmanns: Joh. v. Müller. Berlin 1810. Anhang S. LXII.

von einer Schule reden, die Müller gegründet hat, wiewohl er niemals akademischer Lehrer gewesen ist. Der persönliche Verkehr und der eifrige Briefwechsel wirkte neben dem eigenen Beispiel anregend genug. Es bleibt vornehmlich in Müllers eigenem Interesse lebhaft zu beklagen, daß er sich nicht auf die Dauer auf diese Art segensreicher Wirksamkeit beschränken durfte. Indessen, teils der Verlauf der großen Ereignisse, teils die Neigung seiner Seele führten ihn schnell genug wieder in der verhängnisvollsten Zeit auf die Bahn der politischen Thätigkeit zurück. Als der Arm des Drängers immer schwerer auf Deutschland lastete und das Verhältnis Preußens sich zu demselben in drohender Weise verdüsterte, stand Müller in den Reihen derjenigen, die für eine Erhebung gegen den Zwingherrn arbeiteten und das Heil Deutschlands nur in engster Anlehnung an Preußen erblickten, obenan. Er hat dieser Stimmung seine Gabe des Wortes mit einem wahren Enthusiasmus zur Verfügung gestellt und darüber keinen Zweifel gelassen, daß er in der hereinbrechenden Universaldespotie das schwerste Unglück, das die Menschheit und die Zivilisation treffen könne, erblicke. Wer die Äußerungen und Ergüsse Müllers in den zwei Jahren vor der Schlacht bei Jena über die napoleonische Politik unbefangen liest, muß es für undenkbar halten, daß derselbe Mann in einem Augenblicke und durch einige huldvolle Worte sich bekehren ließ, und nun gar, daß er in die Dienste des Gewalthabers trat und dem Staate, mit dem er hatte leben und sterben wollen, den Rücken wendete. Darüber sollte gar kein Streit sein. Indem er dieses alles doch that, verfiel er seinem Verhängnisse, d. h. der gefährlichsten Neigung seiner Natur, die am Ende nicht darin bestand, daß er sich zu staatsmännischem Wirken berufen hielt, sondern daß er ohne Auswahl und Unterschied sich jedem ergab, der die Hand nach ihm ausstreckte und ihm die Befriedigung seines Ehrgeizes in Aussicht stellte. Es war eine eitle Selbstbeschönigung, wenn Müller, indem er sich von Napoleon mißbrauchen ließ, zu verstehen gab, die angebotene Rolle eines Vermittlers zwischen Deutschland und Napoleon habe

er im Interesse der guten Sache nicht zurückweisen wollen. Zwischen Napoleon und Deutschland gab es eben nichts mehr zu vermitteln, hier konnte nur der Kampf auf Tod und Leben entscheiden und jeder solche Vermittelungsversuch bedeutete nur die Verlängerung der nationalen Schmach und die Steigerung in der Verwirrung der Geister. Wenn also sein Übergang zu Napoleon mit einem allgemeinen Sturm der unverderbten öffentlichen Meinung in Deutschland gegen ihn beantwortet wurde, so konnte sich Müller um so weniger darüber beklagen, je höher er bis dahin gestanden und je lauter er die nationale Ehre vertreten hatte. Wenn er alle seine schönen Worte und Grundsätze so leicht in den Wind streute, was sollte man von den erhabenen Lehren und tugendhaften Sätzen halten, die er bei jeder Gelegenheit in seinen Schriften und Briefen verkündigt hatte?

Freilich auch die bitterste Enttäuschung ist ihm nicht erspart geblieben und die Überzeugung, der er sich nicht entziehen konnte, daß er seinen guten Namen an eine schlechte Sache dahingegeben, mag uns mit seiner Schuld versöhnen. Trotz seines Irrtums und seiner Schwäche war er am Ende doch zu gut gewesen, dem gewissenlosesten aller Tyrannen zum Opfer zu fallen. Die Schwäche erscheint freilich wie unverzeihlich und erbittert immer wieder aufs neue, wenn wir erfahren, daß er, um sich von der schiefen Stellung, in die er sich als handelnder Staatsmann hatte verlocken lassen, mit Anstand zu befreien, sich Napoleon als seinen Geschichtschreiber empfehlen ließ, nachdem er „durch dessen Sieg die schöne Aufgabe verloren, derjenige Friedrichs des Großen zu werden" [1]).

In dieses Jammerleben in Kassel hatte, außer seinem seit Jahren erwachten tiefen religiösen Sinn, nur noch die Liebe seiner Jugend, die Beschäftigung mit seinen historischen Studien und der briefliche Verkehr mit den verschiedensten Gelehrten einiges

[1]) Bei Mörikofer a. a. O. S. 505, aus Müllers handschriftlichem Nachlaß.

Licht und einigen Trost gebracht. Wenn er als „Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes“ den Universitäten des Königreichs mit Mühe und Not gelegentliche Hilfe brachte, so war das ein Tropfen auf den glühenden Ofen eines unerträglichen Systems. Für produktives wissenschaftliches Arbeiten hat der gehetzte Mann begreiflicherweise keine Zeit mehr gefunden. So war es eine erwünschte Befreiung, als am 29. Mai 1811 den in der Tiefe der Seele gebrochenen Mann die Hand des Todes berührte.

Zum Glück für das Gedächtnis seines Namens ist Müllers Nachruhm nicht an seine politischen Aspirationen und an seine staatsmännische Wirksamkeit geknüpft. Sie liegt in seinen Leistungen als Schriftsteller und in erster Linie als Geschichtschreiber. Einzelnes zu seiner Würdigung in dieser Eigenschaft ist im Vorhergehenden bereits angedeutet worden, es gilt jetzt ein zusammenfassendes Urteil zu fällen. In dieser Richtung kommen wir zunächst wieder auf seine 24 Bücher Allgemeiner Geschichte zurück, von welchen wir bei unserer allgemeinen Betrachtung über ihn ausgegangen sind. Welche Mängel man auch früher und später an diesem Werke entdecken zu können geglaubt hat, es ist doch in der gesammten Reihe der universalhistorischen Literatur, wie wir sie in ihren Hauptvertretern an uns vorübergeführt haben, das einzige, welches die allgemeine Geschichte in stramm geschlossener Einheit „wie eine Einzelngeschichte“ zur Darstellung bringt und in fest gefügtem Zusammenhang und in treffender Auswahl die entscheidenden Ereignisse und großen Wandelungen vor dem Leser vorüberführt. Müller war wirklich zum Universalhistoriker berufen. Er vermeidet jede Einseitigkeit und huldigt keiner Voreingenommenheit nach dieser oder jener Richtung hin. Er besitzt, wie man mit Recht gesagt hat, ein Mitgefühl für die Zeiten, die er beschreibt, und hat stets die höchsten Aufgaben der Menschheit vor Augen [1]). Er versteht es zugleich, den inneren Zusammenhang zwischen einer der großen Epochen und der anderen anzudeuten

---

[1]) S. Leopold v. Ranke a. a. O. S. 127.

und die Kontinuität der Entwickelung des Allgemeinen und der einzelnen Nationen verständlich zu machen. Dabei bleibt er aber Historiker, d. h. es ist bei ihm von keiner philosophischen Behandlung der Geschichte die Rede, die Spekulation und was damit zusammenhängt, hat er grundsätzlich von sich ferne gehalten, er hatte aber auch keine Anlage dazu mitgebracht. So vieles Gefallen er an seines Freundes Herder in das Gebiet der Geschichtsphilosophie fallenden Schriften fand, und so gewiß er nicht verschmähte, aus denselben zu lernen und sich eines und das andere daraus anzueignen, ebenso gewiß war ihm die aprioristische Betrachtungsweise der Geschichte zuwider, wie sie z. B. Kant aufgebracht hatte. Er ahnte in der Geschichte der Menschheit zwar ein verborgenes Walten der Vorsehung, wagte aber nicht, das Geheimnis derselben erkennen und erraten zu wollen. Über die Berechtigung dieses Standpunktes kann kein Zweifel bestehen. Er hindert nicht, in der Geschichte der Menschheit ein Fortschreiten, und nicht etwa ein bloßes und fortgesetztes Sich-im-Kreise-Drehen zu erblicken. Ein hervorstechender Charakterzug des Werkes ist die lehrhafte Tendenz desselben, der didaktische Pragmatismus, der die Geschichte als eine Schule der praktischen, vor allem auch der staatsmännischen Weisheit ansieht und von eben der Voraussetzung ausgeht, an welche freilich viele nicht glauben wollen, daß die Menschen durch das Studium der Geschichte und die von ihr gegebenen Lehren und Beispiele weiser und besser werden können und sollen. Die oft wiederholten, nahezu berühmt gewordenen Schlußsätze des Werkes schlagen noch einmal zusammenfassend den Ton an, der bei den verschiedensten einzelnen Veranlassungen bald leiser und bald lauter klingend die Erzählung belebt[1]). Man kann in der That ohne Übertreibung sagen,

[1]) S. W. 6, 352: „Bei jeder Schwingung", heißt es zum Ende des schwunghaften Schlusses, „bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte."

Müller hat seine eigenste Art zu denken und zu sein in diesen Büchern seiner Allgemeinen Geschichte niedergelegt, und auch der nüchterne Leser vermag es kaum, dem Reize der im Grunde meist kunstvollen Form und der Macht des kräftig schallenden Wortes sich zu entziehen. Kommt es darauf an, den wissenschaftlichen Wert des Werkes zu bestimmen, so ist es vor allem nötig, die Frage genau und richtig zu stellen. Man wird bei einer allgemeinen, noch dazu so kompendiös gehaltenen Geschichte das entscheidende Urteil nicht von der Kritik der einzelnen vorgetragenen Thatsachen erholen wollen; und doch ist nichts gewisser, als daß sich Müller in dieser Beziehung die Arbeit nicht leicht gemacht hat. Hat er doch ein paar Jahrzehnte hindurch sich nur mit seinen universalgeschichtlichen Studien und Forschungen beschäftigt, die er, wie wir wissen, zum Zwecke einer beabsichtigten umfassenden allgemeinen Geschichte angestellt hat, Vorarbeiten, von welchen die 24 Bücher nur einen skizzenhaften Auszug vorstellen. War nun auch die Kritik nach ziemlich allgemeiner Übereinstimmung nicht seine Stärke, so hindert das nicht, daß gerade das Zurückgehen auf die ursprünglichen, oft abgelegenen Quellen seiner Darstellung eine Sicherheit und einen Reiz verleiht, welchen wir bei anderen und kritischeren Werken dieser Art wohl oder übel vergeblich suchen. In dem gegebenen Falle ist die Auffassung der geschilderten Zeiten und Völker, die freilich eine gründliche Bekanntschaft mit den Quellen voraussetzt, wenn sie gelingen soll, doch unverkennbar die Hauptsache. Und da möchte denn nicht in Abrede zu stellen sein, daß Müller in der Regel überall das Richtige getroffen hat. Es sind allerdings die einzelnen Teile der drei großen Zeiträume nicht alle gleichmäßig durchgearbeitet, aber der Geist und die Bedeutung der letzteren im großen ist mit glücklichem Takte erkannt und dargestellt. In der Behandlung der neuen Zeit lassen sich diese Vorzüge vergleichungsweise vielleicht in geringerem Grade wiederfinden. Es schadet dem Eindrucke in diesem Falle schon der Umstand, daß er vor dem Ausbruche der Revolution innehält, während doch die gesammte Entwickelung

der Dinge, zumal in Frankreich, auch wie er sie skizzirt, auf eine Katastrophe hindrängt. Auch erwartet man hier vergeblich die Berücksichtigung der literarischen Bewegung, die gerade hier, namentlich im 18. Jahrhundert, so entscheidenden Einfluß auf die Stimmung der Geister ausübt. Allerdings war die Revolution zur Zeit, in welcher er dem Werke seine bleibende Gestalt gegeben hat, noch in vollem Zuge, aber daß eine neue Weltordnung aus ihr hervorgehen würde, war doch schon deutlich zu erkennen und hatte er selbst schon längst und treffend vorausgesagt. Hiergegen zeichnet sich das Gemälde der alten, bzw. der griechischen und römischen Geschichte durch eine breite Rücksichtnahme auf die Literatur aus. Daß Müller hierbei von Voltaire gelernt hat, ist von ihm zum Überflusse wiederholt und ausdrücklich anerkannt worden, wie er auf der anderen Seite von Montesquieu und Herder Einwirkungen erfahren hat. Auf die Einflüsse dieser Männer führt er ja eine vollständige Umgestaltung der Geschichtschreibung zurück [1]). Die befriedigendste Wirkung bringt aber doch die Darstellung des Mittelalters hervor. Wir wissen ja, wie es in der Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung stand, und erinnern daher nur an das, was wir über Müllers Verdienste in dieser Richtung bereits angedeutet haben. Mit Übertreibungen in der Ausführung der geschichtlichen Bedeutung des Papsttums und der Hierarchie verfährt Müller dieses Mal vorsichtiger und zutreffender, als er es z. B. in den „Reisen der Päpste" gethan hat, sichert denselben aber die

[1]) S. W. 24, 88: „Vor fünfzig Jahren war die Geschichtschreibung überhaupt anders: jetzt sind ihre Hauptgegenstände, die Moral und Politik, besser und edler entwickelt. Vornehmlich seit Montesquieu, der mit Bürgersinn in dem Buchstaben der Gesetze ihren Geist aufgespürt. Voltaire, bei überaus wichtigen Fehlern (der Leichtsinn, mit welchem er über große Interessen scherzt, ist über alle Maßen schädlich), hat das Verdienst, in seinen Historien aufmerksam zu sein auf die Schicksale der Wissenschaften und Künste, einem vernachlässigten Hauptgegenstand. Nach diesen war das größte einem Deutschen vorbehalten: alle neu erworbenen Kenntnisse der allgemeinen und menschlichen Natur hat Herder in die Historie gebracht".

Stellung, die ihnen nun einmal von der unbefangenen Beurteilung zugesprochen werden muß. Kaiser Friedrich I., um nur an einiges zu erinnern, ist weniger glücklich charakterisirt, als K. Friedrich II. und K. Albrecht I. Mit ein paar Pinselstrichen stets eine korrekte Zeichnung von Personen und Ereignissen zu geben, verlangte einen Meister. Gegen K. Heinrich VI. war er nicht ganz gerecht und hat sich später selbst korrigirt [1]). Was man aber alles an dem Werke aussetzen und vermissen mag, es bleibt doch ein genialer Wurf, dem nichts Gleiches oder Ähnliches an die Seite gesetzt werden kann. Bekanntlich war er selbst am wenigsten damit zufrieden. Er hat dem sich ihm vertraulich nähernden Friedrich von Raumer nachdrücklich von der Bearbeitung der Universalhistorie abgeraten und ihn mit seinem eigenen Beispiel davon abgeschreckt. Die abwägende Nachwelt fällt jedoch ein günstigeres Urteil [2]).

Müller war der Meinung, daß sein Verdienst und sein Ruhm als Geschichtschreiber an seine Schweizergeschichte geknüpft sei. Sie hatte ihn schon bei dem Erscheinen des 1. Bandes zu einem berühmten Mann gemacht, mit dem Erscheinen der beiden nächsten Bände diese Berühmtheit gesteigert und nach dem Bekanntwerden des 4. Bandes (Sommer 1805) nahezu unbestritten den ersten Platz unter den deutschen Geschichtschreibern erobert [3]). Das Vorwort zur ersten Hälfte des 5. Bandes, die in der Hauptsache noch in Berlin entstanden war, hat er im Jahre 1808 in Kassel

[1]) S. W. 32, 15 (Brief vom Jahre 1798).

[2]) S. W. 28, 303: „Das Feld ist weit, manigfaltig. Aber wählen Sie sich eine Gegend, nicht die Universalhistorie. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn man zu viel sich verbreitet, keine Vollkommenheit erreichbar und auch für den Forscher keine sichernde Befriedigung zu hoffen ist . . . Meine universalhistorischen Arbeiten haben mich das halbe Leben gekostet; ich hoffe auch, es soll ein gutes Buch geben; aber unter anderen Umständen kann ein besseres werden“ (Okt. 1807). — Vgl. auch Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer, 1. Teil S. 79—60.

[3]) Vgl. über die äußere Geschichte der verschiedenen Teile und ihre Entstehung Ferd. Schwarz, Joh. v. Müller und seine Schweizergeschichte. Basel 1884.

geschrieben: sie ist kurz und schlägt einen auffallend kleinlauten Ton an, während die wortreiche Vorrede zum vorhergehenden Bande voller Zuversicht den Eidgenossen, an die sie gerichtet ist, das Festhalten an sich selber, Gemeingeist und Todesmut predigt und ihre schwach verborgene Spitze gegen den „Hohn der Despotie“ kehrt. Diese nationale Tendenz, die sich ohne Mühe von der Schweiz auf Deutschland übertragen ließ, klingt aus dem ganzen Bande wieder und hat zu dem Erfolge des Buches ohne Zweifel vieles beigetragen. Es berührte sich in dieser Richtung unwillkürlich mit Schillers Wilhelm Tell, der das Jahr zuvor erschienen war, nicht ohne ein Blatt der Huldigung in Johannes von Müllers Ruhmeskranz zu flechten [1]). In Wien hatte dieser, die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmend, die Geschichte von 1436 bis 1444 geführt, den Toggenburger Erbhandel und den Anfang des alten Zürichkrieges enthaltend. Der 4. Band wurde in Berlin vollendet und behandelt die Zeiten vom Ausgang des alten Zürichkrieges bis zum Anfang der Burgunderkriege. Die erste Hälfte des 5. Bandes beschreibt die Jahre von 1476 bis 1499, d. h. die Zeit von dem Burgunderkriege bis zum Ausbruch des Schwabenkrieges. Damit bricht das Werk ab und entfiel dem Urheber desselben die Feder. Seine Absicht war gewesen, in den folgenden Teilen die Zeiten der Reformation bis auf den Tod Calvins und endlich zum Schlusse „Die Zeiten stiller Verwaltung und steigenden Wohlstandes“ zu schildern und dann zur „Welt-Historie“ zurückzukehren. Doch hat er auch Stunden gehabt, in welchen er vor einer Fortsetzung scheute. Wie dem sei, es war anders mit ihm beschlossen. Wir unsrerseits können es jedoch nur bedauern, daß die Unruhe seines Lebens es ihm nicht ge-

---

[1]) S. Schillers S. Schriften von Goedeke (Stuttgart 1872) 14. Teil. Wilhelm Tell. 5. Aufzug. 1. Szene S. 409, wo Stauffacher seine Mitteilung über König Albrechts Ermordung mit den Worten erhärtet:

„Es ist gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht es von Schaffhausen.“

stattet hat, die Epoche Zwinglis und Calvins zu bearbeiten. Wenn wir uns nicht ganz täuschen, hätte er, die Gunst der Umstände vorausgesetzt, das, was die Stärke seiner historiographischen Kunst mit ausmacht, gerade an diesem gewaltigen Stoffe mit glänzendem Erfolge entwickeln können. Die Behandlung der Reformationszeit in den 24 Büchern der Allgemeinen Geschichte läßt allerdings manches zu wünschen übrig, indes gestattet dies so wenig einen Rückschluß in diesem Falle, als die Reden über Friedrich d. Gr. in dem andern, d. h. auf die unausgeführt gebliebene Geschichte dieses Königs. —

Doch dieses sind Nebenfragen, die Hauptfrage ist der historiographische Charakter und der wissenschaftliche Wert der Schweizergeschichte, soweit sie vollendet vorliegt [1]).

Wir fassen sie zuerst als Werk der Literatur in das Auge. Müller wollte ein Kunstwerk liefern und stellte die höchsten Anforderungen an sein Unternehmen. Die historischen Meisterwerke der klassischen Welt schwebten vor seinen Augen und er traute es in seinen kühnsten Augenblicken, deren er viele hatte, sich zu, mit denselben mit Erfolg wetteifern zu dürfen. Bei einem Stoffe, wie die Schweizergeschichte, war die Schwierigkeit, die solchen Zielen entgegenstand, groß, noch größer als bei der deutschen Geschichte. Es setzte eine außerordentliche Kraft der Darstellung voraus, die Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Mannigfaltigkeit in der Einheit festzuhalten. Wie häufig hat man nicht schon dem Werke den Vorwurf gemacht, daß es diesem gerechten Anspruche in zu geringem Maße nachgekommen sei. Der Vorwurf erscheint uns jedoch unbillig und nicht hinlänglich begründet. Man übersieht dabei vollständig, daß der vollkommenen Lösung jener Anforderung von Haus aus und der Natur des Stoffes zufolge eine Schranke gezogen war, die keine Kunst zu überspringen vermochte. Das, worauf es einzig und allein ankam, die Entstehung, Begründung und Ausbildung der schweizerischen Eidgenossenschaft zu schildern

[1]) Vgl. Mörikofer a. a. O. S. 506—513.

und zugleich das Leben der einzelnen Teile derselben, wo es zum Ganzen strebt und wo es in mehr isolirter Gestalt auftritt, zur Anschauung zu bringen, ist, was die formale Seite der Aufgabe anlangt, als im wesentlichen gelungen zu erachten. Daß wir uns im Fortschreiten der Erzählung im wachsenden Verhältnisse angezogen und gefesselt fühlen, ist nicht die Schuld des Verfassers, sondern die Wirkung, bzw. das Verdienst seines Stoffes. Vielfach vielleicht fehlt Müller in der Zerreißung oder ungenügenden Verbindung an verschiedenen Punkten sich abspielender Vorgänge, die doch unter dem Drucke einer gemeinsamen Entwickelung stehen oder einem gleichen Endziele entgegenarbeiten. Ob jedoch hierin eine „philosophische Anlage", die ihm nun einmal versagt war, viel hätte ändern können, ohne den Dingen Gewalt anzuthun, bliebe erst noch zu erweisen. Die wohl überlegte Disposition des Ganzen, das Vorschreiten des Bundes Satz um Satz, die Schilderung der großen fördernden und retardirenden Ereignisse, der stete Hinblick auf die allgemeine Gestaltung der Verhältnisse im Abendlande, die in eine nur leise Berührung mit den Eidgenossen treten, alles dieses ergreift den Leser und fesselt ihn mit immer neuer Gewalt, auch wenn er, was ja vorkommt, durch das Verweilen der Erzählung bei abgelegenen oder unwichtiger dünkenden Einzelheiten gelegentlich ermüdet. Der Darstellung der Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts wird gewöhnlich die höhere Anerkennung gezollt: das ist es eben, was wir schon angedeutet haben, die größeren Ereignisse arbeiten seiner Kunst in die Hände, den Preis verdient ohne Bedenken die Schilderung der Burgunderkriege und Karls des Kühnen, bei welcher Müller die volle Kraft seiner Erzählungsgabe entfaltet. Die Entstehung des Bundes der alten Orte in der kritischen Zeit steht dagegen, was die Form anlangt, nicht auf der Höhe des Gegenstandes, was sich vielleicht schon aus dem Umstande erklärt, daß Müller hierbei in keiner Weise selbständig verfuhr und sich an Vorgänger wie Tschudi anschloß. Daß seine Sprache und die Darstellung überhaupt von einer gewissen

Manier nicht frei ist und er zu deutlich den Ton der Alten nachahmt, ist oft genug hervorgehoben und auch gerügt worden; daß er aber im besonderen und ausschließlich den Tacitus nachgeahmt habe, sollte man nicht immer wiederholen, und zwar nicht bloß, weil er selbst dem kräftig widersprochen hat. Wir nehmen diese Eigenschaft gerne in den Kauf für die flache, schwunglose Art, in welcher die große Mehrzahl der deutschen Historiker jener Zeit zu schreiben liebten. Wenn man will, ist dieses Geschmacksache, was aber bestehen bleibt, ist die Thatsache, daß Müller, indem er die Spezialgeschichte eines Landes schrieb, das noch dazu seit fast drei Jahrhunderten sich dem Reiche entfremdet hatte, die Teilnahme der Gebildeten der deutschen Nation dafür zu erwecken verstand, ja daß er damit einen so großen Eindruck machte, daß diesem Werke zuletzt der Preis vor allen anderen historiographischen Leistungen seiner deutschen Zeitgenossen eingeräumt wurde. Der Grund dieses Erfolges liegt nebst der vollständigen Beherrschung des mit Ameisenfleiß zusammengetragenen Stoffes vor allem in dem patriotischen und staatsmännischen Geiste, von welchem das Buch durchdrungen ist. Darauf legt er selbst das entscheidende Gewicht, sein Geschichtswerk soll eine Schule vaterländischer Staatsweisheit sein. Man hat ihm mit Recht nachgerühmt, daß er deutsche Gelehrsamkeit mit der geistvollen, lebendigen Darstellung der Franzosen vereinigt. Er versteht es, dem kalten Steine Wärme und Leben einzuflößen, und innere seelische Zustände wie äußere Handlungen mit Meisterhand zu schildern. Seine Schlachtgemälde sind oft genug ausgezeichnet worden. Das Leben der Höfe, der Ritter, der Hirten und Bauern des Mittelalters voran hatte bis dahin keiner der Historiker mit solcher Anschaulichkeit und solchem Reiz zu schildern versucht wie er es gethan hat. Es war wie eine neuentdeckte Welt, in welche er den Blick eröffnete, und an der Wirkung dieser Kunst ändert es nichts, wenn sich gegen die Farbenmischung hie und da Bedenken erheben wollen. Diese Vorzüge, verbunden mit tiefem Verständnis und nachdrücklicher Berücksichtigung des religiösen Lebens haben der Schweizergeschichte

jenen Charakter aufgeprägt, den man den romantischen zu nennen pflegt und welcher in der erfolgreichen Erschließung der mittelalterlichen Geschichte und ihres eigentlichen Geistes seinen Schwerpunkt findet. Insofern hat es einen Sinn, wenn man Müller mit dem Aufkommen der romantischen Schule in die engste Verbindung bringt, nur darf dabei nicht vergessen werden, daß es ihm niemals eingefallen ist, das Mittelalter für die Normalepoche der Geschichte auszugeben und die Mitwelt von dem wirklichen Leben abzuziehen. Gegen ein solches ungeschichtliches Verfahren war er schon durch die patriotische und politische Richtung seiner Geschichtschreibung und seiner Weltanschauung überhaupt gesichert.

Wenn die Schweizergeschichte trotz der an ihr erkannten Vorzüge, wie nicht zu leugnen, gleichwohl schon seit langer Zeit in auffälliger Weise an Volkstümlichkeit verloren hat und sie mit der Messiade insoferne auf eine Linie gestellt wurde, als beide in demselben Maße wenig mehr gelesen seien als sie viel gepriesen wurden, so scheint es allerdings wünschenswert, die Erklärung dieses Widerspruches zu suchen. Ein Grund dieser Thatsache liegt allerdings auf der Hand und wir werden ihn sogleich des näheren erörtern. Die geschichtliche Forschung überhaupt und in Sachen der Schweizergeschichte im besonderen hat im Verlaufe des Jahrhunderts so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß, von dieser Seite her betrachtet, das Werk Müllers unfehlbar an Bedeutung verlieren müßte, selbst wenn er es verstanden hätte, in dieser Beziehung demselben überall den Wert zu schaffen, als es nach dem Standpunkt der Wissenschaft in jener Zeit zu erwarten stand. Für die Volkstümlichkeit des Werkes erscheint aber dieser Gesichtspunkt vielleicht mit Recht wenig entscheidend. Eines ist gewiß, die Persönlichkeit Müllers in der Gesammtheit ihres Wesens, der zündende Ton seiner Begeisterung für alles Große und Edle in der Geschichte, für Freiheit und Vaterland u. s. w., hat zur enthusiastischen Aufnahme seines Werkes viel mitgewirkt, und als er jenen Grundsätzen untreu wurde oder zu werden schien, trat eine Erkältung ein und man sah dasselbe,

ernüchtert, mit anderen Augen an, nachdem seine Lehre im praktischen Leben so schlecht bestanden hatte. Wären seine 24 Bücher Allgemeiner Geschichte schon bei seinen Lebzeiten erschienen gewesen, so wären sie ohne Zweifel von diesem Umschlag der Stimmung nicht ganz verschont geblieben, obwohl in diesem Falle die Voraussetzungen einigermaßen anders liegen. In der Zwischenzeit hatte sich die Aufregung aber wieder gelegt und empfing sie ein gleichmütigeres, mehr sachliches Urteil. An der Abnahme der in Frage stehenden, immer mehr verschwindenden Popularität der Schweizergeschichte in Deutschland hatte jedoch auch der Umstand Schuld, daß das literarische Geschlecht seiner Bewunderer und Anhänger, die unter seinem unwillkürlichen Einflusse gestanden und sich gebildet hatten, allmählich ausstarb, und weiterhin, daß die Schule, die seinen Ruhm aus allen Tönen gepriesen und ihn zum Repräsentanten ihrer geschichtlichen Anschauungen erhoben hatte, zuletzt in Mißkredit bei der Nation geriet. Die nachwachsende Generation, die sich von der Romantik abwendete, konnte unmöglich die Sympathie derselben für ihr Ideal eines Historikers nach wie vor teilen. Damit sank von selbst das Interesse an einem guten Teil der Schweizergeschichte, die sich vielfach in der Schilderung von Einzelheiten bewegte, für die an und für sich außerhalb der Schweiz eine Teilnahme unmöglich vorausgesetzt werden konnte. Aber auch innerhalb der Schweiz hielt sich die Anerkennung des Werkes nicht lange auf gleicher Höhe. Seine Vorliebe für die Aristokratie und für die patrizisch regierten Städte, wie namentlich Bern einerseits und die, wie man meint, aus persönlicher Verstimmung hervorgegangene, unbillige Beurteilung von Gemeinwesen mit mehr demokratischer Verfassung andrerseits, wurde in wachsendem Umfange mit ungünstigen Augen angesehen, je größere Fortschritte die demokratische Gesinnung machte, und that der Fortdauer der ursprünglichen Begeisterung für die „Schweizergeschichte“ sichtbaren Eintrag. Es war ja in der That nicht in Abrede zu stellen, daß Müller in der Behandlung dieser Dinge nicht die wünschenswerte Unbefangenheit und Unparteilichkeit be-

währt hatte. Wie dem allem indes sein mag, es bleibt immerhin zu bedauern, daß in Deutschland selbst das Interesse für das Werk in einem Grade in den Hintergrund getreten ist, der durch die verschiedenen Schwächen desselben nicht gerechtfertigt erscheint. Als Werk der Literatur wird es seine Bedeutung behalten und einzelne Teile desselben werden immer zu dem besten gehören, was die Muse der Geschichte und die Kunst der Geschichtschreibung aufzuweisen hat [1]).

Es ist nun noch übrig, über den wissenschaftlichen Wert der „Schweizergeschichte" das Nötigste zu sagen. Diese Frage deckt sich so ziemlich mit der Erörterung des Verhältnisses Müllers zur historischen Kritik. Wir haben bereits angedeutet, daß dieses nicht das günstigste ist und der Nachhaltigkeit des Ruhmes seines genannten Werkes empfindlichen, aber nicht unverdienten Eintrag gethan hat. Man hat gut sagen, daß eine kritische Behandlung der Schweizergeschichte und der patriotischen Tendenz derselben sich schlecht mit einander vertrugen, wäre dieser Standpunkt begründet, so würde das nichts anderes bedeutet haben, als daß Wissenschaftlichkeit und Patriotismus sich unvereinbar einander gegenüber standen. Aber auch in diesem Falle hätte der gewissenhafte Geschichtschreiber keinen Augenblick zweifelhaft sein dürfen, für welchen der beiden Gegensätze, wenn es einmal solche sein sollten, er sich zu entscheiden hatte. Für Müller

[1]) Der Versuch, der vor mehreren Jahrzehnten gemacht worden ist, einen Auszug aus der Schweizergeschichte zu liefern, konnte der Natur der Dinge nach auf weitere Kreise nicht in wünschenswerter Weise wirken (s. J. E. Kopp, Der Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft durch Johannes Müller wörtlicher Auszug für Schulen und Liebhaber, Luzern 1828). — Interessant ist es, zu lesen, welchen Eindruck die Schweizergeschichte auf gebildete Zeitgenossen, bzw. Frauen, wie z. B. auf die Braut Schillers und deren Schwester Karoline von Wolzogen, gemacht hat. Vgl. Fielitz, Schiller und Lotte. 3. Ausgabe. Stuttgart 1879. Die spätere Gemahlin Schillers sagt u. a. (1, 266): „Überhaupt hat mir diese Geschichte einen guten Begriff von ihrem Verfasser beigebracht, er hat einen vielumfassenden Blick und viele Kenntnisse; es liegt alles in großen schönen Formen vor ihm da. Auch Müllers moralisches Gefühl wird einem lieb" u. s. w.

lag indes der Fall doch einigermaßen anders, ohne daß dadurch an der Hauptfrage viel gebessert wurde. Seine eigenste Natur stand, nach Überwindung einer nicht lange dauernden skeptischen Anwandelung, der Zweifelsucht, der Neigung oder Anforderung, jedwede Überlieferung erst prüfend auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen, antipathisch gegenüber. Äußerungen der deutlichsten Art über diese seine Denkungsweise liegen zur Genüge vor: die „höhere Kritik", wie er sich ironisch auszudrücken pflegte, die nicht bloß die Einheit der Homerischen Gedichte in Frage stellte, sondern sogar sich an der Authentizität des alten Testamentes zu vergreifen wagte [1]). Müller begriff allerdings vortrefflich, worin das Geheimnis der echten Geschichtschreibung liegt, nämlich in der Kunst, die geschilderten Zeiten und Begebenheiten sich so zu vergegenwärtigen, daß man sie noch einmal erlebt und mit den eigenen Augen noch einmal schaut, und daß dieses nur durch die Vertiefung in die echten Quellen zu erreichen ist; aber in der Wertschätzung der Quellen machte er nicht den unumgänglichen Unterschied, und es nützte ihm so nichts, daß er fast jeden Satz seiner Erzählung mit irgend einem Quellennachweise belegt, eben weil er sie gern auf Treu und Glauben als Zeugen anruft [2]). So läßt seine um-

---

[1]) S. W. S. 278 (an Oberhofprediger Reinhard in Dresden, 1806): „Mir ist begegnet, daß, da ich vorgestern in der Akademie eine Vorlesung über die Chronologie der Vorwelt hielt, und in derselben den Muthwillen der höheren Kritik, auch Moses seine Bücher zu nehmen, etwas unsanft berührte, ich denselben Abend hierüber mit Heftigkeit angegriffen wurde — — und wenn man bedenkt, welch kaltes, haltungsloses Ding dieser Skeptizismus ist, so kann ich mir nicht vorstellen, daß sein Reich lange dauern wird."

[2]) S. W. 31, 114: „.... Mein Hauptwerk, das Geheimnis alles Guten, das in meinen Schriften seyn oder darein kommen kann, ist, allen Zeiten, die ich zu schildern habe, möglichst gegenwärtig zu sein, sie zu schauen; und dieses supponirt, daß ich alles aus den Quellen, und zwar so viel möglich von Männern wisse, die was sie haben, selbst gesehen oder gethan. Diese Bearbeitung der Geschichte ist allein gründlich; aber nicht kurz, denn der Namen der Quellen ist Legion. Ich will darum nicht sagen, daß ich alle, nur möcht ich doch noch mehr hauptsächliche Quellen lesen, ehe ich mit diesem Werk anfange, welches das Resultat all meines Lebens sein soll" (bezieht sich auf die Universalhistorie).

fassende Belesenheit und Kenntnis der historischen Literatur gewiß nur wenig zu wünschen übrig, aber er hat sich keine Zeit genommen, in jedem einzelnen Falle erst die prüfende Sonde anzulegen. Eine Stimme aus älteren Zeiten war ihm schon von vornherein ein glaubwürdiges Zeugnis. So konnte es ihm begegnen, daß er bei der Schilderung der Entstehung der Eidgenossenschaft sich im wesentlichen an die herrschende Überlieferung und an Tschudi anschloß, ohne daß er die Notwendigkeit fühlte, eben diesen Gewährsmann vorerst genauer auf seine Glaubwürdigkeit zu untersuchen. Er rühmte Tschudis „Fleiß in der diplomatischen Geschichtschreibung" und es kam ihm, scheint es, nicht in den Sinn, daß das Aufsuchen und Anziehen von Urkunden allein noch keineswegs vor Irrtümern schützt und daß die Urkunden so gut wie die Chroniken, ehe man sich auf sie stützt, über ihre Echtheit befragt werden müssen. Unter diesen Umständen hat uns Müller nicht bloß ein unvollkommenes, sondern zum größeren Teile falsches Bild von der Befreiung der Eidgenossen u. s. w. gegeben, und doch waren damals bereits Zweifel über die unbedingte Glaubwürdigkeit der betreffenden Überlieferung wach geworden. Und ähnliches hat sich noch mehrfach und in charakteristischen Fällen der eidgenössischen Überlieferung wiederholt, überall hat Müller sich für die sagenhafte Fassung entschieden und seine Zweifel, die ihm doch manchmal aufgestiegen sein müssen, unterdrückt. Es war nebst der patriotischen Stimmung die Macht seines weichen Gemütes, die es ihm nicht schwer machte, diese Wahl zu treffen und gelegentlich in der Pietät vor der Überlieferung des Guten zu viel zu thun, ja mit Bewußtsein notorische Erdichtungen als Thatsachen wiederzugeben. Seine Darstellung der Geschichte Nicolaus' von der Flue liefert in dieser Beziehung ein recht drastisches Beispiel, und Müller kann sich nicht beklagen, wenn die Kritik hinterher, auf diese nachgewiesene, überlegte Unzuverlässigkeit gestützt, auch die absichtliche Entstellung voraussetzt, wo in der That mehr nur sein gemütliches Verhältnis zur Überlieferung und sein kritisches Unvermögen ihm

die Feder geführt haben [1]). In dieser Beziehung hat auch seine eifrige Rezensententhätigkeit, von welcher wir bereits gesprochen haben, häufig geschadet, weil er nicht bloß lieber lobte als tadelte, sondern auch in solchen Fällen gern Anerkennung aussprach, wo sie übel angebracht war und nur die Mittelmäßigkeit ermutigt wurde. Ein Glück daher, daß die „Schweizergeschichte" Teile enthält, in welchen jene Schwäche ihres Urhebers weniger nachteilig wirkt, wie das namentlich bei der Schilderung der helleren Zeiten der Fall ist, in welchen die Dämmerung der Sage vor dem Lichte des Morgens überhaupt nicht mehr bestehen kann [2]). —

2. Die Kulturgeschichte. Die Philosophie der Geschichte.

Die Kulturgeschichte als besondere Gattung der Geschichtschreibung ist in dieser Zeit in Deutschland im allgemeinen erkannt, aber keineswegs bereits mit Erfolg ausgebildet worden. Daß und warum sie von der Philosophie der Geschichte genau unterschieden werden muß, ist bereits hervorgehoben worden. Das spekulative Moment ist es, worin dieser Unterschied in erster Linie in Wahrheit beruht, nur daß es nicht bloß jener Zeit schwer geworden ist, denselben überall und grundsätzlich anzuerkennen. Wie mächtig in dieser Richtung das Beispiel Voltaires gewirkt, ist uns

[1]) Zuletzt hat Gustav Freytag die Behandlung, die Müller der Geschichte R.'s v. d. Flue angedeihen ließ, in gebührender Weise gerügt. S. Im Neuen Reich, 1872, 1. Hälfte S. 654.

[2]) Über Müller als Geschichtschreiber wie über die deutsche Geschichtschreibung jener Zeit überhaupt hat auch Frau von Staël in ihrer bekannten Schrift „De l'Allemagne" (Ausgabe von 1813, Paris, II, 347 ff.) gehandelt. Sie sagt S. 344: „On peut diviser, ce me semble, en trois classes principales les différents écrits historiques publiés en Allemagne: l'histoire savante, l'histoire philosophique et l'histoire classique, en tant que l'acception de ce mot est bornée à l'art de raconter tel que les anciens l'ont conçu". S. 348 heißt es dann: „Müllér, qu'on peut considérer comme le véritable historien classique d'Allemagne, lisait habituellement les auteurs grecs et latins dans leur langue originale; il cultivait la littérature et les arts pour les faire servir à l'histoire" etc. etc.

gleichfalls in Erinnerung, und daß sogar der Name „Kulturgeschichte", soweit man sieht, von ihm herrührt, die nächste große Wirkung war aber nur, daß seitdem die kulturgeschichtlichen Erscheinungen in den Rahmen der Aufgabe der Geschichte, zumal der allgemeinen Geschichte, mit einbezogen worden sind. Als überzeugendes Beispiel dafür haben wir die universalhistorischen Arbeiten vor allem Schlözers kennen gelernt, welchen wieder andere, gleichfalls von Frankreich her unmittelbar angeregt, wie z. B. J. v. Müller, gefolgt sind. Bis zu einer Aussonderung der politischen und spezifisch kulturellen Vorgänge, wohin heutzutage der Begriff der Kulturgeschichte drängt und was man gelegentlich auch als Geschichte der „Civilisation" bezeichnet, hat man sich aber in jener Zeit nur schwer erhoben [1]). Wir notiren dies als eine Thatsache, ohne in jener Aussonderung schon ohne weiteres einen unbedingten Gewinn erblicken zn wollen. Wie dem jedoch sein mag, was jetzt als Kulturgeschichte mit universalhistorischen Tendenzen — in einer anderen Verbindung konnte man sich etwas der Art ohnedem nicht denken — auftrat, legte für die Thatsache ein Zeugnis ab, daß sich die Vorstellung davon noch keineswegs geklärt hatte. Man braucht zu diesem Zwecke bloß Werke wie Joh. Christoph Adelungs „Versuche einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts" in die Hand zu nehmen. Das Werk war aus seinem, für Realschulen angefertigten „Kurzen Begriff menschlicher Fertigkeiten" herausgewachsen. Zur Aufnahme des Ausdrucks „Kulturgeschichte" hat übrigens Adelung mit diesem Buche viel beigetragen [2]). In diese Reihe gehören

[1]) Vgl. Dr. Friedrich Jodl, die Kulturgeschichtschreibung (Halle 1878), eine schätzenswerte Schrift, die aber mit Recht den Anfang einer solchen erst mit Wachsmuths „Europäischer Sittengeschichte" einsetzt und das Verdienst hat, zwischen Philosophie der Geschichte und Kulturgeschichtschreibung scharf zu unterscheiden.

[2]) Es erschien 1782. — Adelung, berühmt als Lexikograph und Grammatiker, war geboren 1732, zu Halle gebildet und starb 1806 als Oberbibliothekar zu Dresden nach einer äußerst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Vgl. über ihn zunächst W. Scherer in der A. D. Biographie 1, 80.

auch Christoph Meiners' „Grundriß der Geschichte der Menschheit" (1785) und F. Michael Vierthalers „Philosophische Geschichte der Menschheit"[1]), die alles eher als spekulative Zwecke verfolgen. Meiners zählt zu den fruchtbarsten Schriftstellern der Zeit und hat sich namentlich auch auf dem historischen Gebiet in kultureller und literarhistorischer Richtung vielfach bemerkbar gemacht[2]). Originalität kann ihm freilich nicht zuerkannt werden, in den seltensten Fällen ein nachhaltiges Verdienst; Spittler hat ihm die Auszeichnung widerfahren lassen, daß er im Bunde mit ihm das sog. Göttingische Historische Magazin herausgab. Seine „Geschichte der Universitäten" ist ein fleißiges Sammelwerk, das aber mehr nur bei der Außenseite des Gegenstandes stehen bleibt. Das verdienstvollste, was Meiners hinterlassen hat, sind offenbar seine „Lebensbeschreibungen berühmter Männer", unter welchen der Ulrichs von Hutten der Preis zukommt[3]). In dem Mittelalter war er doch zu wenig selbständig zu Hause und ihm gegenüber viel zu befangen, als daß seine darüber angestellte „Historische Vergleichung" nicht größeren Schaden als Nutzen hätte stiften sollen. Eine nicht zu unterschätzende Anregung hat er jedoch mit diesen Betrachtungen, trotz der überwiegend kompilatorischen Natur derselben, immerhin gegeben, und manche, die nach ihm auf dem Gebiete zumal der Sittengeschichte gearbeitet haben, dürften sich ihm zum Danke ver-

---

[1]) Salzburg, 5 Bde. 1787—1794.

[2]) Meiners, geboren zu Otterndorf im Lande Hadeln 1747, zu Göttingen gebildet, wurde 1772 ao. Professor, 1775 o. Professor daselbst, starb 1. Mai 1810. Vgl. Pütter, Gelehrte Gesch. der Universität Göttingen 2. Teil S. 276. 398 und 3. Teil S. 105. — Meiners verschiedene Schriften und Abhandlungen finden sich bei Pütter a. a. O. Die Themata der letzteren sind oft recht seltsam. Hervorzuheben: Geschichte des weiblichen Geschlechtes (1778—1800. 4 Bände). — Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen (1802—1805. 4 Bände). — Kurze Geschichte des Teutschen Adels (Band 1 des Hist. Magazins. — Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten Völkern. 2 Bde. Hannover 1792.

[3]) Vgl. D. Strauß, Vorrede zu seinem Leben U. v. Huttens. 2. Aufl. Bd. I Vorrede S. VII.

pflichtet fühlen. Seine am wenigsten starke Seite war ohne Zweifel die politische und Verfassungsgeschichte [1]). —

Eine nachhaltigere Förderung als durch solche, meist noch unvollkommenen Versuche hat die Geschichtschreibung ohne Zweifel durch die eben jetzt sich begründende „Philosophie der Geschichte“ erhalten. Diese hat für uns eine doppelte Bedeutung: einmal an und für sich, als sich selbst angehörige, selbständige Literaturgattung, als ein eigenartiger Versuch, die allgemeine Geschichte nach bestimmten Voraussetzungen oder von den Thatsachen abstrahirte Gesichtspunkte zu konstruiren, dann aber zugleich, vermöge der unverkennbaren Rückwirkung auf die Behandlung der Geschichte im allgemeinen, als eine wohlthätige Durchgeistigung und Befruchtung der geschichtlichen Betrachtungsweise, sei es welches historischen Gegenstandes als man will. —

Gerade in der neuesten Zeit ist der Entwickelung, die diese Disziplin bei uns erfahren hat, in- und außerhalb Deutschlands besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden; wir werden uns daher erlauben, indem wir auf diese in ihrer Tüchtigkeit anerkannten Untersuchungen verweisen, uns in diesem Falle kürzer zu fassen, als es außerdem geschehen müßte [2]).

Man stellt bei dieser Betrachtung mit Recht Leibniz an die Spitze. Er hat das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und der geschichtlichen Continuität zuerst bei uns ausgesprochen [3]).

---

[1]) „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vortheile und Nachtheile der Aufklärung.“ 3 Bände. Hannover 1793—1794. Vgl. W. Scherer, Mittelalter und Gegenwart. (Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874 S. 323.)

[2]) Wir meinen das bereits angeführte Werk von Robert Flint (s. oben S. 470 Anm. 1) und „Die Philosophie der Geschichte“ von R. Rocholl (Göttingen 1878). Vgl. Rosenkranz, die Verdienste der Deutschen um die Philosophie der Geschichte (1835). Die beiden ersteren werden im folgenden nicht jedesmal speziell zitirt werden.

[3]) S. oben S. 646. Im speziellen u. a. noch zu vgl. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie seit Leibniz S. 90 ff.

Er hat an einen steten Fortschritt der Menschheit geglaubt. Der Gedanke ist seitdem nicht wieder verloren gegangen, wenn es auch länger gedauert hat als man vielleicht glauben möchte, bis er die in ihm schlummernden Früchte getragen hat. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und im Zusammenhange mit der allgemeinen geistigen Bewegung geht die Saat wuchernd auf.

Der Übergang zu einer durchgreifenden spekulativen Behandlung der „Menschengeschichte" ist in der That nur langsam gefunden worden. Die volkswirtschaftlichen Studien der physiokratischen Schule in Deutschland, obwohl sie gelegentlich mit solchen Ansprüchen auftraten, haben zum philosophischen Verständnis der Geschichte wenig beigetragen [1]). Trotz seiner unleugbaren Berührungspunkte mit ihnen, strebt Isaak Iselin einem höheren, idealeren Ziele zu [2]). Es kommen hierbei seine „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (1764) und die Schrift „Über die Geschichte der Menschheit" (1768) in Betracht. Die beiden Werke stehen in einem inneren Zusammenhange und ergänzen sich, doch nehmen wir das letztere als das Wichtigere, wie ja auch der Verfasser selbst am meisten darauf gehalten hat. Dieses ist nun allerdings kein streng historisches Buch, sondern besteht mehr nur aus Betrachtungen und Mutmaßungen, „um die großen Grundsätze zu finden, nach

[1]) Vgl. über sie — Schlottmann, Mauvillon u. s. w. — Roscher a. a. O. S. 480 ff.

[2]) Geboren 1728 zu Basel, aus einem Geschlechte, das bereits zwei verdiente Schriftsteller hervorgebracht hatte: Jak. Christoph Iselin (1681 bis 1737), Professor der Geschichte und Theologie, Verfasser des großen historischen Lexikons (Basel 1726 und 1727), und Joh. Rud. Iselin (1705—1779), Professor der Institutionen und des Staatsrechts, der die Chronik Tschudis herausgegeben hat. (Vgl. oben S. 450). — Is. Iselin, zu Göttingen gebildet, hatte auf einer Reise nach Paris hier nachhaltige Eindrücke empfangen, sah sich aber durch die in seiner Vaterstadt geltende Einrichtung des Looses bei der Verteilung der Ämter von der akademischen Wirksamkeit ausgeschlossen. Im Jahre 1756 wurde er Ratsschreiber und starb 1782. Vgl. über ihn u. a. Aug. v. Minskowsky, Is. Iselin. Basel 1876, wo sich die übrige Literatur ziemlich vollständig angegeben findet. Außerdem, Escher bei Ersch und Gruber, Encyklopädie, und Mörikofer a. a. O. S. 311 ff.

welchen in besseren Zeiten glücklichere Völker sich einen vollkommeneren Zustand versprechen können". Eine psychologische Untersuchung des Menschen leitet die Geschichte der Menschheit ein. Daran schließt sich eine Bekämpfung des gepriesenen Naturzustandes Rousseaus. Das „goldene Zeitalter" sieht Iselin nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Im 2. Teile zeichnet er die allgemeinen Umrisse der allmählich entstehenden Kultur, beleuchtet er das Verderbnis der orientalischen Despotien und schildert die Zustände Griechenlands und Roms mit ihren Gebrechen. Das Mittelalter wird nach seinen verschiedenen Lebensäußerungen charakterisirt und weiß er nicht gerade viel Rühmliches davon zu sagen. Dagegen versenkt er sich mit Liebe in die erwachende neue Zeit und entwirft ein helleres Gemälde des Fortschritts, den sie heraufführt, ohne jedoch schon überall befriedigt zu sein. Er preist die Philosophen als die Träger kommender Weltbeglückung und schließt mit einem zuversichtlichen Ausblick in die Zukunft. Das Vorgefühl bevorstehender großer Veränderungen, die beglückend für die Nachwelt sein werden, beseelt ihn. „Unsere Ahnen", sagt er bereits am Schlusse der Einleitung, „waren vor wenig Jahrhunderten noch vollkommene Barbaren. Wir können uns schmeicheln, die Helfte von ihrer Barbarey abgelegt zu haben. Warum sollten unsere Nachkommen sich nicht von allen Überbleibseln derselben befreyen können?" Eben dieser hoffnungsreiche Ton war es, der dem Werke bei seinen ungeduldigen Zeitgenossen eine zuvorkommende Aufnahme verschafft hat. Die idealistische Haltung war es, die diese Betrachtungen so beliebt machte, von einer auch nur bescheidenen Kraft der Spekulation, einer Beseelung des Gegenstandes konnte nur insoferne gesprochen werden, als Iselin nicht bloß eine Entwickelung, sondern zugleich ein bestimmtes Ziel der Entwickelung, das er freilich nur ahnungsweise behauptet, voraussetzt.

Höher hat Jakob Daniel Wegelin (Weguelin) gegriffen: mit ihm gelangen wir in die unmittelbare Nähe der wirklich spekulativen Behandlung der Geschichte, der Philosophie der

Geschichte. Er war in St. Gallen 1721 geboren und durch sein Schicksal nach Berlin geführt, wo er 1765 Professor der Geschichte an der k. Ritterakademie und Archivar der Akademie der Wissenschaften wurde[1]). Wegelin hat sich der französischen Sprache bedient, weil die Berliner Akademie, für welche er schrieb, sich dieser Sprache bediente. Unter anderm hat er sich auch mit der Theorie der Universalgeschichte und mit Untersuchungen (Briefen) „über den Wert der Geschichte" überhaupt beschäftigt[2]). Die letzteren erörtern in geistvoller Weise die Geschichtschreibung von Seite der künstlerischen Behandlung derselben (1783), die Anwendung seiner Theorie hat er zugleich in einem eigenen Werke zu demonstriren gesucht[3]). Seine Theorie verrät überall den tiefen, selbständigen Denker, der vor allem den Weg, von den einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Schlüssen aufzusteigen, empfiehlt. In der Anwendung kommt es ihm darauf an, die Ursachen der Ereignisse und ihren Einfluß auf den Fortschritt der Ideen und das Gemeinwohl aufzusuchen. Was ihm aber an dieser Stelle einen Platz sichert, sind seine fünf „Abhandlungen über die Philosophie der Geschichte"[4]). Von entscheidender Bedeutung sind die erste und zweite derselben. Sie zeichnen sich nicht gerade durch den Reiz der Darstellung aus, um so größer aber erweist sich die Kraft und Klarheit der Gedanken, die Vertrautheit mit den geschichtlichen Vorgängen und die Kunst, das Einzelne wie das Ganze zu erkennen und anschaulich zu machen. Im übrigen ist bereits mit Recht zugegeben worden, daß es im Grunde nicht eine Philo-

---

[1]) Er starb 1791. Vgl. seine Lebensbeschreibung durch J. M. Fels (St. Gallen 1792) und Rosenkranz a. a. O.

[2]) „Plan raisonné d'une Histoire Universelle et Diplomatique de l'Europe depuis Charlemagne jusqu'à l'an 1740" (1769). — Die „Briefe über den Werth der Geschichte" stammen aus dem Jahre 1785.

[3]) „Histoire Universelle et Diplomatique de l'Europe depuis la Chute de l'Empire Romain jusqu'à l'an 987."

[4]) „Memoires sur la Philosophie de l'histoire" in den Nouveaux Memoires de l'Academie royale des sciences et belles lettres (1770. 1772. 1773. 1775. 1776).

sophie der Geschichte ist, die uns Wegelin bietet, sondern mehr nur Untersuchungen über die Philosophie der Geschichte, eine Reihe, allerdings höchst scharfsinniger Gedanken über die Geschichte und ihr Studium. Der Verfasser trägt uns seine Betrachtungen nicht systematisch, nicht in einer innerlich fest gefügten Verbindung vor; aus diesem Grunde ist es unmöglich, ein zusammenhängendes Bild derselben zu entwerfen [1]). Uns kommt es ohnedem nur darauf an, einige entscheidendere und charakteristischere Gesichtspunkte hervorzuheben. Die bedeutendsten der fünf Abhandlungen sind ohne Zweifel die erste und die zweite. In der ersten handelt er ausführlich von dem, was er die Verkettung der Begebenheiten (enchaînure des faits) nennt. Diese geschichtliche Verkettung ist ihm eine eng verbundene Reihenfolge von Begebenheiten, welche durch einen bestimmten Gedanken, als deren Träger sie erscheinen, in das Verhältnis der Aufeinanderfolge gebracht sind. Wegelin ist vielleicht der erste, der die große Wahrheit ausspricht, daß zwischen der Gesammtheit der äußeren, sichtbaren Thatsachen überall eine Summe geistiger Kräfte, leitender Gedanken liegt, welche jene verbinden, durchdringen und beherrschen; eine Masse von Ideen, welche organisch mit einander verbunden sind und nur langsam verwirklicht werden können; und endlich, daß das, was das Wesentliche und Bleibende in der Geschichte ist, in der Natur und Entwickelung der Ideen gesucht werden muß [2]). Anziehend und originell ist die Darstellung der Entstehung, der Wirkung und der Abnutzung der großen leitenden Ideen gewisser Zeitalter. Wegelin vergleicht die ganze Summe der Geschichte mit dem Leben eines Patriarchen. Durch alle Perioden dieses Lebens geht derselbe Plan. Nicht bloß der Einzelne wechselt seine Meinung, sondern auch die Zeitalter: der Einzelne, weil eine Idee sich überlebt hatte und die Herrschaft über seinen Geist verlor. Während man sie noch zu halten sucht, schiebt sich eine neue unter, tritt zuletzt

[1]) S. Flint a. a. O. S. 354 ff. — Die betr. Darstellung bei Rocholl a. a. O. S. 76 ff. bestätigt diese Auffassung.

[2]) Flint a. a. O. S. 354—355.

hervor und übernimmt die Leitung. So geht es auch mit der Aufeinanderfolge der leitenden Ideen eines bestimmten Zeitalters, nur daß dieselbe sich entsprechend langsam vollzieht [1]).

Das zweite Memoire steht in einer unverkennbaren Beziehung zum ersten. Wegelin entwickelte hier die Doktrin von den toten und lebendigen Kräften, welche ihm ganz allein angehört. Was der soziale Körper an Gesetzen, Begriffen und Gebräuchen in sich beschließt, befestigt ihn zugleich gegenüber den äußeren und inneren Veränderungen. Der Zusammenhang der alten Ideen widersetzt sich der Einführung neuer. Jener Zusammenhang läßt einen Niederschlag zurück und bildet eine feste Anlagerung der Elemente des Widerstandes. Das sind die toten Kräfte. Jedoch da die Seele ein lebendiges, immer thätiges Wesen ist, erscheinen immer wieder neue lebendige, geistige Kräfte im öffentlichen Leben. Wegelin versteht es vortrefflich, den Streit dieser sozialen Kräfte im sozialen Körper, die Mittel des Wachstums beider, der alten und der neuen, die Mischung und Ausgleichung der Reihen wechselnder und bleibender Kräfte anschaulich zu machen [2]).

Das dritte Memoire erörtert u. a. die Gesichtspunkte für eine wirkliche Kulturgeschichte als Voraussetzung einer Geschichtsphilosophie, und das vierte und fünfte beschäftigen sich zum guten Teile mit Vorliebe und nicht ohne Einsicht mit der Theorie der Geschichtschreibung, mit geschichtlicher Glaubwürdigkeit und Kritik, Dinge, auf die jedoch hier nicht weiter eingegangen werden kann. —

Indem wir die Entwickelung dieser Disziplin verfolgen, stoßen wir auf die Träger der hervorragenden Namen unserer nationalen Literatur, die, allerdings jeder in seiner Art und in verschiedenem Grade, von derselben angezogen wurden: ein Beweis dafür, wenn es dessen bedürfte, wie überwältigend die Neigung, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, sich geltend gemacht hat. Wieland, Lessing, Herder, Schiller, selbst Goethe sind von dieser Bewegung erfaßt worden. Der erstere freilich nur vorüber-

[1]) Rocholl a. a. O. S. 77.

[2]) Ebendas. S. 78.

gehend und der letztere insoweit, als er das Bedürfnis fühlte, sich mit allen großen sittlichen und wissenschaftlichen Fragen der Zeit, zu seiner eigenen Beruhigung, in irgend einer Form auseinander zu setzen. Wieland hat in verhältnismäßig recht jungen Jahren sich mit dem Plane einer „Philosophischen Geschichte“ getragen. Im Jahre 1762 schreibt er noch aus seiner Vaterstadt: „Die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, würde es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen“ [1]). Als Professor in Erfurt hielt er denn wirklich Vorträge über die „Geschichte der Menschheit“ und legte dabei J. Iselins oben erwähntes Werk zu Grunde, obgleich ihn dasselbe nicht durchaus, und am wenigsten in seinem metaphysischen Teile befriedigte [2]). Den ursprünglichen Gedanken, selbst eine solche Geschichte der Menschheit zu schreiben, hat er indes noch festgehalten; selbst der Amadis sollte so lange in seinem Pulte ruhen, bis der erste Teil desselben erschienen sei. Dem Kurfürsten von Mainz sollte dieser gewidmet werden [3]). Dabei hat es nun aber auch sein Bewenden gehabt. Im übrigen ist es immerhin angezeigt, sich zu erinnern, daß der Dichter des Oberon solchen Aspirationen und aber auch der Neigung, sich mit historisch-politischen Fragen zu beschäftigen, keineswegs in dem Grade abgekehrt stand, als Fernerstehende etwa vermuthen möchten.

Ganz anders in diesem Falle steht es nun freilich mit Lessing. Sein abfälliges Urteil über die deutsche Geschichtschreibung seiner Zeit haben wir bereits weiter oben berührt, sowie seine freilich nicht zutreffende Meinung, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukomme, „der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet“ [4]). Ein solcher Satz, aus dem Munde eines Mannes, zu dessen Eigen-

---

[1]) Gruber, Wielands Leben I, 293.

[2]) Gruber a. a. O. S. 535.

[3]) Ebendas. S. 547.

[4]) S. oben S. 670 Anm. 1.

tümlichkeiten es gehört, seinen forschenden Blick auf alle Zeiten und Völker gerichtet zu halten, mochte mit Recht Befremdung hervorrufen, wenn es nicht als Paradoxon zu nehmen wäre, zu welchem ein geistvoller Mann wohl einmal hingerissen werden kann. Es mag dem aber sein wie ihm wolle, Lessing hat das Gebiet der Geschichte mehrfach gestreift, und zwar nicht bloß der Literaturgeschichte. Seine Besprechung der Gebauer'schen Geschichte Portugals, die ihm zu jenem Ausspruche zunächst Veranlassung gab, ist lehrreich genug: man sieht es mit Genugthuung, gleich sprudelt bei ihm die gelehrte und kritische Ader auf. Außerdem hat er auf dem Felde der politischen Geschichte sich vor allem durch Übersetzungen bethätigt. So übertrug er in den Jahren 1749—1752 den 4., 5. und 6. Band von Rollins römischer Geschichte in das Deutsche. Die Fortsetzung des gen. Werkes durch Crevier erwarb seinen Beifall in erster Linie durch den Umstand, daß sie in die kulturgeschichtliche Behandlungsweise der ersten Teile zurücklenkte und sich nicht bei unwichtigen Thatsachen aufhielt, die, wie er meint, das Gedächtnis beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten. In seinem Sinne sollte die Geschichte, statt zu langwierigen und eintönigen Jahrbüchern herabzusinken, das Genie des Volkes, die Entwickelung der Gesetze, das Wachstum der Künste erörtern und in lehrreichen Exkursen dem Leser den Spiegel der Klugheit vor Augen halten [1]). Man sieht, er lenkt mit diesen Forderungen in die geschichtliche Methode Voltaires ein. Im Jahre 1753 übersetzte er den 1. Band der „Geschichte der Araber unter der Regierung der Chalifen" von dem Abbé Augier de Marigny und nahm diesen in der Vorrede gegen den scharfen Tadel von Seite deutscher Gelehrten in Schutz. Wenn er auch den materiellen Wert des Werkes um einiges überschätzte, er verehrte in Marigny die Vorzüge, die ihm bereits an Rollin imponirt hatten. Es kann uns darum nicht

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Lessing u. s. w. 1. Bd. (Berlin 1884). S. 184 ff.

überraschen zu hören, in welch hohem Grade Voltaires „Siècle de Louis XIV“ ihn mit Bewunderung erfüllt hat. Sein Ideal der Geschichtschreibung sah er hier in einem großen Falle verwirklicht. Bereits in demselben Jahre, in welchem jenes Werk erschien, hat er, noch dazu im Auftrage Voltaires selbst, eine Reihe von kleinen historischen Aufsätzen desselben übersetzt und herausgegeben [1]). Gerade auch der scharfe kritische Ton, den Lessing in einigen derselben angeschlagen fand, hatte in seiner Seele lauten Widerhall hervorgerufen. Es darf wohl an diesem Orte mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die kritische Richtung, die in ihm immer gewaltiger durchbrach und — um ein besonderes anzuführen — in seinen „Rettungen“ einen so glänzenden Ausdruck gefunden hat, auf die Erweckung oder Kräftigung des kritischen Geistes seiner Zeitgenossen, auch in der Geschichtschreibung, von tiefer und nachhaltiger Einwirkung begleitet gewesen ist.

Wenn wir nun Lessing in den Reihen der Vertreter der Philosophie der Geschichte selbst treffen, so wird das nach den vorausgeschickten Bemerkungen vermutlich in keiner Weise mehr überraschen können. Seine berühmte Schrift: „Über die Erziehung des Menschengeschlechtes“ ist es, die ihm diesen Platz anweist. Sie ist bekannt genug und hat zu den verschiedensten Auslassungen und Beurteilungen Veranlassung gegeben [2]). Für unsere Zwecke genügt die Beantwortung der einen Frage, in welchem Verhältnisse die Schrift zu dem Gegenstande steht, welchen wir hier behandeln. Nun muß zugegeben werden, eine Philosophie der Geschichte ist sie nicht, dafür aber um so

[1]) „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften“ (Rostock 1751). Es sind 15 solcher Abhandlungen, die hier vereinigt sind.

[2]) Flint a. a. O. S. 366 ff. — Rocholl S. 79 ff. — Loebell, E. G. Lessing (Braunschweig 1865) S. 140 ff. (Der eine Teil der Lessing'schen Schrift erschien bekanntlich 1777, der andere kurz vor seinem Tode). — Zu vgl. Rößler und Dilthey, in den preuß. Jahrb. Jahrgang 1867. — Zeller a. a. O. S. 384 ff.

gewisser eine Philosophie der Offenbarung. Das erstere indes nicht bloß darum, weil sie nur die eine Frage behandelt, wie vom Gesichtspunkt und der Voraussetzung einer göttlichen Offenbarung aus die Geschichte der Menschheit aufzufassen sei, und also nur der Teil der Menschheit, der geistig auf der Offenbarung fußt, das Objekt der Betrachtung bildet, sondern zugleich, weil das religiöse Moment in der Geschichte der Menschheit, im letzten Grunde zwar das wichtigste von allen, den Inhalt derselben gleichwohl keineswegs vollständig erschöpft. Was aber die Hauptsache ist, Lessing legt den Begriff der Entwickelung zu Grunde. Wenn Leibniz das Leben jeder einzelnen Seele als eine fortgesetzte Entwickelung zu immer höherer Vollkommenheit betrachtet, so trägt er dieses zunächst im religiösen Gebiete auf den geschichtlichen Gesammtverlauf innerhalb der christlichen Welt über. Damit sprach er zugleich einen Gedanken aus, der, wie neuerdings gewiß mit Recht gesagt worden ist, weit über den Gesichtskreis der gewöhnlichen Aufklärung jener Zeit hinausgeht und in der Folge für die Hegel'sche Religions- und Geschichtsphilosophie sich höchst fruchtbar erwiesen hat [1]). Es kann demnach kein Zweifel bestehen, daß diese Schrift Lessings in den Rahmen der geschichtsphilosophischen Spekulation fällt und einen reichen Samen tieferer Erfassung des Problems aller geschichtlichen Entwickelung ausgestreut hat.

Auf ein allgemeineres Ziel als die Lessing'sche Schrift sind Herders berühmte „Ideen zur Philosophie der Geschichte" gerichtet. Herder hat vielfach und verhältnismäßig früh Streifzüge in das Gebiet der Geschichte unternommen. Auch das Feld der politischen Geschichte hat er berührt. Ich erinnere an die Preisschrift „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden [2]). Eine andere Ab-

---

[1]) Zeller a. a. O. S. 385.

[2]) Vgl. die von Joh. v. Müller besorgte Ausgabe von Herders Werken „Zur Philosophie und Geschichte". Ich benutze die Ausgabe „Carlsruhe 1820". 15 Teile. Die im Texte genannte Preisschrift steht im 15. Teile S. 219—261. Verschiedenes davon ist inzwischen in der neuen Suphan-

handlung „Über die Gründe des raschen Sturzes der karolingischen Dynastie“ ist niemals gedruckt worden. Die politische Geschichte war aber nicht sein Beruf, wie er das am besten selbst wußte, und ebenso wenig die nationale als solche. Er fragte sich wohl, warum die Deutschen noch keine des Namens würdige Geschichte hätten? Die Antwort, die er sich darauf gab, war indes nicht gerade die treffendste und erledigte den Gegenstand in keiner Weise. In der That, er vermochte das nicht, schon weil er den Begriff von einer solchen Geschichte mehr verwirrte als klärte [1]). In der historischen Literatur im allgemeinen war Herder übrigens in nicht geringem Grade zu Hause [2]), ob aber in demselben Maße in den Quellen, dürfte verneint werden müssen. Sein Einfluß auf die Geschichtschreibung im großen darf jedoch nicht gering angeschlagen werden, selbst ein Mann wie Johannes v. Müller ist noch demselben verfallen. Er betrifft die Auffassung der allgemeinen Geschichte in der Gestalt der Philosophie der Geschichte oder, wie er sich gelegentlich nach dem Gebrauche der Zeit ursprünglich ausdrückte, die Geschichte der Menschheit. Dieses Thema hat er früher in das Auge gefaßt, eine zur Universalität, zum Kosmopolitismus wie ausschließlich angelegte Natur wie er war. Was der Urheber der „Stimmen der Völker“ auf literargeschicht-

schen Ausgabe von Herders „Sämmtlichen Werken“ reproduzirt, doch steht zur Zeit noch das wichtigste aus. — Die Literatur über Herder, auch insoweit sie uns im besonderen angeht, ist ziemlich zahlreich. — R. Haym hat eine umfassende Monographie über Herder begonnen, von welcher der 1. Band (Berlin 1877) vorliegt. Vgl. aber auch seine Artikel in der A. D. Biographie 12, 55—100. — Außerdem sind zu vgl. Flint und Rocholl a. a. O. und Zeller a. a. O. S. 531 ff. — Quinet, Oeuvres complètes, T. 2 und Laurent, Philosophie de l'histoire p. 115—132 (in seiner Weise). — Schlosser a. a. O., vor allem Bd. IV, im besonderen S. 195—199 und Gervinus, Gesch. der deutschen Nationalliteratur Bd. IV und V, stellenweise.

[1]) Die betr. Erörterung ist auch jetzt bei Suphan a. a. O. IV, 380—384 gedruckt. Vgl., um seine Meinung von der deutschen Nationalität in diesem Zusammenhange kennen zu lernen, die Epistel „Vom deutschen Nationalruhm“ (Herders S. W. Zur Phil. und Geschichte, Adrastea III, 11. Teil S. 289 ff.

[2]) S. seinen Aufsatz „Das Geheimniß der Geschichte“ in den „Postscenien der Menschheit“ (7. Teil in den S. W. zur Phil. und Geschichte S. 25—38.

mäßigkeit, die Eigenartigkeit und den Fortschritt der menschlichen Entwickelung nachzuweisen. Er sucht zu zeigen, daß diese nicht als das Ergebnis der Willkür, wie sie auch heißen möge, sondern bestimmter, natürlicher Bedingungen, die von unmittelbaren Gesetzen abhängen, betrachtet werden müsse. Bekanntlich verfolgt er diese Bedingungen bis zu den kosmischen Verhältnissen und den geologischen Bildungen der Erde. So kommt er zu der Überzeugung, daß in der Geschichte des Menschen und der Natur ein und dasselbe Gesetz herrsche. In der Konsequenz dieser Anschauung spricht er als leitendes Prinzip aus, daß die Weltgeschichte Naturgeschichte sei, und nicht untersuchen müsse, was da sein könne, sondern was da sei. Wo er über die Entstehung und erste Entwickelung der Menschen spricht, schließt er sich, wie schon angedeutet, an die Erzählung der Genesis, „die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes" an, es wird ihm aber dabei sehr schwer, dem Mythus, welchen er als solchen anerkennt, die Grundzüge einer angeblich geschichtlichen Überlieferung abzugewinnen [1]). Die Entwickelung der Menschheit, das Ergebnis feststehender natürlicher Bedingungen, ist nach ihm zugleich eine durchaus individuelle. Das „Hauptgesetz bei allen großen Erscheinungen der Geschichte" bezeichnet er, „daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, theils nach Lage und Bedürfniß des Orts, theils nach Umständen und Gelegenheiten der Zeit, theils nach dem angebohrnen oder sich erzeugenden Charakter der Völker" [2]). Es ist vielleicht der charakteristischste und fruchtbarste seiner Sätze, daß jedes Zeitalter und jedes Volk nach seiner Eigentümlichkeit, aus sich selbst, verstanden und gewürdigt werden müsse; wenn er aber weiter folgert, daß vergleichungsweise jedes in seiner Art gut sei und den Zweck seines Daseins in sich selbst trage, so klingt das freilich schon bedenklicher. Herder erklärt sich zwar auf das bestimmteste gegen die aprioristische Geschichtsbetrachtung,

---

[1]) Zeller a. a. O. S. 839. — Rocholl a. a. O. S. 84.

[2]) S. Ideen, 6. Buch S. 111 ff.

aber es ergibt sich ihm als Resultat seiner Betrachtung, daß die ganze Mannigfaltigkeit der Entwickelung des menschlichen Geistes einem bestimmten, einem gemeinsamen Ziele zustrebe. Hat Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" die Mündigkeit und Selbstbestimmung desselben als Endziel und letzte reifste Frucht der menschlichen Entwickelung vermuten zu sollen geglaubt, so erkennt Herder die große Aufgabe jedes menschlichen Lebens und die gemeinsame Bestimmung des menschlichen Geschlechts in der Bildung zur Humanität. Den Begriff der Humanität stellt er zwar nicht eigentlich fest, was er aber darunter versteht, ist nichtsdestoweniger klar, es ist der Zustand der harmonischen Entwickelung der geistigen und sittlichen Anlagen des Einzelnen und der Gesammtheit. Die Annäherung an dieses Ziel durch alle Hindernisse hindurch ist der Fortschritt der Geschichte, und dieser wieder ist der Sieg der durch das Ganze hindurch fortschreitenden allgemeinen Vernunft. „Humanität ist das Ziel und sie ist zugleich die Religion des Menschen." — „Die Kelle der Bildung macht aus den Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschen-Gestalten verschwinden, der Menschen-Geist aber unsterblich fortwirkend lebt." Freilich ist nicht die Ordnung der Zeiten der Gegenstand des Philosophirens, sondern das Verhältnis des Ortes, und, wie schon angedeutet, der Heimat der Menschheit zum Universum bildet einen Hauptpunkt der Untersuchung; die Vorsehung und ihr Plan wird in dem ruhenden, nicht in dem in der Entwickelung begriffenen Menschen nachgewiesen. Wie weit das Werk auch ausholt und Himmel und Erde und die ganze Natur umspannt, so gelangt Herder doch nicht zu historischen, sondern zu religiösen Wahrheiten. Ihm fehlt eben der Sinn für das handelnde Leben und die politische Geschichte, der Sinn für Vaterland, Staat und Nationalität; es hat für ihn ja etwas Niederschlagendes, wenn das menschliche Geschlecht nationenweise aufeinander wirkt, denn niemals erscheint es ihm weniger liebenswürdig![1]). So war das Problem, auf dessen

[1]) Vgl. Gervinus a. a. O. V, 374.

Lösung Herder ausging, in der That kein geschichtliches, da die politische Geschichte am liebsten beiseite geschoben wird. Ein Verdienst der „Ideen“ ist jedoch zu allen Zeiten unwidersprochen geblieben, ein Verdienst, das wieder mit seinen Fehlern zusammenhängt, daß er es nämlich, ganz seiner Natur gemäß, verstand, der einzelnen Völkerindividualität gerecht zu werden und jede aus sich selbst und ihren besonderen Voraussetzungen zu beurteilen und sie nicht an der allgemeinen, für alle gleichen Schablone maß. So verfuhr er in diesen einzelnen Fällen wirklich historisch, während er im großen dieses Ziel verfehlte. Aber eben durch jene Eigenschaft hat er reformirend auf unsere Geschichtschreibung gewirkt und den weniger erfreulichen Einflüssen der Voltaire'schen Geschichtsbetrachtung wirksam und mit Bewußtsein entgegengearbeitet. Die Gemälde, die er von den Indern, Chinesen, Semiten, Ägyptern entwirft, sind haften geblieben und bei den Späteren auf lange hinaus wiederzuerkennen. In der glänzenden Charakteristik der griechischen Geschichte schließt er sich an Winckelmann, in der Zeichnung der römischen Geschichte an Montesquieu an. Hingegen gehört es zu den Mängeln des Werkes, daß der Beitrag der einzelnen geschilderten Völker für die Gesammtkultur zu wenig deutlich hervortritt. Was die „Ideen“ von ihrem Vorläufer, dem „Pamphlet“, am grundsätzlichsten unterscheidet, ist die verschiedene Auffassung des Christentums und des Mittelalters. Die neue Religion und ihre Wirkungen werden streng beurteilt, an der Hierarchie mit den Kreuzzügen u. dgl. wendet er absichtlich die Kehrseite heraus. Man hat diese Thatsache teils aus seiner inzwischen durchgebrochenen naturalistischen Grundanschauung, teils auch aus dem nicht lange vorher erschienenen Werke Gibbons[1]) erklären wollen. Die mehr ruhige, weltliche Geschichtsbetrachtung, zu welcher er sich überhaupt erhoben, wird wohl dafür entscheidend geworden sein. So begreift es sich zugleich, wie er jetzt das aufblühende Städteleben, das siegreiche

---

1) „History of the decline and fall of the Roman empire.“ (1775—1788).

Aufkommen des Bürgertums als ein tröstliches Zeugnis des Fortschrittes verkündigt [1]).

Einen durch die Vernunft geforderten und getragenen beständigen Fortschritt der Menschheit nach dem Ziele der Humanität lehrt also Herder unter den von ihm bezeichneten Voraussetzungen und Modalitäten als Endzweck der menschlichen Entwickelung. Aber dieses Ziel war zu allgemein und wenig greifbar gefaßt, als daß es nicht erhebliche Zweifel hätte erwecken sollen, wie jener Satz, auf welchen Herder so großes Gewicht legt, daß jedes Volk gleich gut sei und den Zweck seines Daseins in sich selbst trage, zu deutlich im Gegensatze zu den Thatsachen stand, um vor Widerspruch sicher zu sein [2]).

Als Gegner der Herder'schen Geschichtsphilosophie erhob sich **Kant**. Nicht in einem umfassenden Werke geschah das, sondern in ein paar Aufsätzen, die jedoch in der Hauptsache genügen [3]).

In demselben Jahre, in welchem der 1. Band der „Ideen" erschien — 1784 — veröffentlichte Kant seine „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" [4]). Sie traf, wenn auch unwillkürlich, den schwachen Punkt der Argumentationen Herders und seines Humanitätsideals. Kant will mit seiner Idee einer Weltgeschichte die bloß *empirisch* abgefaßte Geschichte

---

[1]) S. das 5. Kapitel des 20 Buches.

[2]) In der Kritik von Herders „Ideen" sagt **Kant** (a. a. O. S. 360) treffend: „Meint der Verf. wohl, daß, wenn die glücklichen Einwohner von Otahaiti, niemals von gesitteten Nationen besucht, in ihrer ruhigen Indolenz auch tausende von Jahrhunderten durch zu leben bestimmt wären, man eine befriedigende Antwort auf die Frage geben könnte, warum sie denn gar existirten, und ob es nicht ebenso gut gewesen wäre, daß diese Insel mit glücklichen Schafen und Rindern, als im bloßen Genusse glücklicher Menschen besetzt gewesen wäre?"

[3]) Die geschichtsphilosophischen Abhandlungen Kants sind in der 1. Abteilung des 7. Teiles der Ausgabe seiner Werke von **Rosenkranz** und **Schubert** (Leipzig 1838) vereinigt. Vgl. die bereits angeführten Werke über die Philosophie der Gesch. bei den Deutschen, und **Kuno Fischer**, Gesch. der Kant'schen Philosophie. 2. Aufl.

[4]) S. W. a. a. O. 7, 1 S. 334.

nicht verdrängen, er will nur andeuten, was ein philosophischer Kopf aus einem anderen Standpunkte versuchen könnte. Es ist allerdings ein durchaus aprioristisches Prinzip, welches Kant bei seinem Versuche auf die Geschichte anwendet. Er geht von dem Satze aus, daß alle Naturanlagen eines Geschöpfes bestimmt seien, sich einmal vollständig und zweckmäßig zu entwickeln; am Menschen können sich aber diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft berechnet sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Aus diesem Grunde erreicht die Menschheit nur als Gattung das Ziel ihrer Geschichte, und dieses Ziel erblickt Kant in der Lösung des Problems der Erreichung einer, allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Von dieser Basis kann man „die Geschichte der Menschen-Gattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur betrachten, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann" [1]. Den Fortschritt des menschlichen Geschlechts setzt Kant nicht in die moralische Vervollkommnung, sondern in das, was man die äußere Moralität nennen kann, d. h. in die zunehmende Legalität der gegenseitigen Beziehungen der Menschen unter einander. Die Fortschritte dieser Legalität können „das größte Hinderniß des Moralischen, nämlich den Krieg, erst menschlicher, dann seltener, endlich als Angriffskrieg ganz schwinden lassen". In dieser Richtung liegt der Weg zum ewigen Frieden [2]. An diesem Punkte trifft er, wenn wir uns nicht täuschen, mit dem Humanitätsideal Herders zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß er uns mit seinem „Leitfaden a priori" etwas Greifbares und Annehmbares in die Hand gibt, während Herder für sein halb auf spekulativem, halb auf empirischem Wege gefundenes Ziel aller menschlichen Entwickelung die entsprechende Form aufzustellen unterläßt.

---

[1] a. a. O. S. 329 (8. Satz).

[2] Rocholl a. a. O. S. 94—95.

Bekanntlich hat diese aprioristische, teleologische Geschichtsbetrachtung Kants auf keinen seiner denkenden Zeitgenossen eine so tiefe und fruchtbare Wirkung hervorgebracht als auf Schiller. Wir verzichten aber darauf, schon an diesem Orte diese Wirkung nachzuweisen und behalten uns vor, darauf zurückzukommen, wenn wir die Stellung des Dichters in der Geschichtschreibung im ganzen zu schildern unternehmen werden. Dieses wird aber in einem anderen Zusammenhange geschehen. Ein ähnliches gilt von den in Aussicht stehenden Entwickelungsstadien der Geschichtsphilosophie selbst, insoferne sie von Einfluß auf die Geschichtschreibung überhaupt geworden sind.

Drittes Kapitel.

Die Staatengeschichte.

Spittler.

Es erscheint vielleicht an der Zeit, daß wir von der Höhe der Betrachtung der geschichtsphilosophischen Spekulationen und Konstruktionen auf das Gebiet der empirischen Geschichte zurückkehren. Es ist die beliebte Gattung der Geschichte der europäischen Staaten, mit welcher wir uns zunächst beschäftigen wollen. Diese Spezies erreicht in dieser Zeit ihren Höhepunkt, um bald nachher vom Schauplatze zu verschwinden, weil ihr durch die erfolgenden ungeheueren Erschütterungen des überlieferten Staatensystems der Boden unter den Füßen hinweggezogen wird.

Wir haben das Aufkommen dieser Gattung seinerzeit kennen gelernt. Sie war bald ein stehender Gegenstand für Vorlesungen an den Universitäten und man wußte es nicht anders, als daß jeder Lehrer der historischen und staatsrechtlichen Disziplinen als Grundlage seiner Vorlesungen ein Lehrbuch über dieses Thema verfaßte. Freilich hat sich ein einziges von diesen eine nachhaltige

Anerkennung erworben, und dieses rührte von einem Gelehrten her, der von Haus aus Theologie und Kirchenhistoriker, erst später zur politischen Historie übergegangen war. Die Geschichte einzelner europäischer Staaten für sich hat allerdings mehrfache Bearbeitung erfahren. Es geschah das zum guten Teil, indem die deutsche Bearbeitung der englischen Welthistorie und der Guthry-Gray'sche Auszug aus derselben, wie wir oben gehört haben, sich in die Darstellung der einzelnen Völker- und Staatengeschichte auflöste [1]). Auf diesem Wege hat Schlözer in der englischen Welthistorie die Geschichte des alten Nordens, ferner Lithauens, Livlands, Esthlands und Kurlands, L. A. Gebhardi [2]) des skandinavischen Nordens, der Wenden und Slaven, endlich von Rügen, Pommern, Böhmen, Mähren und Schlesien, Sprengel [3]) die ältere Geschichte Englands, J. Chr. von Engel [4]) die Geschichte der ungarischen Nebenländer u. s. w., Le Bret [5]) die von Italien, Rühs von Schweden bearbeitet [6]). In dem Guthry-Gray'schen Auszuge hat Schröckh [7]) die Geschichte von Italien, Frankreich, der Niederlande und England, J. A. Dieze die von Portugal, L. A. Gebhardi [8]) von Ungarn, D. J. Wagner Polens und Rußlands, Ch. G. Heinrich

---

[1]) S. oben S. 784.

[2]) Geboren 1765 zu Lüneburg, gest. 1802 als Bibliothekar und Archivar zu Hannover (nicht zu verwechseln mit seinem Vater Joh. Ludwig Levin Gebhardi, über welchen zu vgl. oben S. 763). Vgl. Rotmund, Gel. Hannover s. h. v.

[3]) Geboren 1746 zu Rostock, gest. 1803 zu Halle. Ein zu jener Zeit beliebtes Buch war seine Geschichte der geographischen Entdeckungen. Halle 1785.

[4]) Geboren 1771, gest. 1814.

[5]) Joh. Friedrich Le Bret, geboren 1732 zu Untertürkheim in Württemberg, gest. 6. April 1807 als Kanzler der Universität Tübingen. Er schrieb u. a. auch die Staatsgeschichte der Republik Venedig nach Laugier (5 Bände). Seine Geschichte Italiens schließt sich an die Annalen Muratoris an. Vgl. Bayer, Allg. Magazin für Prediger XII, 93—100. Reyscher, Erinnerungen S. 5—8.

[6]) Auf Rühs, gest. 1819, kommen wir später noch einmal zurück.

[7]) S. oben S. 802.

[8]) Wir werden weiter unten über ihn des näheren handeln.

des deutschen Reiches, J. von Müller[1]), wie wir wissen, der Schweiz übernommen und ausgeführt. Der Wert dieser verschiedenen Schriften ist der Natur der Dinge nach verschieden; die wenigsten von ihnen haben eine nachwirkende Bedeutung erzielt, wenn sie auch einem vorübergehenden Bedürfnisse mit Recht genügten. Von dem Lehrbuch G. Christ. Gebauers über die europäische Staatengeschichte und seiner „Portugiesischen Geschichte" haben wir bereits gehandelt[2]); die letztere ist u. a. durch den Umstand wichtig, daß Lessing sie einer Anzeige würdig gehalten und seine bereits angeführte Äußerung über die deutsche Geschichtschreibung seiner Zeit daran geknüpft hat[3]). Gebauers Lehrbuch hat J. G. Meusel[4]), einer der rührigsten und fruchtbarsten Schriftsteller und Sammler auf historischem Gebiete, fortgesetzt und mit reichhaltigen literar-geschichtlichen Zusätzen vermehrt[5]). Als eifriger literarischer Sammler war Meusel vorzugsweise auf seinem Platze, in der politischen Geschichte hat er sich über die Linien der Kompilation wenig erhoben[6]). Als Verfasser der Geschichte einzelner Staaten (Frankreich und England) wäre u. a. auch noch Woltmann namhaft zu machen, wir behalten uns jedoch vor, in einem anderen Zusammenhange auf ihn zurückzukommen. Hier ist es uns vor allem um den Mann zu thun, der auch auf ihn Einfluß ausgeübt, aber die in Frage stehende

---

[1]) S. oben S. 784.

[2]) S. oben S. 541.

[3]) S. oben S 670—671.

[4]) Geboren 1743 zu Eyrichshof (Unterfranken), zu Göttingen gebildet, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt, 1780 in Erlangen, wo er im Jahre 1820 gestorben ist.

[5]) Zuerst Leipzig 1775. Die 5. Ausgabe erschien 1816. — Meusel schrieb außerdem eine eigene „Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie und bearbeitet für die Allgemeine Welthistorie" (Bd. 34—39), die Geschichte von Frankreich.

[6]) Verdient sind sein „Geschichtforscher", seine neue Ausgabe der Bibliotheca Historica von Buder-Struve (s. oben S. 577 Anm. 5) und sein Auszug aus der „Französischen Biographie", sein „Gelehrtes Deutschland" und das „Lexicon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller".

historiographische Gattung der europäischen Staatengeschichte auf ihre Höhe geführt hat. Wir werden uns zugleich erlauben, bei dieser Gelegenheit über ihn zu sagen, was über ihn als Geschichtschreiber überhaupt zu sagen ist [1]).

Ludwig Timotheus Spittler war am 11. November 1752 zu Stuttgart geboren und von Haus aus zum Theologen bestimmt. Entscheidend für seine Zukunft war der Besuch des Stuttgarter Gymnasiums, dessen Rektor Johann Christian Volz war, der sich durch eine neue Ausgabe und Fortsetzung des Essich'schen Lehrbuches der Weltgeschichte einen gewissen Namen gemacht hatte [2]). Volz verstand es, seine Schüler philologisch tüchtig zu schulen und die begabteren, wie Spittler war, zu einem historischen Quellenstudium anzuregen, das bereits weit über die Aufgabe der Schule hinausführte. Mit Recht hat man ferner darauf aufmerksam gemacht, daß die Kämpfe der wirtembergischen Landstände mit dem jungen Herzog Karl und seinem durchbrechenden gewaltthätigen Despotismus, die Spittler in den letzten Jahren seiner Gymnasialzeit in nächster Nähe erlebte, nicht verfehlt haben, einen nachhaltigen Eindruck auf ihn zu machen. Der lebhafte politische Sinn im allgemeinen, der ihn auszeichnet, und die ausdauernde Teilnahme für die wirtembergische Verfassung und Geschichte, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleiten, sind ihrem Ursprunge nach ohne Zweifel auf diese Eindrücke zurückzuführen. Nach Tübingen und in das Stift übergesiedelt, betrieb er

---

[1]) Vgl. die Ausgabe seiner S. W. von Karl Wächter, Stuttgart und Tübingen. 15 Bände (1827—1837). — G. F. Planck, Spittler als Historiker. Göttingen 1811. — Heeren über Spittler S. W. VI, 515 ff. — Woltmann, in den Zeitgenossen Bd. VI. — J. St. Pütter, Versuch einer akad. Gel.-Geschichte der Universität Göttingen. 2. Teil S. 179, 3. Teil (von Prof. Saalfeld) S. 116. — Hugo, Civilistisches Magazin (Berlin 1812) 3, 485 ff. — Meusel, Hist. lit. Unterhaltungen (Koburg 1818) S. 253 ff., Briefe Spittlers an den Herausgeber enthaltend. — Ch. F. Schlosser a. a. O. IV, 169. 228—256. — David Strauß, G. W. II, 85—115. — Waitz, Gött. Professoren S. 245—248. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomie S. 618.

[2]) Volz, geboren 1721, starb 1783. Vgl. Meusel, Lexicon 14, 296. Vgl. oben S. 802.

überwiegend, aber nicht ausschließlich, theologische Studien, die ihn bald tief in das Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte hineinführten. Semler und Lessing waren die Muster, an welche er sich dabei gerne anlehnte. Die Neigung zu schriftstellerischer Wirksamkeit erwachte in ihm früh und äußerte sich, seiner vorwiegend kritischen Anlage gemäß, in Rezensionen [1]). Einige einläßlichere Äußerungen, die sich in Briefen von Meusel aus dem Jahre 1775 finden, sind doch bereits recht charakteristisch. So schreibt er z. B. aus Veranlassung der Richtigstellung irgend eines einen Dritten betreffenden Gerüchtes: „Solche falsch ausgestreute Anekdoten erwecken mir oft einen Paroxysmus der Zweifelsucht. Wie viele falsche Charaktere, wie viel erdichtete Anekdoten, wie viel aus Mißverständnis entstandene haben wir nicht in jedem Teile der Geschichte! Doch, darum kann man sich wohl nicht bekümmern; wir suchen einmahl, so viel möglich, reine Quellen; suchen sie durch Vergleichungen immer mehr zu reinigen, und dann haben wir das unsrige gethan.“ Er fügt dann hinzu: „... Aus diesen Gründen liebe ich keine Art von Geschichte mehr, als die nach Art des Henault geschrieben ist. Ist's mir aber nicht gerade um Wahrheit der Geschichte, sondern um Raisonnement, um philosophische Bildung meines Geistes zur Beurtheilung meiner Zeitgenossen zu thun, dann liebe ich den Tacitus“ [2]). Überhaupt

[1]) Die ersten Rezensionen fallen in das Jahr 1774 und zwar legte er sie in die von Meusel redigirte Erfurter gelehrte Zeitung nieder. Auffallenderweise sind es linguistische Werke (von Adelung und Fulda), die Spittler zuerst bespricht. Vgl. Meusel, hist. u. lit. Unterh. S. 253—255.

[2]) Meusel a. a. O. S. 157—158. — Gemeint ist Henaults „Nouvel Abrégé chronologique de l'histoire de France (Paris 1744), ein Buch, das nicht bloß das Lob Friedrichs d. Gr., sondern auch den Beifall Napoleons sich erworben hat. Vgl. Correspondance de Napoleon I[er], publiée par ordre de l'Empereur Napoleon III. Tome 16 (Paris 1864), wo es S. 489 heißt: „L'Abrégé chronologique du président Hénault est un bon livre classique“. (Es hatte sich um den Vorschlag einer Fortsetzung der beiden Werke von Henault und Velly, die den gleichen Gegenstand darstellen, gehandelt. „Il est très utile de les continuer l'un et l'autre“ fügt Napoleon hinzu. Vor der nüchternen, klassifizirenden Manier Henaults braucht er sich allerdings nicht zu fürchten.

bezeugen die verschiedenen Rezensionen, die Spittler in diesen Jahren schrieb, daß seine gelehrten Interessen den Kreis der theologischen Interessen bereits nach den verschiedensten Richtungen hin durchbrochen hatten [1]). Auch die Leistungen der deutschen Dichtkunst lagen z. B. nicht außerhalb seines Gesichtskreises bis zu Rost und Gesner herunter [2]). Im Sommer 1776 trat Spittler eine Reise nach Norddeutschland an, die ihn über Weimar, Jena, Leipzig und Halle nach Wolfenbüttel führte, wohin ihn offenbar das Verlangen, Lessing persönlich kennen zu lernen, geleitet hat. Sie gefielen sich, verwandte Geister, die sie waren, einander gegenseitig. Spittler hat sicher bleibende Eindrücke mit fortgenommen. Ganze drei Wochen „der glücklichsten und lehrreichsten seines Lebens" hat er hier verweilt; mit Entzücken spricht er von der Persönlichkeit Lessings und seiner Frau [3]). Nach einem kurzen Aufenthalte in Göttingen kehrte er nach Tübingen zurück und trat (1777) als Repetent in das Stift ein. Merkwürdig für unsere Zwecke zumal ist ein Brief, welchen Spittler noch während seiner Reise, von Göttingen aus, an Meusel gerichtet hat. Es handelt sich dabei um seine Auffassung des Mittelalters, eine für jene Zeit, wie wir wissen, wichtige Frage. „Aber weitläuftig", heißt es, „muß ich mich wegen meiner Apologie des Klerus im mittleren Zeitalter erklären. Da ich hier (in Göttingen) keiner Seele den Aufsatz vorher lesen lassen konnte, so kann es wirklich seyn, daß ich nicht genug historische Beyspiele hinzufügte, wie's jedem leicht geht, der in der vollen Intuition seines Gegenstandes arbeitet, daß er Mittelsätze überspringt, die der kaltblütige Leser vermißt." — — „Noch sind's nicht 20 Jahre, daß man einen

[1]) Es liegen u. a. vor eine Besprechung von Humes „Versuch über die Geschichte des Menschen", von Meiners über die „Religionsgeschichte der ältesten Völker", von Herders „Auch eine Philosophie der Geschichte", von Pütters „Litteratur des T. Staatsrechts" (letztere schon aus dem Jahre 1777).

[2]) Meusel a. a. O. S. 255—256.

[3]) Meusel a. a. O. S. 262. — Vgl. Danzel-Guhrauer, Lessings Leben II, 2. S. 300.

Historiker gesteinigt hätte, der sich unterstanden, von Nutzen der Kreuzzüge zu sprechen. Jetzt haben's gelehrte Akademien zur Preisfrage gemacht. Ich habe in meinem Aufsatze gar nicht beweisen wollen, daß an dem Klerus des mittlern Zeitalter gar nichts als Gutes gewesen sey. Ich kenne die Schurken zu wohl! Aber die Frage war: Hat dieses Otterngezüchte gar nichts genützt? und, wenn's genützt hat, was hat es genützt? Unsere Geschichtschreiber sind über diesen Punkt alle voll Deklamation; ich erinnere mich nicht, bey irgend einem gelesen zu haben, daß er auch die Vortheile des Klerus gezeigt hätte. So ist auch die Frage nicht: ob wir uns wieder den Klerus des mittlern Zeitalters wünschen sollen, weil er genützt hat? Das wäre ungefähr ebenso, als ob man sich den Informator, der uns das ABC lehrte, wieder zurückwünschen wollte, weil er gut ABC lehren konnte. Es ist bey den ganz uneingeschränkten Deklamationen gegen den Klerus sehr viel Verwechselung unserer Zeiten mit jenen und für unsere Zeiten ist freylich der ganze Unwille gegen den katholischen Klerus vollkommen gerecht. So wie der Unwille über die Kindsmagd vollkommen gerecht ist, wenn sie den Jüngling, den Mann ebenso behandelt wie das Kind. Aber das Kind muß kindisch behandelt werden; so auch jene Zeiten der Nationalentwicklung — mein Gott! wie da unsre hochgelehrten Philosophen und Theologen so übel angekommen wären! Basedow hat Anfangs behauptet, man müsse bei der Erziehung dem Kinde niehmals unbedingten Gehorsam auflegen, ohne ihm Grund und Ursache eines jeden Befehls zu sagen: er nimmt aber jetzt, bey mehreren Erfahrungen, seyne damalige Behauptung zurück, und erkennt, daß es eine Zeit lang durch eine Art blinder Autorität geleitet werden müsse. Jenes mittlere Zeitalter war (die) Zeit der Kindheit und Bubenstreiche; folglich mußte auch in jenem Zeitalter das Menschengeschlecht eine gleiche Erziehung genießen" [1]). Offenbar war die

[1]) Die Veranlassung dieser Herzensergießung war ein Aufsatz Spittlers in Meusels „Geschichtsforscher" (Teil 4 — 1777 — S. 226—248): „Von

in Frage stehende Anerkennung der historischen Bedeutung des Klerus, bzw. der römischen Hierarchie, von Seite Spittlers eine andere als sie bald darauf Johannes von Müller in seinen „Reisen der Päpste“ so nachdrucksvoll niedergelegt hat; Spittler macht bei dieser Gelegenheit allerdings mehr den Eindruck des Advokaten als des Historikers, und es steht dahin, ob die von ihm in Schutz genommene Partei mit seiner Vertheidigung zufrieden gewesen wäre, immerhin gab er mit dieser Ausführung den einen Beweis, daß er zum Geschichtschreiber insoferne berufen sei, als er es verstand, sich von überlieferten Einseitigkeiten und Vorurtheilen muthvoll zu befreien. Im übrigen sei gleich hier bemerkt, daß er in späteren Jahren diese vergleichungsweise günstige Beurteilung der mittelalterlichen Kirche um einige Grade modifizirt hat, wie das namentlich seine in Göttingen gehaltenen und nach seinem Tode veröffentlichten Vorträge über die Geschichte des Papsttums und der Mönchsorden verraten [1]. Bezeichnend ist es, wie scharf Spittler in derselben Zeit dem grassirenden Siegwartfieber bei Gelegenheit einer Anzeige von J. M. Millers „Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit“ entgegentrat; und noch bezeichnender, wie er Meusel gegenüber die Heftigkeit des von ihm angeschlagenen Tones nachträglich rechtfertigt oder entschuldigt. „Ich erkenne in der ganzen Art, wie sich Miller gebildet hat, den ewigen Nachahmer. Er hat das Minneliedersingen angefangen; er hat, weil's nun einmahl Ton war, über Fürsten und Fürstensöhne wie ein Boots-Knecht geschimpft; und da sich jetzt ein gewisser dumpfweinerlicher Ton über die meisten neuern Produkte, ganz à la Goethe, verbreitet, so hat er diesen in seinem Siegwart ausgedrückt. Kein Pinselstrich muß in einem vollkommenen Gemälde überflüssig gemacht seyn, so auch im Werke, das der Dichter darstellt. Ich getraue mir aber im ersten Theile Siegwarts ganze Seiten auszustreichen, ohne eine schöne Stelle, ohne einen Zug

einer Findelanstalt zu Trier im 7. Jahrhundert, nebst Betrachtungen über die Vortheile, die der Clerus den mittleren Zeiten brachte“.

[1]) S. W. Bd. 9.

zu verliehren, der zur Erhöhung des ganzen, zum Total=Eindruck etwas beyträgt" [1]). Diese kritische Teilnahme Spittlers an der deutschen schönen Literatur jener Tage, die wie die erwähnte advokatische Verteidigung der mittelalterlichen Hierarchie die Lessing'sche Schule so recht deutlich verrät, erscheint zugleich um so anziehender, als in seiner späteren Zeit sich alle Spuren eines solchen Interesses verlieren. Um es gleich hier anzuführen, Spittler ist zu keiner der nachfolgenden Größen unserer Poesie, am wenigsten zu Goethe und Schiller, in nachweisbare Beziehungen getreten. Die vielfachen Briefwechsel aus jener Epoche, wie sie vor uns liegen, kennen und nennen seinen Namen, auch als er ein berühmter Göttinger Professor geworden war, mit nichten. Es war, als hätte er mit seiner Hinneigung zu Lessing das alles abgethan. Seine vorherrschend politisch=kritische Art mochte ihm in jenen Kreisen nicht gerade besonders starke Sympathien erwerben.

Vorläufig saß er indes noch als Repetent in Tübingen und baute an seiner Zukunft, die sich ihm indes schneller als er oder andere erwarten mochten, erschloß. Sein gedachter Besuch in Göttingen trug schnelle Früchte, zu deren Zeitigung freilich er selbst das Entscheidende beigetragen hat. Er hatte in den letzten Jahren (1778) neben verschiedenen kleineren Abhandlungen eine Schrift über die Geschichte des kanonischen Rechtes bis auf die Zeiten des falschen Isidor erscheinen lassen [2]). Die Vorrede zu dem Buche ist auffallend irenisch gehalten, die Darstellung und Untersuchung selbst jedoch bezeugt nicht bloß eine fest gegründete Gelehrsamkeit, sondern zugleich eine ausgeprägte Selbständigkeit des Geistes und eine entschlossene Kraft der forschenden Kritik. Die verwickelte Frage von dem Ursprung und dem Urheber der falschen Dekretalen hat durch ihn zwar nicht ihre endgültige Lösung, aber doch eine wesentliche Förderung erhalten. Diese Schrift hat seinen gelehrten Namen begründet; er erhielt das Jahr darauf

---

[1]) Meusel a. a. O. S. 268—269.

[2]) S. W. 1. Bd.

(1778) den Ruf als Ordinarius in die philosophische Fakultät nach Göttingen, mit der Aussicht, später in die theologische Fakultät übertreten zu dürfen. Aber auch jetzt sollte er vertragsmäßig hauptsächlich Kirchengeschichte lesen. Ein Ergebnis dieser Vorlesungen war sein „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“, deren erste Ausgabe im Jahre 1782 erfolgte[1]. Gewiß eine merkwürdige Schrift! Spittler führt unter den Gründen für die Berechtigung derselben auch die „allgemeine Aufmerksamkeit“ auf, die auf die großen Veränderungen der katholischen Hierarchie gerichtet sei. Sie erschien so ziemlich in derselben Zeit, in welcher J. v. Müller seine „Reisen der Päpste“ herausgab. Der nüchterne Spittler verfolgt freilich ganz andere Zwecke mit dem Buche, das rasch einen großen Erfolg erzielte. Schon die knappe, anspruchslose, allen gelehrten Apparats entkleidete Form, die doch überall die feste und tiefe Fundirung verrät, mußte ihr eine entgegenkommende Aufnahme sichern. Die sichere Beherrschung des umfangreichen Stoffes macht noch heutzutage einen bestechenden Eindruck. Der Geist der Darstellung ist der entschieden protestantische und der Aufklärung, aber allerdings nicht der trivialen, gedankenlosen Aufklärung. Der Verfasser will zeigen, auf welchem Wege das Christentum an dem Punkte angelangt ist, in welchem es sich zu seiner Zeit befindet. Er schließt mit der beruhigenden Perspektive, welche, wie er meinte, der Sturz der Jesuiten und die Josefinischen Reformen für die katholische Kirche eröffneten, und mit der Zuversicht, daß die Zukunft der protestantischen Kirche den Schülern Herders und Spaldings angehören werde, Hoffnungen, welche freilich sich nach keiner Seite hin dauernd erfüllt haben. Wichtig ist die Behandlungsweise, die Spittler dem Werke zu Grunde legte. Es ist die sog. pragmatische, aber nicht jene lehrhafte, wie sie J. v. Müller im großen anwendete, sondern diejenige, welche die Ereignisse in erster Linie auf die handelnden

[1] S. W. 2. Bd. Die 2. Auflage ist aus dem Jahre 1785. — Vgl. über diesen Grundriß auch F. Christ. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung S. 169 ff.

Persönlichkeiten, deren besondere Eigenschaften und Leidenschaften, Beziehungen und Gegensätze zurückführt, und wie sie dann sein Landsmann G. J. Planck in virtuoser Weise durchgeführt hat. Indessen treibt Spittler diesen Pragmatismus doch nicht so weit, daß er darüber den über den Menschen waltenden Geist der Zeiten und die allgemeinen Bedürfnisse und Anlagen der menschlichen Natur vollständig übersähe. Immerhin, der Grundriß war ein genialer Wurf, die Methode der überwiegend subjektiven Geschichtsbetrachtung selbst aber konnte, trotz aller Vorzüge in der Ausführung, keineswegs als ein Fortschritt in der Geschichtschreibung überhaupt angepriesen werden.

Für uns ist aber die Hauptsache, daß Spittler gerade in dieser Zeit der Kirchengeschichte und somit der Beförderung in die theologische Fakultät völlig entsagte und den erfreulichen Entschluß faßte, sich hinfort ganz der politischen Geschichte zu widmen. Auf diesem Wege erfüllte er seine große Bestimmung als Lehrer wie als Schriftsteller. Es ist bekannt, daß Spittler auf dem Katheder, nachdem er mit rühmlicher Anstrengung die ihm von Haus aus entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden hatte, als Redner eine außerordentliche Gewandtheit entwickelte. Gatterer wie Schlözer und Pütter haben diese Überlegenheit zu ihrem Schaden empfinden müssen. Mit nachhaltiger Anziehungskraft verstand er es, seine Zuhörer zu fesseln und eine Anzahl bewährter Schüler hat er um sich versammelt, unter den letzteren Hugo, Heeren, Sartorius, L. K. Woltmann, den Ritter von Lang u. s. f. Selbst eine so verschiedenartig angelegte Natur wie der junge F. C. Schlosser hat sich des Eindrucks nicht erwehren können, welcher von dem imponirenden Wesen und dem beredten Munde Spittlers ausging. Und dabei darf nicht vergessen werden, daß er diese Wirkung erzielte, ohne je den vornehmen Ton seines ganzen Wesens zu verlassen oder durch zweideutige Künste den Beifall der Jugend zu suchen. Der Kreis seiner Vorträge umschrieb das gesammte Gebiet der Geschichte, der alten wie der neuen, obwohl er über die erstere niemals als

Schriftsteller aufgetreten ist. Zuletzt hat er, trotz der vorsichtigen, aber nicht feigen Art seiner Natur, auch noch die Politik in diesen Kreis mit aufgenommen. Einzelne dieser Vorlesungen sind nachträglich in die Gesammtausgabe seiner Werke mit aufgenommen worden. Diese so höchst fruchtbare Lehrthätigkeit, welche man nicht hoch genug anschlagen kann, war von einer umfangreichen und äußerst ergiebigen literarischen und kritischen Arbeitsamkeit begleitet und geadelt. Sei es uns gestattet, zuerst über diese einiges zu sagen [1]). Spittler hat während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Göttingen des Amtes des Kritikers mit ebenso sichtlicher Vorliebe als unverkennbarem Erfolge gewaltet. Seine Anzeigen und Kritiken umfassen das gesammte Gebiet der mittleren und neueren Geschichte; sie bezeugen, wie er die Entwickelung seiner Wissenschaft mit unermüdlicher Aufmerksamkeit verfolgte und daß er auf der Höhe derselben stand. Man weiß, welche hohe Achtung seinem Urteile gezollt wurde und daß er meist das rechte Wort zu finden wußte. Als er die erste Ausgabe des ersten Bandes von J. v. Müllers Schweizergeschichte besprach, nicht ohne die Schwächen des Buches hervorzuheben, war der Verfasser so unangehm davon berührt, daß er im ersten Unmute die Anwandlung verspürte, die Flinte ins Korn zu werfen. Spittlers Art zu kritisiren zeichnet sich aber vor allem durch zwei Vorzüge aus: einmal ist er von jeder eitlen Rechthaberei himmelweit entfernt, es ist ihm nur um die Sache zu thun und hält er sich an das Wesentliche derselben, und andrerseits enthält er sich in gleichem Maße der Neigung, gewohnheitsmäßig aus bloßer Gefälligkeit zu loben und zu empfehlen, wie J. v. Müller kraft seiner menschenfreundlichen Gesinnung hierin so oft des Guten zu viel gethan hat. Was Spittlers eigene positive Leistungen auf dem Felde der Profanhistorie anlangt, so sind es zunächst die zwei Spezialgeschichten, von Wirtemberg (1783) und von Hannover (1786), die hier in

[1]) S. W. Bd. 10—14, wo sich überall der Reihe nach eine Auswahl von Spittlers Rezensionen aus den Gött. Gel. Anzeigen findet. Vgl. H. A. Oppermann, die Gött. Gel. Anzeigen u. s. w. (Hannover 1844) S. 164 ff.

Frage kommen. Daran reihte sich (1793 und 1794) der „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten“ und endlich (1796) die „Geschichte der dänischen Revolution des Jahres 1760“. Um ein vollständiges Bild seiner in Frage stehenden Thätigkeit zu gewinnen, müssen aber eine lange Reihe von kleineren Abhandlungen und Untersuchungen ergänzend hinzugezogen werden, die er zum Teile in den Commentationen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften [1]), zum Teile in dem von ihm in Verbindung mit Meiners herausgegebenen „Historischen Magazin“ niedergelegt hat. Die bunte Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände, zwischen welchen ein innerer Zusammenhang in der Regel nicht besteht, bezeugen den weiten Gesichtskreis seiner wissenschaftlichen Interessen und, ähnlich wie seine Kritiken und Anzeigen, die Schlagfertigkeit seines Geistes und die stete Bereitschaft seiner Kenntnisse. Der Natur der Dinge nach sind sie verschieden von Wert, aber selbständigen und fördernden Gedanken begegnen wir überall. Unter den kleineren Aufsätzen finden sich einzelne, wie über die „Prinzessin Ursini“ [2]), die „Clara Dettin“ [3]) oder „Besolds Religionsveränderung“ [4]), wahre Perlen der geistreichen Behandlung, feiner Charakteristik, fesselnder Kunst der Erzählung, wie sie in jener Zeit fürwahr zu den Seltenheiten gehörten. Seine erwähnten beiden Spezialgeschichten haben gleich bei ihrem Erscheinen tiefen Eindruck gemacht. Schon die knappe bündige Form, in welcher sie sich präsentirten, war etwas besonderes; war man doch gerade auf diesem Gebiete an langatmige, bändereiche Werke gewöhnt, in welchen es schwer war, den Weizen von der Masse

[1]) Ich hebe hier die Abhandlung „De Origine et Incrementis Urbium Germaniae (S. W. 11, 264 ff. wieder abgedruckt) hervor. Sie hat das bleibende Verdienst, eine wichtige Frage unsrer Geschichte mit Nachdruck in Angriff genommen zu haben. Ihre Ergebnisse sind später freilich teilweise angefochten und umgestoßen worden. Vgl. Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reichs und K. Heinrich I. Neue Bearbeitung (Berlin 1863) Exkurs S. 229 ff.

[2]) S. W. 14, 21—47.

[3]) S. W. 11, 103—133.

[4]) S. W. 12, 283—312.

der Spreu zu sondern. Freilich war es Spittler in diesen Fällen nicht um die unterschiedslose Erzählung alles Geschehenen zu thun. Er verstand es, das Wesentliche aus dem Unwesentlichen auszuscheiden, und verfolgte überdies bei seiner Darstellung einen wohl überlegten Gesichtspunkt: die Geschichte der Verfassung, der Verwaltung, des Gerichtswesens war es, die aufzusuchen und klar zu legen er sich zum Ziele setzte. Durch diese Tendenz stellte er sich der großen Zahl spezialgeschichtlicher Schriften zu seinem Vorteile gegenüber. Ja, seine wirtembergische Geschichte ist auf der Grundlage der Beherrschung des Materials im weitesten Sinne aufgebaut, aber auch bei der Darstellung der Geschichte von Hannover hat er sich keineswegs bei dem von anderen überlieferten Stoffe schon beruhigt. Man kann zugeben, daß er mit diesem Standpunkte nicht die volle Summe des Inhalts der Geschichte der behandelten Staaten zur Anschauung gebracht hat, nicht minder gewiß jedoch ist, daß er dafür einer Richtung der geschichtlichen Entwickelung, die denn doch in einem solchen Falle den ersten Platz verdiente, zu ihrem Rechte verholfen hat. Dank dieser einmal beliebten Methode hat er wohl manches an Hofgeschichten u. dgl. übergangen, was in gewissen Kreisen unliebe Erinnerungen aufzurühren vermocht hätte, was aber längst bekannt war und eben außerhalb der Linien seines Systemes lag. Man hat übrigens schon öfter darauf aufmerksam gemacht, daß Spittler in beiden erwähnten Schriften von der Schilderung der neueren und neuesten Geschichte Abstand genommen hat, und die Vermutung ausgesprochen, daß dies nicht zufällig geschehen, sondern das Ergebnis der Ängstlichkeit und der Furcht, anzustoßen, gewesen sei. Immerhin möglich, und wenn dem so war, that er ohne Zweifel besser daran, abzubrechen, als ein halbwahres und durch lauter Vorsicht entstelltes Bild der jüngsten Zeiten zu geben. Für jeden Fall kann durch diese Unterlassung, wenn man es so nennen will, an dem Verdienste beider Schriften nichts geändert werden. Die Form der Darstellung zieht uns an; sie ist schlicht, lebendig, dem Gegenstande angemessen. Ein Künstler in der Geschichtschreibung war Spittler nicht, er

ging darauf aus, seinen Stoff in ein würdiges, vor allem nicht zu weites Gewand zu kleiden und wußte offenbar genau, welche Anforderungen in solchen Dingen er an sich selbst zu stellen hatte. Man hat wohl auch von einer gewissen Manier der Kürze, der Zurückhaltung, der dunklen Andeutungen ihm gegenüber gesprochen, indes Vorwürfe dieser Art werden nur von solchen erhoben, die das Gewicht der Vorzüge nicht erkennen und die Eigenart eines Schriftstellers mit der Bezeichnung der „Manier" aburteilen zu dürfen glauben. Eines ist nicht zu leugnen: die Überlegenheit, mit welcher er überhaupt gerne die Dinge behandelt; er fühlt sich hoch und sicher über dem Gewühle der sich drängenden Thatsachen und erweckt so den Anschein, als spiele er mit ihnen. So ist es wohl gemeint, wenn man ihn als ein phänomenales „humoristisches Talent" kennzeichnet [1]). Die formelle Vollendung betreffend, pflegt man der „Geschichte der dänischen Revolution" den Preis zuzuerkennen [2]). Es ist das allerdings eine historische Monographie, wie die politische Geschichtschreibung der Zeit eine ähnliche nicht aufzuweisen hat. Klar, sicher, bündig läßt Spittler, auf festem Grunde fußend, das Drama sich entwickeln. Er räumt in der Vorrede selbst den Vorteil ein, welchen er von seinen Vorgängern Häberlin und Joachim voraus hatte, nämlich daß er als Zeitgenosse die größte aller Staatsrevolutionen erlebt und als Historiker an diesem Experimente — das damals freilich noch nicht abgeschlossen war — für die Beurteilung verwandter Vorgänge habe lernen können.

Die neuere Geschichte überhaupt übte auf ihn einen mächtigen Reiz. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, die er gerne in seinen Vorlesungen bevorzugte, einmal eingehend darzustellen. Er ist leider nicht dazu gekommen; er wäre dabei offenbar ganz auf dem ihm eigensten Felde gewesen. Trösten wir uns aber mit der Thatsache, daß er seinen „Grundriß der Geschichte der europäischen Staaten" aus-

1) Gervinus a. a O. V, 567.

2) S. W. 5, 1—195.

geführt hat [1]). Das Werk wird ohne Zweifel seinen Namen als Historiker am längsten lebendig erhalten, wie es auch alle anderen Unternehmungen ähnlicher Art sofort in den Hintergrund gedrängt hat. Weil es die bedeutendste seiner Schriften ist, haben wir uns für berechtigt geglaubt, gerade in diesem Zusammenhang überhaupt über ihn zu sprechen. Spittler behandelt der Reihe nach sämmtliche Staaten Europas, die großen und auch kleinen, bis auf Modena und Parma herunter, nur Österreich und Deutschland übergeht er, ohne uns seine Gründe dafür zu verraten. Die ausgezeichneten Eigenschaften des Grundrisses sind übrigens von jeher anerkannt worden. Spittler hat nicht aus zehn Büchern ein eilftes gemacht, sondern steht auf eigenen Füßen und beherrscht die umfangreiche Masse der Quellen und der Literatur vollständig. Die Urteile, die er bei der Anführung derselben öfters ausspricht, treffen in der Regel den Nagel auf den Kopf. Mit beneidenswertem Takte weiß er überall die entscheidenden Momente herauszufinden und in wenigen Worten deutlich zu machen. Aber geht er auch keineswegs darauf aus, die ganze Fülle des geschichtlichen Lebens eines Staates zu erschöpfen — obwohl er es an knappen Andeutungen nach den verschiedensten Seiten hin nicht fehlen läßt —: die Hauptsache ist ihm doch die Darstellung der politischen Entwickelung eines Landes im Lichte der Gesichtspunkte, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Völker bewegten. In der vorherrschenden Berücksichtigung dieser Fragen findet er selbst den Unterschied zwischen seinem Werke und den ähnlichen seiner Vorgänger. „Man frägt jetzt“, sagt er, „in jeder Geschichte eines europäischen Staates gleich darnach, wenn und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? wie haben sich die Verhältnisse der Stände unter einander, und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? wie ging's mit Steuern und Finanzen des Reichs? und billig muß das Compendium die Hauptdata, die

[1]) S. W. Bd. 3 u. 4.

sich darauf beziehen, enthalten, auch Constitution des Reichs so zum Haupt-Thema machen, daß sich die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich darnach richtet." Spittler gibt also selbst den Standpunkt deutlich genug an, nach welchem er beurteilt sein will, und niemand wird denselben als unberechtigt und verfehlt bezeichnen wollen. Man kann ja dieses Verfahren Spittlers ein einseitiges nennen, aber man soll sich hüten, zu glauben, daß er nicht für die verschiedenartigsten Erscheinungen der Geschichte ein offenes Auge bewiesen habe. Unter seinen kleineren Aufsätzen bewegen sich eine Anzahl auf dem Felde, das man gewöhnlich der Kulturgeschichte zuzuweisen pflegt. Für die Sittengeschichte im engeren Sinne hat er in seinem „Grundriß der Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten" einen rasch hingeworfenen, aber gleichwohl anziehenden Beitrag geliefert [1]). Es wäre zugleich nicht schwer, nachzuweisen, daß auch Spätere im stillen noch von ihm gelernt haben. Die Methode, mit welcher er hier verfährt, ist übrigens nicht mehr die pragmatische in dem Sinne, in welchem seine Kirchengeschichte geschrieben war, sondern die empirische. Er verlangt von der Geschichte vor allem das eine, daß sie die treue Erzählerin der vergangenen Begebenheiten bleibe; die Notwendigkeit eines allgemeinen philosophischen Prinzips für dieselbe gibt er nicht zu. Diese und ähnliche Sätze spricht er zwar nicht in dem Grundriß aus, aber es sind die seinigen und er handelt darnach. Herders „Ideen" sagten ihm darum in erster Linie vor allem deswegen zu, weil, wie wir uns erinnern, derselbe mit Nachdruck die Forderung aufgestellt hatte, daß jedes Volk nach seinen eigenen Voraussetzungen angesehen und verstanden werden müsse. Dieser Grundsatz hat denn auch für die ausschließlich politische Geschichte der verschiedenen Staaten des Abendlandes seine leicht erkennbaren Früchte getragen.

Die Staatengeschichte war Spittlers letztes größeres Werk: seine akademische und gelehrte Laufbahn nahm mit dem Jahre 1797

---

1) S. W. 11, 1—82.

ein Ende, er trat unter ehrenvollen Bedingungen in wirtembergische Dienste. Zuerst war es die Absicht des ständischen Ausschusses gewesen, ihn als seinen Consulenten zu rufen, also in dasselbe Amt, das meist J. Moser bekleidet hatte[1]). Die freie, unabhängige, wenn auch besonnene Art, politische Dinge zu behandeln, wie sie zu allem anderen hin seine nachträglich veröffentlichten Vorträge über Politik aufs deutlichste bezeugen[2]), mußte ihn zu solch einer Aufgabe geeignet erscheinen lassen, aber der Landesherr kam zuvor und bot ihm eine angesehene Stellung, die seinen Neigungen und, wie Viele meinten, längst gehegten Wünschen entgegen kam. Bekanntlich ist Spittler des scheinbar glänzenden Loses nicht froh geworden, wenn auch eine Vergleichung zwischen ihm und J. v. Müller in dieser Beziehung unstatthaft ist. Daß er sich in eine falsche Stellung begeben, kann freilich nicht geleugnet werden. Es war ja immerhin schlimm, daß, als eine neue Auflage seiner Staatengeschichte notwendig wurde, er die Besorgung einer sochen ablehnte, da er „sich von jedem ferneren Anteile an dem Buche losgesagt habe“[3]). Nur ein paar kleinere Arbeiten nahm er in diesen Jahren wieder auf, freilich ohne sie zu vollenden. Aber eben sie lassen auf keine Veränderung seiner früher bekannten politischen Gesinnung schließen. Immerhin, die Verstimmung über seine peinliche Lage wuchs und in ihr ist er am 14. März 1810 dahingestorben[4]).

---

[1]) Vgl. J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840. S. 401—405.

[2]) S. W. 15, 1 ff.

[3]) S. die Vorrede zur 2. Ausgabe von Sartorius, der sie (1808) besorgte und die Fortsetzungen hinzufügte.

[4]) Der seinerzeit von D. Strauß (a. a. O.) ausgesprochene Wunsch nach einer Ausgabe der ausgewählten Schriften Spittlers besteht nach wie vor zu Recht. — Seit dem Jahre 1750 ungefähr erschien bei Franz Joseph Eckebrecht in Heilbronn eine „Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten von ihrem Ursprung bis auf die neueren Zeiten, aus sichern Schriften verfaßt“. Sie wird auch als „Heilbronner Allgemeine Geschichte“ aufgeführt, ist aber nichts anderes als eine Geschichte der einzelnen europäischen Staaten, deren Verfasser sich, soweit ich sehe, nicht genannt und nicht selbständig gearbeitet haben.

Viertes Kapitel.

Die deutsche und die Landesgeschichte.

1. Die deutsche Geschichte.

Wurde in den Lehrbüchern und Grundrissen, die sich mit der Geschichte der europäischen Staaten beschäftigen, die deutsche Geschichte gerne übergangen, so darf daraus nicht etwa der Schluß gezogen werden, daß sie in dieser Zeit überhaupt zurückgesetzt worden sei. Verhältnismäßig ist sogar ziemlich vieles für sie geschehen und liegen eine Anzahl von Werken vor, die sich die Gesammtdarstellung derselben zur Aufgabe gestellt haben. Freilich können sich die meisten derselben von der herkömmlichen Schablone der „Reichshistorie" nicht losreißen, doch befindet sich wenigstens eines darunter, das, mit welchem Erfolge immer, einen höheren Standpunkt genommen hat. Daneben ist jedoch zugleich im einzelnen, teils monographisch, teils in der Schilderung des einen und anderen Zeitraumes, mancherlei Verdienstliches oder doch Charakteristisches geleistet worden, so daß man, alles in allem, mit nichten behaupten dürfte, die Pflege der nationalen Geschichte sei den vorherrschenden kosmopolitischen Neigungen zum Opfer gefallen. So wenig war dieses der Fall, daß man sich zugleich mit dem Gedanken, die deutschen Geschichtsquellen in größerem Umfange und systematisch zu sammeln und herauszugeben, lebhaft beschäftigt hat. Ich erinnere an die Bestrebungen J. Chr. Gatterers, der ein derartiges Unternehmen gar zu gerne zur Aufgabe seines historischen Instituts gemacht hätte, und überdies sich klar genug darüber war, daß es darauf ankäme, kritische Ausgaben der Geschichtsquellen herzustellen, und ziemlich zutreffend übersah, auf welchem Wege und mit welchen Grundsätzen ein solches Ziel zu erreichen sei [1]). Nur der Vollständigkeit wegen

---

[1]) Vgl. seine „Allgemeine hist. Bibliothek" (1768) 8, 3—22: „J. C. Gatterers nähere Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftsteller

sei erwähnt, daß Johann Christoph Krause (1799) mit einer Ausgabe Lamberts von Hersfeld eine Sammlung von mittelalterlichen Geschichtsquellen eröffnet hat, die dann freilich gleich wieder in das Stocken geraten ist [1]). Bedeutend dagegen war der schon einmal berührte Plan, den J. v. Müller zur Zeit seines Aufenthaltes in Berlin mit Woltmann entworfen hat, eine systematische Sammlung der deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters zu veranlassen, eine Gesellschaft zu diesem Zwecke zu gründen und das Unternehmen mit der Akademie der Wissenschaften in enge Verbindung zu setzen [2]). Aber auch dieser Plan ist im Sturm der Zeit untergegangen. Indessen hatte bereits ein paar Jahrzehnte vorher der als Kirchenhistoriker bekannte J. Sal. Semler ähnliche dahin zielende Vorschläge gemacht und damit den Wunsch verbunden, deutsche Übersetzungen der wichtigsten Geschichtsquellen unseres Mittelalters zu veranstalten [3]). Semler war auf diesem Felde ganz ungemein bewandert und von einer Sicherheit des Details, wie man es auch bei Späteren nicht vollkommener antrifft. Er ist bereits nachdrücklicher, als es bis dahin geschehen war, für die analytische Methode der Bearbeitung der Geschichtsquellen in kenntnisreicher und überzeugender Weise eingetreten. Er war ein echt kritischer Kopf und seine betreffenden Erörterungen lassen sich noch heutzutage mit Nutzen lesen [4]). So ist eben von ihm bereits der Vorschlag ausgegangen, eine Samm-

über die deutsche Geschichte" und (1771) 16, 3—8: „Gatterers Nachricht von dem Fortgange der Arbeiten zur Veranstaltung einer neuen kritischen Ausgabe der Script. rer. Germanicarum".

[1]) Krause, geboren 1749, gest. 1794, hat als Professor der Geschichte zu Halle auf dem Gebiete der Geschichte verschiedenes gearbeitet. Vgl. über ihn Meusel, Lexicon 7, 328 sq.

[2]) S. den Anhang S. LII zu der Schrift Woltmanns über J. v. Müller. — Es scheint beinahe, als sei die Initiative bei diesem Gedanken von Woltmann ausgegangen.

[3]) Semlers „Historische Abhandlungen über einige Gegenstände der mittleren Zeit. Dessau und Leipzig. S. 347.

[4]) Vgl. seinen „Versuch, den Gebrauch der Quellen in der Staats- und Kirchengeschichte der mittleren Zeiten zu erleichtern". Halle 1761.

lung und Ausgabe aller für die deutsche Geschichte wichtigen Urkunden in das Leben zu rufen [1]). Über die Annalen des Mittelalters und ihre kritische Behandlung hat ferner auch der Tübinger Professor Christian Friedrich Rösler in einigen Abhandlungen treffende und für jene Zeit schätzbare Untersuchungen angestellt [2]). Endlich soll daran erinnert werden, daß auch J. v. Müller zu derselben Zeit, wo ihn der Entwurf einer Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen beschäftigte, an eine systematische Sammlung und erläuternde Übersetzung der lateinischen Geschichtsquellen des Mittelalters „für das deutsche Volk“ gedacht hat [3]). Wir erwähnen diese Dinge vor allem, um jener nicht immer zutreffend erkannten Zeit gerecht zu werden, und zu zeigen, daß patriotische Unternehmungen, welche die darauffolgenden Generationen mit Erfolg ausgeführt haben, bereits vordem wenigstens in das Auge gefaßt worden sind [4]). Die spezifisch stoffliche

[1]) Vgl. S. 361 seiner „Historischen Abhandlungen“.

[2]) „De annalium medii aevi conditione“ (1788). — „De arte critica in annales m. aevi exercenda (1789). — De annalium m. aevi interpretatione (1793). — Rösler, 1736 geboren, von Haus aus Theolog, wurde 1777 Professor der Geschichte zu Tübingen und starb 1821. Vgl. Klüpfels Gesch. der Universität Tübingen S. 210—211.

[3]) Vgl. S. W. 33. Bd. (Brief d. 23. Mai 1807).

[4]) Die Literatur der deutschen Geschichte hat in dieser Zeit einige, aber, von Meusels verschiedenen Publikationen abgerechnet, nicht gerade ergiebige Bereicherungen mehr für die Spezialgeschichte erfahren, z. B. C. G. Weber, Literatur der deutschen Staatengeschichte. Leipzig 1800. Tl. I. — Joh. Christ. Adelungs Directorium, d. i. chronologisches Verzeichniß der Quellen der süd-sächsischen Geschichte. Meißen 1802. — Wichtige stoffliche Beiträge zur deutschen Geschichte haben wir von J. C. Harenberg, Monumenta historica adhuc inedita. 3 St. Braunschweig 1758—1762. — A. F. Kollar, Analecta monumentorum omnis aevi Vindobon. 1761. 2 T. — F. D. Haeberlin, Analecta medii aevi ad illustranda jura et res Germ. Norimb. et Lips. 1762. — S. A. Würdtwein, Subsidia diplomatica. 14 T. Heidelb. 1772—1780. — Nova subs. dipl. 14 T. Heidelb. 1781—1792. — F. Ch. Fischer, Novissima SS. et monumentorum R. Germ. collectio. 2 T. Hal. S. 1781. — G. G. Zapf, Monumenta anecdota hist. Germ. illustrantia. Vol. 1. Aug. Vind. 1785. — V. N. Kindlinger, Münster'sche Beiträge. 3 Bde. Münster 1787—1793. — Sammlung merkwürdiger Schriften und Ur-

Bereicherung der deutschen Geschichtskunde an Ausgaben von Quellenschriften und Urkunden hat, von jenen Entwürfen abgesehen, in dieser Zeit vergleichungsweise nicht die erhebliche Bereicherung erfahren wie in der vorausgegangenen. Es mag diese Thatsache ihre Erklärung zum Teile in dem Umstande finden, daß die in Bewegung gesetzten Kräfte es vorzogen, statt den Stoff zu vermehren, lieber selbständig und darstellend den vorhandenen zu verwerten. —

Indem wir nun zur Sache selber übergehen, könnte es wohl reizen, die Frage aufzuwerfen, in welchem Maße die sog. schöne Literatur der Epoche von geschichtlichen Elementen erfüllt ist, und in welchem Grade sie etwa in ihrer Art ein historisches Interesse erweckt hat? Wir werden kaum zu erwähnen brauchen, daß wir hierbei vorzugsweise an die nationale Geschichte denken. Nun besteht kein Zweifel, daß das Ritterdrama, wie es seit Goethes Götz von Berlichingen aufkam, nationale und vaterländische Anregungen gegeben, zum Teil eine neue Welt erschlossen hat [1]. „Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene waren etwas ganz Neues auf der Schaubühne", wie Wieland gelegentlich sagte, und noch Tieck hebt in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Lenz Werken den deutschen Charakter der Ritterdramen hervor. Zugleich darf nicht übersehen werden, daß die Stürmer und Dränger es waren, die diese vaterländische Richtung im besonderen Grade begünstigt haben. Auch Klopstocks Bardietten, die wiederweckten Skalden u. dgl. m. hängen mit

kunden. Heft 1. Leipzig 1806. — An Publikationen rein urkundlicher Natur heben wir hervor: A. F. Glafey, Anecdotorum S. R. d. historiam ac jus publ. illustr. collectio. Dresd. et Lips. 1734. — C. J. Kremer, diplomatische Beiträge zum Behufe der deutschen Geschichtskunde. 3. St. Frankfurt 1756 bis 1762. — Ph. E. Spieß, Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik. Bayreuth 1791. — J. P. Schunck, Codex diplomat. exhibens chartos hist. medii aevi illustrantes. 1797. — In diesem Zusammenhang verdient die „Teutsche Staats-Canzley" von J. A. Reuß, Ulm 1783, 56 Teile, ausdrücklich angeführt zu werden. —

[1]) Vgl. Otto Brahm, das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1800.

diesen Tendenzen unverkennbar zusammen und dürfen nach dem Maße des bezeichneten Gesichtspunktes ja nicht unterschätzt werden, wie man nach dem ästhetischen und sogar nach dem sachlichen Werte diese Versuche auch beurteilen mag. Das eine ist gewiß, die Vorstellung, die jene Dichtungen von unsrer Vergangenheit schufen, ist nicht die korrekte, die Zeiten und die Stände, mit welchen sie sich am liebsten beschäftigen, sind in ihren Schilderungen schwer wieder zu erkennen. Sie haben, wenn sie auch die Teilnahme der Nation für Dinge dieser Art erweckten, zugleich eine nicht zu leugnende Verwirrung der Begriffe verschuldet. Ein ähnliches, nicht bloß, sondern viel schlimmeres muß von den pseudogeschichtlichen Ritter- und Räuberromanen gesagt werden, wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu grassiren anfingen. Das Gefallen an der Vorzeit und altdeutschen Treuherzigkeit war einmal angeregt, und man stellte sich über lauter Behagen nicht die Frage, ob durch diese schönen und gerne polternden Rittergeschichten nicht, wie es so ziemlich durchweg der Fall war, die deutsche Geschichte auf das kläglichste entstellt und mißhandelt wurde? [1])

Um so wünschenswerter mußte es dieser Art irreführender Literatur gegenüber erscheinen, daß die echt historische Behandlung unsrer Geschichte ihr bei Zeiten ein durchschlagendes Korrektiv entgegenstellte. Dies war indes schon aus dem einen Grunde nicht so leicht, weil die geschichtliche Literatur jener Tage noch vielfach in einem so schwerfälligen Gewande auftrat, daß sie unter den größten Schwierigkeiten oder auch gar nicht in jene erwähnten Kreise zu dringen vermochte, selbst wenn hier überhaupt ein ernsteres Bedürfnis der Art vorausgesetzt werden durfte. Das Verlangen nach einer gefälligen, leicht genießbaren Darstellung der deutschen Geschichte hat sich wenigstens in hohe Kreise hinauf erstreckt und

---

[1]) S. J. W. Appell, die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Leipzig 1859. — Es wäre hier in erster Linie an Friedrich Christian Schlenkert zu erinnern, der mit seinem „Friedrich mit der gebissenen Wange“ (1785 bis 1788) u. dgl. ein dankbares Publikum fand.

demselben verdanken wir die zweideutige Genugthuung, daß ein Mann wie Voltaire sich herbeiließ und der Verlassenen erbarmte. Allerdings war es eine geistreiche deutsche Fürstin, die ihn dazu veranlaßt hat [1]). So sind (1754) seine „Annales de l'Empire“ entstanden, die ihn beinahe auf das Feld der empirischen Geschichtschreibung geführt hätten, auf welchem er sich weniger zu Hause fühlte und bei dessen Ausarbeitung er eingestandenermaßen mit fremden Kälbern gepflügt. Seinen Ruhm als Geschichtschreiber hat das Buch notorisch damit nicht erhöht und unzweifelhaft war der Zweck verfehlt, denn, während seine Verehrer es als das mühsamste und gelehrteste seiner Werke rühmten, wollte die unbefangene allgemeine Stimme finden, daß es das einzig langweilige sei, das er je gemacht. Ein Verdienst um die Förderung unsrer Geschichte hat er sich damit gewiß nicht erworben; ob seine erlauchte Mandatarin befriedigt war, muß dahingestellt bleiben. Fast gleichzeitig mit den Annalen Voltaires erschien ein anderes Werk, gleichfalls in französischer Sprache, über die deutsche Geschichte, nur daß hier die Sache um ein wesentliches anders steht [2]). Der Verfasser war der Kolmarer Christian Friedrich Pfeffel von Kriegelstein, der sich durch längeren Verkehr mit Schöpflin zum Historiker ausgebildet und durch diplomatische Thätigkeit und einen längeren Aufenthalt in Paris eine höhere Auffassung der Weltverhältnisse angeeignet hatte. Er hat später in verschiedenen Stellungen in Deutschland, u. a. eine Reihe von Jahren in München, gelebt und sich an den Arbeiten der Akademie der Wissenschaften daselbst beteiligt [3]). Sein in Frage stehendes Buch ist eine nicht

---

[1]) Vgl. D. Strauß, Voltaire S. 174 ff. Es war die Herzogin von Sachsen-Gotha, die bei Voltaire das in Frage stehende Werk bestellte, „wie man kleine Pasteten zu bestellen pflegt“. Vgl. auch Georg Horn, Voltaire und die Markgräfin von Baireuth (Berlin 1865 S. 13 ff.). — Die Markgräfin, das war seine Bitte, sollte das Buch ihrem Bruder, Friedrich d. Gr., in seinem Namen überreichen.

[2]) „Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public de l'Allemagne.“ 1. Auflage 1754.

[3]) Pfeffel, geboren 1726, starb am 20. März 1807 in Paris. Vgl. den Nachruf Schlichtegrolls auf ihn in der öffentlichen Sitzung der Münchener

ungeschickte Nachahmung von Henaults bekanntem und beliebtem Werk über die französische Geschichte [1]) und hat, ohne auf Originalität Anspruch machen zu können, wegen der zweckmäßigen Anlage und soliden Grundlage die verdiente gute Aufnahme gefunden. Es ist übrigens wesentlich Reichsgeschichte.

Diese Versuche, in einer fremden Sprache die Kenntnis unsrer nationalen Geschichte zugänglicher zu machen, konnten für die Hauptsache selbstverständlich nichts entscheiden. Nur als charakteristische, literaturgeschichtliche Thatsachen dürften sie an dieser Stelle nicht geradezu mit Stillschweigen übergangen werden. Einen sichtbaren Einfluß in Deutschland selbst hat auch Pfeffel mit seinem Buche im Grunde nicht ausgeübt. Zu der Zeit, als dieses erschienen ist, hatte auch, beinahe von denselben Gesichtspunkten aus, ein Mann seine literarische Wirksamkeit begonnen, der dann auf länger als ein Menschenalter hinaus in Betreff der publizistischen Behandlung der deutschen, bzw. der Reichsgeschichte als Orakel gegolten hat: Johann Stephan Pütter [2]). Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die nachhaltige Wirksamkeit, die Pütter als Lehrer und Schriftsteller nach der praktischen Seite hin Jahrzehnte hindurch ausgeübt hat, in nähere Erwägung zu ziehen, es kommt uns vielmehr darauf an, die literarische Bedeutung, welche seinen historischen Schriften zukommt, festzustellen [3]). Zwischen

Akademie der Wissenschaften am 8. September 1807. — Pfeffel hat auch an Schlözers Staatsanzeiger mitgearbeitet.

[1]) S. oben S. 873 Anm. 2.

[2]) Pütter war geboren den 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark in Westfalen, gebildet zu Marburg, Halle und Jena, seit 1747 Professor in Göttingen, gestorben am 10. August 1807. — Vgl. über ihn außer seiner Selbstbiographie: v. Kaltenborn im deutschen Staatswörterbuch Bd. 8, Rob. v. Mohl in dessen Gesch. und Literatur der Staatswissenschaften 2, 425 ff., endlich H. Zachariä in den „Göttinger Professoren" S. 98 ff. Zu vgl. Schlosser a. a. O. III, 309 ff. und IV, 221 ff.

[3]) Die Schriften Pütters, um welche es sich hierbei handelt, sind folgende: 1. Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reiches (1753). 2. Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie (1762). 3. Teutsche Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwickelt (1778). 4. Historische Entwicklung

diesen beiden Seiten seiner Wirksamkeit besteht ja ein unverkennbarer Zusammenhang, wir müssen uns jedoch wohl oder übel bemühen, sie aus einander zu halten. So sehen wir ja auch von seinen Werken systematischer Natur ab, während einzelne seiner monographischen Schriften, wie z. B. „der Geist des westfälischen Friedens", so gewiß sie eine staatsrechtliche Tendenz verfolgen, in das Gebiet der Geschichte herübergreifen. Man hat an Pütter mit Recht rühmend hervorgehoben, daß er niemals auf den errungenen Lorbeeren ausgeruht und unermüdlich an der Vervollkommnung seiner Schriften, deren Erfolg und weite Verbreitung ihn zu fortgesetzt neuer Revision derselben veranlaßte, gearbeitet hat. Aber nicht bloß dieses: seine später entstandenen Schriften bezeugen zugleich, daß er in betreff der Form, des Stiles sich weiter gebildet hat. Man empfindet doch, daß er ein Zeitgenosse unsrer großen Dichter war, wenn er vermöge seiner nüchternen Natur, wie zu vermuten steht, an dem Aufblühen der nationalen Dichtung auch nur einen sehr entfernten Anteil nehmen mochte. Sein „Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie" (zuerst 1762) ist in einem nahezu „barbarischen" Stil geschrieben, während sein „Historischer Entwurf der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs" (zuerst 1786—1788) auch in der Form einen außerordentlichen Fortschritt verrät. Das erwähnte „Handbuch" erspart es uns, über Pütters andere Werke gleicher Tendenz zu sprechen. Es ist unendlich schwerfällig angelegt und ausgeführt, die dabei entwickelte Gelehrsamkeit und Kenntnis der gesammten in Frage kommenden Literatur ist bewunderungswürdig, aber dem Leser wird es doch schwer, sich über dem Wasser zu halten. Pütter bezeichnet das schon wiederholt erwähnte Werk von Henault als sein Vorbild, indes bleibt er in Sachen der Übersichtlichkeit doch hinter ihm zurück. Freilich hatte er eine Schwierigkeit zu überwinden, die jenem nicht entgegenstand, denn er will die Spezial-

---

der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs (1786—1788) 3 Teile. 5. Tabulae genealogicae ad illustrandam historiam imperii Germaniamque principem. Gott. 1768.

geschichte mit der Reichsgeschichte im Zusammenhang vortragen. Die politische Geschichte dient ihm indes nur zur Folie der Entwickelung des Reichs- und Spezialstaatsrechts und findet daher nur insoweit Berücksichtigung, als es dieser letzte Zweck verlangt. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß, wenn auch aus dichter Hülle, in Pütter eine historische Ader schlug. Wenn seine früheren Lehr- und Handbücher daran etwa einen Zweifel übrig lassen, so legt sein „Historischer Entwurf" dafür ein unanfechtbares Zeugnis ab. Der gelehrte Ballast, ohne welchen er sonst nicht gerne sein Fahrzeug auslaufen ließ, ist in diesem Falle aus einem besonderen Grunde, weil das Werk auf Wunsch der Königin von England geschrieben wurde, bei Seite gelassen und wird in allgemein verständlicher Fassung die geschichtliche Entwickelung der am Ende des 18. Jahrhunderts zu Recht bestehenden Reichseinrichtungen dargestellt. Das Werk hat auch für unsere Zeiten noch seinen Wert und ist noch keineswegs überflüssig gemacht. Der publizistische Standpunkt überwiegt zwar auch hier, aber was wir erhalten, sind nicht Altertümer, sondern Entwickelung, d. h. Geschichte. Das was er angestrebt hat, ist ihm gelungen, nämlich anschaulich zu zeigen, wie das deutsche Reich und seine Verfassung das geworden waren, was sie waren. Eben dadurch, wie durch vollständige Beherrschung des Stoffes und die weise Unterscheidung des Unwesentlichen und Wesentlichen, oder, wie Pütter es nennt, des Merkwürdigen, kann dem Werke nebst dem praktischen Verdienste ein wissenschaftlicher Wert nicht abgesprochen werden[1]). Weitere geschichtliche Gesichtspunkte oder eine tiefere Auffassung der Ereignisse und ihres Zusammenhanges findet man freilich nirgends bei ihm, so wenig als er seinen Blick über die Schranken des Reiches empor zu richten vermochte, aber die klare und sichere Ordnung des Vorgetragenen hebt ihn gleichwohl weit über die Mittelmäßigkeit[2]).

---

[1]) Vgl. Mohl a. a. O. S. 432—433.

[2]) Vgl. auch Bluntschli, Gesch. der neueren Staatswissenschaft. 3. Aufl. S. 452—453.

Die Richtung auf das geltende Reichsstaatsrecht hält auch noch das umfassendste Werk über die Reichsgeschichte, welches in dieser Zeit und überhaupt entstanden ist. Wir meinen die „Pragmatische Historie des teutschen Reiches" von Franz Dominicus Häberlin, die von Renatus Karl von Senkenberg fortgesetzt und vollendet worden ist[1]). Häberlin hatte einige Jahre vorher (1763) sich durch einen Entwurf einer „Pragmatischen teutschen Reichshistorie" eingeführt und dann von dem Verleger des deutschen Auszuges aus der englischen Allgemeinen Welthistorie den Auftrag erhalten, die deutsche Reichsgeschichte zu diesem Zwecke in selbständiger Gestalt zu bearbeiten, nachdem es sich als unthunlich erwiesen hatte, sich sklavisch an das englische Vorbild anzuschließen[2]). Ursprünglich hatte übrigens Karl Renatus Hausen die in Frage stehende Arbeit übernommen, aber nur die 12 Bogen des 1. Bandes (bis Kaiser Heinrich III.) rühren von ihm her, alles übrige, bis zu R. von Senkenbergs Eintritt, ist ausschließlich Häberlins Arbeit[3]). Was zunächst an dem Werke stets getadelt wurde, ist die unendliche Formlosigkeit und

---

[1]) Häberlin, am 31. Januar 1710 zu Grimmelfingen bei Ulm geboren, wandte sich, ursprünglich zur Theologie bestimmt, in Göttingen der Geschichte zu und erhielt 1745 die ao., 1747 die o. Professur der Geschichte und starb am 20. April 1787. Vgl. A. D. Biographie s. h. v. 10, 274—275, wo die weitere Literatur über Häberlin angegeben ist.

[2]) Häberlins Werk führt daher, so zu sagen offiziell, den Titel: Allgemeine Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertigt. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge mit zureichenden Allegationen. Neue Historie 1. Bd. u. s. w. Halle 12 Bde. 1767 bis 1773. — Daran reihte sich die „Neueste Teutsche Reichsgeschichte vom Anfange des schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten". 20 Bde. (Halle 1774 bis 1786). Die Fortsetzung dieser 2. Hälfte des ganzen Werkes rührt von R. K. v. Senkenberg her und umfaßt 9 Bände (21.—28. Bd.) und erstreckt sich bis 1658. — Zu vgl. K. v. Schmidt, gen. Phiseldeck, Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Deutschland, nach Anleitung der Häberlin. Reichshistorie. Halle 1789—1794.

[3]) Hausen war zuerst Privatdozent in Leipzig, seit 1765 Professor der Geschichte zu Halle, 1772 zu Frankfurt a. O., gestorben 1805. Wir kommen noch einmal ganz kurz auf ihn zurück.

Breite der Darstellung[1]). Häberlin hatte sich eben ursprünglich keinen auch nur annähernd deutlichen Plan gemacht. Noch in der Vorrede zum 2. Bande[2]) spricht er davon, daß er in vier Bänden die „ganze deutsche Reichshistorie bis auf unsere Zeiten" erledigen wolle, denn er trug sich mit der Absicht, nach Vollendung des „Auszugs" das größere Werk einer „Pragmatischen teutschen Reichshistorie" zu unternehmen. Diesen letzteren Gedanken hat er seltsamerweise auch dann noch festgehalten, als der „Auszug" ihm über den Kopf wuchs und er im 12. Bande erst bei dem schmalkaldischen Kriege anlangte[3]). Im Verlauf der Arbeit hat er aber jene weitere Absicht offenbar fallen lassen und vielleicht gefunden, daß das gegenwärtige „groß" genug sei. Freilich hatte er zugleich gelegentlich in Aussicht gestellt, daß das größere Werk zugleich in der Form vollendeter sein werde, da ja durch den Auszug vorgearbeitet sei, wir dürfen aber billig zweifeln, daß Häberlin in dieser Richtung sein Wort hätte halten können. Im übrigen muß man ja zugeben, daß er es in dem gegebenen Falle an Fleiß in keiner Weise hat fehlen lassen, in der Vorrede der späteren Bände wird häufig nachgetragen, was in den früheren etwa selbst übersehen oder ihm von sachkundigen und aufmerksamen Lesern an die Hand gegeben wurde. Die Darstellung der älteren Zeiten, etwa bis zum Zwischenreiche, bildet offenbar den schwächsten Teil des Werkes, von da aufwärts gewinnt es steigend an materiellem Gehalte; Häberlin hat z. B. die Bedeutung der Reichstagsakten nicht bloß erkannt, sondern auch sie in den Archiven aufgesucht und ausgenutzt. Trotzdem freilich bleibt es eine wenig verarbeitete, der geistigen Beseelung und des politisch-geschichtlichen Blickes

[1]) Vgl. W. v. Giesebrecht in der hist. Zeitschrift von H. v. Sybel 1, 5. „Was aber daraus wurde, wenn man sich einmal an eine umfänglichere Arbeit wagte, zeigt Häberlins umständliche Reichshistorie, umständlich ohne Zweifel, aber zugleich ungeheuerlich in jeder Beziehung des Wortes. Es ist Niemanden jetzt zu rathen, sich an die Lektüre dieses Werkes zu wagen".

[2]) Am Schluß der Vorrede.

[3]) Vgl. die Vorrede zum 5. Bande, wo er noch immer von dem beabsichtigten „größeren Werke" spricht.

durchaus entbehrende Stoffsammlung, die nur als solche einen Wert hatte und hat; mehr wird uns in dieser Reichshistorie nicht geboten. Als die „wahre Seele der Geschichte" bezeichnet der Verfasser die „chronologische Ordnung" [1]), jede andere Behandlung der Geschichte weist er entschieden zurück. Was seine Quellen nicht mit nackten Worten ausdrücklich sagen, findet keine Gnade vor seinen Augen [2]). Von einer Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen ist bei ihm wenig die Rede. Der pragmatische Charakter seiner Behandlungsweise liegt doch nur in dem Nutzen, welchen die Reichshistorie für das „Teutsche Staatsrecht" bringen kann. Er ist sich indes wohl bewußt, daß seine Methode, die Geschichte des Reichs an dem Faden der Geschichte der einzelnen Kaiser zu entwickeln, nicht allgemeinen Beifall hat und ein auf diese Weise geschriebenes Buch als „publizistische Metaphysik" gering geschätzt wird. Er hat erfahren müssen, daß „es Leute gibt, die von einer „recht geschmackvollen teutschen Reichshistorie" auch Berücksichtigung „der Geschichte der Religion, des Justizwesens, der Gelehrsamkeit, der Sitten der Nation, des Gewerbes, des Handels und anderer dergleichen Dinge" verlangen, er vermag indessen in solchen Anforderungen nur eine Verirrung und ein Mißverstehen der echten Aufgabe einer „Teutschen Reichshistorie", eine „historische Metaphysik" erkennen [3]). Man sieht, es ist der Gegensatz, in welchen die einseitige publizistische Behandlung der Reichsgeschichte sich zu einer aufkommenden freien und weiter blickenden Auffassung der nationalen Geschichte gedrängt sieht. Den hierbei mitwirkenden Einfluß von Seite französischer Geschicht-

[1]) S. die Vorrede zum 2. Bande.

[2]) Vgl. die Vorrede zum 5. Bande.

[3]) Diese und ähnliche Sätze könnten zum Teile wenigstens gegen J. Möser gerichtet sein, der in seinem Aufsatze „Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe (S. W. 5, 77) sich gegen die biographische Methode in der Behandlung der Reichsgeschichte ausspricht; doch weiß ich nicht, ob die Zeit ganz stimmt; denn jene Vorrede Häberlins stammt aus dem Jahre 1769, dagegen dünkt es mir ziemlich sicher, daß Häberlin bei dieser Gelegenheit zum mindesten die Vorrede Mösers zum 1. Band der Osnabrücker Geschichte im Sinne hatte.

schreibung durchschaut er ganz gut, lehnt es aber entschieden ab, sich von ihm verlocken zu lassen [1]. Indes war der Einfluß jener „historischen Metaphysik" bereits so mächtig geworden, daß auch Häberlin trotz allem Sträuben sich veranlaßt sah, ihm im Verlaufe seines Werkes Zugeständnisse zu machen und den von ihm angedeuteten Gegenständen einige Rücksicht zu schenken.

In der „Neuesten Teutschen Reichsgeschichte", die Häberlin in 20 Bänden vom Jahre 1546 bis 1600 geführt hat, und die wo möglich noch stofflicher und weitschweifiger gehalten, aber in ersterer Hinsicht noch heutzutage nicht ganz verwertet ist, tritt, wie erwähnt, vom 21. Bande an R. K. von Senkenberg als Fortsetzer ein [2]. In Göttingen hatte nebst Pütter Gatterer eine „große" bestimmende Einwirkung geübt, und von seinen Straßburger Lehrern hebt er Oberlin hervor. Es erscheint uns nicht zweifelhaft, daß Senkenberg vor seinem Vorgänger den Vorzug als Historiker verdient. Er sah recht gut ein, daß Häberlin zu formlos und weitschweifig gewesen sei, und nahm sich vor, die Fehler desselben zu vermeiden. Bis auf einen gewissen Grad ist ihm dieses auch gelungen. Er überlegt sich wenigstens, was in jener Zeit, wie wir uns erinnern, auch angesehenere Historiker nicht wußten, „was Stil ist". Er steht sachlich nicht außerhalb des Zusammenhanges mit der allgemeinen Bildung der Nation; außerdem lebte er in bequemeren Verhältnissen als Häberlin, welchen schon die Notdurft des Lebens gleichsam gezwungen hatte, in jedem Jahre einen Band zu liefern. Senkenberg macht

[1] S. die Vorrede zum 5. Bande: „... Oder man muß der Wahrheit der Geschichte zu nahe treten, und solche durch Zusätze und Erfindungen, wovon die Quellen nichts wissen, zwar verschönern, aber auch verstellen. Ein Geschmack, den wir zum Teil anfangen, unseren witzigen Nachbarn nachzuahmen, (der) aber gewiß nicht zur Aufnahme einer ächten Geschichtskunde dienen wird".

[2] Senkenberg war ein Sohn des Wiener Reichshofrates H. Christian v. Senkenberg (s. oben S. 365), geboren zu Wien am 23. Mai 1751. Gebildet zu Göttigen und Straßburg, erhielt er 1775 eine Stellung als Beisitzer und später als Rat bei der Regierung. Im Jahre 1784 quittirte er den Dienst und starb am 19. Oktober 1800. Vgl. Strieder, Grundlage zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftstellergeschichte 14, 225 ff.

zugleich den Versuch, die deutschen Partikulargeschichten zu berücksichtigen; doch ist das Unternehmen nur ungenügend durchgeführt. In der Hauptsache bleibt jedoch die Bedeutung auch der Fortsetzung eine überwiegend stoffliche, aber S. übersah recht gut, worauf es bei der Aufsuchung und Ausnutzung des ungedruckten oder des zerstreuten gedruckten Materials ankam. Außer den Reichstagsakten zieht er Zeitungen und Flugschriften gar vielfach zu Rate. An eine Vollendung des Werkes war jedoch auch jetzt nicht zu denken, er hat es vom Jahre 1600 bis 1658 weiter geführt. Gleich nach dem Erscheinen des letzten Bandes ist das Reich selbst zusammengefallen, und die Lust wie das Gefallen an derartigen endlosen Darstellungen seiner Geschichte sind sammt seinem Staatsrecht nicht zu früh aus der Welt verschwunden. — —

Eine wirkliche Förderung der deutschen Geschichte war auf dem von Häberlin breit getretenen Wege nicht zu erreichen. Es fehlte ja noch immer an dem festen Grunde, auf welchem sie aufgebaut werden mußte, und überdies wäre es zugleich an der Zeit gewesen, sich wieder einmal zu fragen, ob mit der fortgesetzten Behandlung der Geschichte des Reiches im Interesse der Aufklärung des geltenden Staatsrechtes, auch wenn es mit mehr Tiefe und Geist geschah, überhaupt noch weiter zu kommen sei? Es war doch vor allem nötig, das deutsche Altertum, die Anfänge unsrer Geschichte und die damit gegebenen Zustände mit größerem Ernste und tieferem Verständnis anzufassen, als es bisher geschehen und gerade die „Reichshistoriker“ gethan hatten. Die deutsche Philologie als solche hat zwar in der in Frage stehenden Richtung viel weniger geleistet, als man etwa erwarten möchte [1]. Das wichtigste war die rührige Förderung der Kenntnis unsrer mittelalterlichen Dichtung, an welcher u. a. auch J. v. Müller in seiner Art lebhaften Anteil genommen hat. Unter den Vorarbeitern für eine korrekte historische Auffassung der nordischen

[1] R. v. Raumer, Gesch. der germ. Philologie S. 204 ff.

Literatur treffen wir auch Schlözer, der in seiner „Isländischen Literatur und Geschichte" (1773) mit der Schärfe seines kritischen Talentes den bodenlosen Phantastereien gegenüber tüchtig aufgeräumt hat. Für die Hauptsache, das richtige Verständnis unsrer älteren Geschichte und Kultur, entschied das aber wenig. Es fehlte da nahezu an nicht weniger als an allem. Ein Mann wie J. Christoph Adelung[1]) z. B. — um einen von vielen zu nennen —, der sich mit der lexikalischen und grammatischen Bearbeitung der deutschen Sprache so viel beschäftigte[2]), hat über unser Altertum noch am Anfange des 19. Jahrhunderts die verkehrtesten und unverständigsten Ansichten vorgetragen. Seine „Älteste Geschichte der Deutschen, ihre Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung" (1806) findet nicht Worte genug, ein vollendetes Zerrbild von der Kulturstufe unsrer Vorfahren in jenen ersten Jahrhunderten zu entwerfen. Und doch war bereits mehrere Jahrhunderte vorher ein Mann aufgetreten, der jenen weit verbreiteten irrigen Anschauungen den Krieg erklärt und einer zutreffenderen Anschauung der deutschen Geschichte überhaupt, und unseres Altertums im besonderen, mit Erfolg die Bahn gebrochen hatte. Wir brauchen es kaum erst ausdrücklich zu sagen, daß wir Justus Möser meinen[3]). Wenn wir ihn nicht bloß als einen ausgezeichneten, sondern als einen in der ganzen Zeit fast einzig dastehenden Mann bezeichnen, fürchten wir, uns recht gewöhnlich auszudrücken, und doch vermögen wir nicht, auf diese ehrenden Formeln zu verzichten oder sie durch andere zu ersetzen. Möser war ein so entschieden politisch und historisch denkender

[1]) S. oben S. 849.

[2]) S. Raumer a. a. O. S. 210 ff.

[3]) S. Mösers S. W., herausgegeben von B. R. Abeken, Berlin 1842 bis 1843, 10 Bde., mit der Biographie von Nicolai im 10. Bande. — F. Kreyßig, J. Möser. Berlin 1857. — Bluntschli a. a. O. S. 463 ff. — Roscher a. a. O. S. 500 ff. (bei so vielen treffenden Bemerkungen des Verfassers sähe man den nicht klaren Ausdruck „Ritterzeit" lieber vermieden). — F. Chr. Schlosser Gesch. des 18. Jahrhunderts, Band 2, stellenweise. — Gervinus a. a. O. IV, 551. — Hettner, LG. des 18. Jahrhunderts, 3. Tl. 2. Buch S. 374 ff.

Kopf, wie seine Zeit in Deutschland kaum einen zweiten aufzuweisen hat. An seinen politischen Anschauungen hat man mit Recht viel verkehrtes entdeckt, und von den Ergebnissen seiner geschichtlichen Forschungen, so beifällige Aufnahme und weite Verbreitung ihnen zunächst auch geworden ist, hat vieles die Probe nicht bestanden, und gleichwohl wird ihm mit nicht weniger Recht immer wieder neue Bewunderung entgegengebracht. Seine allgemeine Bedeutung in der Entwickelung des deutschen Geistes muß jedoch hier als bekannt vorausgesetzt werden, uns kommt es vor allem darauf an, seine Stellung in der Geschichte der Historiographie klar zu stellen. Wir wissen, daß Möser der herkömmlichen Behandlung der deutschen Geschichte in der Gestalt der „Reichshistorie" mit Erfolg entgegentrat und schon das nächste größere Werk von M. J. Schmidt lieferte einen unverkennbaren Beweis dieser tiefgehenden Wirkung. Wir erinnern hierbei weniger an die Vorschläge, die Möser in Betreff der äußern Form in der Behandlung der deutschen Geschichte gemacht hat. Es kommen hierbei die beiden „Phantasien" über „Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe" und der „Vorschlag zu einem Plan der deutschen Reichsgeschichte" in Frage[1]). Gewiß, auch hier finden wir einzelne treffende Gedanken vorgetragen und einige glückliche Einwände gegen die überlieferte Schablone vorgebracht: doch sind sie zu skizzenhaft gehalten, als daß sie sich über die Linie eines zufälligen guten Einfalls oder einer wohlgemeinten Anregung erhöben. Ein Wesentliches war, daß einmal ein Mann von Geist und historischem Sinn, der mitten im handelnden Leben stand, auch halb zufällig zwar, aber doch einem inneren Triebe folgend, in die Geschichtschreibung eingriff. Ein längerer Aufenthalt in England hatte auf ihn, wie so vielen seiner Zeitgenossen diesseits und jenseits des Rheins, anregend und nachhaltig gewirkt. Kein Gelehrter von Beruf und ein Autodidakt, meinte Möser wohl selbst, er sei „zu spät in die historische Schule gekommen und besonders in

---

[1]) S. W. 4, 76—79 und 5, 149—152.

der historischen Kritik zu sehr versäumet"[1]). Er besaß überdies Selbsterkenntnis genug, sich darüber nicht zu täuschen, daß er „oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen", tröstete sich jedoch zugleich mit einem „gewissen Gefühl der Wahrheit", das man wohl Intuition nennen darf. Seine historische Hauptleistung ist seine „Allgemeine Einleitung" in die Osnabrückische Geschichte, die zuerst 1768 erschien und in der zweiten Ausgabe und Fortsetzung im Jahre 1778 in zwei Teilen an das Licht trat[2]). Die „Allgemeine Einleitung" nebst verschiedenen Stücken der „Patriotischen Phantasien" und ein paar anderen kleinen Aufsätzen nebst einigen Briefen sind es, aus welchen wir unser Urteil zu schöpfen haben. Teils dnrch die ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze, teils durch das Beispiel, das er in der Anwendung derselben gab, und den tiefen Eindruck, den er hervorbrachte, ist Möser für die deutsche Geschichtschreibung von Bedeutung geworden. Es ist ein gesunder und kräftiger Realismus, der ihn beseelt und den er in seine geschichtliche Betrachtungsweise überträgt. Der Gegner aller Abstraktionen, als welchen er sich gibt, ist ihm der Mensch nichts, der Bürger alles. Die so weit verbreitete weltbürgerliche Gesinnung beklagt und bekämpft er in Scherz und Ernst, und eben darin sieht er das Eigentümliche und den Nutzen einer Provinzialgeschichte, weil hier der „Staat" viel eher zu seinem Rechte kommt als in der Allgemeinen Geschichte. „Diese, sagte er, nähert sich natürlicherweise immer mehr der Geschichte der Menschheit, die daher freilich mehr Stoff zu großen und glänzenden Gemälden, aber auch wenig Nahrung

[1]) S. W. 10, 256.

[2]) Vgl. Bd. 6 u. 7 der S. W. mit Stüves Mitteilungen von Bruchstücken für den 3. Teil aus Mösers Nachlaß, und den Nachrichten desselben über die Entstehung des Werkes und den Unterschied der 2. von der 1. Ausgabe. Vgl. übrigens Jak. Grimm (in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von Ad. Schmidt 2, 266), der es u. a. bedauert, daß die Gesammtausgabe nicht auch den „ersten Wurf" der Osnabrücker Geschichte vollständig wiederholt habe. Band 8 enthält das Urkundenbuch, auch darüber hat J. Grimm (a. a. O.) sich geäußert.

für den Bürger liefert; besonders (fährt er mit einem leicht verständlichen Seitenblick fort[1]) wo sie, wie uns jetzt einige bereden wollen, den Stoff aus der zweiten Hand nimmt. Sie entzückt, solange man sie lieset, belehrt höchstens in allgemein bekannten Fällen, und entscheidet wenig, wenn man in einem wirklichen Falle Hülfe nöthig hat" [2]). Aus demselben Grunde erklärt er sich auch gegen alle „moralischen Betrachtungen" in der Geschichte eines Staates. „Sie gehören in die Geschichte der Menschheit, und das soll die Geschichte eines Staates nicht sein. Hierin kommt alles lediglich auf die Politik an. . . . Überhaupt entsteht der Mangel an Kraft in unsrer allgemeinen Geschichte daher, daß diejenigen, welche solche beschreiben, oft mehr auf die physikalischen und moralischen als die politischen Fähigkeiten der handelnden Personen sehen, oder die letzteren zu unbestimmt lassen" [3]). Nach seinem Wunsche sollte ja auch der Bauer die Geschichte nutzen, und daraus sehen können, ob und wo ihm die politischen Einrichtungen Recht oder Unrecht thun. Geht Möser so auf der einen Seite auf den Staat in der Geschichte aus, so verwahrt er sich auf der anderen Seite nicht ohne Einseitigkeit gegen die räsonirende Geschichtschreibung, seine Methode ist überhaupt die streng empirische. In dem Vorworte zu der „Allgemeinen Einleitung", bzw. zu dem ersten Bande der Osnabrückischen Geschichte spricht er sich selbst deutlich genug darüber aus[4]). Seinem Ermessen zufolge sollen in der Geschichte, „so wie auf einem Gemälde, bloß die Thaten reden, und Eindruck, Betrachtung und Urteil jedem Zuschauer eigen bleiben. Im Alter, und fast in jeder Periode des Lebens, sehen wir die Begebenheiten von einer ganz anderen Seite an, machen ganz neue Betrachtungen darüber, und vertragen diejenigen nicht mehr, welche uns in jüngeren Jahren

[1]) Vgl. seine Äußerungen in einem Briefe an Nicolai (S. W. 10, 147 bis 148) über Abbts Versuch im Gebiete der „Allgemeinen Welthistorie" (s. oben S. 785).

[2]) Vorrede zum 2. Teile der Osnabrücker Gesch. S. W. 7, VIII—IX.

[3]) Ebendas. S. VI—VIII.

[4]) S. W. 6, VII—VIII.

die prächtigsten schienen. Daher thut in der Geschichte die Handlung, wenn sie moralisch vorgestellet, oder mit ihren Ursachen und Folgen erzählet wird, und schnell und stark fortgehet, eben das, was sie auf der Schaubühne thut. Sie erweckt, nährt und füllt die Aufmerksamkeit der Zuschauer mehr als dabei angebrachte Sittenlehren, die oft zur Unzeit eine Thräne von demjenigen fordert, der über die Handlung lachen muß." Man wird es unter diesen Umständen begreifen, daß die Art der geistreichen Geschichtschreibung, wie sie in Frankreich aufgekommen war und namentlich von Voltaire vertreten wurde, Mösers Beifall nicht hatte. Er warf ihr vor, daß sie gar zu gerne auf Kosten der Wahrheit auf angenehme und unterhaltende Wirkungen ausgehe [1]). Die Berechtigung der Heranziehung kulturgeschichtlicher Momente hat er übrigens nicht in Abrede gestellt, jedoch zugleich das hierbei oft unklar Gefühlte und falsch Durchgeführte mit der Forderung richtig gestellt, „daß der Geschichtschreiber allemal so viel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften mitnehmen soll, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben" [2]). Gegen Voltaire hatte er übrigens schon im Jahre 1758 wegen einer wegwerfenden Äußerung, die dieser gelegentlich gegen Luther, Calvin und Zwingli als Schriftsteller gethan, eine von Witz und Humor sprudelnde Erwiderung gerichtet [3]). Im Grunde führt er nur die Verteidigung Luthers in seiner Advokaten-Weise; für unsern Zweck dürfte es genügen, auf einen Satz aufmerksam zu machen, der, wenn einer, aus Mösers Seele gesprochen ist. Indem er die politische Seite der Reformation betont, hebt er mit Beziehung auf eine kleine Schrift

[1]) S. seine betr. Äußerungen in der Skizze: „Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe" (S. W. 5, 78): „Nichts ist leichter und bequemer, als eine Ursache unterzuschieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern".

[2]) S. W. 6, XXII (Vorrede zum 1. Teil der Osnabrücker Geschichte).

[3]) „Lettre à Mons. Voltaire contenant un Essai, sur le caractère du Dr. M. Luther et sa Réformation" (s. S. W. 5, 215 ff.).

Luthers [1]) nachdrücklich hervor, daß dieser zur Begründung des modernen Staates, der Staatseinheit den Anstoß gegeben habe; dank seiner Lehre gebe es keinen protestantischen Staat, in welchem die physische und moralische Einheit nicht die höchste Instanz sei [2]). Ein Charakteristisches bei Möser ist wie der politische, so der nationale Sinn, und bei der Einheit seines Wesens decken sich beide Momente in ihm. Es war nicht zufällig, daß er den Handschuh, welchen Friedrich d. Gr. in seinem bekannten Aufsatze über die deutsche Literatur hingeworfen hatte, aufhob und in einem würdigen Tone, der zugleich mit Geschick die guten Seiten des Gegners beleuchtete, die ihm ungerecht dünkenden Vorwürfe zu entkräften suchte [3]). Unter den Fortschritten, die unsre Sprache in der Zeit des Königs gemacht, greift Möser mit feinem und glücklichem Takte u. a. auch den einen heraus, daß „unser historischer Stil sich in dem Verhältnis gebessert habe, als sich der preußische Name ausgezeichnet, und uns unsre eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht". Man weiß, daß Goethe später bei der Gelegenheit, wo er Friedrichs Einfluß auf die deutsche Poesie berührt, denselben Gedanken in erweitertem Maße ausgesprochen hat. Möser von seiner Seite wollte doch wohl im Grunde nichts anderes sagen, als daß, um mit Erfolg Geschichte zu schreiben, man Bedeutendes erlebt haben müsse. „Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken."

Wenn ein Mann von dieser originellen und gewiß nicht oberflächlichen Denkungsart, von scharf ausgeprägter politischer und nationaler Gesinnung nun selbst Geschichtschreiber wurde, durfte man sicher etwas nicht Gewöhnliches erwarten. Und wenn

[1]) „Von der Würde und dem Amt der Obrigkeit."

[2]) S. W. 5, 221: „Dans un petit traité, que Luther publia au Commencement de sa Réformation, sur la dignité et les dévoirs du Gouvernement, il commençoit par en établir l'unité, et à l'honneur de sa doctrine il n'y a pas Etat protestant, où l'unité physique et morale ne soit le dernier ressort".

[3]) „Über die deutsche Sprache und Literatur". S. W. 9, 136 ff.

er das deutsche Altertum zum Ausgangspunkt seiner Geschichtschreibung machte, so hatte man ein doppeltes Recht dazu, da allen seinen Vorgängern auf diesem Gebiete zwar nicht Gelehrsamkeit, aber um so gewisser der historische Sinn und die politische Schulung gefehlt hatte. War er doch in noch jungen Jahren, wo ihn seine lebhafte patriotische Empfindung den ersten Befreier Deutschlands von der Fremdherrschaft zum Gegenstande eines Trauerspiels wählen ließ, mit richtigem Gefühle der überlieferten Vorstellung von der angeblichen Roheit der alten Germanen mit Nachdruck entgegengetreten und hatte ihm sogar Tacitus in dieser Sache lange nicht genug gethan [1]). In der „Allgemeinen Einleitung" kommt Möser von selbst auf diese Fragen zurück, hält aber im wesentlichen den früheren Standpunkt fest. Man muß daneben u. a. den Aufsatz „Von der Nationalerziehung der alten Deutschen" halten, die seine in der Einleitung vorgetragenen Anschauungen treffend ergänzt, wenn auch seine Unterscheidung einer „Erziehung im Gefolge" und von der „Gemeinen Unterziehung" keineswegs als begründet erachtet werden kann. Die wirkende Kraft Mösers als Geschichtschreiber ruht nun keineswegs in der Behandlung der in der Bewegung sich entwickelnden Geschichte, sondern in der Erforschung und Schilderung von Einrichtungen, des Lebens und der Sitten, vor allem der sozialen und Rechtsverhältnisse, die zu einer bestimmten Zeit bestanden haben und aus welchen spätere, aus ihnen hervorgegangene ähnliche Zustände verstanden und erklärt werden wollen. So ist es wohl auch gemeint, wenn er sagt, daß seine Einleitung eigentlich zu einer historischen Logik diene, und daher vielleicht nicht erzählungsweise geschrieben sein sollte [2]). Darin, daß er die Landeigentümer als den ursprünglichen und festen Kern des Volkes und als den Ausgangs- und Mittelpunkt seines Gemäldes der altsächsischen Zustände feststellt und alle anderen Begebenheiten, „so gut es sich eben thun läßt", damit verbindet, hat er wohl allgemeine Zu-

[1]) S. die „Vorrede zu dem Trauerspiele Arminius" (S. W. 9, 201 ff.).
[2]) Vorrede zur 1. Auflage.

stimmung gefunden. Wenn er diese Landeigentümer mit einer Handelskompagnie vergleicht, die sich durch einen Vertrag gebildet, so muß diese Voraussetzung freilich dahingestellt bleiben, aber er behält gewiß Recht, wenn er die Veränderungen, welche die ursprüngliche Verbindung, oder sagen wir lieber der ursprüngliche Zustand, erfahren, als die Begebenheiten bezeichnet, die man wissen und woraus man sich belehren will. „Mit einem Worte, so schließt er diese Erörterung, es ist die Naturgeschichte dieser Verbündung, was man sich als pragmatische Historie gedenkt [1]." Es war doch eine ganz neue und originelle Art, wie Möser die Perspektive der Behandlung der deutschen Geschichte von dieser in der Hauptsache wichtigen Grundlage aus beleuchtet. „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens, heißt es, eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer als die wahren Bestandteile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedene Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städt, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und dessen Ehre und Eigentum gehabt: die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich

---

[1]) Vorrede zur 1. Auflage.

Menschen, Rechte und Begriffe allmählich darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit emporgetrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christentum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirket hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte" [1]. Man sieht, worauf es ihm ankommt: er will nicht eine Geschichte der Kriege und Regenten, sondern des deutschen Staates, oder, was mit seiner Auffassung zusammenfällt, der Gesellschaft haben. Es muß nun auf seine Umschreibung der vier Perioden, in welche er die deutsche Geschichte teilt, auf seine eigne Ausführung verwiesen werden; wir aber bleiben besser bei der ersten Periode stehen, die er wirklich dargestellt hat. Und da dürfte man freilich mit nichten behaupten, daß er überall das Richtige getroffen und sich nicht mit zum Teile recht schweren Irrtümern beladen habe [2]. Ein Hauptfehler ist, daß seiner Meinung nach die Staatsordnung der ältesten Zeit im wesentlichen unverändert bis auf Karl d. Gr. fortgedauert habe. Aber schon die Konstruktion der ältesten äußeren Geschichte mit ihren mehr als kühnen Etymologien fordert den entschiedenen Widerspruch heraus. Was er von der „Germania", d. h. der „Herrmania" und „Markomania" u. s. w. vorträgt, kann nur das Entsetzen des Germanisten und Philologen von Fach wachrufen, wenn auch seine Unterscheidung der seßhaften Sachsen und der in steter Bewegung begriffenen Sueven bis in die neueste Zeit herab noch Anhänger gefunden hat. Was aber seine Darstellung der Verfassungsverhältnisse anlangt, so hat er zwar sicher Recht, wenn er den Zusammenhang des mittelalterlichen Staates mit dem Staat der Urzeit festhält, aber er hat es versäumt, denselben nachzuweisen. Man hat ihm mit Recht

---

[1] Vorrede zur 1. Auflage.

[2] Vgl. auch Georg Kaufmann, deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. 1, 349 ff.

den Vorwurf gemacht, daß er den Staat der Merovinger nicht näher untersucht hat, weil ihm jener Zusammenhang als selbstverständliche Voraussetzung galt. Und so entwickelte er die Verfassung der Urzeit aus der des Mittelalters, anstatt zu zeigen, wie die Verfassung des Mittelalters aus der der Urzeit hervorgegangen ist. „Er verlegt den Staat des späteren Mittelalters, seine Heer- und Gerichtsverfassung, seinen Hausbau und sein Hausgewerbe in die älteste Zeit, nur mit der Modifikation, daß er den freien Bauernstand wiederherstellt und den Dienstadel streicht“ [1]). Seine Entwickelung der fränkischen Verfassung trifft, von der angedeuteten Lücke abgesehen, im Grundsatz doch den Nagel auf den Kopf. Die Fortbildung der ältesten Verfassung bei diesem Volke besteht zunächst in dem Untergang des freien Bauernstandes und der Steigerung der Befugnisse des Königs. An die Stelle des Volksheeres traten die Scharen der Dienstleute, und die vom Volke gewählten Richter werden durch die von den Königen bestellten Grafen ersetzt. Diese kräftigende Vorbildung vollzieht sich bei den Franken, und aus der Thatsache, daß die Sachsen bei der ursprünglichen, loseren Verfassung verblieben, erklärt sich, daß diese schließlich unterlagen. Dieser Grundgedanke besteht zu Recht; es fehlt aber in der Reihe seiner Ausführungen nicht an verschiedenen Irrtümern, die durch seine Autorität sich lange behauptet, oder doch eine wesentliche Modifikation erfahren haben. So z. B. seine Ansicht von der „Gefolgeschaft“, von der sog. „Gesammtbürgschaft“ [2]), von der Macht der altdeutschen Priester, die er mit den keltischen Druiden verwechselt u. dgl. m. Für die Annahme Späterer, daß die deutschen Völkerschaften nicht in Dörfern, sondern in Einzelngehöften sich angesiedelt hatten, ist er insofern mit Unrecht verantwortlich gemacht worden, als er seinerseits bei dieser Schilderung nur an Westfalen gedacht hat [3]).

---

[1]) G. Kaufmann a. a. O. S. 353 u. 355.

[2]) Vgl. Waitz, die Verfassungsgeschichte. 3. Auflage 1. Bd. Beilage 1. S. 454 ff.

[3]) Darauf hat schon Waitz (a. a. O. S. 114, Anm. 2) hingewiesen.

Mißverständnisse dieser Art, welche zunächst als solche nicht erkannt, aber in der Zwischenzeit längst beseitigt worden sind, ließen sich ihm noch eine Anzahl nachweisen, sie vermögen aber die Originalität und Großartigkeit seiner Anschauung und den von stetem Hinblick auf die lebendigen Verhältnisse getragenen Scharfsinn in der Durchführung nicht zu verkleinern oder gar aufzuheben. Sein bleibendes Verdienst ist, daß er die entscheidenden Fragen in der Geschichte unsrer älteren Zeit mit glücklichem Auge zuerst erkannt und in den Vordergrund gerückt, und sie zugleich, wie unhaltbar auch einzelne von ihm bearbeitet sein mögen, mit dem Reize einer nahezu volkstümlichen Behandlung ausgestattet hat, der auf diesem Gebiete etwas vollständig Neues war. Der Eindruck und die Wirkung seiner Einleitung waren daher gewaltig, es war gleichsam eine neue Welt, welche er seinen Zeitgenossen wie durch einen Zauberschlag erschloß. Obgleich die deutsche Sprachkunde noch unentwickelt war, von einer Geschichte unseres deutschen Altertums, soweit die Verfassungs- und Gesellschaftsverhältnisse dabei in Frage kommen, durfte doch erst jetzt im Ernst gesprochen werden. Um eine solche Wirkung hervorzubringen, das setzte zugleich eine so warme und liebevolle Versenkung in das Leben und Weben des Volkes voraus, die kaum einem seiner Zeitgenossen in diesem Maße zugeschrieben werden kann wie ihm. Dazu gehörte ferner die tiefe Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Volk und Staat und das lebendige patriotische und politische Gefühl, das ihn beseelte und beherrschte. Von Vorgängern in der Behandlung der Fragen, die das Charakteristische und Ursprüngliche seiner Leistung bedingen, kann man nur in geringem Maße sprechen. Wenn er der Beschreibung der „natürlichen Beschaffenheit des Landes“ eine „kurze Nachricht“ gibt [1]), und die Kenntnis derselben in der Geschichte für „unentbehrlich erklärt, so darf man wohl an die Anregungen Montesquieus denken, im übrigen und in allem wesentlichen erscheint

---

[1]) S. W. 6, 74—101.

er vollkommen selbständig und ließe sich eine wahre „Gefolgschaft“ von denkenden und gedankenlosen Anhängern seines geschichtlichen Systems und seiner Ideen vorführen. — —

Eine der gewissen und heilsamen Nachwirkungen der Anregungen Mösers war unzweifelhaft die Thatsache, daß das jüngere Geschlecht der deutschen Historiker in dem breit getretenen herkömmlichen Geleise nicht mehr verharren durfte. Möser hatte gelegentlich und im Vorbeigehen zugleich auf Erscheinungen unsrer nationalen Vergangenheit aufmerksam gemacht, welchen man bis dahin geringe Beachtung geschenkt hatte und die freilich mit der Reichshistorie in losem Zusammenhang zu stehen schienen, z. B. die deutsche Hansa u. a. m.[1]). Wie weit verbreitet das Bedürfnis nach einer über die Schranken der „Reichshistorie“ hinausreichenden Darstellung unsrer Geschichte war, bewies am deutlichsten die Aufnahme, welche die „Geschichte der Deutschen“ von Michael Ignaz Schmidt[2]) in allen Kreisen der Nation gefunden und längere Zeit behauptet hat. Man kann ja nicht sagen, daß der Verfasser ein Talent ersten Ranges war, aber zugeben muß man, daß er Beruf zu seiner Aufgabe mitgebracht und mit Gewandtheit dieselbe gelöst hat. Eine Umwälzung in der Behandlung seines Gegenstandes hat er freilich nicht hervorgerufen, er steht mehr auf dem Standpunkte des Eklektikers, der seinen eigenen, verständigen Plan verfolgt, aber das Gute und Brauchbare, das er vorfindet, ohne darüber viel Worte zu verlieren, aufnimmt

[1]) Vgl. S. W. 3, 171 ff. In den patriotischen Phantasien finden sich eine Reihe solcher Anregungen zerstreut, die hier freilich nicht weiter verfolgt werden können.

[2]) Schmidt, am 30. Januar 1736 zu Arnstein im Hochstift Wirzburg geboren, an der Wirzburger Hochschule gebildet, wurde Weltpriester, 1771 Universitätsbibliothekar in Wirzburg und Professor der deutschen Reichsgeschichte und folgte 1780 einem Rufe nach Wien, wo er am 1. November 1794 als Direktor des k. k. Hausarchivs gestorben ist. Vgl. D. Franz Oberthür, M. J. Schmidts Lebensgeschichte. Hannover 1802. — Baader, Lexikon verst. bairischer Schriftsteller 2. Tl. S. 204 und meine Gesch. der Universität Wirzburg, 1. Bd. (stellenweise).

und verarbeitet [1]). Sein Werk zerfällt in zwei Abteilungen: die erste reicht bis zum Ausbruch des schmalkaldischen Krieges, die zweite, die sog. „Neuere Geschichte der Deutschen", hat er bis in die Zeiten K. Leopolds I. hinein, bzw. bis zum Jahre 1660 geführt, worauf sie dann nach seinem Tode von Andern fortgesetzt und vollendet worden ist. In der Fixirung der beiden Abteilungen folgt er Häberlin, nur daß man ihm mit Recht einwenden könnte, daß der schmalkaldische Krieg nicht gerade als ein rationell gewählter Ausgangspunkt der „Neueren Geschichte" angesehen werden kann. Was er bieten will, spricht er selbst mit deutlichen Worten aus. „Meine Absicht bei diesem Werke ist, zu zeigen, wie Deutschland seine damaligen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung bekommen habe; kurz, wie es das geworden sei, was es wirklich ist" [2]). Ein Charakteristisches für Schmidt ist es, wie sich bereits aus diesen Worten erraten läßt, daß er, der katholische Priester, auf dem Boden des aufgeklärten Katholicismus und des liberalen Absolutismus der Josephinischen Zeit steht und sich in ausgesprochenem Gegensatze gegen die Jesuiten, auch nach Aufhebung ihres Ordens, fühlt. So begreift es sich, daß Maria Theresia und Kaiser Joseph ihn und sein Werk hochschätzten, ihn nach Wien in eine ehrenvolle Stellung beriefen und zum Lehrer des späteren Kaiser Franz II. machten. Die kulturgeschichtlichen Momente einerseits wie die Zustände der Kirche und des Klerus bedenkt er mit sichtbarer Vorliebe. Die Anlage des Ganzen wie die Auswahl des Vorgetragenen bezeugten literarische Geschicklichkeit. Schmidt versteht gut zu erzählen, ohne daß man der Form besondere Kunst oder

[1]) Ranke hat gelegentlich die ehrenden Worte: „Höchst geschickt und talentvoll" von J. M. Schmidt gebraucht. Vgl. auch die Äußerung W. v. Giesebrechts in der Hist. Zeitschrift von H. v. Sybel 1, 61.

[2]) Vorrede zum 1. Teile der 1. Ausgabe, vom Jahre 1778 datirt. Die „Gesch. der Deutschen" (bis 1544) begriff in der 1. Ausgabe 5 Teile, die „Neuere Geschichte der Deutschen" 7 Teile.

der Auffassung ungewöhnliche Originalität und Tiefe zuschreiben könnte. Wenn man das Werk aber mit der unendlichen Breite und Formlosigkeit eines Häberlin vergleicht, so versteht man auf der Stelle, warum es eine so günstige Aufnahme gefunden hat. Schmidts historisches Urteil ist keineswegs überall treffend, aber vor groben Mißverständnissen weiß er sich doch meist frei zu halten. Der Stand des Verfassers und die Unabhängigkeit seiner Gesinnung haben neben den angedeuteten Vorzügen sicher zu der guten Aufnahme, die das Werk gefunden, mit beigetragen. Es gilt das freilich nur von der ersten Abteilung, bzw. der Geschichte des deutschen Mittelalters; mit der Darstellung der Reformation hat sich, im protestantischen Deutschland wenigstens, das Urteil mit Grund modifizirt[1]), obwohl, materiell betrachtet, das Werk seitdem gewonnen hat, weil Schmidt in der Lage war, die Schätze des kaiserlichen Archivs zu benutzen und zu verwerten. Möser, der nicht verkannte, daß Schmidt vielfach auf seinen Spuren wandle, hatte ihm gleich anfangs seine Anerkennung nicht vorenthalten[2]); dagegen fand Spittler, der in den Gött. Gel. Anzeigen die einzelnen Bände zuerst recht günstig censirt hatte, über die Darstellung der neueren Zeiten, von Karl V. an, doch vielfache Einwendungen zu machen und Bedenken auszusprechen. Auch mit der Form ist er seitdem weniger zufrieden, weil er findet, daß der an sich wertvolle archivalische Stoff der Durcharbeitung Eintrag thue[3]). J. von Müller hat zwar dem 5. und 6. Bande der „Neueren Geschichte" eine rühmende Besprechung gewidmet[4]),

[1]) Der bekannte Jenaer Philosoph Reinhold hat sogar eine eigene Schrift „Zur Ehrenrettung der Reformation gegen zwei Capitel von M. J. Schmidts Geschichte der Teutschen" erscheinen lassen (Jena 1789). Auf einzelne Schwächen der Reformationsgeschichte Schmidts und selbst der Wiedergabe des archivalischen Materials hat schon Ranke, deutsche Gesch. (3. Ausgabe), 4, 81 Anm. 1 und S. 305 Anm. 1) aufmerksam gemacht.

[2]) S. Oberthür a. a. O. S. 252 und Mösers S. W. 10. Tl. S. 240.

[3]) S. Spittlers S. W. 11, 662 ff.

[4]) S. W. 26, 157. — (Der 5. Band war 1792, der 6. Band 1793 erschienen.)

wenn aber Schmidt das Urteil gekannt hätte, das sein Rezensent einige Jahre früher in einem Briefe an Dohm über seine Geschichte ausgesprochen hatte, würde er das ihm öffentlich erteilte Lob schwerlich für ganz ernsthaft genommen haben [1]). Es kann übrigens keinem Zweifel unterliegen, daß die „Neuere Geschichte" an Freiheit oder Sicherheit des historischen Urteils im Gegensatz zu der ersten Abteilung oft vieles zu wünschen übrig läßt — man sehe nur die optimistische Behandlung K. Ferdinands II. darauf hin an — und daß die nahen Beziehungen zum Wiener Hofe keineswegs so durchweg günstig auf die Weiterführung des Werkes gewirkt haben. Im übrigen soll daran erinnert werden, daß Schmidt schon früher gegenüber den anerkennenden Stimmen über seine vorurteilsfreie Behandlung der mittleren Zeiten angedeutet hatte, daß seine Lobredner, wenn er erst bis zur Darstellung der Reformation vorgedrungen sein werde, leicht eine Enttäuschung erwarten dürfte. Auf die Dauer konnte jedoch das Ansehen, welches das Werk ein Menschenalter hindurch besaß, überhaupt nicht bestehen. Dazu war der originale, wissenschaftliche Wert doch nicht groß und die Form nicht bedeutend genug. Für seine Zeit hat es seine Bestimmung erfüllt und in der Entwickelung der Behandlung der deutschen Geschichte wird es immer mit Ehren genannt werden. Die Anerkennung, daß Schmidt die erste deutsche Geschichte nicht bloß des Reiches, sondern auch des Volkes geschrieben hat, wird trotz aller Schwächen derselben stets unangefochten bleiben müssen.

Der nächste Fortsetzer des Werkes war Joseph Milbiller, ebenfalls katholischer Priester, in seiner Denkweise eine Schmidt

[1]) S. Müllers S. W. 38, 31. Müller spricht hier davon (d. 10. Oktober 1786), daß ihm in den letzten Tagen seiner vielfältigen Untersuchungen oft das eine Gefühl „von den Nothwendigkeiten einer neuen Bearbeitung der von den vorigen geistlos geschriebenen und von Schmidt geflissentlich verdrehten Reichshistorie aufgestiegen sei". (Als Müller diesen Brief schrieb, lebte er noch in Mainz, jene Rezension ist aber nach seiner Übersiedlung nach Wien abgefaßt. Jene tadelnden Worte werden indes auf die erste Abteilung des Werkes zu beziehen sein).

verwandte Natur, aber ein entschiedener Anhänger der Aufklärung [1]). Er hatte sich u. a. als Historiker bereits als Fortsetzer von Joh. Kaspar Risbecks „Geschichte der Teutschen" bekannt gemacht [2]). Seine Fortsetzung, die von den Zeiten K. Leopolds I. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein reicht, ist seines Vorgängers nicht unwürdig, mit Benutzung seines Nachlasses und in demselben Geiste geschrieben. Freilich stand Milbiller insoferne im Vergleich mit diesem im Nachteil, als ihm das Wiener Archiv nicht mehr zur Verfügung stand. Er war daher nicht in der Lage, seiner Arbeit den materiellen Wert zu geben, welcher der „Neueren Geschichte" Schmidts zukommt [3]). Für die Behandlung der politischen Geschichte hat er im übrigen eine größere Unbefangenheit und zum mindesten eine nicht geringere Anlage mitgebracht [4]). Noch während Schmidt mitten in der Arbeit begriffen war, hatte der Jenaer Professor Christoph

---

[1]) Vgl. Baader, bairisches Schriftsteller-Lexikon I, 2. S. 42—45. — Milbiller, am 5. Oktober 1753 zu München geboren, in Ingolstadt gebildet, hatte längere Zeit mit Semler in Halle verkehrt, dann zuerst in Passau als Lehrer der Geschichte gewirkt, nach Verlust dieser Stellung in Wien privatisirt, wurde 1779 Professor der Geschichte in Landshut und starb am 28. Mai 1816. Seine zahlreichen Schriften finden sich bei Baader verzeichnet.

[2]) Risbeck — der Verfasser der „Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland", einer Schrift, die s. Z. einiges Aufsehen gemacht hat — ließ den 1. Band der „Geschichte der Teutschen" 1788 zu Zürich erscheinen; derselbe ist bündig gehalten und reicht bis zu K. Friedrich I. (exkl.). Die folgenden 3 Bände rühren von Milbiller her und erstrecken sich bis 1765. Sie sind geschickt geschrieben und in entschieden antihierarchischem Sinn gehalten. Die relative Bündigkeit der Darstellung und die stete Berücksichtigung der Kulturgeschichte haben das Werk populär gemacht. Es interessirt vielleicht zu lesen, daß der Geschichtschreiber Friedrich Christoph Schlosser dasselbe seiner Freundin Frau Schmidt in Frankfurt a. M. noch im Jahre 1818 zur Lektüre empfohlen hat. S. G. Weber, Fr. Christ. Schlosser, der Historiker. Leipzig 1876. S. 124.

[3]) Vgl. Milbillers Vorrede zum 9. Bande (d. h. dem 3. Bande seiner Fortsetzung).

[4]) Die Vollendung des gesammten Werkes (Bd. 18—20, bis 1856) gehört G. L. v. Dresch an (geb. 1786, gestorben als Professor zu München 31. Oktober 1836. Vgl. Wäschersleben in der A. D. Biographie 5, 395.

Gottlob Heinrich seine „Geschichte des Teutschen Reichs" begonnen, die er bis zum Ende desselben durchgeführt hat[1]). Er hatte sich in die Literatur mit einem „Handbuch der sächsischen Geschichte" eingeführt, das ihm aber von seinem Lehrer J. G. Böhme in Leipzig den Vorwurf eintrug, daß er dessen Vorträge über diesen Gegenstand stillschweigend zu gründlich benutzt habe. Heinrich schrieb außerdem eine Geschichte Frankreichs und Englands, seine vergleichungsweise bedeutendste Leistung ist jedoch offenbar die „Teutsche Reichsgeschichte", die ihm freilich unter den Händen weit über den ursprünglichen Plan hinausgewachsen ist. Die staatsrechtliche Seite der Geschichte des Reichs wird nachdrücklich bedacht, die betreffenden Verhältnisse klar entwickelt, daneben werden aber zugleich die kulturhistorischen Momente, darunter Handel und Industrie, oft recht eingehend behandelt. In der Darstellung der älteren Zeiten schließt sich Heinrich an Möser an, im übrigen geht er ruhig seinen eigenen Weg, ohne jedoch irgendwie auf Originalität Anspruch machen zu können. Seine kritische Kraft ist mäßig und unterläßt er es, sich an den noch ungelösten schweren Fragen zu versuchen, obwohl er nicht gerade aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen liebt. Die Form der Darstellung verschmäht jeden künstlerischen Anlauf und sinkt oft bis zum Chronikenstil herab. — —

---

[1]) Heinrich, geboren 1748 zu Dahlen im Königreich Sachsen, in Leipzig gebildet, wurde 1782 als Professor der Geschichte nach Jena gerufen, wo er nach einer Wirksamkeit von 28 Jahren im Jahre 1810 gestorben ist. Er ist u. a. bekannt durch seinen Konflikt mit Schiller (vgl. Fielitz, Schiller und Lotte II, 108 und Boas, Xenienkampf I, 162). Vgl. Meusel a. a. O. s. h. v. und H. C. A. Eichstadii, Opuscula Oratoria p. XVII. Heinrich war ein fleißiger Schriftsteller und daneben musikalisch, was er als „Entrepreneur" der „Rosenconzerte" in Jena bethätigte. Vgl. Diel, Clemens Brentano I, 167. Von Heinrichs „Teutscher Reichsgeschichte" erschien der 1. Band 1788, auf welchen noch weitere acht folgten. Sie bildeten einen Teil der deutschen Bearbeitung von Guthries und Grays Auszug aus der englischen Allgemeinen Geschichte. Er war mit dem älteren Eichhorn sehr befreundet und der Schwiegervater Karl Friedrich Eichhorns (vgl. Schulte, K. Fr. Eichhorn S. 31).

Außer solchen, die deutsche Geschichte in ihrer ganzen Ausdehnung behandelnden Werken, sind auch Schriften entstanden, die einzelne Momente derselben zum Gegenstand haben, wie die „Geschichte des deutschen Handels“ von F. Christoph J. Fischer[1]) und die „Geschichte der teutschen Landwirthschaft von den älteren Zeiten bis zu Ende des 15. Jahrhunderts“ von Karl Gottlob Anton[2]). Sie erschöpften ihre Aufgabe nicht, sind aber beide grundlegender Natur, und es wollte schon etwas bedeuten, daß Fragen der Art überhaupt einmal gestellt und ihre Beantwortung versucht wurde. Die wirtschaftliche Entwickelung der Völker und der Deutschen im besonderen erfahren überhaupt seit der Hinwendung der Geschichtschreibung zu den Verhältnissen der Kultur beachtenswerte und fruchtbare Berücksichtigung, und es ist nicht schwer, die Spuren des Einflusses, welche z. B. Möser in dieser Beziehung geübt hat, zu erkennen[3]). Von ähnlichen Tendenzen geleitet, schrieb Dietrich Hermann Hegewisch seine „Übersicht der deutschen Culturgeschichte bis zu K. Maximilian I. (1788), ein gelungener Wurf, freilich oft zu skizzenhaft und manchmal doch auch lückenhaft[4]). Seine Laufbahn als Geschichtschreiber

[1]) Das Werk erschien in 4 Bänden in den Jahren 1785—1792. — Fischer, geboren 1750 zu Stuttgart, starb nach wechselnden Schicksalen 1797 als Professor des Staats- und Lehrrechts in Halle. Von seinen verschiedenen Schriften erwähnen wir „Geschichte des Despotismus in Deutschland, mit Urkunden (1780). Vgl. Inama in der A. D. Biographie 7, 65 und Roscher a. a. O. S. 532.

[2]) Der 1. Band von Antons Werk erschien 1779—1782 zu Görlitz. — Anton, 1751 zu Leuben in der Oberlausitz geboren, starb 1818 als Oberamtsadvokat in Görlitz. Er gehört zu den Stiftern der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Er publizirte eine Reihe historischer Schriften, darunter auch eine „Geschichte des Tempelherrnordens“ — eine Übersetzung der Germania des Tacitus mit Commentar (2. Aufl. 1779). Vgl. die A. D. Biographie 1, 497.

[3]) Wir erinnern beispielshalber an K. H. Langs „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung“ (1793), Paul von Stettens „Kunst-Gewerbe- und Handwerksgeschichte von Augsburg“ (1779 ff.), J. F. Roths „Geschichte des Nürnberger Handels“ (1800), Hüllmanns „Finanzgeschichte des Mittelalters“ u. s. w. Vgl. Roscher a. a. O. S. 912 ff.

[4]) Hegewisch, geboren 1746 zu Quackenbrigge im Hochstift Osnabrück, ursprünglich Theologe, dann Journalist und Historiker, wurde 1780 als Pro-

hatte er (1777) mit einer „Geschichte Karls d. Gr." begonnen, auf welche er eine „Geschichte der fränkischen Monarchie vom Tode Karls d. Gr. bis zu dem Abgange der Karolinger" (1779) und eine „Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis zum Tode K. Heinrichs II." (1781) und eine „Geschichte Maximilians I." (1782) folgen ließ. Alle diese Schriften fanden bei den Zeitgenossen sichtlichen Beifall und legten ohne Zweifel von einem mehr als mittleren Maße historischen Talentes und formeller Darstellungsgabe Zeugnis ab. Die Monographie über „Maximilian" erscheint uns heutzutage mit Recht ungenügend — sie ist ausschließlich nach dem gedruckten Material gearbeitet —, den Zeitgenossen hat sie gleichwohl eine fruchtbare Anregung gegeben. Der Geschichte der Kaiser aus dem sächsischen Hause hat sich K. L. von Woltmann in seiner ersten Epoche mit einer Anzahl von „Biographien" angenommen und ein Talent der Darstellung verraten, das, um auf diesem Felde nachhaltiger wirksam zu sein, nur eine nachdrücklichere Schulung verlangt hätte[1]). Woltmann wollte auf diese Skizzen eine „Geschichte der Hohenstaufen" in Italien folgen lassen, zog aber, schwerlich zum Schaden der Sache, die Hand davon beim ersten Hindernisse wieder zurück. Der Geschichte der Staufer gelten die Schriften Wilhelm Jägers über K. Heinrich VI. und Konradin[2]), K. W. von Funcks über K. Friedrich II.[3]) Im ganzen genommen, obwohl die Schrift

---

fessor der Geschichte nach Kiel gerufen, wo er 1812 nach fruchtbarer Lehrwirksamkeit gestorben ist. Vgl. A. D. Biographie 11, 278.

[1]) S. K. L. v. Woltmanns S. W. 5. Lieferung 1. Bd. und 1. Lieferung 1, 41 ff.

[2]) Jäger, geboren 1734 zu Nürnberg, gestorben 1795 als Professor zu Altdorf. Von ihm gibt es auch eine Geschichte Karls d. K. von Burgund. Vgl. Meusel, Lexikon der verst. Schriftsteller 6, 214 ff.

[3]) W. v. Funck, geboren 1731 zu Braunschweig, starb als sächsischer Generallieutenant im Jahre 1828. Er stand dem Körner-Schiller'schen Kreise näher und kommt in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner öfters vor. Er arbeitete auch für die von Schiller unternommenen „Memoires" und die Horen. Vgl. auch den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2. Ausgabe) N. 232. Vgl. A. D. Biographie 8, 200.

Funcks besser gearbeitet ist, hat das Zeitalter der Staufer, was die eigentliche politische Geschichte anlangt, durch genauere Untersuchungen geringe Förderung erfahren. Eine wirkliche Bereicherung der sog. Epoche des Zwischenreiches lieferte G. Christ. Gebauer[1]) durch die Schrift: „Leben und denkwürdige Thaten Herrn Richards, erwählten römischen Kaisers" (1744), ein Werk durchaus gründlicher und urkundlicher Haltung, dessen Wert noch ungemindert fortbesteht, wenn auch der leitende Grundgedanke, daß die Bezeichnung „Interregnum" für jene Jahrzehnte überhaupt nicht zutreffend sei, keineswegs Zustimmung gefunden hat. Ein ähnliches oder noch größeres Lob hat sich G. F. Sartorius durch seine „Geschichte des hanseatischen Bundes" (1802) verdient, eine Arbeit, die eine der wichtigsten Erscheinungen unsrer nationalen Geschichte zum erstenmale in ihrer ganzen Bedeutung erkennbar machte und wissenschaftlich behandelte[2]). Sartorius brachte eine Reihe von Eigenschaften mit, wie sie ein solches Unternehmen, wenn es gelingen sollte, voraussetzte. Seine staatswissenschaftlichen Kenntnisse und seine Schulung in der Behandlung politischer Theorien befähigten ihn in besonderem Grade dazu. Seinen historischen Blick hatte er bereits (1795) durch eine „Geschichte des Bauernkrieges" bewährt, die zuerst und richtiger als frühere und treffender als manche spätere die wahre Natur dieser elementaren Explosion als eine allgemeine demokratische Bewegung und nicht als das Werk eines bloß einzigen, wenn auch intensiv beteiligten Standes behandelte. Aus der Zeit nach der Wiederherstellung

---

[1]) S. oben S. 541.

[2]) Sartorius, geboren 25. August 1765, in Göttingen gebildet, ging von der Theologie zur Philosophie, Geschichte und den Staatswissenschaften über und wurde in Göttingen zuerst (1802) Professor der Philosophie, 1814 der Politik. Er starb 24. August 1828. Den Beinamen „von Waltershausen" erhielt er als Besitzer des Gutes d. N. in Unterfranken und durch die Nobilitirung durch den König Ludwig von Bayern. — Sein in Frage stehendes Werk (3 Bde. 1802—1808) unterzog Sartorius einer gründlichen Neubearbeitung, die nach seinem Tode Lappenberg vollendete und unter dem Titel: „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa bis zum 13. Jahrhundert" im Jahre 1830 herausgab. Vgl. die lehrreiche Vorrede des Herausgebers.

durch K. Rudolf ist es die Geschichte K. Adolfs (von Nassau), welche die Aufmerksamkeit von ein paar Forschern nicht ohne Erfolg in Anspruch genommen hat, nämlich: J. P. Wagners und H. W. von Günderode's [1]). Um die Geschichte des 14. Jahrhunderts hat sich Johann Daniel von Olenschlager durch eine Reihe von Schriften in nicht geringem Maße verdient gemacht [2]). Das gedachte Jahrhundert umschließt eine Anzahl der wichtigsten Momente der Reichsgeschichte und konnte die Aufmerksamkeit eines literarisch angelegten Reichsbürgers, wie Olenschlager war, wohl beschäftigen. Über die Linie der reichsstaatsrechtlichen und zugleich stofflichen Bedeutung erheben sich diese Schriften freilich nicht. Es mag jedoch daran erinnert werden, daß der heranwachsende Goethe mit dem Verfasser der „Neuen Erläuterung der goldenen Bulle" in nähere nachbarliche Berührung gekommen ist [3]). Mit geringerer Befriedigung läßt sich von der Erforschung der deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts sprechen; von einigen quellenmäßigen Beiträgen und dem, was im Interesse der Untersuchung der Geschichte der Luxemburger in Böhmen durch Männer wie Dobner, Pelzel u. dgl. geschehen ist, haben wir Erhebliches nicht zu verzeichnen.

Die Geschichte der Reformation in Deutschland hat — am Ende des 18. Jahrhunderts — eine einzige monographische

---

[1]) J. P. Wagner, Schediasma 1—10, de vita Adolphi Nassov. regis Rom. Wiesbad. 1785. — H. W. Günderode, Geschichte des römischen Königs Adolf (s. dessen S. W. herausgegeben von E. L. Posselt. 2. Bd. Leipzig 1787. — Ebendaselbst finden sich noch ein paar die ältere deutsche Geschichte betreffende Abhandlungen.

[2]) Olenschlager war geboren zu Frankfurt a. M. 1718, gestorben 1778. Vgl. Meusel 9, 239 ff. Außer dem Hauptwerke, der Erläuterung der goldenen Bulle (1763), schrieb Olenschlager die „Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts" (1755); schon zuvor eine „Geschichte der Interregni nach Absterben K. Karls VII." (1746), eine Fortsetzung der Einleitung Pufendorfs in die Geschichte der vornehmsten Reiche u. s. w. (1682).

[3]) Vgl. Dichtung und Wahrheit S. W. 19, 31 und G. L. Kriegk, die Brüder Senkenberg S. 364—365.

Bearbeitung erfahren, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen; sie rührt von einem Manne her, dem man auf verschiedenen Gebieten der Geschichtschreibung begegnet und der weniger durch eine hervorragende einzelne Leistung, als durch die Summe seiner Bestrebungen und seine allgemeine Stellung in der Literatur und Geschichte jener Zeit ein Maß der Beachtung in Anspruch nimmt, das wir an diesem Orte freilich nur andeuten können: Karl Ludwig Woltmann[1]). Er hat sich, wie kein anderer der Historiker jener Zeit, mit der Theorie der Geschichtschreibung beschäftigt und die höchsten Anforderungen als ein Werk der Kunst für seine Person an sie gestellt, und doch niemals einen befriedigenden und nachhaltigen Erfolg erzielt[2]). Unzweifelhaft mit nicht gewöhnlicher literarischer Begabung ausgestattet, legte er doch zu bald auf die sorgfältige und methodische Arbeit der Forschung ein zu geringes Gewicht und suchte durch die Kunst der Form und räsonirende Betrachtung zu ersetzen, was durch solche Eigenschaften wohl im Werte erhöht, aber niemals entbehrlich gemacht werden kann. Seine „Einleitung zur älteren Menschengeschichte“ hat ihm daher, so wenig als der „Grundriß zur neuen Menschengeschichte“, den erwarteten Dank eingetragen und ist sogar von Schiller, der doch selbst nicht zu den Männern von Fach gehörte, ungünstig genug, aber nicht ungerecht, beurteilt worden[3]). Die „Geschichte der Reformation

[1]) Vgl. oben S 919. — Woltmann, geboren 1770 zu Oldenburg in Göttingen gebildet, wurde 1790 ao. Professor in Jena, ging 1799 nach Berlin, nahm diplomatische Dienste, privatisirte seit 1806 und zog sich 1813 nach Prag zurück, wo er 1817 gestorben ist. Vgl. seine „Selbstbiographie“ im 1. Bande seiner S. W. und G. Jansen, aus vergangenen Tagen u. s. w. (Oldenburg 1877), stellenweise.

[2]) Seine schon einmal berührte Schrift über J. v. Müller kommt hierbe besonders in Betracht, sie hält sich aber nicht frei von Zweideutigkeiten gegen den Toten, um dessen Gunst im Leben er sich eifrig beworben, und ist ihm daher mit einigem Recht verdacht worden.

[3]) S. den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Neue Ausgabe N. 302. Der Briefwechsel, bzw. Schiller, kommt öfter auf Woltmann, aber meistens abfällig, zu sprechen, obwohl die persönlichen Beziehungen beider gute waren.

in Deutschland" darf doch wohl als das gelungenste historische Werk Woltmanns betrachtet und über seine Staatengeschichte von Frankreich und England gestellt werden. Eine Frucht tiefer Forschung ist es freilich nicht und man könnte zur Vermutung gelangen, daß es z. B. ohne Plancks „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" schwerlich entstanden wäre. Von dieser Thatsache hatte Woltmann selbst ein Gefühl und er hat seine Schrift nicht umsonst seinem genannten Vorgänger gewidmet. Planck hat bekanntlich in jenem Werke, dem übrigens für die Darstellung der Geschichte der Reformation trotzdem eine grundlegende Bedeutung zukommt, die ihm bekannte Methode des subjektiven Pragmatismus mit ebenso vollendeter Virtuosität als unverkennbarer Einseitigkeit durchgeführt [1]. Man dürfte nun nicht behaupten, daß Woltmann etwa in der Anwendung dieser Methode den Meister ungebührlich nachahmt: das Charakteristische und relativ Wertvolle dabei ist vielmehr außer der gut protestantischen Gesinnung ein bestimmtes Maß von Leidenschaftslosigkeit, Objektivität und Klarheit der Darstellung, das eher den Jünger Spittlers als Plancks erraten läßt, aber freilich gelegentlich sich selber untreu und schleppend wird [2]. —

Die noch übrigen Beiträge des 18. Jahrhunderts zur Geschichte Deutschlands und des deutschen Reichs werden besser im Zusammenhange mit den Leistungen über die neuere Geschichte überhaupt oder der betreffenden Landesgeschichten ihre Würdigung finden. Schriften, wie die von J. J. Moser, die etwa an dieser Stelle noch ihre Erwähnung erwarten [3], sind überwiegend stoff-

[1]) S. F. Ch. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung S. 174 ff. — Ein späteres, hierbei in Frage kommendes und auch für die politische Geschichte nicht unfruchtbares Werk ist Plancks „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" 5 Bde. (1803—1809). Das ältere Werk umfaßt 6 Bände und erschien in den Jahren 1781—1800.

[2]) Vgl. das strenge Urteil Schillers a. a. O. N. 768.

[3]) Staatshistorie Teutschlands unter K. Karl VII. 2 Bde. (1743—1744). — Einleitung in die Staatshistorie Teutschlands unter der Regierung K. Franz (I.) (1755). Die „Probe einer Staatshistorie unter der Regierung K. Joseph (I.)"

licher Natur und stehen überdies auf dem reichsstaatsrechtlichen Standpunkt, der in der Zwischenzeit doch ziemlich überwunden worden ist. Einen erheblichen Fortschritt in der Geschichtschreibung repräsentiren sie nicht. Dagegen verdient seine „Neueste Geschichte der unmittelbaren Reichs-Ritterschaft unter K. Mathias bis Joseph I." (2 Bde., 1755), obwohl sie die angedeutete Haltung nicht verläßt und in der geschichtlichen Beurteilung öfters strauchelt, hier eine Erwähnung, weil ein für die Reichsgeschichte notorisch wichtiger Gegenstand in ihr eingehend behandelt wird. —

Als eine Förderung der Geschichte der deutschen Kirche, insoferne sie mit der politischen Geschichte im nächsten Zusammenhang steht, zeichnen wir das Unternehmen der gelehrten Benediktiner von St. Blasien (im Schwarzwalde) aus, das auf die Herstellung einer Germania sacra, die ja schon öfters von anderer Seite in Aussicht gestellt erschien, gerichtet war und wenigstens die Geschichte der Bistümer von Wirzburg und Bamberg [1]), und Constanz [2]) und Chur [3]) vor dem Zusammenbrechen des deutschen Kirchenstaatswesens ausgeführt hat. Dieselben sind auf urkundlicher Grundlage aufgebaut und behaupten ihren bleibenden Wert. Sie könnten freilich ebenso gut unter dem Gesichtspunkte der deutschen Landesgeschichte in Betracht gezogen werden. — —

(1738) ist schon früher erwähnt worden. Vgl. seine Selbstbiographie. 3 Tle., 3. Auflage 1777, die zwar ohne Geist geschrieben, über höchst lehrreich ist.

[1]) Episcopatus Wirceb. (1794) und Bamberg. (1802) durch P. Ämilian Ussermann (vgl. J. Bader, das Kloster St. Blasien und seine Gelehrte Akademie S. 113.

[2]) Durch P. Trupert Neugart (Episcopatus Constanc. 1803) fortgesetzt (2. Bd.) 1863. Vgl. Bader a. a. O. S. 115—118) und die Briefe Neugarts an J. v. Müller (Maurer-Const. Sammlung Bd. 6) Neugart hatte Müller mit Nutzen nach Mainz empfohlen und auch einmal gehofft, denselben zur Mutterkirche zurückkehren zu sehen.

[3]) „Episcopatus Curiensis in Raetia" (1797) von P. Ambrosius Eichhorn (vgl. über ihn G. v. Wyß in der A. D. Biographie 5, 729).

2. Die Landesgeschichte.

Herder hat einmal die Frage aufgeworfen: „Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?“ [1]) Was ihm als solche vorlag, war nicht das, was er unter einer solchen verstand; er tröstete sich jedoch mit der Erwägung: „Was noch nicht geschrieben ist, zeigt durch sich genügsam, daß es bis dahin noch nicht geschrieben werden konnte. Wenn dies geschehen kann, wirds werden“. Es war indes nicht seine Meinung, daß bis zur Reife der Zeiten die Hände in den Schoß gelegt werden sollten; er macht vielmehr verschiedene Vorschläge in Betreff dessen, was mittlerweile und zur Vorbereitung zu geschehen habe. Es erscheint zweifelhaft, ob diese Vorschläge alle praktisch waren, einer davon läßt sich jedoch hören: „Indessen versuche man, was man vermag, und schreibe Partikular-Geschichte“. Er erinnert dabei an die Beispiele, die Möser mit seiner Osnabrückischen, Spittler mit seiner Wirtembergischen und Hannöverschen Geschichte gegeben hatten. Es wird nicht ganz klar, ob Herder sich den vollen Umfang des Einflusses, welchen gerade Mösers erwähntes Werk, wie wir auszuführen versucht haben, für die unmittelbare Förderung der deutschen Geschichte fortgesetzt ausübte, vergegenwärtigt hat, wenn er aber nur überhaupt der Meinung war, daß auf diesem Wege für das Große und Ganze einiges zu erreichen sei, war er nicht ganz auf falscher Fährte; gedenkt man endlich zugleich der tiefen Wirkung, welche J. v. Müllers Schweizergeschichte hervorgebracht hat, so bleibt kein Zweifel darüber übrig, welche Bedeutung der territorialgeschichtlichen Literatur der Zeit zugeschrieben werden müßte.

In folgendem sollen nun die wichtigsten, noch unberührten Erscheinungen dieser Art nachgeholt werden. Die Rührigkeit auf dem Gebiete der Spezialgeschichte war groß und im Verhältnisse ergiebig; die meisten der deutschen Territorien sind bedacht und

---

[1]) Im Jahre 1795. Vgl. oben S. 860 Anm. 1.

der wohlthätige Einfluß, welchen der Umschwung auf dem Gebiete der Geschichtschreibung überhaupt geltend machte, ist deutlich zu verspüren.

Es braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß in der Schweiz — um mit ihr zu beginnen — die von J. v. Müller ausgegangene Anregung fühlbar fortwirkte. Auf die Fortsetzungen seines Hauptwerkes kommen wir vielleicht noch später zu sprechen, für jetzt begnügen wir uns, zwei Schriften namhaft zu machen, die in diesem Zusammenhang nicht vermißt werden dürfen: die eine behandelt die Geschichte der „Stadt und Landschaft Basel" von Peter Ochs [1]), die andere die „Geschichte des Klosters St. Gallen" von Ildefons von Arx [2]). P. Ochs stand unter der unmittelbaren Anregung des mit ihm befreundeten J. v. Müllers; welche politische Rolle in der Geschichte der Schweiz er gespielt hat, ist bekannt. Das Verdienst des Werkes besteht darin, daß er das Baseler Archiv zum erstenmale in großem Maßstabe ausgebeutet und so ein kostbares Material vielleicht vor dem Verderben gerettet hat; die Art der Benutzung und der Wiedergabe desselben läßt freilich vieles zu wünschen übrig. Am ungenügendsten erscheint seine Darstellung der mittelalterlichen Epoche, für welche er, im Gegensatze zu seinem älteren Freunde, geringes Verständnis mitbrachte. Auch von der formellen Seite her betrachtet läßt das Werk vieles vermissen; der reiche urkundliche Stoff macht es aber gleichwohl für den Forscher unentbehrlich. Anders steht es mit J. von Arx [2]). Zuerst dem Stifte St. Gallen angehörig und nach dessen Auflösung von den Kantonalbehörden der Reihe nach für die Verwaltung des Stiftsarchivs und der Stiftsbibliothek verwendet, war er nach Neigung

[1]) In 8 Bänden, erschienen 1786—1822. — P. Ochs, geboren 1752, gestorben 1821. — Vgl. D. A. Fechter, der Geschichtschreiber J. v. Müller in seinem Briefwechsel mit P. Ochs von Basel, 1775—1786. — Beiträge zur vaterländischen Geschichte VIII, 169 ff.

[2]) Sein betr. Werk erschien in 3 Bänden in den Jahren 1810—1813 Berichtigungen und Zusätze 1830. — Geboren 1755 zu Olten, starb er 1833 in St. Gallen. Vgl. zunächst die A. D. Biographie 1, 615.

und Beruf in der Lage, seine Aufgabe in vortrefflicher Weise zu lösen. Sein Werk wird allgemein als eine der gediegensten Leistungen im Gebiete der deutschen Spezialgeschichte anerkannt. Er war nicht unvorbereitet an die Arbeit gegangen, und unter den Händen und den Zeitverhältnissen erweiterte sich ihm die Geschichte der Abtei zur Geschichte des Kantons [1]). Sie hat, wenn auch im einzelnen überholt, ihren grundlegenden Charakter bis zur Stunde behauptet. Zugleich sind jedoch noch zwei erhebliche, die schweizerische Geschichtsforschung fördernde Momente hervorzuheben. Einmal die durch einen Enkel des großen A. von Haller verfaßte „Bibliothek der Schweizergeschichte" [2]), ein äußerst sorgfältig ausgeführtes Hilfsbuch, und dann die Gründung der ersten (allgemeinen) schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft (im Jahre 1811), welche der bernische Schultheiß Nikolaus Friedrich von Mülinen (gest. 1833) in das Leben gerufen und die durch die Zeitschrift „Der schweizerische Geschichtsforscher" u. dgl. Jahrzehnte lang äußerst anregend und produktiv gewirkt hat, bis sie einer neuen, verjüngenden Schöpfung Platz machte. Aus der Schweiz wenden wir uns nach dem benachbarten Elsaß hinüber, dessen ursprüngliche politische Verbindung mit Deutschland seit fast hundert Jahren noch entschiedener zerrissen war als die der Schweiz, das aber, wie diese, in literarischem Zusammenhang mit dem Mutterlande geblieben war und dessen hohe Schule fortgesetzt von der deutschen Jugend mit Eifer aufgesucht wurde. Beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch wirkte hier als Lehrer und Schriftsteller Johann Daniel Schöpflin, und sein Einfluß auf seine gleichstrebenden, zumal noch jüngeren Zeit-

[1]) Noch zu erwähnen sind: Franz Vincenz Schmid, aus Altdorf, gestorben 1744, „Allgemeine Geschichte des Freystaates Ury" (2 Bde. Zug 1788 bis 1790) und Salomon Hirzel (gest. 1818) „Zürcher'sche Jahrbücher" (5 Bde.), bis 1515 reichend, vielfach auf neuerem und ungedrucktem Material aufgebaut (vgl. A. D. Biographie 12, 498—499 ff.).

[2]) Emanuel v. Haller (1735—1786). Im ganzen beträgt das Werk mit dem Registerband 7 Teile; vom 3. Bande an ist J. J. Stapfer der Herausgeber.

genossen, kann nicht hoch genug angeschlagen werden [1]). Es ist seine Alsatia illustrata (2 Bde. 1751—1761), mit welcher wir es hier vornehmlich zu thun haben: ein „grundlegendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft". Das Werk trägt einen ausschließlich gelehrten Charakter, bietet jedoch weniger eine zusammenhängende Geschichte, als vielmehr eine historisch-antiquarische Beschreibung des Landes, seiner Territorien, Städte und Ortschaften in großen Zeitabschnitten, welche der Verfasser als keltische, römische, fränkische, deutsche und französische bezeichnet. Auf das politische Elsaß sollte die Darstellung des kirchlichen und literarischen folgen; jedoch sind diese nicht ausgeführt worden, nur das urkundliche Elsaß, die Alsatia diplomatica (2 Bde.), hat nach Schöpflins Tode dessen Schüler und Freund A. Lamey, Bibliothekar in Mannheim, mit Unterstützung des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz an das Licht gestellt. Für die Herausgeber der beiden ersten Bände hatte Schöpflin als k. Historiograph von Frankreich die Unterstützung der französischen Regierung gefunden [2]).

Überschreiten wir den Rhein, so stoßen wir auf unserem Wege mehrfach auf die Spuren Schöpflins und seines wissen-

[1]) Schöpflin, zu Sulzburg im Breisgau im Jahre 1694 geboren, wurde Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Straßburg, gestorben 1771. — Vgl. Meusel, Lexikon verst. Schriftsteller 12, 373. — Andreas Lamey in den Commentationes Acad. Th. Palat. 4, 2347. — Hegel in den Städtechroniken. 18 Bd., Einleitung, S. 74.

[2]) S. Hegel a. a. O. und seine Bemerkungen über die Ausgabe der Urkunden selbst. — Schöpflin betreffend vgl. auch das Wenige, was Goethe in Wahrheit u. Dichtung bei Gelegenheit der Schilderung seines Aufenthaltes in Straßburg über denselben erzählt. — — Eine populäre Geschichte des Elsasses von Friese erschien in 5 Bänden in den Jahren 1792—1801. Vgl. L. Spach, moderne Kulturzustände im Elsaß, Straßburg 1874 (2 Bde.) 1, 176ff. Der 5. Band enthält u. a. auch eine kurze Schilderung des Lebens Schöpflins. — Eine spätere „Vaterländische Geschichte des Elsasses" in 6 Bänden veröffentlichte in den Jahren 1841—1849 der Straßburger Gymnasialprofessor A. W. Strobel, ein Werk, das zwar von Unvollkommenheiten nicht frei, aber nicht ohne wissenschaftlichen Wert ist. Die anderthalb letzten Bände haben übrigens den Dr. Heinrich Engelhard zum Verfasser. Vgl. Spach a. a. O. und K. Hegel a. a. O. S. 77.

schaftlichen Einflusses. Mit dem Abte Gerbert von St. Blasien, der die von den französischen Maurinern in sein Kloster verpflanzten literarischen Traditionen festhielt, stand er in regem Verkehr. Eben von diesem ist der schon erwähnte Plan einer Germania sacra ausgegangen [1]), und er selbst hat, in verschiedenen Gebieten schriftstellerisch thätig, sich auch Verdienste als Geschichtsforscher erworben, die wenigstens zum Teile die Landesgeschichte berühren [2]). Unmittelbar für die Erforschung und Kenntnis der Geschichte des deutschen Südwestens hat Schöpflin durch seine „Historia Zaringo-Badensis" gearbeitet, die auf breiter Grundlage und in der Art seiner Alsatia die Altertümer und Schicksale der zähringisch-badenschen Lande und ihres Fürstenhauses behandelt [3]). Einen maßgebenden Einfluß hat er auf die Thätigkeit ausgeübt, die sich unter dem genannten Kurfürsten Karl Theodor in der rheinpfälzischen Hauptstadt entwickelte. Der Kurfürst hatte die Herstellung eines ähnlichen Werkes über die Geschichte der Rheinpfalz gewünscht, wie nur ein solches über den Elsaß vorlag. Auf Schöpflins Veranlassung berief er dessen Amanuensis Andreas Lamey nach Mannheim [4]) und stiftete die Akademie der Wissenschaften, welcher die Ausführung des gewünschten Werkes zugedacht war. Dieses ist nun freilich nicht zu Stande gekommen, aber den gelehrten Untersuchungen und Publikationen, die als Vorarbeiten zu demselben in den Gesellschaftsschriften niedergelegt wurden, kann bei manchen Gebrechen ein wissenschaftliches Verdienst nicht abgesprochen werden. Unter denselben stehen die Bearbeitung

[1]) S. oben S. 924.

[2]) Wir meinen seine dreibändige Historia nigrae Sylvae, ordinis S. B. coloniae (1779). — Seine übrigen bez. Arbeiten betreffen die Geschichte der Habsburger. Bereits im Jahre 1772 hatte er den „Codex epistolaris Rudolfi Rom. regis locupletior" u. s. f. veröffentlicht. S. die A. D. Biographie 8, 725 und Bader a. a. O. S. 94 ff.

[3]) In 7 Bänden, Karlsruhe 1763—1767.

[4]) Lamey, geboren 1726 in Münster im Elsaß, starb 1802 als Oberbibliothekar und ständiger Sekretär der Akademie in Mannheim. Vgl. A. D. Biographie 17, 568.

der pfälzischen Chorographie und die erste Herausgabe des Codex Laureshamensis durch Lamey oben an. Um die ältere Geschichte der älteren Pfalzgrafen bei Rhein und von Zweibrücken hat sich G. Christian Crollius verdient gemacht; er war in Halle und Göttingen gebildet und arbeitete als geschulter Philologe in methodischer Weise[1]). Eine höchst wertvolle urkundliche Bereicherung der pfälzischen Geschichte gab Christoph Jakob Kremer in seiner Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz[2]). Die Erforschung der Geschichte der schwäbischen, bzw. wirtembergischen Lande hat in dieser Zeit manche nachhaltige Förderung erfahren. Grundlegender Natur, freilich zugleich in der schwerfälligen, weitschweifigen und formlosen Manier eines Häberlin gehalten, ist die Geschichte Wirtembergs unter den Grafen und Herzögen, die dank ihrer reichen urkundlichen Fundirung bis zur Stunde noch nicht entwertet ist[3]). Auf dem von Sattler gelegten Grunde hat Spittler seine bereits erwähnte geistvolle Geschichte Wirtembergs mit aufgebaut, auch die „Geschichte von Schwaben“, neu untersucht und dargestellt von Joh. Kaspar Pfister, hängt bis auf einen gewissen Grad mit dem Werke Sattlers zusammen. Sie ist, zugleich formell besser gearbeitet, mit lautem Beifall aufgenommen worden. Die Feuerprobe der strengen Prüfung hat sie nicht bestanden. Als eine Ergänzung von Sattler mag der „Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Kulturgeschichte Wirtembergs bis auf die Reformation“ von F. Friedrich Cleß angeführt werden[4]); an Selbständigkeit und Umsicht der Forschung steht es hinter demselben

---

1) Crell., geboren 1728 zu Zweibrücken, starb 1790 daselbst als Rektor des Gymnasiums. Vgl. A. D. Biographie 4, 604.

2) Kramer, geboren 1722 zu Worms, starb 1777. S. Meusel a. a. O. 7, 345.

3) Sattler, geboren 1705, starb 1785 als Archivar zu Stuttgart. S. Meusels Lexikon 12, 50 ff. — Im Jahre 1752 begann Sattler mit einer historischen Beschreibung des Herzogtums Wirzburg.

4) Claß, geboren 1757, starb 1810 als Dekan in Reutlingen. Sein Werk erschien in 3 Bänden 1806—1808.

zurück, ohne es durch anziehende Darstellung um vieles zu überbieten [1]). — —

Ein erfreulicher und fruchtbarerer Umschwung in Sachen zunächst der Landesgeschichte vollzog sich in dieser Zeit in dem benachbarten Baiern.

Baiern war, seit einem Jahrhundert ungefähr, gegenüber dem Fortschritt der historischen Wissenschaft einigermaßen zurückgeblieben, nun, seit der Mitte etwa des 18. Jahrhunderts versuchte man, unterstützt von dem Geiste der Zeit und der Gunst eines vorurteilsfreien Fürsten, das Versäumte nachzuholen. Die „Akademie der Wissenschaften" wurde (1759) gegründet und die Pflege der deutschen Sprache und der Geschichte zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht [2]). Sie begann nun mit frischer Kraft jene Publikationen von Urkunden und Denkschriften, die sich bis auf unsere Zeit herab erstrecken und, trotz mancher gerügten Schwächen in der ersten Anordnung und Ausführung, der geschichtlichen Forschung ungemein fruchtbare Dienste geleistet haben und leisten [3]). Aus der Gruppe der Männer, die sich um das Werk der Gründung der Akademie der Wissenschaften in besonderem Maße verdient gemacht und zugleich wissenschaftlich mitgearbeitet haben, ist Johann Georg von Lori [4]) auszuzeichnen. Seine „Geschichte des Lechrains", von welcher freilich nur der Urkundenband erschienen ist, stellte zum erstenmale die historische Kunde eines durch seine Lage wie Schicksale äußerst wichtigen bairischen Landstriches auf eine feste Grundlage. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb

[1]) Es erschien in 3 Bänden 1803 ff.

[2]) S. L. v. Westenrieder, Gesch. der k. b. Akademie der Wissenschaften 2 Teile (München 1804—1807). — Vgl. auch seine „Betrachtungen über den XVI. Band der Mon. Boica." (München 1795). — J. v. Döllinger, A. A. Zeitung, Beilage 1875, N. 90).

[3]) S. Ritter Karl von Lang, über die neuere bairische Geschichtsliteratur in der Zeitschrift Hermes, Jahrgang 1828. — Im allgemeinen zu vgl. Christoph v. Aretin, literarisches Handbuch für die bairische Geschichte. 1. Tl. München 1810.

[4]) Geboren 1723, gest. 1787. — Vgl. über ihn Eisenhart in der A. D. Biographie 19, 183—195.

sich Andreas Felix von Oefele durch Herausgabe der bairischen Geschichtsquellen, die er mit unendlichem Fleiße aufgesucht und zusammengestellt hat [1]). Die veränderten Anforderungen, die man heutzutage an ein Unternehmen der Art stellt, dürfen das ihm gebührende Maß unsrer Anerkennung nicht vermindern. Die Behandlung der bairischen Geschichte im ganzen ist in dieser Zeit mehrfach versucht worden, so von Ättenhofer, Lori, Feßmeier u. s. w.; eine ergiebigere Förderung aber hat sie durch Einzelnuntersuchungen, wie jene von Moritz, und Beiträge verschiedenen Inhalts, wie die von Lorenz von Westenrieder und Joh. Christoph von Aretin [2]), und durch die erste Herausgabe und Erklärung der „Leges Bajuvariorum" durch J. N. Mederer [3]) erfahren. Westenrieder ist eine der merkwürdigsten Gestalten in der Literatur Baierns in der zweiten Hälfte des in Frage stehenden Jahrhunderts und darüber hinaus [4]).

[1]) Scriptores Rerum Boicarum etc. 1763, 2 Bde. — v. Oefele, geboren 1706 zu München, gestorben 1780 als Hofbibliothekar, war ein in vieler Beziehung ausgezeichneter Mann und sein reicher literarischer Nachlaß läßt noch so manchen kostbaren Schatz erwarten, wie das der in demselben so lange verborgene echte und vollständige Text der Annales Altahenses m. beweist. Es wäre ein Gewinn für die Wissenschaft, wenn sein Enkel, E. Freiherr v. Oefele sich entschließen möchte, uns ein authentisches, eingehendes Bild des Lebens und Wirkens seines Urgroßvaters zu entwerfen. — Vgl. zunächst K. A. v. Vachiery, Rede zum Andenken des u. s. w. A. F. v. Oefele. München 1781.

[2]) „Beyträge zur Geschichte und Literatur vorzüglich aus den Schätzen der k. Hof- und Centralbibliothek zu München". 12 Bde. Aretin, geboren 1773, starb 1824.

[3]) Geboren 1734, gest. 1808. — Vgl. Bader a. a. O. I, 2 S. 16—18. Prantl a. a. O. I, 578. 613. 662. II, 479. 516. — Mederer ist auch der Verfasser der Annales Ingolstad. Academiae. Die Leges bilden das 5. Stück seiner „Beyträge zur Gesch. von Baiern" (1793).

[4]) Westenrieder war geboren 1740 zu München und starb 1829. Vgl. Maurus Gandershofer, Erinnerungen an L. v. Westenrieder (München 1830). Neuer Nekrolog der Deutschen, 1830. — Eine höchst lehrreiche Publikation verdanken wir A. Kluckhohn, aus dem handschriftlichen Nachlasse L. Westenrieders, Abt. 1 u. 2, München 1882 (Abhandlungen der k. b. Akademie d. Wiss. III. Kl. XVI. Bd. 2. u. 3. Abt., Mitteilungen aus den Tagebüchern

Dem geistlichen Stande angehörig, neigte er zunächst den freieren Anschauungen seiner Zeit zu und war in diesem Sinne thätig, bis unter dem ersten König von Baiern mit der Aufklärung schonungsloser Ernst gemacht und nach allen Richtungen hin mit der guten alten Zeit kräftig aufgeräumt wurde. Von da an zog er sich mehr in sein Inneres zurück und verfolgte den Gang der Dinge mit unverkennbarem Mißtrauen mehr aus der Entfernung. Sein Einfluß auf die gebildete und auch auf die mittleren Kreise des altbairischen Volkes ist lange Zeit ein ungemein großer gewesen. Als Schriftsteller hat er eine umfangreiche Wirksamkeit entfaltet und durch seine populären Schriften (historische Kalender u. dgl.), wie durch seine mehr gelehrten Arbeiten und Anregungen höchst belehrend und anregend gewirkt [1]). Die Vergleichung, die zwischen ihm und J. Möser angestellt worden ist, kann freilich und trotz alledem nur als wenig zutreffend zugelassen werden [2]). Der neue Geist, der mit der Zweibrückener Linie der Wittelsbacher in München einzog, ließ sich auch auf unserem Gebiete verspüren. Die Akademie der Wissenschaften wurde (1807) reorganisirt und die Archive für die Darstellung der neueren Geschichte Baierns geöffnet. Peter Philipp Wolf [3]) erhielt im Jahre 1804 von Seite des neuen Landesherrn den Auftrag, die Geschichte des Kurfürsten Max I. von Baiern und seiner Zeit pragmatisch zu beschreiben und kam in erstaunlich kurzer Zeit mit den beiden ersten Bänden zu Stande, der dritte fand sich

---

und Briefen Westenrieders enthaltend. Vgl. auch v. Schuberts Selbstbiographie III, 2 S. 608.

[1]) Seine S. W. erschienen in 32 Bänden in den Jahren 1831—1838 zu Kempten. — Stofflich höchst inhaltsreich sind seine „Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik u. s. w. München 1788 ff. in 17 Bänden.

[2]) v Roth, „Lobrede auf L. v. Westenrieder" in seinen vermischten Schriften. Was er über die bairische Geschichte als solche schrieb, entbehrt zwar der exakten Forschung, ist aber gleichwohl Späteren, wie z. B. Zschokke, zu gute gekommen.

[3]) Wolf, 1758 zu Pfaffenhofen bei Ingolstadt geboren, starb den 9. August 1808. Vgl. über ihn Kluckhohn in den Sitzungsber. der Münchener Akademie d. Wiss., Dezember 1881.

bei seinem Tode zum guten Teil ausgearbeitet vor und wurde von Breyer vollendet[1]). Derselbe Gelehrte setzte dann das Werk fort, zog sich aber nach Fertigstellung des 4. Bandes davon zurück, wahrscheinlich weil er sich in den Arbeiten mit archivalischem Material nicht heimisch fühlte. Aber auch die Art und Weise, in welcher Wolf aus den Akten schöpfte, ist in neuester Zeit von berufener Seite als unzuverlässig und willkürlich gerügt worden. Breyer anlangend, so bewegte er sich am liebsten und mit größerem Erfolge auf dem Felde der Universalgeschichte, und hat auch in München in höherem Auftrage ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte" für die gelehrten Schulen ausgearbeitet, das später unbilligerweise verdrängt worden ist. Daß in dieser Zeit wieder an die Erforschung der Geschichte Kaiser Ludwigs des Baiern gedacht wurde, kann uns nicht überraschen, wenn auch dieses Mal dabei die dynastischen Gründe nicht in dem Grade bestimmend wirkten, als sie es im 17. Jahrhundert gethan hatten. Die Akademie der Wissenschaften regte eine neue Bearbeitung derselben an und krönte (1812) das bezügliche Werk Konrad Mannert's, der seit 1807 als Professor der Geschichte in Landshut lebte[2]). Er betont den antipäpstlichen und nationalen Charakter der Politik Ludwigs, stellt jedoch dessen Persönlichkeit vielleicht zu hoch. Immerhin darf das Buch als nicht ganz unwürdiger Vorläufer der späteren vollkommeneren Schriften über diesen Kaiser anerkannt werden[3]). —

[1]) Karl Wilhelm Breyer, 1771 in einem Dorfe bei Ludwigsburg in Wirtemberg geboren, starb 1818 als Professor am Lyceum in München. S. Thiersch, Lobschrift auf C. W. v. Breyer. München 1818.

[2]) Mannert, 1756 in Altdorf (bei Nürnberg) geboren, wurde 1796 Professor der Geschichte daselbst, 1800 in Wirzburg, 1807 in Landshut, wanderte 1826 mit nach München und starb 1834. Vgl. A. D. Biographie 20, 199.

[3]) Einen schwachen Versuch der Lösung gedachter Aufgabe hatte auch der frühere Mönch von St. Emmeran in Regensburg, Roman Zirngibl, gemacht. Im gedachten Kloster hat ja eine gewisse literarische Regsamkeit geherrscht und der vorletzte Abt desselben, Froben Forster (gest. 1791) selbst sich bekanntlich durch eine Ausgabe der Werke Alcuins verdient gemacht. Von Zirngibl sind eine Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete der bairischen

Die wissenschaftliche Förderung der Geschichte der österreichischen Staatengruppe in dieser Zeit läßt vieles zu wünschen übrig. Für die Vermehrung des Quellenmaterials haben Adam Franz Kollar[1]) und Adrian Rauch Sorge getragen[2]). Die Landesgeschichte selbst anlangend, sind es mehr monographische Forschungen als Gesammtdarstellungen, von welchen erfreuliches berichtet werden kann[3]). Das bei weitem beste auf lange hinaus in letzterer Beziehung hat wieder einmal ein Ausländer, der Engländer William Coxe geleistet[4]). Von Beiträgen zur Spezialgeschichte sind außer Ph. Jakob Lambachers Schrift über das „Österreichische Interregnum" (1247—1273)[5]) in erster Linie die verschiedenen Monographieen Franz S. Kurz hervorzuheben, die nach wissenschaftlicher Methode eine Anzahl wichtiger Momente der österreichischen Geschichte behandeln[6]). Der Ent-

Geschichte vorhanden, die von seinem unermüdlichen Forschungseifer Zeugnis ablegen. Er starb 1816. Vgl. Bader a. a. O. I, 2 S. 369. — Über K. Th. Gemeiner, geboren 1756, gest. 1823 in Regensburg, und dessen unzulängliche Schriften zur Geschichte Regensburgs und Baierns s. v. Oefele in der A. D. Biographie 8, 533. — Gemeiner war es auch, der die irrtümliche Ansicht von mit besonderen Privilegien ausgestatteten sog. „Freistädte" in Umlauf gesetzt hat.

1) Koller, S. J., geboren 1723, gest. 1783: Analecta monumentorum Vindobon. Wien 1761 (sehr gehaltvoll). Koller gab auch des Ursinus Velius Schrift „de bello Pannon." (1761) heraus.

2) Rauch, geboren 1731, gest. 1802: R. Austriacarum SS. etc. Wien 1794. — Die Art der Publikation hat freilich Tadel erfahren.

3) Franz F. v. Schrötters „Versuch einer österr. Staatsgeschichte bis 1156" und die aus seinem Nachlasse von Ad. Rauch herausgegebene und vollendete „Österreichische Geschichte" gehen, um von anderem zu schweigen, mehr von staatsrechtlichen als rein historischen Gesichtspunkten aus.

4) „The History of the House of Austria, from the foundation of the monarchy under Rodolph of Hapsburgh to the death of Leopold II. London 1807. 3 Bde. In das Deutsche übertragen von Dippold und Wagner. Amsterdam u. Leipzig 1810 ff.

5) Lambacher, geboren 1700, starb 1774. Die ged. Schrift erschien 1773.

6) Kurz, 1771 geboren, starb als Mitglied des Stiftes St. Florian in Oberösterreich 1843. Die älteste dieser Schriften ist „Österreich unter K. Friedrich IV. (III.)", an welche sich bis 1835 noch fünf weitere solche Monographien über habsburgische Fürsten bis zu K. Albrecht II. schließen. Vgl. über ihn: Stülz,

stehungszeit nach reichen sie freilich weit in das laufende Jahrhundert herein. Um die Geschichte Tirols, weiterhin jedoch Wiens und Österreichs überhaupt, hat sich seit 1776 Joseph von Hormayr, was zumal die literarische Fruchtbarkeit anlangt, vielfach verdient gemacht [1]). Seine politische Wirksamkeit wie sein späterer Übertritt in die bairischen Dienste müssen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Zur Geschichtschreibung fühlte er sich in frühen Jahren angeregt und gelangte seit 1802 unter den nachhaltigen Einfluß von J. v. Müller, der in jenen Jahren ja in Wien lebte. Zu den wertvolleren seiner Schriften gehören, trotz einer zu Grunde liegenden politischen Tendenz, seine „Kritisch-diplomatischen Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter“ [2]). Patriotische Motive verfolgen auch sein „Österreichischer Plutarch“ und die „Geschichte Wiens“. Das von ihm herausgegebene „Archiv für Geschichte, Statistik“ u. s. w., wie das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ haben für Verbreitung und Popularisirung geschichtlicher Kenntnisse viel Gutes gewirkt. Was an seinen eigenen Arbeiten vermißt wird, ist die methodische exakte Forschung, die schon durch seine Vielgeschäftigkeit im Leben wie in der Schriftstellerei wenig unterstützt wurde. Die Form und Sprache seiner Schriften, als zu wenig schlicht und einfach, hat nicht ungegründete Anfechtung erfahren, sowie seine Darstellung des Tiroler Aufstandes viel zu sehr die Verherrlichung seiner eigenen Person und die Verkleinerung der Verdienste Dritter, wie z. B. des Sandwirts, sich angelegen sein lassen. Die Geschichte

in der Zeitschrift des Museum Franc.-Carol. 1843 Nr. 18 S. 57. — Mühlbacher in den „Litterarischen Leistungen St. Florians“ und Horawitz in der A. D. Biographie 17, 419.

[1]) Hormayr war 1782 geboren, starb 1848. Vgl. Heigel in der A. D. Biographie 13, 131.

[2]) 2 Bände, 1803. — Hormayr erwirbt sich hier u. a. das Verdienst, daß er dem damals weit verbreiteten und selbst heutzutage noch nicht völlig ausgerotteten Irrtum, daß die Grafen und Herzöge von Meran, die seit dem 12. Jahrhundert auftreten, nach Tirol zu versetzen und mit dem tirolischen Meran in Verbindung zu bringen seien, mit überzeugenden Gründen entgegentritt.

der Landschaft Salzburg endlich ist durch die Schriften Kleinmayers[1]), die meistens dem staatsrechtlichen Interesse des Erzstiftes zu dienen bestimmt waren, sachlich um ein Wesentliches gefördert worden[2]). —

Kehren wir nun wieder in das Reich und zwar nach Ostfranken zurück, so begegnet uns die einläßliche Untersuchung Hanselmanns über die Epoche und Ausdehnung der römischen Herrschaft im Lande[3]). Sie ist der Ausgangspunkt aller späteren Forschungen über den limes geworden. Derselbe Verfasser hat sich zugleich eingehend auf urkundlicher Grundlage mit der Geschichte des Hohenlohe'schen Geschlechtes beschäftigt. Um die Geschichte der fränkischen Markgrafschaften hat sich neben Ötter und Spieß[4]) der bekannte Karl Heinrich von Lang ver-

[1]) Joh. Franz Thaddäus Kleinmayer, geboren 1733, starb 1806. Vgl. Zillner in der A. D. Biographie 16, 105. Die beiden Hauptschriften sind: 1. „Unparteiische Abhandlung von dem Staate des Erzstiftes Salzburg und dessen Grundverfassung (1770), und 2. (mehr rein historisch) „Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juravin". Beide zusammen bilden das „Fundamentalbuch salzb. Kirchen- u. Staatsgeschichte und den Anfang eines Codex diplomat."

[2]) Die höchst wertvollen Leistungen der Historiker für die Geschichte Böhmens und der luxemburgischen Könige von Pelzel, Dobner und Dobwrosky, die alle der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts angehören, dürfen an diesem Orte wenigstens nicht mit Stillschweigen übergangen werden; im engeren Zusammenhange mit der deutschen Geschichtschreibung stehen sie im Grunde freilich nicht. Für die Erweckung der historischen Studien in Böhmen sind sie wie die Gründung der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (1769) maßgebend geworden. Vgl. Palercky, Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber (Prag 1830). Einleitung S. XIX ff.

[3]) Christian Ernst Hanselmann, geboren 1699, starb 1775. Vgl. G. W. Zapf, Leben, Charakter und Schriften Herrn Chr. E. Hanselmanns Augsburg 1776. Die ged. Schrift führt den Titel: „Beweis, wie weit der Römer Macht... in die Ostfränkische Lande vorgedrungen ist" (1768, eine Fortsetzung 1773).

[4]) Über Samuel Wilhelm Ötter (gest. 1792) und Philipp Ernst Spieß (gest. 1794) zu vgl. Meusel a. a. O. 10, 205 ff. und 13, 233 ff., wo auch ihre Schriften verzeichnet sind. Beide Gelehrte waren Archivare (Ansbach und Plassenburg) und haben wesentlich mit urkundlichem Material gearbeitet.

dient gemacht [1]). Er hat uns über seine Entwickelung und seinen Lebensgang in seinen „Memoiren" selbst Aufschluß gegeben; so witzig sie geschrieben und so lehrreich sie sind, müssen sie freilich gegenüber seiner Schmähsucht und Neigung zur Karikatur mit Vorsicht benutzt werden. Im übrigen war Lang ohne Zweifel ein Mann von Talent und Kenntnissen, auch in der deutschen Geschichte bewandert. In seinen früheren Jahren hat er während seines Aufenthaltes in Göttingen die anerkennende Teilnahme Spittlers gewonnen, und späterhin hat es seinem Streben niemals an Anerkennung gefehlt. Sein Charakter, auch in literarischer Beziehung, erfüllt freilich mit einigem Mißtrauen. Unter seinen Arbeiten im Gebiete der ostfränkischen Geschichte ragt seine „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth" [2]) rühmlich hervor und behauptet bis zur Stunde ihren Wert. Sie behandelt nur die Epoche von 1486 bis 1603. Daß Lang im Grunde Autodidakt war und verschiedenen Mustern folgte, ist deutlich, nicht minder gewiß jedoch, daß er den Begriff einer Landesgeschichte in voller Tiefe erfaßt hat und sie durchzuführen sich bemüht. Für das nördliche Ostfranken haben die Schriften von Joh. Ad. von Schultes über die Geschichte der Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Territorien und die der Grafen von Henneberg ein bis dahin ungenügend bearbeitetes Gebiet mit Geschick und Erfolg angebaut [3]). —

Für Rheinfranken — von der bereits berührten Rheinpfalz abzusehen — haben die Schriften von Chr. Jak.

---

[1]) Lang war geboren 1764 zu Öttingen im Rieß, gest. 26. März 1835. Vgl. A. D. Biographie 17, 606 und K. Th. Heigel in seinen ges. Aufsätzen.

[2]) 3 Bände, Göttingen 1798—1811.

[3]) „Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters" (1814). — S.-Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte seit 1425 (2. Abt. 1818—1820). — Diplomatische Gesch. des Fürstentums Sachsen-Coburg-Saalfeld Bd. 1 (1820). — Ferner: „Diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg" (2 Bde., 1788). — Dazu 1. Historisch-statische Beschreibung der gef. Grafschaft Henneberg, 5 Tle. 1794 ff. — 2. Neue diplomatische Beiträge zu der fränkischen und sächsischen Geschichte. Bayreuth 1792.

Kremer[1]), von Stephan Alex. Würdtwein[2]), Franz Jos. Bodmann[3]) und v. Arnoldi[4]) mannigfach Förderung gebracht. Des letzteren „Rheingauische Alterthümer", die, längst vorbereitet, freilich erst im Jahre 1819 an das Licht traten, enthalten einen wahren Schatz des kostbarsten urkundlichen Materials über die Geschichte jener schon durch ihre Lage so unendlich wichtigen Landschaft und im besonderen auch von Mainz. Die hessische Landesgeschichte hat durch H. Bernhard Wenck eine grundlegende Bearbeitung erfahren. Das Werk ist das Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen und geht nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Tiefe. Die wohlthätigen und fruchtbaren Einwirkungen der Göttinger historischen Schule machen sich wie bei den anderen bereits erwähnten Spezialgeschichten in hohem Grade geltend. Wenck legt auf die Urkunden besonderes Gewicht und hat eine große Anzahl derselben mit veröffentlicht[5]).

Die Geschichte der Städte und Erzstifte von Trier und Köln hatte in dieser Zeit nicht das gleiche Schicksal erfahren. In Trier war es Joh. Nikolaus von Hontheim, als Justinus Febronius und seine Angriffe auf die päpstliche Autorität

---

[1]) „Originum Nassov. Pars I historiam, et Pars II diplomatica" (Wiesb. 1779).

[2]) Würdtwein, geboren 1719, starb 1796 als Weihbischof zu Worms (Meusel a. a. O. 15, 321 ff.). — Diocesis Moguntina (1768). — Subsidia diplomatica (1772. 1782). — Monasticon Palatinum.

[3]) Bodmann, geboren 1754, starb 1820. Vgl. Ersch und Gruber XI, 149, und über seinen literarischen Nachlaß F. Falk im Intelligenzblatt zum Serapeum 1869 N. 12 u. 13, und Dr. K. Schwarz, in den Beiträgen zur Gesch. des Nassauischen Altertumsvereins (Wiesb. 1871) S. 371 ff. Was gegen Bodmann und seine Behandlung des urkundlichen Materials eingewendet worden, ist uns bekannt, vermag aber, nach unsrer Meinung, den materiellen Wert seiner Arbeit nicht aufzuheben. Auf Nikolaus Vogt und seine „Rheinischen Geschichten und Sagen" (3 Tle.) kommen wir später zu reden.

[4]) Joh. v. Arnoldi, geboren 1751, gest. 1827. Er war ein Schüler Gatterers, sein bez. Hauptwerk ist: „Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder und ihrer Regenten 3 Bde. 1799—1816. Vgl. Zeitgenossen 11. Heft N. Nekrolog 1828, S. 8.

[5]) Wenck, geboren 1739, starb 1803. Sein geb. Werk erschien in 2 Bänden in den Jahren 1783—1803. Vgl. Strieder, Hess. Gel.-Gesch. 17, 528 ff.

so berühmt geworden, der schon durch seine Arbeiten über die Geschichte seiner Vaterstadt sich ein bleibendes Andenken gestiftet hat [1]). Hontheim hat in diesen beiden Werken bahnbrechend einen festen Grund für die Trier'sche Geschichte gelegt; von seinen Vorgängern auf diesem Gebiet, Brower und Masenius [2]) unterscheidet er sich zunächst durch die umfassende Herbeischaffung und Zurechtlegung des schwer übersehbaren Materials. Er hat sich jedoch damit nicht begnügt, sondern in dem ersten derselben die politische wie kirchliche Entwickelung, die allgemeinen Kulturzustände, Altertum und Geschichte der verschiedenen Epochen kritisch behandelt, in dem zweiten sammelte er die Mitteilungen sämmtlicher ihm zugänglicher antiker und mittelalterlicher Schriftsteller über Trier und verband damit die erste Herausgabe zahlreicher Trierscher Geschichtsquellen, daran schließen sich ausführliche Commentare, in welchen alle wesentlichen Fragen der Trier'schen Stadt- und Kirchengeschichte berührt und viele erschöpfend untersucht werden. In der Behandlung der Texte und Urkunden entspricht er freilich den Anforderungen unsrer Zeit nicht, ist aber gleichwohl den meisten seiner Zeitgenossen darin voraus [3]). Die Erforschung der Geschichte von Köln ist dieses Mal weit hinter der von Trier zurückgeblieben. Wirklich Förderndes und Grundlegendes ist gar nicht aufzuweisen; von nachhaltigem Werte erscheint allein Joseph Hartzheims, S. J., „Bibliotheca Coloniensis" (1747), ein Gelehrtenlexikon für das Gebiet des Erzstifts und der zum Sprengel von Köln gehörigen Landschaften. Ein bewährter Kenner der Kölner Geschichte rühmt das Werk als ein „Denkmal solider Gelehrsamkeit und emsigsten Sammelfleißes" [4]).

[1]) Hontheim war geboren 1701, gest. 1799. Vgl. über ihn zunächst Kraus in der A. D. Biographie 13, 83—94 und die dort verzeichnete zahlreiche Literatur. Hontheims bez. Schriften sind: Historia Treverensis diplomatica etc. 3 Tle. (Augsburg 1750) und Prodromus Historiae Treverensis diplom. et pragmaticae etc. (1757).

[2]) S. oben S. 406—407.

[3]) Kraus a. a. O. S. 85.

[4]) S. Cardauns in den Städtechroniken 12. Bd., A. Einleitung S. 87—88. Hertzheim, geboren 1694, starb 1763. Vgl. A. D. Biographie 10, 721.

Im deutschen Nordwesten hat die Geschichte Ostfrieslands eine Bearbeitung erfahren, deren Wert, lange Zeit hochgeschätzt, erst in neuester Zeit ziemliche Minderung erfahren hat. Der Verfasser des in Frage stehenden Werkes, Tileman Dothias Wiarda [1]) hat den Auftrag dazu von den ostfriesischen Landständen erhalten und, so breit es auch angelegt war, es ist in einer verhältnismäßig kurzen Zeit ausgeführt [2]). Die äußere Form ist kunstlos und schlicht, mehr Chronik als Geschichte; er ahmt die sog. „Vaterländische Geschichte des Holländers Jan Wagenaar nach, ohne ihm jedoch mit seinem eigenen Werke im Inhalte gleichzukommen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er, obwohl in der günstigsten Lage, die Akten des Staatsarchivs viel zu wenig benutzt und überdies flüchtig und unkritisch gearbeitet habe. Für die ältere Zeit schließt er sich enge an Ubbo Emmius an [3]), die neuere Geschichte, wo ihn dieser verläßt, ist zwar nicht erschöpfend, aber im übrigen fleißig und unparteiisch gearbeitet, und wird daher so lange sich in seinem Werte behaupten, bis es durch etwas Besseres ersetzt ist, was bekanntlich dem Versuche eines bekannten Schriftstellers der Gegenwart nicht gelungen ist [4]).

Das nahe Oldenburg erhielt durch G. A. von Halem, einem auch sonst literarisch vielfach rührigen Mann, eine Geschichte, die, zwar nicht das Werk eines Fachmannes, doch in würdiger, selbständiger Weise gearbeitet, zugleich in weiterem Kreise die Teilnahme bis auf den heutigen Tag für dieses Thema lebendig erhielt [5]). Die „Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein“

[1]) Winode, geboren 1746, gest. 1826. Vgl. Mühlmann, Kritik der Friesischen Geschichtschreibung u. s. w. S. 144 ff. — K. Herquet, Miszellen zur Gesch. Ostfrieslands. Norden 1883 (Vorrede). — Richthofen, friesische Rechtsquellen, Berlin 1840 (Vorrede).

[2]) Im Jahre 1787 hatte er den Auftrag erhalten, 1791 erschien der erste, 1798 der neunte und letzte Band. Diese reichen bis 1786. Dazu kamen weiterhin noch zwei andere, die mit dem Jahre 1813 schließen.

[3]) S. oben S. 415.

[4]) S. Möhlmann a. a. O. S. 156 ff.

[5]) „Geschichte des Herzogthums Oldenburg“ 3 Bde. 1794—1796. — Halem, geboren 1752, starb 1819. Vgl. seine Selbstbiographie, bearbeitet von

bis zum Jahre 1459 mit einer „Fortsetzung bis zum Jahre 1588 unter dem oldenburgischen Hause" behandelten W. E. Ch. Christiani, die „Ditmarsische Geschichte" Joh. Adrian Bolten, beide mit Fleiß und Sachkunde und ohne sich zu parteilicher Darstellung fortreißen zu lassen [1]). Das benachbarte Hannover sah jetzt endlich ein schon vor längerer Zeit durch Leibniz und Eckhart angelegtes Werk [2]), die „Origines Guelficae", vollendet; J. D. Gruber, K. L. Scheid und zuletzt J. H. Jung haben die ausführende und abschließende Hand an dasselbe angelegt. Auf fester wissenschaftlicher Grundlage und mit kostbarem urkundlichem Material aufgebaut, begleitet es die Geschichte des Hauses und Landes bis zu dem ersten Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Otto das Kind [3]).

In den thüringisch-sächsischen Ländern, namentlich die ersteren, sind in dieser Zeit hinter den meisten deutschen Territorien in der Erforschung ihrer Landesgeschichte zurückgeblieben. An den Höfen der Ernestiner war nicht das anregende Interesse vorhanden, der Hof, der für geistige Bestrebungen einen hoch entwickelten Sinn bewährte, bewegte sich doch in einer ganz anderen Richtung, die so lange Zeit die überwiegende Teilnahme der Nation gefesselt hielt. Die thüringische Geschichte von dem Vielschreiber J. G. A. Galetti in Gotha kann auf ernsthafte Beachtung kaum

seinem Bruder, herausgegeben von Strackerjan, Oldenb. 1840. — Jansen, Aus vergangenen Tagen, namentlich S. 166—168. — A. D. Biographie 10, 407. (Das Werk reicht bis zum Jahre 1731.)

[1]) Christiani, geboren 1731, starb 1793. Vgl. A. D. Biographie 1, 214. Sein Werk erschien 1775—1784. Eine Fortsetzung bis 1694 lieferte Hegewisch (in 2 Bänden, 1781—1802). — Bolten, geboren 1742, starb 1807. (A. D. Biographie 3, 113).

[2]) S. oben S. 660.

[3]) Das Werk erschien in den Jahren 1750—1780. 5 Bde. — Gruber, geboren 1686 zu Ipsheim in Franken, starb 1748. Sein wissenschaftliches Hauptwerk von hohem Werte sind die „Origines Livoniae sacrae et civilis s. chronicon Livon. vetus (1740). — Scheid, geboren 1709, starb 1761; er hat den größeren, rühmlichsten Anteil an den Or. Guelf. (vgl. Meusel a. a. O. 12, 120. — Jung (Jungen) geboren 1715, gest. 1799. Der 5. Band rührt von ihm her. Vgl. A. D. Biographie 14, 695.

einen Anspruch erheben. In den Albertinischen Ländern wurde materiell für die Landesgeschichte zwar viel gearbeitet, aber grundlegende Bedeutung kann doch auch den Werken von Heinrich [1]) und Christian Ernst Weisse [2]) über die neusächsische Geschichte nicht beigelegt werden, wenn sie auch einem gegebenen Bedürfnis mit Anstand entgegenkamen [3]).

Um ein Wesentliches besser entwickelte sich die Geschichtschreibung in den Ländern der preußischen Krone. Es hätte ja auch mit sonderbaren Dingen zugehen müssen, wenn angesichts des wunderbaren Aufschwunges dieses Staates seine Geschichte vernachlässigt worden wäre. Es ist bekannt genug, daß der große König selbst, und zwar gleich nach dem zweiten schlesischen Kriege, Zeit fand, das zu thun, was seiner Meinung nach bis dahin unterlassen worden war, eine lesbare und zugleich sorgfältig gearbeitete und in voller Unabhängigkeit durchgeführte „Geschichte des Hauses Brandenburg" zu schreiben [4]). Das Buch wird freilich erst von dem großen Kurfürsten an originell und zeichnet sich vor allem durch eine seltene Objektivität aus. Nimmt man hinzu, daß die Kunst der Darstellung nicht gering und auf die politische Geschichte besonderes Gewicht gelegt wird, dann begreift es sich, daß der Eindruck, den das Buch machte, ein tiefer und nachhaltiger war; die Zeichnung der Charakterbilder seiner Vorfahren hat sich den kommenden Geschlechtern unverwüstlich eingeprägt. Auf seine Denkwürdigkeiten, welche die Geschichte seiner Kriege behandelt, werden wir in einem anderen Zusammenhange zu sprechen kommen. Was die spezifisch gelehrten Untersuchungen und Arbeiten zur Geschichte der preußisch-brandenburgischen Länder betrifft, so erweist sich ihre Zahl groß genug. Gelehrte, wie

[1]) S. oben S. 917.

[2]) Gest. 1832.

[3]) Das Directorium diplomaticum von Adelung und die Regesten der südsächsischen Geschichte von Schultheß verdienen jedoch eine ehrende Erwähnung. Sie betreffen Thüringen so gut als Neusachsen.

[4]) Oeuvres de Frédéric le grand (s. die sog. akademische Ausgabe). Tome I. Berlin 1846.

Gercken und W. Möhsen, dürfen als Forscher vorzüglicher Art anerkannt werden[1]). Gercken namentlich verstand es, Urkunden vortrefflich handzuhaben und auch verborgene Schätze zu heben[2]). Originell und durchaus lehrreich ist Möhsens „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg", die einen selten berührten Gegenstand mit Sachkunde und Einsicht behandelt. Dabei blieb man aber nicht stehen. Samuel Buchholz unternahm den „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg" von den ältesten Zeiten bis zu der Gegenwart herab[3]). Für einen Mann, wie er, den das Schicksal in eine kleine Provinzialstadt verschlagen hatte, war es kein Kleines, ein solches Werk zu Stande zu bringen. Es besteht freilich vor den kritischen Anforderungen der späteren Zeit nicht und läßt zugleich in der Darstellung zu wünschen übrig, führt aber doch seine Aufgabe mit rühmlicher Thatkraft durch und hält seinen Blick fortgesetzt auf die äußere Politik und die Schicksale des Gesammtstaates gerichtet. Fast gleichzeitig hat der Hallenser Professor K. F. Pauli[4]) in seiner „Allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte" versucht, ein ausführliches Bild der Entwickelung des preußisch-brandenburgischen Staates zu zeichnen, das freilich viel zu breit und formlos ausgefallen ist[5]). Sein Werk ist heutzutage ebenfalls vergessen; es geht aber doch von einem selbständigen Gedanken aus, konnte jedoch das Bedürfnis der Zeitgenossen nicht befriedigen.

[1]) Wilhelm Gercken, geboren 1722, gest. 1791. — Joh. Karl Wilh. Möhsen geboren 1722, gest. 1795. S. Meusel a. a. O. 4, 110 und 9, 208.

[2]) „Fragmenta Marchica" (1755) 6 Tle. — „Codex diplomat. Brandenburg." 4 Tle. (1769 ff.). — Ausführliche Stiftshistorie von Brandenburg, mit C. D. (1766). — Vermischte Abhandlungen, 3 Bde. (Hamburg 1771). — Höchst lehrreich sind auch seine „Reisen durch Schwaben, Baiern" u. s. w. — 4 Tle. Worms 1783—1788.

[3]) Buchholz, geboren 1717, starb 1774 als Oberpfarrer zu Kemmen (Prov. Brandenburg). Sein Werk erschien in 6 Bänden seit 1765 (vgl. A. D. Biographie 3, 480).

[4]) Gest. 1778. Das Werk erschien in 8 Bänden in den Jahren 1760 bis 1769.

[5]) Wie Carlyle in seiner Gesch. Friedrichs d. Gr. sagt: „acht wässerige Bände, unerträglich für die menschliche Natur".

Während die Geschichte Pommerns mehr mit stofflichen Sammlungen, wie von Dähnert und Oelrichsen, sich begnügen mußte, hat Ostpreußen eine Darstellung seiner Vergangenheit gefunden, welcher einiger Wert zuerkannt werden muß. Der Verfasser, Ludwig von Baczko, ist ein in verschiedenen Gebieten der Literatur jener Zeit versuchter Mann, seine „Geschichte Preußens“ hat den Vorzug, daß sie urkundlichen Boden für ihren Aufbau zu gewinnen suchte [1]). Über Mangel an Darstellungsgabe ließe sich nicht gerade klagen, aber die Ausführung geht zu viel in die Breite und strenge kritische Methode gehört nicht zu den Vorzügen des Urhebers des Werkes. In einer gewissen Fühlung mit Baczko stand August von Kotzebue, der sich an der preußischen Geschichte seine Sporen als Historiker hat verdienen wollen [2]). Er arbeitete unter günstigen Verhältnissen und waren ihm die Archive zugänglich; es fehlt auch nicht an Erläuterungen und urkundlichen Belegen. In der Form ahmt er sichtlich J. v. Müller nach und möchte gerne ein Kunstwerk liefern. In der Sache fehlten ihm aber alle Voraussetzungen und der Sinn für das Verständnis des Mittelalters. Der Deutsche-Orden erscheint ihm als „ein solches Ungeheuer“ u. dgl. So kam nichts anderes als eine Fehlgeburt zu stande. Die damit gemachte unliebe Erfahrung beschwichtigte aber seinen falsch gewendeten Ehrgeiz nicht und er hatte einige Jahre später die Stirne, sich sogar an der deutschen Geschichte zu versuchen.

---

[1]) Baczko, geboren 1756, gest. 1823. Vgl. die „Geschichte seines Lebens“ (Königsberg 1823, 3 Bde.). Seine „Preußische Geschichte“ erschien in 6 Bänden in den Jahren 1795—1800. Vgl. Neuer Nekrolog d. D. Jahrgang 1823.

[2]) „Ältere Geschichte Preußens.“ Sie erschien in 4 Bänden im Jahre 1808. Vgl. der Kuriosität wegen das Leben Aug. v. Kotzebues. Nach seinen Schriften und seinen authentischen Mitteilungen. Leipzig 1820. S. 116. 379. Im Jahre 1812 hat er auch eine „Geschichte Kaiser Ludwig IV.“ veröffentlicht, nicht viel mehr als eine Skizze, ohne jede Selbständigkeit der Forschung.

Fünftes Kapitel.

Die neuere und die Zeitgeschichte.

Friedrich der Große.

Handelt es sich um das Schicksal, welches die neue Geschichte in dieser Zeit erfahren hat, so wird man zunächst auf die Werke über die Geschichte der europäischen Staaten zurückgeführt, mit welchen wir uns bereits beschäftigt haben. Sie alle, die wir schon genannt haben und die sich noch nennen ließen, kamen einem gegebenen Bedürfnisse entgegen und hatten ihr sicheres Publikum an den Universitäten und darüber hinaus [1]). In selbständiger Gestalt und für die gebildeten Kreise überhaupt haben J. G. Eichhorn [2]) und A. H. L. Heeren die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte behandelt. Eichhorn, dessen bleibendes Verdienst auf einem anderen Gebiete liegt, greift in seiner Darstellung über Europa hinaus und schreibt eine allgemeine Geschichte im weitesten Sinne, aber er versucht nur schwach, den inneren Zusammenhang in der Geschichte der verschiedenen Staaten und Völker, die er vorführt, aufzufinden, und ist die Verbindung der einzelnen Teile überwiegend nur eine äußerliche. Im übrigen weiß er wohl zu unterscheiden und sind die Gesichtspunkte, die seine Erzählung beherrschen, hell und verständig. Tiefer und, man darf sagen, origineller, hat Heeren seine Aufgabe gegriffen [3]).

---

[1]) So die bez. Werke von Gebauer, Schmauß, Joachim, Mengelsdorf. Am wertvollsten darunter sind die Schriften von J. J. Schmauß (geb. 1690, gest. 1757): 1. Corpus juris gentium acad., enthaltend die vornehmsten Grundgesetze, Friedens- und Commerzientraktate. 2 Bde. Leipzig 1730. 2. Einleitung zu der Staatswissenschaft und Erläuterung des Corpus j. g. (2 Bde. 1741—1747).

[2]) S. oben S. 487. Das betr. Werk: „Geschichte der drey letzten Jahrhunderte“ erschien (6 Bde.) 1806 in 2. Auflage.

[3]) Arnold Hermann Ludwig Heeren, geboren 1760, gest. 1842. Vgl. Gesammtausgabe seiner Werke von letzter Hand in 15 Bänden. Göttingen 1821—1826. Vgl. seine autobiographischen Nachrichten. 1. Teil seiner S. W. —

Das berühmteste Werk des seiner Zeit als Historiker hochangesehenen Mannes ist das in Frage stehende zwar nicht, aber es hat ihm immerhin gleich nach diesem den meisten Ruhm eingetragen. Ein Schüler Heyne's, hat er sich auch mit der Kritik der Quellen der alten Geschichte beschäftigt und so wieder seine eigenen Schüler, wie z. B. H. Pertz, zu ähnlichen Arbeiten in anderen Teilen der Geschichte angeregt. Als Lehrer hat er mehrere Jahrzehnte hindurch überhaupt eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt, als historischer Schriftsteller mindestens eben so lange eine autoritative Stellung eingenommen, bis er zuletzt in beiden Richtungen seiner Thätigkeit sich überholt sah. Er hat auf dem Gebiete der alten, der mittleren und der neuen Geschichte gearbeitet. Auf seine, die alte Geschichte betreffenden Schriften kommen wir bald des näheren zu reden; für die Aufhellung der Geschichte des Mittelalters ist sein „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa" [1]) von Bedeutung; er hat in seiner klaren, wenn auch nicht immer in die Tiefe der Dinge eindringenden Art doch so ziemlich alle Gesichtspunkte, die sich in diesem Falle der historischen Betrachtung aufdrängen, erkannt und beleuchtet. Dagegen muß seine „Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter" als vollständig verfehlt bezeichnet werden. Zu einem Unternehmen dieser Art war er in keiner Weise vorbereitet. Um vieles berufener war er zur Behandlung der neueren Geschichte [2]). Er wußte mit offenbarem Takte die Seiten der Ereignisse herauszufinden, welchen die Stimmung der Zeit auf halbem Wege entgegenkam. Sein hierbei in Frage kommendes Hauptwerk verdankt seinen Erfolg nicht etwa einer neuen Bereicherung des Stoffes, was von einem Handbuche ja gar nicht erwartet werden kann, aber es machte Eindruck durch die geschickte

Neuer Nekrolog d. D. (1842, 1. Tl.). — G. Waitz in den „Göttinger Professoren" S. 248—250.

[1]) S. W. 2. Bd. Der „Versuch" stammt aus dem Jahre 1807.

[2]) „Handbuch des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" u. s. w. 1. Ausgabe 1807, die zweite, erweiterte 1811. S. W. Bd. 8 u. 9.

übersichtliche Anordnung, die Klarheit der Darstellung und durch das Bestreben, in seinem Urteile nach überall hin gerecht zu sein, worin er gelegentlich wohl des Guten zu viel thut. Charakteristisch an Heeren's historischen Gesichtskreise, und speziell in diesem Handbuche, ist die besondere Rücksichtnahme auf Handel und Verkehr, überhaupt auf das Kolonialsystem und dessen politische Bedeutung und Rückwirkungen auf das europäische Staatensystem. Man fühlt sich sogar versucht zu sagen, er räumt ihnen, wie wichtig sie auch sind, vergleichungsweise einen zu breiten Platz ein. Einen tieferen und wahrhaft scharfen politischen Blick, wie er dem großen Historiker zukommt, hat er nicht besessen, so wenig als er den Mut hatte, der Gegenwart vorurteilslos in das Auge zu blicken. Noch ehe Heerens Handbuch in die Welt getreten war, hatte J. P. Friedrich Ancillon, ein Glied der französischen Gemeinde in Berlin, von Haus Theologe, dem aber eine einflußreiche, politische Stellung in Preußen vorbehalten war, in französischer Sprache sein „Tableau des révolutions du système politique de l'Europe" begonnen, das zumal in vornehmen Kreisen eine Zeit lang hohes Ansehen genoß [1]). Es ist eine Art Philosophie der Geschichte, beschäftigt sich jedoch im wesentlichen mit den drei letzten Jahrhunderten. Eine gesunde Geschichtsansicht liegt dem Werke aber nicht zu Grunde und die großen Fragen und Momente der europäischen Staatenentwickelung werden keineswegs mit der wünschenswerten Klarheit und Kraft herausgearbeitet.

Die Epoche der Reformation im großen hat keine der Bedeutung der Sache entsprechende Darstellung erfahren. [2]) Dagegen

---

[1]) Ancillon, geboren 1767, starb 1837. Vgl. A. D. Biographie 1, 420. Von dem „Tableau" (erschienen 1803) ist in den Jahren 1804—1806 eine deutsche Übersetzung (von Mann) erschienen.

[2]) Das Woltmannische Buch über die deutsche Reformation haben wir bereits oben (S. 922) angeführt. Erwähnt sei die vorzügliche Ausgabe von Sleidans berühmtem Werke durch J. G. Böhme, mit den Erläuterungen von K. A. Embe. Frankfurt 1785—1786. Böhme war ein Schüler Mascous, geboren 1717, seit 1751 Professor zu Leipzig und starb 1780. Die Berührungen, in welche der junge Goethe zu ihm gekommen ist, sind bekannt.

ist die Zeit des großen deutschen Krieges mehrfach, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, bearbeitet worden. Auf diesem Wege stoßen wir auf Schiller und benützen die Gelegenheit, seine Stellung in der Geschichtschreibung überhaupt kurz anzudeuten. [1]) Schiller hat ursprünglich unter Rousseaus Einfluß, also auf einem durchaus ungeschichtlichen Standpunkt gestanden, aber Zeit und Erfahrung haben ihn verhältnismäßig schnell von jenen Nebelbildern hinweg auf einen solideren Boden der geschichtlichen Betrachtung geführt. Das Studium Montesquieus hat bekanntlich in dieser Richtung auf ihn einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Seine Vorlesungen in Jena und die Vorstudien zu seinen dramatischen Arbeiten haben es ihm zugleich nahe genug gelegt, sich in der historischen Literatur genauer zu orientiren und in Verbindung mit anderen, zwingenden Motiven ihn bestimmt, sich selbst als Geschichtschreiber zu versuchen. Als Geschichtsforscher im technischen Sinne des Wortes Erhebliches zu leisten, war er allerdings in keiner Weise angethan, gleichwohl möchten wir in den geringschätzenden Ton nicht einstimmen, der über seine betreffenden Leistungen früher und später angestimmt worden ist. Glücklicherweise hat es auch an ernsthaften und sachkundigen Stimmen nicht gefehlt, die über ihn ein Urteil abgegeben haben. Schon der unermeßliche Einfluß, welchen Schillers historische Schriften von jeher auf gewisse Kreise ausgeübt haben und bis zur Stunde ausüben, hätte wenigstens in der Behandlung dieser Frage vorsichtig machen sollen, wenn wir auch recht gut wissen, daß auch ein noch so großer Erfolg eine zweifelhafte Sache nicht gut machen kann.

Vgl. A. D. Biographie 3, 72. Wir verdanken Böhme aber auch die Herausgabe der „Acta Pacis Olivensis inedita (Breslau 1763. 1766), eine äußerst wichtige Publikation für die Kenntnis der Friedensverhandlungen, die dem „nordischen Kriege“ ein Ziel setzten.

[1]) Vgl. im besonderen: Karl Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. Wien 1862, und Karl Twestens gleiche Schrift. Außerdem R. Flint a. a. O. S. 388 ff. und Rocholl a. a. O. S. 96 ff. — Joh. Janssen, Schiller als Historiker (1863). — Dr. Joh. Schmidt, Schiller und Rousseau. Berlin 1876.

Und wäre es selbst an dem, daß der Erfolg der geschichtlichen Arbeiten Schillers auf die am wenigsten rühmlichen Eigenschaften derselben zurückgeführt werden müßte, so ergäbe sich daraus zunächst doch nur das eine, daß man mit um so liebevollerer Sorgfalt zu untersuchen hätte, ob sich vielleicht nicht zugleich gute Seiten daneben fänden, die den in Frage stehenden ungewöhnlichen Eindruck bis auf einen gewissen Grad erklären helfen. Fast vom Anfange an ist das Versenken in Kants philosophisches System und im besonderen auch in dessen berührte geschichtsphilosophischen Ideen von bestimmenden Einfluß auf Schiller geworden. Diese hängen aber bekanntlich selber wieder mit Montesquieus und weiterhin den positiven Elementen der Aufklärungsliteratur in bezug auf Politik und geschichtliche Auffassung aufs engste zusammen. Auf diesem Wege ist Schiller aber zur teleologischen oder aprioristischen Geschichtsbetrachtung geführt oder verleitet worden, die der Gegensatz der empirischen ist, und gewisse Sätze als Ausgangspunkte voranstellt, statt dieselben erst durch sorgfältige Forschung zu gewinnen. Dieselbe berührt sich insoferne mit der so lange herrschenden theologischen Art, die Geschichte zu behandeln, die ebenfalls eine außerhalb der geschichtlichen Entwickelungen liegende Denkweise zum Maßstabe oder zur Grundlage der Geschichtschreibung gemacht hatte. Diese Thatsache erklärt es vor allem daß die Männer der nachfolgenden kritisch-empirischen Methode — wir erinnern nur an Niebuhr — sich so wegwerfend über die historiographischen Versuche des Dichters geäußert haben. Und doch, wie bemerkt, ist in unseren Augen die Frage nicht erledigt. Jeder nicht oberflächlichen Beschäftigung mit der allgemeinen Geschichte liegt der Versuch zu Grunde, ein bestimmtes Endziel der gesammten Entwickelung vorauszusetzen oder doch anzunehmen. In seiner akademischen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" sehen wir Schiller bereits von diesem Bestreben ergriffen. Er will nicht bloß die Gegenwart und die Vergangenheit erklären, sondern postulirt zugleich einen vernünftigen Endzweck für den Gang der Welt, ein teleologisches Prinzip für die Welt-

geschichte; dieses Prinzip abstrahirt er aber nicht aus einer vorausgegangenen, sorgfältigen Untersuchung des Geschehenen, sondern überträgt es aus der außerhalb liegenden Sphäre des menschlichen Geistes, der überall Harmonie sehen will. Diese Neigung, die Geschichte zu betrachten, kehrt stärker oder leiser überall bei ihm wieder, doch müssen die einzelnen Versuche überhaupt unterschieden werden. Zu dem Unternehmen, eine „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ zu schreiben, hat Schiller, wie man weiß, die erste Anregung durch seine Studien zu „Don Carlos“ erhalten. Das Werk ist nicht vollendet, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er dasselbe ursprünglich bis zu dem siegreichen Abschluß des Aufstandes zu führen beabsichtigt hat, zumal er ausgesprochenermaßen und seiner grundsätzlichen Geschichtsanschauung gemäß, auch in diesem Teile der Geschichte den Sieg des menschlichen Fortschrittes zur Freiheit zur Anschauung bringen wollte. Und nun begegnete es ihm, als der einmal ergriffene Gegenstand ihn festhielt, daß er, indem er sich in denselben vertiefte, erst wirklich anfing, historisch arbeiten zu lernen. Der Einfluß der Engländer, eines Geschichtschreibers wie Robertson (Geschichte Karls V.), drängte die Phantasien eines St. Reals zurück und führte ihn zu gründlicherer Hinwendung zu den ächteren Quellen. Eine mustergültige Ausnützung auch nur der ihm zugänglichen Hilfsmittel kann man ihm freilich so wenig als eine von Voreingenommenheiten und Einseitigkeiten freie Behandlung der Sache und noch mehr der Personen zugestehen, aber die vorurteilslose Untersuchung hat es festgestellt, daß er in diesem Falle es an Sorgfalt und Anstrengung nicht fehlen ließ und daß er in wesentlichen Fragen die wissenschaftliche Erkenntnis jener verwickelten Vorgänge um ein Erkleckliches gefördert hat. Konfessionelle Zu- und Abneigung hat seine Auffassung am wenigsten bestimmt, es ist vielmehr die liberalisirende Aufklärung seines Jahrhunderts, die in dem Widerstande gegen jede Art von Tyrannei einen Gegenstand der Bewunderung erblickte und ein unbestimmtes Freiheits-

ideal als Ziel der geschichtlichen Entwickelung betrachtete, und seiner Schilderung das charakteristische Gepräge aufdrückte. [1] Zu dem Erfolge des Werkes hat weiterhin die glänzende, kunstvolle Form der Darstellung maßgebend mitgewirkt. Es ist wahr, die Deutschen waren in dieser Beziehung am wenigsten verwöhnt; dem allgemeinen Aufschwunge der nationalen Literatur gegenüber mußte aber gerade darum eine historische Schrift, die mit derselben gleichen Schritt hielt, den tiefsten Eindruck machen, auch wenn sie der fachmännischen Kritik gegenüber noch so viele Blößen bot und an der Schwäche abstrakter und subjektiver Auffassung litt. [2]

Bald nach dem Antritte seiner Professur in Jena hat Schiller sich mit weiteren, in das Gebiet der Geschichte eingreifenden Plänen getragen. So z. B. vorübergehend mit dem Gedanken der Herausgabe eines deutschen Plutarch, in welchem die Biographieen der merkwürdigsten Männer Deutschlands behandelt werden sollten, doch ließ er denselben schnell wieder fallen und befreundete sich mit zwei anderen Unternehmnngen, von welchen wir noch sprechen müssen. Es sind das die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und die Herausgabe einer Sammlung ausgewählter und übersetzter Memoiren. Das genannte Geschichtswerk ist in den Jahren von 1790 bis 1793 entstanden. Es behandelt einen Stoff von der höchsten Wichtigkeit und hat eben darum, wie durch die glänzende Darstellung einen unermeßlichen Eindruck gemacht. Für Schiller selbst hatte es zugleich die Bedeutung, daß aus dieser Arbeit seine dramatische Hauptleistung hervorging und schon insoferne verdient sie unbedingt unsere Teilnahme. Prüft man sie aber auf ihrem wissenschaftlichen Gehalt, so ist es längst ausgemacht und unbestritten, daß sie hierin nicht bloß hinter dem Abfall der Niederlande recht weit zurücksteht, sondern als Werk selbständiger und umsichtiger Forschung überhaupt keinen Anspruch machen kann. Mit dem denkbar dürftigsten Apparat hat Schiller

[1] Vgl. Tomaschek a. a. O. S. 89.

[2] Lehrreich ist es, Spittlers Anzeige des „Abfalles" zu vergleichen (S. W. 14, 464—465). Unseres Erachtens konnte Schiller damit zufrieden sein.

das Buch geschaffen, die Behandlung der einzelnen Abschnitte des Krieges ist ungleichartig, einige der wichtigsten Momente der Ereignisse übergangen und in dem Vorgetragenen häufig Wahres und Falsches gemischt, die historische Gerechtigkeit in der Beurteilung der hervorragenden Persönlichkeiten, so kunstvoll in der Form die Charakterzeichnung derselben auch mit Recht erscheint, mehrfach verletzt. Es mag sich das, zum Teile wenigstens, aus dem raschen Tempo der Ausarbeitung und damit im Zusammenhange aus den zu Rate gezogenen unzureichenden Hilfsmitteln erklären. Als das Gelungenste an dem Buche erscheint unzweifelhaft die Einleitung, die sich mit der Genesis des Krieges beschäftigt und sich von subjektiver Auffassung in anerkennenswerter Weise frei hält. Doch vermag das an dem abfälligen Urteile über das Werk selbst nichts zu ändern, es nimmt in der Literatur über den großen Krieg nur einen negativen Platz ein [1]).

Die Sammlung von übersetzten Memoiren, die in die Jahre von 1790 und die nächstfolgende Zeit fällt, hat ihr entschiedenes Verdienst und ging von einem unverkennbar berechtigten Gedanken aus. Schiller hat die Natur und den Wert dieser Art Literatur richtig erkannt und die spätere Zeit hat auch bei uns, mehr als vielleicht seine Zeitgenossen, ihm darin Recht gegeben. Die Auswahl der übersetzten Schriften war eine glückliche, wenn er auch die Übersetzung selbst nicht immer in die geeigneten Hände gelegt hat. Jedoch hat er sich nach einiger Zeit von dem Unternehmen zurückgezogen, wenn es auch noch unter seiner Firma fortgesetzt wurde, und kann er für die späteren Lieferungen nicht verantwortlich gemacht werden. Indes hat dieses Unternehmen für uns und ihn noch eine andere Bedeutung. Schiller hatte nämlich den gewiß höchst zweckmäßigen Gedanken, die einzelnen übersetzten

---

[1]) Schiller blieb bekanntlich vor dem westfälischen Frieden stehen und sein Werk ein Torso; **Woltmann** übernahm es, eine „Geschichte des westphälischen Friedens“ zu liefern. Sie wendet sich vielfach polemisch gegen M. J. **Schmidts** Darstellung dieses Themas, im übrigen hat es gemischten Beifall gefunden.

Memoiren mit Einleitungen zu versehen, welche den Leser über den Standpunkt und Inhalt des Werkes zu orientiren die Bestimmung hatten. So entstanden jene universalhistorischen Übersichten, die nur im Hinblick auf diese ihre Entstehung recht beurteilt werden können. Die Übersetzung der Alexias der Anna Comnena eröffnete Schiller mit der Abhandlung „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“. Es ist anziehend, den Sohn der Aufklärung über diese abgelegenen Dinge reden zu hören. Freilich bringt er sie in Zusammenhang mit seiner uns bekannten Geschichtsauffassung, jedoch läßt sich nicht leugnen, daß er hierbei vielfach einen treffenden historischen Blick bewährt und sich von der vulgären Behandlung mittelalterlicher Geschichte zu seinem Vorteile ferne hält. Dasselbe gilt im besonderen Grade von seiner „Historischen Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.“, mit welcher er die Übersetzung der Geschichte dieses Kaisers von Otto von Freising begleitete, und wobei man sich über die Intuition wundern muß, kraft welcher ihm in diesem Falle mit den bescheidensten Hilfsmitteln häufig eine korrekte Zeichnung sonst häufig mißverstandener Begebenheiten und Bestrebungen gelingt. Als die bedeutendste dieser Erörterungen muß die Abhandlung betrachtet werden, welche zuerst in einer Reihe von Einleitungen zu der Übersetzung der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sülly erschienen ist [1]) und die Schiller späterhin unter einem gemeinsamen Titel zusammengefaßt hat [2]). Man hat sie vielleicht nicht mit Unrecht als das Vorzüglichste bezeichnet, was Schiller als Geschichtschreiber überhaupt hervorgebracht hat und was auch vor dem Maßstab unsrer heutigen Kritik bestehen kann [3]). Die Ausführung der Abhandlung fällt etwa in die Mitte des Jahres 1791, also in eine Zeit, in welcher er die Geschichte des dreißigjährigen Krieges bereits begonnen

---

[1]) Bd. 1—8 der 2. Abteilung der Memoiren-Sammlung.

[2]) „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

[3]) Tomaschek a. a. O. S. 98.

hatte, und es kann immerhin auffallen, daß so ziemlich gleichzeitig zwei Leistungen so verschiedenen Wertes entstehen konnten. Die Auffassung der geschilderten verwickelten Ereignisse und Persönlichkeiten erweist sich auch nach den neuesten Forschungen und Darstellungen meist zutreffend, namentlich was die Betonung der politischen Motive der konfessionellen Kämpfe und die Natur und Urheberschaft der Bartholomäusnacht anlangt. Mit reichen oder gar annähernd vollzähligen Hilfsmitteln hat er auch in diesem Falle nicht gearbeitet, aber er hat es mit erstaunlichem Takte verstanden, mit weiser und umsichtiger Ausnutzung verhältnismäßig weniger, aber gut gewählter Quellen den wirklichen Gang und Sinn der Ereignisse zu erkennen. Daß die vorzügliche Gabe der Darstellung und Erzählung den Eindruck erhöht, wie sie auf diesem Gebiete noch eine seltene war, begreift sich, auf der anderen Seite vermögen wir uns aber zugleich der Wahrnehmung nicht zu entziehen, daß Schiller hier mit erheblich größerer Objektivität gearbeitet hat, als bei seinem erwähnten zweiten umfassenderen Werke. Wenn er aber durch seine historischen Versuche, sie mögen sonst so vieles vermissen lassen als man will, den Deutschen die Lehre gegeben hat, daß in der Geschichtschreibung die schöne Form auch einiges zu bedeuten habe, so war damit trotz Spittler und J. v. Müller gewiß kein überflüssiger und aber auf die Dauer auch kein unfruchtbar gebliebener Wink gegeben. — —

Der zwischen dem Ausgange des großen Krieges und dem Auftreten Friedrichs d. Gr. liegende Zeitraum hat keine besondere Darstellung erfahren, die ausgezeichnet zu werden verdiente. Die Geschichte seiner eigenen Thaten und zum Teile seiner Politik hat der große König dann selbst geschrieben. Diese Schriften nehmen in der Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung eine rühmliche Stellung ein. Sie stehen in der Mitte zwischen der reinen Historie und dem Genre der Denkwürdigkeiten und gehören keinem von beiden ganz an. Es war schon etwas Außerordentliches, daß der Held der Epoche, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, zugleich zur Feder griff und sein eigener Geschichtschreiber wurde.

Wie lebhaft ihm die Geschichte seines Hauses und Staates am Herzen lag, haben wir bereits vernommen. Daß er die Vorbilder der historischen Darstellung nicht in Deutschland suchte, ist bekannt, und daß er in der Zeit seiner Jugend und auch in den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft hier nicht gerade viel finden konnte, was Anforderungen, wie er sie stellte, hätte befriedigen können, braucht kaum erst nachgewiesen zu werden. Auch seine Kenntnis der deutschen, bzw. der „Reichshistorie" verdankte er dem bekannten Werke des Franzosen Père Barre de Beaumarchais, wie er im Jahre 1762 bei einem gelegentlichen Zusammentreffen mit Pütter ausdrücklich erklärte [1]. Erst später hat er Mascou kennen und schätzen gelernt [2]. Was nun Friedrichs zeitgeschichtliche Aufzeichnungen anlangt, so begleiten sie die wichtigsten politischen und militärischen Aktionen seines Lebens. Man hat sich in den letzten Jahrzehnten von berufener Seite her aufs eingehendste mit ihnen beschäftigt, und wir sind somit in der Lage, ein sicheres Urteil über sie zu fällen [3]. Der Zeit des Ursprungs sowohl als dem inneren Werte

[1] Friedrich hatte am 3. Dezember 1762 im Schlosse zu Gotha eine Unterhaltung mit Pütter, von welcher dieser in seiner Selbstbiographie S. 460 berichtet. Das betr. Werk von P. Barre war in 10 Bänden zu Paris im Jahre 1748 erschienen. Pütter entgegnete, die Ausländer bedienten sich meist G. Struves „Syntagma Hist. Germ." (s. oben S. 616), worauf der König erwiderte, dieses kenne er nicht. Indes hatte schon viel früher (1686) ein deutscher Diplomat in pfälzischen Diensten, der 1688 zu Paris starb, eine „Histoire de l'Empire" u. s. w. in 2 Bänden erscheinen lassen, die im „Auslande" nicht unbeachtet und unbenutzt geblieben ist. Der Name des Mannes war: „Jean de Heiss, seigneur de Wagenheim". Vgl. über ihn die „Nouv. Biographie universelle" s. h. v., die sein Werk günstiger als das de Barre's beurteilt.

[2] S. oben S. 657 Anm. 1.

[3] Über Friedrich d. Gr. als Schriftsteller vgl. zunächst die diesen Titel führende Schrift von Preuß (Berlin 1837) mit dem Ergänzungshefte (1838), ferner die Einleitungen und Nachweisungen der sog. akademischen Ausgabe zu den einzelnen Schriften. Sehr lehrreich ist auch der Vortrag von A. Boretius „Friedrich d. Gr. in seinen Schriften" (Berlin 1871). Nicht zu übersehen: F. Wilken, die drei Perioden der K. Preuß. Akademie d. Wiss. und K. Friedrich II. als Geschichtschreiber. Zwei akademische Reden. Berlin 1835.

nach steht die Geschichte des ersten und zweiten schlesischen Krieges voran, welcher der König später den Titel „Histoire de mon temps“ gegeben hat [1]). Die ursprüngliche Abfassung und Fassung stammt aus der Zeit, die unmittelbar auf den Dresdener Frieden gefolgt ist; sie hat dann nahezu drei Jahrzehnte wie im Verborgenen geruht; erst dann unterzog sie der König einer ziemlich durchgreifenden Revision und versah sie mit einem neuen Vorwort [2]). Die längste Zeit war nur die jüngere Redaktion bekannt und in Umlauf, bis vor wenigen Jahren auch die ältere Fassung vollständig veröffentlicht wurde [3]). Trotz verschiedener formeller und, von der Natur der Dinge gebotener sachlicher Änderungen hat auch die jüngere Bearbeitung den memoirenhaften Charakter insoweit bewahrt, daß man sie mit Recht den Commentaren Cäsars an die Seite gestellt hat. Im Sinne ihres Urhebers sollte indes nur die spätere Redaktion Geltung haben, die erste hatte er als Jugendarbeit zurückgelegt. Es ist aber von maßgebender Seite die Meinung ausgesprochen worden, daß das beste, was die jüngere Redaktion auszeichnet, sich bereits in der älteren findet, nur daß bei dieser mehr die geschichtliche Tendenz, bei jener hingegen der didaktisch militärische Zweck vorherrsche. Friedrich verlangte von jedem Geschichtswerke in erster Linie, daß man aus demselben etwas für das praktische Leben lernen könne und uns daher mit allem unnützen und kleinlichen Ballaste verschone.

---

[1]) Der ursprüngliche Titel lautete: „Seconde et troisième partie de l'histoire de Brandenbourg“, und war das Werk bestimmt, den zweiten und dritten Teil der „Mémoires à l'histoire de Brandenb.“ zu bilden, die bereits im Jahre 1750 im Druck erschienen sind. — Als Publizist, wenn der Ausdruck zulässig ist, jedenfalls als höchst scharfblickenden Politiker hat sich Friedrich in seinen aus dem Jahre 1736 stammenden „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe“ eingeführt.

[2]) Vgl. Wilh. Wiegand: „Die Vorreden Friedrichs d. Gr. zur Histoire de mon temps“. Straßburg 1874.

[3]) v. Max Posner (Leipzig 1879) im 4. Bande der Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven. Vgl. auch L. v. Rankes Abhandlung über die beiden Redaktionen im 34. Bande seiner S. W.; die spätere Redaktion s. in den Oeuvres, II et III.

Darauf gestützt, bildete er sich sein Urteil über die deutsche Geschichtschreibung, soweit er sie kannte oder noch kennen lernte, verwarf sogar in arger Verkennung Pufendorf und ließ später höchstens Mascou gelten. Die „Histoire de mon temps“ hat denselben praktischen Zweck im Auge und sollen seine Nachfolger Lehren der praktischen Weisheit daraus schöpfen. Übrigens, und gerade darum, hat der König sich die Arbeit nicht leicht gemacht, er denkt auch nicht bloß an den eigenen Ruhm, sondern sucht die historische Wahrheit und übt auch dem Gegner gegenüber Gerechtigkeit. Man gelangt daher zu dem Ergebnisse, daß er zur Geschichtschreibung in dieser Gestalt ganz besonders berufen war. Er besitzt zudem die Gabe der Erzählung und Charakteristik in nicht gemeinem Grade und hat sich die formelle Feilung seiner Werke grundsätzlich angelegen sein lassen. Das Vorliegende nimmt unter seinen historischen Versuchen unzweifelhaft den ersten Platz ein.

Die Geschichte des dritten schlesischen, d. h. des siebenjährigen Krieges[1]) bleibt als Werk der Literatur, alles in allem gerechnet, um einiges zurück, insofern wenigstens, als die Kriegsgeschichte die politisch-diplomatische überragt, aber sie teilt doch zugleich eine Reihe der angedeuteten Vorzüge der „Histoire de mon temps“. Nach des Königs eigener Angabe stückweise nach dem Ende jedes Feldzugs und unter dem frischen Eindrucke der eben erlebten Thatsachen entworfen, wurden unmittelbar nach dem Friedensschlusse die einzelnen Teile in eine einheitliche, zusammenhängende Form gegossen und ergab sich so die Wirkung einer, auf einen Wurf und in einem Zuge entstandenen Komposition. Was der Schrift u. a. einen außerordentlichen Reiz verleiht, ist die tadellose Objektivität, die in anbetracht der gegebenen Umstände für die Höhe seines Geistes ein entscheidendes Zeugnis ablegt[2]).

---

[1]) „Histoire de la guerre de sept ans“ (Oeuvres, IV et V).

[2]) Friedrich begründet theoretisch diesen Standpunkt mit folgenden Worten: „Du reste, je me suis fait une loi de m'attacher scrupuleusement à la verité, et, d'être impartial, à cause que l'animosité et la haine d'un

Die letzte Gruppe der geschichtlichen Aufzeichnungen Friedrichs ist unter der Bezeichnung „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburgerfrieden bis zum Frieden von Teschen“ bekannt und besteht aus drei von einander unabhängigen Teilen. Die äußere und innere Politik seines Staates in dem nächsten Jahrzehnt nach dem Ende des großen Krieges, die erste Teilung Polens und endlich der bairische Erbfolgekrieg bilden die Hauptmomente dieser Skizzen, denn von einer erschöpfenden Behandlung sollte keine Rede sein [1]). Es sind in der That „Denkwürdigkeiten“, aus welchen das Bild der behandelten Zustände und Vorgänge in der Gestalt reflektirt, in welcher sie vor dem Auge des Königs schwebten und Form gewonnen hatten. Mit der Sorgfalt, wie die früheren umfassenderen Darstellungen, sind sie demnach nicht gearbeitet; aber immerhin ist alles wohl überlegt, fundirt und aus jeder Zeile spricht der gewissenhafte Fürst seines Staates, der scharfblickende, gereifte Staatsmann, der durchdringende Menschenkenner [2]).

Es ließ sich erwarten, daß die Epoche machenden Thaten des großen Königs, wie sie die Tagesschriftsteller vollauf beschäftigten, so auch schon in der zeitgenössischen Geschichtschreibung laut widerhallen würden. War doch selbst der Tyrtäus des siebenjährigen Krieges von Friedrichs Thaten in dem Maße begeistert, daß er einmal daran dachte, zugleich dessen Geschichtschreiber zu werden [1]). Noch bei Lebzeiten des Königs sind eine Anzahl von Biographien desselben in der Gestalt von „Helden-, Staats- und Lebensgeschichten“ erschienen, die ein dankbares Publikum fanden,

---

auteur n'instruit personne, et qu'il y a de la faiblesse et de la pusillanimité même à ne pas dire du bien de ses ennemis, et à ne leur pas rendre la justice qu'ils meritent“. (Avant-propos zum 1. Teile S. XIX.)

[1]) „Mémoires depuis la paix de Hubertsburg, 1763, jusque à la paix de Teschen.“ (Oeuvres, VI). Dieser Gesammttitel rührt übrigens nicht von Friedrich selbst her.

[2]) In mehr als einer Beziehung lehrreich ist die Besprechung, welche J. v. Müller (S. W. 26, 59 ff.) den historischen Werken Friedrichs d. Gr. nach dessen Tode gewidmet hat.

[3]) Körte, Gleims Leben.

aber im letzten Grunde sich bei näherem Zusehen über die Linie „mehr oder minder fabriksmäßig angefertigter Kompilationen“ nicht erheben [1]). Und in keiner Weise besser steht es mit den Schriften ähnlicher Art, die über Maria Theresia und im österreichischen Interesse zu Tage gefördert worden sind. Hingegen reiften schon die nächsten Jahre nach dem Hingange Friedrichs die „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ von Joh. Wilhelm Archenholz [2]), die dann volkstümlich wie keine andere geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben ist, obwohl sie stofflich vollständig von des Engländers Henry Lloyds Geschichte des Krieges und den Erläuterungen und der Fortsetzung desselben von G. F. von Tempelhof abhängig erscheint [3]). Von gleichzeitigen, ergänzenden Aufzeichnungen von anderer Hand nehmen zunächst die Denkwürdigkeiten Kaisers Karls VII. (Albert) aus dem wittelsbachischen Hause unsere Aufmerksamkeit in Anspruch [4]). Sie haben mit den betreffenden Schriften Friedrichs d. Gr. freilich nur die Sprache, und selbst diese in höchst unvollkommenen Grade, gemein. Es ist eine düstere Atmosphäre, in welche uns der Fürst versetzt, der ein Unternehmen begonnen hatte, der er leider in keiner Weise gewachsen war. Im übrigen erweist sich das Tagebuch als eine nicht unwichtige Quelle für die Aufhellung der Begebenheiten, die er schildert. Dagegen haben die Memoiren der Schwester des großen Königs, der Markgräfin Friederike S. Wilhelmine von Baireuth, die lange

---

[1]) S. Reinhold Koser, die ersten Lebensbeschreibungen Friedrichs d. Gr. (Zeitschrift für preuß. Gesch. und Altertumskunde (1877) 14, 218 ff., wo zugleich über die Verfasser der wichtigsten Schriften der Art, wie Seiffert, Hempel u. s. f. näheres zu finden.

[2]) Geboren 1743, gest. 1812. Die betr. Schrift hat erst noch vor einigen Jahren eine neue Ausgabe mit einer Biographie Archenholz' von Potthast erfahren.

[3]) Das Werk des Engländers erschien zu London 1781, reichte aber nur bis 1759, die Übersetzung und Fortsetzung von Tempelhof (in 5 Bänden) zu Berlin 1783 ff.

[4]) „Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges.“ Herausgegeben von K. Th. Heigel. München 1883.

Zeit hohes Ansehen genossen, infolge in neuester Zeit angestellter sorgfältiger Untersuchungen ihre Glaubwürdigkeit zum größten Teile verloren und müssen sie aus der Reihe der geschichtlichen Quellen gestrichen werden [1]). Den verdächtigen Ergießungen der Verbitterung der Markgräfin begegnet man in den Denkwürdigkeiten des berufenen Baron K. L. von Pöllnitz wieder [2]). Während aber seine früheren Publikationen, obwohl es darin an pikanten Selbstbekenntnissen nicht fehlt, der verdienten Vergessenheit mit Mühe entgangen sind, liegt die Sache bei seinem in Frage stehendem Werke doch anders. Dasselbe hat Anerkennung gefunden, ist viel gelesen und benutzt worden; jedoch erweist sich der materielle Wert der verschiedenen Teile und Abschnitte als ein recht verschiedener. Für die Schilderung der Zeit des großen Kurfürsten und K. Friedrichs I. hat Pöllnitz Schriften geplündert, die zum Teile selbst wieder nicht selbständig sind. So hat er auch die Memoiren der Markgräfin ausgeschrieben und in seiner Weise aufgeputzt. Die Bedeutung und Brauchbarkeit seines Buches beginnt erst da, wo er Selbsterlebtes beschreibt und berichtet. Das gilt besonders von den Anfängen Friedrichs d. Gr., der ihn eine Zeit lang in seiner Nähe geduldet hat. Kaum braucht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß er nicht schlecht erzählt und angenehm zu plaudern versteht: er ist bei den Franzosen nicht umsonst in die Schule gegangen. Aus der Umgebung des Königs hat noch der Graf Eustach von Görtz Denkwürdigkeiten hinterlassen, jedoch hat er sie nicht selbst redigirt, sondern sie sind aus seinen nachgelassenen Aufzeichnungen und Papieren zusammengestellt [3]). Der Graf hat sich in hinlänglich bedeutenden Stellungen bewegt und ist Friedrich nahe genug gekommen. Wir

---

[1]) Vgl. L. v. Ranke, S. W. Bd. 34 und, Droysen, Gesch. der preuß. Politik IV, 4.

[2]) „Mèmoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg. 2 vol. Berlin 1791. — Vgl. Ranke und Droysen a. a. O.

[3]) „Historische und politische Denkwürdigkeiten des Grafen Eustach von Görtz." (Stuttgart 1827, 2 Tle.).

erfahren daher durch ihn vieles, was wir nicht entbehren möchten, wie z. B. über den Fürstenbund, den bairischen Erbfolgekrieg u. dgl., aber der Eindruck der unmittelbaren Mitteilung ist abgeschwächt [1]). Von Aufzeichnungen anderer preußischer Staatsmänner erwähnen wir in diesem Zusammenhange noch zwei von hoher Bedeutung, wenn auch höchst verschiedener Natur: nämlich die Denkwürdigkeiten Christian Wilhelm von Dohms und des Fürsten von Hardenberg. In Dohms „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" gelangt der Charakter dieses Genre in breiter Vollkommenheit als ein ergiebiger Beitrag zur Zeitgeschichte zum Ausdruck [2]). In dieser Beziehung nehmen sie einen hervorragenden Platz ein. Dohm war überhaupt ein Mann auch der Literatur und stand mit den angesehensten Geistern der Zeit, wie J. v. Müller u. s. w., in nahem Verkehr. Seine Mitteilungen haben daher als gut fundirte, nüchterne Berichterstattung eines mithandelnden Zeitgenossen erheblichen Wert, wenn sie auch die Vergleichung mit anderen Berichten und Zeugnissen nicht entbehren können. Die Denkwürdigkeiten Hardenbergs sind ersten Ranges [3]). Der spätere Staatskanzler sah sich durch die Angriffe, die aus der Nähe von Haugwitz und im besonderen von Lombard gegen ihn ausgingen, veranlaßt, das Wort zu ergreifen und seinen Anteil an der Leitung der preußischen Politik in den Jahren 1804—1807 durch eine eingehende Schilderung derselben zu rechtfertigen. Indes hatte er sie nicht in der vorliegenden Gestalt zur Veröffentlichung bestimmt und sich vorbehalten, sie später umzuarbeiten, ist jedoch nicht mehr dazu gekommen. Aber auch so legen sie von der hohen Bildung seines Geistes und einer hinlänglichen literarischen Gewandtheit ein günstiges Zeugnis ab.

---

[1]) Über einige andere Denkwürdigkeiten der Zeit, welche wir hier übergehen müssen, vgl. meinen Aufsatz über „Die deutsche Memoirenliteratur" in der deutschen Rundschau, Juli 1884.

[2]) Sie erschienen in 5 Bänden zu Lemgo 1814—1819. Dohm, geboren 1751, starb 1820. Vgl. A. D. Biographie 5, 297.

[3]) „Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" (1800—1807), herausgegeben von L. v. Ranke. Leipzig 1877, 2 Bde.

Eine beträchtliche Anzahl teils in den Text eingeschalteter, teils wegen ihres Umfanges in den Anhang verwiesener Aktenstücke erhöht und verstärkt den Wert der Aufzeichnungen selbst. Anlangend die objektive Glaubwürdigkeit derselben, so ist die Schilderung der ersten Jahre seiner ministeriellen Wirksamkeit nicht ohne Anfechtung geblieben. Und in der That scheint ihm der Versuch, die Verantwortlichkeit für die nicht glückliche Leitung der preußischen Politik in jenen Jahren auf fremde Schultern hinüber zu schieben, nicht völlig gelungen zu sein. In die Zeit Friedrichs d. Gr. reicht der Graf E. Friedrich von Hertzberg noch zurück[1]). Ihn beseelte ein lebhafter Sinn für Geschichte und auch an den Arbeiten des großen Königs war er helfend beteiligt. Er hat sich als Herausgeber des nachgelassenen Fragmentes Pufendorfs über den Kurfürsten Friedrich III.[2]) und des von K. Karl IV. veranlaßten Landbuches der Kurmark Brandenburg verdient gemacht[3]). Über die neuere Geschichte selbst berührt er sich in seiner Ansicht mit Lessing, aber er verlangt zugleich, daß sie entweder von einer der handelnden Hauptpersonen oder von einem offiziellen Historiographen geschrieben werde[4]). Für seinen Eifer und geschichtlichen Sinn legen u. a. seine Untersuchungen, die er über Gegenstände aus der preußischen und deutschen Geschichte in den Abhandlungen der Berliner Akademie zu verschiedenen Zeiten niedergelegt hat, genügendes Zeugnis ab. Auch Friedrich von Gentz hat, zumal in seiner Berliner Epoche, sich nicht ohne Erfolg mit historischen Arbeiten beschäftigt. Er brachte unzweifelhaft ein nicht geringes Talent zur nicht bloß oberflächlichen Behandlung großer geschichtlicher Gegenstände mit und besaß überdies lebhaften Sinn für die Beachtung der volkswirtschaftlichen Momente, die

[1]) Geboren 1725, gest. 1795. Vgl. A. D. Biographie 12, 241.

[2]) S. oben S. 523, Anm. 3.

[3]) Berlin 1781. Vgl. seinen Brief an J. Möser (in dessen S. W. 10, 249) und eine Äußerung Mösers a. a. O. 5, 203.

[4]) S. in seiner Abhandlung „Sur le vrai charactère d'une bonne histoire" in den Denkschriften der Berliner Akademie vom Jahre 1786

der Mehrzahl der Historiker jener Zeit abging [1]). Wenn man dazu seine ausgezeichnete stilistische Begabung rechnet, so gelangt man zu dem Schlusse, daß er unter Umständen Vorzügliches auf diesem Gebiete geleistet haben würde. Über die französische Revolution z. B. hatte er früher als die Mehrzahl der deutschen Politiker die richtige Ansicht und stellt zuerst (1801) mit Entschiedenheit die Behauptung auf, welche die neuere Forschung bestätigt hat, daß die einzigen Urheber des Kriegs zwischen dem alten Europa und Frankreich die Nationalversammlung und die Jakobiner seien, und daß der unglückliche Ausgang desselben durch die elende Kriegführung von Seite der Verbündeten herbeigeführt wurde [2]).

Die Geschichte des 18. Jahrhunderts und die weiterhin folgenden schweren Ereignisse beschäftigten die Geister in allen möglichen Formen, aber Hervorragendes vom Standpunkte der Geschichtschreibung kam nicht zu Tage. Die Schriften von Dominikus Häberlin und Renatus Hausen über die Geschichte wenigstens eines Teiles des Jahrhunderts bedeuteten von Haus aus wenig; sie blieben überdies von dem gedruckten Material abhängig und ein Sammelwerk wie das von Dumont mußte das Beste thun. Ähnlich steht es mit Chr. Adelungs „Pragmatischer Staatsgeschichte Europas von dem Ableben K. Karls VI. bis auf die gegenwärtige Zeit" [3]). Es ist die bereits so oft beredete Formlosigkeit und Ideenlosigkeit, woran alle diese Schriften leiden. Die Publikationen Georg Friedrich Martens [4]), die eine wohlgeordnete

---

[1]) Vgl. auch Roscher a. a. O. 2. Bd. stellenweise und A. D. Biographie 8, 577.

[2]) Die verschiedenen memoirenhaften Schriften K. von Massenbachs (s. A. D. Biographie 20, 565) zur Zeitgeschichte sind zu subjektiven Charakters, als daß sie unter den Begriff einer „Geschichtsquelle" leicht gebracht werden könnten.

[3]) Erschienen in 9 Teilen 1762—1769.

[4]) Geboren 1756, gest. 1821. Vgl. A. D. Biographie 20, 461 und im besonderen R. v. Mohls Aufsatz über Martens a. a. O. II, 460 ff. — Das Hauptwerk ist: Recueil des principaux traités d'alliance u. s. w. 1761—1801 (Göttingen seit 1791) 7 Bände, mit dem Supplement bis 1807.

Fülle des völkerrechtlich-urkundlichen Materials der Forschung zur Verfügung stellen, kamen für Arbeiten genannter Art zu spät, wenn ihre Verfasser es auch verstanden hätten, den rechten Gebrauch davon zu machen; für die späteren freilich war die Mühe unverloren. Eine geschichtliche Darstellung der Zeit der Revolution und der mit ihr verknüpften Verwickelungen, welche der Höhe des Gegenstandes nur halbweg entspräche, ist ausgeblieben. An zum Teile recht verständigen Betrachtungen über das verhängnisvolle Ereignis, wie z. B. von Rehfueß, hat es nicht gefehlt, aber diese fielen doch mehr in das Gebiet der Publizistik als der Geschichtschreibung. Dem Umfange nach am weitgreifendsten waren Christoph Girtanner's „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution", sie wurden viel gelesen und hatten den Vorzug, daß sie der blinden Verherrlichung der Revolution nachdrücklich entgegenwirkten[1]). Von allen jenen, welche sich in journalistischer Form der Zeitgeschichte annahmen, ist als ein wirklich klassisch gebildeter Mann, zugleich von reifem Patriotismus erfüllt, G. G. Bredow auszuzeichnen[2]). Ein Schüler F. A. Wolfs, gab er sich der alten wie der neuen Geschichte mit gleicher Liebe hin und lehrte und schrieb die letztere im Dienste der guten Sache[3]). Es war ihm noch beschieden,

[1]) Girtanner, geboren 1760 zu St. Gallen, gestorben 1800 in Göttingen. Vgl. A. D. Biographie 9, 189. Die „Historischen Nachrichten" füllten bis zum Jahre 1797 13 Bände. Girtanner lieferte (1794) auch eine Übersetzung von Dumouriez' Denkwürdigkeiten. Ein beliebtes Buch von ihm war „Schilderung des häuslichen Lebens u. s w. Ludwig XVI." (1793).

[2]) Geboren 1773, gest. 1814 als Professor in Breslau. Vgl. J. G Kunisch, Schriften von G. G. Bredow. Ein Nachlaß. Mit dem Bildnis und Leben des Verfassers. Breslau 1823.

[3]) „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel von 1796 bis 1800 (Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von Busch). — Chronik des 19. Jahrhunderts (1805—1807), fortgesetzt von Venturini. Vgl. über das Verbot infolge des französischen Einflusses Schlosser a. a. O. 8, 212. — Die periodischen Schriften von K. D. Voß („Die Zeiten") und E. L. Posselts „Europäische Annalen" zu erwähnen, wird genügen. — Posselt anlangend vgl. seine Briefe an J. v. Müller bei Maurer-Constant a. a. O. 4, 265 ff.

den Tag der Erhebung anbrechen zu sehen, die zugleich die nationale Geschichtschreibung in ein höheres Stadium ihrer Entwickelung hinüberführte.

Sechstes Kapitel.

Die alte Geschichte.

Ehe wir uns der letzten großen Epoche der Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung zuwenden, erscheint es angezeigt, noch einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche die alte Geschichte in dieser Zeit einnimmt und welche Förderung sie etwa erfahren hat. Im allgemeinen kann man sagen, daß dem Umfange nach die in Frage kommenden Leistungen sich unschwer übersehen lassen, daß sie aber, auf einem Punkte zumal, dem inneren Werte und ihrer nachwirkenden Bedeutung nach mit den Errungenschaften in jedem anderem Zweige der geschichtlichen Forschung sich messen können. Als das Entscheidende erscheint die Begründung der klassischen Altertumswissenschaft, von welcher befruchtende Anregungen nach allen Seiten hin ausgegangen sind und mit welcher sich zugleich ein erheblicher Fortschritt der historischen Kritik verknüpfte. Der mächtige Geist der Skepsis, der das 18. Jahrhundert kennzeichnet, hat dieses Mal zuerst die jüdische Geschichte, welcher gegenüber man sich die längste Zeit wenn nicht gläubig, so doch pietätsvoll verhalten hatte, in das Gebiet der kritischen und profanen Betrachtungsweise mit einbezogen. Bekanntlich war es Joh. D. Michaelis, der diese Neuerung in erster Linie vollzogen hat [1]).

---

[1]) Michaelis, geboren 1727, starb 1791. Vgl Meusel a. a. O. 9, 142. Sein „Mosaisches Recht" erschien zuerst in 6 Teilen 1770 ff. — Orientalische Bibliothek Frankfurt a. M. 24 Teile seit 1771. Verschiedene Abhandlungen in den Commentationes der Gel. Gesellschaft d. Wiss. Vgl. auch F. Chr. Schlosser a. a. O II, 535 ff., IV, 187.

Seit dieser Zeit hat man sich auf dieser Seite gewöhnt, die Geschichte der Juden wie die Geschichte eines anderen Volkes zu behandeln. Michaelis hat am Ende ja auch nicht viel anderes gethan, als daß er die Methode, mit welcher andere die Geschichte anderer Völker bereits mit sichtlichem Erfolge behandelt hatten, nun auch auf jene in Anwendung brachte. Am berühmtesten ist sein „Mosaisches Recht" geworden, eine Schrift, in welcher er die Persönlichkeit Moses' bestehen ließ, aber seine Gesetzgebung zergliederte, die jüdische Verfassung scharfsinnig erläuterte und das sie charakterisirende Element derselben als Theokratie bezeichnete. Von Trivialitäten in seiner aufklärerischen Anschauungsweise hat er sich in der That nicht frei gehalten und hat dafür Herders zürnenden Angriff erfahren müssen, der eigentliche Gewinn seines Vorgehens, wodurch das Monopol auf das jüdische Altertum den Theologen entrissen wurde, ließ sich indes gleichwohl nicht mehr in Frage stellen. Michaelis hat an J. G. Eichhorn, den wir schon kennen, wenn wir so sagen dürfen, einen Parteigänger gehabt, der als Exeget mit Maß und Umsicht seines Amtes waltete [1]). Für die Aufklärung der Geschichte der übrigen semitischen Völker und der Ägypter ist nichts von wissenschaftlichem Erfolg geleistet worden, eine Lücke, welche der Natur der Sache nach zugleich bei der Behandlung der jüdischen Geschichte unvermeidlich nachgewirkt hat.

Indes dauerte es stets einige Zeit, bis solche Neuerungen dem größeren Publikum zugeführt wurden. Von allgemeinen Darstellungen der alten Geschichte haben die Handbücher von J. A. Remer und G. G. Bredow, das nach den Ideen von F. A. Wolf bearbeitet war, den meisten Beifall gefunden [2]). Remers Buch zeichnet sich durch eine verständige und geschickte Rücksichtnahme auf die verschiedensten Äußerungen des geschichtlichen Lebens und der Kultur, Gesetze, Verfassung u. s. w.

---

[1]) S. oben S. 867.

[2]) Remer, geboren 1736, starb 1803. Sein Handbuch erschien zuerst 1799. Über Bredow s. oben S. 965.

aus und war seiner Zeit nicht mit Unrecht beliebt. Bredow, der Schüler F. A. Wolf's, der zugleich längere Zeit unter Joh. H. Voß' Einfluß gestanden hatte¹), war ein gründlich gebildeter Philologe und hat durch eine Reihe von fruchtbaren Spezialuntersuchungen und Arbeiten auf dem Felde der alten Geschichte seinen Beruf zu einer höchst gediegenen Darstellung derselben hinlänglich bewiesen²). Er legt das ethnographische System zu Grunde. Für die Lösung von umfassenderen Aufgaben hatte er sich allerdings noch nicht hinlänglich genug concentrirt und ehe es soweit kam, rief ihn der Tod ab³). Fragen wir, welche Förderungen in den uns bekannten großen Sammelwerken über die allgemeine Historie die alte Geschichte empfangen hat, so kommt hierbei in erster Linie die deutsche Bearbeitung des Guthrie-Gray'schen Auszuges⁴) in Betracht. Und hier ist es nun Christian Gottlob Heyne, von dessen bezüglichen Verdiensten zu sprechen ist⁵). Er hat in jener Bearbeitung einen Teil der alten Geschichte nahezu selbständig bearbeitet und außerdem durch eine Reihe von Abhandlungen Licht in dieselbe getragen⁶). In den Untersuchungen, welche er in der letzteren niedergelegt hat, dürfte man mit Recht sein wesentliches Verdienst um die alte Geschichte finden. Sowohl die griechische als die römische und die ägyptische Geschichte in der Zeit der Ptolemäer und in der Epoche der römischen Kaiser hat er auf diesem Wege in einer Reihe noch dunkler und wichtiger Momente nachhaltig auf-

¹) Herbst, Joh. H. Voß, II. Bd., stellenweise.

²) Seine verschiedenen Schriften sind bei Kunisch a. a. O. verzeichnet. — Man verdankt Bredow u. a. eine kommentirte Übertragung der Germania (1809).

³) S. seine „Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie" 2 Bde. (1800—1802).

⁴) S. oben S. 784.

⁵) Heyne, geboren 25. September 1729 zu Chemnitz, gest. 14. Juli 1812 zu Göttingen. Vgl. Heeren, S. W. 6. Tl. — Sauppe in den „Gött. Professoren" S. 78 ff. — Bursian in der A. D. Biographie 12, 275 und in der Gesch. der klassischen Phil. S. 475 ff. 530 ff.

⁶) Vgl. die Commentat. der Gött. Gel. Gesellschaft T. III u. IV, und seine Opuscula academica Tl. 1—6.

geklärt [1]). Für die Vertiefung in die mythischen Anfänge der griechischen Geschichte einerseits, wie andrerseits die fruchtbare Erörterung kulturgeschichtlicher Fragen hat er vielleicht den ausgesprochensten Beruf mitgebracht [2]). Auch gebührt ihm die Anerkennung, daß er durch die historische Quellenkritik, die er einzelnen Historikern des Altertums zuwendete, Deutschland zuerst ein unendlich fruchtbar wirkendes Beispiel gegeben hat.

Während diese Verdienste Heynes über den Kreis der Fachgenossen nicht hinausdrangen, erwarb sich sein Schwiegersohn K. B. Heeren [3]) durch seine Schriften zu der Geschichte der alten Welt eine weitverbreitete und längere Zeit anhaltende Anerkennung. Seine hier in Betracht kommenden beiden Hauptwerke sind seine „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt [4]), und sein „Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Kolonien" [5]). Dazu kommen eine Anzahl von Spezialuntersuchungen über sein Lieblingsthema, den Handel und den Verkehr einzelner Länder des Altertums [6]). Heeren war ein geübter Philologe und hat dies u. a. durch mehrere kritische Untersuchungen über antike Geschichtsquellen, wie des Trogus Pompejus, des Plutarch, des Strabon und des Ptolemäus dokumentirt [7]). Dieselben erschöpfen allerdings nirgends den Gegenstand, haben aber anregend auf die Untersuchung der Quellen des Mittelalters gewirkt. Um sein Verdienst um die alte Geschichte zu würdigen, genügt es, über die „Ideen" einiges zu sagen. Es muß dabei um so vorsichtiger

---

[1]) Vgl. die speziellen Nachweisungen bei Bursian S. 490 ff.

[2]) Bursian a. a. O. S. 485—488. Zu vgl. Heeren a. a. O. S. 199.

[3]) S. oben S. 946.

[4]) Der 1. Band dieses Werkes erschien 1793. Vgl. S. W. Bd. 10—15

[5]) Der 1. Band erschien 1797 (S. W. Bd. 7—8).

[6]) Comment. S. R. Gott. X. XI. XII.

[7]) Vgl. Commentat. S. R. G. XV. und den Commentat. s. R. G. recent. I—IV. Zu vgl. der Aufsatz „Über den hist. Werth der Biographien Plutarchs" (S. W. 3, 1 ff.

verfahren werden, als das Werk bekanntlich später ebenso schwere Anfechtungen erfahren hat als es längere Zeit hindurch gepriesen worden war. Kein Zweifel besteht, die Wahl des Stoffes war ein glücklicher Griff und es erhielt hier eine Seite der alten Geschichte, der noch keineswegs ihr Recht widerfahren war, zum erstenmal eine eingehende, gleichmäßige Behandlung. Was den „Ideen" ferner zu statten kam, war die leichte, anziehende Behandlung, in welche er seine Darstellung einkleidete. Gerade auf diesem Gebiete hatte man oft die unzulänglichste Formlosigkeit hinnehmen und zufrieden sein müssen, wenn sie nur in deutscher Sprache auftrat. Der wissenschaftliche Gehalt des Werkes hat aber die Probe nicht bestanden. Schärfe der Kritik und Tiefe der Auffassung waren nun einmal nicht die Vorzüge der Heeren'schen Geschichtschreibung. Dazu kommt, daß im Felde der Forschung über die orientalischen Sprachen und Völker, wie der Ägyptologie und der Arier, bald darauf ein so unendlicher, neuernder Aufschwung sich vollzog, daß dieser allein ausreichte, eine Arbeit, die jenseits derselben entstanden war, nahezu zu entwerten. Die Sprachen der nicht klassischen Völker waren ihm ohnedem fremd geblieben. Das Werk ist auch mitten in der Ausführung stillegestanden; nicht einmal die Griechen, d. h. ihre Kolonien und ihr Handel und was sich alles daran knüpfen sollte, sind zur Darstellung gelangt. Möglich, daß eine gewisse Unlust, die ihm vielleicht die Kritik des Werkes von Seite der Fachgelehrten bereitet hat, mit an diesem Umstande Schuld trug. Barthold Niebuhr, freilich eine autoritative Stimme und nur im Interesse der Sache sprechend, hat speziell über den ersten Band der dritten Abteilung, welche sich mit den Griechen beschäftigt, und im Grunde über das gesammte Werk ein streng verwerfendes Urteil ausgesprochen [1]). Er tadelte schon die Einkleidung, sprach Heeren die philologische Qualifikation ab, derselbe urteile nicht aus der unmittelbaren Anschauung heraus, das Werk sei „für die Wissenschaft verloren". Schließlich fügte

[1]) Jenaer Allg. Lit.-Zeitung 1813. Erg. Blätter, Col. 49—90.

Niebuhr wohl den Wunsch hinzu, dasselbe möge fortgesetzt werden, Herr Heeren sei es aber der Wissenschaft und seiner Ehre schuldig, sich durch gründliche Studien dazu vorzubereiten, ehe er anfange, die zweite Hälfte auszuarbeiten, „sonst könnte sie noch leicht mehr mißraten als die erste". Daß seitdem das Urteil auch in weiteren Kreisen über den Wert der „Ideen" sich umzustimmen anfing, kann nicht überraschen, doch blieb anderwärts das Ansehen derselben gleichwohl noch fortbestehen, so daß nach fast zwei Jahrzehnten später (1832) der aufstrebende Gervinus es für angezeigt hielt, in seinen „Historischen Briefen" gegen das Werk als ein unerbittlicher Richter vorzugehen [1]). Es war beinahe Kraftverschwendung, zu der sich Gervinus hierbei entschloß. Das wissenschaftliche Publikum hatte seine Stellung bereits genommen, das gebildete überhaupt fuhr fort, nach wie vor anmutende Belehrung aus den „Ideen" zu schöpfen.

Noch während Heeren und sein Werk in der Entwickelung begriffen waren, hatte sich im Gebiete der Kenntnis und Beurteilung des klassischen Altertums bereits ein Umschwung zu vollziehen angefangen, der von F. A. Wolf ausgegangen ist und welchem Heeren nicht zu folgen vermocht hat [2]) und welchem sich auch Heyne nicht mehr unterwerfen wollte. Für unsere Zwecke sind es vor allem zwei Momente aus der allgemeinen Wirksamkeit Wolfs, die wir hervorheben. Das eine ist seine Kritik der überlieferten Meinung von der Entstehung der Homerischen Gedichte, die Homerische Frage, die er angeregt hat [3]) und die für die

---

[1]) S. Ges. kleine Schriften von G. G. Gervinus (Karlsruhe 1838) S. 1—134. — Bercht in Schlossers Archiv war mit Angriffen gegen die „Ideen" vorangegangen.

[2]) Wolf, geboren 15. Februar 1759, starb am 8. August 1824. Vgl. W. Körte, Leben und Studien F. A. Wolfs. 2 Tle. (Essen 1833). — R. D. Arnold, F. A. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt. 2 Tle. (Braunschweig 1861—1862). — Baumstark, F. A. Wolf und die Gelehrtenschule (Leipzig 1864).

[3]) Vgl. Volkmann, Gesch. und Kritik der Wolf'schen Prolegomena zu Homer. Leipzig 1874.

Entwickelung der historischen Kritik überhaupt so unendlich fruchtbar gewirkt hat. Man kann behaupten, die „Prolegomena“ und die sich daran knüpfenden Erörterungen für und wider eröffnen für dieselbe eine neue Epoche. Mit Recht hat man gesagt, wichtiger als die erzielten Ergebnisse ist die Methode der Forschung, durch welche Wolf zu derselben gelangt ist. „Sie geben das erste, mustergültige Beispiel einer mit richterlicher Strenge und Schärfe durch Abhörung aller Zeugen geführten Untersuchung über die Geschichte eines antiken Geistesproduktes von dem Zeitraume seiner Entstehung an durch die verschiedenen Epochen der Überlieferung“ [1]). Bei Niebuhr und Dahlmann, um diese Wirkungen zu personifizieren und von Späteren nicht zu reden, sind dieselben bereits mit Händen zu greifen und in der Art und Weise, wie man bald darauf die Geschichtsquellen des Mittelalters kritisch behandelte, sind sie, wenn man auf die ersten Impulse zurückgehen will, deutlich zu erkennen. Als das andere Moment, das auch für die Läuterung der Aufgabe der Geschichtschreibung von hoher Bedeutung geworden ist, haben wir die Begründung der „Altertumswissenschaft“ als einer einheitlichen und selbständigen Wissenschaft auszuzeichnen. Wolf beschränkt dieselbe allerdings auf das Altertum der Griechen und Römer: sie ist ihm der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den politischen, literarischen und häuslichen Zuständen derselben, mit ihrer Kultur, ihrer Kunst und Wissenschaft, ihrer Religion, ihren Sitten und ihrem Nationalcharakter bekannt machen, so daß wir in den Stand gesetzt werden, ihre Geisteswerke zu verstehen und uns den gesammten Inhalt ihres geschichtlichen Lebens zu vergegenwärtigen [2]). Indem Wolf den Umfang und die Gliederung der so festgestellten Altertumswissenschaft zeichnet, weist er der Geschichte ihren besonderen

---

[1]) Bursian a. a. O. S. 526.

[2]) Vgl. auch Bursian a. a. O. S. 539 ff. — Die Systematisirung dieser Anschauung hat Wolf (1807) in dem Aufsatze „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert“ niedergelegt. (Kleine Schriften 2, 708—795).

Platz und Inhalt an: es sind die politische und die Völkergeschichte des Altertums mit ihren Hilfsdisziplinen, die Chronologie der alten Zeiten und der historischen Kritik, endlich die Antiquitäten, d. h. die Kenntnis der Zustände und Verfassungen der Griechen und Römer. Die alte Geschichte selbst ist ihm in der alten Erdkunde mit einbegriffen, und von dieser wieder die historische mit der Choro- und Topographie ein Teil [1]). Man weiß, daß für die alte Geographie von den grundlegenden Untersuchungen und Anregungen, die von J. H. Voß ausgegangen sind [2]), bereits (seit 1788) durch K. Mannert eine umfassende Bearbeitung begonnen war, auf welche, seit dem Jahre 1816, durch einen Schüler Vossens, Friedrich August Uckert, eine neue gefolgt ist, die hohe Anerkennung gefunden, aber die Vollendung nicht erreicht hat [3]). Wenn es nun das unbestrittene, außerordentliche Verdienst Wolfs ist und bleibt, daß er zuerst die möglichst vollständige Erkenntnis des gesammten Lebens der klassischen Völker als das letzte und höchste Ziel der Altertumsstudien festgestellt und diese so zu dem Range einer einheitlichen und selbständigen Wissenschaft erhoben hat, so war damit die Aufgabe der Geschichtschreibung gegenüber der alten Welt überhaupt noch keineswegs gelöst; nicht der leichteste Teil derselben war vielmehr noch übrig. Es galt einerseits, das durch Wolf begründete Werk auszubauen und andrerseits die Geschichte der nicht klassischen Völker des Altertums, der Semiten, Ägypter und der Arier in den Kreis der gelehrten, wissenschaftlichen Forschung mit gleicher Sorgfalt einzubeziehen und auf die Begründung derselben die gleichen Anforderungen zu stellen, die man bislang den Griechen und Römern gegenüber aufgestellt und durchgeführt hatte. Erst unter dieser

---

[1]) Interessant sind die Ansichten Wolfs über den historischen Schulunterricht, in lehrreicher Weise zusammengestellt bei Arnoldt a. a. O. 2, 279 ff.

[2]) S. Bursian a. a. O. S. 548 ff.

[3]) Friedrich August Uckert, geboren 1780, starb 1851. S. Neuer Nekrolog d. Deutschen. 29. Jahrgang S. 392.

Voraussetzung konnte eine echte Geschichte der alten Welt möglich und dieselbe in den großen Rahmen der allgemeinen Geschichte in würdigem und fruchtbarem Maße eingefügt werden.

Dieser Aufgabe unterzog sich die deutsche Wissenschaft in den beiden folgenden Menschenaltern und hatte zum Teile bereits jetzt die Hand daran angelegt Ihre Durchführung bildet jedoch nur einen Teil der großen und reichen Entwickelung, in welche die deutsche Geschichtschreibung nun einzutreten im Begriffe ist.

Fünftes Buch.

Die Begründung der deutschen Geschichtswissenschaft.

Von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart. Schluß.

Indem wir zu der letzten Epoche unseres Themas übergehen, ist es nicht unsere Absicht, sie in der ganzen Fülle ihres Inhaltes vorzuführen und alle einzelnen namhaften Erscheinungen aufzuführen und nach Gebühr zu schildern, wie wir das bisher gethan haben. Einer von den mehreren Gründen dieses Vorhabens ist, daß die Entwickelung, um welche es sich handelt, in die Reihe des lebenden Geschlechtes, die älteren und zum Theile jüngeren Zeitgenossen hereinwächst, und es unserer Vorstellung der gegenwärtigen Aufgabe und zugleich unserer Neigung widerspricht, in diesem Falle über ein gewisses, unvermeidliches Maß hinaus zu beurteilen und zu richten. Ein anderer Grund ist die beinahe in das Unabsehbare wachsende Menge des Stoffes, die es von selbst gebietet, sich ihm gegenüber zu beschränken und eine Auswahl zu treffen. Unser Plan ist also, den Versuch zu machen, den wesentlichen Inhalt dieses Zeitraums, den wir in seinem Kernpunkte bereits als die Begründung der deutschen Geschichtswissenschaft bezeichnet haben, klar zu stellen. Es kommt uns demnach darauf an, diesen Inhalt in seinen vitalen Elementen zu erfassen, die entscheidenden Kräfte und Vorgänge deutlich zu machen, die Hauptrichtungen zu veranschaulichen, die maßgebenden

Persönlichkeiten hervorzuheben und ihren Anteil an den großen Ergebnissen festzustellen [1]). — —

Werfen wir einen Blick auf den Weg zurück, den wir durchmessen haben, so wird man schwerlich sagen wollen, daß seit den Anfängen der neuen deutschen Geschichtschreibung eine geradlinige, ununterbrochen fortschreitende Bewegung und Entwickelung stattgefunden habe. Nach den Hoffnungen, welche das erneuerte Altertum und zum Teil die Reformation erweckt, tritt bald darauf, im Zusammenhange mit der Gegenreformation, eine Art von Stillstand ein und lassen sich mit genauer Not die dünnen Fäden der fortwirkenden besseren Überlieferung entdecken. Ganz abgerissen waren diese Fäden allerdings niemals, und liegt der Übergang aus der einen, halb stagnirenden Epoche in die darauf folgende der Wiederherstellung noch immer deutlich genug vor. Vom Ausgange des großen deutschen Krieges an läßt sich dann ein stetes Fortschreiten der Geschichtschreibung wahrnehmen, sie erfüllt sich in wachsendem Maß mit wissenschaftlichen, universellen und nationalen Motiven. Am Ende des 18. Jahrhunderts ist sie bereits vollständig sich selbst zurückgegeben und hört sie auf, die abhängige Dienerin der Theologie und der Jurisprudenz zu sein, was sie, zuerst das eine, dann das andere, zwei Jahrhunderte hindurch gewesen war. Es fehlte freilich zunächst noch ein und das andere Wesentliche, um unsere Geschichtschreibung auf die rechte Höhe zu führen: es war der nationale Staatsgedanke noch nicht kräftig genug entwickelt, die Zeitgenossen waren seit dem Hubertsburgerfrieden wieder in das Kleinliche zurückgefallen, die eigentliche exakte Forschung hatte noch Entscheidendes nachzuholen. Doch seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde

---

[1]) Für das Folgende zu vgl. Ad. H. Horawitz, zur Entwicklungsgeschichte der deuschen Historiographie. Wien 1865. — H. v. Sybel, über den Stand der neuen deutschen Geschichtschreibung. Kleine Hist. Schriften 1, 342 ff. — Histor. Zeitschrift von H. v. Sybel 1, 1 ff.: Zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland, von W. v. Giesebrecht und G. Waitz, und endlich der 2. Band von Jul. Schmidts Gesch. der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 4. Aufl. 2. Bd.

alles, was sich noch vermissen ließ, in genügender Fülle gewährt. Man erlebte das Ungeheuerste, zuerst in der nächsten Nähe und dann bei sich selbst. Das mächtige Aufblühen der Studien des klassischen Altertums begünstigte eine methodische Forschung innerhalb der Geschichte, und endlich das Unglück der Gewalt und Fremdherrschaft ohnegleichen, das bald genug über unsere Nation hereinbrach, ließ sie vollständig mit den krankhaften, überwuchernden kosmopolitischen und ästhetischen Stimmungen brechen und erweckte schon im Interesse der Selbsterhaltung ein mannhaftes politisches und nationales Selbstgefühl in ihr. — —

1. Vorbereitendes. — Die romantische Schule. — Jakob Grimm. — Schelling und Hegel.

Es ist ein allgemeines Übereinkommen, kraft welchem man den Anfang der modernen deutschen Historiographie, die Epoche ihrer Blüte, mit den Freiheitskriegen beginnt. Zugleich greift man aber gerne um etwas zurück und bringt die ersten Ansätze mit dem Auftreten der romantischen Schule in Verbindung [1]. Nicht ohne einiges Recht, nur daß diese selbst wieder auf J. von Müller, — ja auf Herder zurückführen. Was man als ein Charakteristikum jener Schule bezeichnet, ist das Zurückgehen auf das Mittelalter und das eröffnete Verständnis für die Literatur desselben, und zwar nicht bloß bei einem einzelnen, etwa dem deutschen, sondern den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Sprachen. Auf diesem Wege kamen sie dazu, sich des deutschen Mittelalters und im besonderen seiner Dichtung nachdrücklich anzunehmen, und zwar geschah das in einzelnen Fällen mit unverkennbar glücklichem Takte. Als ein deutscher Edelmann einen „Preis auf die Entdeckung der verlorenen alten Bardengesänge" gesetzt hatte, „welche Karl d. Gr. hat aufzeichnen lassen", replizirte A. W. Schlegel, das wäre verlorene Liebesmühe,

[1] S. Haym, die romantische Schule. Berlin 1872. — Rud. v. Raumer a. a. O. S. 292 ff.

„Für's erste haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort Barde ist gallisch und die heillose Verwirrung der gallischen Völkerschaften mit den germanischen unter der griechischen (?) Benennung der Celten ist schon längst für ungültig anerkannt" [1]). Von Friedrich Schlegel ist es nicht weniger bekannt, wie er anfangs ohne Hintergedanken daran arbeitete, für die alte deutsche Literatur und Kunst mit Verständnis und Erfolg Propaganda zu machen. In dieser Zeit schlug die nationale, patriotische Ader noch gewaltig in diesen Männern. Angesichts der Wartburg erinnert sich Friedrich daran, was die Deutschen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte [2]). — „Statt des Furor Tedesco, dessen in den italienischen Dichtern so oft erwähnt wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden und nebst dieser die Demuth zum Gegensatz jener ehedem herrschenden Gesinnung, wegen welcher noch zur Zeit Karl V. ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchreiste, die Deutschen los fieros Alemanes nennt. Aber was uns betrifft, so wollen wir festhalten an dem Bilde oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren lassen durch die gegenwärtige Armseligkeit, unter welcher dieses große Volk nicht weniger erliegt, wie andere minder bedeutende. Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen" [3]). In diesen Zusammenhang fallen die Studien F. Schlegels über die ältere deutsche Malerei und Baukunst, deren begeisterter Verherrlicher einst der junge Goethe gewesen war. Auf diesem Wege wurde die Kenntnis und das Verständnis

---

[1]) S. W. 12, 39. Die Vorlesungen, die A. W. Schlegel in den Jahren 1802—1803 über das Mittelalter und über die Geschichte der deutschen Poesie gehalten hat, haben notorisch in hohem Grade anregend gewirkt.

[2]) Europa. Eine Zeitschrift von Friedrich Schlegel. 1. Bd. 1. Stück. (Frankfurt a. M.) S. 7.

[3]) a. a. O. S. 11.

der deutschen Vorzeit und des Mittelalters überhaupt ungemein gefördert; wenn F. Schlegel und seine Anhänger später die Folgerung zogen, daß man zu dem Glauben und den Einrichtungen des Mittelalters, als des Normalzustandes der Menschheit, zurückkehren müsse, so war das zu bedauern, hing aber mit den so eifrig betriebenen Studien keineswegs notwendig zusammen. Zunächst schritt man auf der Wiederbelebung der deutschen Literatur des Mittelalters tapfer vorwärts, und gerade die traurige Lage der allgemeinen Verhältnisse der Nation gab diesen Bestrebungen einen fruchtbaren Anstoß und nachhaltige Kraft. Man kann es den Führern der romantischen Schule also nicht nachreden, daß sie kein Gefühl für die Schmach des Vaterlandes empfunden und dieser Empfindung den entsprechenden Ausdruck gegeben hätten. Es hätte unter den gegebenen Umständen nahe gelegen, auch in dem Studium der Geschichte Trost und eventuell eine Waffe gegen den schweren Druck der Zeit darin zu suchen. Beide Schlegel haben sich wenigstens zu verschiedenen Zeiten betrachtend oder aktiv mit der Geschichtschreibung beschäftigt. Wilhelm hat in seinen Vorlesungen, die er im Sommer 1803 über Encyklopädie in Berlin gehalten hat, sich auch über die Theorie derselben ergangen. Er spricht über sie vom Standpunkte der künstlerischen Behandlung, geistreich wie immer, indes ohne in den Mittelpunkt vorzudringen. Den historischen Pragmatismus, der das 18. Jahrhundert beherrscht hat, verwirft er; aber auch Herder findet keine Gnade vor seinen Augen, dagegen ist J. von Müller der Mann nach seinem Herzen. „Ein patriotisches, freies, menschliches Gemüth, Großheit des Styls wie der Gesinnungen ... Er ist der erste unter den Neuern, der die Größe des Mittelalters gehörig begriffen hat.“ In Friedrich Schlegel hat sich früh ein Zug zur Geschichtschreibung geregt und sein Bruder unterließ nicht, denselben zu ermuntern [1]). Es hat aber lange gedauert, bis Friedrich endlich diesen Aspirationen nachgab. Als er, nach

[1]) Vgl. Haym a. a. O. S. 869 ff.

seinem Übertritt, nach Wien gegangen war, hielt er hier, im Jahre 1810, vor einem gewählten Publikum Vorträge über die neuere Geschichte[1]). Von dem Schwung, von welchem seine Seele noch vor relativ wenigen Jahren erfüllt war, ist hier freilich nichts mehr zu entdecken, ebensowenig von selbständig wissenschaftlicher Forschung. Geistreiche Betrachtungen sind es, die wir bekommen, aber oft genug verkehrte und irreführende. Der Vorleser scheint unter seinem Publikum vorzugsweise Elemente aus den Kreisen des Adels vor sich gehabt zu haben, denn der idealisirte Adel bildet den rothen Faden, an welchem er die Entwickelungen zumal der älteren Epochen zur Anschauung zu bringen sucht. In dem Jahre 1812 folgten, vor demselben Publikum, die „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur". An denselben ließe sich leicht vieles aussetzen, sie zeichnen sich aber zugleich durch verschiedene Vorzüge aus, namentlich durch den einen, daß die Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturentwickelung behandelt wird. Das haben die Späteren doch erst an diesem und ähnlichen Beispielen gelernt. Die Ausführung freilich läßt vieles zu wünschen übrig. Schlegel hat ganz Recht, wenn er die Selbständigkeit des Mittelalters gegenüber dem Altertum und der neuen Zeit vertheidigt, aber die Art und Weise, wie er über die Reformation redet, erweckt den Verdacht, daß er selbst nicht recht glaubte, was er sagte[2]). Noch um ein Beträchtliches später (1828) hat er, wieder in Wien, Vorlesungen über die „Philosophie der Geschichte" gehalten[3]), deren unverkennbaren Vorzüge unter der allzu großen Enge des einseitig theologischen Gesichtskreises leiden, wie gerne man auch den Grundgedanken des Ganzen, die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes als Aufgabe der Geschichte hinzustellen, zulassen mag und so echt wissenschaftlich die angewandte Methode ist, vermöge welcher die leitenden Ideen von den geschilderten Zeiten abstrahirt und nicht

[1]) Vgl. seine S. W. 11. Bd.

[2]) S. W. Bd. 1 u. 2.

[3]) S. W. Bd. 13 u. 14.

von außen her in dieselbe gelegt werden sollen [1]). Einen ohne Vergleich größeren Dienst hat F. Schlegel nicht bloß der Sprachwissenschaft, sondern zugleich der geschichtlichen Erkenntnis im weitesten Sinn durch die Einführung des Sanskrits in Deutschland geleistet. Was dann die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft seit Bopp auch für die Geschichte selbst für eine Bedeutung bekam, ist so bekannt, daß es genügt, auf diese so wichtige Thatsache einfach hinzuweisen [2]). Nicht minder wird bloß auf den Umstand hingewiesen zu werden brauchen, was die Schöpfung einer indischen Philologie für eine fruchtbare Perspektive für die Historie eröffnet hat. Immer ist es wieder die geschichtliche Erkenntnis der wichtigsten und ältesten Kulturmomente, die auf diesem Wege, wie eine neue Welt, gewonnen wird. Mittlerweile setzte sich zugleich die begonnene Bewegung auf dem Felde der altdeutschen Literatur fort. Joseph Görres ist es, dem wir u. a. in diesen Reihen auch begegnen. Was er hierin speziell seit 1806 geleistet hat, z. B. durch die Herausgabe der „Deutschen Volksbücher“ u. s. w. bedarf nicht unsrer Ausführung [3]). Er hat aber zugleich bei Zeiten das Gebiet der Geschichte gestreift, wie in seinen Schriften „Über Glauben und Wissen“ (1805) und in der „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ (1810), jedoch es fehlt hier jede wissenschaftliche Methode und strotzt alles bald von Willkür und bald von Verzerrung. Hatte er sich in seiner Heidelberger Periode (1806—1810) doch zugleich bereits an den wunderlichen Klemens Brentano angeschlossen und für Creuzers [4]) geheimnisvolle Symbolik sich begeistert. Ursprünglich von Schelling angeregt, hat er auch diese Bande bald gesprengt. So wurde,

---

[1]) Rocholl a. a. O. S. 153 ff.

[2]) Raumer a. a. O. S. 606 ff. — Benfey, Gesch. der Sprachwissenschaft S. 313 ff.

[3]) Raumer a. a. O. S. 365. Vgl. Friedrich in der A. D. Biographie 9, 378.

[4]) S. Bursian a. a. O. I, 545. — K. B. Stark, Friedrich Creuzer, sein Bildungsgang und seine wissenschaftliche wie akademische Bedeutung. Festrede. Heidelberg 1874.

um das gleich hier abzumachen, sein Standpunkt immer ungeschichtlicher und seine Anschauungsweise immer verzerrter. In der Schrift „Europa und die Revolution" (1821) ist ihm die Reformation bereits der „zweite Sündenfall", und solche und ähnliche Einfälle werden unter einem Wust von Spielereien, dichterischen Bildern, hinkenden Gleichnissen vorgetragen, bei welchen der gesunde Menschenverstand beschämt entweicht. Nach München (1826) gerufen, hielt Görres u. a. seine Vorlesungen „Über Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte" [1]), bei welchen die Grundlage sich als eine Kaprice und die Gliederung sich als eine phantastische Erfindung erweist [2]). Demnach kann es uns nicht wundern, wenn Görres schon im Jahre 1813 für die Echtheit des falschen Hunibald in seiner Weise eine Lanze bricht [3]). So war der Weg von allen Seiten her zur „Geschichte der Mystik" geebnet [4]), die aller Wissenschaft und allem Denken mit derber Hand in das Gesicht schlägt. Was noch übrig blieb, war der glühende Haß gegen den modernen Geist und das protestantische Preußen, wie er im Athanasius und der Wallfahrt nach Trier u. s. w. sich Luft machte. Dahin war es mit dem Extremen und Romantiker von ehedem und mit einer von Haus aus reich angelegten, mit Geist und hoher Anregungsgabe ausgestatteten Natur gekommen, die sich leider niemals selbst in Zucht genommen hat.

Görres stand auch in literarischen Beziehungen zu Jakob Grimm, der ihm gelegentlich den Hochmut des Rheinländers gegen die Altpreußen verdientermaßen verwiesen hat. Das Auf-

[1]) München 1829. Neue Ausgabe (mit Vor- und Nachwort von Dr. M. A. Strodl). München 1880.

[2]) Im Jahrgange 1851 2. Bd. der Hist. polit. Blätter finden sich „sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres" — aus dem Jahre 1839 stammend — abgedruckt. Sie wollen eine Einleitung in die neuere Geschichte seit Kaiser Max I. sein, behandeln aber im wesentlichen das Mittelalter, nicht gerade in überspannter Weise, aber ohne vielen Geist und mit geringem wissenschaftlichem Gehalt.

[3]) S. oben S. 81. Die betr. Abhandlung erschien in Friedrich Schlegels Deutschem Museum. Bd. III—IV.

[4]) 1836—1842. 4 Bde.

treten dieses Mannes eröffnet bekanntlich eine neue Epoche in der Geschichte der deutschen Philologie [1]). Er hängt noch mit den Romantikern insoferne zusammen, als ihre Anstrengungen für die Kenntnis der altdeutschen Poesie auch ihn angeregt hatten; im übrigen hat er ihre Verirrungen vermieden und hat den „klaren Blick für die Gegenwart“ nie verloren [2]). Es ist nicht unsere Aufgabe, die Stellung, die Grimm in seiner Wissenschaft einnimmt, des näheren zu verfolgen, es genügt für unsere Zwecke, ein und das andere, wodurch er die historischen Studien unmittelbar gefördert hat, anzudeuten. So seine Untersuchungen über „die Sage und ihr Verhältniß zur Geschichte“ (1806), die er in einer späteren Abhandlung (1813) „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte“ weiter ausgeführt hat [3]). Seine allmählich darauf folgenden großen Arbeiten, die deutsche Grammatik, die Rechtsaltertümer, die Mythologie und um so vieles später noch die „Geschichte der deutschen Sprache“ nehmen hierbei mit die erste Stelle ein. Es ist längst und allgemein anerkannt, daß durch diese Leistungen ein ganz wesentlicher Beitrag zur Grundlegung der deutschen Geschichte überhaupt erzielt worden ist.

In sehr nahen Beziehungen zu der romantischen Schule in ihrer ersten Epoche hat bekanntlich Schelling gestanden. Schelling hat in seiner Art öfters den Kreis der Geschichtschreibung betreten, teils theoretisch, wie in seinen Vorlesungen über die „Methode des akademischen Studiums“, teils positiv in seinem „System des transcendalen Idealismus“, wo er auf eine Konstruktion der Geschichte eingeht, weiterhin in den „Gottheiten von Samothrake“ und in den „Weltaltern“. Die Ausführungen in den „Vorlesungen“ fesseln noch heute den Leser und werden für die Theorie der Geschichtschreibung zwar nicht entscheidend, aber immer in hohem Maße anregend bleiben. Es ist eine große

---

[1]) R. v. Raumer a. a. O. S. 392 ff. — Gervinus, Gesch. des 19. Jahrhunderts 8, 57 ff. — W. Scherer, Jakob Grimm. Berlin 1865.

[2]) G. Waitz, zum Gedächtnis an J. Grimm. Göttingen 1863.

[3]) In F. Schlegels Deutschem Museum 3, 53 ff.

Ansicht von der Geschichte, die er hier ausspricht: „Unter dem Heiligsten ist nichts, als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge“. Ein förmliches System der Geschichtsphilosophie hat Schelling nicht aufgestellt, doch ließe sich zur Not ein solches aus seinen verschiedenen Andeutungen und Ausführungen herstellen. Die eminent praktische Bedeutung wie Hegel hat er indes nach der Seite hin niemals gewonnen. Die spekulative Kraft, mit welcher Schelling seine Anschauungen entwickelt, ist eine gewaltige, aber zu einem Abschluß gelangt er nicht [1]). Die näheren Beziehungen Schellings zu Goethe sind schon oft hervorgehoben worden [2]). In Schellings Naturphilosophie lag manches, was Goethe zu ihm zog. Und wenn dieser den berühmten Ausspruch thut: „Das eigentliche einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Glaubens und Unglaubens“, so würde dem Schelling nicht widersprochen haben. Im übrigen hat Goethe nicht immer die wohlwollendsten Ansichten von der modernen historischen Kritik und den Wirkungen des Studiums der Geschichte gefaßt, ebensowenig als er an einen moralischen Fortschritt der Menschen glauben wollte [3]). Ein anderes Mal meinte er wieder: „Das Beste, was wir aus der Geschichte gewinnen, ist der Enthusiasmus“. Nun wäre es ein Unrecht zu glauben, der Dichter habe nur ein gelegentliches, zufälliges oder höchstens ästhetisches Interesse an der Geschichte genommen, wie das die Hyperkritik unsrer Tage auszusprechen sich bemüßigt sah: es ist das derselbe Irrtum, als wenn man behauptet, die Politik habe ihn völlig gleichgültig gelassen. Wer seine Geschichte der

---

[1]) Flint a. a. O. S. 340. — Vgl. Rocholl a. a. O. S. 115 ff. — K. Fischer, Gesch. der neuesten Philosophie 6, 742 ff. — Zeller, Gesch. der Philosophie S. 687 ff.

[2]) Vgl. Haym a. a. O. S. 609 ff.

[3]) „Klüger und einsichtiger werden die Menschen, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder nur auf Epochen.“

Farbenlehre näher eingesehen, wird sich zu einer solchen Ansicht schwerlich länger bekennen wollen [1]). Seine „Dichtung und Wahrheit" weist ihm unfehlbar einen Platz in der Reihe unsrer Historiker an, und zwar keinen der letzten, mag man das Werk nun mehr als Selbstbiographie oder mehr als Denkwürdigkeiten aus einem so bedeutenden Jugendleben betrachten [2]). Die meisterhafte Kunst der geschichtlichen Erzählung hatte wenigstens bei uns in Deutschland noch nie einen solchen Triumph gefeiert als in diesem Falle. Es ist hier in sicherer Zeichnung ein reizendes Bild der Jugendjahre des Dichters entworfen, und eine unübertroffene Schilderung vor allem der literarischen Zustände seiner Zeit gegeben, das für alle späteren Literarhistoriker schlechthin maßgebend geworden ist. Einzelne mit unterlaufene Gedächtnisfehler oder ein und das andere nachgewiesene Zugeständnis an seine Phantasie vermögen an diesem Urteile nichts zu ändern. Daß Goethe einmal den Auftrag übernommen hat, eine Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben, ist bekannt, wie daß er in der That einige vorbereitende Schritte dazu gethan hat. Gleichwohl zog er bald genug wieder die Hand davon zurück, weil er sich mit dem Stoff auf die Dauer nicht befreunden konnte. Dagegen weiß man, daß er bis in sein hohes Alter hinauf für die verschiedensten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte ein offenes Auge behielt und manchem historischen Buch bei seinem Erscheinen einen freundlichen und treffenden Gruß mit auf den Weg gegeben hat [3]). Auch zwischen den

---

[1]) Vgl. mein Schriftchen: Über Goethe als Historiker" (Würzburg 1877). Man wird dort einiges berührt finden, was hier nicht weiter verfolgt werden kann. — Die „Campagne in Frankreich (1792) und anderes fällt ebenfalls noch unter den Gesichtspunkt memoirenhafter oder autobiographischer Aufzeichnungen; wir verdanken ihnen manchen interessanten Zug, aber auf der Höhe von „Dichtung und Wahrheit" stehen sie nicht.

[2]) Vgl. H. v. Löper's Ausgabe in der Hempel'schen Sammlung der Goethe'schen Schriften.

[3]) Interessant ist die Aufnahme, die Goethe Niebuhrs römischer Geschichte zu teil werden ließ. Vgl. Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr 3, 359—368.

Romantikern und dem Dichter fanden von Anfang an enge oder doch lebhafte Beziehungen statt; die Bestrebungen W. Schlegels und Tiecks für Shakespeare berührten eine innere Seite seines Wesens, wie auf der anderen Seite ihre Anstrengungen für die Wiederbelebung der altdeutschen Poesie und Kunst und weiterhin der Literatur aller Völker seinen vollen Beifall hatten. Nur das Krankhafte und Einseitige in der Entwickelung dieser Schule, die unverständige Vergötterung des Mittelalters u. dgl. fand keinen Wiederhall in seiner Natur, die zu gesund und normal war, als daß es ihn hätte bestechen können.

Daß Goethe sich für die Geschichtsphilosophie Hegels nicht interessirte, begreift sich, so gut als das gesammte System Hegels keine verwandte Seite seiner Seele traf. Um so nachhaltiger war dagegen bekanntlich der Einfluß desselben auf die jüngere Generation. Auch auf die Geschichtschreibung hat sie eingewirkt [1]. Daß Hegel die Idee des Staates, wenn auch in seiner Art, mit aller Schärfe in den Vordergrund oder Mittelpunkt rückte, erwies sich als eine geistige That von der höchsten Bedeutung; er eroberte dadurch der Geschichte selbst ein halb verloren gebliebenes Terrain. Seine „Philosophie der Geschichte" [2] sucht eine vollständige Konstruktion der Weltgeschichte aufzustellen und den Logos der menschlichen Entwickelung nachzuweisen, von den Anfängen bis zur Gegenwart herab. Die einzelnen Epochen der Geschichte sind nicht gleichmäßig durchgeführt, die früheren eingehender als die späteren, aber alle breit genug behandelt, um sein System und sein Urteil darauf zu begründen. Er sucht die Vernunft in der Geschichte, weil alles Geschehende nach seiner Voraussetzung vernünftig sein muß. Diese Vernunft äußert sich in den Ideen, welche den Thatsachen zu Grunde liegen und von welchen aller Fortschritt der Geschichte wie durch eine Natur-

---

[1] Vgl. Haym, Hegel und seine Zeit (Berlin 1857). — Rocholl a. a. O. S. 125. — Flint a. a. O. S. 395.

[2] Vorträge, in Berlin gehalten. Erste Ausgabe von Gans, die zweite von Hegels Sohn, Karl Hegel.

notwendigkeit getragen und bedingt wird. Die Willkür wie die Ideenlosigkeit werden auf diesem Wege aus der Geschichte verwiesen. In der That ist es ein Verdienst Hegels, daß er auf diesem Wege die bloß gelehrte und die geistlose pragmatisirende Geschichtschreibung nahezu unmöglich machte, wenn auch auf der anderen Seite die Glorifizirung alles Geschehenen, weil es ein Wirkliches, ihre unverkennbaren Gefahren hatte. Doch ist es nicht unsere Absicht, den Schwächen dieses Systems weiter nachzugehen. Jede philosophische Konstruktion der Geschichte wird sich Blößen geben, Hegel wenigstens hat die seinige durch eine Reihe der fruchtbarsten Gedanken und Kombinationen gut gemacht und mit sein Verdienst ist es, daß die deutsche Geschichtschreibung bei allen ihren entscheidenden Fortschritten, die sie durchzuführen im Begriffe ist, an dem Glauben einer ideellen und vernünftigen Entwickelung festhält [1]). —

2. Die historische Schule. — B. G. Niebuhr.

Wie bereitwillig man auch die Verdienste der Romantiker um das Emporkommen der modernen deutschen Geschichtschreibung anerkennen mag, ohne einen bestimmten Vorbehalt darf dieselbe nicht in den Kauf genommen werden. Die maßgebende Wendung ist nämlich nicht von ihnen ausgegangen, diese liegt in dem Durchdringen einer neuen Methode der Forschung, der historischen Kritik, die von einer ganz anderen Seite her gekommen ist. Weder die ältere, noch die jüngere Gruppe dieser Schule — wenn man eine solche Unterscheidung machen will — hat einen Geschichtschreiber hervorgebracht, dem die Wissenschaft als solche etwas zu verdanken oder auf den sie selber stolz zu sein ein Recht hätte. Wohin man auf diesem Wege kam, haben die Versuche von Görres, die hier in Betracht kommen könnten, zur Genüge gezeigt. Ein Talent, wie das von Nikolaus Vogt, das nach längerer Ratlosigkeit allmählich in die „romantischen Bahnen"

---

[1]) Vgl. Haym a. a. O. S. 453.

einlenkte, liefert in seiner Zerfahrenheit und seinem Mangel an aller Methode wieder nur einen Beweis, daß eine Stärkung und Kräftigung von dorther nimmermehr zu hoffen stand [1]). Von dem Augenblicke an, von welchem die Romantiker sich versucht fühlten, das Mittelalter als die Normalepoche zu glorifiziren und so eine längst zertrümmerte Welt künstlich wieder herzustellen und in die Wirklichkeit übertragen zu wollen, hatte die Geschichtschreibung nichts mehr von ihm zu hoffen und mußte die weitere Entwickelung der von ihm seiner Zeit ausgestreuten Keime von anderswoher erwarten.

Mit anderen Worten, das, worauf es ankam, um eine Geschichtswissenschaft zu begründen, die wissenschaftliche Methode und historische Kritik, welche das Wesen der deutschen Geschichtschreibung seit mehr als zwei Menschenaltern ausmachten, ist mehr im Gegensatze zu der romantischen Schule als unter ihrer Mitwirkung entstanden und gilt mit Recht als das Werk der sog. historischen Schule, die sich an die Namen Savigny, K. F. Eichhorn und B. G. Niebuhr anlehnt. Zwischen beiden Schulen hat sich sogar rasch der innere Gegensatz laut manifestirt, wie denn das Hauptwerk der neuen Richtung von Wilhelm Schlegel, der nicht einmal der Schlimmste seiner Partei war, eine zwar eingehende, aber zur Hälfte ablehnende Beurteilung erhalten hat [2]). Was, von den allgemeinen Anschauungen ganz abgesehen, in Sachen der Geschichtschreibung beide Schulen trennt, war zunächst das streng Methodische der Forschung, die systematische, historische Kritik, die vorbehaltslose Anerkennung des von innen heraus schaffenden Volksgeistes. Wir wissen zwar recht gut, daß der Begriff der historischen

---

[1]) N. Vogt, geboren 1756, gest. 1836, war eine Zeit lang Professor in Mainz. Joh. v. Müller hat ihn begünstigt; seine verschiedenen historisch-politischen Schriften sind fast alle längst vergessen. Er war ein Fahrzeug ohne Steuer und Segel. Seine „Rheinischen Geschichten und Sagen", die auf den Übergang zu den Neigungen der romantischen Schule deuten, sind doch das Eigenthümlichste, was er hervorgebracht hat.

[2]) S. W. Schlegels bekannte Kritik der „Römischen Geschichte" Niebuhrs in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 1816, Nr. 53, S. 833—906.

Schule einen politischen Beigeschmack erhalten hat, der ihr verhältnismäßig so wenig zum Ruhme gereicht, als den Romantikern ihre Verkehrtheiten; da uns aber an dieser Stelle die Geschichte der Geschichtschreibung, und nicht der Politik beschäftigt, so werden die praktischen Folgerungen, die man aus den theoretischen Ansichten der Männer der historischen Schule gezogen hat, unsere Aufmerksamkeit nur insoferne in Anspruch nehmen, als sie für die Beurteilung ihrer historiographischen Leistungen von Bedeutung sind. Das Eine können wir indes jetzt schon aussprechen, daß die Geschichtschreibung sich in diesem Falle über die neue Schule ebenso wenig, als über die alte viel zu beklagen hat. Die Männer der neuen Schule haben sich bei der Betrachtung der Vergangenheit von jeder Willkür frei erhalten und durch sie die Gegenwart verstehen lernen und verständlich machen wollen, während die ältere Schule gar zu gerne die Vergangenheit, die sie nicht einmal stets richtig erkannte, in die Gegenwart versetzt hätte. —

Selbstverständlich war der maßgebende Inhalt der historischen Schule längst vorhanden, ehe er zum Bewußtsein gelangte und sozusagen in ein System gebracht wurde. Und dieses geschah keineswegs infolge etwa eines Konfliktes der neuen Richtung mit den Romantikern, sondern durch einen Zusammenstoß zweier wissenschaftlicher Anschauungen über die Entstehung des Rechts und seine Stellung zum Leben der Völker [1]). Bekanntlich hatte der Heidelberger Jurist Thibaut (1814) die Forderung eines „Allgemeinen deutschen Gesetzbuches" ausgesprochen; dem war Savigny mit der Behauptung entgegengetreten, daß sich etwas der Art nicht künstlich machen lasse, daß Gesetze nichts Anderes seien als die in das Bewußtsein aufgenommene natürliche Ordnung, daß sie nichts Neues schaffen, sondern nur das Bestehende aussprechen und anerkennen. Demnach ist das Recht für die historische Schule kein künstliches Erzeugnis der Reflexion einer über dem Volke stehenden gesetzgebenden Gewalt, sondern ein, oft nur

[1]) Vgl. Stintzing, Fr. Carl von Savigny. Zuerst in den preußischen Jahrbüchern (1862) 9, 120 ff. — Bluntschli a. a. O. S. 622 ff.

instinktives, Produkt des Volksgeistes, wie die Sprache und Sitten im normalen Zustande des Lebens mit innerer Notwendigkeit und naturwüchsig hervorgebracht. Und wie im Gesammtleben einer Nation eine organische Fortentwickelung stattfindet, so auch im Rechte, das nur einen Teil des Volkslebens, nur ein Element seiner Kultur bildet, in der innigsten Wechselwirkung mit den übrigen Kulturelementen steht und so auf jeder Stufe seiner Entwickelung sich dem Geist und dem Bedürfnisse des Volkes anschmiegt [1]). Die Rechtsgeschichte ist nur eine Seite der Kulturgeschichte eines Volkes, sie kann nur aus dieser selbst erklärt und verstanden werden. Der Rechtshistoriker bedarf daher vor allem auch des historischen Sinnes, um das Eigentümliche jedes Zeitalters und jeder Rechtsform scharf aufzufassen. Die Ausbildung des historischen Sinnes, der Besitz desselben ist überhaupt ein Charakteristikum der historischen Schule, er äußert sich in einer voraussetzungslosen Betrachtungsweise der geschichtlichen Erscheinungen, in dem Scharfblick, womit er die verborgenen Kräfte und den natürlichen Zusammenhang der Dinge erkennt und herstellt. Savigny hatte ausdrücklich betont, daß die wahre Wissenschaft des Rechts nicht die philosophirende, sondern diejenige sei, welche den gegebenen geschichtlich gewordenen Stoff auch geschichtlich erfaßt. Dazu erschien ihm vor allem notwendig das sorgfältigste und getreueste Eindringen in den überlieferten Stoff durch Sammeln und Sichten, weiterhin aber zur Erklärung seines Werdens, Wechselns und sich Entwickelns die aufmerksame Beobachtung der Summe der konkurrirenden Thatsachen, eine Operation, welche eben ohne den historischen Sinn nicht denkbar ist. Wie er diese Forderung seines Teils verstand, hat er durch ein umfassendes Werk, die „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“, gezeigt. Man weiß, es erfüllt alle Ansprüche, die sich aus der Aufgabe, die er der historischen Rechtswissenschaft gestellt hatte, ergeben. Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile, von welchen der

---

[1]) Stintzing a. a. O. S. 417.

erstere die sechs Jahrhunderte vor Irnerius, in welchen von wissenschaftlicher Thätigkeit nur wenig zu berichten ist, der andere die darauffolgenden vier Jahrhunderte, in welchen die wissenschaftliche Thätigkeit durch Lehre und Schrift vorherrscht, umfaßt. Historisch gemessen, ist der erste Teil der wichtigere: er versucht darzulegen, wie das römische Recht in den germanischen Reichen, die auf römischem Boden gegründet wurden, in Übung fortbestand, er versucht nachzuweisen, daß die römischen Völkerbruchteile als lebendige Elemente der neuen Staaten fortbestanden und so die Träger jener Tradition waren. Man findet in dieser Deduktion eine neue Anschauung von der Kontinuität des geschichtlichen Lebens des römischen Rechts niedergelegt. Savigny hat, wird ihm nachgerühmt, die zahlreichen Fäden lebendiger Überlieferung, welche die Periode des sinkenden römischen Rechts mit dem Wirken der Glossatoren verbinden, offen gelegt und gezeigt, daß nicht Zufall und Laune die fortdauernde Geltung des römischen Rechts bestimmt haben, sondern daß hierin ein Ergebnis geschichtlicher Entwickelung vor uns liegt [1]). Auf diesem Wege hat er in den lombardischen Republiken des Mittelalters ebenfalls ein Wiederaufleben altrömischer Einrichtungen erblicken zu dürfen geglaubt. In dieser Annahme hat er freilich eine erhebliche Korrektur erfahren. Bethmann-Hollweg und Karl Hegel haben überzeugend nachgewiesen, daß er die Konkurrenz des germanischen Elements, das die deutschen Eroberer dahin mitgeführt, zu gering angeschlagen und dessen entscheidende Mitwirkung bei der Entstehung der lombardischen Städteverfassung sich habe entgehen lassen. Der zweite Teil des Werkes ist seiner Aufgabe nach überwiegend literärgeschichtlich und mit dem vierten Bande beginnt die eigentliche Gelehrtengeschichte; aber selbst die berufensten Verehrer Savignys haben zugegeben, daß bei allen Vorzügen der Ausführung der höchste Anspruch, welchen wir an den Geschichtschreiber machen, „daß er nämlich eine Entwickelung begreife und zur Anschauung

[1]) Stintzing a. a. O. S. 149.

bringe", unerfüllt sei, ja, kaum erstrebt zu sein scheine [1]). Diese höchste Aufgabe hat er selbst bei einer bestimmten Veranlassung so definirt: „Nach der Methode, die ich für die richtige halte, wird in dem Manigfaltigen, welches die Geschichte darbietet, die höhere Einheit aufgesucht, das Lebensprinzip, woraus diese einzelnen Erscheinungen zu erklären sind, und so das materiell Gegebene immer mehr vergeistigt". Trotz solcher Irrtümer oder Lücken in der Ausführung seines Hauptwerkes muß Savigny immerhin für die Entwickelung der Geschichtschreibung und die Konsolidirung der historischen Schule die bleibende Bedeutung zuerkannt werden, daß, indem er ein fruchtbares Prinzip zunächst in seiner eigenen Wissenschaft, der Rechtsgeschichte, in genialer Weise anwendete, dasselbe zugleich für die Geschichtschreibung überhaupt fruchtbar gemacht hat.

Eine Anzahl von Jahren früher, als Savigny den Kampf gegen die philosophirende Juristenschule aufgenommen hatte, war der erste Band der „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" von K. F. Eichhorn erschienen, auf welchen im Jahre 1823 der vierte und letzte gefolgt ist [2]). Mit diesem Werke war auf einen Wurf die deutsche Rechtsgeschichte geschaffen, welche das ganze deutsche Recht als ein einheitliches, im Volke gewordenes Ganzes aus den echten Quellen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart herab historisch darstellte. So darf man Eichhorn wohl in noch einem ganz anderen Sinne, als man dies bei Conring [3]) gethan, als den Vater der deutschen Rechtsgeschichte feiern. Im Grunde hat es doch nur Rechtsaltertümer vor Eichhorn gegeben, aber keine Rechtsgeschichte. Er nun entwirft nicht bloß eine Skizze des Gemäldes, sondern führt es aus, ohne sich auf

---

[1]) Stintzing a. a. O. S. 162.

[2]) F. K. Eichhorn, geboren 20. November 1781 zu Jena als der Sohn von J. G. Eichhorn (s. oben S. 946), gestorben zu Köln 4. Juli 1854. Vgl. Frensdorff in der A. D. Biographie 6, 469. Zachariä in den „Gött. Professoren" S. 120 ff. und Joh. Friedr. Schulte, K. F. Eichhorn u. s. w. Stuttgart 1884; im besonderen S. 102 ff.

[3]) S. oben S. 530 ff.

viele brauchbare Vorarbeiten stützen zu können: es ist ein wohlgeordnetes und zusammenhängendes Werk aus einem Guße, das er uns bietet. Eichhorn verbindet die Staatsgeschichte mit der Rechtsgeschichte; die eine behandelt die politischen Veränderungen des deutschen Staatskörpers und seiner Teile, die andere das Staatsrecht des Reichs und seiner Landschaften und stellt das bürgerliche und das peinliche Recht, den Prozeß und das Kirchenrecht dar. Einerseits weist er die Verbindungen und Wechselwirkungen unter den einzelnen Rechtsmaterien nach, andrerseits legt er die Fäden bloß, welche die verschiedenen Stufen der Entwickelung unter einander verknüpfen. In vier großen Gruppen und in synchronistischer Form entwickelt sich das Bild, das er mit meisterhafter Hand entwirft, vor unseren Augen. Der Reihe nach führt er die germanische Zeit, die fränkische Monarchie, das heilige römische Reich deutscher Nation und endlich den Ursprung und die Geschichte des bestehenden deutschen Staatensystems an uns vorüber [1]). Als Eichhorn das Werk begann, lag Deutschland noch in tiefer Erniedrigung darnieder; gleichwohl war seine Absicht nicht, durch Wiederbelebung der großen Vergangenheit der Nation einen Trost für die traurige Gegenwart zu bieten, sondern er wendete sich in die Vergangenheit zurück, um die Gegenwart und ihr Rechtsleben gründlich und besser zu verstehen. „Ich wollte durch die Staatsgeschichte wie durch die äußere und innere Rechtsgeschichte eine sichere, geschichtliche Grundlage für das jetzt bestehende praktische Recht gewinnen“, sagte er sechsundzwanzig Jahre später (1834), in der Vorrede zur 4. Auflage des 1. Bandes. Kein Zweifel jedoch, daß dieses Werk auf die Erweckung und Förderung des nationalen Geistes mächtig eingewirkt hat, wenn auch der Verfasser dieses Ziel nicht als den Zweck seiner Arbeit verkündigt hat. Es mußte erhebend wirken, wie die gleichzeitige Offenlegung unsrer nationalen Literatur und unsrer Geschichte ermutigend gewirkt hat. Eichhorn war ein durchweg national gesinnter Mann

[1]) S. Frensdorff a. a. O. S. 476

im Worte wie in der That. Als die Stunde der Erhebung schlug, legte er die Feder nieder und griff zum Schwert; nach dem Sturze der Fremdherrschaft kehrte er in die Arbeitsstube und auf den Katheder zurück und setzte das unterbrochene Werk fort. Das Charakteristische desselben ist die Verbindung von Geschichte und Recht und das durchgehende Zurückgreifen auf die primären Quellen, sei es des Rechts, sei es der Geschichte; „quellenmäßig und wahr“ will er gearbeitet haben. Seine Kritik ist ruhig und besonnen, die Darstellung objektiv, unpersönlich, doch leuchtet die gut deutsche und protestantische Gesinnung leicht erkennbar, wenn auch nicht aufdringlich durch. Soweit die Methode Eichhorns in der Verbindung von Geschichte und Recht und in der Verwendung der Geschichte für das Recht besteht, knüpfte er unzweifelhaft zunächst an seinen Lehrer Pütter an, unterscheidet sich aber zugleich weit genug von demselben, da er die deutsche Geschichte nicht zu dem Zwecke benutzen will, um vorkommende Rechtsstreitigkeiten sachgemäß entscheiden zu können, sondern um den fortwirkenden Geist des deutschen Rechts daraus zu begreifen. Dagegen läßt sich ein bestimmtes Maß der Abhängigkeit Eichhorns von J. Möser nicht in Abrede stellen. Er blickte mit Ehrfurcht zu ihm hinauf und lehnte sich in der Auffassung des deutschen Altertums an ihn an.` Man hat es aber schon wiederholt ausgesprochen, daß dieses zu vorbehaltslose Anlehnen Eichhorns an Möser für ihn nicht ohne Nachteile geblieben sei, die er erst allmählich überwunden habe. Für die ungebührliche und verfehlte Bedeutung, die Eichhorn den fränkischen Königen in ihrer Eigenschaft als Gefolgeherrn beilegt, ist jedoch schwerlich Möser verantwortlich zu machen[1]). Überhaupt, man hat es nicht unterlassen, die Gebrechen des Werkes, das so lange die deutsche Wissenschaft beherrscht hat, aufzugreifen und zu beleuchten. Es war das eine Pflicht der fortschreitenden Wissenschaft, aber so begreift es sich, wie dasselbe zuletzt die ursprünglich unbestrittene Autorität zum

[1]) Vgl. auch Kaufmann, D. G. 1, 355.
[2]) S. Frensdorf a. a. O. S. 478.

größeren Teile verlieren konnte. Sein großes Verdienst soll aber darum nicht vergessen sein. Eichhorn hat zum erstenmale die gesammte deutsche Rechtsgeschichte dargestellt und sich dabei von höchst unzureichenden Vorarbeiten unterstützt gesehen. So gewann er auf dem Wege der Kombination und Hypothese Ergebnisse, welche vor der späteren, sorgfältigeren kritischen Forschung nicht bestehen konnten. Für die tiefere Durchdringung der älteren Zeit ist freilich erst allmählich neues, zum Teile höchst bedeutendes Material hinzugekommen. Eichhorn hat es bei den neuen Auflagen auch achtsam ausgebeutet, es stellte sich gegenüber der anwachsenden Opposition aber zuletzt heraus, daß es sich nicht mehr um einzelne Verbesserungen, sondern um den Verzicht auf fundamentale Ansichten handle, wie vor allem seine erwähnte verfehlte Bedeutung, die er der Gefolgeschaft in der fränkischen Zeit vindizirt u. s. w. Ähnlich erging es mit seiner berühmten Abhandlung, die den Ursprung der deutschen Städteverfassungen in den Überbleibseln römischer Einrichtungen gefunden zu haben glaubte, und dann eine so siegreiche Widerlegung erleben mußte. Jedoch, wenn auch in einer Reihe von Hauptfragen überwunden, bleibt die Bedeutung seiner Arbeit nichtsdestoweniger bestehen: er hat die Bahn gebrochen, die richtige Methode gewiesen, viele Punkte der Rechtsentwickelung dauernd klargestellt und ist in der geistigen Durchdringung des gesammten Stoffes von keinem seiner Nachfolger erreicht worden [1]).

Als der eigentliche Reformator unsrer Geschichtschreibung gilt B. G. Niebuhr [2]). Ihm gegenüber zu treten, heißt das Herz

---

[1]) Vgl. Zachariä a. a. O. S. 129—130. — Frensdorf a. a. O. S. 478—479. — Schulte a. a. O. S. 112—113.

[2]) Vgl. „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" 3 Bde. (1839—1840). — Franz Lieber, Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit B. G. Niebuhr (aus dem Englischen von Dr. K. Thiebaut. Heidelb. 1837). — Joh. Classen, B. G. Niebuhr u. s. w. Gotha 1876. — Arnold Schäfer, „Zum Gedächtnis B. G. Niebuhrs" im „Neuen Reich" (1876) 2, 241 ff. — Roscher a. a. O. S. 916 ff. — Bluntschli a. a. O. S. 631 ff. — Bursian a. a. O. S. 647 ff. 1173 ff.

höher schlagen machen, ihn der Nation in erschöpfendem Maße in das Gedächtnis zurückrufen zu dürfen, mag als eine beneidenswerthe Aufgabe erscheinen. Noch ist ihm nicht das literarische Denkmal gesetzt worden, das ihm vor anderen gebührt und auf welches wir alle seit Jahren mit gerechter Spannung warten; an dieser Stelle kommt es uns bloß darauf an, die wichtigsten Momente seines Lebens anzuführen und die Stellung möglichst deutlich zu bezeichnen, die er in der deutschen Geschichtschreibung einnimmt [1]).

Es ist ein von Geist wie Charakter ausgezeichneter Mann, mit welchem wir es hier zu thun haben. Wie es von Haus schien und er selbst glaubte, von der Natur zum Gelehrten und zur gelehrten Laufbahn bestimmt, warf ihn sein Geschick ungewöhnlich früh in das öffentliche Leben und in die staatsmännische Wirksamkeit, die freilich die beste Vorschule für den werdenden Historiker abgab. Geboren am 27. August 1776 zu Kopenhagen, wuchs Niebuhr in der Landschaft Dietmarschen unter den Augen eines vorzüglichen Vaters, der sich durch seine Reisen in Arabien und deren sachkundige Beschreibung einen weithin geachteten Namen gemacht hatte, auf und erweckte durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten wie durch eine seltene leichte Auffassungsgabe schon früh die außerordentlichsten Hoffnungen, die er später ja auch erfüllt hat. Zum guten Teile war er unermüdlicher Autodidakt. Daß das Beispiel F. A. Wolfs aus der Ferne auf ihn wirkte, unterliegt wohl keinem Zweifel, vor allem aber und nach seiner eigenen Versicherung erschloß ihm der Einfluß von J. H. Voß die volle lebendige Auffassung des Altertums, die er nicht hoch genug rühmen konnte [2]). Früh richtete er seine Neigung auf die Sprachen, die Geschichte und Politik. „Wenn mein Name genannt werden sollte“, schreibt er im November 1794,

[1]) Vgl. H. v. Sybels Rektoratsrede vom Jahre 1867: „Drei Bonner Historiker“. (Niebuhr, Löbell, Dahlmann. S. seine Histor. Zeitschrift [1867] 18, 282 ff.

[2]) Lieber a. a. O. S. 94.

„so wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Altertumsforscher und Philologen kennen“ [1]). Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren an der Universität Kiel, trat er (1796) als Privatsekretär in die Dienste des dänischen Finanzministers Grafen Ernst Schimmelmann und ward so in eine treffliche Schule der Politik und Finanzwissenschaft eingeführt. Gleichwohl ließ er sich von dem Geräusche der großen Welt und seinen amtlichen Arbeiten nicht verleiten, seinen Lieblingsstudien über das griechische und römische Altertum untreu zu werden, und keiner, der in die Nähe des eben 21 Jahre zählenden jungen Mannes kam, verkannte in ihm das Außerordentliche seiner Bestimmung. Im Jahre 1798 unternahm er zu seiner Ausbildung eine Reise nach England und Schottland und sammelte dort Eindrücke, die für sein ganzes späteres Leben und Arbeiten fruchtbar wurden [2]), und ihn zugleich einerseits in seiner deutschen, andrerseits in seiner antirevolutionären Gesinnung bestärkten. Die französische Revolution hatte auf ihn, im Gegensatze zu der Mehrzahl seiner gebildeten Zeitgenossen, mehr einen abschreckenden als gewinnenden Eindruck gemacht. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, stieg er bereits im Jahre 1804, siebenundzwanzigjährig, zu der Stelle eines Direktors der Bank und der ostindischen Kompagnie auf, zog es aber aus verschiedenen Gründen vor, als im Jahre 1806 der Ruf zur Direktion der preußischen Bank und Seehandlung an ihn gelangte, demselben Folge zu leisten. Der Freiherr von Stein, der damals das preußische Finanzministerium leitete, war es, der

---

[1]) Lebensnachrichten 1, 61.

[2]) Nach Lieber (a. a. O. S. 84) äußerte sich Niebuhr gelegentlich: „Mein früherer Aufenthalt in England gab mir einen wichtigen Schlüssel zur römischen Geschichte. Es ist nothwendig, das bürgerliche Leben aus eigener Beobachtung zu kennen, um solche Staaten wie die des Alterthums zu verstehen. Eine Reihe von Dingen hätte ich nimmer verstanden, ohne England beobachtet zu haben. Nicht daß dazumal die Idee, eine römische Geschichte zu schreiben, klar in mir war; sondern als in einer späteren Periode der Gedanke in meinem Geist immer und immer bestimmter ward, kam mir alle Beobachtung und Erfahrung, die ich in England gewonnen, zu Hilfe, und mein Entschluß war gefaßt.“

sein Augenmerk auf Niebuhr gerichtet hatte. Als dann bald darauf die bekannte furchtbare Katastrophe des preußisches Staates hereinbrach, verzweifelte Niebuhr nicht, wie J. v. Müller gethan hatte, an dem Staate Friedrichs d. Gr., sondern hielt aus und half mit an dem Werke der Wiederherstellung desselben. Erst als es ihm unmöglich erschien, in öffentlicher Stellung, ohne Preisgebung seiner nicht zufällig erworbenen fachmännischen Überzeugungen, für sein neues Vaterland mit Erfolg zu wirken, entsagte er der amtlichen Mitwirkung an den Staatsgeschäften und kehrte zu seinen Studien und den Wissenschaften zurück. In diesen Jahren hielt er an der Universität Berlin jene Vorträge über die römische Geschichte, aus welchen dann unmittelbar sein berühmtes Werk hervorgegangen ist. „Es war eine Zeit", sagt er in der Vorrede zum 1. Bande der 1. Auflage, „in der wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog; und unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte" [1]). Der beginnende Freiheitskrieg rief Niebuhr wieder zu den Geschäften zurück. Die Verhandlungen, welche die Herstellung eines neuen Deutschlands und Preußen begleiteten, verfolgte er mit lebhafter Teilnahme. Bekannt ist die Schrift, in welcher er mit lebhaftem Nachdruck für die Ansprüche Preußens auf ganz Sachsen im Namen der deutschen Nation und ihrer Interessen eingetreten ist. Die Stellung im preußischen Dienst, die er sich wohl wünschte und von welcher aus er allein mit Erfolg für den Staat seiner Meinung nach wirken könnte, ist

[1]) Bei Lieber (a. a. O. S. 199) sagt Niebuhr: „Die unglückliche Zeit der Demüthigung Preußens hat Antheil an der Produktion meiner Geschichte. Wir konnten wenig mehr thun, als sehnlichst auf bessere Tage hoffen und auf diese vorbereiten. Was war mittler Weile zu thun? Ich ging zurück zu einer großen, aber längst dahin geschwundenen Nation, um meinen Geist und den meiner Zuhörer zu stärken. Es ging uns wie Tacitus." — Vgl. auch di Vorrede zum 1. Bande d. n. G.

ihm jedoch auch jetzt nicht geworden; sein maßvoller Konservatismus, der aber konstitutionelle Einrichtungen grundsätzlich nicht ausschloß, scheint ihm mit im Wege gestanden zu haben. Es wurde daher von vielen wie eine Art ehrenvolle Verbannung betrachtet, als er im Jahre 1816 als preußischer Gesandter am päpstlichen Stuhle nach Rom gesandt wurde. Er sollte die Verhältnisse der katholischen Kirche im neuen preußischen Staate mit der römischen Curie in Ordnung bringen. Fast sieben Jahre hat er in dieser delikaten Stellung ausgeharrt und seinen Auftrag schließlich auch zu Ende gebracht, aber freilich so, daß Unbefangene bald zu befürchten anfingen, daß der Optimismus Niebuhrs gegenüber der Curie sich zu viel zu weitgehenden Zugeständnissen herbeigelassen habe. Jene Befürchtungen haben sich ja auch schnell genug bestätigt, der Staat hat den kürzeren gezogen. Niebuhr war eben eine so konservative und religiösen Motiven zugängliche Natur, daß er die Macht, mit welcher er zu verhandeln hatte, um so leichter unterschätzen konnte, als sich diese bloß durch die Unterstützung der weltlichen Mächte eben erst aus einer Erniedrigung ohne gleichen erhoben hatte. Ein Blick auf die Geschichte des Papsttums und der Hierarchie hätte ihn freilich mißtrauischer machen sollen. Genug, er erlag, wie so viele Staatsmänner seiner Zeit, der argen Täuschung, daß man es mit einem für alle Zeiten unschädlichen Gegner zu thun habe. Wie fruchtbar die Gesandtschaft Niebuhrs für die Wissenschaft geworden und in wie edler Weise er Gastfreundschaft geübt, ist oft genug geschildert worden. Im Jahre 1824 ging er nach Deutschland zurück und ließ sich in Bonn nieder, um ganz der Wissenschaft und ihrer Lehre zu leben und seine römische Geschichte fortzusetzen. Die Vorträge, welche Niebuhr in diesen Jahren mit notorischem Erfolge gehalten, liegen seit einer Reihe von Jahrzehnten gedruckt vor uns; mit einer einzigen Ausnahme bewegen sie sich sämmtlich im Gebiete der alten Geschichte und legen, wenn auch ursprünglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt, ein herrliches Zeugnis ab von der hohen Seele des Mannes wie von

seiner unvergleichlichen Gelehrsamkeit und seinem sicheren historischen Urteile. Der Abend seines Lebens war leider ein getrübter; persönlich peinliche Erlebnisse, wie der Brand seines Hauses, der beinahe das kaum erst fertig gewordene Manuskript des 3. Bandes der R. G. nebst anderen wertvollen Papieren vernichtet hätte, weiterhin der Ausbruch der Julirevolution versetzten ihn in die äußerste Aufregung. Er war auf eine Katastrophe der Art nicht gefaßt gewesen und hatte Europa vor jeder Gefahr einer Revolution gesichert gehalten; so war ihm durch dieses Unerwartete der Boden unter den Füßen hinweggezogen und sah er ein neues Zeitalter der Gewalt und der Barbarei hereinbrechen. Immerhin kann es auffallen, daß ein sonst so scharfblickender Mann den Irrtum, dem freilich fast die ganze offizielle Welt von damals anheimfiel, teilte, nämlich daß sich zunächst in Frankreich selbst die entsetzlichen Dinge, die er in seiner Jugend aus der Nähe beobachtet hatte, wiederholen und der Strom der benachbarten Revolution dann das übrige Abendland überfluten würde. Niebuhr hat sich über diese leidenschaftliche Auffassung der Lage sogar mit seinen besten Freunden, wie z. B. mit Dahlmann, überworfen, und ist dann rasch dahin gestorben, ehe eine Verständigung erfolgt war und er selbst das volle Gleichgewicht wieder gewonnen hatte. Er starb am 2. Januar 1831, im 56. Jahre seines Lebens.

Die Bedeutung Niebuhrs für die Geschichtschreibung ruht in der Hauptsache auf seiner „Römischen Geschichte", die aber nicht weiter als bis zum ersten punischen Kriege geführt ist, obwohl er ursprünglich gedachte, die Erzählung bis zu dem Zeitpunkte zu führen, wo Gibbon einsetzt. Eine Anzahl kleinerer Abhandlungen und Untersuchungen mußten ergänzend mit in Betracht gezogen werden [1]). Die erwähnten, nach seinem Tode veröffentlichten Bonner Vorträge können begreiflicherweise nur mit Vor-

[1]) S. „Kleine historische und philologische Schriften" von B. G. Niebuhr. 1. Sammlung 1828. — 2. Sammlung 1843. — Dazu kommen die „Nachgelassenen Schriften nichtphilologischen Inhalts" (1842).

behalt bei der wissenschaftlichen Beurteilung des Mannes in Frage kommen [1]). Das Hauptwerk hat aber für uns eine doppelte Bedeutung; einmal insofern durch dasselbe die fast ausnahmslos herrschende Behandlungsweise der römischen Geschichte dauernd gestürzt wurde, und weiterhin, als die von ihm zu diesem Zwecke angewandte neuernde Methode auf die Behandlung der Geschichte aller Völker und Zeiten übertragen und so nach seinem Vorgang die neue Geschichtswissenschaft begründet wurde. Das erstere anlangend, so ging Niebuhr von der Annahme aus, daß, was bisher auf diesem Felde geleistet worden, zum überwiegenden Teile der Kunde der römischen Altertümer, aber nicht der Geschichte zu gute gekommen sei. Nur Perizonius habe den rechten kritischen Standpunkt gefunden, sei zwar der Zeit vorausgeeilt, habe aber nicht die Nachfolger gefunden, die auf dem von ihm gebahnten Wege fortgebaut hätten. Beaufort sei zu wenig Philologe, Bayle, ihm überlegen, in seiner Kritik zu negativ geblieben. Erst mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts sei auch für die deutsche Nation ein neues Zeitalter erwacht. „Das Oberflächliche befriedigte nirgends: halbverstandene leere Worte galten nicht mehr: aber auch das Zerstören, worin sich die vergangene Zeit, gehässig gegen lange Usurpation, gefallen hatte, genügte nicht länger: wir strebten nach Bestimmtheit, nach positiver Einsicht, wie die Vorfahren; aber nach einer wahren, anstatt der vernichteten wahrhaften. Wir hatten nun eine Literatur, die unsrer Nation und Sprache würdig war; wir hatten Lessing und Goethe; und diese Literatur umfaßte, was keine gethan hatte, einen großen Teil der griechischen und römischen, nicht nachgebildet, sondern zum zweitenmale geschaffen. Das verdankt Deutschland Voß, den der ‚Enkel Kind und Enkel‘ als Wohlthäter preisen muß; von dem eine neue Ära des Verständnisses des Alterthums anhebt, indem er, was die Klassiker voraussetzen, wie ihre Vorstellungen von ihren Göttern und der Erde, wie ihr Leben und Hauswesen,

[1]) Die wichtigsten darunter sind die Vorträge über „Alte Geschichte“ und über „Römische Geschichte“.

aus ihnen selbst zu entdecken wußte: der Homer und Virgil so verstand und auslegte, als wären sie nur im Raum von uns entfernte Hausgenossen." Das ist nun einer der neuen Gesichtspunkte, für Niebuhr und seine Ansicht von der Geschichtschreibung überhaupt ebenso charakteristisch als entscheidend, d. h. die Kunst, sich in die Vergangenheit so versetzen zu können, daß sie zur Gegenwart wird. Auf diesen Satz kommt er immer wieder zurück und sucht ihm seinerseits gerecht zu werden. „Hatte eine frühere Zeit", fährt er fort, „sich mit alter Geschichte begnügt wie mit mancher Landcharte, oder gezeichneten Landschaften, als selbständig betrachtet: nicht einmal versucht, aus ihnen als nothdürftigen Mitteln das Bild der Gegenstände vor seine Seele zu rufen: so vermochte sie nun nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Bestimmtheit und Klarheit neben die der Gegenwart stellen konnte." Was ihm die eigene, ungeheuere Zeit wert war, wußte er recht gut. „Die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt sie der Theilnahme und dem Gefühl des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebte. Er fühlt über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen, wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl „Hekuba dem Schauspieler nichts ist". Möchte es erkannt werden, daß die vollkommenste Bestimmtheit dieser Anschaulichkeit die Gewalt dunkler Ideen und vieldeutiger Worte zerstört: hindert, daß ein bethörtes Gefühl aus ganz andern Zeiten übertrage, was jetzt völlig unanwendbar ist: hindert, um des Dichters Gleichniß zu behalten, daß sich Thoren zu irrenden Rittern aufwerfen, um Hekubas Leiden zu rächen. Wer, wenn er hierüber erinnert ist, dieß verkennt, der ist unredlich oder wenigstens sehr einfältig."

Wenn nun Niebuhr in die von ihm so deutlich empfundene Lücke eintreten wollte, so konnte kein Zweifel bestehen, daß er zu einer solchen Aufgabe vollständig berufen war. Er hatte sich in das klassische Altertum mit einer Begeisterung und einem Ver-

ständnis versenkt, daß es ihm etwas vollständig Gegenwärtiges war. Er verband mit den philologischen die juristischen und staatswirtschaftlichen Kenntnisse in einem Grade, wie sie freilich gerade bei der Geschichte eines Volkes wie die Römer schlechterdings unentbehrlich waren und wie die Philologen und Historiker alten Stils sie doch nicht erworben hatten. Ferner hatte er als ausübender Staatsmann das politische Leben der Völker, das Walten ihrer Kräfte und ihre Wechselbeziehungen in der Nähe kennen gelernt. Was aber der ganzen Summe seiner Vorzüge die höchste Weihe verleiht, ist die sittliche Kraft, mit welcher er den Beruf des Historikers auffaßt und ausübt. Die „Wahrheit" ist es, in deren Dienst er sich stellt und die historische Kritik als ihr Priester ausübt. „Vor allen Dingen", schreibt er einem jungen Freunde, „müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das Allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind: wenn wir eingesehene Fehler, die schwerlich jemand entdeckt, nicht selbst anzeigen, wo es möglich ist: wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angesicht sagen können — ich habe wissentlich und nach strenger Prüfung nichts geschrieben, was nicht wahr ist und weder über uns selbst noch über andere in nichts getäuscht, unsere verhaßtesten Gegner in keinem anderen Lichte gezeigt, als wir es in unsrer Todesstunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Literatur uns ruchlos und sündig." Das hieß denn nun in der That die historische Kritik zugleich als ethisches Prinzip in einer Schärfe verkündigen, wie das bisher auch nicht im entferntesten Grade geschehen war. Solchen Grundsätzen gegenüber fühlt man noch einmal recht deutlich, wie schlimm es in diesen Dingen bei J. v. Müller bestellt war und warum er das Gebäude seiner Schweizergeschichte auf so ruinösem Grunde aufgebaut hat. Bekanntlich richtet Niebuhr seine Angriffe im besonderen gegen die fast noch vielfach herrschende Überlieferung über die ältere Epoche der römischen Geschichte. „Die Geschichte

der ersten vier Jahrhunderte Roms“, — heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage des 1. Bandes — „ist anerkannt ungewiß und verfälscht. Es wäre sehr thöricht, deswegen Livius zu tadeln, daß er sie dennoch, wenige Zweifel ausgenommen, als rein historisch dargestellt hat; die Vortrefflichkeit seiner Erzählung macht seine Rechtfertigung, und auch in dieser Hinsicht war es sehr richtig, ihn mit Herodot zu vergleichen. Wir aber haben eine andere Ansicht der Historie, andere Forderungen, und wir müssen es entweder nicht unternehmen, die älteste Geschichte Roms zu schreiben, oder eine ganz andere Arbeit unternehmen als eine, nothwendig mißlingende Nacherzählung dessen, was der römische Historiker zum Glauben der Geschichte erhob. Wir müssen uns bemühen, Gedicht und Verfälschung zu scheiden und den Blick anstrengen, um die Züge der Wahrheit, befreit von jenen Übertünchungen, zu erkennen. Jenes, die Trennung der Fabel, die Zerstörung des Betruges, mag dem Kritiker genügen; er will nur eine täuschende Geschichte enthüllen und er ist zufrieden, einzelne Vermuthungen aufzustellen, während der größere Theil des Ganzen in Trümmern bleibt. Der Historiker aber bedarf positives; er muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen entdecken, welche er seiner Überzeugung opfert.“ Das ist nun fürwahr das Wesentliche an Niebuhrs Kritik, er sucht durch das Trümmerwerk der gestürzten Überlieferung hindurch vermittelst der Anwendung von sichtendem Scharfsinn, Gelehrsamkeit, Kombinationsgabe und Analogieen die verhüllte Wirklichkeit zu erkennen und wiederherzustellen. Es war ja am Ende nichts gar so Großes wahrscheinlich zu machen, daß die angeblich historische Erzählung des Livius aus in Prosa übersetzten epischen Gedichten zusammengesetzt sei, wenn es der Kritiker nicht zugleich verstand, uns zu sagen, was denn eigentlich hinter dem Vorhange jener poetischen Überlieferung in Wirklichkeit vor sich gegangen war. Niebuhr traute es sich zu, dieser Forderung zu genügen. Er schrieb sich selbst ein „richtiges und sehr schnelles Urtheil, eine fast nicht zu täuschende Leichtigkeit in Entdeckung des

Falschen, Unrichtigen, Unwahren" zu. Auf dieses Selbstvertrauen gestützt, sondert er Spreu und Korn und versucht „mit ahndendem Sinne" die Geschichte der vergangenen Zeiten wieder zu beleben. „Ich bin Historiker", sagt er einmal, „denn ich kann aus dem einzeln erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden und weiß, wo Gruppen fehlen, wie sie zu ergänzen sind." Wir, vor deren Augen der ganze Mann in seinen Thaten, seiner Größe und dem seltenen Adel seiner Seele schwebt und lebt, erblicken in solchen Worten nicht den Ausbruch eitler Selbstgefälligkeit, sondern die Äußerung des sich der Souveränität seines Geistes bewußten Genies. Übrigens verdient es hervorgehoben zu werden, daß der Glaube an die herkömmliche, durch die Weihe von Jahrtausenden legitimirte Überlieferung von der älteren römischen Geschichte so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß ein ungewöhnlicher Mut dazu gehörte, demselben in solcher Weise entgegenzutreten. „Nicht zu jeder Zeit", meinte Niebuhr selbst, „hätte einer so etwas behaupten dürfen, ohne für Freiheit und Leben fürchten zu müssen. Die Philologen hätten Verrat geschrieen, die Theologen ein crimen laesae majestatis darin erblickt, die öffentliche Meinung hätte ihn gesteinigt" [1]). Was in solchen Fällen möglich ist, dafür konnte man im Kanton Uri einen Beleg finden, wo auf Angriffen auf die Überlieferung von Tell u. s. w. eine förmliche und nicht gerade die mildeste Strafe angedroht worden ist. Und nun mußte es ein so angesehener, untadelhafter, wahrhaft konservativer Mann sein, von welchem dieser Schlag ausging! Goethe freilich, hierin allerdings kein Fachmann, hat gleich und noch zuletzt das rechte Wort für die außerordentliche Leistung gefunden [2]). „Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beiden dadurch zerstört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Werth und Würde bestätigt wird; so wie es unendlich interessant ist, zu sehen, wie sie beide wieder zusammenfließen und wechselseitig auf einander wirken. Möchten doch alle Er-

---

1) Lieber a. a. O. S. 123.

2) Lebensnachrichten 3, 359 ff.

scheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden." Während in Deutschland die Stimmen für und wider redeten, allmählich aber die wissenschaftliche Meinung im Grundsatz auf die Seite Niebuhrs trat, wenn er auch in der neueren Auflage manche ältere Ansicht zurücknahm und durch eine andere ersetzte, fing auch das Ausland an, seine Stellung gegenüber dem Werke zu nehmen. Namentlich in England zeigte sich allmählich das richtige Verständnis. Kein Geringerer als Macaulay sprach das Wort: „Das Erscheinen des Buches ist wirklich epochemachend in der Geschichte der europäischen Intelligenz" [1]). Was dasselbe für Thomas Arnold für eine Bedeutung bekam und was wiederum er selbst für die Anerkennung desselben in England gethan, ist bekannt [2]). Macaulay fügte seiner Anerkennung allerdings den Einwurf hinzu, Niebuhr habe eine erwiesene Wahrheit nicht zu unterscheiden vermocht von einer wahrscheinlichen Vermuthung; in der That ist demselben dieses mehr als einmal begegnet, aber der Kernpunkt seiner Methode wird dadurch nicht getroffen. Allmählich einigte sich das kompetente Urteil vornehmlich in Deutschland doch dahin, daß durch Niebuhr ein für allemal der Weg gewiesen sei zur richtigen Auffassung und Konstruktion der römischen Geschichte, und daß eben er seinen Nachfolgern die Waffen geschliffen habe, um das, „was er mit schöpferischer Phantasie aufgebaut, nachzuprüfen, und wo er mit kühnem Griffe ins Ungewisse abgeirrt, neuen Grund zu legen und ein festes Gebäude aufzurichten" [3]). Das durch die Behandlung des speziellen Falles gegebene epochemachende Beispiel wirkte nun, wie bemerkt, auf die deutsche Geschichtschreibung überhaupt zurück, indem die dabei so meisterhaft zum erstenmale in Anwendung

---

[1]) Vgl. G. O. Trevelyan, Leben und Briefe Macaulays. A. d. Englischen von Dr. K. Böttger. 1, 195. (Die Äußerung stammt aus dem Jahre 1830.)

[2]) Vgl. A. P. Stanley, Thomas Arnold. (Übersetzt von Karl Heintz. Potsdam 1847.)

[3]) Arn. Schäfer a. a. O. S. 252.

gebrachten Grundsätze als leitende Norm für die Behandlung aller Geschichte anerkannt wurden. Suchen wir daher uns zu vergegenwärtigen, worin das Wesentliche und Charakteristische seiner Methode, die eine solche Wirkung hervorgebracht hat, besteht. Es sind vor allem zwei Momente, auf welche sich die Summe seines Systems zurückführen läßt. Das erste betrifft die Quellenkritik und stellt dafür eine neue und höchst fruchtbare Forderung auf. Nach Niebuhr darf die Forschung gegenüber jedem historischen Berichte nie vergessen, daß er nicht unmittelbar das erzählte Ereignis, sondern zunächst nur den Eindruck desselben auf den Berichterstatter wiedergibt; aus diesem muß erst das Bild des Vorgangs gewonnen werden, und so endlich der Forscher nicht mehr durch die Augen des ursprünglichen Berichterstatters, sondern über dieselben hinweg bis zur ursprünglichen Gestalt des Geschehenen vordringen und es schauen wie ein Augenzeuge und Mitlebender [1]). Dieser Satz klingt einfach und wie selbstverständlich, aber, wie man mit Recht bemerkt hat, er schließt die Summe alles exakten Wissens auf historischem Gebiete in sich [2]). Es hat freilich lange gedauert, bis die Geschichtschreibung sich dazu erhob, aber von da an beginnt eine neue Epoche, die der echten kritischen Methode, für sie. Wie viele Fehlgriffe auch Niebuhr in der Anwendung derselben noch begangen, die Entscheidung war damit gleichwohl gegeben, und was seitdem in diesen Dingen Großes erreicht worden ist, es führt sich unbestritten auf das von ihm gegebene Beispiel zurück. Auf das andere Moment seiner historischen Methode haben wir bereits mittelbar hingewiesen. Wir wissen demnach, es ist eine der wesentlichsten Forderungen, die Niebuhr an den Historiker stellt, daß er die Vergangenheit sich

---

[1]) Kleine Schriften 1, 132: „Seitdem die kritische Behandlung der Historie und des Alterthums erwacht ist, wird es immer mehr erkannt, daß auch das fleißigste Studium der Quellen kein Licht und keine Wahrheit gewähren kann, wenn der Leser nicht den Standpunkt faßt, von wo, und die Medien kennt, wodurch der Schriftsteller sah, dessen Berichte er vernimmt."

[2]) Vgl. H. v. Sybel a. a. O. S. 287.

zur Gegenwart gestalte, daß er sich in dem Grade in dieselbe hineinlebe, daß er wie ein Zeitgenosse ihnen gegenüber stehe. Zu diesem Zwecke reicht aber die Quellenkritik, so gründlich und umfassend sie auch angewendet wird, nicht aus; sie hilft doch nur, was freilich die unerläßliche Voraussetzung jeder echten historischen Darstellung ist, die Zuverlässigkeit der angeführten einzelnen Thatsachen festzustellen und zu sichern. Ein anderes aber ist es, aus dem äußeren Bestande auf den inneren Gehalt der ermittelten Thatsachen zu schließen, ihren geistigen Zusammenhang herzustellen und so zu ihrer sittlichen Würdigung zu gelangen. Dazu gehört das sachliche Verständnis, das Begreifen des realen Wesens der erzählten Vorgänge, die Einsicht in die Höhen und Tiefen der Dinge, die da berichtet werden. Nur durch die Verbindung, bzw. die Erfüllung dieser beiden Anforderungen kann der Historiker den höchsten Ansprüchen genügen, und die Größe Niebuhrs besteht darin, daß er ihnen gerecht wird. Er war orientirt auf dem ganzen Gebiete der Geschichte, er fing Geschichte zu schreiben an, als er bereits durch die Schule des Lebens gegangen war, er war in den verschiedensten Zweigen des Wissens, vor allem der Rechts- und Finanzwissenschaft, der Volkswirtschaft gründlich und nicht bloß aus Büchern unterrichtet. Mit Recht hat ein deutscher Gelehrter, dessen Ruhm in erster Linie in der selbständigen Nachfolgeschaft in der Bearbeitung der römischen Geschichte beruht, vor nicht so langer Zeit das herandrängende Geschlecht unsrer werdenden Historiker ermahnt, in erster Linie sich in allen mit der Geschichte verwandten Zweigen des Wissens sorgfältig auszubilden, ehe sie selbst zu produziren begännen. Für Niebuhr und sein Werk hat die in Frage stehende Fähigkeit die kostbarsten Früchte getragen. Seine staatsmännische Durchbildung, seine Einsicht in juristische Themata und wirtschaftliche Probleme machten es ihm möglich, die agrarischen Verhältnisse und die verschiedenen Rechtsinstitutionen in voller Selbständigkeit zu beurteilen, und z. B. — was mit das glänzendste Ergebnis seiner Forschung ist — das Wesen der römischen Plebs zu erkennen und ein für allemal

festzustellen. In dieser Beziehung hat vielleicht die jüngere Generation zum Schaden der Sache weniger von ihm gelernt als von seinem Beispiel in Anwendung der kritischen Methode. —

Noch ein Wesentliches an diesem Werke darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Niebuhr schreibt die Geschichte Roms vom nationalen Standpunkte aus. Die gesammte nationale Entwickelung baut er in einem reichen und anschaulichen Gesammtbilde vor unseren Augen auf. Aber diesen nationalen Standpunkt adelt er zugleich durch eine in hohem Grade universelle Auffassung. Die Geschichte aller Völker schwebt beständig vor seinen Augen und hilft ihm die Geschichte des römischen Volkes verstehen. „Man kann sagen, er durchlebt in der Geschichte Roms die Weltgeschichte und der Leser mit ihm [1]." So hat denn in der That sein Werk für die richtigere Behandlung der allgemeinen Geschichte in hohem Maße befruchtend gewirkt. Ein Erfolg dieser Art, wie er hier vorliegt, erscheint fürwahr reich genug, einem Leben den kostbarsten Inhalt zu geben. Wäre es uns gestattet, hier erschöpfend von Niebuhr zu reden, noch vieles wäre anzuführen. Seine Wirksamkeit in Bonn haben wir bereits berührt; er hat dort begeisterte Schüler gefunden; die nachgelassenen Vorträge tragen die Spuren aller der Vorzüge an sich, die wir seinem Hauptwerke nachgerühmt haben, wenn sie auch nicht mit Ansprüchen auftreten dürfen wie dieses [2]. Der große Mensch und Genius spricht auch hier aus jeder Zeile. An der Begründung des „Rheinischen Museums für Philologie" u. s. w. hatte er wesentlichen Anteil und endlich unternahm er die Herausgabe der Sammlung der byzantinischen Historiker, die freilich nach seinem Tode nicht seinem Plan entsprechend durchgeführt worden ist [3]. —

---

[1] W. v. Giesebrecht in der Hist. Zeitschrift 1, 10.

[2] Die Vorträge über das „Zeitalter der Revolution" wird man am besten als skizzenhafte Erinnerungen eines bedeutenden, aber konservativen Zeitgenossen hinnehmen. Indes kann man immerhin noch einiges aus ihnen lernen, was man anderswo vergeblich sucht.

[3] Von seinen kleineren Schriften (Tl. 1) heben wir das Leben seines Vaters und den „Historischen Gewinn aus der armenischen Übersetzung der

3. Die Monumenta Germaniae historica.

Die deutsche und die mittelalterliche Geschichte.

Es verstand sich wohl von selbst, daß, als in Deutschland einmal unter dem Drucke der Zeitumstände die Einkehr in die eigene Vergangenheit begonnen und das so lange zurückgetretene nationale Bewußtsein sich erneut hatte: die allgemeine Teilnahme der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt sich der vaterländischen Geschichte zuwenden würde. Mit der nationalen Dichtkunst hatten die Romantiker und ihr Gefolge den Anfang gemacht. Die historische Schule war dabei, den Sinn für echte geschichtliche Betrachtungsweise zu öffnen, die deutsche Rechtsgeschichte zu begründen und endlich ein für alle Zeiten gültiges Beispiel der wissenschaftlichen Methode und der historischen Kritik aufzustellen. So hätte man wohl meinen mögen, die Stunde für die Herstellung einer deutschen Geschichte, die dieses Namens würdig wäre, hätte geschlagen. Diese Ansicht war weit verbreitet genug und blieb die ganze Zeit der Restauration hindurch lebendig. Hatte doch selbst ein Mann wie Kotzebue sich berufen gefühlt, seinerseits dem ausgesprochenen Verlangen der Nation entgegenzukommen und eine deutsche Geschichte zu schreiben. Freilich fehlte ihm zu solch einem Unternehmen, von den sittlichen Voraussetzungen ganz abzusehen, nicht mehr als alles und insofern war es keine unverdiente Strafe, wenn sein Werk (1817) auf der Wartburg zum Feuertode verurteilt wurde. Aber auch Unternehmungen der Art, von besserer Seite ausgegangen und von dem vollen Ernste der patriotischen Gesinnung diktirt, mußten die Erfahrung machen, daß sie der Zeit vorausgeeilt waren. Friedrich Wilken, ein wirklich historisches Talent und von der solidesten Gelehrsamkeit, hat noch im Jahre 1810 den ersten Teil eines „Handbuches der deutschen Historie" erscheinen lassen, jedoch an der Schwelle der staufischen Zeit legte er die Feder nieder, obwohl gerade für

---

Chronik des Eusebius" hervor. Im 2. Teile steht die bereits berührte Kritik von Heerens „Ideen".

Bücher dieser Art und von so geschulter Hand der Vorwurf der Übereilung am wenigsten gegolten hätte. Auch ein Werk wie das von Friedrich Kohlrausch[1]), das von vornherein höhere gelehrte Ansprüche nicht erhob und, voll der besten Grundsätze, sein Publikum mit sicherem Takte berechnet hatte, war durchaus am Platze und wurde durch den andauernden Erfolg vollkommen gerechtfertigt. Anders freilich stellt sich die Frage und gestalten sich die Urteile gegenüber von Unternehmungen wie von Karl Anton Menzel[2]), Heinrich Luden[3]) und J. Karl Pfister[4]). Diese traten wirklich mit der Absicht auf, den Wünschen der Nation nach einer ihrer würdigen Geschichte gerecht zu werden. So verschieden die drei Verfasser ihrer ganzen Denkungsweise und ihren Voraussetzungen nach sonst auch sind, in dem einen treffen sie gleichwohl zusammen, daß sie sich im letzten Grunde ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten. Ihre bezüglichen Werke sind nicht erst seit heute, wohl oder übel, vergessen und zum Teile verschollen. In der That, eine niederschlagende Wahrnehmung angesichts eines so ernsten Strebens, so warmer Gesinnung, so löblicher Anstrengung! Luden, einst einer der populärsten Männer Deutschlands, war ein gefeierter Lehrer, ein angesehener Politiker, ein hochgeschätzter Historiker. Die beiden ersterwähnten Eigenschaften hatten Bestand, die letzte verflüchtigte sich, noch ehe sich das Grab über ihm schloß. Und doch war er ein scharfsinniger Kopf, der sich mit ein paar Monographien unter der Flagge J. v. Müllers in die Öffentlichkeit eingeführt hatte und von welchem in der Hauptfrage Jahre lang die Besten das Beste erwarteten. Gleichwohl ist er seinem angedeuteten Schicksale

---

[1]) „Die Deutsche Geschichte" 2. Abt. Elberfeld 1816—1817.

[2]) „Die Geschichte der Teutschen" 8 Bde. Breslau 1815—1821 (davon zu unterscheiden die „Neuere Geschichte der Teutschen", von der Reformation bis zur Bundesakte. 12 Bde. Berlin 1826—1848).

[3]) „Geschichte des teutschen Volkes" 12 Bde. Gotha 1825—1837 (bis tief in die Zeiten Kaiser Friedrichs II. hineinreichend).

[4]) „Geschichte der Teutschen" 5 Bde. Hamburg 1829—1835.

nicht entgangen. Es fehlte ihm in erster Linie doch die strenge historisch-kritische Methode, ohne welche bei dem Licht des angebrochenen Tages nichts Dauerhaftes mehr zu schaffen war. Er war weit entfernt, etwa im Tone der Aufklärungsepoche an die Behandlung der Geschichte des Mittelalters zu gehen — er war ja bei J. v. Müller zur Schule gegangen —, aber einerseits verwechselte er Skeptik mit Kritik, das Spiel der geistreichen Willkür mit dem Gesetze der Methode, und andrerseits befand er sich doch nicht in dem Besitze der umfassenden Gelehrsamkeit, wie der Gegenstand es unerbittlich erheischte[1]). Und was in dieser Hinsicht ein Wesentliches war, davon, daß das Quellenmaterial, auf welches er sich bei seiner Arbeit zunächst angewiesen sah, sich keineswegs des Zustandes und der Vollständigkeit erfreute, um darauf einen festen und dauerhaften Bau aufzuführen, hatte er kaum die gebührende Vorstellung. Ähnlich war es K. A. Menzel ergangen und erging es J. K. Pfister, der für die Geschichte der europäischen Staaten, deren Herausgabe Perthes unter der Direktion von Heeren und Ukert unternommen hatte, die deutsche Geschichte zu bearbeiten sich bereit gefunden hatte. Pfister hatte eine Geschichte von Schwaben geschrieben, die vielen Beifall gefunden hatte[2]), aber es war schon ein Verkennen seiner hier gezeigten Kräfte, ihm eine Last wie die in Frage stehende auf die Schultern zu legen. Als daher die ersten Bände erschienen, erfolgte zuerst eine stumme Verwunderung, an welche sich bald die allgemeine Enttäuschung schloß. Auch Pfister befand sich in Betreff des Zustandes des Quellenmaterials in derselben Verblendung, wenn seine Niederlage immerhin nicht darauf allein zurückgeführt werden darf[3]).

---

[1]) Vgl. auch das Urteil E. Dümmlers im Vorwort zu den Jahrbüchern des ostfränkischen Reiches.

[2]) S. oben S. 930.

[3]) Die „Nationalgeschichte der Deutschen" von Hans von Gagern (2 Bde. Frankfurt 1825—1826) soll wenigstens registrirt werden. Die Tendenz ist eine nationale. Das Werk ist übrigens unvollendet geblieben. Der 2. Band reicht bloß bis Chlodwig; der dritte sollte bis zum Ausgang der Karolingischen

Befremden muß es allerdings, wie die genannten Gelehrten von solcher Zuversicht auf ihre vereinzelte Kraft erfüllt sein konnten, während doch erst in derselben Zeit der Gedanke aufgetaucht und Gestalt gewonnen hatte, die deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und in kritischer Bearbeitung herauszugeben. Das Unternehmen der „Monumenta Germaniae historica“ ist es, um dessen Entstehungsgeschichte es sich handelt. Wir wissen ja, daß seit den Zeiten der Humanisten diese Idee schon öfters aufgetaucht war. Semler, Gatterer, J. v. Müller und Woltmann hatten sich in dem letzten Jahrhundert besonders lebhaft damit beschäftigt, ohne daß aber Ernst gemacht worden wäre. Die Zeitverhältnisse waren ja nichts weniger als günstig, die Stimmung in vielen deutschen Territorien sogar ungünstig dafür. Einzelne Sammlungen waren, wie wir uns erinnern, seit anderthalb Jahrhunderten ja verschieden unternommen worden, aber alles in vollständiger Zersplitterung und Systemlosigkeit, über welche sich zu erheben selbst die berufensten unter den Herausgebern meist nicht verstanden hatten. Jetzt, nach der Wiederkehr des Friedens und besserer Zeiten erwachten jene Gedanken mit erneuter Kraft und erlangten schließlich die glückliche Verwirklichung. Der größte deutsche Staatsmann der Epoche, der Freiherr Karl von Stein, war es, der sich an die Spitze stellte und dessen Thatkraft, Einsicht und Opferwilligkeit wir das entscheidende Gelingen zu verdanken haben [1]). Im Februar 1818 ließ er die erste Anregung

---

Monarchie geführt werden. — Die „Resultate der Sittengeschichte“ sind in 9 Bänden in den Jahren 1808—1822 erschienen. Es sind Lesefrüchte. Den Vorwurf, „daß er nicht systematisch und nicht wissenschaftlich“ arbeite, nahm der Verfasser mit Würde hin. — Das Werk: „Mein Antheil an der Politik“ (6 Tle.) gehört in die Kategorie der Denkwürdigkeiten, mit Aktenstücken, Briefen u. dgl. ausgestattet.

[1]) Vgl. Steins Leben von Pertz, Bd. V, und Wattenbach, die deutschen Geschichtsquellen Bd. 1. § 4. — E. Dümmler, über die Entstehung der Mon. Germ. (im „Neuen Reich“ 1876 Bd. 2). — Deutsche Monatshefte 5. Bd. 1875. 2. Heft (Februar).

ausgehen; weiterhin gewann er mehrere opferbereite Freunde für das Unternehmen, auch einige der damaligen Gesandten am Bundestage schlossen sich an. Am 20. Januar 1819 trat zu Frankfurt a. M. die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mit dem Wahlspruche „Sanctus amor patriae dat animum“ zusammen, die die Leitung und Ausführung des geplanten Unternehmens in die Hand nehmen sollte. Der badische Legationsrat Büchler wurde zum Sekretär, Archivrat Dümge zum Redakteur bestimmt; sie vereinigten sich sofort zur Herausgabe einer Zeitschrift „Das Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, in welchem die Vorarbeiten für die Quellensammlung, Nachrichten über die Handschriften, Reiseberichte u. dgl. niedergelegt werden sollten. Freilich stellten sich, der Natur der Dinge nach, bald auch Schwierigkeiten mancher Art entgegen. In den gelehrten Kreisen war das Entgegenkommen groß genug, aber die Einsicht in das, worauf es im Grunde ankam, ließ oft recht vieles zu wünschen übrig. Die Unberufensten drängten sich herbei und die unpraktischsten Vorschläge und Anerbietungen wurden gemacht. Der Freiherr von Stein war unter solchen Umständen oft nahe daran, die unentbehrliche Geduld zu verlieren. Es kamen die Karlsbader Beschlüsse, und ein Mann wie Dahlmann, der durch Niebuhr für die Mitwirkung an der Aufgabe der Gesellschaft gewonnen worden war, zog seine Zusage zurück, weil das Unternehmen zu dem deutschen Bund, von welchem jene Beschlüsse sanktionirt worden waren, in innige Beziehungen gesetzt worden war. Die einzelnen deutschen Höfe übereilten sich keineswegs, der nationalen Sache ihren Schutz oder ihre Unterstützung zu gewähren. In Österreich galt das Beginnen der Gesellschaft sogar für verdächtig, eben weil es von einem „Vereine“ ausging, ja es wurde den einheimischen Gelehrten der Beitritt zu demselben verboten.

Die Ausdauer trug jedoch den Sieg davon. Schließlich wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Die Hauptsache aber war, daß sich zur rechten Stunde der Mann fand, in dessen

Hände die wissenschaftliche Ausführung des Unternehmens mit Zuversicht gelegt werden konnte: Georg Heinrich Pertz aus Hannover, ein äußerst talentvoller Schüler Heerens, der sich bereits durch eine gediegene Monographie über die „Merovingischen Hausmeier" vorteilhaft empfohlen hatte [1]). Eine Reise nach Wien und Italien, bzw. Rom, die Pertz im Auftrage der Gesellschaft unternahm, gewährte nicht bloß den reichsten sachlichen Ertrag, sondern lieferte zugleich den Beweis von der unbedingten Befähigung des damals noch jungen Mannes. Gleich nach seiner Rückkehr wurde ihm die Redaktion des Quellenwerkes und des Archivs übertragen. Und nun wurde es Licht und zerstreuten sich die Nebel, die sich die längste Zeit über dem Unternehmen gesammelt hatten. Im Jahre 1824 wurde der Plan desselben veröffentlicht und im Jahre 1826 erschien der 1. Band mit den karolingischen Annalen. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Geschichtsforschung, unter deren fortgesetzten Wirkungen wir noch alle stehen. Es kann nicht unsere Absicht sein, an diesem Orte eine Geschichte der in Frage stehenden Sammlung zu geben [2]). Nur auf ein paar wesentliche Grundsätze, die bei der Ausführung angewendet wurden und die den hohen wissenschaftlichen Wert derselben bedingten, sei kurz hingewiesen. In erster Linie tritt uns in diesem Falle als Neues die sorgfältige Behandlung der Texte entgegen, wie man sie früher nur bei klassischen Schriftstellern angewendet hatte. Es wurde Grundsatz, für jede Quelle die beste Handschrift zu Grunde zu legen und so die größtmögliche Korrektheit und Zuverlässigkeit des Textes zu erstreben. Ein anderes nicht minder Wichtiges war die genaue kritische Untersuchung der Quellenschriften und die Auflösung derselben in ihre Bestandteile. Auf diesem Wege wurde es erreicht, das Echte und Unechte zu

---

[1]) Vgl. G. Waitz, G. H. Pertz und die Mon. Germ. hist. (Neues Archiv II). — Der Nekrolog von W. v. Giesebrecht in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie d. Wiss. 1877 S. 65 ff.

[2]) S. zum Beispiel Deutsche Monatshefte a. a. O. S. 208 und Wattenbach a. a. O. S. 18 ff.

unterscheiden, das Gefälschte auszuscheiden und zugleich zu erkennen, worin die echte Geschichtsquelle original, wo sie von anderen und von welchen sie abhängig ist. Diese Grundsätze sind mit dem höchsten Erfolg durch die ganze lange Reihe der bereits erschienenen Bände hindurch angewendet worden, die jetzt bereits bis in das 14. Jahrhundert und oft darüber hinaus vorgedrungen sind. Mittlerweile hatten auch die deutschen Regierungen, bzw. der Bundestag, die hohe Bedeutung der Sache erkannt und durch finanzielle Unterstützung den Bestand derselben gesichert. Daß Pertz auf die Dauer die ihm anvertraute Aufgabe nicht für sich allein durchführen konnte, lag auf der Hand; er hatte sich daher bei Zeiten mitwirkende Kräfte aufgesucht und gefunden. So Ildefons von Arx in St. Gallen[1]), Dahlmann in Kiel, der sich wieder hatte besänftigen lassen, Lappenberg in Hamburg. Weiterhin gesellte sich Pertz als ständigen Mitarbeiter Georg Waitz zu, einen Schüler Rankes, der den Vorzug einer methodischen Durchbildung und einer seltenen Arbeitskraft mitbrachte. Ihm kommt an der Ausführung der Monumenta mit das größte Verdienst zu: als daher die Kraft von K. H. Pertz sich zu Ende neigte, da wurde Waitz allgemein als der Einzige bezeichnet, der (1875) an die Spitze der neu organisirten Gesellschaft gestellt werden könne, und ihm ist denn auch wirklich die Leitung derselben anvertraut worden. An Waitz reihen sich noch eine Anzahl von Namen an — R. Wilmans[2]), L. K. Bethmann[3]), W. v. Giesebrecht, Köpke, Jaffé, Wattenbach, Otto Abel[4]) u. s. w. — die eine Art von Schule bildeten und von welchen der eine mehr, der andere weniger für die Kenntnis der historischen Quellenliteratur und

---

[1]) S. oben S. 926.

[2]) Gest. 1881.

[3]) Gest. 1867. — Die Bibliotheca historica Rer. German., die Jaffé später in einer zweckmäßigen Weise, aber in einer offenbaren Opposition gegen Pertz herauszugeben anfing, ist bekanntlich durch seinen Tod sistirt worden.

[4]) Geboren 1824, gest. 1854.

der Verbreitung und Anwendung der richtigen Grundsätze in der Behandlung Vorzügliches geleistet hat.

Ein Mann ist es, der, bei der Ausführung der Monumenta schon in der ersten Zeit beteiligt, seine eigene Stellung dabei einnimmt und dem überhaupt erhebliche Verdienste um die Förderung der Kenntnis unsrer mittelalterlichen Geschichte zukommt, Friedrich Jakob Böhmer [1]), eine höchst originelle Persönlichkeit, der man aber schwer nahe kommt. In Göttingen, im besonderen unter Sartorius [2]) gebildet, hatte er seine Neigung ursprünglich der Kunstgeschichte zugewendet, bis er sie zuletzt ganz auf die deutsche Geschichte konzentrirte. Als die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gegründet wurde, war er einer der ersten, der ihr nicht bloß beitrat, sondern zugleich die Sammlung und Herausgabe der Kaiserurkunden übernahm. Er hat später aus untergeordneten Gründen die gemachte Zusage zurückgezogen, jedoch aus den dafür erwachsenen Vorarbeiten sind seine Kaiserregesten hervorgegangen, die für die Erforschung der deutschen Geschichte des Mittelalters epochemachend geworden sind und einen weithin wirkenden, äußerst fruchtbaren Anstoß gegeben haben [3]). In der Einleitung, mit welcher er die erneuerten und erweiterten Kaiserregesten, namentlich vom Tode Kaiser Heinrich VI. bis zum Ausgang der Staufer begleitete, brach seine Abneigung gegen die moderne Weltanschauung und Richtung der Geister in Deutschland durch und machte sich besonders in einer höchst ungünstigen Beurteilung Kaiser Friedrichs II. Luft. In dieser

---

[1]) Vgl. Joh. Janssen, Böhmers Leben und Briefwechsel 3 Bde. — L. v. Ranke, J. Fr. Böhmer. Ein Vortrag am 28. September 1868 in der Hist. Commission (zu München). — Wattenbach in der A. D. Biographie 3, 79.

[2]) S. oben S. 920.

[3]) Im Jahre 1831 erschienen die Kaiserregesten von 911—1313; 1833 die Regesten der Karolinger, 1839 die Regesten K. Ludwigs d. B., 1854 die der Wittelsbacher. Schon vorher hatte Böhmer angefangen, die Kaiserregesten einer neuen und erweiterten Bearbeitung zu unterziehen; vollendet hat er die Abschnitte von 1198 bis 1313.

Beziehung und durch seine einseitige Vorliebe für die Hierarchie hat er manche schiefe geschichtliche Ansicht verbreitet, ohne doch mit seiner Abneigung gegen Preußen und der Vorliebe für Österreich in wünschenswerter Klarheit mit sich selbst zu sein. Seine wissenschaftlichen Verdienste, die auf einer anderen Seite liegen, werden indes durch diese nahezu krankhafte Stimmung in keiner Weise beeinträchtigt. Sie sind mit dem Angeführten auch noch nicht erschöpft. Da ihm die Monumenta G. h. zu langsam vorrückten, die Chroniken der späteren Jahrhunderte des Mittelalters in der That in arger Verwahrlosung lagen und überdies oft schwer zugänglich waren, entschloß er sich, der Not abzuhelfen und veranstaltete in handlicher Form eine Sammlung von deutschen Geschichtsquellen zunächst in drei Bänden [1], auf welche nach seinem Tode noch ein vierter folgte [2]. Die Texte, welche er hier bot, haben manche Anfechtung erfahren, um so treffender waren die Charakteristiken der veröffentlichten Quellen, die er den einzelnen Bänden vorausschickte. Noch manches Andere, was Böhmer zur Herausgabe vorbereitet hatte, wurde durch seinen Tod zurückgeschoben; von Haus aber mit Glücksgütern gesegnet, hat er in seinem letzten Willen dafür gesorgt, daß seine reichen Sammlungen für die Wissenschaft nicht unfruchtbar blieben. So sind aus seinem Nachlasse (1870) die „Acta imperii selecta“ — ein stattlicher Band von Kaiser- und Reichsurkunden — durch Julius Ficker herausgegeben worden; der letztere hat sich überhaupt als ein echter und unermüdlicher Forscher durch eine Reihe von Schriften, Untersuchungen und Publikationen wie wenige Zeitgenossen um die Geschichte des Mittelalters verdient gemacht. Die Regesten der Erzbischöfe von Mainz wie Kaiser Karls IV. hatte Böhmer ebenfalls angelegt und sie sind nach seinem Hingange, dank seiner Fürsorge, in ähnlicher Weise an das Licht getreten [3].

[1]) „Fontes Rerum Germanicarum.“

[2]) Von Böhmer vorbereitet, von Alph. Huber herausgegeben.

[3]) Von den Mainzer Regesten bisher 2 Bde. — Auch der „Codex diplomat. Francofurt. Moen.“, den Böhmer 1836 herausgab, war ein verdienstliches und durch das Beispiel anregendes Werk.

Zu den Freunden und Gesinnungsgenossen Böhmers gehörte u. a. der Luzerner Eutychius Kopp [1]). Bekanntlich datirt ein Umschwung in der kritischen Behandlung der älteren Geschichte der Schweiz und die Verdrängung der Überlieferung, wie sie Tschudi formulirt und J. v. Müller noch festgehalten hatte, von dem Auftreten dieses Mannes [2]). Sein Hauptwerk umfaßt zugleich die deutsche Geschichte von K. Rudolf von Habsburg bis K. Ludwig d. B., und es besteht kein Zweifel, daß auch diese durch Kopp sichtlich gefördert worden ist. Das Werk im ganzen ist anfangs, zumal von einer Seite her, beinahe überschätzt und systematisch gepriesen worden; im Verlaufe der Zeit hat sich der Eifer ermäßigt und ist die ausschweifende Anerkennung auf ihr gebührendes Maß zurückgeführt worden [3]). Der gelehrte Fleiß, das sorgfältige Aufsuchen und Sammeln namentlich des urkundlichen Stoffes, die gewissenhafte Zusammenstellung desselben werden allgemein rühmend zugegeben, aber die Verarbeitung des gegebenen Materials, die Unterscheidung des Allgemeinen und des Besonderen, des Wesentlichen und Unwesentlichen, die Erhebung aus der Fülle von Einzelnheiten zu einer geordneten und den Kern der Dinge erfassenden Darstellung wird in dem Grade vermißt, daß selbst Kopps Freund und Gönner, Böhmer, die Lesbarkeit des Buches in Frage stellt, und ein jüngerer, aber stimmfähiger Historiker an dem Werke aussetzt, daß es „unübersichtlich und betäubend durch die Massenhaftigkeit des nicht gesichteten Stoffes" sei. Es macht daher in der That den Eindruck einer vollendeten Überraschung, wenn man hört, daß Kopp auch als dramatischer

[1]) Geboren 1793 zu Münster (im Kanton Luzern), gest. 1866 zu Luzern. Vgl. über ihn A. Lütolf, J. E. Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker, mit Beilagen (Luzern 1866). — Janssen, J. F. Böhmers Leben und Briefe. — Meyer v. Knonau in der A. D. Biographie 16, 685.

[2]) „Geschichte der eidgenössischen Bünde" u. s. w. oder „Die Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des hl. römischen Reiches" Buch 1 u. s. w. Das 1. Buch erschien 1845 u. s. w., das 5. Buch ist aus dem Nachlasse von Prof. Bußon besorgt; nur das 12. Buch steht noch aus.

[3]) Vgl. Waitz in den Gött. Gel.-Anzeigen 1857 S. 72—75.

Dichter, selbst in seinen späteren Jahren, sich versucht und in allem Ernste sich bestrebt hat, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, den Lorbeer zu erringen [1]). Indes wurden gegen den Standpunkt des Verfassers noch andere Bedenken, und nicht ganz ohne Grund, geltend gemacht. Indem er das Unrecht wieder gut machen wollte, das Tschudi an dem Hause Habsburg begangen, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem und that hierin nachgewiesenermaßen, subjektiven Neigungen nachgebend, des Guten zu viel. Infolge der verschiedenen Erwägungen dieser Art hat das Ansehen Kopps als Historiker eine sichtliche und begründete Einschränkung erfahren. Im übrigen sei nicht unterlassen, noch hervorzuheben, daß in dieser Zeit in der Schweiz in Sachen der Geschichte des Landes rühmliche Anstrengungen gemacht wurden und gediegene Forscher, wie der ältere Meyer von Knonau, Zellweger, Georg von Wyß u. s. w. sich der Förderung, jeder in seiner Art, mit Erfolg annahmen. Ein wichtiges Ereignis war (1841) die Konstituirung der „Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz", die an die Stelle der älteren, im Jahre 1811 gegründeten, trat, das „Jahrbuch für die Schweizer Geschichte" stiftete, und das Unternehmen der „Quellen zur Schweizer Geschichte" in das Leben rief [2]).

In ziemlich nahen persönlichen und, wie man wohl auch vermutet hat, grundsätzlichen Beziehungen zu Böhmer und Kopp stand der Professor der wirtembergischen Geschichte, Christoph Friedrich von Stälin [3]). In den Fachkreisen und darüber

---

[1]) Lütolf a. a. O. S. 292 ff.

[2]) Vgl. Anzeiger für die Schweizer Gesch. 15. Jahrgang (1884) IV, 5: Eröffnungsrede von G. v. Wyß zu Bern am 23. September 1884.

[3]) Geboren am 4. August 1805 zu Calw, gestorben als Oberbibliothekar zu Stuttgart den 12. August 1873. — Vgl. „Zum Andenken an Chr. Fr. von Stälin" u. s. w. Stuttgart 1873. — L. v. Ranke, eine Gedächtnisrede bei Eröffnung der 14. Plenarversammlung der Hist. Commission (Maurer. Raumer. Liebig. Stälin). — Zu vgl. im besonderen Janssen, Böhmer u. s. w. — Die Wirtembergische Gesch. schließt mit dem 4. Bande (Herzog Christoph), dessen 2. Halbband erst nach dem Tode des Verfassers erschienen ist.

hinaus ist man längst darüber einig, daß unter allen deutschen Provinzialgeschichten die wirtembergische von Stälin den Preis verdient. Sie vereinigt in sich alle die Vorzüge der gewissenhaften exakten Forschung, der unermüdlichsten Sorgfalt, der klarsten Einsicht in die berichteten Thatsachen, Vorzüge, die gerade hinreichen, jedem Geschichtswerke einen dauernden Wert zu sichern. So hat sich Stälin nicht bloß um die wirtembergische, sondern zugleich um die deutsche Geschichte in hohem Grade verdient gemacht. Den Glanzpunkt des Werkes bildet der 2. Band, die Zeit der Staufer und ihre Geschichte, wie die der verschiedenen Herren- und Adelsgeschlechter, Klöster u. s. f. auf streng urkundlicher Grundlage behandelnd. Aber auch die Epoche des Herzogtums Wirtemberg, von Eberhard dem Erlauchten bis Herzog Christoph, die Einführung der Reformation ist mit denselben Vorzügen dargestellt, durch welche die früheren Zeiträume sich auszeichnen. Wir haben oben die nahen Beziehungen Stälins zu Böhmer und seinen Kreis berührt. Es muß aber, und gerade darum, nachdrücklich daran erinnert werden, daß Stälin in seinen allgemein historisch-politischen Anschauungen mit seinen Freunden keineswegs durch dick und dünn ging. Stälin war und blieb ein guter, allerdings friedlich gesinnter Protestant, und hielt alle romantischen Schrullen von sich fern. Wenn man daher die Worte Böhmers über die Aufgabe des letzten Bandes der Wirtembergischen Geschichte aufmerksam betrachtet, so ergibt sich zunächst das eine mit Gewißheit, daß ihn diese Arbeit seines Freundes zum mindesten gleichgültig ließ, daß er ihn für nicht viel mehr als für einen fleißigen Sammler und einen, zweckmäßige Übersicht gewährenden Ordner geschichtlichen Materials gehalten hat, mit anderen Worten, Stälin war ihm zu wenig Politiker, zu nüchtern, zu unbefangen und wurde aus diesem Grunde in die zweite oder vielmehr dritte Reihe versetzt [1]). Die Geschichte der historischen

[1]) Janssen a. a. O. 3, 149 (an Kopp d. 24. August 1855). S. 151 heißt es: „Bei Stälin müssen wir uns schon gefallen lassen, daß er ein durchaus unpolitischer Historiker ist. Was ist denn auch an der Geschichte eines

Wissenschaft gibt ihm aber das Zeugnis, daß er ein redlicher, umsichtiger, unermüdlicher Arbeiter und Forscher war und auf dem wichtigen Gebiete, das er bestellt hat, höchstens noch der Ähren-lese etwas zu thun übrig gelassen hat. —

In diesem Zusammenhange dürfen wir, ohne der Sache Gewalt anzuthun, gleich noch Joseph Chmel's [1]) Erwähnung thun, der seit ungefähr 1830 in angestrengter Thätigkeit für die wissenschaftliche und urkundliche Vertiefung der österreichischen und deutschen Geschichte gearbeitet hat [2]). Bei einer ausgesprochenen Vorliebe für urkundliche Geschichtsforschung ward es ihm schwer, sich über den Stoff zu erheben. Übrigens darf nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß mit der lang zurückgehaltenen Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien (1846) für die Geschichtsforschung in Österreich eine neue Zeit angebrochen ist, die zuletzt auch der Aufhellung der neueren allgemeinen und deutschen Geschichte in hohem Maße zu gute kam, als unter der Leitung eines ausgezeichneten Fachmannes, der zugleich selbst als Historiker einen bevorzugten Platz einnimmt, der Bann gelöst wurde, der bis dahin auf den Schätzen der österreichischen Archive geruht hatte [3]). —

Wir müssen jedoch unseren Blick noch einmal zurückwenden und eine Reihe von Historikern an uns vorüberziehen lassen, die mit den Wurzeln ihrer Kraft sämmtlich noch in die ersten Jahr-

---

solchen deutschen Landes!" u. s. w. Es existirt aber noch eine andere Äußerung über Stälin als Historiker, worin von diesem gesagt wird, daß er sich in dem freundlichen Thale angesiedelt und den Anbau der steileren Höhen der Geschichte anderen überlassen habe.

[1]) Geboren 1798, gest. 1858 als Chorherr und Staatsarchivar zu Wien. Vgl. A. D. Biographie 4, 130.

[2]) „Habsburgisches Archiv." — Regesten König Ruprechts und K. Friedrichs III. (1838—1840). — „Geschichte K. Friedrichs und seines Sohnes Max. I." — Der „Österreichische Geschichtsforscher". — „Monumenta Habsburgica" u. s. f

[3]) Wir meinen Alfred v. Arneth, geboren 1819, Verfasser der so höchst wertvollen Geschichte Maria Theresias, deren ausgesprochen österreichischen Standpunkt man bei so überwiegenden Vorzügen gerne in den Kauf nimmt.

zehnte des Jahrhunderts zurückweisen: sie sind in der Wissenschaft von verschiedener, aber keiner von so geringer Bedeutung, daß wir ihm nicht wenigstens einige Zeilen widmen sollten. Im übrigen stehen die wenigsten von ihnen in einem näheren Zusammenhange unter einander, aber alle haben das Gemeinsame, daß sie, in einer und derselben Atmosphäre lebend, unwillkürlich aus derselben gewisse gleichmäßige Anregungen schöpfen und sie, jeder nach seiner Art, gestalten.

Wir erwähnen zuerst Christoph Friedrich Rühs, der vielleicht von der ganzen Gruppe vergleichungsweise sich am wenigsten im Gedächtnisse erhalten hat [1]). Er gehörte zu den Männern, die die Pflege des germanischen Altertums als nationale Waffen gegen die Fremdherrschaft betrachteten und verwerteten. Seine nationale Gesinnung äußerte sich daher teilweise schon in der Wahl seiner Stoffe, wie sein (unvollendeter) Commentar zur Germania des Tacitus, seine höchst lehrreiche Darstellung des geschichtlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich. Seine „Geschichte Schwedens“ ist sein bekanntestes und verdienstlichstes Werk und hat seine Berufung nach Berlin veranlaßt. Sein gedachter Commentar richtet seine Spitze in erster Linie gegen Möser und trat einigen Phantasiebildern desselben über die altdeutsche Vorzeit nachdrücklich entgegen. Während seines dienstlichen Aufenthaltes in Greifswald ist Rühs der Leiter der Jugend Hommeyer's gewesen und hat zu dessen Entscheidung für die germanistischen Studien einiges beigetragen.

Zu den tüchtigsten und fruchtbarsten Arbeitern auf dem Felde der deutschen Geschichte, besonders des Mittelalters, gehört G. A. H. Stenzel [2]). Er zählt zu keiner bestimmten Schule,

---

[1]) Geboren 1779 zu Greifswald, wurde Bibliothekar und ao. Professor an der Universität daselbst, erhielt 1810 einen Ruf nach Berlin und starb 1820 auf einer Reise in Italien zu Livorno. S. Köpke, Gesch. der Gründung der Universität Berlin und Brunners Aufsatz über Homayer in den preuß. Jahrbüchern (1875) 36, 18 ff.

[2]) Geboren 1792 zu Zerbst, zu Leipzig gebildet, gestorben als Professor und Provinzialarchivar 1854 zu Breslau.

hat sich aber aus eigener Kraft zum gediegenen Fachmanne entwickelt. Das bekannteste seiner Werke ist seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern“ [1]). In der Zeit unsrer Erniedrigung erhob er sich an dem Studium der deutschen Vergangenheit und faßte den Plan, eine „Geschichte der Deutschen von Karl d. Gr. bis Rudolf von Habsburg“ zu schreiben. Damals wollte er dem unterjochten Volke sagen, wie tapfer und frei die Väter waren, wie sie ihre Unabhängigkeit behaupteten. „Plötzlich fuhr der Sturm der Freiheitskriege über das Vaterland hin, das Wort verwandelte sich in die That, und nun blieb von den früheren Bestrebungen als Zweck nur die Wissenschaft zurück“ [2]). So beschied er sich, zunächst einen bedeutungsvollen Abschnitt aus jener Epoche herauszugreifen und mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte darzustellen. Es braucht nicht erst noch ausdrücklich ausgesprochen zu werden, der Wurf, welchen Stenzel mit diesem Buche that, ist vollkommen gelungen. Es bietet die erste erschöpfende Behandlung des gesammten, so unendlich inhaltreichen Zeitraumes in wirklich wissenschaftlicher und würdiger Form zugleich. Ein Vergleich mit Mascous Commentaren lehrt am deutlichsten, wie es nicht immer dasselbe wird, wenn zwei dasselbe thun. Die Ausführungen im zweiten Bande zur „Quellenkritik“ beweisen, daß die Praxis Stenzels auch in der Theorie und Doktrin wohl begründet war. Vielleicht hatte er, was das Kapitel der Quellenkritik anlangt, von Niebuhr und Ranke, dessen Vorgang er rühmend anerkennt, bereits einiges gelernt. Die Gesinnung, die sein Buch durchweht, erscheint durchaus edel und patriotisch, ohne in ein Extrem zu verfallen. Von jeder romantischen Schönmalerei ist er unbedingt entfernt. Es ist ihm in der That nur um die Erforschung der Wahrheit zu thun. In ähnlicher Haltung ist seine „Geschichte Preußens“ abgefaßt, die er als einen Teil des Heeren-Uckert'schen Sammelwerkes in den Jahren 1830—1837 in fünf Bänden herausgegeben hat. Überall

[1]) 2 Bände, Leipzig 1827—1828.

[2]) S. die Vorrede zum 1. Bande, zum Anfang.

auch hier dieselbe gründliche und leidenschaftslose Forschung, das gesunde, treffende Urteil, die schmucklose, würdige Darstellung, nur mit dem Unterschiede, daß dem älteren Werke doch ein noch viel größeres Maß der Selbständigkeit und eigenen Arbeit zugesprochen werden muß als den späteren. Stenzels Verdienste um die Geschichte Schlesiens sind bahnbrechender Art: so die Herausgabe der „Scriptores R. Silesiacarum" [1]), der „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter" [2]) und (1853) des ersten Bandes einer „Geschichte Schlesiens", deren Fortsetzung leider sein Tod verhindert hat [3]).

Stenzel hat dem zweiten Bande seiner Geschichte Deutschlands u. s. w. einen besonderen Abschnitt eingefügt, worin er seine eigene Darstellung der letzten Lebenszeit K. Heinrichs IV. gegenüber der Behandlung desselben Gegenstandes in Raumers „Hohenstaufen" zu begründen versucht [4]). Das Ergebnis seiner Erörterung fällt nicht gerade zu Raumers Gunsten aus und dieser muß sich zuletzt die Anerkennung gefallen lassen, daß „es immer ein ausgezeichnetes Verdienst für den Herrn von Raumer bleiben" werde, „daß er sich, wie wohl klar vorliegt, ohne frühere, eigentlich gelehrte, geschichtliche Vorstudien aus einem Geschäftsleben einen so schwierigen Gegenstand zur Behandlung wählte, wie die Geschichte des Mittelalters ist" [5]). Indem wir diese Äußerungen anführen, fühlen wir uns mitten in den Streit der Ansichten versetzt, der so lange über das gedachte berühmte Werk und seinen Verfasser im Gange war [6]). Heutzutage freilich, kann man sagen,

---

[1]) 2 Bände. Berlin 1823—1840.

[2]) Berlin 1845.

[3]) Um die deutsche Rechtsgeschichte hat sich Stenzel (mit Tschoppe) durch die Veröffentlichung der „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und Oberlausitz" (Hamb. 1832) ein besonderes, großes Verdienst erworben.

[4]) Geschichte Deutschlands u. s. w. 2. Bd. Beilage 12 S. 158 ff.

[5]) a. a. O. S. 178.

[6]) Raumer war geboren 1781 zu Dessau, gest. 1873 zu Berlin. Vgl. Friedrich v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel (2 Tle.

ist der Streit entschieden. Raumer ist in der That, wie Stenzel etwas boshaft andeutet, aus der preußischen Administration zur Historie übergegangen; jedoch ist die praktische Schule, die er hier durchgemacht, der durch sie auf die Bedürfnisse des handelnden Lebens gerichtete Sinn seinen geschichtlichen Arbeiten nicht nachteilig geworden. Er hat, wie mit Recht gesagt worden ist, die Kategorien des Staatslebens, unter denen es dem wissenschaftlich gebildeten Beamten erscheint, und die Fragen, die sich daran knüpfen, in seine Forschungen über das 12. und 13. Jahrhundert übertragen [1]). Bekanntlich hat Raumer eine außerordentliche literarische Fruchtbarkeit bis in sein höchstes Greisenalter hinauf entwickelt. Auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens hat er sich versucht, und die Lust zu lernen, wie das Erlernte sogleich wieder mitzuteilen, erwies sich in ihm wie unüberwindlich. Die Geschichte war und blieb aber doch der Mittelpunkt seines Schaffens. Eine bleibende Wirkung hat indes doch nur die „Geschichte der Hohenstaufen" ausgeübt. Es muß derselben in der That ein Ehrenplatz in der deutschen Geschichtschreibung eingeräumt werden, wenn sie im einzelnen auch vielfach längst überholt erscheint und von Haus aus die Behandlung der einzelnen Teile schon recht ungleichartig war. Raumer hat, wie so viele andere, unter dem Einflusse J. v. Müllers gestanden und auf dessen Rat hin das in Frage stehende Thema zwar nicht erst gewählt, aber doch sich entgültig dafür entschieden. Es lag sozusagen in der Luft; den Romantikern dürfte gleichfalls ein Anteil an diesem Werke zugestanden werden; es war wie ein rechtes Argument zu ihrer Verherrlichung des Mittelalters, so wenig der Verfasser ihre Überschwänglichkeit auch teilte. Gewiß, sie war eine That, diese würdige Darstellung eine der größten und anziehendsten Epochen der deutschen und mittelalterlichen Geschichte.

Leipzig 1861) und seinen Nachlaß, der ebenfalls noch bei seinen Lebzeiten erschienen ist. — L. v. Ranke, eine Gedächtnisrede u. s. w. (1873). — Sitzungsberichte der Münchener Akademie d. Wiss. 1874 S. 179—187.

[1]) L. v. Ranke a. a. O. S. 3.

Das unvergleichliche Geschlecht der Staufer ist doch erst durch Raumer für die deutsche Nation recht lebendig geworden und geblieben, auch nachdem die Dramatisirung seiner Helden durch Raupach längst wieder der Vergessenheit anheimgefallen war. Sorgfältige Detailforschung, überhaupt die exakte Forschung und die methodische, historische Kritik waren freilich nicht Raumers Stärke; er hat sich zugleich theoretisch so deutlich darüber ausgesprochen, daß man außer seinem eigenen Zeugnisse, wenn es je eines solchen bedürfte, kein anderes zu suchen braucht. Seine Antipathie gegen Niebuhr, dem er doch in keiner Beziehung das Wasser zu reichen im Stande war, mag mit dieser Stimmung zusammenhängen; dieselbe ging soweit, daß er sich nicht versagen mochte, sogar dessen Schrift „Deutschland und der sächsische Hof" zu bemäkeln. Überhaupt konnte er hier und da oberflächlich und trivial sein. Seine guten Absichten wie seine unermüdliche Regsamkeit für gemeinnützige Zwecke helfen uns jedoch stets rasch über solche Eindrücke hinweg. Seine „Hohenstaufen" haben vier Auflagen erlebt, man thut aber gut, sich zunächst stets an die erste zu halten, wenn man sich ein Urteil bilden will. Das Gelungenste ist der Abschnitt über Friedrich II., während der über Friedrich I. sich nicht hoch über die uns bekannte Monographie Bünau's erhebt [1]). Originell und verdienstlich sind die sog. „Alterthümer", zwei Bände als Beilage zu dem erzählenden Texte, worin die Zustände und Erscheinungen im Staat, Gesellschaft, Kirche und Literatur eine eingehende Darstellung erhalten. Keines der späteren Werke Raumers hat auch nur entfernt einen Erfolg wie die „Hohenstaufen" errungen, ein Beweis, daß die glückliche Wahl des Stoffes erheblich mitgewirkt hatte. Sein bändereiches Werk über die „Geschichte Europas seit dem Ende des 16. Jahrhunderts" verging wie ein Schlag ins Wasser, nicht bloß wegen der Unmöglichkeit, den unermeßlichen Stoff mit einem Male zu bewältigen — denn das war bei den Hohenstaufen gleichfalls nicht

---

[1]) S. oben S. 680.

geschehen —, sondern wegen des Mangels an sichtender Kritik und des verfehlten Bestrebens, zwischen keiner der kämpfenden Parteien einen Unterschied zu machen und es dem Leser anheim zu geben, sich selbst das Urteil zu schöpfen. Steuerlos schwankt seine Erzählung zwischen den brausenden Wogen der Thatsachen und Leidenschaften dahin. Dagegen höchst dankenswert und ergiebig sind die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ (2 Bde. Leipzig 1831) und die „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem Britischen Museum und Reichsarchiv“ (5 Bde. Leipzig 1836—1839). Die Gründung des „Historischen Taschenbuches“ ist bekannt; es hat in seiner langen Reihe von Bänden für die Verbreitung historischer Kenntnisse in weiten Kreisen ungemein anregend und fruchtbar gewirkt.

Raumer, obwohl wie bemerkt eine nüchterne Natur, hat zu Männern wie Tieck u. a. in nahen persönlichen Beziehungen gestanden. Nicht unmöglich, daß man in diesen Kreisen die Bedeutung seiner „Hohenstaufen“ für die Sache der Romantiker gut genug zu würdigen wußte. Ein anderer Zeitgenosse Raumers, J. M. Löbell, stand in noch engerem Verkehr mit Tieck, Steffens u. s. w., und gleichwohl dürfte man ihn noch viel weniger mit den Anschauungen jener Schule in Verbindung bringen [1]. Er hat hierin seine unbedingte Selbständigkeit und seinen festen nationalen Standpunkt behauptet, wenn er auch keineswegs, wie das bei Raumer der Fall war, zu den Liberalen oder gelinden Oppositionsmännern nach dem Maße jener Tage zählte. Löbell war vor allem Ästhetiker, aber die Energie seiner mannhaften Gesinnung hat darunter nicht gelitten. Sein eigentümlichstes Feld war die Geschichte der deutschen Literatur und noch in der späteren Zeit seines Lebens hat er sich entschlossen, die Ausführung dieser Aufgabe in Angriff zu nehmen, ohne jedoch das Begonnene voll-

[1]) Th. Bernhardt und C. v. Noorden, zur Würdigung Löbells. Vier literar hist. Untersuchungen. Braunschweig 1864. — Vgl. H. v. Sybel, drei Bonner Historiker a. a. O. S. 289 ff. — A. D. Biographie 19, 35. — Löbell, geboren 1786, starb als Professor der Geschichte zu Bonn 1863.

enden zu können[1]). Von jeher auf allgemeine Ausbildung gerichtet, hat er seiner Zeit an der Neubearbeitung der Beckerschen Weltgeschichte Teil genommen und noch 1826 den ersten Band einer „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen“ erscheinen lassen, der freilich ohne Nachfolger geblieben ist. Sein Hauptwerk ist im Jahre 1839 veröffentlicht worden und liegt auf der Grenzlinie zwischen Geschichte und Literatur[2]). Es macht oft nur den Eindruck eines literarhistorischen Buches, erhebt sich aber bald zu der Erörterung der wichtigsten politischen und sozialen Fragen des merovingischen Staates. Die Schrift ist mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen und 30 Jahre später, nach des Verfassers Tode, von einem schönen Vorwort von H. v. Sybel begleitet, neu aufgelegt worden[3]). Was sie u. a. auszeichnet, ist die glückliche Verbindung scharfsinniger Forschung mit geschmackvoller Darstellung. Außerdem ist so manche geistvolle Erörterung über gewisse Kapitalfragen der Historie von ihm ausgegangen[4]). Löbell war zugleich ein guter, mutiger Protestant, von ehrenhaften, patriotisch-nationalen Motiven beseelt. Der Ultramontanismus, wenn er sich, zumal in seiner nächsten Nähe, breit machte, hatte keinen entschiedeneren Gegner als ihn. Er sah den Protestantismus bedroht und richtete gegen diese Gefahr die „Historischen Briefe“[5]), die sich vorzugsweise mit den Verlusten beschäftigten, die derselbe seit der Gegenreformation auch innerlich erlitten hat. Nur von einem so scharfblickenden, so kenntnisreichen und zugleich so überzeugten

---

[1]) „Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode.“ 3 Bde. Leipzig 1856—1865. Der 3. Band ist nach Löbells Tode von A. Koberstein vollendet und herausgegeben worden.

[2]) „Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert.“

[3]) Die neue Ausgabe selbst besorgte Theodor Bernhardt, ein jüngerer Historiker, der bald darauf gestorben ist.

[4]) Vgl. den Aufsatz über „Das reale und das ideale Element in der geschichtlichen Überlieferung und Darstellung. Ein Gespräch“ (s. Sybels hist. Zeitschrift 1, 269 ff.). — Auf seine (anonyme) Erwiderung auf Gervinus Nekrolog für F. Chr. Schlosser werden wir bald zu sprechen kommen.

[5]) Sie erschienen (anonym) 1861.

Protestanten konnte ein solches Buch ausgehen. Ob es die beabsichtigte Wirkung gethan, soll hier nicht weiter untersucht werden. —

Aus der Zahl der zeitgenössischen Historiker greifen wir zunächst noch zwei heraus, die am deutlichsten zeigen, wie weit die Fähigkeit, sich selbst zu bilden, bereits vorgeschritten war: Lappenberg und Dahlmann. Lappenberg [1]), auf Reisen in England und im praktischen Leben geschult, fand endlich (1822) als Archivar seiner Vaterstadt die bleibende Stellung, die seinen Fähigkeiten und Neigungen vollkommen angemessen war. Seine Thätigkeit als Geschichtschreiber ist ganz selbständig und von der gediegensten, wissenschaftlichen Art. Mit Ausnahme der Geschichte von England [2]), für welche er wie wenige andere nach Vorliebe und Bildung berufen erschien, hat er sein gediegenes Talent ganz und gar in den Dienst der deutschen und hamburger Geschichte gestellt. Um die Geschichte der Hansa hat er sich im besonderen Maße verdient gemacht und die Forschungen von Sartorius weitergeführt und vollendet [3]). Auch für die Monumenta G. H. hat er gearbeitet und eine Anzahl wichtiger Quellenschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts herausgegeben. Er verstand sich auf die technische Behandlung der Quellenschriften wie der Urkunden in gleich musterhafter Weise. Namentlich für die Kenntnis der Geschichte seiner Vaterstadt und der Hansa riß sein Tod eine schwer empfundene Lücke. Die englische Geschichte, von welcher Lappenberg nach Vollendung des 2. Bandes seine Hand zurückzog, hat dann ein anderer deutscher Historiker,

---

[1]) Joh. Martin Lappenberg, geboren 1794 in Hamburg, gest. 1865. Vgl. Meyer, Joh. M. Lappenberg. Hamburg 1867.

[2]) Ein Teil der Heeren-Uckert'schen Sammlung, Bd. 1 u. 2. Hamburg 1834—1837.

[3]) „Geschichte des Stahlhofes in London." — „Urkundenbuch der Stadt Hamburg." — Die „Hamburger Chroniken in niederdeutscher Sprache" (Hamburg 1852—1861). — Die „Chronik des Thraciger" (Hamburg 1864). — Für die Monumenta G. h. hat er die Chronik des Dietmar von Merseburg, Adams von Bremen, Arnolds von Lübeck und Helmolds bearbeitet.

Reinhold Pauli, zu allgemeiner Befriedigung und in einer, seinem Vorgänger ebenbürtigen Vortrefflichkeit fortgeführt. Deutschland besaß in ihm den vollendeten Kenner der englischen Geschichte, welchen England selbst als solchen zu würdigen wußte [1]).

Wenn Lappenberg seinen Ruf als Historiker durch seine Geschichte Englands begründete, hat Dahlmann durch die Bearbeitung der Geschichte Dänemarks sein ebenbürtiges Hauptwerk geleistet [2]). Dahlmann hat unter den tiefgehenden Anregungen F. A. Wolfs gestanden und seine „Forschungen zur Geschichte", im besonderen über Herodot und Saxo Grammatikus, bezeugen, in welcher Meisterschaft er methodische Kritik zu üben verstanden hat. Das Wirken als Schriftsteller war ihm übrigens nicht das höchste, höher stellte er die mutige und ausdauernde Arbeit des handelnden Lebens für die Nation und ihr Recht: es ist der Politiker, der in ihm alle übrigen Gesichtspunkte zurückdrängt oder sich unterwirft. An Charakteren dieser Art haben wir in Deutschland niemals einen Vorrat gehabt; trotz der doktrinären Schwächen, an welchen Dahlmann leidet, tritt uns in ihm ein Mann entgegen, zu dem jeder nicht völlig abgestumpfte Sinn für das Große und Echte mit Verehrung emporblicken muß. Uns gehen hier in erster Linie nur seine wissenschaftlichen Verdienste an. Während seines Aufenthaltes in Kiel hat er u. a. die Chronik des Neocorus herausgegeben [3]). Sein Hauptwerk, die dänische

---

[1]) Noch sind von Pauli zu erwähnen die „Bilder aus Altengland" (2. Aufl.) und noch eine andere Sammlung von die englische Geschichte betreffenden Aufsätzen, nebst der „Neuesten Geschichte Englands" (im 19. Jahrh.), die einen Teil der bekannten Hirzel'schen Sammlung bildet.

[2]) Vgl. A. Springer, Friedrich Christ. Dahlmann. 2 Tle. Leipzig 1870. — Waitz in den „Gött. Professoren" S. 251 und v. Treitschke in den Hist.-pol. Aufsätzen (4. Aufl. 1, 347—433). — H. v. Sybel, drei Bonner Professoren a. a. O. S. 29 ff. — Friedrich Christoph Dahlmann, geboren 13. Mai 1785 zu Wismar, starb 5. Dezember 1860 als Professor in Bonn.

[3]) S. oben S. 425. — Seine Vorlesungen über die „Geschichte Dithmarschens" aus dem Jahre 1826, die bis zum Jahre 1569 reichte, hat im Jahre 1873 W. H. Kolster mit einer Fortsetzung publizirt.

Geschichte, hat er in den Jahren unfreiwilliger Muße, 1837—1842, in Angriff genommen, freilich ohne es zu vollenden. Sie wird stets ein Schmuck und Stolz unsrer historischen Literatur bleiben. Durchaus gründlich und exakt geht die kritische Forschung vor; lehrreich und anschaulich entrollt sich das Bild der Thatsachen, der Zustände, der Rechtsordnungen und der volkstümlichen Entwickelung. Dahlmann versteht gut und plastisch darzustellen und legt ein Gewicht darauf: er will weniger den Fachgenossen als der Nation gefallen, dieselbe soll historisch und politisch gebildet werden. Aus diesem Bestreben sind bekanntlich seine Vorträge über die Geschichte der englischen und französischen Revolution hervorgegangen, die in dem fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts sich eines so nachhaltigen Beifalles erfreut haben; freilich sind sie mit der Stimmung, der sie ihr Dasein verdankten, auch wieder so ziemlich in Vergessenheit geraten, weil sie nicht auf selbständiger Forschung beruhen. —

In den ersten Jahren seiner Bonner Epoche zählte Dahlmann noch Ferdinand Delbrück als Spezialkollegen, der aber freilich sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte [1]). Als Lehrer hat Delbrück seiner Zeit eine äußerst fruchtbare Wirksamkeit entfaltet, seine relativ bedeutendsten Schriften sichern ihm eine eigene Stellung in der Geschichte der Historiographie. Es ist weniger die politische Geschichte im engeren Sinne des Wortes, mit welcher er sich beschäftigt, sondern das mehr Zuständliche, die Einrichtungen des Staates und der Kirche, die Organisation des bürgerlichen Lebens, die Entwickelung der Finanzen, des Handels u. s. f. Obenan steht seine „Geschichte des Ursprungs der Stände", und das umfassendste seiner Werke, das „Städtewesen des Mittelalters" [2]), für jene Zeit die Urbarmachung eines wenig berührten Bodens, heutzutage freilich von der fortschreitenden Forschung überholt.

[1]) Geboren 1765, in Halle gebildet, starb Delbrück im Jahre 1846 als (emeritirter) Professor der Geschichte zu Bonn. Vgl. Ad. Schmidts Allg. Zeitschrift für Geschichte (1846) 6, 1—14. — Neuer Nekrolog d. Deutschen 1846, 1. Tl. S. 167. — A. D. Biographie 13, 330.

[2]) 4 Bände, die in den Jahren 1825—1829 erschienen.

Die Geschichte des Mittelalters, des deutschen wie des allgemeinen, übte auf die Historiker nach wie vor eine wuchtige Anziehungskraft aus. So hatte Friedrich Wilken bereits im Jahre 1807 eine umfassende Geschichte der „Kreuzzüge" begonnen, die mit dem 7. Bande erst im Jahre 1832 abgeschlossen wurde[1]). Dem grundlegenden Werk kommt u. a. das Verdienst zu, die orientalischen Quellen, die für diesen Gegenstand augenfällig von hoher Bedeutung sind, zum erstenmal herangezogen zu haben. An der Schärfe der Kritik und Aussonderung der wuchernden Überlieferung stand es nicht auf der Höhe und ließ dem jüngeren Geschlechte noch manches zu thun übrig. — Der Geschichte des Papsttums hatte sich seit J. v. Müller die historische Aufmerksamkeit mit sichtlicher Teilnahme zugewendet. Ein Mann wie Luden hatte in seiner deutschen Geschichte und seinem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters gezeigt, daß das Beispiel seines Meisters hierin für ihn nicht verloren sei. Aber noch vor seinem Auftreten (1815) war von Seite eines Protestanten — Johannes Voigt — eine Monographie über P. Gregor VII. veröffentlicht worden, die in den Kreisen der katholischen Welt eine ungemeine Sensation hervorrief, weil der Verfasser dem Papste gegenüber einen rein sachlichen, objektiven Standpunkt einnahm und ihn und seine Bestrebungen nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern auf Grund der gesichteten Zeugnisse und aus seiner Zeit heraus beurteilte[2]). Anstatt in dieser leidenschaftslosen Beurteilung den Fortschritt der Wissenschaft und den Sieg der historischen Gerechtigkeit zu erkennen und dieses Beispiel etwa nachzuahmen, wurde katholischerseits dem Verfasser die Zumutung gemacht, die vermeintlichen Folgerungen seiner Anschauungsweise zu ziehen und in den Schoß der Kirche zurückzukehren. So war es nun freilich nicht gemeint und Voigt unterließ es seinerseits keineswegs, die zudringlichen Freunde mit der

---

[1]) Wilken, 1777 zu Ratzeburg geboren, starb 1840 als Professor und Oberbibliothekar in Berlin.

[2]) Joh. Voigt, geboren 1786 zu Bettenhausen (in Sachsen-Meiningen), starb 1863 als Archivar und Professor in Königsberg. Sein Sohn ist der bekannte Historiker Georg Voigt (in Leipzig), geboren 1827.

Erklärung zu verscheuchen, daß sie sich in einem gewaltigen Irrtum befänden, daß er Gregor VII. als historische Erscheinung auf Grund der gegebenen Zeugnisse beurteilt habe, wie er unter Umständen Cromwell und Napoleon gerecht zu werden sich bemühen würde[1]). Die Verdienste, welche sich J. Voigt weiterhin noch auf dem Felde der Geschichte erwarb, beziehen sich in der Hauptsache sämmtlich auf die Geschichte des preußischen Ordenslandes; ihr Wert liegt aber mehr in ihrem materiellen Gehalte, als in der formellen und kritischen Durchdringung des Stoffes[2]).

Das Mittelalter wurde übrigens, um das gleich jetzt abzumachen, immer mehr die Epoche, an deren Auffassung und Behandlung sich die Geister schieden und auch die wissenschaftliche Richtung sich am leichtesten unterscheiden ließ. Erst in zweiter Linie hat die Darstellung der neuen Geschichte, im besonderen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, eine ähnliche Bedeutung erhalten. Der Zusammenhang mit der Romantik läßt sich hierbei fortgesetzt leicht erkennen. Auch ein Mann wie Heinrich Leo ist von diesen Einflüssen nicht frei geblieben, obwohl sich ihnen bald andere, recht entgegengesetzter Natur, wie die Hegel'sche Philosophie, eine Zeit lang Konkurrenz gemacht haben[3]). In seiner Jugend hatte es gewaltig in ihm gegärt, Deutschtümelei, Burschenschaft und Turnertum standen längere Zeit obenan. Doch hatte er sich in dieser Zeit bereits für die „historische Philologie", bzw. die Geschichte entschieden. Seine Habilitationsschrift (1820) behandelt die „Verfassung der freien lombardischen Städte

[1]) In der Vorrede zur 2. Auflage (1846) gibt Voigt eine dokumentirte Geschichte des ganzen Hergangs.

[2]) Ähnliches gilt auch von seiner Geschichte des „Markgrafen Albrecht Alkibiades" (Berlin 1882 2 Bde.). Übrigens ist Voigt überhaupt einer der ersten, der sich in unserem Jahrhundert in eine nähere Erörterung der Grumbachischen Händel eingelassen hatte.

[3]) Leo, geboren 1799 zu Rudolstadt, starb 1878 als Professor der Geschichte zu Halle. Vgl. A. D. Biographie 18, 288 und „Zur Erinnerung an H. Leo" von Dr. Herbst, Deutsch-evangelische Monatsblätter u. s. w. von W. Beyschlag, 3. Jahrgang 11. Heft (1878). — Seine eigenen Aufzeichnungen über die frühere Epoche seines Lebens dürfen wir als bekannt voraussetzen.

im Mittelalter", eine Abhandlung, die wenigstens die Richtung anzeigte, in welcher das Hauptwerk seines Lebens entstehen sollte. Eine Reise nach Italien (1823) führte ihn noch tiefer in dieses Thema hinein, und das Jahr darauf erschien seine erste umfassende Schrift über die „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte", die über seinen Beruf keinen Zweifel übrig ließ, wenn sie auch durch die späteren, ausgezeichneten Untersuchungen Karl Hegel's vielfach korrigirt wurde. In diesen Jahren, in welchen Ranke's glänzendes Gestirn aufging, scheint Leo es sich wohl zugetraut zu haben, mit ihm den Wettkampf aufnehmen zu können — man sehe seine scharfe Kritik der „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" (Jenaer Lit.-Zeitung 1825) —, aber es stellte sich doch bald heraus, daß er einen ungleichen Kampf gewagt hatte. Leo hatte sich im Jahre 1822 in Berlin niedergelassen und dort eine Professur erreicht, vertauschte diese aber 1827 mit einer solchen in Halle, und hier hat er sein ganzes übriges Leben in angestrengter Arbeit zugebracht. Seine bekannte politische Wirksamkeit haben wir an dieser Stelle nicht weiter zu verfolgen, obwohl sie sich mit seiner historiographischen Thätigkeit ziemlich ergänzt. Er hatte eine Zeit, in welcher er in den Spuren Hegel's wandelte. Seine „Geschichte des Jüdischen Staates" ist mit unter solchen Einflüssen entstanden. Er hat dieselbe später desavouirt, aber jene Einflüsse hat er doch nicht vollständig abschütteln können, nur daß er sie mit Gewalt zurückhielt[1]). Als seine wertvollste wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiete der Geschichtschreibung gilt allgemein und mit Recht die „Geschichte der italienischen Staaten". Er benutzt zwar seine Vorgänger mit ziemlicher Unbefangenheit, beherrscht aber den Stoff und versteht es, die Masse der Thatsachen geistig zu beleben und plastisch zu gestalten. Seine Unarten, die Neigung zum Forcirten u. s. w. klingen zwar

[1]) Lehrreich ist Leos Besprechung von Schlossers „Universalhistorischer Übersicht der Geschichte der alten Welt" (Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Jahrgang 1828). Der Einfluß Hegels läßt sich auch hier, und vielleicht nicht zum Nachteile der Sache, deutlich erkennen.

schon durch, haben aber noch nicht das Übergewicht. Die Geschichte des Mittelalters war das Feld, auf welchem er sich die meisten Verdienste erworben, denn die unfreie, tendenziöse Richtung, der er sich bereits vor der Julirevolution ergab, machte es ihm unmöglich, die neue Geschichte unbefangen zu beurteilen. Man vergleiche seine „Zwölf Bücher niederländischer Geschichte" (1832 bis 1835). Eine wie schiefe Stellung er zur Reformation und zu der französischen Revolution nimmt, bezeugt sein großes Lehrbuch der Universalgeschichte [1]), in welchem er sogar schon die alte Geschichte nach seiner Façon behandelt. Seine Befangenheit und Leidenschaftlichkeit und die kraftgeniale Art zu urteilen und das Urteil auszudrücken, können einen unverbildeten und unvoreingenommenen Sinn nur abstoßen. Das Papsttum und die Hierarchie werden überall mit unverkennbarer, einseitiger Vorliebe behandelt, so daß es nur billig erscheinen kann, wenn in den maßgebenden katholischen Kreisen sein Übertritt, wenn auch vergeblich, erwartet wurde. Sein gut preußisches Gefühl hielt ihn, scheint es, ab, den letzten Schritt zu thun, der niemanden hätte verwundern können. Das letzte seiner umfassenden Werke, die „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Reichs" [2]), sind überwiegend reproduktiv und können als ein Fortschritt in der Sache nicht betrachtet werden, wenn sie auch von der fortdauernden, eminenten Arbeitskraft des Mannes ein schlagendes Zeugnis ablegen. Immer noch leuchtet aber der ursprüngliche reiche Geist und unzweifelhafte Beruf des Verfassers zur Historie durch, der Größeres hätte leisten können, wenn er die Geschichte nicht in den Dienst einer noch dazu gänzlich subjektiven Tendenz gestellt und sich selbst hätte bezwingen können.

Die tendenziöse Verherrlichung der mittelalterlichen Kirche fand in der Geschichte des Papstes Innocenz III. von Friedrich Hurter [3])

---

[1]) 6 Bände, 1835—1844.

[2]) 5 Bände, 1850—1870.

[3]) Geboren 1707 zu Schaffhausen, gest. 1865 zu Graz. Vgl. zunächst A. D. Biographie 13, 431. Der 1. Band des Innocenz erschien 1837.

ihren vollendetsten und berühmtesten Ausdruck. Der Erfolg des Werkes ruhte indes doch viel mehr in der katholisirenden Gesinnung des Verfassers und in den falschen Farben seines Gemäldes, als in der exakten, methodischen Forschung und der objektiven Darstellung. Und von einer geistvollen Behandlung des massenhaften Stoffes, wie sein genialer Held es mit Recht hätte verlangen können, ist schon gar keine Rede. So kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn das spätere, bändereiche Werk, die Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, das nach Hurters Bekehrung und Eintritt in den österreichischen Staatsdienst entstanden ist, an Geistesarmut und Verranntheit in der gesammten Literatur dieser Art einzig dasteht und selbst bei der eigenen Partei eine gelinde Scheu zur Folge hatte. Was half das prächtigste archivalische Material, das dem kaiserlichen Historiographen zur Verfügung stand, wenn es sich unter seinen Händen sofort in Staub verwandelte und in einer Weltanschauung erstarb, gegen welche selbst Metternich hätte Protest einlegen müssen? Kaiser Friedrich II. ist bekanntlich durch Papst Innocenz III. auf die Bühne der Weltgeschichte geführt worden, doch erst nach dessen Tode hat der jugendliche Staufer eine selbständige Haltung eingenommen und sich allmählich in seiner Eigentümlichkeit enthüllt. So hatte Hurter in seiner Geschichte des Papstes Innocenz nicht mehr genügende Gelegenheit gefunden, seine Kunst an ihm zu üben. Indessen wurde das Versäumte durch andere nachgeholt. Von der einseitigen Beurteilung, die ihm Böhmer angedeihen läßt, haben wir gesprochen; den Hauptschlag vermeinte aber C. Höfler in seinem seiner Zeit viel berufenen Buche über diesen Kaiser zu führen [1]). Den vollständigen Mangel jeder wahren nationalen Gesinnung — der übrigens diese Richtung charakterisirt — könnte man sich gefallen lassen, wenn nur die Sicherheit der Forschung und das Streben nach Gerechtigkeit

---

[1]) Höfler hatte sich durch seine Geschichte der „Deutschen Päpste" in die Literatur eingeführt.

nicht in zu hohem Maße darunter litten [1]). Höfler hat indes, im Gegensatz zu Hurter, in seinen späteren zahlreichen Arbeiten doch eine Mäßigung seines ursprünglichen Standpunktes eintreten lassen und verschiedene, recht verdiente einzelne Untersuchungen und Publikationen, wie zur Geschichte der Hussiten u. s. w., veröffentlicht.

Als die eigentümlichste Wendung mußte es erscheinen, als diese katholisirende Richtung auch in die protestantische Geschichtschreibung einzubrechen Miene machte. Das Werk von K. A. Menzel über die deutsche Geschichte im Mittelalter haben wir schon berührt; das Wichtigste ist aber die Fortsetzung derselben, die „Neuere Geschichte der Deutschen", die seit dem Jahre 1826 in einer Reihe von Bänden erschien und großes Aufsehen zur Folge hatte. Das Werk beruht, wie gar nicht zu leugnen, auf umfassenden Studien und entbehrt keineswegs des wissenschaftlichen Gepräges. Aber, als die Arbeit eines Protestanten, hat es gerade auf protestantischer Seite lauten Widerspruch gefunden. Es war eine Anklage gegen die Reformation, daß sie die nationale und kirchliche Einheit Deutschlands zerrissen habe, und gegen die Protestanten, daß sie den Reichsverband als etwas Feindliches betrachteten und gewissermaßen Revolutionäre gewesen seien [2]). An K. Ferdinand II. bedauert es Menzel, daß er den großen Moment nach dem Lübecker Frieden und vor dem Regensburger Reichstage nicht zu einer Herstellung des Reichs in monarchischem Sinne benutzt habe, was freilich thatsächlich der Unterdrückung des Protestantismus gleichgekommen wäre. Im übrigen scheint es doch, als habe der Verfasser, vielleicht in der Konsequenz seines Standpunktes, der Darstellung der kirchlichen Streitigkeiten auf Seite der Protestanten zu viel Raum gegeben, während die politischen Verwickelungen oft zu sehr zurückgeschoben werden.

---

[1]) Die Zurechtweisung, die Höfler durch L. Häusser (Monatshefte der A. A. Zeitung 1847) erhielt, war darum keine unverdiente. Vgl. auch Waitz in der Schmidt'schen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5, 534.

[2]) Vgl. R. Köpke in Schmidts Hist. Zeitschrift 4, 444.

Auch Barthold und Gförer sind aus den Reihen der Protestanten hervorgegangen, nur daß der letztere nicht auf halbem Wege stehen geblieben ist. Bartholds „Geschichte des großen deutschen Krieges seit dem Tode Gustav Adolfs“ [1]) will vorzugsweise die Ränke der französischen Politik aufdecken, er wendet aber zugleich in leidenschaftlicher Einseitigkeit sich gegen den nordischen Helden, der ihm nur der gemeine Eroberer ist, der das Evangelium im Munde, das Schwert in der Faust führt, um unter dem Deckmantel der Religion desto ungestörter rauben zu können. In ähnlicher Weise werden die deutschen, namentlich die protestantischen Fürsten behandelt als die unersättlichen, ländergierigen Söldner der Fremden, und die verblendeten Gegner ihres eigenen Landes. Nicht das kirchliche Element, wie bei seinen Vorgängern, bestimmt diese Auffassung Bartholds, der sich nur auf den Boden des Christentums im allgemeinen stellen will, sondern das nationale, dessen legitimer Repräsentant aber der Kaiser ist, der sich im Interesse der Sache auch über die Reichsverfassung hinwegsetzen darf. Auf diesem Wege kommt Barthold dazu, die Kategorien der Welfen und Ghibellinen wieder zu beleben und in die moderne Zeit herüberzunehmen und einen Ferdinand II. zum Vertreter des Ghibellinismus zu machen. Barthold war seiner Zeit ebenfalls romantisch angehaucht und man sieht, wohin solche Neigungen führen konnten. Die „Hohenstaufen“ Raumers hatten ihm imponirt, sein „Römerzug K. Heinrichs VII.“ ist wie ein Nachtrag zur Geschichte der Staufer. Damals lebte er jedoch im Stande der Unschuld, bis er, sich verbitternd, dahin gelangte, sich zum Ritter Ferdinands aufzuwerfen. Seine Geschichte des Römerzuges hat späterhin und fort und fort beträchtliche Ergänzungen erfahren, aber sie bezeugte ein gewisses Formtalent, das nur der Vertiefung durch Aufsuchung des verborgen liegenden Materials bedurft hätte, um höheren Ansprüchen zu genügen. Seine „Geschichte von Pommern und Rügen“ [2]) leidet

---

[1]) 2 Bände, 1841—1843.

[2]) 3 Bände, 1839—1845.

allerdings an einer unleugbaren Breite der Darstellung und ist kein Muster an methodischer Forschung, hat aber doch wenigstens eine vorhandene Lücke bis auf weiteres ausgefüllt. Barthold war und blieb übrigens ein recht fruchtbarer Schriftsteller, ohne daß er sich aber noch zu einem Werke erhoben hätte, das seine erwähnten Wunderlichkeiten hätte vergessen machen können [1]).

Den Schlußstein dieser Richtung mag A. F. Gförer bilden [2]). Ursprünglich protestantischer Theologe, endete er damit, die Zahl der Konvertiten mit seiner Person zu vermehren, nachdem er die verschiedenen Stadien des Rationalismus und Unglaubens zuvor durchlaufen hatte. Ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller, zeichnete er sich durch Scharfsinn und die Gabe kühner Kombination aus, ließ aber in demselben Maße die Vorzüge einer strengen Methode und unbefangenen historischen Sinnes vermissen. Am bekanntesten ist er durch sein Buch über „Gustav Adolf" geworden. Es berührt sich in seiner Auffassung sehr nahe mit Barthold, hat aber die Priorität für sich [3]). Der abstrakt nationale Gesichtspunkt drängt den kirchlichen vollständig zurück, nur daß Gustav Adolf wenigstens, was seine Genialität anlangt, mehr Anerkennung findet, im übrigen freilich ist er für Gförer ein Abenteurer und ein heuchlerischer Räuber, wie für Barthold. Schlimm genug, und darin liegt die Wurzel des Übels dieser Art Historiographie, daß diese Herren,

---

[1]) Barthold, 1799 zu Berlin geboren, ein Schüler Wilkens, Raumers, Wachlers, gestorben 1858 als Professor der Geschichte zu Greifswalde. Vgl. A. D. Biographie 2, 104, wo auch seine übrigen, zum Teile populären Schriften angeführt sind.

[2]) August Friedrich Gförer, geboren 1803 zu Calw i. W., gestorben 1861 als Professor der Geschichte in Freiburg i. Br. Vgl. A. D. Biographie 9, 141. — v. Weech, badische Biographien I, 300.

[3]) Die erste Auflage erschien 1837, die dritte 1852, die vierte nach Gförers Tode, 1863. — Die zweite Auflage ist vielfach modifizirt unter dem Einflusse von K. A. Müllers „Fünf Büchern vom böhmischen Kriege" (Dresden 1841), in welchen vor allem der religiöse Charakter des 30 jährigen Krieges entschieden in Abrede gestellt wird. Die Einseitigkeit der ausschließlich nationalen Betrachtungsweise wird hier unter dem Schilde der Mäßigung und Leidenschaftslosigkeit auf die Spitze getrieben. Vgl. Köpke a. a. O. S. 448.

die von der Macht des religiös-konfessionellen Elements nicht die mindeste Ahnung hatten, die Geschichte gerade dieser Zeit, der Reformation und des großen Krieges, schreiben wollten! Die Geschichte der „ost- und westfränkischen Karolinger“ [1]) leidet an den Mängeln der Gfrörer'schen Methode, einem sich überstürzenden Scharfsinne und einer systemlosen Kombinationssucht in einem Maße, daß das unabhängige, wissenschaftliche Urteil von Anfang an das Verdikt darüber ausgesprochen hat. Ebensowenig ist es ihm gelungen, in seinem letzten umfassenden Werke, „Papst Gregor und sein Zeitalter“ [2]), die Fehler zu vermeiden, die schon seinen früheren Schriften vorgeworfen worden sind. Es ist ein ungeheurer Apparat, den er zu seinem Zwecke in Bewegung setzt, eine ausgebreitete Belesenheit, aber das echte Bild der behandelten außerordentlichen Persönlichkeit und Zeit will aus der Fülle des nicht ohne Willkür verarbeiteten Stoffes nicht hervorgehen. — —

4. Leopold von Ranke und seine älteren Schüler.

Wir sind der Entwickelung unsrer Wissenschaft etwas vorausgeeilt. Über die Verirrungen, mit welchen wir uns zuletzt beschäftigten, mag man sich billigerweise um so lebhafter verwundern, als seit einem Menschenalter bereits jene Reform unsrer Geschichtschreibung im Gange war, die sich an Niebuhr, an die Herausgeber der Monumenta G. H., an eine Reihe vorzüglicher Männer, die wir vorgeführt haben und noch anführen werden, anlehnt. Zu allem andern hin war seit Jahrzehnten ein Meister der Geschichtschreibung aufgetreten, der den höchsten Anforderungen der Kunst wie der Kritik in gleichem Maße gerecht wurde und zu den ersten Historikern aller Zeiten mit Recht gezählt wird. Hat nun sein Beispiel nicht vermocht, die eben angedeutete Verwirrung der Geister zu verhüten, so hat es auf der anderen Seite um so

[1]) 2 Bände, 1848.
[2]) 7 Bände, 1859—1861.

fruchtbarer gewirkt und zugleich durch sich selbst die Ebenbürtigkeit der deutschen Geschichtschreibung gegenüber jener der Franzosen und Engländer, die uns so lange voraus waren, endgiltig gesichert.

Es ist ein erhebender Vorzug, welchen die (neuere) deutsche Geschichte der Historiographie vor so mancher anderen Wissenschaft voraus hat, daß sie in dem zuletzt verflossenen halben Jahrhundert, ja man möchte sagen, innerhalb der Gegenwart, jene Höhe ihrer Entwickelung erstiegen hat, von welcher aus man auf den zurückgelegten Weg mit stolzer Befriedigung zurückblicken und die zugleich als der ruhmvolle Abschluß der Anstrengungen eines Jahrhunderts betrachtet werden darf. Dieses Ergebnis führt jedoch zugleich noch ein anderes im Gefolge, das von nicht geringerer Bedeutung ist: indem die Begründung einer Wissenschaft der Geschichte ihre Vollendung erhält, erscheint zugleich ihre Zukunft gesichert und ist ihr der Weg unverkennbar vorgezeichnet, welchen die nachfolgenden Geschlechter in diesem Falle zu wandeln haben. Von manchen Gesichtspunkten anderer Art aus kann sich unter Umständen das geschaffene System mit einem noch höheren Inhalte füllen und hat es zum Teile bereits gethan: die gewonnenen Resultate der Methode und der Technik der Forschung werden schwerlich eine grundsätzliche Neuerung zu befahren haben.

Diese maßgebende Wendung knüpft sich an Ranke und seine Schule an[1]:

Rankes Wiege hat in Thüringen gestanden, dem Lande, das einmal wenigstens, aber in einem weltgeschichtlichen Momente wie er das später selbst so meisterhaft geschildert hat, in die deutsche Geschichte eingegriffen hat. Seine Vaterstadt war zur Zeit seiner Geburt noch kursächsisch und erst die bekannte Ent-

[1]) L. v. Ranke war geboren den 21. Dezember 1795 zu Wiehe. Über seine Jugend geben die „Erinnerungen" seines Bruders Friedrich Heinrich, der 1876 als Oberkonsistorialrat in München starb, einige erwünschte Mitteilungen. Im übrigen bemerken wir ausdrücklich, daß wir die wenigen Angaben über das äußere Leben Rankes keinen besonderen Quellen verdanken.

scheidung des Wienercongresses machte auch ihn zu einem Preußen. Offenbar ist es ihm, wie dem ganzen von Kursachsen losgetrennten Gebiete, nicht schwer geworden, sich in den neuen Zustand zu finden, einen getreueren und begeisterteren Anhänger des preußischen Staates, auch in den ältesten Provinzen desselben, hat es schwerlich gegeben. Seine erste Ausbildung erhielt er in Schulpforta und besuchte dann die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie studirte und im besonderen die Einflüsse Gottfried Hermanns auf sich wirken ließ. Die Neigung zur Historie drängte aber bald genug alles übrige in den Hintergrund. Ranke selbst hat gelegentlich Thukydides, Fichte und Niebuhr als die Leitsterne bezeichnet, denen er vor anderen gefolgt sei. Ohne Zweifel kommt Niebuhr doch vorzugsweise in Betracht, wenn es sich um den Meister handelt, der ihm in Sachen der historischen Kritik vorgeleuchtet und welchem er dann bald ebenbürtig zur Seite getreten ist, während Thukydides ihn freilich als das unübertroffene Ideal des erzählenden und entwickelnden Historikers fesseln mußte, und in Fichte ihm die sich selbst beherrschende, imperative Kraft des menschlichen Geistes entgegentrat. Die Theologie hat er niemals als Berufsfeld festgehalten und überhaupt nur ein einziges Mal, noch als Student und halb aus zufälliger Veranlassung, die Kanzel bestiegen. Die Laufbahn, die er zunächst einschlug, war die eines Gymnasiallehrers und als solcher fand er seine erste Stellung in Frankfurt a. O. Hier veröffentlichte er (1824) seine erste historische Schrift, die „Geschichte der romanisch-germanischen Völker“, von welcher jedoch nur der erste Band erschienen ist. Für jeden Fall hatte er damit das Gebiet und die Epoche der Geschichte angedeutet, die zum größeren Teile den Gegenstand seiner noch folgenden literarischen Thätigkeit bilden sollten. Seine Hauptwerke behandeln ja vorzugsweise jene große Weltbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts, welche die moderne Entwickelung bis auf die Gegenwart herab bestimmt hat: den religiös-politischen Weltkampf der germanisch-

romanischen Völker im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Man hat oft behauptet, Ranke habe noch unter den Einwirkungen der romantischen Schule gestanden. Davon kann zunächst das eine zugegeben werden, daß ein Einfluß J. v. Müllers in seiner ersten darstellenden Schrift nicht zu verkennen ist, und Müller war, wie wir wissen, in den Augen der Romantiker der einzige neuere Historiker, den sie gelten ließen. Indes jene Beziehung Rankes zu ihm reicht in dem gegebenen Falle über eine bestimmte Manier der Form doch nicht hinaus; gerade die Zugabe zu jener Schrift, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber", hätte dringend davor warnen sollen, auf jene Beziehung zu viel Gewicht zu legen. Sie läßt hier den jungen Historiker auf dem Felde der Kritik, auf welchem Müller sich immer nur recht schwach gezeigt hatte, bereits als vollendeten, epochemachenden Meister erscheinen. Die Grundsätze, die Niebuhr für die kritische Betrachtung der Überlieferung und Quellen der älteren römischen Geschichte angewendet hatte, werden hier von Ranke zum erstenmale auf die Würdigung einer Reihe von Quellen der neueren Geschichte übertragen und damit eine vollständige Revolution in der Wertschätzung und Verwendbarkeit dieser Art historischer Aufzeichnungen herbeigeführt. Von diesem Momente an beginnt eine neue Epoche in der Behandlung der neueren Geschichte überhaupt. Ranke war seit dieser Zeit ein berühmter Mann und die nächste Folge seine Berufung an die Universität Berlin, von welcher er sich dann nicht wieder getrennt hat. Die Geschichte der romanisch-germanischen Völker hatte indessen schon ein unverkennbares Maß von Originalität verraten: mit einem Anklang an einen ähnlichen Satz von Niebuhr definirte Ranke in der Vorrede seine Vorstellung von der Aufgabe des Historikers, offenbar im Gegensatze zu der vielfach herrschenden künstlichen und räsonirenden Geschichtschreibung dahin, daß er eigentlich nur erzählen wolle, wie die Dinge geschehen seien. Es hieß das zunächst, das Wesen der Geschichtschreibung auf den elementarsten Begriff derselben zurückführen. Das Geheimnis der Sache lag jedoch in der

Anwendung der richtigen Kunst, durch die sich eine scheinbar so einfache Erzählung herstellen ließ. Trotz der einfachen Formel hat Ranke schon jetzt offenbar künstlerische Tendenzen in der Darstellung verfolgt, den Anlauf zur plastischen Gestaltung gemacht, einzelne Porträts mit Vorliebe gezeichnet, und das alles wieder in einem Tone naiver Berichterstattung und Schilderung, wie die Vorbilder dafür am ehesten in den Chroniken des 15. Jahrhunderts zu finden waren. Nahezu ausschließlich hatte er sich hier auf bereits gedrucktes, jedermann zugängliches Quellenmaterial gestützt. Sein nächstes größeres Werk, „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", bzw. „Die Osmanen und die spanische Monarchie" (1827), that schon in dieser Richtung einen bedeutenden Schritt vorwärts, wie es denn überhaupt für die rasch fortschreitende Entwickelung unseres Historikers ein mächtiges Zeugnis ablegt. Ranke benutzte nämlich jetzt, den Spuren von J. v. Müller folgend, den großen Vorrat von venetianischen, aber auch römischen und florentinischen Relationen, die handschriftlich in Berlin liegen, und ergänzte sie durch eine Anzahl von Bänden ähnlichen Inhalts, welche die Bibliothek in Gotha verwahrt. Hiermit war eine Quelle der reichsten und originellsten Belehrung für die Geschichte der südeuropäischen Staaten erschlossen, welche zumal diesseits der Alpen für die historische Forschung etwas Neues war und eine unermeßliche Ernte in Aussicht stellte. Eine Umwälzung stofflicher Art in der Behandlung der neuen Geschichte war damit eingeleitet. Die darstellenden Geschichtswerke auch von Zeitgenossen werden in die zweite und dritte Linie zurückgeschoben und die Berichte der Augenzeugen und der Mithandelnden an ihre Stelle gesetzt. Wenn Ranke ungefähr zehn Jahre später mit nackten Worten sagte: „Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer insoweit ihnen eine originale Kenntnis beiwohnt, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den echtesten unmittelbaren

Urkunden aufbauen werden" [1]), so ward bereits jetzt thatsächlich der Erfüllung dieser Voraussetzung vorgegriffen und der Weg zur Ausführung deutlich gewiesen. Wie auf dem Wege der kritischen Analyse allein nur einer der s. Z. zeitgenössischen Historiker in seiner Autorität ins Herz getroffen werden konnte, hatte schon vordem Guicciardini zu seinem Schaden erfahren. Die „Osmanen und die spanische Monarchie" im besonderen anlangend, so sehen wir den welthistorischen Gegensatz der türkischen und der spanischen Macht in unvergleichlicher Kraft veranschaulicht, die Genesis und die Grundlagen der Macht derselben, aber auch die Ursachen des Sinkens zuerst der einen, dann der anderen meisterhaft entwickelt. Es ist weniger die äußere Geschichte, als vielmehr die inneren Zustände, Verfassungsverhältnisse, Heerwesen, Verwaltung, Finanzen u. s. w., die der Geschichtschreiber in voller Überlegenheit und, was die spanische Monarchie anlangt, mit feiner Unterscheidung der einzelnen Länder derselben, vor unseren Augen entwickelt. Zweierlei ist nicht zuviel gesagt: einmal, daß es erst jetzt in Deutschland — um dabei stehen zu bleiben — möglich war, sich von der Natur, der Entstehung und dem Sinken des osmanischen Reiches ein klares und zuverlässiges Bild zu machen, und dann, daß jetzt zum erstenmal ein deutscher Historiker es mit Erfolg versucht hat, an einem Teile der neueren Geschichte die inneren Zustände in quellenmäßiger, die entscheidenden Punkte sicher erfassender Weise zur Darstellung zu bringen. In dieser Zeit, gleich nach seiner Übersiedelung nach der preußischen Hauptstadt, verkehrte Ranke viel in den geistreichen Kreisen, deren Mittelpunkt die Rahel war und flüchtete, scheint es, nebenher durch eigene Versuche in das Reich der Poesie, wie er ja auch einer gelegentlichen mündlichen Versicherung zufolge eine Zeit gehabt hat, in welcher er die Palme des dramatischen Dichters zu erringen hoffte [2]).

---

[1]) S. die Vorrede (des Jahres 1839) zum ersten Bande seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation.

[2]) Über Rankes Beziehungen zur Rahel s. Bd. 3, 243 und S. 246 in „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (Berlin 1843). Das

Es war das wohl nicht der bloße Drang der Jugend; ein so eminentes literarisches, gestaltendes Talent wie er war, konnte wohl an einen solchen Beruf glauben, bis er sich für das entschied, wo offenbar seine wahre Bestimmung lag und er seiner Nation und der Wissenschaft die höchsten Dienste leisten konnte. Schon im Jahre 1828 unternahm Ranke eine mehrjährige gelehrte Reise, die ihn über Wien nach Italien führte und auf welcher er in Venedig, Florenz und vor allem in Rom jene umfassenden archivalischen Studien machte, deren reiche Ergebnisse er dann in erster Linie in den „Päpsten" niederlegte. Inzwischen (1829) war seine Schrift über die „Serbische Revolution" erschienen, die ihm das höchste Lob des angesehensten der deutschen Historiker jener Zeit eintrug [1]), die Aufmerksamkeit Goethes auf ihn lenkte [2]) und seinen Namen zum erstenmale in die weiteren Kreise der Gebildeten trug. Die volkstümliche Grundlage der Schrift, die an der Hand der unmittelbaren populären Überlieferung ein lebendiges Bild der Erhebung der Serben gegen die türkische Herrschaft mit einer unvergleichlichen Kunst der naiven historischen Erzählung entwarf, übt fortgesetzt auch auf solche Leser einen unwiderstehlichen Reiz aus, die in Ranke sonst weiter nichts als den kühlen, gefühllosen, diplomatisirenden Geschichtschreiber erkennen wollen. Nach Berlin zurückgekehrt und damit beschäftigt, die gewonnenen Schätze zu verarbeiten, unternahm er mit Savigny u. a. die „Historisch-politische Zeitschrift" (1832—1836), welche die herrschenden Tendenzen des Tages bekämpfte und den Herausgeber in den liberalen

---

„Indische Gedicht", auf welches die Rahel sich bezieht, muß doch nicht bloß sinnbildlich verstanden werden?

[1]) Vgl. Niebuhrs „Lebensnachrichten" 3, 238. Niebuhr schreibt an Perthes (Bonn, 21. Juli 1829): „Ich wünsche Ihnen großes Glück zu Rankes Serbien, welches ich laut anpreise, wie Ihr Haus an den hier abgesetzten Exemplaren spüren wird. Es steht mir zu, zu sagen, daß das kleine Buch, als Historie, das Vortrefflichste ist, was wir in unsrer Litteratur besitzen. Ranke hat Alles abgestreift, was früher in seiner Manier störte. Ich habe das Buch auch nach England und Frankreich empfohlen".

[2]) S. Alfr. Dove, im Neuen Reich (Jahrgang 1875) und mein Schriftchen „Goethe als Historiker" S. 647.

Kreisen in den Geruch einer unfreien Denkweise brachte. Ranke war ja eine durchaus konservative Natur und ist vielleicht dem vorwärts drängenden politischen Geiste der Zeit lange genug allzu ängstlich nachgefolgt. Auf seine Geschichtschreibung war diese Vorsicht jedoch zunächst von geringem Einfluß. In den Jahren 1834—1836 trat sein berühmtestes Werk: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" an das Licht. Das Urteil stimmt darin überein, daß es die glänzendste und gediegenste historiographische Leistung Rankes ist, die hier in Frage steht, aber noch mehr als dies, es wird zugleich von allen Stimmfähigen und Unbefangenen zugegeben, daß mit demselben zugleich die historische Literatur aller Völker und Zeiten eine glänzende Bereicherung erfahren hat. Es war ein Triumph des deutschen Geistes, der deutschen Wissenschaft, der hier erfochten ward und dessen Inhalt wie Bedeutung in seinem ganzen Umfange den Zeitgenossen bei aller Anerkennung doch nicht sofort klar geworden ist. Es hat in Wahrheit doch nur den Wert einer Redensart, die aber selbst in der Gegenwart noch nicht ganz verklungen ist, wenn die Meinung ausgesprochen wird, als habe sich Ranke mehr nur durch den blendenden Glanz und Reiz, der auf der Geschichte des europäischen Südens in jener Zeit ruht, zu der Wahl dieses Stoffes bestimmen lassen, während in Wahrheit die unvergleichlich universalhistorische Bedeutung desselben es ist, die einen so universell angelegten historischen Genius mit ihrer unwiderstehlichen Macht überwältigt hat. Welch eine entscheidungsvollere Epoche in der neueren Geschichte Europas könnte man sich denken als das erste Unterliegen des Papsttums, mitten in den schwelgerischen Genüssen in Kunst und Wissenschaft, durch die deutsche Reformation, dann seine Wiedererhebung und die siegreiche Reorganisation des im tiefsten Grunde erschütterten weltbeherrschenden Katholizismus im Zeitalter der Gegenreformation? Allerdings war es ein Gegenstand, wie kein anderer geeignet, das spezifische Talent des Autors in seiner vollen Kraft zur leuchtenden Anwendung gelangen zu lassen, denn daß wir in den

„Päpsten“ ein historiographisches Kunstwerk vor uns haben, ist, wie bemerkt, ziemlich allgemein zugestanden. Jetzt ward es klar, was es heißen wollte, wenn ein literarisches Talent ersten Ranges sich der Geschichtschreibung zuwendete. Ranke hat später selbst gelegentlich seine Art der Geschichtschreibung als „Kunst und Wissenschaft zugleich“ bezeichnet. Wie das zu verstehen, war bereits in den „Päpsten“ deutlich exemplifizirt und ist in seinen späteren Werken kaum wieder übertroffen worden. Es ist die innige, unzertrennbare Verbindung beider Momente miteinander, die man sich die längste Zeit als gegensätzlich gedacht hatte. So besaß Deutschland jetzt einen Klassiker unter der Firma der Geschichtschreibung, der, indem er den höchsten Anforderungen an die kritische Forschung genügt, zugleich eine Kunst der Darstellung bewährt, wie man sie bisher nur im Gebiete der sog. schönen Literatur zu suchen gewohnt war. Die Charakterisirung der einzelnen Päpste und ihrer Tendenzen, die Schilderung ihrer Diplomatie, der verschiedenen kirchlichen Institutionen und Orden, vor allem des Jesuitenordens, der Geschichte des Konzils von Trient u. s. w., alles dieses ist mit unübertroffener Meisterschaft, auf Grund der vollkommensten Kenntnis und Verwendung des originalsten Materials, durchgeführt. Deutschland hat sich bei diesen Ausführungen über Verkürzung nicht zu beklagen: die Geschichte der Gegenreformation in Deutschland ist im ganzen Umfang und in dem Gefühle dessen, was wir dabei verloren haben, dargestellt. Wo wir bei anderen Schriftstellern, die sich bisher mit diesen verhängnisvollen Vorgängen beschäftigt hatten, bei recht unvollkommener Kenntnis des Stoffes ein oft volles Maß sittlicher Entrüstung und patriotischen Zornes gefunden haben, gibt Ranke eine aus der Fülle der Forschung geschöpfte Schilderung, die von einer fortgesetzten, aber so treffenden und feinen Ironie begleitet ist, daß manches für Gleichgiltigkeit erschien, was in Wahrheit auf der vollkommensten und überlegensten Einsicht in die Größe und in die Schwäche seiner Helden beruht. Eigentümlich genug mag es erscheinen, daß der Geschichtschreiber seine Waffen zum

guten Teile im Lager des Gegners geholt hat, den er übrigens, als ein gebildeter Mann, mit so vieler Höflichkeit und Gerechtigkeit behandelt, daß er sich kaum beklagen kann. In der Perspektive, mit welcher Ranke das Werk schließt, und die das Übergewicht der Hierarchie durch die neueste Entwickelung der Völker und Staaten als fortan ungefährlich bezeichnet, hat freilich eine Sinnestäuschung zur Voraussetzung, wie einer solchen auch grundgescheidte Leute selbst in Hauptfragen manchmal unterliegen, und hat er sie später selbst korrigirt. Gerade in religiösen Fragen bewährt sich sonst wie die Wärme seiner Empfindung so der Scharfblick seines Geistes am kräftigsten. Die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" [1]) legt dafür das beredteste Zeugnis ab. Die wesentlichen Vorzüge, welche er den „Päpsten" eingehaucht, begegnen uns hier wieder. Die Darstellung bewegt sich ruhiger im Geleise der epischen Entwickelung, als dort, wo es nicht an Sprüngen fehlt und er nicht gerne wiederholt, „was jedermann weiß". Zugleich steht Ranke hier völlig auf nationalem Boden und entrichtet dem Vaterlande die Schuld des dankbaren Sohnes, indem er die nahezu größte, originellste, weltbewegende Epoche ihrer Geschichte mit voller Hingebung und mit der ganzen Meisterschaft seiner Kunst und in der vollen Anschaulichkeit, die der erhabene Gegenstand verlangt und verdient, vor unseren Augen noch einmal sich vollziehen läßt. Es ist wohl gelegentlich die Meinung ausgesprochen worden, als lasse Ranke das nationale Moment gegenüber dem universellen zu weit zurücktreten; wäre dieselbe im allgemeinen auch begründeter, als wir zuzugeben geneigt sind, in dem besonderen Falle wenigstens sollte sie überhaupt verstummen. Wenn Ranke die Ansicht durchblicken läßt, daß gegenüber der religiösen Bewegung, sollte sie gelingen, alle übrigen — die politisch-nationale, soziale u. s. w. — sich bescheiden mußten, so läßt sich dagegen um so weniger etwas einwenden, als längst der Beweis geliefert ist, daß die religiöse Erneuerung im Geiste

[1]) 6 Bände, Berlin 1839—1847

der Nation unendlich mehr vorbereitet war als jede andere, und eben darum gelungen ist. Was durch die Darstellung dieser Epoche von solcher Hand der deutschen Geschichte für eine Förderung erwachsen mußte, zeigte allein schon die einleitende Skizze der Geschichte des 15. Jahrhunderts und die Versuche, die unter K. Friedrich III., Maximilian I., wie später noch unter Karl V. gemacht wurden, die deutsche Reichsverfassung auf ständischer Grundlage zu reformiren; es war wie eine Entdeckung von Vorgängen, die auf dem Wege lagen und für deren richtige Erkenntnis Ranke die Reichstagsakten, von welchen allerdings seit Goldast schon andere, wie z. B. Häberlin, Notiz genommen hatten, in weit größerem Umfange benutzt hat. Und angesichts der Durchführung des gegebenen Themas ist u. a. doch auch das Eine hervorzuheben, daß einzelne Teile mit besonderer Virtuosität erzählt sind und in dem Leser, ohne ihn zu erschlaffen, eine behagliche Stimmung hervorrufen, wie sie auf dem Gebiete der Geschichtschreibung bisher bei uns schlechterdings unbekannt gewesen war. Ranke trat doch erst jetzt und im Grunde nur jetzt der Nation im großen, soweit sie hierbei überhaupt in Frage kommt, näher und bei keiner seiner späteren Schriften hat sich diese Art von Annäherung wiederholt und wiederholen können. Es geschah, was Goethe von der Wirkung seines Götz so hübsch zu rühmen weiß: „Es entsteht ein eigenes, allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt“ [1]). Die Verbindung der universellen und nationalen Gesichtspunkte ist in dem gegebenen Fall gleich bewunderungswürdig durchgeführt, wie in den „Päpsten“. Die Kunst der Charakteristik, die Entwirrung der scheinbar verworrensten diplomatischen Manipulationen, der sichere historische Blick, der überall die entscheidenden Momente wie spielend erkennt, das treffende Urteil

---

[1]) „Aus meinem Leben“, Ausgabe vom Jahre 1840. 22, 325.

über Personen und Thatsachen, die souveräne Beherrschung des Stoffes und des weitausgedehnten Schauplatzes der von ihm erzählten Begebenheiten — sie reißen immer wieder zur Bewunderung hin.

Es kann nun nicht unsere Absicht sein, die ganze noch folgende Reihe der Geschichtswerke Rankes im einzelnen einer auch nur kurzen Betrachtung zu unterziehen. Für uns ist die Hauptsache, die Natur und Eigentümlichkeit seiner Geschichtschreibung und die Stellung, die sie in der Entwickelung seiner Wissenschaft einnimmt, festzustellen. Zunächst heben wir noch das eine hervor, daß, so wie die Geschichte der neueren Zeit seine spezifische Domäne war, er die Geschichte des Mittelalters, ein paar Untersuchungen etwa abgerechnet, schriftstellerisch erst in seinem hohen Alter zu bearbeiten angefangen hat. Es wäre aber eine unverzeihliche Lücke, wollten wir nicht davon reden, daß er als Lehrer gerade für die Förderung der Geschichte jener großen Epoche mit maßgebendem Erfolge gearbeitet hat. Die von ihm geleiteten historischen Übungen bilden den Ausgangspunkt der sog. „Ranke'schen Schule", welcher die größere Zahl der älteren bedeutenden Historiker der Gegenwart angehört. Indem Ranke in seinen Übungen sich gerne mit der kritischen Untersuchung mittelalterlicher Geschichtsquellen abgab, ist er auf die wissenschaftliche Ausführung der Monumenta G. H. nicht ohne merkbaren Einfluß geblieben. Indem er seine Schüler zugleich vor allem auf das kritische Studium der Geschichte des Mittelalters, im besonderen des deutschen Mittelalters lenkte, hat er für die Umgestaltung der Behandlung dieser Geschichte entscheidenden Anstoß gegeben. Es wurden nun die Grundsätze der historischen Kritik, wie sie Niebuhr auf die alte, er selbst auf die neue Geschichte unmittelbar angewendet hatte und anwendete, durch seine Schule und sein Beispiel auf die mittelalterliche Geschichte übertragen [1]).

---

[1]) Die „Jahrbücher des deutschen Reichs von K. Heinrich I. bis Otto III." inkl. waren mit die erste edelste Frucht dieser Anregungen, die kritische Unter-

Von den umfassenden Werken Rankes der späteren Zeit stehen die französische und die englische Geschichte obenan. Es sind wiederum die universalgeschichtlichen Gesichtspunkte, die überwiegen, dabei aber ein tiefes Verständnis der einzelnen Nationalitäten, die den echten Historiker voraussetzt. Franz I. wie Ludwig XIV. sind vortrefflich gezeichnet, die Genesis und Urheberschaft der Bartholomäusnacht mit der Tiefe und Ruhe des selbstgewissen Diagnosten erzählt, dem der schwierigste Fall das höchste Interesse einflößt. Verwickelte historische Probleme wie über die Katastrophe des Don Carlos und über Wallenstein haben von jeher seinen Scharfsinn in besonderem Grade gereizt. Das Rätsel von Wallensteins Schuld und Ende hat Ranke wohl insoweit gelöst, als es überhaupt gelöst werden kann [1]). Von nicht geringem Werte sind die Ausführungen „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege" [2]), in welchen er mit bestechender Kunst den Beweis zu führen versucht, daß auf der Grundlage des Friedens vom Jahre 1555 ein friedliches Zusammenleben und eine gedeihliche Entwickelung der Nation möglich und im vollen Gange war, wenn die bösen Leidenschaften und die Umtriebe der Parteien im besonderen der Partei der Gegenreformation es zugelassen hätten. Die Perspektive mag etwas zu optimistisch gestellt sein, wahr bleibt aber daß, wenn die Nation ihrem eigenen Impulse hätte folgen können, sie von dem unermeßlichen Unglücke des verderblichsten aller Kriege hätte bewahrt bleiben können. Die Behandlung, welche Ranke der Epoche der englischen Geschichte widerfahren ließ, welche die Revolution umschließt, hat, zumal angesichts des ersten Eindrucks, mehrfachen Widerspruch erfahren. Einem so konservativ gestimmten und mit seinen politischen Anschauungen in der Restaurationszeit wurzelnden Geist konnte kaum eine schwierigere

suchung über das „Chronicon Corbeiense", wodurch dessen Unechtheit erwiesen wurde, ging ebenfalls aus ihnen hervor.

[1]) „Geschichte Wallensteins" (Leipzig 1869).

[2]) Leipzig 1868.

Aufgabe als gerade diese gestellt werden. Ranke hat es selbst gefühlt, daß er seinen eigenen Neigungen Zwang anthun und sein „Selbst auslöschen“ müsse, um gerecht zu bleiben. So hat er sich denn, wenn er auch hier und da auf Untiefen stieß, glücklich durch die brandenden Gegensätze hindurch gesteuert und schließlich doch den treffenden historischen Standpunkt gefunden, um von demselben aus eine so außerordentliche Erscheinung wie Cromwell nicht falsch zu beurteilen. Die Stimmung des Tory klingt ja überall durch, wie um so viel unverhüllter bei Macaulay die Sympathie des Whig zu erkennen ist; es besteht jedoch kein Zweifel, daß die echte Historie vielleicht doch bei dem Deutschen mehr zu ihrem Rechte kommt als bei dem Engländer. Freilich betrachtet der eine in diesem Falle die Dinge vom universellen, der andere vom national-englischen Gesichtspunkte aus. Daß das Werk Macaulays in Deutschland selbst eine unendlich größere Verbreitung gefunden hat, als sie später Rankes englischer Geschichte zu teil wurde, ist bekannt und leicht begreiflich, ohne daß darum damit für den wissenschaftlichen Wert schon eine Entscheidung gegeben wäre. Das Geschichtswerk Macaulays wurde zu einer Zeit bei uns bekannt, als die politische Aufregung noch hoch ging und gerade das drohende Scheitern so siegesgewisser Hoffnungen in der glänzenden Schilderung des Sieges der liberalen Ideen in England wie eine Art von Trost und Ermutigung fand, während das Ranke'sche Werk auf solche Wirkungen überhaupt nicht ausging und überdies in dem Jahrzehnt seines Erscheinens die Gedanken unseres Volkes bereits mehr von nationalen als liberalen Bestrebungen und Wünschen in Anspruch genommen waren.

So ziemlich alle bisher berührten Werke unseres Geschichtschreibers bewegen sich bereits ausschließlich in dem Kreise des 16. und 17. Jahrhunderts. Kein Zweifel, sie flossen aus dem tiefsten Borne seiner Seele und dem unmittelbarsten Antriebe seines wissenschaftlichen Programms. In dem späteren Jahrzehnte — seit 1871 — sind nun eine Anzahl von Schriften Rankes

entstanden, deren Inhalt dem 18., ja zum Teile noch dem 19. Jahrhundert angehört [1]). Schon beträchtlich früher, in den Jahren 1847—1848, war er mit den „Neun Büchern preußischer Geschichte“ hervorgetreten, wie um seine Ernennung zum „preußischen Historiographen“ zu legitimiren. Die Schrift hatte damals mannigfachen Tadel erfahren; man hatte finden wollen, daß Ranke das Diplomatisiren und die Zurückhaltung dieses Mal doch gar zu weit getrieben und das Wildwachsende und Urkräftige, was in den alten Hohenzollern und ihrer Politik läge, gar zu sichtlich gemildert habe; darüber hat man aber die großen Vorzüge des Buches, wie man sie eben nur von ihm erwarten konnte, und den nicht gewöhnlichen selbständigen, materiellen Gehalt desselben viel zu weit zurücktreten lassen; wie reich dieser ist, lehrt die bloße Vergleichung der Schrift mit Stenzels Geschichte des preußischen Staates, so wenig dieser ehrenwerte Schriftsteller sonst gerade mit Ranke sympathisirt. Die später erfolgte Erneuerung und Fortsetzung dieser Schrift [2]) aus den Jahren 1871—1874 bietet freilich vielfach eine anziehendere und vollendetere Gestalt. Man kann überhaupt nicht leugnen, die gewaltigen Veränderungen und Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte haben auch auf unseren Geschichtschreiber einen gewaltigen Eindruck gemacht und auf seine literarische Thätigkeit sichtlichen Einfluß ausgeübt. Es soll damit jedoch kein Tadel ausgesprochen sein. Das souveräne Recht des schaffenden Geistes und seiner Selbstbestimmung muß eben doch unter allen Umständen geachtet werden und unangetastet bleiben. Alle diese genannten Schriften sind des Urhebers der genannten früheren

---

[1]) 1. „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges“ (1871). — 2. „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund.“ Deutsche Geschichte von 1780—1790. 2 Bde. (1872). — 3. „Abhandlungen und Versuche“ (1872). — 4. „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen“ (1873). — 5. „Ursprung der Revolutionskriege 1791 und 1792“ (1875). — 6. „Zur Geschichte von Östreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertsburg“ (1875). — 7. „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers von Hardenberg“ (5 Bde., 1876—1877).

[2]) „Zwölf Bücher preußischer Geschichte.“

großen Werke würdig, wenn sie auch an allgemeiner Bedeutung mit ihnen nicht wetteifern können. Sie greifen überall reformirend ein und erweitern die originale Kenntnis der behandelten Zeit in den wesentlichsten Punkten. Die Fülle des Geistes und der Gedanken ist noch immer dieselbe und berührt uns doppelt wohlthätig, wo sie sich unmittelbar in den Dienst der vaterländischen, der nationalen Geschichte stellt.

Indes mit dieser Art von Hervorbringung schloß der Historiker von der seltensten Fruchtbarkeit nicht ab: er begann vielmehr zuletzt ein Werk, in welchem er, wenn wir so sagen dürfen, die Summe seines Lebens und Forschens zu ziehen gedenkt. Es war eine in der Tiefe seiner Natur liegende Wendung, und zugleich ein Zeugnis von der Frische und Kraft seines Geistes ohne Gleichen, indem Ranke noch einmal zu den universalhistorischen Neigungen seiner Jugend zurückgriff und in den Jahren, in welchen andere Sterbliche längst die ermattete Hand sinken lassen, daran ging, eine „Weltgeschichte" zu schreiben und mit ihr die literarische Wirksamkeit von mehr als einem halben Jahrhundert zu krönen. Es wäre zwar noch zu früh, ein endgültiges Urteil über ein noch unvollendetes Werk sich erlauben zu wollen, aber das eine läßt sich bereits übersehen und erkennen, daß es sich hier um einen wohl überlegten Versuch handelt, mit vollständiger Beherrschung des unermeßlichen Stoffes ein klares und erschöpfendes Bild der Weltgeschichte, das auf der Höhe der Wissenschaft, der Forschung der Gegenwart stehen will, zu entwerfen. Das Fundament des Gebäudes ist gelegt, möge es dem verehrungswürdigen Mann vergönnt sein, es zu vollenden und an seiner Vollendung sich zu erfreuen!

Wir haben schon davon gesprochen, daß es von den Verdiensten Rankes nicht das kleinste ist, eine Schule gegründet zu haben, in deren Händen die Fortbildung der deutschen Geschichtschreibung ruht, und daß dieselbe wieder ein heranreifendes Geschlecht großgezogen hat, die das kostbare Erbe erhalten und vermehren soll. Zu der älteren Gruppe der Schüler Rankes zählen die Namen: Georg Waitz, W. von Giesebrecht, Heinrich von Sybel,

R. Röpell, Adolf Schmidt, S. Hirsch, Rudolf Köpke, W. Dönniges, Ernst Herrmann, W. Wattenbach, Ph. Jaffé, Ernst Dümmler. In die weitesten Kreise sind die Namen der drei zuerst Genannten gedrungen, und man wird nicht Unrecht thun, wenn man sie als diejenigen bezeichnet, die durch ihre Leistungen unter der ganzen bezeichneten Gruppe obenan stehen. Waitz hat sein Talent und eine seltene Arbeitskraft der deutschen Geschichte gewidmet [1]). Seine Beteiligung an den Jahrbüchern des deutschen Reiches durch die Abfassung der Geschichte K. Heinrich I., seine deutsche Verfassungsgeschichte, die Schrift über G. Wullenweber, die Geschichte von Schleswig-Holstein, die schon berührte Mitwirkung an der Herausgabe der Monumenta G. H. sind die Hauptleistungen seiner literarischen Thätigkeit. Dazu kommt eine schwer zu übersehende Reihe von kleineren Untersuchungen, Aufsätzen, kritischen Besprechungen vorzugsweise in den Gött. Gel. Anzeigen, die wohl verdienten, einmal in einer Auslese zusammengestellt und herausgegeben zu werden. Die in der A. Schmidt'schen Zeitschrift abgedruckten Ausführungen „Über die Entwickelung der deutschen Historiographie im Mittelalter“ — um ein besonderes anzuführen — sind geradezu mustergiltig für Erörterungen dieser Art geworden. Durch seine kritische Thätigkeit hat Waitz Jahrzehnte lang das Amt eines gefürchteten, aber ebenso gerechten als bestinformirten Richters in historischen Dingen ausgeübt. Die Schule, die er gegründet hat, ist nicht bloß zahlreich, sondern hat einzelne, des Meisters würdige Adepten gestellt, die an der Fortbildung der historischen Wissenschaft in seinem Sinne unermüdlich gearbeitet haben und arbeiten. Das Hauptwerk bleibt immerhin die Verfassungsgeschichte. In ihr gelangten alle Eigentümlichkeiten und Vorzüge der wissenschaft-

[1]) Geboren den 9. Oktober 1813 zu Flensburg, seit 1875 als Leiter der Herausgabe der Monumenta G. H. von Göttingen nach Berlin übergesiedelt. Vgl. seine eigenen, bis zum Jahre 1857 reichenden Mitteilungen über sein Leben in seiner (populären) Schrift „Deutsche Kaiser von Karl d. Gr. bis Maximilian“ (Abdruck aus der D. Nat.-Bibliothek. Verlag von E. Beigel in Berlin.

lichen Art ihres Urhebers zum vollkommenen Ausdruck. Ein Wesentliches ist die strenge exakte Methode der Forschung, die durch keinen Schein geblendet wird, die solide und umfassende Gelehrsamkeit, die Besonnenheit und das von Einseitigkeit freie, stets unabhängige Urteil. Bekanntlich hat es Waitz in der Auffassung einiger Kardinalpunkte aus der Zeit des ersten Jahrhunderts und der fränkisch-merovingischen Zeit nicht an heftigen Widersprüchen gefehlt, daß aber gleichzeitig drei so bedeutende Gelehrte wie er, v. Sybel und Paul Roth auf dem Gebiete unseres Altertums und der älteren Verfassungsgeschichte, wenn auch in Gegensätzen zu einander, sich erheben konnten, war eine Erscheinung, über die man sich nur erfreuen und von welcher die Wissenschaft nur Vorteil ziehen konnte. Das Verdienst der betreffenden Untersuchungen von Waitz besteht zunächst darin, daß er die Möser-Eichhorn'sche Auffassung der Urzeit durch vollständige Sammlung und sorgfältige Prüfung aller Zeugnisse säubert. Er widerlegte die Möser'sche Lehre von der Gesammtbürgschaft und wies die übertriebenen Anschauungen von der Amtsgewalt der Priester und der Bedeutung der Gefolgeschaft in die ihnen gebührenden Grenzen zurück. Als sein größtes Verdienst in diesem Falle gilt aber der Nachweis, daß der Staat der Merovinger in seinen Grundzügen weder auf römischen noch keltischen Einrichtungen beruhe, sondern daß er die Fortbildung der altgermanischen Verfassung sei [1]). Damit war für die deutsche Geschichte ein fester Ausgangspunkt gewonnen, der durch die sich daran knüpfenden Streitigkeiten nicht mehr erschüttert worden ist. In seinem „Wullenweber" betrat Waitz das Gebiet der neuen Geschichte und man kann sagen, daß er die so bedeutungsvolle den ganzen europäischen Norden umspannende Verwickelung, die mit der Katastrophe der Hansa endete, auf Grund der sorgfältigsten und umfassendsten Forschung und einer, von sicherem historischem Urteil unterstützten, besonnenen Darstellung endgültig abgeschlossen hat. Seit dem

[1]) Vgl. Kaufmann a. a. O. S. 357.

Jahre 1875 ist, wie erwähnt, die Leitung der Monumenta G. H. in seine Hand gelegt. Er blieb aber zugleich nach wie vor einer der fleißigsten wie sachkundigsten Mitarbeiter an dem großen nationalen Unternehmen, mit welchem sein Name in ruhmvollster Weise für alle Zeiten verknüpft ist.

W. von Giesebrecht[1]) ist durch seine „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" berühmt und, was vielleicht mehr sagen will, populär geworden. Nachdem er sich durch eine Anzahl spezifisch gelehrter Untersuchungen und die Mitarbeiterschaft an den Monumentis als einer der fähigsten Schüler Rankes qualifizirt hatte, trat er im Jahre 1853 mit dem ersten Teile seiner Kaisergeschichte auf, die im Augenblicke bis in die Zeit Kaiser Friedrich I. hinein vorgeschritten ist. Das Unternehmen wurde gleich anfangs mit ermunterndem Beifalle aufgenommen, der mit dem Fortschreiten des Werkes nur gewachsen ist. Der Nation wurde hier endlich geboten, was sie so lange vergeblich ersehnt hatte, eine auf vollendeter wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung der glänzendsten Epoche ihrer Geschichte, die durch eine lange Reihe ganz neuer Ergebnisse umgestaltend wirkte und, in der Form auf die gebildeten Kreise der Nation berechnet, ihnen in liebevoller Hingebung ein helleres Verständnis ihrer großen und oft falsch verstandenen Vergangenheit eröffnete. Das patriotische Werk hat seine Bestimmung schon vor seiner Vollendung vollständig erfüllt und mit ehrendem Verlangen sieht die Nation dieser selbst entgegen.

Heinrich von Sybel nimmt seine eigene Stellung unter den Schülern Rankes ein. Er ist der Politiker in dieser Gruppe, ohne daß mit dieser Bezeichnung seinen Verdiensten als Geschichtschreiber ein Abbruch geschehen soll. Er ist zugleich derjenige unter den Historikern, deren Schwerpunkt in der Behandlung der neuen Geschichte liegt, der jedoch zugleich in der Geschichte des Mittelalters nicht

[1]) Geboren den 5. März 1814 zu Berlin, seit 1861 als Nachfolger H. v. Sybels in München. Vgl. seine Erinnerungen an R. Köpke in Raumers Hist. Taschenbuch. Leipzig 1872 S. 247 ff.

bloß kein Fremdling ist, sondern durch hervorragende Arbeiten an der Förderung derselben sich beteiligt hat. Seine „Entstehung des deutschen Königthums“ [1]), wie seine „Geschichte des ersten Kreuzzuges“, von kleineren einschlägigen Untersuchungen nicht zu reden, legen dafür vollwichtiges Zeugnis ab. Während seine mit ebenso vielem Scharfsinn als großer Gelehrsamkeit durchgeführte Ansicht über den römischen Ursprung des deutschen Königtums auf vielfachen Widerspruch gestoßen ist, hat das in zweiter Linie genannte Werk allgemeine Zustimmung gefunden. Es ist die erste, mit strenger Kritik und exakter Methode geschriebene Geschichte des wichtigsten aller Kreuzzüge und hat — und darin liegt der Fortschritt gegenüber von Wilken — zum erstenmal Geschichte und Sage vollständig und mit treffender Kunst gesondert. Das Bild der bezüglichen Ereignisse zeigt seitdem ein wesentlich anderes Gesicht. Während jedoch dieses Werk über die Grenzen der Fachmänner wenig hinausgedrungen ist, hat die „Geschichte des Revolutionszeitalters“ die weiteste Verbreitung gefunden, obwohl man nicht sagen kann, daß sie gerade leicht zu genießen sei. In unseren Augen besteht nun kein Zweifel, daß wir in diesem Werke die glänzendste und gehaltvollste historiographische Leistung zu erkennen haben, welche die deutsche Geschichtschreibung der Gegenwart seit den älteren Schriften Rankes, wenigstens auf dem Gebiete der neuen Geschichte, hervorgebracht hat. Die gesammte, zunächst in Deutschland noch herrschende Überlieferung und Ansicht von dem historischen Charakter der Epoche der Revolution, ihrer inneren Entwickelung und ihrer äußeren Beziehungen, ist durch dasselbe umgestaltet worden. Es ist seit seinem Erscheinen nicht mehr gestattet, die Schuld des Konfliktes zwischen der Revolution und dem alten Europa diesem letzteren zuzuschieben. Die Glorie, die auf den Häuptern der Gironde versammelt war, hat eine beträchtliche Trübung erfahren, die finanzielle und volkswirtschaftliche Zerrüttung Frankreichs durch die Freiheitsmänner ist mit einer

---

[1]) 1. Auflage 1845, 2. Auflage 1880.

durch seltene Sachkunde getragenen Einsicht nachgewiesen und vor allem der verhängnisvolle Zusammenhang der polnischen Frage mit dem Kriege gegen die Republik auf das deutlichste und zuverlässigste an das Licht gestellt u. s. f Eine umfassende und angestrengte archivalische Forschung liegt allen diesen Ausführungen zu Grunde und ist mit Umsicht und Besonnenheit angewendet. In der Kunst der Erzählung mag es dem Verfasser einer und der andere zuvorthun, und doch hält sich die Darstellung stets auf der Höhe des Gegenstandes und erhebt sich in der Schilderung von Persönlichkeiten, wie Bonaparte, Carnot u. dgl. oft zu vollendeter Meisterschaft. An neuen Ergebnissen ist die erste Hälfte (1789—1795) unzweifelhaft reicher als die zweite (bis 1799), es liegt das aber in der Natur der Sache, während die Originalität der Darstellung und die kritische Durchdringung der Thatsachen doch die gleichen bleiben. Die tiefe politische Einsicht, die Sybel überall begleitet, kommt diesem eminent politischen Stoffe im weitesten Sinn zu gute; ähnliches gilt von der Behandlung von Tagesfragen oder der Erörterung einer Reihe von hervorragenden Momenten aus der mittleren und neuen Geschichte, wie sie in seinen „Kleinen Schriften" gesammelt vor uns liegen. Sie beleuchten zugleich den weiten Umfang seines Gesichtskreises wie seine in Wahrheit und im besten Sinne konservative Gesinnung auf das überzeugendste [1]).

5. Die Heidelberger Schule. — Schluß.

Wir hätten vielleicht im Anschluß an H. v. Sybel am zweckmäßigsten gleich von Ludwig Häusser gesprochen. Er berührt sich ja mit seinem berühmtesten Werke notorisch mit der Geschichte

[1]) Von den Schülern H. v. Sybels nennen wir als die angesehensten K. v. Noorden (gest. 1884) — den Verfasser der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges. 2 Bde. — und Wilh. Maurenbrecher, der sich durch seine gediegenen Arbeiten über das Zeitalter der Reformation und K. Karl V. hervorgethan hat.

der Revolutionszeit. Auf der anderen Seite ist man gewöhnt, sich ihn in enger Verbindung mit F. Chr. Schlosser zu denken, und dieser wieder hat wenigstens lange Zeit als Haupt einer Schule gegolten, zu welcher Gervinus und Häusser, wenn nicht als die einzigen, so doch als die bedeutendsten gezählt wurden. Es dürfte unter diesen Umständen vielleicht nicht unstatthaft erscheinen, diese Gruppe im Zusammenhang zu betrachten.

Friedrich Christoph Schlosser galt ein Vierteljahrhundert hindurch als der angesehenste oder doch volkstümlichste Geschichtschreiber in Deutschland [1]). Über seine Bedeutung als Historiker ist über seinem Grabe ein lebhafter Streit geführt worden, der in der Hauptsache allerdings nicht ganz zu seinen Gunsten geendet hat. Die bevorzugte Stellung, welche ihm die öffentliche Meinung des liberalen Deutschlands so lange eingeräumt hat, wird sich in der That nicht halten lassen. Schlosser war eben seiner ganzen Denkweise und Bildung nach der Sohn des 18. Jahrhunderts und hat den unermeßlichen Umschwung, der sich seit dem Anfange des neunzehnten innerhalb der deutschen Nation und der historischen Wissenschaft vollzog, nur zum geringeren Teile mit durchgemacht. So vermochte er demselben zuletzt nur mehr bis zu einem gewissen Punkte zu folgen und blieb dann hinter ihm zurück. Für die politische Historie hat er im übrigen verhältnismäßig am spätesten gearbeitet. Er war ursprünglich von der Theologie ausgegangen und hatte weiterhin mit seinen theologischen philosophische Studien verbunden. In seiner ersten Schrift „Abälard von Dulcin, oder Leben und Meinung eines

[1]) Schlosser, geboren 17. November 1776 zu Jever in Ostfriesland, gestorben 23. September 1861. Vgl. G. Weber, Festschrift zu Schlossers 100jährigem Geburtstage. Leipzig 1876. — F. Chr. Schlosser, ein Nekrolog von Gervinus (1861). — Briefe über diesen Nekrolog (anonym), Chemnitz 1862. — Haym und Dilthey in den Preußischen Jahrbüchern 1862 und 1874. — H. v. Sybels Hist. Zeitschrift. 8. Bd. — B. Erdmannsdörfer, Gedächtnisrede zur Feier von Schlossers 100jährigem Geburtstag. Heidelberg 1876. — Ottokar Lorenz, F. Chr. Schlosser. Wien 1878 u. s. w. — Franz Rühl in „Nord und Süd“ 1880, Juniheft.

Schwärmers und Philosophen“ (1807) trat er als Anwalt der so verachteten und so verhaßten Scholastik auf, zu welcher ihn seine Beschäftigung mit Dante geführt hatte. Die Schrift besteht aus zwei von einander unabhängigen Charakteristiken der beiden genannten Persönlichkeiten, und was sie verbindet, ist nur die gemeinsame apologetische Tendenz. Diese Abhandlungen erscheinen durch spätere Untersuchungen entwertet und hätte ihnen der Autor schon damals durch sorgfältigere Forschung einen höheren Inhalt verleihen können; was ihnen aber neben jener Tendenz eine besondere Bedeutung gibt, ist die Opposition, die Schlosser bei diesem ersten Auftreten gegen den historischen Realismus macht, wie ihn Schlözer seiner Zeit vertreten hatte, der aber inzwischen freilich bereits unschädlich gemacht worden war. Für die Entwickelung der historischen Monographie, als einer bald so beliebten literarhistorischen Gattung, ist übrigens diese wie ein paar nachfolgende ähnliche Schriften Schlossers nicht ohne Einwirkung geblieben. Das „Leben des Theodor di Beza und des Peter Martyr Vermili“ (1809) bezeichnet einen unverkennbaren Fortschritt. Es sind wieder zwei Abhandlungen nebeneinander, sachlich vollständig von einander unabhängig — der wissenschaftliche Gehalt erscheint aber erheblich größer, es ist auch unbenutzt gebliebenes Material herbeigezogen. Schlosser ist mit ganzer Seele bei der Arbeit, die von dem Schwung seines philosophischen Idealismus getragen wird, der den Helden des Geistes im Gegensatz zu den des Krieges verherrlicht wissen will. In dritter Reihe steht die „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser“ (1812), die zunächst dem Wunsche ihres Verfassers, sich eine entsprechende äußere Stellung zu erobern, ihre Entstehung zu verdanken hat. Es handelt sich für Schlosser dabei um eine Ergänzung und aber auch eine Korrektur Gibbons. Er vertritt diesem gegenüber die Pflicht des Historikers, die Erscheinungen einer längst vergangenen Zeit nicht an den Anschauungen der Gegenwart zu messen. Im übrigen ist es die kirchenpolitische Seite des Gegenstandes, die Schlosser hier überwiegend beschäftigt. Als Werk der Form läßt es manches

vermissen; die strenge kritische Methode, die damals erst im Durchbruch war, hatte er sich von Anfang an nicht angeeignet, aber die kraftvolle, nach gewissen philosophischen Voraussetzungen aufbauende und beurteilende Darstellung hat auf die Zeitgenossen doch einen tiefen Eindruck gemacht. In dieser Zeit hatte Schlosser durch Dalberg eine Anstellung am Frankfurter Lyceum als Professor der Geschichte und Philosophie erhalten. Eine Frucht dieses Lehramtes war der Übergang von der historischen Monographie zu universalhistorischen Versuchen. Im Jahre 1815 erschien der erste Band seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung", die, mit Unterbrechungen fortgesetzt, schließlich doch unvollendet geblieben ist. Das vielbändige Werk, das seiner Zeit eine gute Aufnahme fand, ist heutzutage in seiner ursprünglichen Gestalt fast ganz vergessen. Es ist wesentlich stofflich gehalten und sollte eben dadurch seine Wirkung hervorbringen; aber um in dieser Richtung etwas Vorzügliches zu leisten, hätte Schlosser weniger rasch arbeiten und in der methodischen Forschung sicherer und geübter sein müssen. In der Form der Komposition läßt sich gar kein Fortschritt erkennen; von der Beseelung und Durchgeistigung der Thatsachen ist keine Rede. Von Haus dafür wenig angelegt, that sich Schlosser bekanntlich etwas darauf zu gute, recht formlos und reizlos zu schreiben. Der wissenschaftliche Wert des Unternehmens ist immerhin ein beschränkter, wie gerne man auch die unermüdliche Arbeitskraft und die ungewöhnliche Belesenheit anerkennt. Es mag auffallen, ist aber so, daß die löbliche Neigung Schlossers in seinen früheren Jahren, den verschiedenen Zeiten und Völkern gerecht zu werden, in diesem Werke vergleichungsweise gedämpft auftritt. Gegenüber dem Zusammentreffen mit den weltbeherrschenden Tendenzen der Hierarchie zerreißt ihm das Gewebe seines ursprünglichen Standpunktes. Im Jahre 1819 erhielt Schlosser den Ruf nach Heidelberg als Ersatzmann Wilkens, und in dieser Stellung ist er bis zu seinem Ende verblieben. Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm jetzt seitdem einen neuen Aufschwung: eben jetzt erschien

seine Übersetzung des pädagogischen Handbuches des Vincenz von Beauvais mit einer Einleitung über den Gang und Zustand der sittlichen und gelehrten Bildung in Frankreich bis zum 15. Jahrhundert. Diese Einleitung ist mit das beste, was Schlosser überhaupt geschrieben hat; sie bewegt sich in der Haltung seiner älteren Monographien; es ist wieder die scholastische Kultur, mit welcher er zu thun hat, aber er steht ihr jetzt reifer, unbefangener, freier gegenüber. Unmittelbar daran schließen sich die Vorarbeiten zu der ersten Ausgabe des berühmtesten seiner Werke, der „Geschichte des 18. Jahrhunderts". Zu diesem Zwecke nahm er im Jahre 1822 einen längeren Aufenthalt in Paris und ließ dann zwei Jahre darauf dieselbe in zwei Teilen erscheinen. Jedoch muß diese erste Bearbeitung von der späteren genau unterschieden werden. Sie verhält sich zu dieser wie der Entwurf zur Ausführung, aber auch so ist der Unterschied noch nicht erschöpft. In der ersten Ausgabe fehlt nämlich gerade das, was das Eigentümliche der späteren ist, nämlich die Verbindung der Literaturgeschichte mit der politischen, nach dem Vorgange von Gibbon. Diese Erweiterung ist erst späterhin hinzugetreten. Ehe es dazu kam, vollendete Schlosser ein anderes, umfassendes Werk, die „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur", deren erster Teil im Jahre 1826, deren letzter im Jahre 1834 an das Licht trat. In diesem Werke führte er zum erstenmal und in großem Stile die Verbindung der politischen und literarischen Geschichte durch; es reicht von der Behandlung gewisser Vorfragen aller Geschichte bis zum Ende des ostgothischen Reiches und ist in seinem letzten Abschnitte im steten Hinblick auf die zeitlich darauf folgende Epoche des Mittelalters geschrieben. Der wissenschaftliche Gehalt der einzelnen Teile ist nicht gleich, und die sog. kulturgeschichtlichen Abschnitte verdienen offenbar den Vorzug vor jenen der politischen Geschichte, die Darstellung der späteren römischen Geschichte vor der der griechischen. Überhaupt bewegt sich Schlosser in den dunkleren Partien der Geschichte weniger gerne oder glücklich als in den helleren; so ist

es vielleicht auch gemeint, wenn Goethe in der kurzen Besprechung dieses Werkes den Verfasser zu den Naturen zählt, „die aus dem Dunkeln in das Helle streben“ [1]). Für bestimmte Seiten des geschichtlichen Lebens, wie das rechts- und verfassungsgeschichtliche, von der volkswirtschaftlichen gar nicht zu reden, bewährt Schlosser überhaupt geringes Interesse. Die Gelehrten der streng philologischen Schule haben an dem Werke vieles und schwerlich mit Unrecht auszusetzen gefunden. Dem gewaltigen Umschwung in der Altertumswissenschaft seit und durch Friedrich A. Wolf und Niebuhr ist Schlosser in der That nur aus der Ferne gefolgt, wie ausgebreitet seine Belesenheit in den Alten auch war. In diese Jahre (1830—1835) fällt nebst der rührigen Mitarbeiterschaft in den Heidelberger Jahrbüchern, die ihn in manche Fehde verwickelte, die Gründung des „Archivs für Geschichte und Literatur“, das er mit Bercht zugleich herausgab. Schlosser hatte sich jetzt wieder ganz der neuen Geschichte zugewendet, wie instinktiv von der politischen Gärung ergriffen, die alle Völker und Staaten des Abendlandes der Reihe nach erfüllte. Schon im Jahre 1826 hatte er die zweite Bearbeitung der Geschichte des 18. Jahrhunderts begonnen, die er im Jahre 1848 vollendete und in welcher wir erst das Werk vor uns haben, an welches man bei dieser Bezeichnung gewöhnlich denkt. Kein Zweifel, daß eine eingehende Behandlung dieser Epoche ein würdiger Gegenstand für den Geschichtschreiber ist und Schlosser hat die Bedeutung desselben — die in erster Linie in dem Sturze der absolutistischen feudalen Weltordnung liegt — von Anfang an richtig erkannt. Mit dieser Erkenntnis war das breite Heranziehen der Literatur von selbst gegeben, weil jener Zerstörungsprozeß zum guten Teil auf diesem Wege erfolgte oder doch vorbereitet worden ist. Diese Abschnitte des umfassenden Werkes verdienen ohne Zweifel den Vorzug, wenn auch die Verbindung des einen und des anderen Elementes mehr nur eine äußerliche

---

[1]) Goethe's S. W. 31, 474. (Freilich ist auch noch eine andere Deutung möglich.)

ist. Wie bekannt, war der Erfolg dieses Geschichtswerkes ein außerordentlicher und ist der Name des Verfassers namentlich in den mittleren Schichten unsrer Nation populär geworden wie der keines deutschen Geschichtschreibers seit J. v. Müller, zu dessen Lobrednern er freilich nicht gehörte. Allerdings ruhte dieser Erfolg auf einem unsicheren Fundamente; nicht dem wissenschaftlichen Gehalte, den jene Kreise zum Teile gar nicht beurteilen konnten, sondern dem herben Tone und dem rücksichtslosen subjektiven Maßstabe verdankte er ihn, welchen er an alle Erscheinungen des öffentlichen und sittlichen Lebens anlegte. Die Unzufriedenheit und Verstimmung, welche das deutsche Volk in der Zeit der Restauration und den beiden darauf folgenden Jahrzehnten beherrschte, fand hier ihren weithin hallenden Ausdruck. Es ist nicht anders, der wissenschaftliche Wert des Werkes leidet unter der Wucht der moralisirenden Tendenz und diese wieder hat ihren Schwerpunkt in gewissen willkürlichen Voraussetzungen, die sich nicht aus der Sache selbst ergeben, sondern in dieselbe hineingetragen werden. So kam es, daß die Wertschätzung und Popularität des Werkes sank, so wie jene Verstimmung der Nation anderen Empfindungen zu weichen anfing und eine andere objektivere Art der Geschichtschreibung durchzudringen begann [1]). Die sog. diplomatische Geschichtschreibung, wie sie Ranke in so eminentem Maße vertritt, hat vor Schlossers Augen niemals Gnade gefunden, und als er selbst einmal damit sein Glück versuchte, hat er die Hand schnell wieder davon zurückgezogen. Zur politischen Geschichtschreibung überhaupt brachte er die geringere Befähigung mit, und seine Versuche, die historischen Persönlichkeiten zu verstehen, strauchelten gar oft an Voreingenommenheiten aller Art. Wie wenig verstand er z. B. eine freilich so verschlagene Natur, wie die Napoleons war, zu durchschauen und richtig zu beurteilen! Seine umfassende Untersuchung „Zur Beurteilung Napoleon's und seiner

---

[1]) Vgl. Waitz in der Schmidt'schen Hist. Zeitschrift 5, 524 und H. von Sybel, über den Stand der neuen deutschen Geschichtschreibung (Kleine Schriften 1, 352—353).

neuesten Tadler und Lobenden" bestätigt dieses auf das deutlichste [1]). Er spricht noch immer von der Seelengröße des Corsen, wo der diabolische Charakter desselben längst offen zu Tage lag, und macht für die späteren Schwächen und Unthaten des großen Mannes gar zu gerne seine Umgebung verantwortlich. Zuletzt, d. h. seit dem Anfange des fünften Jahrzehnts kam Schlosser wieder auf seine universalhistorischen Neigungen zurück. Die „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (1844—1857) [2]), ein ausgesprochenermaßen populäres Unternehmen, ruht auf der Verarbeitung und Ergänzung der älteren Schriften Schlossers dieser Art, und hat in den Kreisen, auf die es berechnet war, den erhofften Beifall gefunden. Aber es war nicht zutreffend, Schlosser den „Schöpfer" der Universalgeschichte zu nennen, er schließt vielmehr eine Reihe von Historikern und Unternehmungen ab, die schon im vorigen Jahrhundert ihre Kräfte an eine solche Aufgabe gesetzt haben. Seine Vorliebe für Arbeiten dieser Art hängt mit seiner kosmopolitischen Natur zusammen, wie er denn für eine ausgeprägt nationale Stimmung und Gesinnung geringes Verständnis besaß: diese Umstimmung des deutschen Geistes hat er an sich nicht erfahren [3]).

Nicht jedem Meister begegnet es, daß ihn seine Schüler am Ende überflügeln: Schlosser ist dieses Geschick widerfahren, Gervinus wie Häusser, die man einmal als solche zu betrachten sich gewöhnt hat, selbst wieder verschieden unter einander, stellt das richtende Urteil unsrer Tage über den Mann, als dessen Jünger sie in die Welt getreten waren und welchen wenigstens der eine von ihnen unentwegt als Meister in der Geschichtschreibung

---

[1]) Im Archiv von Schlosser und Bercht.

[2]) Bearbeitet durch Kriegk.

[3]) Mehr der Vollständigkeit wegen erwähnen wir eine im Jahre 1884 erschienene Schrift: „Aus Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Historisch-politische Anschauungen und Urteile zusammengestellt von R. Ribler". Berlin 1884. Sonderbarerweise wird darin u. a. ohne weiteres ein Urteil über den Krieg des Jahres 1866 aufgeführt, während Schlosser 1861 gestorben ist.

verkündigt und gepriesen hat. Der nächste Grund dieser Thatsache ist doch zunächst in dem Umstande zu suchen, daß beide, jeder in seiner Art, den Umschwung innerhalb der deutschen Geschichtschreibung, von welchem wir so oft schon gesprochen haben, sich auf die Dauer nicht entzogen. Bei Gervinus, um bei diesem stehen zu bleiben, kommt aber als maßgebend ein anderes hinzu; er war ohne allen Zweifel ein beträchtlich größeres Talent als sein Meister [1]). Was er von diesem sich angeeignet, geben wir preis und behalten doch noch den großen Geschichtschreiber fest in den Händen. Gervinus ist in demselben Grade Politiker, als es Schlosser nicht war. Ihm liegt in demselben hohen Maße die Sache der Nation am Herzen, als Schlosser etwa die Sache der Menschheit. Auf dem Gebiete der alten Geschichte und Philologie war er wohl bewandert, ohne die Ausübung seines Talentes auf dasselbe zu vereinigen. Das Feld der mittelalterlichen Geschichte war ihm genau bekannt — wie hätte er sonst die Geschichte der deutschen Dichtung auch des Mittelalters schreiben können — aber sie war ihm im Grunde doch nicht sympathisch, schon weil er für das religiöse Moment, das man nun einmal nicht davon trennen kann, geringes Verständnis mitbrachte. Die neue Geschichte war dagegen seine eigenste Domäne, in ihr vermochte sein Geist sich mit voller Freiheit und aller angeborenen Kraft zu bewegen. Sein Verdienst um die deutsche Literaturgeschichte ist bekannt. So wunderlich auch das Motiv, das ihn zur Abfassung derselben bestimmte, erscheinen mag — es sollte der Beweis geführt werden, daß für die Deutschen nun der Zeitpunkt gekommen sei, vom Dichten und Schreiben zum Handeln überzugehen —: als ausgemacht gilt, daß er es ist, der, zuerst in großem Maßstabe und in ganz selbständiger Weise die deutsche Literaturgeschichte begründet und sie im Zusammenhange mit der allgemeinen

[1]) Die Literatur über Gervinus ist verhältnismäßig zahlreich. Das gediegenste sprach L. von Ranke (in H. Sybels hist. Zeitschrift 27, 134 ff.). — Außerdem: Richard Gosche, Gervinus. Leipzig 1871. — Emil Lehmann, G. G. Gervinus. Versuch einer Charakteristik. Hamburg 1871 u. s. f.

Entwickelung der Nation dargestellt hat. Die Verbindung von Geschichte und Politik, die das Charakteristische der Geschichtschreibung von Gervinus ist, klingt hier schon überall vernehmlich durch, ohne jedoch sichtlichen Schaden anzurichten. Die Neigung zu jener Verbindung hat ja schon sein erstes literarisches Auftreten begleitet. Seine Schrift über „Macchiavelli und die florentinische Historiographie" ist, kann man sagen, von ihr eingegeben, wenigstens insoweit sie sich mit dem Verfasser des „Buches vom Fürsten" beschäftigt. Und es besteht kein Zweifel, ein außerordentlicher politischer Scharfblick des deutschen Historikers leuchtet überall durch, so wie eine Fülle von Gedanken, historischen Analogien, Kombinationen ihm zuströmt und den Leser oft zu erdrücken droht; die alte, die mittlere wie die neue Geschichte stehen lebendig vor seinen Augen und dienen ihm zur Erhärtung seiner Ausführungen. Er sieht wohl mit einiger Geringschätzung auf jene Geschichtschreibung herunter, die darauf verzichtet, in das Leben einzugreifen; darum war Schlosser sein Mann, weil er von ihm wohl oder übel überzeugt war, daß er eine solche praktische Wirkung ausübe, was freilich schon bei dessen Lebzeiten von mancher Seite her ganz anders angesehen wurde. Für Gervinus war es eine ganz naturgemäße Wendung, wenn er nach dem Scheitern der heftigen nationalen Bewegung des Jahres 1848, für welche er seine ganze eminente publizistische Kraft eingesetzt hatte, sich entschloß, zur Geschichtschreibung zurückzukehren und die Geschichte des 19. Jahrhunderts zu schreiben, d. h. dort anzuknüpfen, wo Schlosser die Feder niedergelegt hatte. Wie bekannt, hat er das Werk mit Willen nicht vollendet und nicht weit über die Julirevolution hinausgeführt. Der Erfolg hat nicht ganz seinen Erwartungen entsprochen, doch trafen mehrere Ursachen zusammen, um dieses Ergebnis herbeizuführen; eine davon war die breit gehaltene Anlage des Werkes, die trotz der geistreichsten Behandlung die Leser doch leicht ermüdete; eine andere ein starker Zug doktrinärer Denkweise, der sich allen besprochenen Ereignissen aufdrängt und den Fluß der historischen Erzählung hemmt.

Das Schicksal der Einleitung in das Geschichtswerk selbst ist bekannt; gerade hier aber tritt jener Doktrinarismus mächtig auf und greift einerseits auf Sätze zurück, die Hegel in seiner Philosophie der Geschichte vorgetragen, und bereitet andrerseits auf Grund gewisser Voraussetzungen auf große Ereignisse der Zukunft vor, die ein sonst so nüchterner Kopf wenigstens in anderer Weise und mit mehr Vorsicht hätte begründen sollen. Die Schwierigkeit, zeitgenössische Geschichte zu schreiben, wurde übrigens Gervinus bald deutlicher, als er sie anfangs sich vorgestellt zu haben scheint. Daß die mit so scheelen Augen angesehene „diplomatische" Methode der Geschichtschreibung gerade in diesem Falle, wie bei der neuen Geschichte überhaupt, in ihrem unveräußerlichen Rechte sei, dafür hat auch er, und zwar mit jedem Bande nachdrücklich den Beweis geliefert. Bewunderungswürdig ist trotz alledem die Sicherheit, mit welcher Gervinus den weiten Schauplatz seines Themas überblickt, wie er den Strom der wirkenden Ideen nach allen Richtungen der alten und neuen Welt verfolgt und die scheinbar von einander abgelegensten Ereignisse in ihrer inneren Verbindung zu enthüllen versteht. Seine Darstellung ist zwar nicht immer leicht genießbar, oft genug jedoch erhebt sie sich zur klassischen Höhe und packt den Leser mit erschütternder Kraft. Gleichwohl aber, wenn man die großen Werke Rankes und diese Geschichte des 19. Jahrhunderts mit einander vergleicht, wird der uns bekannte Satz Lessings [1]) schwerlich an überzeugender Kraft Zuwachs erhalten. Gervinus hat sich in einem eigenen Schriftchen [2]) auch mit der Theorie der Geschichtschreibung beschäftigt. Er geht dabei auf eine viel ältere Untersuchung Wilhelms von Humboldt über „die Aufgabe des Geschichtschreibers" zurück, die vielleicht das genialste und treffendste ist, was seit Lucian über diese Frage vorgetragen worden ist [3]). Humboldt trat hierin vor allem der

---

[1]) S. oben S. 671.

[2]) „Grundzüge der Historik."

[3]) Sie ist in der Gesammtausgabe der Werke W. v. Humboldts wieder abgedruckt. Man vergleiche damit sein Schreiben, mit welchem er die Übersendung

aprioristischen philosophirenden Geschichtschreibung entgegen. Der Historiker könne freilich der Ideen nicht entbehren, aber er dürfe sie nicht schon mitbringen, sondern müsse sie von den sorgfältig erforschten Thatsachen abstrahiren und diese selbst dann auf Grund des so gewonnenen Ergebnisses ordnen und unter denselben den kausalen Zusammenhang herstellen. Es war der Fall des Ei des Columbus, der sich hier wiederholte. Diese Ausführungen haben tiefen Eindruck gemacht und ihre wohlthätigen Wirkungen sind nicht ausgeblieben. Gervinus hat sie nicht überboten, so viel Geistsprühendes und Originelles er in seiner Art hinzuzufügen weiß. Überhaupt, ein Talent wie das seinige war, bindet sich nicht gerne an Vorschriften und versteht es ebensowenig gut, selbst welche für andere zu geben. So hat er denn, gewiß nicht zufällig, keine Schüler gebildet: der einzige, der hierbei etwa in Frage kommen kann, ist der Geschichtschreibung schnell untreu geworden und zu einer anderen Wissenschaft übergegangen, die er, allerdings in fruchtbarer Weise, mit der historischen Methode erneuert hat. —

An Gervinus schließt sich Ludwig Häusser an[1]). Er zählt mit Recht nicht bloß äußerlich zu dieser Gruppe, denn er ist ein unmittelbarer Schüler Schlossers und hat weiterhin wie Gervinus an der Förderung der nationalen Sache den lebhaftesten Anteil genommen. Von der Philologie ausgegangen, hat er bald der Historie ganz und gar zugeschworen. Seine ausgezeichnete Wirksamkeit als Lehrer ist bekannt: er hat hierin Schlosser wie Gervinus weit übertroffen[2]), während er als Geschichtschreiber nicht in gleichem Maße rasch allgemeine Geltung

---

jener Untersuchung an Goethe begleitet (s. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt. Leipzig 1876, S. 269).

[1]) Geboren 20. Oktober 1818, gestorben 19. März 1867. Vgl. u. a. den Nekrolog von Kluckhohn in der „Bayerischen Zeitung“.

[2]) Seine Vorträge über die „Geschichte der französischen Revolution“ und „Die Geschichte der Reformation“, die Oncken herausgegeben hat, gewähren ein ziemlich treues Bild von Häussers Art, auf dem Katheder zu sprechen.

erlangte [1]). Seine „Geschichte der rheinischen Pfalz" [2]) hat manches abfällige Urteil erfahren; die Darstellung der älteren Epochen läßt wohl auch zu wünschen übrig; sowie er aber in hellere Zeiten gelangt, namentlich vom 15., noch mehr vom 16. Jahrhundert an, wächst ihm die Kraft und gewinnt das Buch an Gehalt. Allerdings auch so ist der Gegenstand noch nicht erledigt. Anders verhält es sich mit der „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich d. Gr. bis zum Wiener Congreß" [3]). Diesem Werke verdankt Häusser seine wissenschaftliche Stellung und seit dem Erscheinen desselben ist er in die vorderen Reihen der deutschen Geschichtschreiber der Gegenwart eingerückt. Der äußere Erfolg des Werkes hat in einer Anzahl mehrerer, vergleichungsweise rasch aufeinander folgenden Auflagen seinen Ausdruck gefunden. Von seinem Meister Schlosser hat er sich aber sichtlich in der Zwischenzeit weit genug entfernt. Die nationalen Motive leiten seine Geschichtschreibung, die wiederum durch eine sorgfältige, namentlich auch archivalische Forschung getragen wird. Außer H. v. Sybel hat niemand für die Vernichtung der französischen Anschauungs- und Behandlungsweise jener verhängnisvollen und doch wieder so großen Epoche unsrer Geschichte, die so lange auch bei uns die Geister zu beherrschen wußte, mehr geleistet als Häusser. Wenn man darum sein Werk eine nationale That genannt hat, so war das am Ende nicht zu viel gesagt. Derselbe hat in Wahrheit dem deutschen Volke in fesselnder Anschaulichkeit die erste erschöpfende, von patriotischem Geiste belebte, aber nicht entstellte Darstellung der Geschichte der Zeit ihres Niederganges und ihrer siegreichen Erhebung und Wiederherstellung gegeben. Häusser versteht es, vortrefflich zu erzählen und das fesselnde Gemälde der sich drängenden Ereignisse zu entrollen, wenn er an Weite des Blickes auch nicht

[1]) Vgl. auch Waitz in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft a. a. O., wo auch Schlosser, Gervinus, Kortüm und K. Hagen kurz charakterisirt sind.

[2]) 1844—1846. 2 Tle.

[3]) 4 Bände.

Gervinus oder an politischen Scharfsinn H. v. Sybel gleichkommt. Es bleibt daher in jeder Beziehung auf das tiefste zu beklagen, daß das neidische Geschick es ihm nicht vergönnt hat, ein zweites nationales Unternehmen, dessen Vorbereitung die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte, eine Geschichte Friedrich d. Gr., wirklich auszuführen [1]).

Gleichzeitig mit Häusser wirkten in Heidelberg noch zwei andere Historiker, die nicht ganz übergangen werden dürfen: Kortüm und K. Hagen, welche ihm allerdings beide, der eine weiter als der andere, an Jahren voraus waren [2]). Keiner von beiden gehört einer bestimmten Schule an. Kortüm besaß eine tüchtige philologische Bildung und hatte sie durch den Geist der Freiheitskriege, in welchen er mitgefochten, geadelt. In den verschiedensten Epochen der Geschichte des Altertums, des Mittelalters, der neuen Zeit hat er gearbeitet. Sein Handbuch über die römische Geschichte hat ihm die Anerkennung auch von Seite der Fachmänner eingetragen. Seine Schriften über die Geschichte des Mittelalters sind freilich bereits so ziemlich in Vergessenheit geraten. Sie sind etwas schwerfällig gehalten und leiden an einer Originalität, die nicht auf allgemeinen oder nachhaltigen Beifall rechnen darf. Seine „Geschichte des Übergangs aus dem Mittelalter in die Neuzeit“ [3]) hat einen höchst anziehenden Gegenstand zum Vorwurf, bleibt aber freilich, sowohl was Forschung als Auffassung anlangt, hinter der Höhe der Aufgabe zurück. — K. Hagen hat ohne Zweifel, was Kenntnisse und Darstellungsgabe anlangt,

---

[1]) Nach Häussers Tod ist auch eine Sammlung seiner kleineren Schriften, Kritiken u. dgl. in 2 Bänden erschienen. Häusser hat namentlich durch seine Besprechungen zeitgenössischer Werke deutscher und französischer Historiker in der A. A. Zeitung Jahre hindurch einen großen Einfluß auf das öffentliche Urteil ausgeübt.

[2]) Joh. Fried. Christ. Kortüm, geboren 1788, gest. 1858. — K. Hagen, geboren 1810, gest. 1868. — Vgl. über beide Waitz in Ad. Schmidts Hist. Zeitschrift a. a. O.

[3]) Nach Kortüms Tode von Reichlin-Meldegg (in 2 Bänden) herausgegeben.

den Beruf zur Geschichtschreibung mitgebracht. Freilich huldigte er in politischen und religiösen Dingen einer Anschauung, die ihm den geschichtlichen Blick einigermaßen trübte. Seine bedeutendste Schrift hat den „Geist der Reformation" zum Gegenstande[1]), die literarischen, sozialen, religiösen Zustände werden darin in lehrreicher, anschaulicher Weise entwickelt, jedoch verschiebt der Verfasser durch eine schiefe Ansicht von der Kirchenreformation selbst den Schwerpunkt der entscheidenden Umgestaltung in einem Maße, daß schließlich nur ein Zerrbild zurückbleibt. Er erwärmt sich für Sebastian Frank viel mehr als für die Reformatoren, in deren Sieg er nur ein Mißlingen der ursprünglichen Tendenzen der großen Bewegung erblickt. Mit diesem Mißverständnisse ist er nun freilich in der Minorität geblieben. Seine Geschichte der „Neuesten Zeit" behandelte nach dem Standpunkt des Liberalismus vulgaris die Geschichte von 1815 bis 1848 und löst, ohne die Forschung über das nächstliegende Maß hinauszuspannen, die ganze Summe der Begebenheiten in ein eintöniges Puppenspiel von Aktion und Reaktion auf; dagegen finden sich unter seinen kleineren Abhandlungen wieder einzelne, wie z. B. über die „Politik König Albrecht I. und die Entstehung der Eidgenossenschaft, die es lebhaft bedauern lassen, daß ihn seine einseitige, etwas gereizte Weltanschauung gar zu gerne von den Pfaden ablenkte, auf welchen er tüchtigeres hätte leisten können.

Eines geht aus allem diesen hervor, daß auf dem Boden, auf welchem die sog. Heidelberger Schule erwachsen war, die Geschichtschreibung fast durchweg eine Richtung nahm, die über die Grenzen der Wissenschaft hinaus eine praktische Richtung verfolgte und zugleich der Sache der Freiheit, der Nationalität u. dgl. dienen wollte. Mit diesem Beispiele war ein Mann vorausgegangen, dessen „Weltgeschichte" eine Reihe von Jahrzehnten hindurch als das universalhistorische Evangelium der liberalen

[1]) In 3 Bänden; nach Hagens Tode hat sein Sohn, Hermann Hagen, eine neue (Titel-) Ausgabe veranstaltet und eine Skizze des Lebens seines Vaters beigegeben.

Kreise gegolten hat: nämlich K. W. von Rotteck[1]). Nicht als Werk der Wissenschaft haben wir es auszuzeichnen, sondern als den energischen Ausdruck einer für die Hingebung an Recht, Freiheit und Vaterland mannhaft eintretenden Gesinnung. Rotteck that das mit Talent und aus der Kühnheit einer freien Seele, aber da der Erfolg dieses Beginnens überwiegend von der entgegenkommenden Stimmung seiner unbefriedigten Zeitgenossen bedingt war, so schwand auch er unerbittlich dahin, so wie jene Stimmung anderen Wünschen und anderen Hoffnungen Platz machte. — —

Solche immerhin abnorme Erscheinungen vermochten indes den siegreichen Fortschritt, welchen die deutsche Geschichtschreibung seit und durch Niebuhr und Ranke eingeschlagen, in keiner Weise aufzuhalten. Eine fast unübersehbare Thätigkeit entwickelte sich auf allen Gebieten der Geschichte und immer größer wurde die Zahl der begeisterten und berufenen Meister und Jünger, die sich in die lockende Arbeit teilten. Die Indologie wurde durch Gelehrte wie Lassen weiter gefördert, das Studium des alten Ägyptens durch Lepsius und seine Nachfolger vertieft, die Geschichte der iranischen Völker in helleres Licht gesetzt, die der Semiten (Juden, Phönizier, Assyrier) weitergeführt oder mit Erfolg in Angriff genommen. Die Behandlung der Geschichte der Griechen und Römer trat auf Grund der gegebenen Voraussetzungen in ein neues, fruchtbares Stadium. Otfried Müller wandte die Methode Niebuhrs auf die Dorier und ihre Überlieferung an und zerriß so den Schleier, hinter welchem eine von der Sage verhüllte, ganz anders gestaltete Geschichte schlummerte. Boeckh führte durch seinen „Staatshaushalt der Athener“ eine Seite des staatlichen Lebens in den Kreis der geschichtlichen Betrachtung, die bis dahin unbillig ausgeschlossen geblieben war.

---

[1]) Vgl. F. v. Weech „Aus alter und neuer Zeit“ Leipzig 1874 S. 241 ff. — Dr. Rich. Röpell „Karl Wenzesl. von Rotteck“ (Rektoratsrede). Breslau 1883). — Die 1. Auflage des Rotteck'schen Werkes erschien in den Jahren 1812—1826.

J. G. Droysen, nachdem er durch seine Monographie über Alexander d. Gr. sich den Weg geebnet hatte, zog durch seine Geschichte des Hellenismus und der Diadochen unendlich wichtige Vorgänge zum erstenmal in den Kreis strenger wissenschaftlicher Darstellung. Man verspürt bei ihm die Hegel'schen Einflüsse recht deutlich, mit solchem Nachdruck sucht er überall die Notwendigkeit und damit die Vernünftigkeit des Geschehenen nachzuweisen. Diese Methode hat er denn auch auf die Behandlung der neuen Geschichte übertragen, auf welche er, mit Zurückstellung seiner übrigen begonnenen Arbeiten, über das Mittelalter hinweg überging. Wie sehr die vollständige Vernachlässigung des Mittelalters sich übrigens an ihm gerächt hat, beweist ein einziger Blick in den ersten Band seiner „Geschichte der preußischen Politik". Diese selbst, bis in die ersten Jahre Friedrich d. Gr. geführt und durch seinen Tod unterbrochen, ist übrigens gleichwohl das Werk eines ungemein kräftigen und scharfsinnigen Geistes, der sich, indem er uns das Geschehene sozusagen mit Gewalt verstehen lehren will, freilich zur reinen historischen Darstellung schwer erhebt. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz historischer Auffassung ersinnen, als er zwischen Ranke und Droysen besteht. Der eine zieht uns leise an sich, der andere packt uns, ohne uns darum länger festzuhalten. Kein Zweifel übrigens, daß die preußische Politik durch Droysens Ausführung in den bedeutendsten Momenten in eine neue Beleuchtung tritt und daß er die Evolutionen derselben seit dem großen Kurfürsten mit Kunst und oft mit Meisterschaft entwickelt. In der Darstellung selbst hat er von jeher eine ungewöhnliche Kraft und Kunst entfaltet, von welcher er u. a. vorher, auch durch seine Biographie des FM. Yorks, eine glänzende Probe abgelegt hatte. An Sorgfalt der vorbereitenden Forschung hat es Droysen in keiner Weise fehlen lassen, indes hat man ihm vielleicht nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er die Ergebnisse derselben bestimmten Voraussetzungen gelegentlich unterordne [1]).

[1]) Es sei bei dieser Gelegenheit der Publikation der „Akten und Urkunden zur Geschichte des großen Kurfürsten" gedacht, die unter der Protektion des

Kehren wir nun zu den neueren Werken für die alte Geschichte zurück, so fordern, außer dem künstlerisch und auf solider Grundlage aufgebauten Werke von Curtius über die griechische Geschichte [1]) die Arbeiten über die römische Geschichte ihre Erwähnung. Die Namen Drumann, Hoeck, Mommsen, Peter, Schwegler sind es, die uns hier begegnen, alle, soweit sie miteinander wetteifern, in ihrer Art verdient und doch aufs höchste von einander verschieden. Den bei weitem größten Ruhm hat sich Mommsen errungen, ein Gelehrter seltenster Art, der durch die von Niebuhr gesprengten Felsen hindurch seinen Weg in voller Selbständigkeit genommen und mit Benutzung aller Mittel, welche ihm seine unvergleichliche Gelehrsamkeit an die Hand gab, in modernisirender, oft etwas gesuchter Manier ein wie ganz neues und glänzendes Bild der römischen Vergangenheit aufgestellt und außerdem zugleich die Geschichte Italiens damit zu verbinden versucht hat [2]). Ein zusammenfassendes, aber selbständiges Werk über die Geschichte des Altertums, in erster Linie der nicht klassischen Völker — der Arier wie der Semiten — dann der Griechen bis zu den Perserkriegen, hat Max Duncker geliefert; sie steht auf der Höhe der Wissenschaft und zeichnet sich durch treffende Erfassung der maßgebenden Momente und durch klare Darstellung der inneren Zustände auf das vorteilhafteste aus. Es ist ein echter Historiker, den wir dabei vor uns haben.

Die Rührigkeit, die auf dem Felde der mittleren und neuen Geschichte herrscht, können wir höchstens noch unvollkommen

---

deutschen Kronprinzen seit längerer Zeit im Gange ist (Mitarbeiter: Erdmannsdörffer, K. Peter u. s. w.).

[1]) Soll einmal von den neueren Werken über griechische Geschichte geredet werden, so wäre es ein Unrecht, die Schrift von Arnold Schäfer (gest. 1876) über Demosthenes, die von grundlegender Bedeutung ist, nicht zu erwähnen. Von demselben Gelehrten haben wir bekanntlich eine später entstandene Geschichte des 7jährigen Krieges, die sich ebenso durch ein treffendes politisches Urteil als durch die Resultate einer höchst ergiebigen archivalischen Forschung auszeichnet.

[2]) S. L. Lange in der „Allgemeinen Monatsschrift“ 1854 S. 793 ff.

andeuten. Wir dürften sonst eine nähere Würdigung der Arbeiten von A. von Reumont und von F. Gregorovius auf dem Gebiete der Geschichte Italiens und insbesondere Roms nicht unterlassen; wir würden sonst die nicht geringen Verdienste der kritischen Forschungen Ignaz von Döllinger's um eine Reihe hochwichtiger Fragen aus der Geschichte des Mittelalters einer näheren Erörterung unterziehen. Ein wichtiges ist die fortgesetzte Pflege der historischen Hilfswissenschaften, der Paläographie und noch mehr der Diplomatik, Disziplinen, um welche sich Wattenbach, Stumpf, in meisterhafter Weise aber Sickel verdient gemacht haben. Zu erwähnen sind ferner die größeren Unternehmungen geschichtlicher Sammelwerke, wie die Wiederaufnahme der Heeren-Uckert'schen Sammlung, die jetzt in W. v. Giesebrechts Hände gelegt ist und welchen bereits mehrere gediegene Werke ihr Dasein verdanken [1]). Ferner die Hirzel'sche Sammlung der neuesten europäischen Staatengeschichten, unter welchen sich so ausgezeichnete, wie z. B. die englische von Reinhold Pauli, die spanische von H. Baumgarten, die österreichische von A. Springer, die deutsche von H. v. Treitschke finden.

Eine wesentliche Förderung hat die Erforschung der deutschen Geschichte durch die von K. Max II. von Baiern gegründete und seinem Nachfolger König Ludwig II. sanktionirte und für die Zukunft gesicherte historische Commission bei der Akademie

[1]) Von der älteren Serie verdienen u. a. im besonderen namhaft gemacht zu werden die Geschichte Polens von R. Röpell, die Geschichte Rußlands von E. Herrmann, Spaniens von H. Schäfer. Von der neueren Serie erwähnen wir zunächst die Geschichte Baierns von S. Riezler, als die erste den Anforderungen der modernen historischen Wissenschaft entsprechende Behandlung ihres Gegenstandes. Das bekannte Werk von Zschokke, der J. v. Müllers Manier nachahmen will, war gut gemeint, ist aber längst veraltet. Das Werk von Andr. Buchner genügt in der Darstellung der älteren Zeiten am wenigsten. Dagegen fand es durch die über den 1. Band nicht vorgedrungene österreichische Geschichte von M. Büdinger eine gründliche Ergänzung und Berichtigung.

der Wissenschaften in München erfahren [1]). Die verschiedenen Unternehmungen, welche diese in das Leben gerufen und die im vollen Gange sind, brauchen hier kaum erwähnt zu werden. Die deutschen Reichstagsakte, durch welche ein schon zu Zeiten der Germanistenversammlung ausgesprochener Gedanke seine preiswürdige Verwirklichung gefunden hat [2]), die deutschen Städtechroniken, unter der Leitung Karl Hegels, „des ohne Zweifel bedeutendsten jetzt lebenden Kenners der Städtegeschichte", der seinen Beruf zu dieser Aufgabe bereits durch seine über alles Lob erhabene „Geschichte der italienischen Städteverfassung" dokumentirt hatte [3]). Ferner die „Wittelsbachische Correspondenz [4]), die Hansarezesse, die historischen Volkslieder der Deutschen [5]), die Jahrbücher der deutschen Geschichte, unter deren Verfassern wir neben so vorzüglichen Gelehrten wie Waitz und Dümmler, S. Hirsch, R. Köpke, Forscher wie Sigurd Abel, Ed. Winckelmann, E. Steindorff, H. Breßlau, B. Simson, W. Bernhardi u. s. w. begegnen, die Geschichte der Wissenschaften, die allgemeine deutsche Biographie u. s. w., so daß ein guter Teil des deutschen geschichtlichen Lebens in diesen Arbeiten seine fruchtbare Vertretung gefunden hat [6]). — — —

[1]) Vgl. „Die Historische Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften 1858—1883. Eine Denkschrift". München 1883.

[2]) Unter der ursprünglichen Leitung von H. v. Sybel, an dessen Seite zuerst G. Voigt, dann Julius Weizsäcker getreten ist, welch letzterer dann in selbständiger Weise die Hauptarbeit gethan hat; neben ihm haben D. Kerler und Bernheim einzelne Bände bearbeitet.

[3]) S. oben S. 1035.

[4]) In 3 Abteilungen, für deren Bearbeitung Aug. Kluckhohn, M. Ritter, F. Stieve, v. Druffel, v. Bezold, unter der formell mitwirkenden Leitung von H. v. Sybel, K. Cornelius und Franz v. Löher, ihre Kräfte eingesetzt haben.

[5]) Von dem Freiherrn von Liliencron gesammmelt und redigirt.

[6]) Um die Gründung der historischen Commission hat nebst Ranke H. v. Sybel sich in besonderem Grade verdient gemacht. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir die Begründung der „Historischen Zeitschrift" durch H. v. Sybel; eine solche war seit dem Aufhören der Ad. Schmidt'schen ein wahres Bedürfnis.

Blicken wir auf den zurückgelegten Weg noch einmal zurück, so ergibt sich unzweifelhaft der Eindruck, daß durch alle Hemmung hindurch im Verlauf einer Anstrengung von mehr als drei Jahrhunderten ein stolzes Ziel erreicht wurde, das zugleich die erhebende Aussicht für die Zukunft unsrer Wissenschaft eröffnet. Alle Anfechtungen von hüben und drüben werden daran nichts zu ändern vermögen. Das Hereintragen von außerhalb der Sache liegenden Gesichtspunkten, das von Zeit zu Zeit gerne versucht wird, kann vorübergehend vielleicht Verwirrung anrichten, es wird aber immer wieder den Rückzug antreten müssen [1]). Drei Faktoren sind es, welche unsere Geschichtschreibung von Anfang an, wenn auch nicht in gerader Reihenfolge, bewegt haben: die Wissenschaft, die Menschheit, die deutsche Nationalität. Es ist ihr gelungen, diese Dreiheit, die lange Zeit hindurch meist unverbunden nebeneinander herging, schließlich zu verschmelzen und eine harmonische Einheit daraus zu bilden. In dieser Gestalt überliefert die Gegenwart sie den kommenden Geschlechtern; mögen diese das kostbare Erbe heilig halten und in würdiger Weise fort und fort vermehren!

---

[1]) Vgl. u. a. den Aufsatz Droysens gegen Buckle in der Hist. Zeitschrift von Sybel, und Ottokar Lorenz „Die bürgerliche und die naturwissenschaftliche Geschichtschreibung" a. a. O. 39, 458 ff.

Namenregister.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, diejenigen, vor denen ein A steht, die Anmerkungen.

D.

E.

F.

J.

K.

L.

M.

S.

T.

U.

V.

Nachträge und Berichtigungen.

a) Zu S. 126. — Eine deutsche Übertragung der Germania **Wimphelings** hat inzwischen Professor Ernst Martin in Straßburg veröffentlicht.

Zu S. 67. — Vgl. W. **Schneegans**. Abt Johannes Trithemius und Kloster Sponheim. Kreuznach 1882.

Zu S. 244. — S. K. **Hartfelder**, der Historiker Hubertus Thomas Leodius (Forschungen zur deutschen Geschichte. 25. Bd. 2. Heft S. 273—291) und vgl. **derselbe**, zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland (Stuttgart 1884). S. 4—23: Zwei Historiker des Bauernkrieges (Peter Harer und Georg Schwartzerd).

Die Ausgabe der Annales Boiorum des Aventin durch S. **Riezler** ist inzwischen vollendet worden.

Zu S. 589. — S. R. **Stintzing**, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. 2. Abt. (München und Leipzig 1884). S. 46—54: Hippolithus a Lapide, und S. 165—188: Hermann Conring.

Zu S. 503. — Vgl. Herm. Hoffmannswaldau und anderer deutscher auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte anderer Teil (Leipzig 1697) S. 270: „Auf die ins Teutsche übersetzte Historie Gustafi Adolfi".

Zu S. 1076. — Vgl. **Duncker** Max, Johann Gustav Droysen. Ein Nachruf. Berlin 1885.

b) S. 10 statt Willehalds lies **Willehads.** — S. 20 st. die sog. Repgowische l. **der** sog. R. — S. 47 Anm. st. 1585 l. **1485.** — S. 52 st. im Jahre 1560 l. **1460.** — S. 57 st. und und darum gar l. und darum **nicht** zu — S. 62 st. 1437 l. **1477.** — S. 76 Anm. st. Bavarum l. **Bavarorum.** — S. 88 Anm. 3 st. similiana l. **similia.** — S. 103 Anm. 3 st. Theoricidem l. **Theodoriceidem.** — S. 124 Anm. 1 st. Chroniken d d. St. Bd. I l. **Bd. VIII.** S. 129 Anm. 3 st. in locum l. in **lucem.** — S. 186 st. welche l. **welchen.** — S. 192 Anm. st. concervatam l. **coacervatam.** — S. 198 st. Esau l. **Esra.** — S. 254 Anm. st. Czerewewsky l. **Czerwenka** und st. Chevenhüller l. **Khevenhiller.** — S. 462 ist **Wolfgang Lazius** durch ein Versehen noch einmal als Bearbeiter der griechischen und römischen Geschichte aufgeführt. — S. 546 l. **Wagnereck** st. Wagenneck. — S. 622. Die ersten Absichten von **Leibniz** auf eine Stellung in Wien waren auf die kaiserliche Bibliothek gerichtet. — Einzelne Irrtümer in den Vornamen der Autoren (wie z. B. S. 969 Heeren, K. B. statt **A. H. L.** H. und S. 1011 Karl Anton Menzel st. K. **Adolf** Menzel) berichtigen sich durch das Namenregister.

Parsch